Die Grenzboten


Dei
Sub Numine
Viget





Die Grenzboten

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

Jährlich 52 Hefte

62. Jahrgang

Nr. 40

Ausgegeben am [illegible] Oktober 1905

Inhalt: Seite

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Die

Grenzboten

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst

---

62. Jahrgang

Viertes Vierteljahr

Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow
1903

Inhaltsverzeichnis

Jahrgang 1903. Viertes Vierteljahr

Politik, Kolonialwesen, Geschichte, Heer und Marine

Volkswirtschaft, Verwaltung, Rechtspflege, Kirche, Verkehr

Literatur und Kunst

Verschiednes

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Aus Landwirtschaft, Industrie und Handel

Literatur

(Die mit * bezeichneten Bücher sind in größern Aufsätzen behandelt oder erwähnt worden)



Kronprinz Friedrich und Ernst Curtius

Von Otto Kaemmel

Zu den merkwürdigsten Zügen der deutschen Geschichte gehört es doch, daß sich die geistige und die politisch-militärische Entwicklung so oft auf ganz verschiednen Schauplätzen vollzogen, ganz verschiedne Brennpunkte gehabt hat. In früher und stärker zentralisierten Völkern fallen diese zusammen. Paris war von jeher das politische wie das geistige Zentrum erst Nordfrankreichs, dann ganz Frankreichs, und in England gilt für London dasselbe; ein Dichter wie Shakespeare wäre nirgends sonst in England denkbar. Auch Rom ist dem Ansehen nach immer die Hauptstadt Italiens und oft genug ein geistiges Zentrum gewesen. Wenn es in Deutschland ganz anders ist, wenn sich hier lange weder ein großer politischer Mittelpunkt gebildet hat noch ein festes ständiges Zentrum für die geistige Kultur, so ist das ebensogut das Ergebnis des unsteten Ganges unsrer Geschichte und unsrer späten politischen Einigung, wie ein Grund für diese Verzögerung. Vor den erst spät erworbnen Kolonialländern im Osten behauptete der altdeutsche Westen bis ins sechzehnte Jahrhundert hinein in jeder Beziehung den Vorrang. Das Rheinland im weitesten Sinne des Worts, Schwaben, Franken und Lothringen, ist mit Niedersachsen und Thüringen zusammen das mittelalterliche Kaiserland, der Schauplatz der großen politischen Machtbildungen und zugleich der reichsten Kulturentwicklung. Von den Koloniallanden steht ihm nur das schöne Österreich ebenbürtig zur Seite, weil es schon seit dem neunten und dem zehnten Jahrhundert deutsch geworden war. Der Nordosten kam nur in der bildenden Kunst dem Westen einigermaßen nahe; die mittelalterliche Dichtung trieb dort nur spärliche und späte Blüten — dem wanderfrohsten der süddeutschen Sänger, Walter von der Vogelweide, erschien das niederlausitzische Kloster Dobrilugk als eine ultima Thule, an die er nur mit Schaudern dachte —, und auch später haben weder die Hansa noch der deutsche Ordensstaat in Preußen eine ihrer Bedeutung würdige Geschichtsschreibung hervorgebracht; dafür hatten diese harten Geschäftsleute und Krieger weder Zeit, noch Geschick, noch Bedürfnis. Aber in den spätern Jahrhunderten des Mittelalters zerfiel Westdeutschland politisch, die großen Territorialmächte entstanden alle im kolonialen Osten, Kultur, Fortschritt und staatliche Ent-

wicklung vollzogen sich auf verschiednen Schauplätzen. Erst mit der Stiftung von Universitäten, deren älteste bekanntlich in Prag 1348 als ein Gegenbild von Paris für Osteuropa entstand, begannen die Kolonialländer am geistigen Leben einen regern Anteil zu nehmen, aber noch der Humanismus und die Renaissance fanden ihre wichtigsten Pflegstätten im Westen, und erst mit Luthers Reformation, die unter dem Schutze des ostdeutschen Territorialfürstentums emporkam und zuerst auf seinem Boden eine neue Kirchenorganisation schuf, begann der Nordosten auch die Führung des geistigen Lebens zu übernehmen. Denn der Westen und der Süden blieben oder wurden wieder katholisch, sie gerieten also unter den Einfluß einer jetzt wesentlich vom romanischen Geiste bestimmten Kulturmacht, während diesem im mittelalterlichen Katholizismus der germanische Geist ein starkes Gegengewicht geboten hatte, und sie verloren somit die Fähigkeit, die frühere Führung zu behaupten, denn „das Mark des germanischen Geistes wurde protestantisch." Hatte die poetische Literatur des sechzehnten Jahrhunderts noch in Süddeutschen ihre meisten Vertreter, in süddeutschen Städten ihre wichtigsten Pflegstätten gefunden, so traten jetzt Obersachsen und Schlesien in den Vordergrund, und Dresden wurde seit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts eine vorgeschobne Kolonie des Südens, die Hauptstadt der Kunst in Deutschland. Politische Machtbildung und Kulturpflege schienen sich wieder auf demselben Schauplatze zu vereinigen.

Doch war das wieder nicht von Dauer. Ansehnlich vergrößert war Kursachsen aus dem Dreißigjährigen Kriege hervorgegangen, aber im Kampfe um das längst umstrittne Erzstift Magdeburg, dessen Besitz den Elblauf, die wichtigste Handelsstraße Ostdeutschlands, bis an die Havelmündung in seine Hände gebracht haben würde, war es dem bis dahin viel schwächern Brandenburg unterlegen, und indem es den ständischen Staat fast unverändert bestehn ließ, trat es auch an innerer Kraft hinter dem zu straffer Zentralisation aufstrebenden Nachbarstaate politisch allmählich zurück. Der Kulturvorrang blieb ihm noch lange, bis zum Siebenjährigen Kriege. Was in Brandenburg unter dem Großen Kurfürsten und dem ersten Könige Friedrich an Kultur aufblühte, das war erst holländisch, später französisch; nur die Universität Halle, 1694 als Konkurrenzanstalt neben den kursächsischen Hochschulen Leipzig und Wittenberg gegründet, vertrat kraftvoll neue Richtungen der deutschen Wissenschaft. Seit Friedrich Wilhelm dem Ersten prägte sich dann in Preußen das absolutistisch-militärische Wesen zu schroffer Einseitigkeit aus, und wenn auch Friedrich der Große die umfassendsten geistigen Interessen hatte, dem deutschen Kulturleben stand er doch in seiner durch und durch französischen Bildung ganz fern. So wurde für Jahrzehnte Weimar, nicht Berlin, die geistige und literarische Hauptstadt Deutschlands, nicht durch eine dieser kleinen thüringischen Landstadt etwa innewohnende besondre geistige Kraft, sondern durch die großen Männer, die ein hochherziger Fürst dort versammelt hielt, gerade wie Wittenberg nur durch Luther und Melanchthon, nicht durch sich selbst die Hauptstadt der Reformation geworden ist. Diese nüchterne, prosaische, hart politisch-militärische Art des preußischen Staats, die für die übrigen tatsächlich staatlosen, unpolitischen, weltbürgerlichen Deutschen viel mehr Abstoßendes als Anziehendes

hatte, blieb auch unter Friedrich Wilhelm dem Dritten zunächst unverändert, und sogar die Königin Luise war so ganz französisch gebildet, daß sie meist französisch schrieb und erst später Schiller kennen lernte. Erst in der Notzeit nach 1806, als die für unübertrefflich geltende Staatsordnung Friedrichs des Großen morsch zusammengebrochen war, begann die deutsche Geisteskultur stärker auf das preußische Wesen einzuwirken; die Gründung der Universität Berlin 1810 gab ihr einen neuen, großen Mittelpunkt, und die junge Romantik fand in Berlin einen ihrer wichtigsten Schauplätze. Noch unter Friedrich Wilhelm dem Dritten erwuchs es dann zur Hauptstadt der deutschen Plastik, da ihr preußische Männer und Taten die würdigsten Gegenstände lieferten, und mit Friedrich Wilhelm dem Vierten bestieg der erste König den preußischen Thron, bei dem das Kulturinteresse den politisch-militärischen Geist sogar überwog. Wie ungünstig diese Richtung seine Politik und damit die Geschichte Deutschlands beeinflußt hat, ist oft genug gesagt worden; aber es ist ungerecht, darüber zu vergessen, daß in dieser Verbindung des preußischen Königtums mit hoher geistiger Bildung auch ein großer Fortschritt, eine spezifisches Preußentum und deutsche Geisteskultur verschmelzende Kraft gelegen hat.

In seinem jüngern Bruder und Nachfolger, dem Prinzen Wilhelm, kam das Wesen des Vaters, der nüchterne Wirklichkeitssinn, das Übergewicht der politisch-militärischen Neigung und Begabung wieder mehr zur Geltung, und doch hat Kaiser Wilhelm hundertmal bewiesen, daß er, wie er sich in jede neue Aufgabe mit merkwürdiger Anpassungsfähigkeit hineinzufinden wußte, so auch für jede an ihn herantretende große Kulturfrage Interesse und Verständnis hatte. Inwieweit dabei seine Gemahlin Augusta eingewirkt hat, ist nicht immer zu sagen; fest steht, daß diese Prinzessin von Sachsen-Weimar, die Enkelin Karl Augusts, mit vollem Bewußtsein die ästhetisch-literarische, die freie, humane Bildung der klassischen Literaturperiode am preußischen Hofe vertreten und in diesem Sinne auf die Erziehung ihres Sohnes Friedrich maßgebend eingewirkt hat. Bisher gab es darüber nur sehr fragmentarische Nachrichten. Erst der jüngst veröffentlichte Briefwechsel von Ernst Curtius, eine der reichsten und schönsten Publikationen dieser Art, die wir haben,*) gewährt uns einen vollen Einblick in diese Beziehungen und nicht zum wenigsten in die wichtige Rolle, die Augusta dabei gespielt hat. Darin vor allem liegt ihre historische Bedeutung, ihre positive Leistung, nicht in dem zähen Kampfe, den sie fast vierzig Jahre lang gegen die Politik Bismarcks geführt hat, und der eine gerechte Würdigung ihres Wesens so lange gehindert hat, noch heute hindert und so lange hindern wird, bis sich aus Überschwenglichkeit und Haß eine wirklich historische Anschauung unsrer jüngsten Vergangenheit erhoben haben wird.**)

*) Ernst Curtius. Ein Lebensbild in Briefen. Herausgegeben von Friedrich Curtius. Mit einem Bildnis. Berlin, J. Springer, 1902. X und 714 Seiten. Vgl. Nr. 10 und 11 der Grenzboten vom 5. und 12. März d. J.

**) Eine zusammenfassende Darstellung mit Benutzung aller zugänglichen Quellen, die natürlich noch höchst unvollständig sind, hat mit unbefangnem Urteil Hermann von Petersdorff versucht: Kaiserin Augusta. Sonderabdruck aus der Allg. Deutschen Biographie, 46. Band. Leipzig, Duncker und Humblot, 1900. 116 Seiten.

Geboren am 30. September 1811 in Weimar als jüngere Tochter des damaligen Erbprinzen Karl Friedrich und der stolzen russischen Großfürstin Maria Pawlowna wuchs Augusta noch unter den Augen ihres Großvaters Karl August und Goethes auf, der sich auf den Wunsch der Mutter viel um ihre Erziehung kümmerte. In der ziemlich vielseitigen Bildung, die natürlich früh auch das Französische pflegte und dafür bei ihr eine lebhafte Vorliebe erweckte, sodaß sie es auch mit ihrem Bruder, dem spätern Großherzog Karl Alexander, immer gern sprach, übten besondern Einfluß der Hellenist Hand aus Jena und der Konsistorialrat Horn mit seinem ganz und gar rationalistischen Religionsunterricht. Zeichnen, Malen und Musik weckten zeitig das Interesse für die Kunst. Dagegen scheinen die ältern historischen Überlieferungen des Ernestinischen Hauses keine besondre Bedeutung für ihre Auffassung gewonnen zu haben, wie diese Überlieferungen denn für das in Weimar gepflegte allgemein menschliche Bildungsideal auch ziemlich gleichgiltig und für das Herrscherhaus, das im Kampfe für das Luthertum Kurwürde und Land verloren hatte, nicht eben erfreulich waren. Die Mutter hielt ihrerseits auf Gewöhnung an ein strenges Zeremoniell, erweckte aber in der Tochter auch ihren eignen gemeinnützigen Sinn. Wohl daraus ergab sich für diese das Interesse für die heilige Elisabeth und für die Wartburg, woran die Erinnerung an Luthers dortigen Aufenthalt kaum einen Anteil hatte. Dagegen blieb die eifrig russische Gesinnung der Mutter und ein längerer Aufenthalt in St. Petersburg 1824/25 ohne Einfluß auf Augusta, sie zeigte früh sogar eine entschiedne Abneigung gegen alles Russische und Hinneigung zu England, dem Musterlande parlamentarischer Verfassung, die im Großherzogtum Sachsen-Weimar soeben — 1816 — eine bescheidne Nachbildung gefunden hatte. Mehr und mehr lernte die junge Fürstin zu Goethe und Herder als den höchsten Vertretern echter edler Menschenbildung aufsehen, aber von der unbefangen sachlichen Auffassung, die Goethe gegenüber den Dingen allezeit bewahrte, blieb sie immer fern; sie neigte eher zu Herders leidenschaftlich-tendenziöser Beurteilung, so nahe sie Goethe persönlich stand. Mit ihrer Einsegnung am 21. August 1827 und einer Reise nach Italien fand ihre Bildung einen äußerlichen Abschluß. Schön und stattlich, von vornehmer Zurückhaltung, erschien sie in diesen Jahren scharfen Beobachtern wie Wilhelm und Alexander von Humboldt als ein fester und selbständiger Charakter von lebendigem und durchdringendem Geist, und Goethe rühmt an ihr, sie sei „so bedeutend als liebenswürdig" und verbinde „frauenzimmerliche und prinzeßliche Eigenschaften auf vollkommne Weise."

Es war ihr nicht vergönnt, Herz und Neigung frei zu verschenken, und der Mann, zu dessen Gemahlin sie von beiden Höfen bestimmt wurde, Prinz Wilhelm von Preußen, hatte seine tiefe Herzensneigung zu Elisabeth Radziwill dem Willen des Vaters und dem Staatsinteresse opfern müssen, um eine zweifellos ebenbürtige Ehe zu schließen, nachdem sein jüngerer Bruder Karl schon die ältere Schwester Maria heimgeführt hatte. Augusta war sich über ihre Lage völlig klar; „ich weiß, was ich dem Prinzen zu ersetzen habe," sagte sie damals; sie hat es sehr bald über sich gewonnen, mit der Prinzessin Elisabeth in ein unbefangen freundschaftliches Verhältnis zu treten. Am

25. Oktober 1828 wurde sie mit dem Prinzen Wilhelm versprochen, am 7. Juni 1829, dem Pfingstsonntage, trat sie mit ihm die Reise in die neue Heimat an, am 11. Juni wurde das Paar in Berlin getraut. Begreiflicherweise beruhte das Verhältnis beider mehr auf freundschaftlicher Hochachtung als auf inniger Neigung, aber tadellos ist es immer geblieben, so verschieden die schlichte, feste, soldatische Natur des Prinzen von dem geistvollen, vielseitigen, lebendigen, ja leidenschaftlichen Wesen seiner jungen Gemahlin war.

Es entsprach vor allem ihren Neigungen, wenn sie sich in dem ehemaligen Tauentzienschen Hause unter den Linden, dem einfachen alten Schwedter Palais, durch einen vom König freigebig geförderten Umbau (1835/37) stattlich einrichteten und sich für den Sommer an den lieblichen Ufern der Havel in Schloß Babelsberg auf dem „Babertsberge," wo einst Prinz Wilhelm seine erste Schanze gebaut hatte, ein reizendes, behagliches Heim im englischen Tudorstil schufen (1834/35). In diesen Räumen bewegte sich das rege geistige Leben, zu dessen Mittelpunkt sich Augusta alsbald zu machen bemüht war. Die Historiker Raupach und Raumer, der Philolog Böckh, die beiden Brüder Humboldt, die Maler Philipp Veit und Begas, der liberale General von Boyen gehörten zu ihrer bevorzugten Umgebung. Den größten Einfluß unter ihnen übte immer Alexander von Humboldt auf sie; in ihm sah sie den Vertreter ihrer Herderschen Jugendideale. Aber auch mit medisanten und geistreichen Spöttern wie Varnhagen und Fürst Hermann von Pückler auf Muskau scheute sie sich nicht zu verkehren. Um geistige Interessen in der höhern Gesellschaft überhaupt zu fördern, veranlaßte sie Raumer und den Naturforscher Lichtenstein zur Gründung des „Wissenschaftlichen Vereins."

Mit dem Tode des Königs 1840 trat auch für sie eine bedeutsame Wendung ein. Als Gemahlin des Thronfolgers begann sie sich mehr als bisher mit Politik zu beschäftigen und geriet dadurch bald in Opposition zu der um Friedrich Wilhelm den Vierten herrschenden romantisch-christlich-germanischen Richtung, die es nicht über sich gewinnen konnte, dem immer stärker und allgemeiner auftretenden Verlangen nach einer konstitutionellen Verfassung rechtzeitig zu entsprechen. Denn sie schwamm völlig im Fahrwasser des damaligen französierenden Liberalismus; sie begünstigte deshalb im Widerspruch mit dem Hofe die Orléans, sie machte aus ihrer steigenden Abneigung gegen Rußland kein Hehl und sah mehr und mehr in England, das sie 1846 zum erstenmal besuchte, die Macht, an die sich Preußen anlehnen müsse. Ihr preußisches Staatsgefühl war niemals sehr stark; mehr als die Erwerbung größerer Macht durch militärisch-politische Mittel strebte sie eine freiheitliche Gestaltung im Innern an und begeisterte sich daneben in ähnlich unbestimmter Weise wie ihr Schwager, der König, der zuerst Christ, dann Deutscher und ganz zuletzt Preuße war, für die deutsche Einheit. Danach wählte sie sich damals ihre Umgebung: Christian Josias von Bunsen, Rudolf von Auerswald, Alexander von Schleinitz, den vertrauten Vertreter ihrer Politik, daneben französische Halbdeutsche wie Pourtalès und Perponcher. Seitdem sie die Kur in Homburg vor der Höhe regelmäßig brauchen mußte, wurde sie auch in der nahen Rheinprovinz heimisch und verkehrte da gern mit katholischen Prälaten.

Ihren Einfluß auf den Gemahl hat man damals wie später oft weit überschätzt; sie äußerte einmal zu Anfang des Jahres 1845, man solle nicht glauben, daß sie auf ihren Mann wirken könne; wenn er von etwas durchdrungen sei, vermöge ihn niemand davon abzubringen. In der Ablehnung der unklaren königlichen Politik waren beide einig, aber aus ganz verschiednen Gründen.

In einem, im wichtigsten Punkte, ließ der Prinz seiner Gemahlin fast ganz freie Hand, in der Erziehung ihres einzigen Sohnes (geboren am 18. Oktober 1831), des Prinzen Friedrich,*) wie er sich selbst am liebsten genannt hat und von seiner nächsten Umgebung auch immer genannt worden ist. Es wird wenige Mütter gegeben haben, die ihre Aufgabe so ernst und so tief aufgefaßt haben, wie Prinzessin Augusta. „Die Aufgabe jeder Erziehung, schrieb sie einmal an A. von Roon, den damaligen Gouverneur ihres Neffen, des Prinzen Friedrich Karl, ist, den Menschen dem Menschen entgegenzubilden, und der Mensch in dieser höchsten Auffassung des Ausdrucks tut in jetziger Zeit in den fürstlichen Häusern not, da der persönliche Wert eine Hauptstütze ihrer Macht geworden ist.“ „Preußische Prinzlichkeit in deutsche Fürstlichkeit“ zu verwandeln, bezeichnete sie in demselben Briefe als die Aufgabe der Erziehung ihres Sohnes. Wer erkennt in solchen merkwürdigen Sätzen nicht die Schülerin Goethes und Herders! Seit 1834 vertraute sie den Knaben zunächst weiblichen Händen an, der Frau Godet aus Neufchatel, die ihm zugleich das Französische beibrachte; auch mit dem Englischen und sogar mit dem Lateinischen wurde früh ein Anfang gemacht; die Elementarfächer vertrat der Lehrer Ernst. Daß das Militärische nicht zu kurz komme, dafür sorgte nach hohenzollernscher Tradition der Vater. Der Form nach trat Prinz Friedrich schon am 8. Oktober 1838 ins Heer ein als Grenadier im zweiten Bataillon des ersten Gardelandwehrregiments, zugleich begann die militärische Ausbildung, und schon am 22. März 1839 machte er dem Vater zu dessen Geburtstage eine korrekte militärische Meldung. Im Herbst 1838 übernahm auch der Oberst von Unruh das Amt des Erziehers, der Theolog Frédéric Godet den Unterricht in den wissenschaftlichen Hauptfächern; die Ausbildung in Musik, Tanz, Turnen und Fechten, sowie die Erlernung der Buchdruckerei und des Tischlerhandwerks kamen hinzu. Am 18. Oktober 1841 wurde der Prinz zum Leutnant befördert, am 24. Oktober stand er zum erstenmal bei einer Parade in Potsdam in Reih und Glied. An seine Erzieher und Lehrer schloß er sich herzlich an, und beide, namentlich Unruh, begegneten ihm in freier, ganz menschlicher Weise ohne eine Spur von Devotion.

Als nun Godet ein kirchliches Amt in seiner Heimat übernehmen wollte, und die Prinzessin einen Nachfolger wählen mußte, wurde sie durch den glänzenden Vortrag, den Ernst Curtius am 10. Februar 1844 für den von ihr begründeten „Wissenschaftlichen Verein“ in der Singakademie vor ihr und einem ausgewählten Publikum über die Akropolis hielt, auf den jungen Ge-

*) Vgl. Margaretha von Poschinger, Kaiser Friedrich. I. Berlin, 1899. Ein Buch, das reiches, teilweise noch unbekanntes Material in loser Aneinanderreihung und ohne jeden Versuch zu wirklicher Darstellung bringt. Eine solche hat u. a. Martin Philippson in seiner Schrift „Friedrich der Dritte“ (Berlin, 1893) vom Standpunkte der Fortschrittspartei aus gegeben.

lehrten aufmerksam gemacht. Das war ein Mann, der, weit entfernt von trockner, weltfremder Gelehrsamkeit, nach dem Grundsatz handelte: „Das Beste und Schönste jeder Wissenschaft muß doch einmal Gemeingut werden,“ der nicht nur aus Büchern, sondern aus eigner lebendiger Anschauung die Welt des alten Griechentums kannte und sie in sich wie in andern lebendig zu machen verstand, ein geistvoller und begeisternder Lehrer, weltkundig und weltgewandt, jugendlich frisch und fröhlich, ein echter Humanist, kein unbeholfner Stubenhocker, und dabei ein Mann von tiefer Empfindung, jedenfalls sehr viel mehr als eine „irenische, schöngeistige Persönlichkeit,“ wie ihn Petersdorff sehr oberflächlich charakterisiert. Schon im März sah Augusta ihn bei sich zu Tisch, im Juni ließ sie ihn durch den General von Unruh fragen, ob er den weitern Unterricht ihres Sohnes, der lange „mit trocknem Elementarunterricht geplagt“ worden sei, in den klassischen Sprachen übernehmen wolle, er scheine gerade der rechte Mann dazu zu sein; als er das nicht geradezu ablehnte, stellte ihm Unruh am 12. Juli den Antrag, die Stelle des Gouverneurs zu übernehmen, also seine akademische Tätigkeit vorläufig aufzugeben. Nach einer Woche innern Kampfes nahm er an, denn er fühlte, „daß er gar kein Recht habe, seine Kraft zu verweigern, hinter den Büchern zu sitzen, wenn das volle große Leben ruft.“ Am 18. August meldete er sich in Homburg bei seiner „holden Gebieterin,“ am 28. Oktober trat er, von einer wissenschaftlichen Reise aus Paris heimgekehrt, sein Amt an (seit dem 6. November mit dem Professortitel). Es hatte am Hofe nicht an Widerspruch gegen seine Berufung gefehlt; die einen nahmen an dem Nichtpreußen Anstoß, die andern tadelten, daß man einem „Zivilisten“ soviel Einfluß auf den künftigen Thronfolger einräume. Wenn nun solche Einwände auf die Prinzessin gar keinen Eindruck machten, so war auch Prinz Wilhelm weit davon entfernt, ihnen Gewicht beizulegen, denn er ist niemals ein „Stockpreuße“ gewesen.

Von der Prinzessin empfing Curtius gleich in Homburg den besten Eindruck. „Jung und schön und geistvoll, schrieb er am 19. August unmittelbar nach der Begegnung, war sie am Weimarischen Hofe verzogen, und verwöhnt trat sie in ihre nun so wichtige Stellung ein. Nachdem ihr der Rausch der ersten Jugendfreude verflogen — ist es ernster und ernster in ihr geworden. Die unendlichen Schwierigkeiten, mit denen in unsrer Zeit die Stellung der Fürsten, namentlich der preußischen, verknüpft ist, sind ihr nahe getreten, und wer will es ihr verargen, wenn die Angst vor der dunkeln Zukunft die freudige Hoffnung meist überwiegt. Um sich selbst ist sie wenig besorgt, und ich glaube, der Gedanke, ob und wann sie die Krone empfangen werde, beschäftigt sie wenig. Aber ihre Lebensfrage ist die Erziehung ihres Sohnes. Daß der stark an Geist und Leib aufwachse, um den ungeheuern Aufgaben der Zeit entgegentreten zu können, das ist der Gegenstand ihrer Gedanken unablässig, sie lebt ganz in der Zukunft ihres Sohnes, sie selbst sucht und wählt für ihn, und es ist ihr reines, persönliches Vertrauen, das die Leitung und Vollendung dieser Erziehung in meine Hände legt.“ Gegenüber Unruh, der gelegentlich, wie auch die Prinzessin selbst betonte, der Prinz müsse das und das „können,“ hielt Curtius unerschütterlich an dem humanistischen Bildungsideale fest, das

im Grunde doch auch das der Mutter war, „er muß erst ein ganzer, voller Mensch werden, und dann meinetwegen ein brandenburgischer Prinz nach den Statuten des Hohenzollernhauses“ durch „allseitige Entwicklung und Lösung der Kräfte.“ Seinen fürstlichen Zögling, mit dem sein Altersgenosse Rudolf von Zastrow erzogen wurde, fand Curtius „weich, hingebend und anschmiegend, aber auch zu heftigen Aufwallungen hinneigend.“ Bald schloß er sich eng an den Erzieher an. „Der junge Prinz, schrieb dieser schon im November 1844, hat mir sein warmes, liebenswürdiges Herz mit großem Vertrauen entgegengetragen,“ und so schien sich mehr und mehr der Wunsch der Mutter zu erfüllen, daß ihm Curtius „ein Freund fürs Leben werde, an dem er zum Leben heranwachse.“ Er selbst fühlte sich am glücklichsten, „wenn ich im stillen Gespräche die Tiefen der jungen Seele erforsche, welche meiner Leitung anvertraut ist,“ und sein Bruder Georg, der sich zu Ostern 1846 in Berlin habilitierte, fand: „Sein (Ernsts) Verhältnis zu den Knaben ist ein herrliches, wirkliche, freie Liebe und Zuneigung von ihrer Seite.“ Curtius erteilte den Unterricht im Lateinischen und in andern humanistischen Fächern, auch in der griechischen Geschichte, in der übrigens der Kronprinz dem Lehrer wenig Freude gemacht zu haben noch als reifer Mann mehrmals reuevoll bekannte. Auf das Griechische verzichtete er aus Rücksicht auf den Betrieb andrer für einen Prinzen unentbehrlichen Gegenstände; aber „was an Ersatz geschafft werden konnte, wurde nicht verabsäumt, und da der Prinz eine angeborne Empfänglichkeit für Poesie hatte, so wurden ihm Homer sowie die Tragiker aus Übersetzungen nach und nach vertraut, und in der Geschichtserzählung Herodots spiegelte sich ihm die Welt des Altertums.“ In der Mathematik unterrichtete Professor Schellbach, in der neuern Geschichte Professor Heydemann, in der Kunstgeschichte Heinrich Strack, in der Geographie und in den militärischen Wissenschaften Hauptmann von Natzmer und Major Gerwien, in der Musik, für die der Prinz eine schöne Stimme mitbrachte, Reichardt. Die Mutter wohnte oft den Unterrichtsstunden bei, sogar den mathematischen, und sah Curtius täglich. Sie ertrug nicht nur, sondern sie verlangte von ihm absolute Freimütigkeit des Urteils, und dankte ihm, als er ihr am Jahrestage seines Eintritts, zu dem sie ihm ihre „innige Anerkennung“ ausgesprochen hatte, in einem Aufsatze seine Erfahrungen und seine Ansichten über die weitere Ausbildung auseinandersetzte und dabei offen auf manche schädlichen Einflüsse hinwies, die auch von der Mutter selbst ausgingen. Auch mit dem Prinzen Wilhelm hatte er oft längere Gespräche.

Der Schauplatz dieses Lebens war im Winter Berlin, in den Sommermonaten meist Babelsberg. Da boten der Besuch des Theaters, der Museen, der Künstlerateliers, vor allem bei Christian Rauch und Peter Cornelius, reiche Bildungsmittel. Für Ernst Curtius kamen zahlreiche Soireen und die Teeabende der Prinzessin, bei denen er oftmals den Vorleser machte, hinzu; er schwamm ganz und gar im vollen Strome dieses reichen geistigen Lebens. Um so wohler tat ihm dann im Sommer die ländliche Einsamkeit des stillen Babelsbergs, wo er mit den Knaben oft ganz allein war. Da wurde nach Herzenslust gebadet und gesegelt, ausgefahren und ausgeritten. Um den

Prinzen an weitern Umgang zu gewöhnen, veranlaßte Curtius zuweilen die Einladung bedeutender Männer, wie seines Bruders Georg, Emanuel Geibels, Christian Rauchs, Kurd von Schlözers und andrer mehr, zog Altersgenossen des Prinzen hinzu und veranstaltete im Winter, namentlich zu Fastnacht, gelegentlich kleine Theateraufführungen, für die Emanuel Geibel seinen „Meister Andrea" schrieb. Auch das Bohnenfest mit dem Prinzen als Bohnenkönig und seiner Schwester Luise als Bohnenkönigin wurde im Januar 1848 vor dem ganzen Hofe mit scherzhafter Pracht heiter gefeiert. „Ernst weiß doch alles möglich zu machen und dem Anschein nach etwas steife Verhältnisse mit der Würze der ungezwungensten Geselligkeit zu durchdringen," schrieb sein Bruder Georg bei einem solchen Anlaß. Weitere anregende Abwechslung brachten kleine Sommerreisen. Im Juli 1845 ging es über Stettin und Swinemünde nach Rügen, von da zur See nach Travemünde. In Lübeck führte Curtius seinen Zögling in seine eigne hochangesehene Familie, einen Typus lübischen Patriziertums ein; von da aus wurden Kiel, Ostholstein und Hamburg besucht. Im Sommer 1846 führte Curtius den Prinzen nach Schlesien und ins Riesengebirge, das damals für den preußischen Adel etwa die Stelle der Alpen als Sommeraufenthalt vertrat, auf dem Rückwege wurde Dresden besucht. So erlebte er die Freude, daß der Prinz sozusagen mehr und mehr „auftaute," sein unbeholfnes, schüchternes Wesen ablegte, daß er die Blicke auf sich zog, daß man „Festigkeit und Güte in ihm und seine Züge belebter" fand, auch Alexander von Humboldt.

Doch die Zeit wurde ernster. So wenig Curtius jemals wirklicher Politiker war, er war mit dem Leben des Königshauses und des Staates viel zu eng verwachsen, als daß er nicht den lebhaftesten innern Anteil an ihm genommen hätte. Von dem Augenblick an, wo er dem König als Universitätsprofessor Treue geschworen hatte, war er ein guter Preuße geworden und sah die Hoffnung Deutschlands in Preußen. „Es wird eine Zeit kommen, schrieb er schon im Dezember 1844 seinem Bruder Theodor, wo das Wohl des Vaterlandes abhängt von der Gesinnung des nichtpreußischen Deutschlands gegen den preußischen Staat." Und am 19. Mai 1845 äußerte er zu Heinrich Kruse: „Die Tat überall in ihrer Unmittelbarkeit ist das siegreiche Alexanderschwert, das alle Knoten des Lebensrätsels rasch auflöst"; er, der Gelehrte, schalt „den Götzendienst des tatlosen Gedankens," der die Universitäten durchdringe. Mit Stolz fühlte er sich „in einer Hauptstadt, in der die Geschichte gemacht wird," und tief ergriffen, im vollen Bewußtsein von der geschichtlichen Bedeutung des Augenblicks, wohnte er mit seinem Zögling am 11. April 1847 der feierlichen Eröffnung des Vereinigten Landtags bei. Aber mit Besorgnis sah er zugleich, wie weit die Sinnesart des Königs von dem abwich, was die große Mehrheit seines Volkes von ihm erwartete. „Es glaubt die Welt nicht mehr an das Königtum, für das er lebt und kämpft, und die geharnischte Rede gegen alles, was an Konstitution, Repräsentativverfassung und Charte erinnert, läuft allem, was die Zeit beseelt, zuwider. Täuscht mich nicht alles, so ist nach dieser Thronrede der Bruch größer als zuvor. Sie bot wenig Vermittlung und wenig Versöhnendes; sie stellte als Vollendung auf, was

die meisten selbst als Anfang nicht wollten gelten lassen." Trotzdem schwärmte er keineswegs ohne weiteres für den Konstitutionalismus, überhaupt nicht für irgendwelches politische Prinzip. „Es ist nicht das Prinzip, das selig macht, schrieb er am 13. Februar 1848, sondern alles hängt davon ab, daß mit einer weit über den Parteien stehenden Weisheit die Entfaltung aller noch schlummernden oder gehemmten Kräfte sicher fortgeleitet wird." Das ungestüme Vorwärtsdrängen und die absprechende Beurteilung des schon Erreichten war seinem maßvollen Sinne gründlich zuwider. „Wir haben doch in Preußen die freiesten und geordnetsten Preßverhältnisse, die rückhaltloseste Anerkennung des persönlichen Verdienstes in allen Ständen und Altern, die sorgsamste Pflege aller höhern menschlichen Interessen ohne Beeinträchtigung der materiellen. Endlich, was das Wichtigste, die Regierung mit ihrem Haupte an der Spitze will nichts als weitere Entfaltung der staatlichen Einrichtungen, es besteht durchaus keine Starrheit, kein gehässiger Gegensatz."

Wenig Wochen später sollte er erleben, daß „der wahnsinnige Taumel, welcher von der Seine her unser Volk angesteckt hat," alles mit sich fortriß. Aus den stürmischen Wochen seit dem verhängnisvollen 18. März 1848 sind nur wenig kurze Briefe und einige Tagebuchnotizen von Ernst Curtius vorhanden, dafür entschädigen einige längere Briefe seines Bruders Georg. Denn Ernst wurde natürlich in das Schicksal der prinzlichen Familie mit hineingerissen. „In der Nacht des 18., schrieb er am 23. März, da Berlin zum Schlachtfelde wurde, wurden wir, die Familie des Prinzen von Preußen, obdachlos (durch die Wegnahme seines Palais als »Nationaleigentum«) und gelangten nur nach den abenteuerlichsten Kreuz- und Querzügen hierher nach Potsdam." Am 20. ging die Flucht weiter nach dem festen Spandau, am 21. fuhr der Prinz mit seiner Gemahlin nach der still verborgnen Pfaueninsel, wo er in den traurigsten Verhältnissen, als ein gehetzter Flüchtling, seinen 51. Geburtstag beging. Während er dann weiter über Hamburg nach England ging, blieb seine Gemahlin mit ihren Kindern im Potsdamer Stadtschlosse. Hier fand Georg am 21. „in großen, altmodischen Zimmern" den Bruder, den General (von Unruh), die Generalin und die Prinzen. „Der Anblick war erschütternd. Am meisten gefaßt fand ich den Prinzen; er war tief bewegt, aber in einer festen, schönen Stimmung. Der General und die Generalin waren noch ganz in alten Täuschungen befangen. Ernst ist noch sehr erschüttert, aber unsre Mitteilungen haben ihn doch beruhigt." Freilich war er in Potsdam „unter lauter Emigranten und Offizieren, deren verbissene Stimmung das Unglücklichste und Nichtsnutzigste von der Welt ist. Natürlich ist Ernsts Lage unter diesen Umständen sehr betrübt; er kann nicht handeln, er muß harren und das edle Gemüt seines Prinzen fortwährend pflegen, daß nicht Haß und Erbitterung die jugendliche Seele verstimmt" (Georg Curtius am 25. März). Von Potsdam aus sah Curtius die Dinge in Berlin, wohin er nur zuweilen auf Stunden kam, immer in einer gewissen Entfernung und doch gewissermaßen von innen heraus. Kein Zweifel, daß sich in den Worten seiner seit dem Mai wieder zahlreichern Briefe auch die Stimmung seiner Umgebung spiegelt, die auf ihn einwirkte; aber auch er hat

klärend, beruhigend und ermutigend auf sie gewirkt, trotz aller trüben Erfahrungen niemals Pessimist, trotz aller festen monarchischen Gesinnung niemals Reaktionär. Große Besorgnis flößten ihm die Wahlen zur preußischen Nationalversammlung am 1. Mai ein, da sie auf unbedeutende Leute fielen. Auch vom deutschen Parlament in Frankfurt, das am 18. Mai zusammentrat, erwartete er nicht viel. „Es erscheint mir als frommer Wahn, schrieb er am 2. Mai seinen Eltern, daß durch die Frankfurter Maitage auf einmal ein großes einiges Deutschland zusammengesprochen werden sollte. Wir werden zusammengeschmolzen werden im Kriegstiegel." Das war vierzehn Jahre, bevor Bismarck sein Wort von „Blut und Eisen" sprach. Daß Preußen der „starke, feste Kern" für dieses neue Deutschland sein müsse, das stand ihm unerschütterlich fest, und eben deshalb sah er hoffnungsvoll auf seinen Prinzen. „Mein junger Zögling erfreut mich durch den festen Ernst, mit dem er den Zeiten ins Auge sieht. Er steht auf dem wahrhaft sittlichen Standpunkte, indem er nach Kräften sich tüchtig zu machen sucht für das, was die Zeit verlangt. Was für Geschicke schweben um sein jugendliches Haupt. Von den einen wird er zur Kaiserkrone bestimmt, die andern verstoßen ihn und sein Haus." Solche Besorgnisse waren es, die seine Mutter in diesen bedrängten, unklaren Tagen geneigt machten, auf den Plan einiger Liberalen, den König und seinen Bruder Wilhelm zum Verzicht zu bewegen und sie selbst zunächst zur Regentin für ihren noch unmündigen Sohn Friedrich zu erheben, bis zu einem gewissen Grade einzugehn. Wie vor allem Bismarck durch scharfen Widerspruch die Sache hintertrieb, hat er selbst geschildert (Gedanken und Erinnerungen I, 36 ff.). Aber der Gedanke einer tapfern, selbstbewußten Frau war dieser uns jetzt abenteuerlich erscheinende Plan unzweifelhaft, und als solche erschien sie damals ihrer Umgebung allgemein. „Die Prinzessin, schrieb Georg Curtius am 24. Mai, ist eine bewunderungswürdige Frau, die nie den Mut verliert und den Ereignissen mit einer Sicherheit ins Angesicht schaut, die Erstaunen erregt."

Es war das erste Zeichen der Ermannung, daß der König es wagte, den Prinzen Wilhelm aus England förmlich zurückzurufen. In Magdeburg empfingen ihn am 6. Juni die Seinigen, und alles begrüßte ihn dort mit lebhaften Sympathiekundgebungen. Das wiederholte sich bei seiner Ankunft in Potsdam, und am Abend des 10. Juni erschien eine große Flotte von Booten im Fackelglanz vor Babelsberg, um ihm zu huldigen. „Mein junger Prinz stand selig neben seinem Vater [auf dem Schiffe] und sah mit verklärten Zügen die jubelnde Menge." Die Prinzessin bemerkte auf dem Heimwege zu Curtius, in Erinnerung an die Märztage: „Ist es möglich, diese Kontraste zu fassen?"

Aber in solchen Kontrasten gingen die Dinge zunächst weiter. In der Nacht des 17. Juni führte der wachsende Übermut des Berliner Pöbels zu dem wüsten Zeughaussturm, und am 17. September wurde das aus Schleswig-Holstein heimkehrende erste Bataillon des Kaiser-Alexanderregiments mit Blumen und Hurra begrüßt. Daneben erregte wieder die Unsicherheit der rasch wechselnden Ministerien, die sich mehr als Vertreter der Nationalversammlung denn ihres

Königs fühlten, schwere Besorgnis. Dazu kam die Aufregung über den unglücklichen Waffenstillstand von Malmö am 26. August, der Preußen doch nur durch die Unmöglichkeit, die dänische Blockade seiner Häfen zu brechen oder länger zu ertragen, abgezwungen worden war. Die Greuel in Frankfurt, die der endlichen Genehmigung des Stillstandes durch das Parlament am 16. September folgten, machten auch auf Curtius einen höchst niederschlagenden Eindruck. „Wie es eigentlich besser werden soll, schreibt er am 27. September, ich begreife es nicht und sehe mit banger Sorge dem Winter entgegen." Die Prinzessin Augusta „ist leider in einer Aufregung und Erbitterung, wie ich sie nie gesehen habe." Aber immer wieder richtete er sich auf, wenn er auf seine nächste Umgebung sah. „Der Prinz von Preußen steht ernst und fest im Hintergrunde und wartet auf seine Zeit, denn am Ende kann doch nur das Schwert den Knoten zerhauen. Mein junger Prinz macht mir Freude durch seinen wachsenden Eifer für alles Gute. Ich habe die Überzeugung, daß er nie etwas Unedles tun wird. Er geht mit Gottvertrauen allem entgegen, was die Zukunft ihm im dunkeln Schoße bereitet" (29. August). Und wieder zu Anfang September: „Die Blicke werden sich wohl mehr und mehr auf ihn richten. Ich erkenne doch, wie ausgezeichnet er in vieler Hinsicht begabt ist, wie rein und edel sein Herz, wie sicher sein Takt ist, wie gut er mit den Menschen umzugehn versteht, ein wie festes Gerechtigkeitsgefühl ihm angeboren ist." Vertieft wurde sein Wesen nicht nur durch die schweren Erfahrungen der Zeit, sondern auch durch die Vorbereitung zur Konfirmation, die am 29. September in Charlottenburg vollzogen wurde. Unmittelbar vor der Einsegnung sagte der Vater zu dem Prinzen: „Mein Sohn, wenn die Stunde kommt, wo du weder aus noch ein weißt, so halte dich an deinen Gott, den du heute bekennst."

Endlich brachten fester Wille und das Schwert die Enscheidung. Am 8. November wurde Graf Brandenburg zum Ministerpräsidenten berufen, am 9. die Nationalversammlung bis zum 27. vertagt und nach Brandenburg verlegt, am 10. rückte General von Wrangel in Berlin ein, am 11. löste er die Bürgergarde auf, am 12. verhängte er das Standrecht über die Hauptstadt, am 5. Dezember oktroyierte der König die neue Verfassung. „Ungeheure Tage, schrieb Curtius am 26. November, einen Tag vor dem Wiederzusammentritt der Nationalversammlung, seinen Eltern, sind wieder über unsre Häupter hinweggegangen, und da ich innerhalb derselben grauen Schloßmauern wohne, die den König umschließen, und da ich in steter persönlicher Berührung mit dem Prinzen von Preußen stehe, dessen starker Wille in diesen Tagen mächtig eingewirkt hat, da ich täglich die bangen Sorgen und Zweifel der Prinzessin teile und mit ihrem Sohne, um dessen Zukunft in diesen Entscheidungsstunden gewürfelt wird, jede Sorge und jede Freude gemeinsam durchlebe, so sind für mich alle Fragen des Tages Herzensangelegenheiten." „Der Prinz von Preußen ist ernst und milde gestimmt; ich möchte, daß viele mit mir Zeuge gewesen wären, wie er Gott gedankt hat, daß in Berlin die Bekämpfung der Anarchie so unblutig hat bewerkstelligt werden können, wie er nichts als Gesetz und Ordnung hergestellt sehen wollte." Eine Erfrischung brachte nach

langer, trüber Zeit um Mitte Dezember eine Reise nach Weimar und Eisenach. Am Weihnachtsabend kehrte die Familie des Prinzen von Preußen wieder nach Berlin zurück und feierte hier in den alten, lieben Räumen des Palais in gewohnter Weise das Christfest. Auch zu den literarischen Teeabenden der Königin wurde Curtius zuweilen zugezogen, und köstlich, der bekannten Bismarckischen Erzählung ebenbürtig ist die Schilderung eines solchen am zweiten Weihnachtsfeiertage 1848, wo A. von Humboldt zum Entsetzen des ganzen Hofes als unaufhaltsamer Vorleser von Chateaubriands Mémoires d'outre tombe alles aufs unbarmherzigste langweilte. Mit tiefempfundner Freude ruhte bei alledem Curtius Blick auf der jugendlichen Gestalt „seines Prinzen." „Ich kann mir nicht anders denken, als daß diese Reinheit und dieser Adel der Gesinnung, diese lautere Frömmigkeit, diese Empfänglichkeit für alles menschlich Schöne und Edle, die große Fassung und Selbstbeherrschung, der sichere und natürliche Takt, der unerschütterliche Gerechtigkeitssinn, die bürgerliche Einfachheit seines Wesens und endlich die schöne Gabe, durch Blick und Wort die Herzen aller guten Menschen zu gewinnen — ich kann mir nicht denken, daß alle diese Gaben nicht dem Volke sollten zum Segen werden, an dessen Spitze ihn das Schicksal berufen. Doch wie es auch kommen mag, ich kann der frohen Überzeugung sein, daß er jedes tränenschwere Mißgeschick, das ihm bestimmt sein mag, schuldlos und mit edler Fassung tragen würde. Es ruht ja auch Deutschlands Schicksal auf dem Haupte dieses Jünglings." Es war ein prophetisches Wort, dessen tragische Erfüllung Curtius noch trauernd erlebt hat.

(Schluß folgt)



Über die Notwendigkeit der Abänderung des Börsengesetzes vom 22. Juni 1896

Von Gustav Fels in Leipzig



Um die Mißstände, die im Börsenhandel hervorgetreten waren, zu beseitigen, hat das Börsengesetz im Paragraphen 48 und in den folgenden eine Reihe einschneidender Bestimmungen getroffen, die seit dem Erlaß des Gesetzes Gegenstand heftiger Angriffe gewesen sind. Hauptsächlich gilt das von dem Börsenregister, in das die sich eintragen lassen müssen, die gültige Börsentermingeschäfte abschließen wollen. Das Börsengesetz beschränkt sich, abgesehen von einzelnen Punkten, im wesentlichen darauf, Auswüchse des Terminhandels zu bekämpfen, und ebenso betrifft der damit in Verbindung stehende Paragraph 764 des Bürgerlichen Gesetzbuchs nur die Zeitgeschäfte, obgleich schon in den Verhandlungen der Börsenenquetekommission im Jahre 1893 mehrfach behauptet worden war, daß das Börsenspiel ebensogut, wie im Terminhandel, in der Form des Kassageschäfts betrieben werden könne. (Bähr, Das Börsenspiel nach den Protokollen der Börsen-

kommission, S. 29 flg.) Schon früher hatte Wiener (Das Differenzgeschäft vom Standpunkt der Rechtsprechung, S. 56/57) ausgeführt, daß das Kassageschäft im Effektenhandel durchaus geeignet sei, „bei einiger Zurichtung“ den Zweck des Börsenspiels zu fördern. In der Tat hat seit dem Börsengesetz das Kassageschäft im Effektenhandel stark zugenommen, und es liegt der Beweis klar zutage, daß es, wenn auch für den Bankier mit Unbequemlichkeiten verbunden (Wermert in Conrads Jahrbüchern für Nationalökonomie, Bd. 77, S. 802), an Stelle des Termingeschäfts vielfach der Spekulationssucht des börsenfremden Publikums dient. Als Beispiel mögen folgende aus den Akten eines Prozesses entnommnene Vorkommnisse dienen: Ein Privatmann tritt mit einem Provinzialbankier in laufende Rechnung, indem er ihn beauftragt, große Posten der bekannten Spielpapiere zum Kassakurse an der Berliner Börse zu kaufen. Der Bankier tritt in allen Fällen als Selbstkontrahent ein; Lieferung und Zahlung sollen nach den allgemeinen Geschäftsbedingungen des Bankiers sofort erfolgen; aber das wird dadurch illusorisch, daß nach Abrede der Bankier den Kaufpreis kreditiert und die gekauften Papiere im Depot behält, bis der Kunde Auftrag zum Verkaufe gibt oder der Bankier für gut findet, die Geschäftsverbindung aufzuheben. Bedungen ist ferner, daß der Bankier von der Verpflichtung zur Angabe der Nummern der gekauften Papiere befreit und zur Disposition über die „in Depot“ genommnen Papiere berechtigt, also in der Tat nicht verpflichtet ist, effektiv gekaufte Papiere zur sofortigen Lieferung bereit zu halten. Zwar kauft in scheinbarer Ausführung des Auftrags der Provinzialbankier die entsprechende Anzahl Papiere bei einem Berliner Bankier; aber auch diesem wird von dem Provinzialbankier die Verpflichtung zur Angabe der Stückenummern erlassen. Die Papiere werden vom Kunden nicht abgenommen; er gibt vielmehr nach einiger Zeit Auftrag zum Verkauf, und nun wird die Differenz zwischen Einkaufs- und Verkaufspreis gebucht und der Geschäftsverkehr mit dem Auftrage zum Ankauf neuer Papiere fortgesetzt.

In dieser Weise ist in dem mir vorliegenden Falle von einem Provinzialbankier mit einem Handwerker, angeblich auch mit verschiednen andern Personen, darunter zwei Eisenbahnbeamten, ein Geschäftsverkehr unterhalten worden, der sich wirtschaftlich offenbar als ein Börsenspiel darstellt. Man sollte meinen, daß die Gerichte, da die Kontrahenten nicht ins Börsenregister eingetragen waren, darin unbedenklich einen ungiltigen verschleierten Terminhandel finden mußten. Das Landgericht hatte auch so erkannt; aber das Oberlandesgericht war andrer Ansicht, es stellte tatsächlich fest, daß ein ernstlich gemeintes Kassageschäft vorliege, auf das der Paragraph 66 des Bürgerlichen Gesetzbuchs so wenig wie der Paragraph 764 des Bürgerlichen Gesetzbuchs anzuwenden sei, und dieses Urteil ist vom Reichsgerichte, wie in andern ähnlichen Fällen bei gleicher tatsächlicher Feststellung andrer Oberlandesgerichte, bestätigt worden (Entscheidungen des Reichsgerichts, Bd. 52, S. 250 bis 254 nebst Zitaten), während das Reichsgericht in einem andern Falle, bei entgegengesetzter tatsächlicher Feststellung des Kammergerichts zu Berlin, die Geschäfte als rechtsunwirksam erkannt hat (Entscheidungen des Reichsgerichts, Bd. 52, S. 254 bis 257).

Das Reichsgericht hat aber nur über die juristische Natur der Kassageschäfte

entschieden, keineswegs ihre wirtschaftliche Berechtigung anerkannt. In dem Urteile vom 8. Oktober 1902 (Bd. 52, S. 252) sagt es ausdrücklich, daß auch das ernstlich gemeinte Kassageschäft Gelegenheit zu leichtfertiger Spekulation und zu einem Differenzhandel im Sinne der Strafbestimmung des Paragraphen 240 Nr. 1 der Konkursordnung biete. Juristisch sind solche Geschäfte giltig; denn der Paragraph 764 des Bürgerlichen Gesetzbuchs gilt nur für Zeitgeschäfte, und ein Spielvertrag im Sinne des Paragraphen 762 des Bürgerlichen Gesetzbuchs liegt nicht vor, weil das, was der Kunde gewinnt oder verliert, nicht von dem Bankier verloren oder an ihn verloren wird, indem der Bankier kein Risiko bei der Kursänderung der in Depot genommenen Papiere übernommen hat. Wirtschaftlich dagegen gleicht ein solcher Kassahandel dem Terminhandel wie ein Ei dem andern. Auch beim Ultimogeschäft übernimmt der Bankier kein Risiko, wenn er, nachdem er zum Ultimokurse gekauft hat, zu demselben Kurse als Selbstkontrahent dem Kunden verkauft. Andrerseits kann er auch beim Kassageschäft in derselben Weise, wie der Kunde, spekulieren, indem er, zur Lieferung der Papiere nicht in bestimmten Stücken verpflichtet, in der Erwartung, daß der Kunde den Auftrag zum Verkaufe erst später erteilen werde, über die Papiere disponiert, in der Hoffnung, sie später, wenn etwa der Kunde die effektive Lieferung verlangen sollte, zu einem geringern Preise wieder anschaffen zu können. Aber ganz abgesehen davon, ob der Bankier spekuliert oder nicht, ist jedenfalls für den Kunden das Risiko in allen Fällen dasselbe. Das Gesetz ist also bei der Verfolgung seines Zweckes, das börsenunkundige Publikum vom Börsenspiel im weitern Sinne möglichst fernzuhalten, auf halbem Wege stehn geblieben; es hat vielleicht in der Annahme, daß sich die Spekulation des Kassageschäfts nicht in größerm Umfange als früher bedienen werde, nur für das Termingeschäft die Eintragung der Spekulanten in das Börsenregister verlangt. Daß infolge dieser Halbheit der Zweck des Börsengesetzes nicht oder nur sehr unvollkommen erreicht worden ist, wird in einer Petition der Handels- und Gewerbekammer zu Augsburg vom 29. Oktober 1900 sogar als ein Argument für die Abänderung des Gesetzes im Sinne der Börsenfreiheit benutzt, als wenn man nicht umgekehrt argumentieren könnte, daß der Registerzwang auf die Kassaspekulationsgeschäfte ausgedehnt werden müsse! Das dürfte auch noch aus einem zweiten Grunde ratsam erscheinen; es wird nämlich durch das Überhandnehmen des Kassageschäfts die einseitige Haussespekulation begünstigt, was aufhören dürfte, sobald es im Falle erkennbarer Spielabsicht gegenüber dem Termingeschäft nicht mehr privilegiert ist. In einer Beziehung hat das Börsengesetz schon die Gleichstellung beider Arten von Geschäften ausgesprochen. Die im Paragraphen 78 genannten „Börsenspekulationsgeschäfte“ umfassen ohne Zweifel die Kassageschäfte mit. Welches Bedenken stünde der Einfügung der Worte: „oder andre Börsenspekulationsgeschäfte“ hinter dem Worte: „Börsentermingeschäften“ in den Paragraphen 55, 66, 69 entgegen? Nach Analogie des Paragraphen 6 des Gesetzes vom 16. Mai 1894 für die Abzahlungsgeschäfte und der Novelle zum Wuchergesetze vom 19. Juni 1893 (Paragraph 302a des Strafgesetzbuchs) könnte auch gesagt werden: „oder ein andres wirtschaftlich denselben Zweck verfolgendes Börsengeschäft.“ Dadurch würde zugleich der so vielfach

angegriffnen Rechtsprechung des Reichsgerichts, die auch die zur Umgehung des Gesetzes geschlossenen Zeitgeschäfte, die nach dem Wortlaute des Paragraphen 48 keine „Börsentermingeschäfte" sind, als ungiltig ansieht (Entscheidungen Bd. 44, S. 103 flg.), eine unantastbare Grundlage gegeben sein.

Ich wende mich jetzt zu der Besprechung der aus Handelskreisen hervorgegangnen Vorschläge, die im Gegensatz zu dem von mir eingenommenen Standpunkt die Beseitigung der durch das Börsengesetz aufgestellten Schranken des Börsenhandels zum Zweck haben. Diese Bestrebungen erhielten zuerst durch die Verhandlungen des Börsenausschusses vom 11. und vom 12. Juni 1901 eine Stütze, worauf am 18. und am 19. September 1901 unter dem Vorsitz des preußischen Handelsministers Besprechungen von Sachverständigen stattfanden. Die hier ins Auge gefaßten Vorschläge sind von Wermert in Conrads Jahrbüchern für Nationalökonomie Bd. 77, S. 843 zusammengestellt worden. Im Anschluß daran ist ein bis jetzt nicht veröffentlichter Antrag auf Abänderung des Börsengesetzes von Preußen dem Bundesrat vorgelegt worden. Auf dem ersten allgemeinen deutschen Bankiertage am 19. und 20. September 1902 in Frankfurt a. M. (die Verhandlungen sind erschienen im Verlage des Zentralverbandes des deutschen Bankgewerbes, Berlin und Frankfurt a. M.) ist die Agitation im Sinne der Börsenfreiheit fortgesetzt worden. Ein Teil der Vorschläge hat, wie bei den Besprechungen im preußischen Handelsministerium amtlich mitgeteilt wurde, zur Zeit keine Aussicht auf Verwirklichung, nämlich die folgenden:

1. Beseitigung des Börsenregisters,

2. Deklaration des Paragraphen 48 des Börsengesetzes in restriktivem, der Rechtsprechung des Reichsgerichts über den Begriff der „Börsentermingeschäfte" (Entscheidungen Bd. 44, S. 103 flg.) entgegentretenden Sinne,

3. Aufhebung des Verbots des Börsenterminhandels in einzelnen Geschäftszweigen (Paragraph 50 und 52 des Börsengesetzes).

Diskutabel erscheinen also zurzeit nur die eventuellen Vorschläge, die in einzelnen Punkten eine Abschwächung der Vorschriften des Börsengesetzes zum Zweck haben. Es sind das folgende:

1. Der Registerzwang soll nicht bestehn für die Personen, die berufsmäßig Börsen- oder Bankgeschäfte betreiben oder zum Besuche einer Börse zugelassen sind, auch nicht für die im Handelsregister eingetragnen Firmen, sowie nicht für die Erzeuger oder Verarbeiter von Waren bei den in solchen Waren betriebnen Börsengeschäften;

2. andre Fassung des Paragraphen 66 dahin, daß ein dem Registerzwang unterliegendes Termingeschäft unter Nichteingetragnen nicht unwirksam sein soll, sondern daß die Erfüllung verweigert werden kann;

3. Rechtswirksamkeit eines mündlichen oder schriftlichen Anerkenntnisses; ein stillschweigendes Anerkenntnis sei anzunehmen, wenn der Schuldner nicht innerhalb sechs Monaten die Erfüllungsweigerung dem Gläubiger erklärt;

4. Deklaration des Paragraphen 51 dahin, daß der nach den Paragraphen 50 und 52 verbotne Terminhandel nur die im Paragraphen 51 bezeichneten Folgen hat, solche Geschäfte also in der Rechtsgiltigkeit den andern Termingeschäften gleichgestellt werden;

5. Verpflichtung dessen, der ein ihm nachteiliges Termingeschäft anfechten will, sich die Aufrechnung der Gewinne gefallen zu lassen, die ihm während des Geschäftsverkehrs aus andern Termingeschäften zugeflossen sind;

6. Wirksamkeit der bestellten Sicherheiten.

Auf dem Frankfurter Bankiertage sind die einstimmig angenommenen Abänderungsanträge mit einer Resolution folgenden Inhalts eingeleitet worden:

„Das Börsengesetz hat die wirtschaftlichen Zwecke, denen es dienen sollte, in keiner Weise erreicht, dagegen schädliche Wirkungen aller Art im Gefolge gehabt."

„Insbesondre hat dies Gesetz einerseits die Aufsaugung der mittlern und kleinern Bankgeschäfte durch die großen Banken gefördert, andrerseits aber die wirtschaftliche Kraft des gesamten Bankgewerbes und dessen Konkurrenzfähigkeit gegenüber dem Auslande schwer geschädigt."

„Die Vorschriften über das Börsenregister und die Börsentermingeschäfte haben nicht »klare und sichere«, sondern überaus unklare und unsichere Rechtsverhältnisse geschaffen. Überdies hatten die Provinzbankiers schon deshalb zu einer Eintragung ins Börsenregister keine Veranlassung, weil der wesentlichste Teil ihrer Kundschaft, die Privatpersonen, sich nicht eintragen ließ, das Börsenregister aber nur im Falle des Eintragens beider Teile einigermaßen rechtlichen Schutz verleiht."

„Die Schaffung eines Ausnahmerechts für den Wertpapierverkehr hat aber weite Kreise weder unerfahrner noch geschäftsunkundiger Personen dazu ermutigt, sich mit Hilfe formell legaler Einwendungen ihren bestehenden und anerkannten Verpflichtungen zu entziehn, wodurch die öffentliche Moral in überaus bedenklicher Weise verwirrt und geschädigt worden ist."

Diese in den Verhandlungen des Börsentages nur dürftig motivierte Resolution wird wohl nicht ungeteilten Beifall finden. Wenn das Börsengesetz die wirtschaftlichen Zwecke, denen es dienen sollte, nicht, oder wohl richtiger nicht vollkommen erreicht hat, so beruht das, wie schon gezeigt worden ist, wesentlich darin, daß es durch die Befreiung der Kassaspekulationsgeschäfte eine Hintertür zum Börsenspiel offen gelassen hat. Dadurch ist zugleich eine Unklarheit in der Anwendung des Gesetzes hervorgerufen worden, insofern als die Grenze zwischen Termin- und Kassageschäft (vergl. die Paragraphen 12 und 16 der Bedingungen für die Geschäfte an der Berliner Fondsbörse bei Saling, Die Börse und die Börsengeschäfte, 8. Aufl., S. 437 und 441) flüssig ist. Diese Unklarheit würde auf ein Minimum gebracht werden, wenn alle „Börsenspekulationsgeschäfte" dem Registerzwange unterworfen würden; denn soviel mir bekannt ist, ist bis jetzt nicht gerügt worden, daß dieser Ausdruck im Paragraphen 78 unklar sei. Das legitime Börsengeschäft, das der Einzelne für seinen besondern Bedarf eingeht, ist davon leicht zu unterscheiden, und die hin und wieder aufgestellte Behauptung, daß durch die Rechtsprechung des Reichsgerichts über die Ungiltigkeit der Börsentermingeschäfte auch die Giltigkeit der handelsrechtlichen Lieferungsgeschäfte, bei denen die Absicht der Umgehung des Gesetzes nicht erkennbar ist, in Frage gestellt werde, erscheint haltlos. Sind die Kontrahenten in das Börsenregister eingetragen, so steht die Unanfechtbarkeit des Börsentermin-

geschäfts außer Zweifel; höchstens wäre zu bemängeln, daß sogar in diesem Falle nur die Differenzeinrede aus dem Paragraphen 764 des Bürgerlichen Gesetzbuches, nicht auch die Spieleinrede aus dem Paragraphen 762 wegfällt, eine unpraktische Unterscheidung des Börsengesetzes, die durch eine andre Fassung des Paragraphen 69 zu beseitigen sein dürfte. Wenn aber der Bankier mit einer Person, die nicht ins Börsenregister eingetragen ist, ein Börsengeschäft abschließt, so wird er wohl selten darüber in Zweifel sein können, ob es sich um ein ungiltiges Spekulationsgeschäft, dessen Erfüllung nur von dem guten Willen abhängt, oder um ein ohne Eintragung giltiges, ernstlich gemeintes Kassa- oder Lieferungsgeschäft handelt. Die Rechtsunsicherheit im erstern Falle, d. h. das Risiko der freiwilligen Erfüllung, hat er bewußt übernommen.

Ob der fernere Vorwurf, daß das Börsengesetz die Aufsaugung der mittlern und der kleinen Banken durch große Banken befördert habe, begründet ist, darf in einer Zeit, wo sich alles zum Großbetriebe hindrängt, füglich bezweifelt werden. Mitgewirkt hat in dieser Hinsicht vielleicht die durch das Börsengesetz veranlaßte übermäßige Ausbreitung des Kassageschäfts auf Kosten des Termingeschäfts, weil das Kassageschäft die Bereitstellung größerer Barmittel verlangt, wozu die kleinen Bankiers weniger in der Lage sind. Aber der Handel wird von selbst wieder in die natürliche Bahn geleitet werden, wenn der Registerzwang auf alle Spekulationsgeschäfte erstreckt wird.

Was den Vorwurf anlangt, daß die wirtschaftliche Kraft des gesamten Bankgewerbes und dessen Konkurrenzfähigkeit gegenüber dem Auslande schwer geschädigt sei, so klingt diese Betonung eines Sonderinteresses eigentümlich in dem Munde von Leuten, die den ähnlichen Klagen der sogenannten Agrarier die Berechtigung bestreiten, sich selbst aber gegen die Titulierung „Argentarier" wehren würden. Haben die Bankiers infolge der Verminderung der Spekulation Schaden erlitten, so ist das von der Börse fern gebliebne Publikum um so weniger geschädigt worden, sofern es sich nicht etwa an auswärtige Börsen gewandt hat. Das dürfte aber, abgesehen davon, daß der Paragraph 68, Absatz 1 des Börsengesetzes auch hier einen Riegel vorschiebt (Entscheidung des Reichsgerichts vom 24. Juni 1903 in der Jur. Wochenschrift, S. 318[20]), nicht ausschlaggebend sein, ebensowenig wie das Bestehn ausländischer Spielbanken einen Grund zur Freigebung des Spiels in deutschen Bädern gegeben hat. Wenn aber infolge der Abnahme des Geschäftsverkehrs unsre Börsen nicht mehr denselben Rang einnehmen wie die in Paris, London und New-York, so mag das wohl auf den verschiednen volkswirtschaftlichen Verhältnissen der einzelnen Länder beruhen und dürfte kaum als ein ernstlicher Nachteil zu betrachten sein, da die Verminderung des Verkehrs hauptsächlich auf den notorisch weit überwiegenden Windhandel zu rechnen ist.

Die Klage endlich über die überaus bedenkliche Verwirrung und Schädigung der öffentlichen Moral muß bei vorurteilsfreier Betrachtung auf ein sehr bescheidnes Maß eingeschränkt werden. Wenn bei der Abschließung eines Vertrags eine gesetzliche Formvorschrift aus Versehen nicht beachtet worden ist, und sich ein Kontrahent dies zum Schaden des andern Teils zunutze macht, so verstößt das gegen Treu und Glauben. Aber ganz anders, wenn die Kontra-

henten absichtlich nicht die gesetzliche Form beobachten, wie es ja bei Börsenspekulationsgeschäften zwischen Nichteingetragnen der Fall ist. Den Willen, eine unbedingt bindende Verpflichtung zu übernehmen, können sie gar nicht gehabt haben. Dazu kommt, daß sie geflissentlich den wirtschaftlich zu billigenden Zweck des Börsengesetzes vereiteln wollen und sich bewußt sind, etwas zu betreiben, was das Tageslicht scheuen muß.

Hiermit komme ich auf einen Punkt, der für die Kritik der einzelnen Abänderungsanträge, zu deren Besprechung ich nun übergehe, von Wichtigkeit ist. Nach dem ersten Vorschlage sollen dem Registerzwange nicht unterliegen die in das Handelsregister eingetragnen Firmen. Ganz abgesehen davon, daß der größere Teil der Kaufleute des Börsenverkehrs ebensowenig kundig ist wie der Privatmann, erscheint die heimliche Börsenspekulation eines Kaufmanns, des nicht berufsmäßigen Börsenhändlers, noch aus einem besondern Grunde als unsittlich. Er hat sein Gewerbe auf Kredit basiert, der ihm wegen der Art und Weise, wie er offenkundig sein Geschäft betreibt, gewährt wird. Wenn er aber daneben heimlich an der Börse spekuliert, so täuscht er seine Gläubiger und spielt mit fremdem Gelde. Das gilt sogar von Bankiers und von Großhändlern, wenn sie außer dem Geschäftszweige, den sie offen betreiben, in andern Zweigen heimlich spekulieren.

Harmlos erscheint, aber irreleitend ist der Vorschlag, von dem Registerzwange alle die Personen auszunehmen, die zum Besuch einer Börse zugelassen sind. Die Voraussetzung zur Zulassung bestimmen die einzelnen, der Genehmigung der Landesregierungen unterliegenden Börsenordnungen, soweit nicht das Börsengesetz Bestimmungen enthält (Paragraphen 4, 5, 7 des Börsengesetzes). Bei dem Vorschlage ist wohl nicht bedacht worden, wie weit der Kreis der Börsenbesucher in den Börsenordnungen gezogen ist. Nach Paragraph 10 der Hamburgischen Börsenordnung ist der Zutritt zu der Börse allen anständigen männlichen Personen — mit gewissen, nicht ins Gewicht fallenden Ausnahmen — erlaubt. Nach Paragraph 2 der Frankfurter Börsenordnung kann der Börsenvorstand — wiederum mit unbedeutenden Ausnahmen — jeden, gleichviel wes Standes und Berufs, Einheimische wie Fremde, zum Besuche der Börse zulassen. Ebenso ist nach dem Paragraphen 13 und den folgenden der Berliner Börsenordnung die Eintrittskarte vom Börsenvorstande nach Ermessen zu erteilen, mit der Maßgabe, daß sie den im Paragraphen 14 der Börsenordnung genannten Personen, wozu namentlich die Inhaber der in das Handelsregister Berlins oder eines seiner Vororte eingetragnen Firmen gehören, nicht versagt werden darf. Da die zum Besuche einer Börse zugelassenen Personen Geschäfte, die auf den besondern Zweck ihres Gewerbetriebes zugeschnitten sind, ohne Zweifel, auch ohne in das Register eingetragen zu sein, gleichviel ob Loko- oder Zeitgeschäfte, giltig schließen können, so liegt auch kein Grund vor, zu bestimmen, daß Erzeuger oder Verarbeiter von Waren in solchen Waren ohne Eintragung Börsengeschäfte betreiben dürfen. Übrigens hat dieser Vorschlag schon in den Materialien zum Börsengesetze — Bericht der Reichstagskommission, S. 43, Drucksachen des Reichstags 1895/97, Nr. 246 — eine zutreffende Widerlegung gefunden. *Erwogen* werden könnte vielleicht, ob einer Elite von Börsenbesuchern, nämlich *solchen* Personen, die berufsmäßig an der Börse spekulieren, die Befreiung von

der Eintragung für Geschäfte ihres offenkundigen Gewerbebetriebes zu konzedieren sei. Aber da diesen Personen mit einem solchen Privilegium wenig gedient sein wird — die Registergebühren könnten füglich ermäßigt werden —, so dürfte es, um etwaige Zweifel über die Zugehörigkeit des Spekulanten zum Kreise der Eximierten im einzelnen Falle zu vermeiden, besser sein, von einer Ausnahmebestimmung abzusehen.

Dem zweiten der Vorschläge wird man zustimmen können, sofern er allein die Bedeutung hat, daß der Richter die Registereinrede nicht von Amts wegen supplieren darf.

Auch gegen die zeitliche Beschränkung der Einrede nach dem dritten Vorschlage dürfte kein großes Bedenken herrschen. In welchem Zeitpunkte aber soll die Frist beginnen? Besteht zwischen den Parteien eine fortlaufende Geschäftsverbindung, bei der regelmäßig halbjährlich Rechnungsauszüge mitgeteilt werden, während im Laufe des halben Jahres eine Abrechnung über jedes einzelne Geschäft erteilt wird, so liegt ein genügender Anlaß zur Weigerung der Erfüllung erst nach der Mitteilung des halbjährlichen Rechnungsauszuges vor; erst in diesem Zeitpunkte tritt klar vor die Augen, wer Schuldner ist, und zu welchem Betrage, und damit müßte die Frist beginnen. Wenn nun der Rechnungsauszug ausdrücklich anerkannt wird, so darf sich die rechtliche Wirkung dieses Anerkenntnisses nicht auf den Schlußsaldo, sofern darin Verluste aus ungiltigen Börsengeschäften enthalten sind, erstrecken, sondern nur auf die in dem Auszuge enthaltene Verrechnung von Soll und Haben, indem darin eine der Zahlung gleichstehende vertragsmäßige Kompensation liegt. Eine weitere Wirkung des manchmal übereilt, ohne sittliche Freiheit abgegebnen Anerkenntnisses wäre eine ungerechtfertigte Ausnahmevorschrift für den Börsenverkehr, der sich mit der Konzession begnügen könnte, daß mit dem Ablaufe eines halben Jahres die Gewißheit über den rechtlichen Bestand von Forderung und Schuld eintritt.

Die zu 4 vorgeschlagne Deklaration des Paragraphen 51 des Börsengesetzes ist eigentlich wohl unnötig, weil schon nach dem geltenden Rechte die auf Grund von verbotnen Börsengeschäften geleisteten Zahlungen nicht zurückgefordert werden können. Durch den Abschluß verbotner Kaufverträge, wodurch sich beide Kontrahenten zu Leistung und Gegenleistung verpflichten, verstoßen beide gegen das Gesetz und die guten Sitten; es trifft also der Paragraph 817 des Bürgerlichen Gesetzbuchs hier zu. Jedoch mag zur Vermeidung etwaiger Zweifel die Deklaration zweckmäßig sein.

Aus demselben Grunde ist der fünfte Vorschlag zu empfehlen. In der Rechtsprechung des Reichsgerichts ist die Zulässigkeit dieser Aufrechnung anerkannt.

Über den sechsten Vorschlag habe ich mich schon in einem Aufsatze: „Der Kernpunkt der Börsenreform," Juristische Wochenschrift von 1901, Seite 876 bis 878 ausgesprochen. Ich möchte diesen Ausführungen einiges hinzufügen. Die Haftung der Sicherheiten darf auch für den Fall nicht konzediert werden, daß der Schuldner sie ausdrücklich und schriftlich für Verluste bei Börsenspekulationen bestellt hat. Von der Fata Morgana bezaubert, wird er seine

Unterschrift niemals verweigern; manchmal wird er unterschreiben, ohne das ihm vorgelegte gedruckte Formular zu lesen.

Zur Widerlegung meiner Ausführungen ist in der Juristen-Zeitung von 1902, Seite 36 bis 39 — die die Aufnahme meines Aufsatzes abgelehnt hatte — ein Aufsatz von Pinner erschienen, worin folgender Trumpf ausgespielt wird:

„Verblüffend wirkt die Ansicht, die Fels von dem Börsengeschäft überhaupt hat. Seiner Auffassung nach tritt der Bankier, dem der Auftrag erteilt wird, Waren und Wertpapiere in erheblichem Betrage bis zu 100000 Mark und darüber auf Ultimo zu kaufen oder zu verkaufen, als Selbstkontrahent auf, ohne zur Ausführung des Auftrags an der Börse ein entsprechendes Geschäft abzuschließen. Wäre dies richtig, dann allerdings wäre die Bank von Monte Carlo ein kindliches Spiel gegenüber der Börse; dann könnte, besonders da manchmal auch Geschäfte über 100000 Mark vorkommen dürften, bei einem plötzlichen Kurswechsel ein Bankier »dem Ideale eines Millionärs« nahe gebracht werden, oder aber eine Bank ihr gesamtes Kapital verlieren ... Jeder Bankier, den der Verfasser gefragt hätte, ... hätte ihn darüber belehrt, daß durchgängig alle von Kunden eingehenden Aufträge in Wirklichkeit ausgeführt werden." —

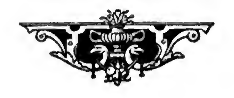
Also mit andern Worten: Der Bankier ist nicht so töricht, die Spekulation des Kunden, die zum Ruine führen kann, mitzumachen! Er beschränkt sich darauf, dem Kunden die Gelegenheit zu geben, sein Vermögen zu verlieren! Kann die Gefährlichkeit des Börsenterminhandels für das Privatpublikum besser illustriert werden? Darf der Bankier, der den Leichtsinn des Klienten bewußt ausbeutet, sich mit moralischer Entrüstung über den Wortbruch des infolge getäuschter Hoffnung zur Besinnung gekommenen Kunden beklagen? Im übrigen ist gegen Pinner zu bemerken, daß seine Behauptung nicht die Pointe trifft. Ich hatte gesagt, daß der Bankier beim Selbsteintritt den Auftrag nicht an der Börse ausführe oder auszuführen brauche, und wollte damit dem Argumente Staubs entgegentreten, daß „eine starke Börse" ohne den Zufluß des Privatkapitals nicht gedacht werden könne; ich wollte zeigen, daß der Kommissionshandel nicht dem Börsenverkehr zugute komme und demnach vom Gesetze nicht begünstigt zu werden brauche. Dieses Argument muß doch wohl einiges Gewicht haben; denn auch auf dem Frankfurter Bankiertage hat man sich schließlich veranlaßt gesehen, eine Resolution zu beschließen, lautend: „Die in der Judikatur wie folgt formulierte Annahme: die kommissionsweise Ausführung von Börsentermingeschäften erfolge regelmäßig ohne Abschluß mit einem Dritten, widerspricht den Tatsachen" (Verhandlungen, S. 102, 103). Also auch hier wird nicht behauptet, daß der Kommissionär beim Selbsteintritt an der Börse abschließt.

Wie es sich in der Tat damit verhält, entzieht sich dem Auge des in den Börsenverkehr nicht Eingeweihten. Soviel aber ist gewiß, daß der Provinzialbankier, der das Privatkapital aus den vom Börsenzentrum weitab liegenden Gebieten des Reichs heranzieht, sich nicht an der Börse deckt, sondern mit einem am Börsenorte domizilierten Bankgeschäft in Verbindung steht. Bei diesem, wohl meist einem der größern Geschäfte, fließen viele Aufträge zusammen, die Deckung an der Börse unterbleibt, wenn das Risiko sich gegenseitig auf-

hebt, sofern die einander entgegengesetzten Spekulationen auf Steigen und auf Fallen kompensiert werden. Auch für kleinere Bankiers wird sich manchmal Gelegenheit zur Kompensation bieten, wenn sie mit andern kleinen Bankiers im Kartell stehn. Überdies folgt aus der Natur der Sache, daß der Bankier, der die Börse besucht und nicht wie der Kunde hasardieren will, manchmal in der Lage sein wird, sich zu einem günstigern Ultimokurse, als er dem Klienten in Rechnung gestellt hat, zu decken, wenn er im Laufe des Monats die Gelegenheit abwartet. Auch Wermuth (Börsengesetz, Guttentagsche Sammlung, Einleitung, S. 20, Anm.) nimmt an, daß sich der Kommissionär vor Absendung der Ausführungsanzeige manchmal nicht an der Börse deckt. Ferner ist folgendes zu erwägen: Der Kommissionär kann, wenn auch nicht allein, so doch im Verein mit andern, die dasselbe Interesse haben, auf den Börsenkurs einwirken. Sind z. B., weil eine steigende Tendenz bestand, von vielen Seiten Aufträge zum Einkauf von Effekten auf Ultimo eingegangen, so würden die Bankiers, wenn sie sich sofort beim Selbsteintritt an der Börse deckten, die Hausse befördern. Unterlassen sie das einstweilen, so wird leichter ein Rückschlag eintreten, und sie können dann zu einem billigern Preise einkaufen. Entsprechend im umgekehrten Falle, wenn die Kundschaft auf Fallen spekuliert hat, und zahlreiche Aufträge zum Verkaufe eingelaufen sind. Mit einem Worte, der Kommissionär, der vor dem Selbsteintritt als Vertrauensmann dem Kunden Rat erteilt hat, verwandelt sich beim Terminhandel infolge des Selbsteintritts in einen Gegner des Kunden und kann in Versuchung kommen, gegen das Interesse des Kunden zu handeln. Eine Täuschung des Kunden wäre erschwert, wenn der Kunde immer erführe, in welcher Weise sich sein Bankier gedeckt hat oder decken will.

Ich habe geglaubt, bei diesem bekanntlich wunden Punkte im Kommissionshandel etwas länger verweilen zu müssen, weil sich die Beteiligung des Privatkapitals an der Spekulation zum überwiegenden Teile im Wege des Kommissionsgeschäfts vollzieht. Bei der Frage also, ob es geraten sei, im Interesse einer „starken Börse“ den Registerzwang in einer sich der Aufhebung annähernden Weise abzuschwächen, müssen besonders die wirtschaftlichen Vorteile und Nachteile des Kommissionshandels mit Selbsteintritt bei Zeitgeschäften ins Auge gefaßt werden. Gegenwärtig muß ich es mir versagen, auf diese schwierige, in den Motiven des Börsengesetzes erörterte, aber durch das Gesetz nicht befriedigend gelöste Frage näher einzugehn.

Möge unsre Gesetzgebung, indem sie durch eine fast unbeschränkte Anerkennung der Rechtswirksamkeit der Differenzgeschäfte dem Vorwurf, daß sie den Wortbruch begünstige, zu entgehn meint, sich nicht dem begründeten Vorwurf aussetzen, daß sie die den wirtschaftlichen Sinn des Volkes untergrabende Spielsucht, statt sie nach Möglichkeit zu bekämpfen, befördere.





Aus einer französischen Zeitschrift

1. Politik



Ihrerzeit sind uns eine Anzahl Hefte, darunter die vollständigen Jahrgänge 1899 und 1900, der Zeitschrift L'Humanité Nouvelle, revue internationale, sciences, lettres et arts zugegangen. Wir kommen erst jetzt dazu, sie durchzublättern, und finden, daß es noch nicht zu spät ist, davon Notiz zu nehmen. In einer Zeit, wo man einen Briefwechsel zwischen deutschen und französischen Gymnasiasten in Gang gebracht und einen internationalen Kinderaustausch organisiert hat, sollte den Gebildeten, die nicht in Großstädten wohnen und darum selten ausländische Zeitschriften zu Gesicht bekommen, in ihren eignen Wochen- und Monatsschriften einiger Ersatz dafür geboten werden. Denn die Zeitschriften geben ein richtigeres Bild von den Ansichten und Stimmungen einer Nation als die Zeitungen. Die Pariser Korrespondenten unsrer großen Blätter berichten doch ebenso wie die von unsern Redaktionen benutzten französischen Zeitungen im politischen Teil nur über die Kammerverhandlungen und über die Intriguen der Drahtzieher, im Feuilleton über Theaterneuheiten, hauptstädtische Skandale und allenfalls hie und da über einen neuen Roman. Das alles zusammengenommen ist aber noch lange nicht das französische Leben. Gerade die oben genannte Zeitschrift nun bedeutet eine dringende Aufforderung, uns in der französischen Journalistik besser umzusehen, indem sie uns, die wir den Franzosen immer Unkenntnis des Auslands vorwerfen, einigermaßen beschämt. Während auch die große und einflußreiche Revue des deux Mondes in jeder ihrer revues étrangères gewöhnlich nur e i n ausländisches Werk bespricht, und unsre deutschen Zeitschriften, soweit sie überhaupt Ausländisches beachten, nicht viel anders verfahren, bringt die Humanité Nouvelle in jedem Heft nicht allein Aufsätze von ausländischen Mitarbeitern, sondern auch eine große Anzahl von Besprechungen ausländischer Werke, und zwar nicht bloß deutscher, englischer, italienischer, spanischer, belgischer, holländischer, skandinavischer, sondern auch solcher von Staaten, Nationen und Natiönchen, die zu Halbasien gehören. Außer den Russen werden besonders die Tschechen und die Ungarn reichlich bedacht, was ja mitunter für die Leser der Humanité eine Information von recht zweifelhaftem Werte bedeutet, so wenn sie über die innere Politik Österreichs von Herrn Kramarsch belehrt werden. Über deutsche Angelegenheiten berichten einige Sozialisten und Herr von Gerlach, der einmal beschreibt, wie in Preußen die Wahlen gemacht werden. Am häufigsten begegnet man dem Namen des berühmten Geographen Elisée Reclus. Auch die deutschen Zeitschriften werden fleißig gemustert; Artikel, die der Redaktion aufgefallen sind, werden entweder kurz skizziert und beurteilt oder nur durch Anführung der Überschrift der Beachtung der Leser empfohlen, so

folgende Grenzbotenartikel der Jahre 1899 und 1900: Der Schutz der Arbeitswilligen, Deutsche und Polen von E. von der Brüggen, Der Mittellandkanal und die konservative Partei in Preußen von Georg Baumert, Kritische Studien zu Fürst Bismarcks Gedanken und Erinnerungen von Otto Kaemmel, Der ägyptische Sudan seit der Schlacht von Khartum von Karl von Bruchhausen, Serbiens politische und moralische Bekehrung. Die Urteile sind, soweit der Gegenstand nicht die nationale oder philosophisch-antiklerikale Empfindlichkeit weckt, ruhig und sachlich. Lobpreisungen der guten alten Zeit, wo ja alle Nichtprivilegierten nur stumpfsinniges Arbeitsvieh waren, erregen den Zorn der Berichterstatter, und von der anonymen Broschüre: Englisch oder deutsch-niederländisch? heißt es: „Der Titel sagt schon genug! Nachdem dieser deutsche Patriot die Engländer angeklagt hat, daß sie den armen Buren ihre heiligsten Güter rauben, beruft er sich, ohne den Widerspruch zu scheuen, auf die deutschen Interessen in Südafrika. Worin bestehen denn die? Doch wohl darin, daß man kolonisieren, d. h. gerade so wie die Engländer so viel wie möglich stehlen will."

Doch sind solche Einseitigkeiten Ausnahmen; im ganzen bietet die Zeitschrift viel Gutes. Leider aber wird Frankreich nicht viel davon haben, denn die Zahl der Abonnenten ist nicht groß, wahrscheinlich sehr klein. Aus dem diesjährigen Maiheft erfahren wir, daß der Direktor, Hamon, mit den Verlegern, Schleicher Frères, einen Prozeß geführt hat, an dem der schlechte Geschäftsgang schuld gewesen zu sein scheint, daß die Herausgabe eine Zeit lang eingestellt werden mußte, und daß die Monatsschrift jetzt im eignen Verlag Hamons, Paris, 16 Rue de Condé und Bruxelles, 92 Avenue du Solbosch erscheint. Sie ist die Fortsetzung der Zeitschrift La Société Nouvelle, die im Januar 1897 einging, weil der Leiter, Fernand Brouez, erkrankt war. Im Aprilheft 1903 entwickeln die Herausgeber der Humanité Nouvelle ihr Programm, veranlaßt durch Zuschriften von Lesern und auch von Mitarbeitern, die sich durch einzelne Artikel verletzt gefühlt haben. Auf dem Umschlag stehe ja deutlich zu lesen, daß jeder Mitarbeiter völlig frei sei in dem, was er zu sagen habe, und nur seine eigne Ansicht vertrete. (Chaque auteur ayant sa pleine liberté de pensée n'engage que lui-même. La revue par suite est ouverte à la controverse.) Die bei weitem meisten Zeitschriften aller Länder, heißt es weiter, vertreten jede eine bestimmte Richtung oder Partei. Die Redaktion schreibt eine Linie vor, von der sich die Mitarbeitenden nicht zu weit entfernen dürfen, und es finden sich nur solche Mitarbeiter zusammen, die eine gleichartige Überzeugung verbindet. Die Beiträge werden einer Zensur unterworfen, und was in dem Hefte steht, dafür übernimmt die Redaktion nicht allein die juristische, sondern auch die moralische Verantwortung. Wir wollen etwas ganz andres. Unsre Revue soll ein kleines Bild der Menschheit sein, von der wir hoffen, daß sie im Entstehen begriffen ist, einer freien, toleranten Menschheit, die aus Menschen von unabhängiger Gesinnung besteht. Kein Mensch darf behaupten, daß er im Besitz der Wahrheit sei; jeder glaubt es zwar, aber keiner hat Gewißheit; alle Wissenschaften wandeln sich beständig, und was heute allgemein für unbestreitbar gehalten wird, erweist sich morgen als Irrtum. Daraus folgt, daß sich die

Menschheit nur bei völliger Freiheit des Forschens und Debattierens immer mehr der Wahrheit nähern kann. Alle Meinungen, die verschiedensten, die entgegengesetztesten, müssen der Erörterung dargeboten werden; jede Theokratie aber, mag sie aus Priestern oder aus einer Gelehrtenzunft bestehen, jede Autokratie, jede Aristokratie, jede Plutokratie hält den Fortschritt auf. Soll das menschliche Denken sein Höchstes leisten, so muß es frei von jeder Fessel sein. Dieses Freiheitsideal soll nun unsre Revue soviel wie möglich verwirklichen. Ihre Direktoren schreiben nichts vor und üben keine Zensur; sie beschränken sich auf die organisatorische Tätigkeit. Was verbindet aber da die Mitarbeiter? Ihre Unabhängigkeit. Sie sind eben so geartet, daß sie Zwang und Zensur nicht ertragen würden, sich einer Sekte, Schule, Partei nicht verschreiben mögen. Daß der Versuch, diese vollkommene Freiheit zu verwirklichen, sogar manchen Mitarbeiter irre macht, ist nicht zu verwundern; wir leiden eben alle noch ein wenig an der unserm Geschlecht seit Jahrtausenden anerzognen Vorstellung, daß jeder Mensch entweder befehlen oder gehorchen, entweder andern seine Meinung aufzwingen oder andrer Meinung annehmen müsse. Gerade diese Vorstellung wollen wir durch unser Beispiel allmählich überwinden. Vor allem soll keiner unsrer Mitarbeiter für ein niedriges Interesse kämpfen. Bei uns wird keine Leidenschaft erregt; nur die Vernunft waltet; die Empfindung tritt hinter dem Intellekt zurück. So die Herausgeber. Ihre Menschheit ist nun freilich eine Illusion. Weder ist ein großes Volk denkbar, dessen Mitglieder allesamt selbständige Denker wären, und wo jeder nur nach seinem Kopfe handelte, der ganze Staat eine rabelaisische Abtei Thelema wäre, noch läßt sich der Intellekt von den Lebensinteressen ablösen. Gerade die Freidenker geraten ja jedesmal in leidenschaftliche Erregung und erklären die heiligsten Güter der Menschheit für gefährdet, so oft sie etwas erblicken, was ihrer Ansicht nach Aberglauben, Verfinsterung oder Reaktion ist, z. B. eine Fronleichnamsprozession, oder eine Mönchskutte, oder einen Orthodoxen auf einem Lehrstuhl. Aber der Satz, daß die Wahrheit, das ist die gerade im Augenblick notwendige neue Erkenntnis, aus der freien Debatte hervorspringt wie der Funke aus dem vom Stahl getroffnen Stein, ist richtig, ein solcher papierner Debattierklub demnach, wie ihn die Herren der neuen Menschheit geschaffen haben, eine sehr nützliche Einrichtung.

Die Politik wird auf dem Titelblatt nicht genannt und ist auch in der Zeitschrift nur schwach vertreten, aber doch nicht ganz ausgeschlossen. Die meisten politischen Artikel stammen aus andern Ländern; mehrere, von verschiednen Verfassern, aus Finnland, dessen Leidensgeschichte sehr ausführlich erzählt wird. Bei dem Geiste der Zeitschrift versteht sich das verwerfende Urteil über die Unterdrückungspolitik des Zarentums trotz der französischen Russenfreundschaft von selbst. Im Dezemberheft 1900 spricht ein Anonymus einen sehr beachtenswerten Gedanken aus: In Skandinavien und in England (doch auch in Deutschland, Italien und Frankreich) ist immer die historische Kontinuität das Grundgesetz der Entwicklung und des Fortschritts gewesen, und nach diesem Gesetz haben die Regierungen gehandelt, indem sie die Regierungsform den Anforderungen der Zeiten gemäß immer freier und zweckmäßiger gestalteten. Das russische Volk, das ein so ungeheures Gebiet inne hat, könnte sich eine

große Zukunft bereiten, wenn es das englisch-skandinavische Entwicklungsgesetz annähme. Das konstitutionelle und sich selbst regierende Finnland ist aber die natürliche Brücke, über die das englisch-skandinavische Wesen eindringen könnte. Wird diese Brücke zerstört, so steht zu befürchten, daß sich die Russen niemals in die historische Kontinuität hineinfinden und im Schwanken zwischen einem unfähigen Absolutismus und revolutionären Zuckungen den letzten Rest von Kraft zu gesunder Entwicklung einbüßen. Osteuropa wird dann denselben bösen Weg gehen, in den Frankreich vom ancien régime hineingestoßen worden ist. Dieser Vergleich Rußlands mit Frankreich nimmt sich übermäßig bescheiden aus in einer französischen Zeitschrift; ein Deutscher würde, ohne die oberflächliche Ähnlichkeit zu leugnen, den Franzosen mehr gerecht werden. Daß Rußland in Finnland eine der gesunden Kräfte vernichtet, die es zu seiner Kultivierung und Belebung hätte verwenden können und sollen, ist selbstverständlich richtig. Der Burenkrieg wird einmal — von dem bekannten Arbeiterführer Keir Hardie — als Kapitalistenkrieg charakterisiert, ein andermal von beiden Seiten beleuchtet. Der zweite Artikel schließt mit der Bemerkung: Wer glaube, der englischen Regierung könnten bei längerm Widerstande der Buren die Soldaten ausgehn, der kenne England nicht, wisse nicht, wieviel junge Engländer die Macht ihres Staates als ihr bestes, ja als ihr einziges Erbteil ansehen und dabei froh sind, wenn sie einmal Gelegenheit haben, dem Gewirr der modernen Zivilisation zu entfliehen, die Welt zu sehen und statt des verpesteten Londoner Nebels reine Luft zu atmen. Die Lage der Vereinigten Staaten wird von einem pseudonymen Sozialisten beleuchtet. Der Sezessionskrieg habe den idyllischen Zuständen des Landes ein Ende gemacht und durch die ungeheure Staatsschuld die kapitalistische Periode heraufgeführt. Der kubanische Aufstand sei von nordamerikanischen Millionären organisiert worden, um der Regierung einen heuchlerischen Vorwand zum Einschreiten zu schaffen. Konfessionelle Rücksichten hätten mitgewirkt, und zwar von beiden Seiten: die Protestanten hätten durch die Verdrängung Spaniens und durch die Säkularisierung der kubanischen Kirchengüter den katholischen Einfluß schwächen, die Katholiken durch Vermehrung ihrer Zahl ihn stärken wollen; der Papst habe aus demselben Grunde den Wandel begünstigt und die Spanier mit liebenswürdigen Redensarten betrogen. Die im Kriege offenbar gewordne Korruption und das Trustwesen förderten den Sozialismus; die gegenwärtige Lage lasse sich folgendermaßen beschreiben: eine Finanzoligarchie beherrscht die Gesetzgebung wie die Verwaltung, die Konzentration der Industrie und der Verkehrsmittel in den Händen dieser Oligarchie bedroht die politische Unabhängigkeit der Bürger; die Diplomatie schafft Verwicklungen mit dem Auslande, um im Interesse der Kapitalisten den Militarismus ausbilden zu können als ein Werkzeug zur Einschränkung der Volksfreiheit durch Gewalt, soweit die List dazu nicht hinreicht. Ein andrer Berichterstatter, Albert Ruz, wohl ein Kubaner, beweist in einem von genauer Sachkenntnis zeugenden historischen Rückblick, daß die Vereinigten Staaten Spanien gegenüber vollkommen loyal gehandelt und folgerichtig ihr Programm durchgeführt haben, zu dem sie sich das ganze neunzehnte Jahrhundert bekannt hätten, daß die spanische Wirtschaft die Despotenwirtschaft gewesen sei, die Montesquieu

mit den Worten beschreibt: „Wenn die Wilden von Louisiana eine Frucht pflücken wollen, hacken sie den Baum um,“ daß also die Befreiung von dem spanischen Joch eine unzweifelhafte Wohltat und die vorläufige Verfassung, die man der Insel gegeben habe, die richtige sei; „wenn die Kubaner mündig geworden sein werden, werden sie für die Vormundschaft, unter die sie jetzt gestellt sind, dankbar sein.“ Der Polen wird mit Wohlwollen gedacht, da die Russenfreundschaft in dem internationalen Kreise dieser Zeitschrift natürlich nicht so stark ist wie bei der französischen Regierung. Dr. Rakovsky weist in einer Zuschrift die von einem andern ausgesprochne Behauptung zurück, Rußland habe niemals eine Teilung der Türkei nach dem Muster der Teilung Polens vorgeschlagen. Rußland rücke nur mit seinen Teilungsplänen nicht offen heraus, weil es wisse, daß ihm die andern Großmächte Konstantinopel nicht gönnen; schon Wellington habe gesagt: Gäbe es zwei Konstantinopel, so wäre die orientalische Frage längst gelöst. Ein Pole, der sich Jean d'Outremer nennt, nimmt die Abrüstungsaktion des Zaren zum Anlaß, auseinanderzusetzen, daß die Wiederherstellung Polens eine der Voraussetzungen des Weltfriedens sein würde. Gewiß, alle historischen Ungerechtigkeiten gut machen wollen, das gehe nicht an, das würde heißen, die Weltgeschichte auf ihren Anfang zurückschrauben wollen. Aber die Selbständigkeit einer Nation vernichten, das sei keine gewöhnliche historische Ungerechtigkeit und schaffe einen Quell beständiger Beunruhigung. Sollte der Grundsatz, daß jeder Nationalität Unabhängigkeit zugestanden werden müsse, zur Verkleinerung einiger Großstaaten führen, so würde der etwaige Nachteil für den Kulturfortschritt durch die Förderung der Freiheit ausgeglichen werden, die nur in kleinen Staaten gedeiht. Völlige Atomisierung sei nicht zu fürchten, da kleine Nationalitätensplitter, die keine eigne Kultur entwickelt hätten, den Anspruch auf Selbständigkeit nicht erheben würden. Dezentralisation aber müsse sowohl auf dem politischen wie auf dem wirtschaftlichen Gebiete angestrebt werden. Die heutigen Großstaaten würden sich hoffentlich einmal in Bünde mäßig großer Republiken verwandeln.

Das Rundschreiben des Zaren und die Haager Konferenz haben die Herren von der Humanité lebhaft aufgeregt. Hamon mustert die Lage der Großstaaten, ihre Rüstungen, ihre Kräfte und Lasten, und urteilt über Deutschland, daß es bei seinem wachsenden Wohlstande der Bürde des bewaffneten Friedens gewachsen sei, den es durch die Annexion von 1871 einigermaßen verschuldet habe. Doch wünsche es im Interesse seiner blühenden Industrie den Frieden; an neue Eroberungen denke es nicht; ihm genüge, was es besitze; und bekäme es seinen Besitz gewährleistet, so würde ihm die allgemeine Abrüstung ganz willkommen sein; es könnte dann die dadurch frei werdenden Mittel auf die Vergrößerung seiner Handelsflotte verwenden. Frankreich werde mit seinen Ansprüchen auf Elsaß-Lothringen den Störenfried auf der Konferenz spielen. Der Masse der Franzosen liege freilich nicht so viel an der verlornen Provinz, wie die Zeitungen behaupten. Das neue Geschlecht, das seit 1871 herangewachsen ist, weiß nichts von Elsaß-Lothringen. Die Gelehrten, Künstler, Publizisten, Kaufleute, Handwerker und Bauern von vierzig und weniger Jahren tragen nicht im mindesten Verlangen danach, sich um der Städte Metz und Straßburg

willen totschießen zu lassen. Würde eine geheime Abstimmung darüber veranstaltet, ob mit endgiltigem Verzicht auf Elsaß-Lothringen abgerüstet oder mit wahrscheinlichem, sogar sicherm Erfolg ein Krieg zur Wiedereroberung des verlornen Landes unternommen werden soll, so würde sich eine erdrückende Mehrheit für die Abrüstung erklären. Bei öffentlicher Abstimmung freilich würde das Ergebnis anders ausfallen. Am wenigsten wünschen die sozialistisch gesinnten Arbeiter den Krieg, denn sie wissen recht gut, daß ein solcher nicht die Revolution entfesseln, sondern den Absolutismus stärken würde. Die Redaktion veranstaltete eine Umfrage über den Krieg und den Militarismus, deren Ergebnis im Mai 1899 als ein gegen dreihundert Seiten starker Band veröffentlicht wurde. Beigefügt ist eine „von zahlreichen Autoritäten unterschriebne" und an den Minister der auswärtigen Angelegenheiten gerichtete Denkschrift über die besten Mittel, den Weltfrieden zu sichern. Darin wird u. a. vorgeschlagen, Frankreich solle auf der Konferenz beantragen: in erster Linie, daß ihm Elsaß-Lothringen gegen eine Geldentschädigung oder gegen eine seiner ostasiatischen oder innerafrikanischen Kolonien zurückgegeben werde, oder, wenn es damit nicht durchdringe, daß Elsaß-Lothringen für einen unabhängigen, neutralen Staat erklärt werde. Nun, die Herren haben sich unnötige Sorge gemacht, wie ihnen besonnene Politiker von vornherein hätten sagen können.

Das Interessanteste in politischer Beziehung sind drei Artikel über die innere Lage Frankreichs, die ungefähr so dargestellt wird, wie wir sie uns immer gedacht haben, wie man sie aber kaum in irgend einer deutschen Zeitung beschrieben findet. Der erste, den Diéré-Dieul, ohne Zweifel ein Sozialist, zeichnet, geht von den Senatswahlen vom 28. Januar 1900 aus. An der Stärke der Parteien habe ja der Ausfall nichts geändert, aber die Namen einiger der durchgefallnen und der gewählten Personen bewiesen, einmal, daß der Dreyfushandel den Nationalismus gestärkt habe, zum andern, daß dieser Handel nicht ein Kampf für die Gerechtigkeit und gegen den Militarismus gewesen sei, sondern ein Kampf jüdischer Kapitalisten für einen der ihren. (Antisemitische Töne werden in der Humanité öfter angeschlagen.) Jetzt, wo der Kapitalist und ehemalige Offizier Dreyfus begnadigt sei, wolle man in diesen Kreisen nichts mehr von der Sache wissen; Reinach mache seinen Frieden mit dem Militär, das ja die Kapitalisten zu ihrem Schutze brauchten, und bekämpfe Gohier, der fortfahre, die Schäden und Skandale des Heeres aufzudecken. Was die Intellektuellen betrifft, so sehe man an den ganz entgegengesetzten Urteilen zweier durchaus gesinnungsverwandter und antiklerikaler Gelehrten über den General Mercier (er war im Departement Loire-Inférieure gewählt worden), daß die Männer und die Frauen der Wissenschaft in der Politik ihre wissenschaftlichen Grundsätze beiseite lassen und sich von persönlichen Empfindungen und Stimmungen leiten lassen: Herr Jules Soury, der positivistische Philosoph, rühme die wissenschaftlichen, militärischen und sonstigen Verdienste des Generals sowie seinen Charakter, Madame Clémence Royer dagegen schelte ihn einen Spießgesellen der Fälscher und Mörder. Die Sozialisten hätten sehr unrecht daran getan, sich für und gegen gewisse Kandidaturen ins Zeug zu legen; es scheine, daß der Antiklerikalismus ihren Verstand umneble. Aber der Kampf

des Ministeriums Waldeck-Rousseau sei bloß Fassade, ein Scheinkampf, der die Klerikalen nicht weniger befriedige als die antiklerikalen Schreier. (Das wird stimmen.) Sein Nachfolger hat, gegen den ausgesprochnen Willen Waldeck-Rousseaus, Ernst gemacht; wie ihm das bekommen wird, werden wir wohl spätestens im nächsten Jahre erfahren. (Nachdem dies schon geschrieben war, lesen wir, wie Waldeck-Rousseau die Ausführung des Vereinsgesetzes am 27. Juni im Senat getadelt hat.) Fassade sei auch der Eintritt des Sozialisten Millerand ins Kabinett und die Anerkennung der Gerechtigkeit der Arbeiterforderungen — in Worten. Wie wenig den Worten die Taten entsprechen, wird mit einer langen Liste von Fällen bewiesen, in denen Millerand gegen das Interesse der Arbeiter gehandelt, arbeiterfreundliche Gesetzvorschläge entweder zurückgewiesen oder in kapitalistischem Sinne geändert habe. Zum Schluß wird der Beerdigung des russischen Sozialisten Peter Lavroff gedacht. Die Polizei habe sich dabei so brutal wie möglich benommen. Die rote Fahne habe man nicht zu entfalten gewagt; das sei verboten gewesen. Einige ministerielle Sozialisten hätten sich dadurch enttäuscht gefühlt. Die guten Leutchen wüßten noch nicht, daß, wenn Personen von andrer Gesinnung zur Regierung gelangen, nicht die Regierung, sondern die Person umgewandelt wird, und daß, wenn man eine gründliche Änderung haben will, die Regierung selbst abgeschafft werden muß. Auch die sozialistische Presse werde im Sinne der Regierung geleitet, und der Parteibeschluß, wonach der Parteivorstand die Presse beaufsichtigen solle, bleibe unwirksam, weil dieser Vorstand zu gleichen Teilen aus Ministeriellen und aus Antiministeriellen bestehe, die einander gegenseitig lähmten.

Ein andrer Artikel, den „Politikos“ zeichnet, ist: „Auf dem Wege zur Reaktion“ überschrieben. Die Dreyfusgeschichte sei schlechterdings nicht populär. Die Mehrzahl glaube an die Schuld des Exkapitäns schon aus dem Grunde, weil alle Kriegsminister ihn für schuldig erklärt haben. Die meisten übrigen sagen: „Man kann sich doch nicht ewig mit dieser Angelegenheit herumschlagen; die Geschäfte leiden darunter, die privaten wie die des Staats; übrigens erfreut sich Dreyfus jetzt der Freiheit, Geld hat er auch, also laßt uns endlich einmal in Ruhe!“ Die Minderheit, die an seine Unschuld glaubt, besteht aus bürgerlichen Intellektuellen. Auch die Sozialisten, die warm für den Verurteilten auf der Teufelsinsel eingetreten sind, waren Professoren, Advokaten, Journalisten und dergleichen Leute; kein Arbeiter, kein kleiner Beamter war darunter. Beide Teile hat der unbewußte Klasseninstinkt richtig geleitet. Die Bourgeoisie fühlte sich durch die Verurteilung eines aus der Kapitalistenklasse hervorgegangnen Offiziers bedroht; um die Tausende von gemeinen Soldaten, die ungerechterweise in Militärgefängnisse gesperrt werden, kümmert sie sich nicht. Die Nation im ganzen also will nicht, daß die Affäre noch einmal aufgerührt werde. Die Dreyfuspartei aber will es und wird es nach der Ausstellung wenigstens versuchen. (Ein solcher Versuch ist bekanntlich in diesem Jahre von Jaurès gemacht worden.) Nur wird man eine Neuaufführung ohne große Orchesterbegleitung, als schlichte Justizsache, zu veranstalten suchen, denn die Wiederbelebung der antisemitischen Leidenschaft wünscht man sich nicht, obgleich sie die Dreyfusarden auch nicht gerade sehr fürchten. Joseph Reinach hat sogar in Digne mit der

Wiederaufnahme des Prozesses gedroht, nur zu dem Zweck, diese Leidenschaft wiederzuerwecken und dadurch die Reaktion zu fördern; der nationalistische Ausfall der Gemeinderatswahlen, namentlich in Paris, ist sein gewolltes Werk. Er weiß es, daß nur die armen Juden Schläge zu fürchten haben, während die reichen unter dem Schutze der Polizei und des Militärs sicher leben. Freilich könnte er sich auch täuschen. Entfesselte Volkswut ist zu allem fähig, und eine Minderheit sollte niemals herausfordernd auftreten, sondern sich lieber Achtung zu erwerben suchen. Aber das kapitalistische Interesse ist eben bei Leuten von Reinachs Art stärker als das der Religion oder der Rasse. Dieses Interesse erzeugt eine reaktionäre Stimmung, und diese Stimmung verbreitet sich auch außerhalb der kapitalistischen Kreise. Man fängt an, sich für ausländische Monarchen zu begeistern. Das Volk ist zwar noch republikanisch gesinnt, aber es hat die regierenden Männer satt, und die Abneigung gegen die Personen kann sich leicht auf die Staatsform übertragen. Die große, die kleine und die mittlere Bourgeoisie ist einig in dem Gedanken: Lieber alles andre, als das, was wir haben!

Für die Bourgeoisie handelt es sich vor allem um die Niederhaltung des Sozialismus. Es ist sehr geschickt von der Loge gewesen, dem unbedeutenden Staatsoberhaupte Herrn Waldeck-Rousseau als Ministerpräsidenten aufzunötigen. Der Mann ist Sprößling einer sehr klerikalen Familie, von Priestern erzogen, den Jesuiten eng verbunden (das ist sehr interessant! Heute, nach der Senatsrede vom 27. Juni, schelten die Liberalen den Mann einen argen Jesuiten), aber Skeptiker geworden, dabei ganz vom kapitalistischen Geiste erfüllt und nun ein vortrefflicher Vertreter der drei Zweige des Kapitals, des katholischen, des protestantischen und des jüdischen. Ihm hat man Millerand beigegeben, einen gewissen- und grundsatzlosen Emporkömmling, der nur persönliche Zwecke verfolgt. So hat man eine antiklerikale Fassade hergestellt, hinter der die klerikalen und die antiklerikalen Kapitalisten einander die Hände reichen, eine arbeiterfreundliche Fassade, hinter der ein sehr klug angelegter Krieg gegen die Arbeiter geführt wird. Indem man einen Mann, der dem Namen nach zu ihnen gehört, ins Kabinett aufnimmt, werden sie gespalten und verwirrt, und wird ihre politische Tätigkeit gelähmt. Der sozialistische Minister vereitelt jede wirksame gesetzliche Maßregel zu ihren Gunsten und muß mit seinem Namen die gewaltsame und blutige Unterdrückung von Ausständen decken. Wenn das Ministerium zugleich die Bürgerschaft reizt — durch den bloßen Namen Sozialist, den sich der Handelsminister beilegt, und durch scheinbare Zugeständnisse an den Sozialismus in Worten —, um so besser! Sind alle Volksschichten ohne Ausnahme unzufrieden, dann wird es leicht sein, die Monarchie wieder herzustellen, und zwar mit Louis Napoleon, der als russischer General doppelte Chancen hat. Die Bourgeoisie wolle vor allem die Regierungsmaschine vereinfachen und dadurch auch wohlfeiler machen. Allerdings glaubt der Verfasser nicht, daß der Plan gelingen werde; das französische Volk sei jetzt schon zu sehr an die politische Freiheit gewöhnt. Diese Freiheit sei allerdings eigentlich nur Schein, aber an diesem Schein hänge es eben. In einem dritten Artikel rückt Maillet, Mitglied der Arbeiterpartei, dem Ministerium alle seine Schandtaten vor,

namentlich die blutige Niederschlagung von Aufständen. „Als wir vor einiger Zeit erklärten, der Sozialismus müsse alle die Pseudoreformen dieses sogenannten Ministeriums der republikanischen Verteidigung zurückweisen, weil diese Pseudoreformen in Wirklichkeit dazu bestimmt seien, die Arbeiterorganisation aufzulösen, da konnten wir noch nicht voraussehen, wie weit dieses blutigste (le plus fusilleur) aller Ministerien mit seinem unverschämten Betrug gehn werde."

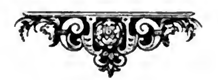
Der Plan der Kapitalisten, den Politikos enthüllt, ist etwas zu fein angelegt, als daß man an ihn glauben könnte. Was der natürliche Lauf der Dinge aus den zusammen- und einander entgegenwirkenden Kräften schafft, pflegt der Durchschnittsmensch, dem dieser Lauf gewöhnlich nicht gefällt, auf die bewußte Absicht einer im Verborgnen planvoll arbeitenden feindlichen Macht zurückzuführen. Natürlich haben die Kapitalisten die Absicht, die Sozialdemokratie unschädlich zu machen; selbstverständlich sind die Dreyfuskampagne und der Krieg gegen die Kongregationen willkommene Gelegenheiten gewesen, die Aufmerksamkeit der Masse von ihren wahren Interessen abzuziehn, denen nur mit schweren Opfern der Reichen gedient werden könnte; aber an beiden Lärmgeschichten war auch viel ehrlicher Fanatismus und ein Stückchen wirklicher Patriotismus beteiligt. Gewiß sucht Herr Millerand mehr das seine, als das Arbeiterwohl, aber der Kurs, den er eingeschlagen hat, ist ihm doch mehr durch die jedesmalige Not des Augenblicks, als von einem reaktionären Strategen vorgeschrieben worden. Daß die Monarchisten an dem Gange der Dinge ihre Freude haben mögen, kann man schon glauben. Ungefähr so sieht auch die Revue des deux Mondes die Sache an, deren Urteil über die Machthaber im ganzen mit dem der Sozialisten der Humanité übereinstimmt, was deswegen von Wichtigkeit ist, weil das vornehme und konservative Organ auf dem der „Modernen" entgegengesetzten Pole steht. Beginnt doch ein militärischer Artikel des fünften Bandes des Jahrgangs 1901 mit der Behauptung, Deutschland verdanke seinen wirtschaftlichen Aufschwung der militärischen Disziplin und den militärischen Erfolgen Preußens und beweise aufs neue ein historisches Gesetz, das die Träumer vergebens zu beugen versuchten, daß nämlich der Wohlstand der arbeitenden Klassen von der Militärmacht abhänge.

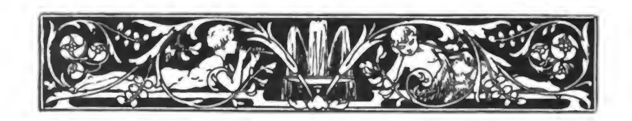
Wir stellen aus den Halbmonatchroniken des genannten Jahrgangs einige Urteile über die politische Lage und die politischen Männer Frankreichs zusammen. In einem Rückblick auf das abgelaufne Jahrhundert sagt der Chronist (Francis Charmes), auf allen Kulturgebieten, und besonders im geistigen Leben, behaupte Frankreich seinen Rang, nur in der Politik sei es unglücklich. Es gehe einer dunkeln Zukunft entgegen unter einer schwachen und zugleich gewalttätigen Regierung. Am Anfang des Jahrhunderts habe es den heroischen und mit Erfolg gekrönten Jakobinismus erlebt (die Jakobiner waren doch am Anfange des neunzehnten Jahrhunderts schon gestürzt), jetzt, am Ende des Jahrhunderts, sehe man ihn wieder, aber ohne Ruhm und Glanz, mürrisch und bissig; das Heil der Republik sehe er nur noch in der Unterdrückung gewisser Freiheiten. Dazu habe man die verfluchte Affäre auf dem Halse, die die Politiker nicht zur Ruhe und zu positiver Arbeit kommen lasse. Am 15. Jannar sagt der Chronist, die Mehrheit und ihr Ministerium würden längst in die Brüche

gegangen sein, wenn die Abstimmungen geheim wären; bei öffentlicher Abstimmung wage ein Mehrheitsmann nicht leicht abzuspringen, weil die neue Schreckensherrschaft jede Verletzung der Disziplin mit Drohungen, Beschimpfungen und Verleumdungen strafe. Ende Februar heißt es: Unter dem gegenwärtigen Kabinett reißen die Ausstände nicht ab. Es wäre eine Ungerechtigkeit, wenn man behaupten wollte, die Regierung rufe diese Unruhen absichtlich hervor; sie hat im Gegenteil durch die Aufnahme eines Sozialisten in ihren Schoß die Arbeiter beschwichtigen wollen. Aber gerade dadurch hat sie leidenschaftliche Hoffnungen erregt, und die Bedrängten wollen wirkliche Hilfe; wird die nicht gewährt, so liegt ihnen wenig an Herrn Millerand. Die Regierung möchte zwischen den streitenden Parteien vermitteln, hat aber damit trotz gutem Willen wenig Erfolg. Im April, wo der Generalstreik drohte, meint Charmes, die Arbeiterdeputierten, die beim Ministerpräsidenten Audienz gehabt hätten, dürften wohl etwas andres erwartet haben, als den Vortrag über Nationalökonomie, den ihnen Waldeck-Rousseau gehalten habe. Allerdings habe er außerdem für die Zukunft einige schöne Dinge in Aussicht gestellt, wie den neunstündigen Arbeitstag und die Altersversicherung. Sie hätten sich das alles schweigend angehört, und auch die sozialistische Presse rede so wenig wie möglich von Ausständen, Sozialistenkongressen und andern gefährlichen Dingen. Als Jules Ferry einmal von Regierungsradikalen sprach, habe man an dieser Bezeichnung Anstoß genommen. Jetzt sei man ein hübsches Stück weiter; man habe Regierungssozialisten, die wunderbar gut gezähmt und dressiert seien. Das sei ja ganz angenehm; Sozialisten, die ihre Theorien aufgegeben haben, für ihre Person befriedigt und zu Dienstleistungen für die Regierung bereit seien, könne man gut brauchen; aber es sei doch ein gefährliches Spiel mit dem Feuer, was diese Sozialisten und die Minister mit ihnen trieben. Ende Juni erörtert der Chronist das Vereinsgesetz. Waldeck-Rousseau wolle nicht die Kirche, wolle nicht einmal die Kongregationen zerstören, sondern nur Auswüchse beschneiden; aber er habe seine Absicht nicht entschieden und nicht deutlich genug ausgesprochen, habe mit seinem Gesetzentwurf den Radikalismus entfesselt und werde es nicht hindern können, daß das Gesetz in einem dem seinen entgegengesetzten Sinne ausgeführt werde. Ziemlich allgemein verbreitet sei die Meinung, der Hauptzweck der Vorlage sei, die Zeit hinzubringen und die Aufmerksamkeit der Abgeordneten von den notwendigen Reformen abzuziehn, deren Behandlung die Regierungsmehrheit sprengen würde. Aber bei einem harmlosen Zeitvertreib werde es nicht bleiben; die Leute, die beim Anblick eines Chorhemds oder einer Nonnenhaube außer sich geraten, würden sich, nachdem die Sache einmal eingefädelt sei, mit Worten nicht abspeisen lassen. Und der Gesetzentwurf sei doch auch schon an sich bedenklich, da er alle Freiheiten der einen Seite gebe und der andern nehme. „Wir leugnen nicht, daß eine übermäßige Entwicklung der Kongregationen ihre Unzuträglichkeiten haben würde, aber diese sind weder die einzigen noch die größten der Gefahren, die uns im Augenblick bedrohen.“ Schon fordern die Radikalen und die Radikal-Sozialisten auf ihrem Kongreß die Aufhebung der lex Falloux, d. h. der Unterrichtsfreiheit. Freilich bekennen sie zugleich, daß sie leidenschaftliche Anhänger des individuellen Eigentums sind und nichts zulassen wollen, was zu seiner Aufhebung führen könnte, nur alle

Privilegien und Monopole sollen abgeschafft werden, das Eigentum an der Frucht der eignen Arbeit aber soll heilig sein. Die Organe der Kollektivisten aber gewähren diesen Zurückgebliebnen Nachsicht; das Volk könne sich eben aus den Windeln veralteter Anschauungen nicht so rasch herauswickeln, schreibt Herr Jaurès. Im Juli gingen die Kammern in die Ferien, ohne die beiden wichtigsten der Reformen vorzunehmen, die den Wählern 1898 versprochen worden waren: die progressive Einkommensteuer und die Altersversorgung der Arbeiter. „Was werden die Abgeordneten zu ihrer Rechtfertigung bei der Neuwahl 1902 sagen?" Nun, auf diese Frage haben mittlerweile die Ereignisse geantwortet. Die Klosteraufhebung hat so viel Lärm gemacht, daß man gar nicht dazu gekommen ist, über soziale und Steuerreformen zu sprechen; man sieht also, wie dringend notwendig sie gewesen ist — für das neue Kabinett und die neue Kammer. Daß das auch für Waldeck-Rousseau der Hauptbeweggrund zur Einbringung des Gesetzes gewesen sei, wiederholt Charmes. Der Minister wußte, daß jedes Reformgesetz seine Mehrheit zertrümmern würde, so blieb ihm nichts übrig, als den Stier durch Vorhaltung des roten oder vielmehr schwarzen Tuchs abzulenken. Das Volk aber, dem man statt des Brotes Jesuiten zu verspeisen gibt, wird sich damit nicht abspeisen lassen, und dann wird guter Rat teuer sein, denn die Altersversicherung ist aus finanziellen Gründen undurchführbar. Für diesesmal ist es der Geschicklichkeit des Finanzministers gelungen, die Durchberatung des gefährlichen Gesetzes zu verhindern, aber es gibt doch einige ehrliche Radikale und überzeugte Sozialisten, die anfangen, mißtrauisch zu werden. Angesichts der unheilbaren Finanzlage, heißt es in der zweiten Oktoberchronik, müßten alle die schönen Dinge, die man den Augen der Arbeiter vorgegaukelt, und mit denen man die überschwenglichsten Hoffnungen erregt habe, geradezu Chimären genannt werden. Die schrecklichste aller Ausgaben, die dem ohnehin an unheilbarem Defizit leidenden Budget drohen, wird gegen Jahresschluß die Altersversicherung genannt, bei Erwähnung der scharfen Kritik, die Ribot an der Finanzpolitik der Regierung geübt hatte. Alle Welt weiß, daß die Franzosen keine Selbstverwaltung haben. Mögen sie sie unter der Herrschaft der Bureaukratie verlernt, oder mag ihre angeborne Unfähigkeit den Bureaukratismus erzeugt haben, jedenfalls verstärken jetzt die beiden vorhandnen Übel einander. Die Regierung läßt alles durch Beamte besorgen, entzieht dadurch die Tätigkeit der Behörden den indiskreten Blicken der Regierten und befreit sich so von jeder unbequemen Kontrolle. Dadurch werden aber zugleich die besten Gesetze unwirksam gemacht, und eine Unmasse Kräfte, die dem Gemeinwohl nützen könnten, dazu verurteilt, brach zu liegen. Das führt Georges Picot aus in einer „Verlorne Kräfte" überschriebnen Abhandlung. Diese Faulheit der Bürger mache den Staat allmächtig. Die Regierung ernte bei den Wahlen ihre Kandidaten wie reife Früchte, und da die Bürger das Denken und das Handeln verlernt hätten, so dächten und handelten für sie ein paar Jakobiner.

(Schluß folgt)





Das Gold in der mythischen Vorstellung der Germanen

Von H. Sundermann in Berlin



Das berühmte Taciteische Wort: „Ich weiß nicht, ob die Götter in ihrem Wohlwollen oder im Zorne den Germanen Silber und Gold versagt haben" hat mit dem Eintritt der deutschen Stämme in den Geschäfts- und Kulturverkehr mit den Römern bald seine Berechtigung verloren, und auch der Germane erfuhr die Wirkung des Goldes, wie sie Diodorus Siculus schildert: „In der Natur des Goldes liegt es begründet, daß seine Gewinnung hart, seine Sicherung schwierig ist, daß es die größten Leidenschaften erweckt, und daß Glück und Kummer in seinem Gefolge sind."

Ob den Germanen das Gold schon vor der Einwanderung in ihre jetzigen Grenzen bekannt gewesen ist, läßt sich nicht entscheiden; dieselbe Etymologie des westfinnischen kulde, esthnisch golle, macht es jedoch wahrscheinlich, mehr noch sprechen dieselben Züge der griechischen und der deutschen Heldensage dafür. Aber erst mit der Erkenntnis seines Wertes und seiner Macht bricht bei den Germanen die unbezähmbare, rücksichtslose Sehnsucht nach dem glänzenden Metall hervor. Die Heerkönige häufen auf ihren Zügen Gold auf Gold und verteilen das leicht erworbne leichten Herzens wieder unter ihre Mannen. So finden wir das Gold schon in den ersten Anfängen des germanischen Heldensanges als die geheimnisvolle Macht, die Kampf entfesselt und Frieden stiftet. Der Besitz des Goldes wird ein notwendiges Zubehör des rechten Helden; Glück und Kummer sind in seinem Gefolge, und wie der Mensch jedes Ziel seiner Wünsche zur idealen Höhe emporhebt, so wurde ihm das Gold das „edle Metall."

Auf dieser Stufe erst konnte das Gold als Schatz in die mythischen Vorstellungskreise übergehn und in der höhern wie in der niedern Mythologie weite Kreise ziehn.

Dieser Umstand, der die Schatzsage zu einem verhältnismäßig späten Bestandteil der Mythologie macht, darf für die Beurteilung nicht außer acht gelassen werden. Es wäre denkbar, daß man sich früher himmlische Schätze vorgestellt hätte; aber überall ist das Gold, wenn nicht der einzige, so doch der vorherrschende Bestandteil des Schatzes, und die sonstigen Kostbarkeiten sind offenbar spätern Ursprungs. Mögen also die mythischen Anklänge an indische, persische, griechische und andre Sagen auf einen gemeinsamen Ausgangspunkt zurückführen, so werden doch die dunkeln Vorstellungen eines unbestimmten Schatzes erst mit dem Auftreten des Goldes im Verkehr der Germanen Leben und Entwicklung erhalten haben.

Ich will hier nun nicht auf das Gold in der eigentlichen Schatz- und Heldensage eingehn; was hierhin gehört, ist bekannt genug; weniger aufgehellt aber ist die Bedeutung des Goldes in den niedern mythischen Vorstellungskreisen.

Die mythischen Vorstellungen gehn, wie der Berliner Volkstumsforscher

Wilhelm Schwartz in so überzeugender Weise in allen seinen Werken darlegt, von den einfachsten Beobachtungen und Reflexionen aus. Den Wesen und den Geistern unter und auf der Erde, wie später den Mächtigen „dort oben" werden die eignen Gefühle und Beweggründe untergelegt; das Leben dort oben spielt sich unter denselben Erscheinungen und Handlungen ab wie bei den Menschen. Als diesen das Gold, der Schatz, zum begehrenswerten Besitz wurde, wurde er es auch den Kobolden der Erde und den in den Wolken hausenden Wesen.

Aber sie sind glücklicher als die armen Menschen, da ihnen alles Gold der Erde, der Gewässer und der Wolken zur Verfügung steht, das ihnen der Mensch erst in schwerer Arbeit und unter fortwährenden Gefahren abringen muß. Diese beiden Lokalisationen des Schatzes auf der Erde und „dort oben" sind voneinander unabhängig und der einfachen Anschauung entnommen. Das hindert natürlich nicht, daß später Besonderheiten des Erdschatzes und des Wolkenschatzes ineinander übergehn. Jedenfalls ist der Goldschatz ursprünglich nicht mythischer Natur.

Die „goldne Zeit" seiner Phantasie war dem Germanen die Zeit, wo einst das Gold mühelos den Sterblichen zuteil wurde, wo die Goldmühle Grottr es mit ihrem Drehen hervorbrachte (vgl. die Sage vom Goldesel), wo das Gold noch nicht die Quelle ewigen Haders und Kampfes war. Aber die neidischen Riesen brachten das Unglück:

> Sie (d. h. die Menschen) warfen im Hofe heiter mit Würfeln
> Und kannten die Gier des Goldes noch nicht;
> Bis drei der Thursentöchter kamen,
> Reich an Macht, aus Riesenheim.

Die „stoßen die Goldkraft" (Voluspa, Str. 21), und „da wurde Mord in der Welt zuerst," der sich als Fluch von Geschlecht zu Geschlecht weiter auf den Besitzer des Goldes vererbt.

Nicht wie die Inder oder die Griechen lernten die Germanen zuerst das Flußgold kennen, da die Flüsse der südrussischen Steppe und Germaniens wohl früher ebensowenig goldhaltig waren wie heute. Erst der Verkehr mit den Römern und den Galliern öffnete ihnen den Blick dafür, welche Schätze ihre Berge bargen, und nur allmählich gelangten sie dazu, in primitiver Weise das leicht erreichbare Gold zu fördern. Die Zwerge, die in den Bergen und Hügeln hausen, sind die Hüter und Wächter des Schatzes; sie sind die ersten Goldschmiede und fertigen herrliche und künstliche Geschmeide für Menschen und himmlische Wesen. Sie unterweisen auch die Helden und die Heldenknaben, die ihrer Pflege überwiesen werden, in dieser Kunst, und so sehen wir mehrfach Recken der Sage als kunstreiche Goldschmiede (Wieland); sie belohnen die guten Menschen mit Schätzen (Rübezahl) und helfen aus Not und Unglück (Hauskobolde, Ackerzwerge). Aber Strafe und Verderben trifft den Frevler, der übermütig in ihr Reich eindringt, um ihnen den Schatz zu rauben. Einigen freilich gelingt die Bezwingung; aber der im Kampf unterlegne Zwerg weiß sich zu rächen und belegt das Gold mit dem Fluche, daß der Besitz dem Besitzer Verderben bringe. In der Heldensage geht dieser Fluch in schrecklichen Kämpfen und Katastrophen in Erfüllung; in der Ortssage ist dem Besitzer eine bestimmte Lebensfrist gesetzt, nach spätestens sieben Jahren stirbt er.

Bald ist es ein Berg, bald eine Burg, in der der Schatz gehütet liegt; das Schwert, das früher den Zugang zu ihm öffnete, ist allmählich der blauen Blume oder der Wünschelrute gewichen; auch das Opfern schwarzer Höllentiere besiegt den Widerstand der Unterwelt. Wenn aber Simrock sagt: „Die Unterwelt gönnt ihre Schätze nur dem stillen Fleiße des Landmanns, dem sie goldne Körner spendet," so entspringt doch eine solche allegorische Deutung mehr der dichterischen Betrachtung späterer Zeit.

Doch die Unterirdischen wissen am Ende das Gold immer wieder in ihre Gewalt zu bringen. So manchem ist es schon während des Hebens wieder entschwunden, wenn er sprach oder sich gegen die Gesetze der Unterwelt verging; vielen ist das Teufelsgeld unter den Händen zu Unrat geworden. Die alte Sage läßt den Schatz, z. B. den Nibelungenhort, in den Fluß versenkt werden oder versinken, und der Höllenbrunnen, der „Helleput," nimmt jetzt oft Schätze auf. Dort unten ruht das Gold dann und kann nicht wieder ans Licht gefördert werden. Ein besonders schwerer Fluch ist es, wenn Menschen, die das Gold in schlechter oder unnützer Weise verwandt haben, nach ihrem Tode selber Hüter des Schatzes sein müssen; sie können jedoch durch unschuldige, gute Menschen davon erlöst werden. Das scheint freilich ein später entstandner versöhnlicher Zug zu sein, denn das Anheimfallen des Schatzes an den Löser widerspricht dem Wesen des Fluches.

Immer aber sind es kühne, mutige Leute, die den Unterirdischen den Schatz entreißen. Das hat gewiß dazu beigetragen, daß an Stelle der Zwerge den Recken der Heldensage in späterer Zeit Unholde, Riesen und Dämonen als Schatzwächter gegenübertreten; Sigfrid, Loki und Ortnit kämpfen noch mit den Zwergen, sie sind die ursprünglichsten Gestalten der Heldensage, die in unmittelbarem Zusammenhang mit der Göttersage stehn; aber bald erscheinen Zwerge, auch solche mit riesigen Kräften, nicht mehr als würdige Gegner.

Doch ist das nicht der einzige Grund für die Austauschung; sie ist vielmehr das Ergebnis der Verschmelzung verschiedner Vorstellungskreise. Nicht nur in Bergen, auch in Flüssen und in Gewässern sind goldne Schätze enthalten; für die Lokalisation z. B. des Harlungenschatzes auf Breisach haben sicherlich die Goldwäschen an dieser Stelle des Rheines den Ausschlag gegeben. Dieses Wassergold nun ist oft unzugänglich und erscheint der Phantasie wie durch Unholde bewacht. Das Fanigold liegt in Sümpfen und Morästen verborgen; tief unten auf dem Meeresgrunde zwischen Klippen hat Grendel seinen Palast, im Meeresleuchten schimmern die Schätze der See; auf einsamer Heide hütet Fafnir den Wasserschatz, und weltabgelegen, in Moor und Bruch, flimmern die Irrlichter über blühenden Schätzen oder liegen die tiefen Höllenbrunnen. Dieser von Drachen gehütete Schatz ist, wie sich ergeben wird, der Gewitterschatz, aber es spielt auch die Vorstellung der Hel, der Unterwelt, hinein, der er angehört, und die ihre drohenden Geister ausschickt, ihn zu bewahren.

Die germanische Hölle ist eine Wasserhölle, der Natur des Landes entsprechend; „die hell ist enmitten, da daz ertriche aller sumpfigest ist," sagt Berthold von Regensburg; durch unergründliche, unbeweglich daliegende Wasserlöcher steigt man zu den Sitzen ewiger Trauer hinab (Mummelsee und ähnliches),

aus Niflheim steigen die giftigen Dünste und Nebel als verderbenbringende Dämonen empor. Dieselben Tiere, die der Hölle angehören, liegen schützend auf Schätzen. Die Beschreibung eines dem Cerberus ähnlichen Wesens finden wir z. B. in dem Carmen de Brunsbergo (übersetzt):

Dort liegt ein greulicher Hund, gefesselt an finstere Grotte,
Als der Hüter des Schatzes, da drunten, tief unten, gelagert.
Tiefschwarz das Ungeheuer, doch Feuer strahlet sein Blick,
Und dem geöffneten Rachen entströmet verderblicher Pesthauch.

Der schwarze Höllenhund begegnet uns am häufigsten als Wächter: außerdem noch die Kröte, der Drache und vor allen Dingen die Schlange, die ursprünglich nichts andres ist als Hel selber. Was in den Sumpf gerät, ist ihr verfallen (wie die Feigen), und die Gewässer geben ihren Raub nicht wieder her, wie die Erde. Erst wenn der Schatz in den Fluß oder Brunnen versenkt ist, ist der Fluch von ihm genommen.

Beide Schatzörter sehen wir vereinigt im Nibelungenhort; hier ist die ursprüngliche Vorstellung gewahrt, daß er den Zwergen gehöre, aber zugleich wird er dem Niflheim ausgeliefert, das doch mit den Geistern der Berge, Äcker und Felder keine Gemeinschaft hat. Unterirdische und Unterwelt sind hier gleichgestellt; da aber die Zwerge in den deutschen Mythen nirgends den Charakter von Unterweltdämonen angenommen haben, kann die Übertragung des Schatzes an diese nicht in seiner ursprünglichen Natur begründet sein. Und in der Tat scheint diese erst möglich, nachdem sich die nebelhaften Vorstellungen von den vernichtenden, trügenden und unangreifbaren Wasser- und Sumpfdämonen zu dem ausgeprägten Begriff eines Unterweltreichs und ihrer Beherrscherin Hel verdichtet hatten. Jetzt erst konnte der ethische Gedanke Bedeutung gewinnen, daß der Fluch des Goldes von der Hel auferlegt sei, nur um Zwietracht und Unglück zu stiften, und daß erst das Versinken des Goldes den Bann wieder löse.

Vor der Entwicklung der mythischen Vorstellungen in dieser Richtung liegt, entsprechend dem Bergschatz, der den anthropomorphen Vorstellungen entsprungne „Wolkenschatz dort oben." Wilhelm Schwartz hat die Natur dieses Wolkenschatzes als des Gewitterschatzes festgestellt. Im Gewitter wurde der in den Wolken verborgne Schatz bloßgelegt, um den die Wolkenwesen dort oben, die Gewitterriesen und Sturmdämonen, dann die himmlischen Götter, den Kampf führen.

Später übertrugen sich diese in den Wolken beobachteten Erscheinungen auf die Erde, und wir finden den Wolkenberg wieder als mit feuriger Lohe (Waberlohe) umgebnen Berg oder damit umgebne Burg; nur wenigen ist es vergönnt, mit dem Blitz (der gegabelten Rute oder dem gezückten Schwert) das Zauberschloß zu öffnen und den Schatz zu heben oder die Jungfrau zu erlösen. Die Wasser der Wolke, in denen der Schatz den Blicken entrückt ist, werden zu irdischen Flüssen und Brunnen (vgl. die pommerschen Kakborn, die kochenden Brunnen, deren Sagen Gewittersagen sind); die Drachen, die das Auge in den Wolkengestaltungen erkannte, lagern sich über den Gewässern, in denen das Wolkengold ruht.

Das kostbarste Stück dieses Schatzes ist das goldne Halsband oder der wunderbare Ring, nämlich der in den Wolken erscheinende Regenbogen, der

zwar nicht dem Kreise der Gewittererscheinungen angehört, aber als glänzendste aller Lichterscheinungen dem feurigen Wolkenschatz erst die schönste Zierde gewährt. Die ursprüngliche Vorstellung betrachtete ihn als den Himmels- oder Sonnenring (so heißt er heut noch in Bayern), der die Wasser dort oben banne. Er ist der goldne Ring, später die goldne Brücke, denn seine oberste Farbe ist gelb. In den Wolken erscheint er, sich verdoppelnd oder verdreifachend, wie denn auch der Ring der Heldensage die Kraft hat, sich zu vervielfältigen; aber aus der Erde entsteht er und führt von Hel zu Walhall. An der Stelle, wo der Regenbogen aufsteht, liegt eine goldne Schüssel oder Schale, das Abbild des Wolkenkessels, in der ein goldner Schatz liegt. Aus dem Regenbogen fallen Goldmünzen zur Erde nieder, und zufällig gefundne Goldbleche heißen Regenbogenschüsselein. Der in der Sage wiederkehrende wunderbare Ring geht wohl auf diesen bannenden Ring zurück und ist nicht eine verblaßte Form des Halsbandes.

Um zu jener Vorstellung zu gelangen, mußte man sich die Wolken mit Wesen belebt denken. Allgemein ist jetzt wohl die Anschauung durchgedrungen, daß die dort oben ihr Wesen treibenden Gestalten ursprünglich als Tiere erschienen, die dann bald gewisse überirdische Funktionen erhielten. Diese wurden natürlich nach menschlichem Maßstab gemessen. Der die Wolkengestalten umspannende Regenbogen war auf dieser Stufe die goldne Halskette, die die im Herbst verschwindende rote Kuh, die Götterkuh Audhumbla, die über die Himmelsbrücke geführt wird, trägt. Auch der in die Unterwelt führende Hirsch, der Alahirzi, ist mit dem Halsband geschmückt, und ebenso sind es die Himmelsschwäne. Bei der fortschreitenden Anthropomorphisierung der Gottheiten, während der die Tiere zu Nebenfiguren der Götter herabsanken, ging das Halsband natürlich an eine Göttin über, und so sehen wir Frigg, später auch Freya, als seine Besitzerin, die mit ihrem Schmuck viel Unheil anrichtet. Von den Schwänen ging das Band auf die Schwanjungfrauen über.

Der Ring umspannt die ganze Erde und hält unten die Wurzeln des Weltbaumes zusammen, damit die Welt nicht aus den Fugen gehe. Die nordische Yggdrasil ist in der deutschen Sage gewöhnlich eine Eiche, und an ihrem Fuße liegen Schätze. Hin und wieder ist aber der Baum auch eine Birke, wie im Reinaerdt. Dieselbe Vorstellung spricht in schöner Weise die minussische Sage von Akalhan und Aidoli Mirgän aus:

Über zwölf der Himmelsländer
Wächst auf eines Berges Höhe
Eine Birke in die Lüfte.
Golden sind der Birke Blätter,
Golden ist der Birke Rinde.
An dem Fuß der Birke lieget
Eine Spanne tief im Boden,
Ganz gefüllt mit Lebenswasser,
Dorten eine goldne Schale.
Von der Wurzel bis zum Wipfel
Ist die Birke ganz bewachsen
Mit den Fasern weißen Grases.

Die erdbannende Kraft des Regenbogens, wie auch sein plötzliches, strahlendes

Emportauchen verleiht dem Ring einen zauberischen Charakter. Vor allen Dingen vermehrt er sich selbst, dann aber auch Schätze überhaupt; mit dem Verlust des Ringes ist die Zauberkraft dahin, wie z. B. bei dem Verlust der weiblichen Gürtel, bei dem Ringe der Walküren u. a.; wenn der Schwan den Ring in den See fallen läßt, geht die Welt unter. Die kühne Tat aber erringt ihn manchmal: mit dem Blitze schleudert Thor nach den Frauen, mit dem Axthieb besiegt der Malknecht die goldringgeschmückte Swanwit, mit dem Schuß gewinnt Wielant die Schwanjungfrau; bekannt sind die beiden Beispiele des Nibelungenliedes, Brunhilds Gürtel und Krimhilds Ring; mit dem Ring hat Lohengrin seinen Schwan gezwungen (Parcival, 826, 16):

nu braht im aber sin friunt der swan
ein kleine gefüege seitiez.
sins kleinotes er da liez
ein swert, ein horn, ein ringerlin.
hin fuor Loherangrin.

Durch seine Kraft können sich Götter und Menschen in allerlei Gestalt wandeln; er macht sichtbar oder unsichtbar.

Ein weiteres Stück des Schatzes ist der Kamm oder die Krone, die aber bei weitem nicht die Rolle in der Sage spielt, wie der Ring. Sie gehört ursprünglich nicht zum Schatze, sondern ist der Kopfschmuck der den Wolkenschatz hütenden Schlange oder des Drachens, des schlangengleich durch die Wolken oder zur Erde hinschießenden Blitzes. Die Schlange hat einen goldnen Kamm oder eine goldne Krone auf dem Haupte. Aus den Gewittervorgängen kann ich mir allerdings diese Vorstellung nicht genügend erklären, aber sie scheint eine Analogie zu der Phantasie zu sein, die alle Ungeheuer mit blitzsprühenden Augen, flammenschnaubenden Nüstern und funkenknisterndem Schuppenpanzer vor sich sieht. So scheint aus dem Haupte der Blitzesschlange das Feuer zu züngeln, wie es bei Hesiod vom Typhorus heißt:

Aus dem Gerüste des Kopfes
Brach unter den Brauen das Feuer hervor;
Und aus allen Häuptern lodert züngelnd die Flamme.

Eine Übergangsvorstellung vom leuchtenden Haupte zur Krone dürfte in der estnischen Sage von der Frühjahrs-Schlangenversammlung am Markustag zu finden sein: die Unterirdischen haben dem Schlangenkönig seine Krone geschmiedet; der blendende Glanz lockt sämtliche Schlangen heran, daß sie um den König einen Haufen von der Größe eines großen Heuschobers bilden, aus dem das Haupt des Königs gleich der Sonne hervorleuchtet.

In die Krone ist der Schlangenstein eingesetzt; er verleiht, so lange er dem Besitzer verbleibt, Sieg und Unverletzbarkeit und wird darum auch Siegstein genannt; mit seinem Verlust wird Widerstandskraft und aller Mut genommen. König Nidung läßt den Kampf solange aussetzen, bis ihm der vergessene Talisman gebracht ist. Dieser Stein ist vielleicht das Symbol des Blitzens und Funkelns der Sonne.

Ich habe hier versucht, in kurzen Zügen Grundvorstellungen der Gold- und Schatzsage einheitlich darzustellen; es sollte hier nicht gezeigt werden, wie

sich diese Sagen im Götter- und Heldenmythos ausgebildet haben, sondern wie die ursprünglichen, durch keine feste Überlieferung gebundnen phantasievollen Vorstellungen nebeneinander wogten, sich vereinigten und wieder entwirrten. Aber der Fluch, den der Zwerg Andwari auf den Niflungenhort gelegt hat, ist auch heute noch nicht von dem Golde, dem glitzernden Zaubergolde, geschwunden.



Leipziger Dramaturgie

3. Wallenstein



allenstein, Schillers dramatisches Gedicht in drei Teilen, steht in seiner Art einzig da, nicht sowohl wegen des von keinem spätern nachgeahmten Lagers, das zu einem unübertrefflichen Vorspiele gestaltet ist, als wegen der poetischen und dramatischen Führung des Ganzen, das uns überall da, wo die beiden ideal-romantischen Figuren Max und Thekla nicht in den Vordergrund treten, trotz des Verses wie Wirklichkeit anmutet. Es ist darüber, ob es rätlicher sei, alle elf Aufzüge in einem „Tagewerke“ vorzuführen oder sie auf zwei, nach Befinden drei Abende zu verteilen, viel geklügelt worden. Da unsre Theater, wenn man von einigen hier nicht in Betracht kommenden Ausnahmen absieht, auf Vorstellungen bei künstlicher Beleuchtung eingerichtet sind, und ein vielstündiges Verweilen in einem geschlossenen Raume viel anstrengender und erschlaffender ist, als ein ebenso langes Zuschauen unter freiem Himmel, so hat sich die Vorführung in einem Tagewerke nirgends recht einbürgern können, und man hat sich wohl ziemlich allgemein dahin geeinigt, daß es auch für den größern oder geringern Kunstgenuß, der dem Publikum aus der einen oder der andern Verfahrungsweise erwachsen kann, am besten ist, an ein und demselben Abend das Lager und die Piccolomini zu geben und darauf gleich am nächsten Tage Wallensteins Tod folgen zu lassen.

Auch hier in Leipzig wird die Wallenstein-Trilogie meist in dieser Weise aufgeführt, und der Teil des Publikums, der sich ohne Unbequemlichkeit zwei Theaterabende hintereinander abmüßigen kann, ist damit zufrieden. Das hiesige „Lager“ bietet in seiner gegenwärtigen Inszenierung ein buntes belebtes Bild, bunter und belebter, als man es früher auch an großen Bühnen zu sehen gewohnt war, und wenn es einem in erster Reihe um die Wirkung des Kunstwerkes zu tun ist, vielleicht ein etwas zu unruhiges Bild. Est modus in rebus, sunt certi denique fines. Die Meininger, deren Verdienste um die Inszenierung hier nicht geschmälert werden sollen, gehn, was Volksszenen anlangt, von der Annahme aus, je mehr ein Volkshaufe auf dem Theater einem wirklichen ähnle, um so mehr sei erreicht, was man zu erstreben habe. Da sie dabei nicht immer die doch wesentliche Frage berücksichtigen, wie weit man gehn dürfe, ohne daß der Volkshaufe, der gewissermaßen den Hintergrund oder, wie in der Musik, die Begleitung darstellen soll, diesen seinem Wesen entsprechenden Charakter verliere und sich, offenbar in der besten Absicht, zu sehr in den Vordergrund bringe, so wird durch ein solches Sichvordrängen von Gruppen, die nicht in den Vordergrund gehören, bei dem Zuschauer dasselbe Mißbehagen erweckt, als wenn er wahrnimmt, daß auf einem Bilde nebensächliche Zutaten zu sehr ausgeführt worden sind. Desungeachtet ist es neuerdings im Gegensatze zu frühern Gepflogenheiten Sitte geworden, dem Volkshaufen ohne Rücksicht auf die von den Personen des Stückes entwickelte Haupthandlung völlig freien Lauf zu lassen. Je munterer und ungezwungner, desto besser. Ich weiß nicht, ob ich damit im Sinne der Mehrheit spreche, aber ich

wüßte im Theater wenig Dinge, die mir ärgerlicher sein könnten: vielleicht weil es sich dabei um ein Zuviel handelt, das meinen Genuß an dem Kunstwerke selbst beeinträchtigt. Auch in dieser Beziehung kann es dem Regisseur nicht genug empfohlen werden, sich von Zeit zu Zeit unter das Publikum zu mischen und da während des einen oder des andern Aktes die Rolle des unparteiischen Zuschauers zu spielen. Es ist tausend gegen eins zu wetten, daß er das Lästige dieses Vordrängens noch weit peinlicher empfinden wird als unsereiner, und daß er, wenn es auch nicht immer leicht sein mag, einem Statisten die rechte Mitte zwischen unbeholfner Passivität und Quecksilbrigkeit zu veranschaulichen, Mittel und Wege finden wird, alle Mitglieder des Statistenchors innerhalb der ihren Rollen zukommenden Grenzen zu erhalten. Gerade die Beobachtung dessen, was der Harmonie des Kunstwerks förderlich ist, macht einen der Hauptvorzüge hervorragender Bühnen aus: bei ihrer Inszenierung trägt, wie bei einem gut komponierten Bilde, der Umstand, daß alles an seinem Platz ist und sich nichts vordrängt, wesentlich bei zu dem Eindruck vornehmer Ruhe und Einfachheit, der die erste Bedingung für jeden wahrhaft künstlerischen Effekt ist.

Das Leipziger Lager strotzt von männlichem und weiblichem Troß, und was das üble dabei ist, die dazu gehörenden jüngern unternehmenden Kräfte glauben sich um den Gesamteindruck besonders verdient zu machen, wenn sie ihr Licht nicht unter den Scheffel stellen, sondern auf eigne Hand Pantomimen improvisieren, die in einer Posse ganz am Platze wären, aber zu der köstlichen Mischung von Ernst und Humor, mit der uns Schiller die Wallensteiner zeichnet, doch nicht recht passen wollen, ganz abgesehen davon, daß sie die Aufmerksamkeit des Zuschauers gegen seinen Willen von dem, was gesagt wird, auf diese Allotria ablenken. Das Bedeutendste hierin leistet, wie es scheint aus freien Stücken, ein vierzehnjähriger Troßbube (natürlich ein verkleidetes Mädchen), der sich mit zwei bunten Flicken auf dem Hemdrücken ohne Not und Berechtigung als Spaßmacher ersten Ranges zwischen den sprechenden und agierenden Personen herumtreibt und im elften Auftritt gewiß die größere Hälfte des „Topfes“ um den Kern der Sache, die Nachricht von dem aus Mailand herbeiziehenden Infanten, den man begleiten solle, bringt.

Man weiß ja, wie es während des Dreißigjährigen Krieges in den meisten Heerlagern aussah. Die Art, wie der erste Jäger im sechsten Auftritt seine und seiner Kameraden Lebensgewohnheiten beschreibt, stimmt mit allem, was uns über diesen Punkt in sonstigen Quellen berichtet wird, durchaus überein, und es ist natürlich, daß uns das vorgeführt wird. Aber es gibt auch da Gradunterschiede. Allzusehr darf der lockere, undisziplinierte Troß nicht in den Vordergrund gestellt werden, denn als einen Ausbund von Lotterwirtschaft hat uns Schiller das Wallensteinsche Lager nicht geschildert, und Questenberg, der allerdings ein vorsichtiger Hofmann ist, soll im zweiten Auftritt der Piccolomini dem Oktavio nicht schmeicheln, sondern er spricht seine wirkliche Meinung aus, wenn er sagt:

> In kein Friedländisch Heereslager komme,
> Wer von dem Kriege Böses denken will.
> Beinah vergessen hätt ich seine Plagen,
> Da mir der Ordnung hoher Geist erschienen,
> Durch die er, weltzerstörend, selbst besteht,
> Das Große mir erschienen, das er bildet.

Man müßte also, wenn man das Leipziger Lager sieht, annehmen, daß das Marketenderzelt der Gustel von Blasewitz, vor dem sich der Wachtmeister und der Trompeter niedergelassen haben, in dem Teile des Lagers stehe, der auf der Dresdner Vogelwiese dem bekannten „wilden Viertel“ entspräche, was sich doch mit dem sonstigen Habitus dieser beiden würdigen Militärpersonen kaum vertragen würde.

Daß es an Musik und Schießen hinter der Szene nicht fehlt, ist in der

Ordnung; Musik und Schießen erinnern einen daran, daß man im Lager ist, obwohl auch darin am unrechten Ort zuviel geleistet werden kann, und man es lieber sähe, wenn die Musikanten, statt sich hören zu lassen, wo es nicht nötig ist, auf das Stichwort des Dragoners im siebenten Auftritt: „Ich sags noch einmal, das leid ich nicht,“ Obacht geben wollten, damit der erste Jäger nicht, ohne daß man Musik zu hören bekommen hat, mit seinem „Lustig, lustig! Da kommen die Prager!“ herauszuplatzen und ein paar Takte ohne Musik zu tanzen brauchte. Da die eigentlichen Rollen des Lagers, auch die kleinern, in guten Händen sind, da der Wachtmeister nicht besser gegeben werden kann, als er gegeben wird, und da der Kapuziner seine Rede nur noch ein wenig willkürlicher hervorzusprudeln brauchte, damit der Eindruck ausdrucksvoller Wiedergabe von etwas Memoriertem vermieden würde, so fällt dem Zuschauer nur das Übermaß von Pack, Troß und sonstigem Gewimmel lästig. Dem wäre leicht abgeholfen, und dann wäre nichts an dem schönen, lebensfrischen Bild auszusetzen, für das Schiller alle hauptsächlichen Züge mit feinem Geschmack und erstaunlicher Erfindungsgabe geliefert hat. Was er in seinem Prolog sagt:

Denn seine Macht ists, die sein Herz verführt,
Sein Lager nur erkläret sein Verbrechen,

ist recht eigentlich der Eindruck, den man von dieser kriegerischen Szene mit hinwegnimmt. Die Abgabe der achttausend Mann Reiterei an den von Mailand nach den Niederlanden ziehenden Kardinal-Infanten ist der Kern der Handlung im Lager, und sie ist später auch für Wallensteins Entschlüsse das Bestimmende. Gegenüber dieser klaren Forderung des kaiserlichen Hofkriegsrats ist, das fühlt die Truppe ebensogut wie deren Führer, kein Ausweichen, kein Temporisieren möglich. So führt uns schon das Lager bis dicht an die Katastrophe heran, und der Gang der Handlung in den nun folgenden zehn Akten ist ein einzig dastehendes Meisterwerk dramatischer und historischer Entwicklung. Manchem will allerdings die Art, wie das Schicksal der beiden Liebenden mit der gewaltigen Haupthandlung verflochten worden ist, nicht gefallen; aber wenn man erwägt, daß, wie das Publikum nun einmal geartet ist, Trauerspiele ohne Liebesintrigue nie rechten Anklang finden, so muß man doch sagen, daß die Art, wie beide Handlungen trotz der Verschiedenheit der psychologischen Gebiete, denen sie angehören, durch tausend Fäden miteinander verknüpft sind, von neuem für das erfinderische Genie des Dichters ein glänzendes Zeugnis ablegt.

Dem wirklichen Wallenstein wird zwar niemand, der ihn aus seiner Korrespondenz und den Urteilen seiner Zeitgenossen kennt, die ihm von dem Dichter beigemessene abergläubische Voreingenommenheit für die Welschen, Vater und Sohn zutrauen, aber zu dem Schillerschen Wallenstein, der uns halb als herzloser Egoist, halb als unentschlossener Fatalist geschildert wird, paßt diese ins Romantische schlagende Schwäche ganz gut. Recht klar wird man sich freilich im Verlaufe des Schillerschen Gedichts kaum über die Frage, ob der große Heerführer Maxens liebender und bewundernder Verehrung wirklich wert ist, und ob er nicht vielleicht auch mit ihm wie mit allen andern sein freventliches, weil durch Selbstsucht und Intrigue bestimmtes Spiel spielt. Von Ehrgeiz und Hochmut frei, von wirklich lauterm Gepräge ist bei ihm selten eine Regung; auch seine Gefühle für die Herzogin und seine Tochter sind, wenn wir Schillers offenbar auf poetischer Erfindung beruhender Darstellung folgen wollen, die eines auf äußern Glanz und souveräne Macht mit rastlosem Ehrgeize bedachten Mannes. Um so erstaunlicher ist die Zaubergewalt, von der wir uns zu leidenschaftlicher Teilnahme für das Schicksal eines Mannes hingerissen fühlen, den wir als Verräter verurteilen und als herzlosen Egoisten verachten sollten. Daß das Schiller zuwege bringt, ohne unser Urteil über den Wert des Mannes und die Verwerflichkeit seiner Handlungsweise irreführen zu wollen, ist eine poetische Leistung ersten Ranges, die nur dadurch möglich gemacht ist, daß uns der entgleiste und die feinangelegten Pläne seiner

Feinde mit unglaublicher Verblendung selbst fördernde Mann menschlich nahe gebracht und in Anbetracht seiner freigebigen königlichen Natur trotz aller Verfehlungen als ein würdiger Gegenstand der Teilnahme und des Mitgefühls dargestellt wird.

An den Darsteller macht deshalb die Titelrolle große Ansprüche. Er soll imponieren, verschlossen und abenteuerlich sein und doch gewinnen. Nur selten gelingt es besonders begabten Künstlern, die auf der Bühne solchen rätselhaften Charakteren individuelles Leben, Gestalt und plastische Erscheinung geben, aus einander so widersprechenden Zügen ein Gebild zu gestalten, das, ohne den Reiz des Großen und Unheimlichen zu verlieren, doch wahrscheinlich wirkt. Und den stolzen Gebieter, den an blinden Gehorsam gewöhnten Führer, den ehrgeizigen, niemand über sich noch neben sich duldenden Fürsten vorzustellen genügt bei einem Charakter, wie uns der Wallensteinsche von Schiller gezeichnet worden ist, nicht. Ohne die ganz individuellen Züge des etwas finstern, an die Sterne glaubenden Fanatikers und des als geborner Böhme rastlosen Ehrgeiz und stetes Plänemachen hinter gewinnenden Formen verbergenden Abenteurers, beides Spezialitäten, deren Wiedergabe nur verwandten Naturen möglich ist, hat die Rolle etwas alltägliches, banales, das der Schillerschen Dichtung den Reiz des Außerordentlichen entzieht.

Der Herzog von Friedland, wie er über die Leipziger Bühne geht, ist eine stattliche, ehrfurchtgebietende Erscheinung: namentlich in seinen politischen Erwägungen und philosophischen Auseinandersetzungen trifft er den richtigen Ton, aber den dämonischen Sonderling und den unheimlichen Slawen vergegenwärtigt er uns nicht. So sehr man das vermißt, weil diese Charakterzüge dem von Schiller entworfnen Bilde den Reiz des Ungewöhnlichen, psychologisch Interessanten verleihen, so unverständig wäre es, wenn man einem Darsteller zumuten wollte, sich dem Publikum zuliebe „etwas Dämonisches,“ das seiner Natur fremd ist, künstlich zuzulegen. Niemand kann in solchen Dingen weiter gehn, als es ihm die natürliche Anlage erlaubt: in diesem Sinne ist es auch ganz richtig, wenn man sich der Redensart bedient, daß diese oder jene Rolle einem Schauspieler „besonders gut liege.“ Vertiefen kann allerdings der Künstler die Auffassung, die er von einer Rolle hat, er kann sie durch allerhand wirksame Details beleben und interessant machen, aber der Guß im ganzen und großen ist ein Erzeugnis des Talents, wenn nicht des Genies, und da kann der Einzelne, wie auch sonst im Leben, seiner Größe durch guten Willen und eifrige Bemühung keinen Millimeter zusetzen.

Man pflegte von einem inzwischen verstorbnen Darsteller der Wallensteinrolle, der ein geborner Tscheche und in seiner mitunter bezähmten, mitunter losbrechenden natürlichen Leidenschaftlichkeit ein unheimlicher Mensch, ein unbequemer Geselle war, zu sagen, er wäre, wenn er sich im gold und schwarzen Wams, auch ohne den Mund aufzutun, nur auf der Bühne zeige, der versonifizierte Wallenstein. Freilich war er das, wie er auch der personifizierte Philipp der Zweite von Spanien, der personifizierte Richard der Dritte und der personifizierte Franz Moor war, und daß ihm das Verständnis solcher Charaktere durch die Beschaffenheit des eignen eher erleichtert als erschwert wurde, begriff jeder, der im Privatleben mit ihm zu tun hatte. Wohl den Angehörigen und Freunden des Schauspielers, dem das Dämonische von Natur aus fremd ist. So gut es auf der Bühne in den unheimlichen Rollen wirkt, so unbequem wird es im Leben. Wie es aber, da sich das Dämonische nicht erzwingen läßt, in solchen Fällen durchaus vergebliches Bemühen wäre, wenn sich der eine die Darstellungsweise des andern in dem Sinne zum Muster nehmen wollte, daß er ihn zu kopieren versuchte, so darf sich auch das Publikum nicht einem besonders bekannten und wirkungsvollen Darsteller zuliebe ein zu bestimmtes und deshalb möglichenfalls einseitiges Bild einer Rolle machen. Es kommt vielmehr einzig und allein auf die Wirkung an, die der Darsteller mit seiner Auffassung und Wiedergabe der Rolle auf den Zuschauer ausübt; wie er sich den Charakter vorstellt, und wie er ihn zur Erscheinung bringt, ist seine Sache,

denn das Verdienst der Auffassung und der Wiedergabe liegt lediglich in der psychologischen Vertiefung des Gebotnen und in den besondern drastischen Zügen, womit die Persönlichkeit des Künstlers es ihm erlaubt, das von ihm entworfne Bild im Verlaufe der Handlung auszustatten.

Die Leipziger Herzogin von Friedland hatte mir bei einer frühern Vorstellung der Piccolomini, bei der ich sehr weit von der Bühne saß und auch kein Opernglas zur Hand hatte, den Eindruck eines angeputzten Kindes gemacht, ich habe aber seitdem meinen Irrtum eingesehen und bin mir über dessen Veranlassung klar geworden. Die Darstellerin — es ist dieselbe, deren malerisch über Höhen und Tiefen ausgebreitete Schleppe wir im zweiten Akte der Maria Stuart zu bewundern Gelegenheit gehabt hatten — gefällt sich, oder ihr Schneider gefällt sich in einer so verschwenderischen Verwendung der Kostümstoffe, daß nur Riesinnen, wie sie uns in besondern Schaubuden gezeigt werden, solchen in allzu üppiger Fülle prangenden Gewandungen gewachsen sein dürften. Wenn unter den Schnecken der Hausverkauf Sitte wäre, was ja freilich nicht der Fall ist, so würde eine vermögliche kleine Schnecke, die einer größern ihr Haus abgekauft hätte, damit in ähnlicher Weise einherziehn, wie es die Darstellerin der Königin Elisabeth und der Herzogin von Friedland mit ihren mittelalterlichen Staatsgewändern tut. Von königlichen Knaben, die zur Krönung oder Salbung mit den von ihren Ahnen stammenden Insignien und Gewändern bekleidet werden sollten, lesen wir, daß man gezwungen gewesen sei, die Krone und das Festkleid stark zu wattieren, damit der unglückliche Junge nicht in der ihn bedeckenden Pracht verloren ging. So erzählt ja auch Goethe von Josephs des Zweiten Krönung zum römischen König, daß er sich in den ungeheuern Gewandstücken mit den Kleinodien Karls des Großen wie in einer Verkleidung einhergeschleppt habe, ja die Krone, die man sehr habe füttern müssen, habe ihm wie ein übergreifendes Dach vom Kopf abgestanden.

An eine solche für einen Hünen gefertigte Pracht auf dem Leibe eines spärlich entwickelten Enkelkindes erinnern einen die gewaltigen Mieder, die tonnenartigen Puffärmel, die mehr in das Gebiet der Fortifikation als des Kostüms einschlagenden Plusterkragen der Königin-Herzogin. Einem tatkräftigen und anschlägigen Tapezier, der unter den Zuschauern säße, müßte der verschwendete Stoff wahre Tantalusqualen verursachen, denn was für eine Lust müßte es sein, wenn man den überschüssigen roten Plüsch und hellblauen Damast zu Überzügen für einige Sofas und Lehnstühle verwenden könnte.

Die Herzogin von Friedland ist namentlich dem heutigen Publikum gegenüber keine dankbare Rolle. Sie ist der verkörperte status quo, und da sie für das auf dem Turmseile Tanzen ihres Gatten nicht eingenommen ist und schwache Nerven hat, so muß sie geschont werden. Sobald sie die Wahrheit erfährt, daß der Herzog die Armee zu den Schweden hat überführen wollen, und daß dies mißlungen ist, fällt sie in Ohnmacht. Noch unbequemer wird sie ihrem Mann und den Terzkys durch ihre anspruchslose Schlichtheit, ihr strenges Rechtsgefühl und ihre loyale, kaisertreue Gesinnung. Sie ist von den vieren die einzige, die keinen doppelten Boden hat und keine krummen Wege geht. Warum sollte sie auch! Übergreifender Ehrgeiz ist ihr fremd, und wenn sich Albrecht auf seine Güter zurückziehen und da in ehrenvoller Ruhe sein so bewegtes Leben beschließen wollte, wäre sie glücklich. Unbedeutend ist sie deshalb keineswegs: das beweisen unter anderm ihre treffenden Bemerkungen über den Empfang, der ihr und der Prinzessin am kaiserlichen Hof in Wien zuteil geworden ist; sie ist eine verständige, bescheidne, wahrhaft vornehme Frau, die nicht höher hinaus will, als es die Verhältnisse mit sich bringen, und deren stilles, sich auf die Sorge um den Gatten und die Tochter beschränkendes Walten in dem sie umgebenden Getümmel von Ehrgeiz und Leidenschaft besonders wohltut. Namentlich von ihrer Schwester, die eine gewissenlose Intrigantin ist, sticht sie vorteilhaft ab, und es empfiehlt sich für die Regie, alles zu tun, was geschehen kann, ihre leicht etwas verblassende und zurücktretende Rolle soviel als möglich in den Vordergrund zu stellen.

In Leipzig scheint man nicht dieser Ansicht zu sein: einige Winke, die Schiller selbst gegeben hat, vermögen die hiesige Regie zur notdürftigsten Wahrung der der Herzogin schuldigen Rücksichten ebensowenig zu bestimmen wie das, was wir aus Schillers Dreißigjährigem Krieg und weit ausführlicher noch durch die Memoirenliteratur jener Zeit über Wallensteins königliche, ja mehr als königliche Hofhaltung und deren Etikette erfahren. So würde es den Rücksichten entsprechen, die man der Herzogin schuldig ist, wenn die Generale, die in deren Anwesenheit zu Wallenstein ins Zimmer treten, sich nicht wie Kommißknöpfe, sondern wie das benehmen wollten, was sie in der Tat vorstellen, den ersten Familien des Landes angehörende, höfischer Sitte keineswegs unkundige, mit der Wallensteinschen Familie in geselligem Verkehre stehende Kavaliere. Wenn ein Soldat eine dienstliche Meldung zu machen hat, bleibt er allerdings bedeckt, aber den Hut aufzubehalten, wenn der Generalissimus unbedeckten Hauptes vor ihnen steht, geschweige denn wenn noch obendrein dessen Gattin im Zimmer ist, würde schon keinem Subalternoffizier, am allerwenigsten aber einem General eingefallen sein. In Leipzig behalten sie keck auch in solchen Fällen den Hut auf, und einer der Herren geht in der Gemütlichkeit sogar so weit, daß er es sich, während die Herzogin im Zimmer ist und mit den Ihrigen spricht, auf einem Sessel behaglich macht. So ganz nebensächlich sind solche Dinge nicht, weil sie Einen unwillkürlich auf den Gedanken bringen, die Herren von Wallensteins Umgebung seien nicht gewohnt gewesen, der Herzogin die Ehrerbietung zu erweisen, die sie einer Dame und obendrein der Gattin ihres auf seinen Rang als Reichsfürst so eifersüchtigen Führers schuldig waren. Müllerburschen, die zum Müller in die Stube kommen, um etwas Geschäftliches mit ihm zu bereden, nehmen die Mütze ab, wenn die Müllerin in der Stube ist, während sie in Fällen, wo sie den Müller allein treffen, kühl den Deckel aufbehalten. Daß die Leipziger Regie es mit dergleichen auch sonst nicht genau nimmt, sieht man im Don Karlos. Denn der Marquis Posa begegnet dem Thronerben im Kartäuserkloster bedeckten Hauptes, während dieser barhäuptig vor ihm steht, was schon eine ganz nette Leistung des sonderbaren Schwärmers, aber noch bei weitem nicht sein schlimmstes Stückchen ist: dem Zuschauer wird vielmehr noch eine ganz andre Überraschung zuteil. Wie der Marquis nämlich im neunten Auftritte des dritten Akts von dem Herzog von Alba im Kabinett des Königs — im Kabinett des Königs von Spanien — im Kabinett Philipps des Zweiten — allein gelassen wird, um da dessen Ankunft zu erwarten, legt er — es wird es niemand glauben wollen — seine Kopfbedeckung auf einen Stuhl, als ob er beim Zahnarzt wartete, bis er an die Reihe kommt, und — das wird erst recht niemand glauben wollen — läßt sie da auch bis zum Schluß des Aktes ruhig liegen, um während der Unterredung mit dem König beide Hände frei zu haben. Ich hatte es auf der Zunge, ihm zuzurufen: Posa, Ihr Hut! aber ich enthielt mich dessen aus Ehrerbietung vor dem eintretenden Monarchen, und der muß die unerhörte Formlosigkeit des Maltesers nicht bemerkt haben, da er sonst nicht am Schlusse der Audienz gesagt haben würde:

Der Ritter
Wird künftig ungemeldet vorgelassen.

Der gute Schiller! Manchmal mutet er einem doch ein bißchen viel zu!

Wer sich mit der Erwähnung solcher Nebensachen zu schaffen macht, wird als Kleinigkeitskrämer verschrien, und daran ist wenigstens soviel wahr, daß das Urteil dessen, der das Große über dem Kleinen vernachlässigt, wirklich das eines Kleinigkeitskrämers ist. Aber kann die Regie eines Theaters, ohne der Treue des geschichtlichen Bildes zu schaden, in Nebensachen gleichgiltig und nachlässig sein? Schwerlich. Bei dem Bilde, das uns auf der Bühne vorgeführt wird, kommt es auf jeden einzelnen Zug, auf das Nebensächlichste wie auf das Bedeutendste an. Im geschichtlichen Drama sollen uns die Lebensgewohnheiten der Zeit veranschaulicht werden, und für diesen Zweck ist keine Nebensache ohne Bedeutung. Daß es auf *manchen* Bühnen in solchen Dingen drüber und drunter geht, daran ist nur die

Kritik schuld, wenn sie glaubt, es sei unter ihrer Würde, sich mit dergleichen zu befassen. Denn das Publikum kann nur durch sie in dieser Sache wirksam vertreten werden, und wenn es, weil die Kritik schweigt, seinen Schmerz in ein entrüstetes „Eingesandt" aushauchen will, so verhallt seine Stimme ungehört.

Warum, nochmals auf den Don Karlos zu kommen, wird im ersten Auftritt des dritten Aktes die ausdrückliche Weisung des Dichters unbeachtet gelassen? Schiller sagt: Im Hintergrunde des Zimmers einige Pagen auf den Knieen, eingeschlafen. Dieser Zug entspricht nicht bloß, wie schon früher bemerkt worden ist, der geschichtlichen Überlieferung, er ist auch für die Charakterisierung des damaligen spanischen Hofes bezeichnend. Die kastilische Etikette war steif, finster, unerbittlich, ja geradezu, wie das dem spanischen Charakter entspricht, fanatisch. Ein Heer reichbegüterter und einflußreicher Granden hatte sich jedes persönlichen Würde- und Unabhängigkeitsgefühls entäußert, um ihr Ideal, das absolute Königtum und dessen Vertreter, den König, wie über alle Köpfe, so auch über die ihren zu erhöhen. Daß ein Grande, der die Königin mit Gefahr des eignen Lebens aus ihren trennenden Gemächern gerettet hatte, im Namen der alles beherrschenden und terrorisierenden Etikette bei einem Haare vom Leben zum Tode gebracht worden wäre, weil er die hohe Frau, um sie zu retten, angefaßt und auf seine Arme genommen hatte, worauf, wollte man behaupten, Todesstrafe stehe, ist keine Legende. Mehrere Szenen des Schillerschen Don Karlos fallen wegen des neuzeitlichen Freisinns, den sie atmen, aus dem Rahmen der damaligen Zeit, und man sieht das, obwohl ungern, dem genialen Dichter nach, weil der Effekt, den er beabsichtigte, nur auf diese Weise zu erreichen war. Warum man sich aber in Fällen, wo er die echte unheimliche Farbe des durch Schrecken und Selbsterniedrigung zum Zerrbild gewordnen damaligen spanischen Hofes trifft, anstellen will, als könne man nicht lesen, oder müsse das Gegenteil von dem tun, was Schiller vorschreibt, ist schwer einzusehen. In Leipzig schlummern die beiden jungen Damen, die uns als Pagen vorgeführt werden, in bequemen Armstühlen vor dem Kamin. Im Hause einer alten Jungfer könnten Leibkatzen sichs auf dem molligsten Stuhle nicht bequemer machen und sich nicht gemächlicher dem neuen Tage entgegendehnen als diese beiden Pagen, die wir uns nach Schillers Absicht als vor Müdigkeit inmitten ihres Dienstes zusammengesunken und plötzlich durch des Königs Klingeln aufgeschreckt denken sollen. Warum — diese Frage ist keine unbescheidne —, warum schlägt man, trotz Schillers ausdrücklicher Weisung, ohne Not den Tatsachen ins Gesicht? Will man zu verstehn geben, daß man mit der für unser Gefühl etwas schonungslosen Behandlung, die man den aufwartenden Edelknaben zuteil werden ließ, nicht einverstanden und humaner als König Philipp und sein Cameriere Mayor ist? Das wäre doch eine seltsame Art, unsre heutigen Anschauungen in vergangne Zeiten zu tragen, als ob man dadurch an den Verhältnissen, wie sie waren, auch nur ein Jota ändern könnte. Darauf, wie wir jetzt denken, kommt es bei der Inszenierung nicht an, und wenn wir gesonnen wären, den Kellnern, die in Nachtlokalen bedienen, Ruhebetten oder Schaukelstühle zu beschaffen, so hat diese menschenfreundliche Gesinnung keine rückwirkende Kraft. Es handelt sich vielmehr darum, wie es zu Philipps des Zweiten Zeit am Madrider Hof herging und wenn es, wie dies in der Tat der Fall ist, feststeht, daß den Pagen damals keine Armstühle an den Kamin gestellt wurden, damit sie darin ihr Schläfchen machen konnten, sondern daß, wenn sie der Schlummer übermannte, zu ihrer Bequemlichkeit nur ein Kissen da war, worauf sie knien konnten, so sind die Leipziger Armstühle nicht bloß ein bedauerlicher, sondern, da man gewarnt war, ein freventlicher Anachronismus, den sich eine Regie, die Sinn für geschichtliche Treue und echte Lokalfarbe hat, nicht zuschulden kommen lassen darf. Ist es denn, wenn man überlegt und sich ein bißchen umsieht, so schwer, sich den Unterschied der Zeiten und der in ihnen herrschenden Gewohnheiten zu vergegenwärtigen? Bei einem meiner Urgroßonkel mütterlicherseits hat sich vor hundert Jahren, als das Werk seiner Schlaf-

stubenstanduhr beim Uhrmacher zur Reparatur war, einer der Jungen, was wir jetzt verrückterweise einen boy nennen, jeden Abend ins Gehäuse wie in ein Schilderhaus stellen und so lange Ticktack rufen müssen, bis der alte Herr, den die lautlose Stille und der ungewohnte Mangel des einschläfernden Ticktacks am Einschlummern hinderten, richtig eingeschlafen war. Niemand hatte damals darin etwas Grausames oder Unmenschliches gefunden: wollte aber ich, der Urgroßneffe, heutzutage so etwas tun, so würde man mich — ganz abgesehen davon, daß ich in meiner Schlafstube keine Standuhr und auf meinem „Schlosse" keinen boy habe — als unheilbar nach Koldiß senden, wenn mir der Junge nicht vorher schon wegen der unverschämten Zumutung alle Knochen im Leibe zerschlagen hätte. Und doch würde ich, falls ich, wo Gott vor sei, ein geschichtliches Drama geschrieben hätte, worin der Urgroßonkel, das leere Uhrgehäuse und der Junge vorkämen, bei der ersten Vorstellung sehr betroffen sein, wenn man dem Jungen, damit er sein Ticktack in menschenwürdigerer Weise abpendeln könnte, im Schlafzimmer des Urgroßonkels eine Chaiselongue zurecht gemacht und so das Gehäuse leer gelassen hätte. Der Junge im Gehäuse, die schlafenden Pagen auf den Knieen malen die Zeit. Die Handlung mit Hilfe von Chaiselongues und Armstühlen ins Moderne, feiner und gerechter Empfundne übersetzen wollen, heißt sie verballhornen. Wenn man sich bei der Inszenierung dieses Altanfangs durch philanthropische Rücksichten leiten lassen will, so muß man auch dem armen König Philipp einen wattierten Kaschmirschlafrock mit roten Bummeln anziehn.

Doch zurück zu Wallenstein, wo es noch manches Bedenken ähnlicher Art zu besprechen gibt. Unter welchen Verhältnissen Wallenstein und Terzky in Pilsen residieren, dürfte schwer zu bestimmen sein. Haben sie dort jeder ein Palais, oder hat Terzky seinem Schwager nur einen Flügel des seinigen eingeräumt, oder haben sie sich beide mit ihren Haushaltungen und, was Wallenstein anlangt, mit seinem Hofstaat nur vorübergehend auf fremdem Besitz einquartiert? Da Graf Terzky den Generalen ein Gelage gibt, bei dem er die Ehrenweine seiner Frau Mutter preisgibt, die man doch sonst nicht mit ins Feld nimmt, und bei dem auch die goldnen und silbernen Prachtpokale der Familie nicht fehlen, so möchte man glauben, daß er sicherlich in Pilsen zuhause sei. Andrerseits würde Wallenstein, wenn er bei seinem Schwager wohnte, die Herzogin schwerlich in Gegenwart des Terzkyschen Ehepaars als die Wirtin dieses Hofes bezeichnen, wie denn auch der astrologische Turm, der doch schwerlich eine wandernde Einrichtung sein konnte, und den die Gräfin sich von Thekla beschreiben läßt, da sie „sich stets nur flüchtig umgesehen habe," darauf hinzudeuten scheint, daß nach Schillers Idee auch Wallenstein ein eignes Palais in Pilsen gehabt haben soll. Sei dem, wie ihm wolle: der astrologische Turm, von dem eine Berliner Volksausgabe infolge eines Druckfehlers behauptet, daß an dessen Pforte zwei Greise, hoffentlich nicht ohne ablösende zweite und dritte Nummern, Wache halten, ist durch die im Kreise aufgestellten sieben Planetenbilder, von denen Saturn einen trübgelben, Mars einen roten, Venus einen sanft schimmernden, Jupiter einen silberhell glänzenden Stern hat, überaus merkwürdig, und wenn uns Schiller im ersten Auftritte von Wallensteins Tod in dieses Gemach führt, trägt er dabei dem begreiflichen Wunsche, den jeder von uns hat, dieses von der Gräfin als streng verwahrt bezeichnete Heiligtum kennen zu lernen, in erfreulichster Weise Rechnung. Denn statt sich mit der von Thekla im vierten Auftritt des dritten Aktes der Piccolomini gegebnen ausführlichen Beschreibung zu begnügen, bestimmt er, als wenn er die Ungebundenheit der Leipziger Regie im Geiste vorausgesehen hätte, ausdrücklich: „Ein Zimmer, zu astrologischen Arbeiten eingerichtet und mit Sphären, Karten, Quadranten und andern astronomischen Geräten versehen. Der Vorhang von einer Rotunde ist aufgezogen, in der die sieben Planetenbilder, jedes in einer Nische, seltsam beleuchtet, zu sehen sind." Man sollte glauben, das wäre deutlich, und die Dekorationsmaler der verschiedensten Bühnen sind in der Tat mit größerm oder geringerm Erfolge bemüht, uns das, was dem

Dichter vorgeschwebt hat, in möglichst malerischer und zauberhafter Weise zu versinnlichen. Nur in Leipzig ist weder von einer Rotunde noch von Planetenbildern etwas zu sehen. Wallenstein zieht zwar, ehe Seni dem Grafen Terzky öffnet, einen Vorhang vor eine Art durchaus neutralen Alkovens, aber da es darin nichts in das Gebiet der Astrologie und der Zauberwelt gehöriges zu verbergen gibt, so könnte er sich die Mühe ersparen. Warum — das ist wiederum keine unbescheidne Frage — hält man es in Leipzig nicht für der Mühe wert, uns die Rotunde und die Planetenbilder zu zeigen, die doch Schiller nicht so ausführlich beschrieben haben würde, wenn er keinen Wert darauf legte? Will er nicht oder kann er nicht, möchte man — den Regisseur meinend — mit dem kleinen Jungen fragen, der sich bei seiner Mutter erkundigte, warum der Hahn keine Eier lege?

Der Widerwille des Leipziger Regisseurs gegen eine tiefe, offne und durch keinerlei Bauten für Hindernisrennen vorgerichtete Bühne und dessen Vorliebe für Treppen und Stufen kommen auch beim Wallenstein recht zum Vorschein. Für den Saal, worin Wallenstein Questenberg empfängt, und für den großen Saal, wo sich die beiden Szenen mit den Pappenheimern abspielen, muß in Leipzig dieselbe Dekoration herhalten, und dagegen ist ja an sich nichts weiter einzuwenden, als daß es dem Zuschauer natürlich lieber wäre, wenn ihm statt einer zwei schöne Dekorationen gezeigt würden, wie er halb und halb zu hoffen berechtigt ist, da Schiller in dem einen Falle von einem Saale, in dem andern von einem großen Saale spricht. Aber in diesem Punkte würde man sich stillschweigend bescheiden, wenn das szenische Arrangement des für beide Fälle dienenden Zimmers — von einem Saal kann wegen der zu geringen Tiefe des Raums nicht die Rede sein — nicht gar so unglücklich wäre. Es führen, da es nun einmal ohne Treppen nicht abgehn kann, fünf bis sechs Stufen von einer als Korridor gedachten Galerie in das im übrigen ganz hübsch gemalte Zimmer, und wer kommt, muß diese unglücklichen Stufen hinabsteigen. Was die sonstigen Veranstaltungen anlangt, so ist, da es sich im zweiten Akte der Piccolomini nicht um einen Kriegsrat im Sinn eines conseil de guerre, sondern um den Empfang eines Kriegsrats im Sinn eines conseiller de guerre, oder, wie sich Oktavio ausdrückt, um die Audienz für einen solchen handelt, der große Tisch, um den sich in Leipzig die Generale gruppieren, nicht am Platze, sondern nur im Wege, ebenso erscheint ein Katzentischchen, das mehr seitwärts für Questenberg aufgestellt ist, überflüssig und geradezu komisch. Weg mit diesen Tischen! Schiller sagt ausdrücklich: „Bediente setzen Stühle und breiten Fußteppiche aus.“ Das ist für die Gelegenheit völlig ausreichend. In einem Halbkreise zur Linken des Zuschauers zehn Sitze und in deren Mitte ein elfter, besonders stattlicher für den Herzog und Generalissimus; ihm gegenüber zur Rechten des Zuschauers ein zwölfter Sitz für den kaiserlichen Kommissar Kriegsrat Questenberg. Das entspricht der Idee eines Empfangs, bei dessen Gelegenheit Wallensteins Unterführer die kaiserliche Botschaft vernehmen sollen, und, was eine Hauptsache ist, erlaubt diesen im weitern Verlaufe der Szene freie Bewegung, sich zu Gruppen zusammenzutun. Daß Seni die Sitze zählt, ist viel begreiflicher, wenn sie zu einem Halbkreis formiert sind, als wenn sie zum Teil am Tische, zum Teil an den Wänden herum stehn. „Zwölf Stühle setzt.“ Wenn alle Veranstaltungen des Astrologen so praktisch gewesen wären wie die wegen der Stühle, wäre Wallenstein gut beraten gewesen, denn mit ihm und Questenberg ist das Dutzend, für das es Sitze gibt, gerade voll. Und wie nun Questenberg und die Generale auf der Leipziger Bühne erscheinen, gibt ihr Auftreten zu einem Vorgange Veranlassung, der wie im Bühnen- so auch im wirklichen Leben einzig dastehn dürfte.

Der Regie, die es gut meint und dem Eintritt eines Abgesandten des Kaisers möglichsten Glanz verleihen will, ist ein genialer Gedanke gekommen. Statt daß man vom Vorzimmer her das Kommando für die Ehrenerweisung machende Abteilung, und da Questenberg der Überbringer kaiserlicher Befehle ist, vielleicht noch obendrein den von Trompeten geblasenen Parademarsch hört, ist Questenberg eine

bewaffnete Ehreneskorte beigegeben worden, die vor ihm her marschiert, sich auf den unglücklichen Stufen nach einigen begreiflichen Stockungen und Verbesserungen als Kettenposten formiert und — man lese und staune — auf Buttlers, des Dragonerchefs, Kommando präsentiert. Ein unvergeßlicher und, wie gesagt, einziger Augenblick, da, auch abgesehen von dem etwas ungewöhnlichen Einschreiten eines Kavalleriegenerals, das Abschwenken und Richten auf den Treppenstufen ein überaus schwieriges und geradezu halsbrecherisches Einzelmanöver ist.

Auf demselben Wege kommen im fünfzehnten und im dreiundzwanzigsten Auftritte des dritten Akts von Wallensteins Tod die Pappenheimer an, und die von Schiller zweimal gegebne Weisung, daß sich der Saal mehr und mehr mit Bewaffneten anfüllen soll, sowie seine schließliche Bemerkung, daß der Saal ganz mit Bewaffneten erfüllt sei, werden „aufs Wort befolgt," und zwar in billigster Form mit einer Handvoll Leuten. Der großartige von Schiller beabsichtigte Kontrast freilich, daß im dreizehnten Auftritte der geharnischte Wallenstein mutterseelenallein in einem Riesensaale steht, ohne zu verzagen, während ihn am Schluß des Aufzugs die Wucht der gewaltigen, seinen Befehlen nicht mehr gehorchenden Masse geradezu erdrückt, geht bei einer solchen Inszenierung verloren, und mit ihm die grandioseste Wirkung der ersten drei Akte. Durch die Masse der hereindringenden Reiter soll dem Zuschauer nicht bloß klar gemacht werden, daß ihr stürmisches Drängen Max von Thekla reißt, er soll auch gewahr werden, wie der im Stücke oft erwähnte fast dämonische Einfluß des Feldherrn auf seine Truppen einer solchen ihm nicht mehr vertrauenden Menge gegenüber mit einemmal in nichts zerronnen ist. Diese Szene, die im kleinen die eigentliche Katastrophe widerspiegelt, verfehlt die beabsichtigte Wirkung, wenn Max sowohl als Wallenstein einer Handvoll Leuten weichen, von der es nicht heißen kann:

Es hängt Gewicht sich an Gewicht,
Und ihre Masse zieht mich schwer hinab —

und die auch den Herzog, dem es am militärischen Blicke für die Beurteilung von Machtfragen wahrlich nicht fehlt, nicht zum Kleinbeigeben vermögen würde.

(Schluß folgt)



Zwei Seelen

Ein Lebensbild von Wilhelm Speck

1



So habe ich denn erreicht, was die meisten Menschen vergeblich erstreben: Um nichts habe ich mehr zu sorgen, meine Zukunft ist sicher gestellt für mein ganzes Leben, die Frage nach dem, was wir essen und trinken sollen und womit uns kleiden, diese große Frage, die das Menschenvolk fortwährend in Trab bringt, hat für mich alle Bedeutung verloren und wird mir nie mehr Kummer bereiten. Ich habe dieses Ziel freilich anders erreicht, als es sich die Menschen wünschen. Das Tor draußen und die schwere Tür an meiner Zelle drängen den Strom des Lebens von mir ab und lassen keine seiner Wellen an mich heran. Zwischen mir und der Welt liegen die Gitter meines Fensters, die nur die Abendsonnenstrahlen zwischen sich durchlassen und den Vogelsang, der tief unter mir erklingt und wohl aus einer Reihe von Linden kommt, die die Straße umsäumen. Ich sehe von ihnen noch eben einen grünen Schimmer über den Häusern, woraus ich schließe, daß es mäch-

tige Bäume sein müssen, unter denen es sich angenehm wandelt in heißen Sommertagen oder auch im ersten Frühling, wenn die grünen Pünktchen an den Zweigen hervorbrechen. Auch das ist eine bloße Vermutung, daß es Linden seien, ich habe es noch immer nicht erfahren können. Im Grunde ist es ja gleichgiltig, was für Bäume da unten wachsen, aber ich habe doch längere Zeit darüber nachgedacht, und jeden Tag wollte ich die Beamten darüber befragen, aber ich habe es immer wieder vergessen, oder vielmehr ich habe die Frage immer wieder zurückgedrängt. Das ist noch eins der wenigen Geheimnisse, auf deren Auflösung ich gespannt bin. Ich bin jetzt einige dreißig Jahre alt und rechne darauf, noch ungefähr dieselbe Lebenszeit vor mir zu haben, da werde ich noch selbst des Rätsels Lösung finden können. Zwanzig Jahre weiter, dann werden die Bäume wohl ihre Kronen über die Dächer hinausheben, dann werde ich es erfahren. Bis dahin will ich warten, in meinem Dasein gibt es keine Eile mehr.

Es ist Sonntag heute. Friedlich läuten die Glocken über die Stadt hin. Die Regenwolke, die vor meinem Fenster hing, hat sich irgend wohin verzogen, ein lauer, würziger Abendwind bewegt die grünen Spitzen meiner Linden, und ganz ferne zwischen dunkeln Tannenästen geht der Mond auf. Ich sitze am Sonntag gewöhnlich vor einem Buche und blättere darin. Das einemal ist es eine Reisebeschreibung, etwa eine Wanderung durch Südamerika, ein andresmal eine neue Erfindung, von der ich mir erzählen lasse. Es sind freilich meist verschollne Dinge, um die sich meine Gedanken drehen, aber ich lese doch gern in den alten Büchern. Die neuen Bücher bereiten Unruhe, es kommt mit ihnen ein Hauch frischen, wirklichen Lebens zu mir, den ich nicht zu ertragen vermag, sie wecken in mir peinliche Empfindungen und erschließen in meiner Seele Türen, die ich nicht gern öffnen lasse. Aber diese alten vergilbten Bücher tun mir wohl. Die sie einst geschrieben haben, sind wohl schon in die ewige Ruhe eingegangen, und was sie mir da erzählen, ist auch eine abgetane Sache, alles ist inzwischen anders geworden, das Leben hat neue Bahnen eingeschlagen, und was man einst anstaunte, wird heute belächelt. Wie ein vergessener Friedhof, auf dem keine Träne mehr blinkt, unter dessen Fliederbüschen man ruhigen Herzens sitzt und in die Abenddämmerung hineinträumt, muten mich diese verschollnen Geschichten an.

Es ist doch eine seltsame Fügung: Dreißig Jahre alt und schon fertig mit dem Leben, fertig nicht als ein überspannter Narr, der die Empfindungen seines Herzens im langen Genießen verbraucht hat, sondern ein Mensch mit wachen Sinnen, mit einer sehnsüchtigen Seele, der nur durch einen festen Entschluß mit allem, was sonst des Menschen Hoffnung füllt, abgeschlossen hat. Manchmal will ichs selber nicht glauben und meine, es sei das alles, was hinter mir liegt, nur ein wirrer, böser Traum, aus dem ich noch einmal aufwachen würde; und wenn unten von der Straße her Kinderstimmen erklingen, wenn jemand ein Lied singt oder hell auflacht, und wenn unten im Buschwerk die Nachtigall schlägt, dann fasse ich mich an den Kopf und drücke die Hand gegen das pochende Herz, worin das Blut heiß zusammenströmt. Und dann hole ich tief Atem, wie einer, dem die Luft ausgeht. Ruhig, Heinrich, denke nicht mehr daran! Es ist besser für dich, wenn du nie etwas andres denkst als dies: Es ist alles aus.

Ich bin dieser Tage etwas wunderlich gewesen, der Arzt hat mich sonderbar angesehen, und auch die andern Beamten sind oft zu mir gekommen und haben sich lange mit mir unterhalten. Über Dinge, für die ich nicht das geringste Interesse hatte, und einige haben mit mir wie mit einem Kinde gesprochen, das man aus seinen Tränen reißen will. Ich weiß wohl, was sie befürchten. Sie glauben, daß sich in der Kette meines Verstandes ein Glied gelöst habe, aber sie irren. Ich bin ganz gesund, nur etwas mitgenommen von der eintönigen Arbeit und den einsamen Gedanken und den einsamen Büchern. Man hat mir Papier und Federn gegeben und mir erlaubt zu schreiben, so viel ich wolle, und was mir gerade einfiele. Das habe ich lange ersehnt, und nun, da mein Wunsch erfüllt ist, sind all

die schönen und wichtigen Gedanken, womit ich mich herumschleppte, von einer unsichtbaren Hand jählings entführt worden. Schließlich bin ich auf den Gedanken verfallen, meine Lebensgeschichte aufzuschreiben, denn ich hatte irgendwo gelesen, daß nichts das Herz so sehr beruhige als die Geschichten, deren Gewicht immer auf der Seele lastet, zu Papier zu bringen, dabei lösten sie sich von uns ab und führten ihr eignes Dasein. Jetzt steht mein Leben in unsichern Umrissen vor mir, wie eine dunkle Landschaft, über die ein fernes Feuer phantastische Lichter wirft. Ich werde ihm Schritt für Schritt nahe gehn. Dabei werden die Flammen, die mich verzehrt haben, von neuem auflohen, aber ich hoffe, es wird ein letztes Aufleuchten vor dem Erlöschen sein.

2

Ich bin als das Kind armer, aber wie ich wohl sagen darf, redlicher Leute geboren. Mein Vater war Bahnarbeiter, ein Mann von zuverlässigem und bei aller Weichheit des Gemüts festem Wesen, sodaß er, wenn ihm das Glück nur eine Weile gelächelt hätte, seine Familie gewiß zu einem bescheidnen Wohlstande geführt haben würde. Nachdem er einige Jahre gewöhnlicher Handarbeiter gewesen war, wurde er auf einen wichtigern Posten berufen und zuletzt auf eine Bahnwärterstelle gesetzt, die mitten im Walde zu versehen war, wo ein freundliches Häuschen unsre Wohnung wurde. Meine Mutter war mit dieser Versetzung nicht einverstanden, denn sie brauchte Menschen um sich her, und seitdem eine gute Freundin sie bedauert und ihr versichert hatte, sie sei viel zu gut für die Fichten, wollte sie sich gar nicht mehr im Walde gefallen, sondern bedrängte ihren Mann alle Tage, er möchte sich um eine andre Stelle bewerben. Das tat er nun freilich nicht, und dennoch mußte das törichte Morgen- und Abendgebet meiner Mutter irgend ein verborgnes Uhrfederchen gelöst haben, sodaß unser Schicksal plötzlich in Bewegung geriet. Gerade als uns ein Töchterchen geboren wurde, verunglückte der Vater auf der Strecke, und wir sahen ihn erst viele Wochen später wieder, als er die ersten Versuche machte, sich mit einem Stelzbein durch die Welt zu schlagen. Da war nun großer Jammer im Hause, aber wir zogen nun wenigstens in die Stadt, und als die Mutter erst die verabscheuten Fichten hinter sich hatte und wieder unter einem Haufen schwatzender Weiber saß, lebte sie wieder auf wie ein nach Regen lechzender Acker nach einem kräftigen Gewitter.

Auch wir Kinder verließen den Wald, wo wir doch so glückliche Tage verlebt und rote, gesunde Gesichter bekommen hatten, mit tausend Freuden und zogen in die öden traurigen Gassen der Stadt mit weitgeöffneten Augen, als täte sich da ein Paradies auf. Doch ist mir der Eindruck des stillen Tannenwaldes für mein Leben geblieben, und wenn ich mich heute zurückdenke in die verflossenen Jahre, so winkt mir vom Anfang wie vom Ende meines Lebens etwas Grünes freundlich in die Augen.

In der Stadt war nun Schmalhans bei uns Küchenmeister. Oft mußten wir hungrig zu Bett gehn, und die Mutter verschmähte das Kunststück, das ich manch andres arme Weib habe versuchen sehen, durch ein Märchen oder eine seltsame Geschichte über den Kummer hinwegzuhelfen und die bittenden Kinderaugen mit Sand zu bestreuen. Allmählich bot sich jedoch manche Hilfe. Dicht neben uns, auf demselben Korridor, wohnte die Fischern, ein lediges Frauenzimmer, das jedoch nicht weniger Kinder als wir hatte. Es ist mir heute unbegreiflich, wie sie es anfing, immer wieder Liebhaber zu finden, denn sie war ein wildes Frauenwesen, schmutzig und zottlig, mit einer dunkeln Zigeunerfarbe über dem breiten Gesicht, aber sie entdeckte in der Tat immer wieder einen Menschen, der es eine Weile bei ihr aushielt, nachher sie freilich in um so größerm Elend zurückließ. Ihre Kinder schickte sie alle Tage zum Bettel aus und bildete sie zu menschlichen Wesen aus, die ihr aufs Haar glichen, ohne die Gutmütigkeit jedoch, die ihr nicht abzusprechen war. Durch ihre Liederlichkeit und große Armut hatte sie die Aufmerksamkeit mildherziger Menschen auf sich gezogen, in deren Wohltätigkeitsprogramm

sie hinfort die stehende Nummer wurde. Man schalt und tröstete sie alle Tage, und sie nahm die Strafrede mit Ergebung hin und löffelte die dargebotnen Suppen mit aller geforderten Dankbarkeit. Namentlich wenn wieder einmal etwas Kleines bei ihr angekommen war, wurden ihr allerlei gute Dinge ins Haus gebracht, von denen dann einige auch an uns kamen als Dank für manche von meiner Mutter geleistete Handreichung. Ich weiß nicht, ob wir uns schon damals über diese sonderbare Verteilung der Erdengüter Gedanken gemacht haben, unsre Mutter ließ es jedenfalls an spitzen Redensarten nicht fehlen. Bei uns war noch ein ordentlicher Haushalt vorhanden, hübsche Schränke und Tische, reinliche Betten und sogar ein Sofa, das der Vater auf einer Auktion gekauft hatte, weshalb nach dem gewöhnlichen Verlauf der Dinge gar keine Ursache war, sich zu verwundern, daß die guten Suppen an unserm Hauswesen vorüber in die Töpfe der Fischern flossen.

Neben dem Häuschen, worin wir wohnten, stand ein schöner Apfelbaum, dessen Äste alle Jahre voll köstlicher Früchte hingen. An diesem Baum habe ich mir auf dem Felde, auf dem ich später das meinige tun sollte, die ersten Sporen verdient. Einen Sommer hatten wir ihn von ferne angesehen und dabei die schmerzliche Sehnsucht erlitten, der unsre Stammeltern erlegen waren. Im folgenden Sommer war unsre Geduld jedoch zu Ende. Meine ältern Brüder und Geschwister blieben unten ängstlich stehn, während ich hinaufkletterte und ihnen die roten Früchte hinabwarf. Von diesem Tage an übernahm ich die Führung unter dem jüngern Teil unsrer Familie und stellte den Helden vor, dem die meiste Ehre gebührt, dessen Schicksal es jedoch auch ist, harte Leiden auf sich zu nehmen. Meine Mutter sagte nichts zu dem unerwarteten Segen, den wir ihr von den Feldern ins Haus brachten, denn ob sie auch sonst eine rechtliche Frau war, so mochte sie doch über die Wald- und Feldfrüchte freiere Gedanken haben, oder sie war damals von Hunger und Kummer mürbe geworden. Mein Vater merkte in seiner niedergedrückten Stimmung nicht, was wir trieben. Erst als ich bei einem etwas waghalsigen Stück erwischt, und während meine Geschwister sich in Sicherheit brachten, an den Haaren nach Hause gezerrt wurde, wachte er erschrocken auf, nahm den Haselstock und bleute mich in der Erinnerung an die makellose Vergangenheit unsrer Familie schonungslos durch. Zuletzt, während ihm selbst die Tränen über das Gesicht flossen, ergriff er meine Hand und sagte traurig: Tu das nicht wieder, Heinrich!

Ich war zu dieser Zeit ein kleiner hübscher Junge und sein besondrer Liebling. Auch ich liebte ihn zärtlich, und eben jetzt, wo ich von ihm rede, steht das Bild des einfachen Mannes als ein Heiligtum vor meiner Seele, an dem kein einziger Flecken haftet. Er war von merkwürdig zurückhaltendem Wesen, eine scheue Natur, die über das, was sie innerlich bewegte, keine Worte hatte. Auch seine Liebe zu mir gab er in einer zarten, fast verschämten Weise zu erkennen, als ein unbeholfner Mann, der sich gern erschließen möchte, aber sich vor dem lauten Wort fürchtet. So ließ er auch jetzt seine guten Augen für sich reden, und unter ihrem Blick versprach ich ihm, ein guter Junge zu werden, nicht zu betteln, nicht zu stehlen, und was sonst noch sein Herz zu vernehmen begehrte. Er hörte mein Gelübde mit freundlichem Gesicht an; wie es freilich möglich sein würde, uns alle in Ehren durchzubringen, das mochte ihm wohl selbst ein Rätsel sein.

Er ist in jener Zeit schnell gealtert, sein Haar wurde fast über Nacht schlohweiß, und sein Gesicht bedeckte sich mit Furchen. Ich habe diese Furchen damals oft mit meinen Fingern zu glätten versucht, nachher habe ich am meisten dazu beigetragen, daß sie sich tief in seine Stirn eingruben.

Es war um diese Zeit, daß der jüngste Bruder meines Vaters, ein Postbeamter, mit seiner Frau zu uns zu Besuch kam. Sie fuhren in einem grünen Wägelchen vor, das mit einem Braunen bespannt war, und in dessen Tiefe verschiedne geheimnisvolle Körbe verstaut waren. Das war nun ein

Freudentag für das ganze Haus. Wir Kinder bemächtigten uns des Wagens und streichelten den Braunen, der in einem Holzstall untergebracht wurde. Währenddessen hielten die Erwachsnen ein wichtiges Gespräch. Der Onkel, der in guten Verhältnissen lebte, hatte sich entschlossen, nachdem kleinere Zuschüsse zwecklos gewesen waren, eben nur ein Tropfen auf den heißen Stein, durch einen tiefen Griff in seine Kasse unser gründlich verfahrenes Lebensschiff wieder flott zu machen. Außerdem sprach er die Absicht aus, einen unsrer Sprößlinge in sein kinderloses Haus zu verpflanzen und mit aller Liebe aufzuziehen. Da war nun Gelegenheit, jeden Geschmack zu befriedigen, denn bei uns gab es Kinder von jedem Alter und Temperament, aber Wahl macht Qual. Während die ältern Söhne und Töchter, die auf die Verwandten wohl einen blöden Eindruck gemacht haben, wie sie denn auch stumpfe und beschränkte Menschen ihr Leben lang geblieben sind, von vornherein aus der Wahl fielen, schwankte das Zünglein der Wage lange zwischen mir und meiner jüngsten Schwester, einem lieblichen Kinde, das trotz des Dunkels, worin es aufgewachsen war, ein sonnenhelles Gemüt empfangen hatte, freilich auch eine so zarte Gesundheit, daß ihr niemand eine lange Lebensdauer zutrauen konnte. Der Onkel wollte dennoch gern das freundliche Röschen mit sich nehmen, meine Tante hatte dagegen ihre Sehnsucht auf mich gerichtet und setzte ihr Verlangen denn auch mit der Energie durch, die den Menschen dann vor allem zu Gebote steht, wenn sie etwas recht törichtes vorhaben. Da sie bemerkte, wie nah es meinem Vater ging, mich wegzugeben, glaubte sie einen besonders vorteilhaften Griff getan zu haben, und bestand als eine genaue und mißtrauische Person nun auch noch darauf, daß über den Handel ein Vertrag aufgesetzt wurde. Das geschah denn auch nach ihrem Willen, aber sie fühlte sich doch erst dann ihrer Sache völlig sicher, als sie mich im Wagen verpackt hatte und mit mir in die schöne Sommernacht hineinfuhr. Ich glaube, ich habe meinen Eltern nicht einmal Lebewohl gesagt, so zufrieden war ich mit der Wendung, die mein Leben genommen hatte; nur unserm Röschen, wohl als Tröstung für die ihr angetane Zurücksetzung, schenkte ich meinen Laubfrosch, an dem sie sich freilich wenig Trost, wenn sie dessen überhaupt bedurfte, geholt haben wird, da sie das Tier von ganzem Herzen verabscheute und fürchtete. Der Onkel saß vor uns auf dem Bock und rauchte seine Pfeife, die Tante hielt mich im Arm, so fuhren wir der neuen Heimat zu. Wie oft habe ich an diese Fahrt gedacht, und wie wunderlich mag es erst der Tante ums Herz gewesen sein, wenn sie sich ihrer damaligen Gefühlsverirrung erinnerte. Was würde sie wohl darum gegeben haben, in diesem Falle nicht eigensinnig gewesen zu sein! Hätte sie unser Röschen genommen, so hätte sie es schon im folgenden Herbst unter einem Rosenstrauch betten können. Mich dagegen konnte sie nicht los werden, so sehr sie auch danach verlangte, sich von dem Kleinod, das ihr zuerst die Augen verblendet hatte, zu trennen.

3

Es begann für mich nun ein neues Leben. Ich war gut gekleidet, reichlich gefüttert, ging mit sauber angezognen Kindern in eine gute Schule und fühlte mich ausnehmend wohl. Der Onkel war ein stiller, friedliebender Mann, der glücklich war, wenn er zu Hause frohe Gesichter um sich hatte, und sein größtes Glück darin fand, in einer kleinen, von wildem Wein umwachsnen Laube sein Pfeifchen zu rauchen und dazwischen ein Stück auf dem Waldhorn zu blasen. Die Tante war ehrenhaft und fromm, aber mit einem Stich ins Saure. Die freudige Erregung, die über sie gekommen war, als sie mich eingehandelt hatte, war wie ein leichter Champagnerrausch schnell verraucht und kehrte nur auf Augenblicke wieder, wenn sie sich in einen der mütterlichen Träume verloren haben mochte, unter deren Gewalt auch das kühlste Frauenherz wärmer und weicher als gewöhnlich fühlt. Eigentlich war sie nie zufrieden, ihr ernstes Gesicht hatte das Lachen ganz verlernt oder nie gekannt; sie nahm das Leben als eine schwere Pflicht, und wie sie ihre Mahlzeiten nahrhaft und peinlich sauber, aber auch ohne eine Spur von

lockender Würze bereitete, so richtete sie auch ihr Leben reiz- und duftlos zu, als eine Art Krankensüpplein pflichtmäßig nach Vorschrift bereitet. Dazu war ihr Umgang nicht dazu angetan, sie vergnüglicher zu bestimmen. Sie besuchte sonntäglich die Kapelle einer kleinen aber ausgewählten Sekte, deren Aufgabe hauptsächlich darin bestand, darüber zu klagen, daß die Welt, natürlich mit Ausnahme ihres kleinen Kreises von Auserwählten, der Verderbnis verfallen wäre. Da sich nun auch die einzigen Guten auf dieser Erde unter soviel Sündern unmöglich behaglich fühlen konnten, so war in der Tat kein Grund vorhanden, auf dieser Welt vergnügt zu sein. So lag also über ihrem Wesen immer eine leichte Trauer, ein sanftes, stilles Sommerwölkchen, das alle Sonnenstrahlen brach. Gleichwohl waren wir zufrieden, denn wir lebten im eignen Hause, hatten ein hübsches Gärtchen und gingen friedlich miteinander um. Unter solchen Verhältnissen verlebte ich zwei glückliche Jahre, in deren Verlauf ich Eltern, Geschwister und die alte Heimat fast völlig vergaß und mich in den Gedanken einlebte, dermaleinst unter den Menschen eine bevorzugte Rolle zu spielen.

Bald darauf bereitete sich jedoch ein Wetterumschlag vor. Meine Tante fing an, mich merklich kühler zu behandeln. Die Ursache davon verstand ich freilich nicht, sie wurde mir erst von Nachbarsleuten klar gemacht, als ich eines Morgens bei uns ein kleines schreiendes Mädchen vorgefunden und die Kunde davon mit strahlenden Mienen in der Nachbarschaft herumgetragen hatte. Armer Junge, sagte jemand, das kleine Ding wird dich aus dem warmen Nest herausschmeißen. Paß auf, jetzt wird dir ein andres Windchen um die Nase wehen! Das tat es auch, doch um gerecht zu sein, der Onkel bewahrte mir noch einen großen Teil seiner Zuneigung, wohl weil in seinen Adern dasselbe Blut floß wie in den meinigen. Aber auch deshalb, weil er ein ganzer Mann, und obwohl er nicht zu dem Kreis der auserwählten Gerechten gehörte, dennoch von ganzem Herzen gerecht war, wogegen meine Tante, wie manche Frauen von sonst peinlich genauer Gewissenhaftigkeit und von untadelhafter Gesinnung im Punkte der Gerechtigkeit gleichsam einen Sprung in ihrem Wesen haben. Sie gefror nun innerlich zu Eis und behandelte mich als einen lästigen Ausländer; sie vergaß, daß sie mich selber in ihre Welt hineingerufen hatte, und als ihr Mann plötzlich starb, traf sie sofort Anstalten, mich nach Hause zu schicken. Meine Eltern winkten jedoch entschieden ab und beriefen sich dabei auf die eigenste Schöpfung meiner unglücklichen Tante, den Vertrag.

Wie ich später erfuhr, war mein Vater sogleich willens gewesen, mich heimzuholen, die Mutter jedoch, als die weltklügere und zugleich die hauptsächliche Ernährerin der Familie, hatte auf ihrem Schein bestanden, nicht als ob sie kein Gefühl für mich gehabt hätte, sondern weil sie mich bei den Verwandten besser gebettet wähnte, als im kümmerlichen Vaterhause, und weil sie im stillen darauf rechnete, der liebe Gott werde die zarte Herbstblüte, das zarte und schwache Mädchen, dessen Erscheinen mir so hinderlich geworden war, wieder in die Welt des ewigen Frühlings zurücknehmen.

So kamen denn wieder knappere Tage für mich, die kärgliche Pension, von der meine Tante als Beamtenwitwe leben sollte, reichte nicht aus, und sie mußte erst eine Weile darben, ehe sie sich unter den neuen Verhältnissen hatte einrichten lernen. Da kamen nun auch Tage, wo wir uns hungrig zu Bett legen mußten, was mich um so tiefer kränkte, als ich sah, daß für die kleine Martha noch immer in der gewöhnlichen Weise gesorgt wurde. Daß ich nun eine geringere Schule besuchen mußte, bereitete mir weniger Kummer, da ich auch jetzt viel mehr zu lernen hatte, als mir lieb war, und unter der Gesellschaft meiner Mitschüler ein lustigerer Geist herrschte als unter der frühern.

4

Eines Tags kam die Mutter aufgeregt nach Haus und rief mit einer fliegenden Röte in dem sonst blassen Gesicht: Kinder, ihr bekommt wieder einen neuen Vater.

Die kleine Martha, die das nicht verstand, fing an zu weinen, wohl erschrocken über den ungewohnten erregten Ton, mit dem die Mutter uns ansprach, oder wer weiß aus welcher Ursache. Seltsame Dinge spielen sich hinter dem bunten Vorhang der Seele ab. Vielleicht, daß das kleine Wesen, sich selber unbewußt, schon das schlimme Schicksal beweinte, das sich ihrer Mutter aufzuerlegen im Begriff war. Ich jedoch jubelte auf, da ich annahm, die alten guten Zeiten brächen nun wieder an. Der neue Vater war viel jünger als die Tante, ein schöner stattlicher Mann, heitern Wesens und von angenehmen Manieren, kurz ein Mann, den man als eine gute Partie bezeichnen durfte. Er hätte sich das schönste und frischeste Mädchen aussuchen können, aber das eigne Haus, über dessen Besitz die Tante so eifersüchtig gewacht hatte, daß sie wohl lieber verhungert wäre, als daß sie sich von ihm getrennt hätte, und die gute Wohnungseinrichtung mochten auf ihn einen starken Eindruck gemacht und ihm die vielen kleinen Fältchen auf dem Gesicht der Tante verdeckt haben. Ein eignes Haus ist ein guter Grund zu einem Eheantrag; ich weiß von einem jungen netten Menschen, der ein bösartiges und sehr widerwärtiges Weib nur darum heiratete, weil es ihn nach dem Sonntagsanzug ihres verstorbnen Mannes gelüstete.

Unser neuer Vater hieß Bauer und war Arbeiter in einer Maschinenfabrik, wo er einen reichlichen Lohn verdiente. Da die Mutter überdies in verschiednen guten Häusern die Wäsche besorgte, so ging es uns mit einemmal ausgezeichnet, sogar die Tante, die ihre Gänge in die Kapelle aufgab, wohl weil sie durch ihren weltlichen Sinn Anstoß erregt hatte, wurde von der muntern Weise ihres Mannes angesteckt, und es fehlte nicht viel, so wäre sie zuguterletzt noch eine leidlich heitere Frau geworden. Denn das eine und das andre mal hatte man sie schon dabei betroffen, wie sie bei den lustigen Geschichten ihres Mannes leise in sich hineinlachte. Unser ganzes Hauswesen erhielt nun einen fröhlichen Anstrich, der wilde Wein roch wieder die gewohnten Tabakwölkchen und bekam auch wieder Musik zu hören, da Bauer ein geübter Klarinettenspieler war. Auch ich empfing von der allgemeinen hoffnungsvollen Stimmung meinen Anteil und wurde von der Tante, in deren Herzen ein linder Tauwind wehte, wieder freundlicher behandelt. Unser Schifflein schwamm also, nachdem es eine ziemliche Zeit auf einer Sandbank festgelegen hatte, wieder lustig ins Blaue hinein. Freilich nur auf kurze Zeit, dann war der Altweibersommer zu Ende.

Der Onkel geriet eines Tags mit einem andern Arbeiter in Streit und wußte sich, da er vorher getrunken hatte, nicht wie sonst zu benehmen. So prügelte er sich mit dem Kameraden herum, wobei er im Ringen und Stoßen einer glühenden Eisenstange zu nahe kam und sich übel verbrannte. Das Schlimmste war jedoch, daß er wegen dieses Streits seine Stelle verlor und überhaupt ein ganz andrer Mensch wurde. Er hatte schon immer eine starke Leidenschaft für das Herumflanieren in Wald und Feld, und wäre er von Anfang an in die grüne Farbe hineingekommen, so würde wohl aus ihm ein tüchtiger Jägersmann geworden sein. Es verging kein Sonntag und kein Feiertag, wo wir nicht schon in aller Frühe in den Wald hinauspilgerten oder auf irgend ein Heckendörfchen, und da der Onkel ein guter Kenner der Vogelstimmen war, so war es eine Lust, mit ihm zu marschieren. Zuletzt suchte er gewöhnlich ein verschwiegnes Wasserplätzchen auf, um dort dem Angelsport zu huldigen und womöglich ein paar Fische für unsern Abendtisch aus der goldigen Flut herauszuziehn. Währenddessen saß die Tante mit uns unter einem schattigen Baum in der Nähe und arbeitete, da sie durchaus nicht unbeschäftigt bleiben konnte, eine Kleinigkeit.

Das waren für uns glückliche Stunden gewesen. Jetzt, wo der Onkel den ganzen Tag vor sich hatte, beschränkte er jedoch seine ländlichen Ausflüge nicht auf den Sonntag, sondern war eigentlich immer unterwegs, nur zu den Eßstunden stellte er sich daheim mit peinlicher Pünktlichkeit ein. Dieses viele Herumlaufen machte ihn jedoch durstig, und so war er bald darauf in allen Wirtshäusern ein

gern gesehener Gast, und war er von jeher ein beliebter Gesellschafter gewesen, so wuchs er sich jetzt zu einer jovialen Behäbigkeit aus, die ihm vortrefflich stand. Auch zu dieser Zeit, wo sein Stern schon im Niedergehn war, blieb er ein fröhlicher Mensch, und vor seinen lustigen Einfällen mußte jede Verdrießlichkeit flüchten. Wenn er Abends auf der Steintreppe vor dem Hause saß und die Klarinette zur Hand nahm, dann sammelte sich immer ein Kreis von Zuhörern um ihn, die seinem Spiel andächtig lauschten, denn all das Volk, groß und klein, das um uns herum wohnte, hatte eine leidenschaftliche Liebe zur Musik, und ein blinder Orgelmann mit dem ausgespieltesten Werk von der Welt durfte bei uns immer auf ein dankbares und splendides Publikum rechnen. So wurde denn meines Onkels Klarinettenfertigkeit nicht wenig angestaunt, und man sprach davon, wenn er nur wolle, so würde es sich die Stadtkapelle zur Ehre anrechnen, ihn unter ihre Mitglieder aufzunehmen. Die Stelle des Klarinettenmeisters war aber in festem Besitz, und ihr Inhaber, ein Mensch von stümperhafter Fähigkeit, schaute hochmütig auf meines Onkels Spiel herunter, weil dieser kein gelernter Musiker war, sondern ein Kunstpirat, der sich seine Geschicklichkeit ohne eigentlichen Unterricht angeeignet hatte. Wir in der ganzen Nachbarschaft waren jedenfalls der Meinung, daß der Onkel unübertrefflich spiele, sogar seine Frau setzte sich zuweilen unter die Zuhörer, aber immer etwas abseits in einen Winkel, als wollte sie zu erkennen geben, daß sie mit der Spielerei nicht ganz einverstanden wäre. Dennoch war sie im Herzen stolz auf ihres Mannes Kunst, es lag eine Röte über ihrem bleichen Gesicht, wie der Widerschein eines fernen Abendgolds, und ihre Augen schauten ins Weite hinaus — vielleicht, daß sie an die ruhigern Zeiten zurückdachte, wo statt der Klarinette das Waldhorn in ihr Leben hineingeblasen wurde. Sie wurde jetzt eine schwergeplagte Frau, da sie nun auch einen starken und gesunden Mann zu ernähren hatte, und es mag ihr wohl manchmal bitter ums Herz gewesen sein, wenn sich ihrem Taugenichts von Mann ganz von selbst alle Zuneigung zuwandte, wogegen sie bei aller Tüchtigkeit und Vortrefflichkeit, weil sie nun einmal nicht aus ihrem sauern Wesen herauskonnte, ein einsames Wesen war und blieb.

Allmählich bekam Bauer das Herumsaufen nun doch auch satt, auch machte man, als man seine Späße in allen Kneipen auswendig kannte, weniger Umstände mit ihm und ließ ihn nicht mehr so oft wie sonst mittrinken. So fing er denn an sich nach einer Beschäftigung umzusehen und verfiel auf die Juristerei. Es ist mir rätselhaft, woher er plötzlich seine Gesetzeskenntnis bekommen hatte, denn die paar Bücher, die wir im Hause hatten, konnten ihm hierbei wenig Dienste leisten. Es war ja darunter auch ein juristisches Buch, das wohl einmal im Postwagen liegen geblieben und von meinem Onkel, als es niemand zurückbegehrte, mit nach Hause genommen worden war. Ich habe Bauer darin zuweilen lesen sehen mit einem Stirnrunzeln, dem man die Qual seines Verstandes ansah, sodaß man, wenn man ihn beim Studieren beobachtete, immer das Gefühl hatte, als höre man sein armes Gehirn vor Anstrengung knacken. Woher er also seine Wissenschaft hatte, ist mir nicht klar geworden, in der Hauptsache wird ihn wohl sein einfacher Menschenverstand geleitet haben, und wie den Einfältigen und Unmündigen zuweilen offenbar ist, was die Weisen und Klugen nicht mehr zu finden vermögen, so mag er die verschüttete Quelle der Wahrheit in manchen Fällen, wo viel gescheitere Leute daran verzagten, wieder aufgefunden haben. Er verstand es jedoch, seine Unwissenheit mit einem prunkenden Mäntelchen auszuschmücken, er warf mit Paragraphen nur so herum, und galt bald in gewissen Kreisen als ein Meister auch in diesem Fache, sodaß wer irgendwie des Rates bedurfte, sich zunächst mit ihm besprach, einfache schlichte Leute, aber auch manch besserer Mann, der dann wie Nikodemus in der Nacht zu ihm schlich. Der Onkel beleuchtete dann den Streitfall und nannte wohl einen Rechtsanwalt, der gerade für diese Sache als Autorität anzusehen war, und den man um ein übriges zu tun und der leidigen Formalitäten halber auch noch befragen könne. Auf diese vorsichtige Weise übte er sein Geschäft, wobei ein be-

scheidner Nutzen für ihn abfiel, und seine Kunden meist besser geführt wurden, als wenn sie sich selber geleitet hätten. Bei den Verhandlungen im Bureau der Rechtsanwälte öffnete nun mein Onkel alle Luken seines Verstandes und war geschäftig wie ein Bienchen, Honig einzutragen. Außerdem gehörte er zu den Rechtsstudenten, die bei den Sitzungen der Gerichte hinten herum zu sitzen pflegen und die Weisheitskörner, die die gelernten Juristen unter das Volk streuen, mit einem dankbaren Lächeln einheimsen. Er hatte sich neuerdings mit einer Brille und einem dicken Notizbuch bewaffnet, in das er beifällig nickend oder, wenn das Gericht im Begriff war, eine Dummheit zu begehen, bedenklich das Haupt schüttelnd allerlei Bemerkungen eintrug, dadurch sich ein neues Ansehen gebend. Ja ich habe davon reden hören unter unsern Bekannten, daß die Herren am grünen Tisch von meines Onkels Anwesenheit wenig angenehm berührt wären, weil sie sich vor seinen Kenntnissen fürchteten, und daß der Staatsanwalt, wenn er einen schwierigen Fall zu behandeln hatte, jedesmal merklich nervös würde, sobald mein Onkel nur im Saal erschiene.

So fest stand zu dieser Zeit meines Onkels Ansehen, daß auch das unglaublichste für wahrscheinlich gehalten wurde. Nur die Tante war mit seiner neuen Unternehmung noch unzufriedner als mit seinem bisherigen Müßiggang, wie sie überhaupt in ihrem Hause das graue Fenster vorstellte, dessen Färbung sogar die freundlichsten Sonnenstrahlen zwang, ihren goldnen Mantel abzulegen, von dem zweifelhaften Lichte ihres Gatten aber so gut wie nichts übrig ließ. Wenn er vergnüglich und mit all der Wichtigkeit, mit der er sich zu einem würdigen Mann herausstaffiert hatte, sein Notizbuch in die Tasche steckte und die Stäubchen vom Rock bürstete, so sagte sie: Den schlimmsten Staub bekommst du doch nicht weg, und die Hauptsache hast du ja doch vergessen. Ich fürchte, Felix, du wirst dich noch einmal ins Unglück hinein prozessieren. Diese Worte, an deren bescheidnem Witz sie anscheinend ein Gefallen gefunden hatte, gab sie ihm mit ziemlicher Regelmäßigkeit auf den Weg als Pfeffer und Salz aus seinem eignen Haushalt. Sie machte sich nicht einmal mehr die Mühe, irgend eine Variante zu erfinden, sondern nachdem sie diese Sätze einmal geprägt hatte, wandte sie sie auch wie einen Stempel an und gab ihm mit all ihrer Gewissenhaftigkeit, aber ohne alles Gefühl einen Abklatsch davon mit auf die Reise. Er nahm die wohlbekannten Ermahnungen mit demselben ruhigen Ausdruck, worin sie ihm erteilt wurden, in Empfang, pfiff sich ein Liedchen und trat mit einem so heitern Gesicht, als käme er aus dem trautesten Familienkreis, auf die Straße hinaus.

Man hätte meinen sollen, die zahlreichen Geschäfte, denen er nachging, hätten unsre Verhältnisse aufgebessert, das war jedoch nicht der Fall. Der goldne Regen mußte an einer andern Stelle niederfallen, oder er blieb irgendwo in der Luft hängen. Bauer war fortwährend in Geldnöten. Klimperte jedoch einmal etwas in seiner Tasche, so geriet er in Angst, es könnte ihm Schaden bringen, wenn ers lange bei sich behielte. Dann spielte er den angenehmen Schwerenöter nach allen Seiten hin und tat unter seinen Zechgenossen, denen doch seine Taschen ebensogut bekannt waren wie ihm selbst, als wäre er der reiche Mann und lebe alle Tage herrlich und in Freuden. Auch seiner Frau drückte er dann wohl ein Goldstück in die Hand, erhob jedoch darauf jedesmal ein Geschrei und Gegackere wie ein faules Huhn, bei dem das Eierlegen zu den ungewöhnlichen Dingen gehört. Die ganze Nachbarschaft mußte es erfahren, was für ein braver und fürsorglicher Mann er wäre, und wie gut es seine Frau bei ihm habe, sodaß diese an der seltnen Großmut ihres Gatten immer ein paar Tage zu würgen hatte. Es gab unter den Weibern, unter denen er sich aufblies, auch solche, die ihm schöne Dinge sagten. Ja, wenn der Bauer eine andre Frau hätte, dann stünde er da als ein ganzer Mann. So eine gute, freundliche Frau, die zu leben weiß und einen solchen Mann zu nehmen versteht, wie er es verdient! Aber mit einem solchen Sauerampfer leben zu müssen, sei eben kein Spaß, und man dürfe sich nicht wundern, daß es ihm überall besser gefiele als daheim. Bauer steckte die Lobsprüche bescheiden

ein und tat die Ohren für die willkommene Weisheit so weit auf, wie er konnte, worauf er seiner Frau vorhielt, wie sehr er von andern geschätzt werde, und welche Meinung diese und jene gute Freundin über sie hätte.

Das Leben wurde schwer und schwül in unserm Hause, aber es kam zu keinem Gewitter, da bei den Leuten alles vergangen war, was den Blitz von einer Seele in die andre hätte tragen können. Ein Gewitter kann nur da entstehn, wo sich Menschen gegenüberstehn, in deren Wesen noch irgend etwas Verwandtes vorhanden ist, ein Schmerz, eine klagende Liebe, die noch in einem Winkel des Herzens ruht, aber emporschwebt, wenn ihre Stunde gekommen ist, und sich auseinander breitet, dunkel und schwer wie die Wolken am Gewitterhimmel. Zwischen diesen beiden Menschen gab es jedoch nichts gemeinsames mehr, sie haßten einander nicht, sie gingen gleichgiltig aneinander vorüber. Es war ein Glück, daß der Tante erster Mann Sorge getragen hatte, daß Bauer nicht an das Häuschen herankonnte. In ihrem ersten Liebesrausch hätte die Tante ihm wohl alles in die Hände gegeben, jetzt war aber keine Gefahr mehr, daß sie ihm die Verfügung nur über einen Stein des Hauses überließ. Ihr erster Mann hatte ja wohl nicht daran gedacht, daß sie sich noch einmal verehelichen würde; er mochte vielmehr die Kapellengemeinde im Auge gehabt haben, deren Bemühungen, seine Frau zu einer Heiligen umzuwandeln, ihm immer verdächtig erschienen waren.

Einmal gerieten die beiden Eheleute jedoch fast aneinander. Bauer hatte sich auf einen neuen Erwerbszweig besonnen, nämlich die Korbflechterei. Da die Weidengerten, die er zu dieser Unternehmung brauchte, größtenteils gestohlen waren, so konnte er eine billige Ware herstellen. Die Tante ließ ihn gewähren. Mochte er doch tun, was er wollte, am liebsten etwas, was ihn ins Zuchthaus brächte und ihr eine Gelegenheit gäbe, sich von ihm zu trennen! Als er jedoch versuchte, uns Kinder zu Geschäftsreisenden auszubilden, trat sie ihm heftig entgegen. Daß ich einen Mann geheiratet habe, der ein Lump ist, das weiß ich, und trage mein Los. Aber mein Kind lasse ich nicht von dir verderben. Es ist dein Kind nicht, Gott sei Dank, du hast kein Recht darauf. Versuch es nur, du wirst etwas erleben. Und wenn ich die ganze Stadt zusammenläuten muß, ich tue es. Ich habe immer geschwiegen, weil ich nicht in der Leute Mäuler kommen wollte. Aber ich schweige nicht länger, ich werde einmal sehen, ob du ein Recht hast, das Kind auszunützen und zu einer Betteldirne zu machen. — Es ist gut, antwortete Bauer, so mag der Junge allein gehn. Meine Tante schwieg darauf, glücklich, ihr eignes Kind in Sicherheit gebracht zu haben. Ich war ein fremdes Kind, eine Last, die noch eine Zeit lang getragen werden mußte, was lag an mir? Und wer fragte nach mir? Von meinen Eltern hörte ich nichts, Briefe zu schreiben war nicht ihre Sache, auch glaubten sie mich wohl aufgehoben, und die wenigen Briefe, die ich ihnen selbst schrieb nach einem bestimmten Muster, das uns in der Schule zurecht gemacht wurde, mochten ihnen die Zuversicht eingeflößt haben, daß ich mich zu einem tüchtigen und gescheiten Menschen entwickelte.

Ich war damals etwa dreizehn Jahre alt und ein zwar etwas wilder, aber im ganzen gutartiger Junge geblieben. Diese Hausiergänge jedoch in die Stadt hinein und nachher, als mein Kundenkreis versorgt war, auch auf die Dörfer brachten manches zur Entfaltung, was später böse Blüten und Früchte hervortrieb. Ich wurde ein kleiner Stromer, und da ich bald anfing, einige Pfennige hinter mich zu bringen, auch ein Schlemmer. Auch lernte ich nunmehr einige gleichgesinnte Kameraden kennen, mit denen ich später meine Streiche machte. Um die Schule ging ich so viel wie möglich herum. Da ich jedoch ein anstelliger Mensch war und mit der größten Leichtigkeit lernte, so nahm ich doch ziemlich alles in mich auf, was unser Lehrer uns zu lehren für gut hielt. Er war ein gutmütiger, aber ungewöhnlich hitziger Mann, bei dem es darum aus einem Extrem ins andre ging. Manchmal erzählte er uns die hübschesten Sachen, sodaß es eine Lust war, auf ihn zu hören. Wenn aber auf diese Weise ein paar Tage verzettelt waren, dann wurde er plötzlich schneidig und ging nun scharf vor, um das Versäumte schnell

nachzuholen. Um diese eigentlichen Lehrstunden suchte ich mich nun herumzudrücken, indem ich allerlei Entschuldigungen vorbrachte, auch mir wohl selber einen Entschuldigungszettel schrieb. In der Zeitung, die der Onkel las, veröffentlichte zuweilen eine Lehrerin ihre Schulerfahrungen, allerlei kurzweilige Dinge, insbesondre auch komische Entschuldigungszettel, durch deren Mitteilung allerdings der Respekt vor den Eltern nicht gerade gefördert wurde. Dies regte mich an, auch meinerseits eine Schnurre fertig zu bringen, und zwar zunächst auf Kosten meiner Tante, nachher kühner geworden ließ ich auch Bauer selbst närrisches Zeug schreiben. Damit hatte ich mich einer Dummheit schuldig gemacht; der Lehrer wurde aufmerksam und legte mein Geschreibsel dem Onkel vor, der darüber aufs höchste aufgebracht wurde, nicht so sehr, weil ich gelogen und gefälscht hatte, sondern weil ich ihn in den Augen seiner Mitmenschen verächtlich gemacht habe, als wäre er ein dummer, einfältiger Mensch und nicht der kluge, weltgewandte Felix Bauer. Am andern Tage, nachdem ich am Abend von dem Onkel mißhandelt worden war, nahm mich auch der Lehrer vor. Die fortgesetzte Prügelei hatte mich aber allmählich in solche Wut und Verzweiflung gebracht, daß ich mich zur Wehr setzte und den Lehrer in die Hand biß. Die Folge war, daß ich halb totgeschlagen wurde. Dann als ich fast bewußtlos und im ganzen Gesicht blutend auf der Bank lag, verging meines Lehrers Zorn schnell. Er redete mir verständig zu und sprach auch mit meinem Onkel, sodaß über die Geschichte nichts weiter verlautete. Seitdem war ich Luft in der Schule, ich konnte kommen oder fernbleiben, es war alles einerlei. Ich war ein von allen aufgegebner Mensch, ich hatte außer der kleinen Martha niemand, der mich liebte. Ich wäre auf Selbstmordgedanken gekommen, wenn nicht meine Schulentlassung so nahe gewesen wäre. Dahinter lag wie ein schönes fernes freies Land das Leben. Das wollte ich doch erst noch versuchen, der Traum des jungen Herzens, der die Seele füllt, wie zauberhafter Mondschein den tiefen See, wartete noch auf seine Erfüllung. So besuchte ich in der letzten Zeit, obwohl lange keiner nach mir fragte, den Unterricht fleißig und brachte es schließlich dahin, daß ich wieder zu Ehren kam.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Nemo enim illic vitia ridet. Im neunzehnten Kapitel der Germania rühmt Tacitus mit diesen Worten den Ernst, mit dem die Germanen sittliche Fehler beurteilten. Wenig hat sich unser Volk von diesem Ernste bewahrt, der auf der unbewußten Sorge um die Erhaltung der Volkskraft beruht. Und auch für diesen Rest muß man fürchten, wenn man aus den Bierzeitungen der Gymnasiasten sieht, wie weit ein Teil unsrer Jugend es schon im verständnisvollen Belachen von Schamlosigkeiten gebracht hat. Fast scheint es, als solle gerade in unsern Tagen der schönste Zug des deutschen Volkscharakters, die Achtung vor den Frauen, aus dem Geistes-, Sinnes- und Sittenerbe verschwinden, das wir nach Fichtes Lehren nicht geschmälert, sondern vermehrt und veredelt den kommenden deutschen Geschlechtern übergeben sollen.

Ein sächsischer Mittelschullehrer hat vor einem Jahre in den Grenzboten diese betrübende Erscheinung und ihre Ursachen beleuchtet und Vorschläge zur Heilung des Übels gemacht. Unter anderm wünschte er, daß die Polizei Postkarten mit unzüchtigen Darstellungen und ähnliche Dinge aus den Schaufenstern entferne, und daß die obersten Schulbehörden der deutschen Bundesstaaten von den besprochnen Vorkommnissen recht genau Notiz nähmen und den tiefern Ursachen nachforschten. Seine Ausführungen und Vorschläge scheinen jedoch keine Beachtung gefunden zu haben, denn auf meinen Wanderungen durch die lichten Straßen Münchens sah ich

heuer die von ihm gerügten Schäden, die er in sächsischen Städten kaum gleich stark entwickelt gefunden haben dürfte, nicht schwinden sondern wachsen.

Ich lasse hier meine leider ganz mühelos gemachten Beobachtungen folgen, die eine dringende Mahnung zum Einschreiten enthalten.

Ein großer Teil der Milchläden Münchens zeigt sich in anheimelndem Schmuck. Im Schaufenster steht vor einem Efeustock meist eine bunt getönte plastische Gruppe: eine Sennerin im Stallanzug und eine Kuh. Ein Körbchen mit Semmeln und ein brauner Napfkuchen, ein Gugelhopf, vervollständigen das freundliche Bild. Leider wird seine Anmut sehr oft durch einen seltsamen Rahmen entstellt. In vielen dieser Milchläden sind an den Ranken des Efeustocks oder an der Scheibe der Auslage die neusten Nummern illustrierter Witzblätter befestigt. Was an Wochenschriften mit pikantem Inhalt in Deutschland erscheint, ist hier zu finden. Meist sind es Frauen, die diese Milchläden innehaben. Genügt ihnen auch der bescheidne Gewinn aus ihrem Kleinhandel zum eignen Auskommen oder auch zum Ernähren einer kleinen Familie, so ist ihnen doch der mühelose Verdienst, den der Vertrieb der Witzblätter gewährt, sehr willkommen. So finden in ihnen die Verleger und Kolporteure dieser Wochenschriften willige Organe zur Verbreitung ihres literarischen Giftes, deren Urteilskraft zu gering ist, als daß sie ihr Gewissen wecken könnte.

Der Milchladen ist ein Sammelpunkt der weiblichen Dienstboten und im Haushalte helfenden Familienglieder der Nachbarschaft; die Milch wird von Mädchen, die noch nicht oder erst seit kurzem der Schule entwachsen sind, ausgetragen; nicht selten verwendet die Inhaberin des Geschäfts auch ihre eignen Kinder als leichtfüßige Helfer; bisweilen trinkt ein bleicher Gymnasiast an der Quelle ein Glas frischer Milch: so rinnt aus diesen Läden neben dem reinsten, mildesten Nahrungsstoff, den die Natur spendet, ein trüber Giftstrom durch hundert Adern ins Volk.

Außer diesen Milchläden und den gleich ihnen mit einer Menge kleiner Haushaltungen in regem Verkehr stehenden Kolonialwarenhandlungen wird kein Geschäft mehr von dem Schülervölkchen besucht als der Buchbinderladen. Diese Geschäfte liegen meist in der Nähe der Schulhäuser, der Stätten, wo ihre Waren am stärksten verbraucht werden. Trotzdem prangen auch sie im bunten Schmucke des Witzblättergifts! Meist sind ihre Türen damit umrahmt, einmal sah ich einen Schulranzen mit dem „Simplicissimus“ und der „Auster,“ dem neusten Witzblatte dieser Richtung, besteckt. Ansichtskarten aller Art, bis herab zu den Lichtdruckbildern von Halbweltschönheiten und Tingeltangelszenen, sind in überreicher Fülle im Schaufenster ausgebreitet. So genießen Schüler und Schülerinnen in Läden, wo sie vom sechsten bis zum achtzehnten Jahre ihre Schreibmaterialien holen, den allerverderblichsten Anschauungsunterricht.

Was in diesen Läden an Witzblättern feilgeboten wird, steht künstlerisch und literarisch nicht gleich hoch und moralisch nicht gleich tief. Aber in ihrer zerstörenden Wirkung sind diese Zeitschriften einander gleich. Schade, daß Blätter wie die „Jugend“ und der „Simplicissimus“ mit kunst- und geistlosem Schund, wie dem „Satyr“ und den „Grazien.“ aus dem Milchladen in die Hände von kleinen Leuten und jungen Menschen gelangen, wo sie infolge ihres nur für geistig und ästhetisch Mündige ungefährlichen Moulinrougetons ebenso zerstörend wirken, wie ihre schmutzigen Ladengenossen. Was sie an Satire bringen, wirkt in den Kreisen, wohin sie vom Milchladen aus dringen, nicht als Satire, sondern als Äpfel vom Baume der Erkenntnis, als den Nachahmungstrieb und die Neugier weckende Kunde von Verirrungen und Fehlern, die — in Bild und Wort meist weit über dem Leser stehenden Gesellschaftsschichten und Altersklassen beigemessen — als Vorbild, nicht als Warnung dienen, im besten Falle Ideale zertrümmern. So weit der Abstand ist, der die „Jugend“ und den „Simplicissimus“ in künstlerischer und literarischer Beziehung von den neben ihnen feilgebotnen Witzblättern trennt, so groß sind die Wertunterschiede, die sich in ihrem eignen Inhalt finden. Aber das Schlechte überwiegt. Was einige Mitarbeiter an Geist und Schönheit hineintragen, verbleicht und verzischt in einer trüben, schalen Flut.

Schade um die fruchtlos bleibenden nationalen Äußerungen der „Jugend," die eine Nummer mit einer Verherrlichung des Heldentodes der Iltisbesatzung schmückt und durch einen Künstlerscherz, einen weiblichen, mit einer Federboa drapierten Akt, entstellt, die im Titelblatt die deutsche Kokarde sinnvoll feiert und als Schlußbild eine Kokotte von der Hand eines Franzosen bietet, die der bayrischen Artillerie zu ihrem dreihundertjährigen Jubiläum ein prächtiges Titelblatt widmet und in dem mit dem Texte untrennbar verbundnen Inseratenteil nicht weniger als fünfzehn Angebote pornographischer „Literatur" und „Kunst" bringt. Im Kampfe gegen den Partikularismus und die Herrschsucht des bayrischen Zentrums hat sich die „Jugend" Verdienste erworben. Um so tiefer muß man bedauern, daß sie ihre politische Satire durch ihren undeutschen Ateliertton schwächt. Denn ihr nichtpolitischer Inhalt gibt den von ihrer politischen Satire Getroffnen hundertfältigen Anlaß, denen, die mit ihr in vaterländischen Angelegenheiten eines Sinnes sind, auch im übrigen gleiche Anschauungen und — mit einem hämischen Seitenblick auf die Gallizismen des Blattes — moralische Wertlosigkeit vorzuwerfen. Und dabei scheint das Blatt in dem Wahne befangen zu sein, daß es sich für den Familientisch oder gar für die Kinderstube eigne. Als ich neulich die Nummer 33 des laufenden Jahrgangs durchsah, fand ich folgendes „Kindermund" überschriebne Geschichtchen: Die kleine Agnes besieht die neueste Nummer der „Jugend," worin einige künstlerische, unbekleidete Figuren abgebildet sind. Sie sagt leise zur Mama: „Komm, wir wollen rasch die »Jugend« vor der Großmama verstecken."

Ich bin mit der Großmama insofern einer Ansicht, als ich in der „Jugend" nicht ein für die Familie geeignetes, sondern am besten in Kaffeehäuser und Ateliers passendes Blatt sehe. Als ich mich von der vernichtenden Kritik meiner rückständigen Anschauung erholt hatte, blätterte ich weiter und fand neben dem von einem Künstler mit ungarischem Namen gezeichneten Bilde einer derben Tingeltangelschönheit ein Gedicht „Was die Chansonette singt." — Davon lautet die erste Strophe:

Hei — wer bin ich?! — Schaut mich an,
Wie ich vor Euch steh'!
Hört! —: Ich bin kein Hampelmann,
Bin auch keine Fee;
Nein — ich bin so'n Mittelding
Zwischen Braut und Frau,
Pfeif auf Standesamt und Ring — —
Nun wißt Ihr's genau! Juh!

Die rührende Unbefangenheit der kleinen Agnes hatte so läuternd auf meine Anschauungen gewirkt, daß ich mir dachte: Wenn die vorurteilsfreie Mama der Kleinen diese neuste Nummer der „Jugend" „besieht," wird sie sicher ihr Töchterchen das Lied der Chansonette für Papas Geburtstag auswendig lernen lassen. Wenn nicht, wird sicher das Kind selbst das schöne Gedicht in seinem Bilderbuch entdecken und die Mama mit dem Vortrag des Chansonettenlieds an ihrem Geburtstage überraschen, wenn erst die altmodische Großmama mit einer kindlichen Blumengabe und altmodischen Worten der Liebe ihrer modernen Tochter gratuliert hat und abgetreten ist. Vater und Mutter eines solchen Töchterchens werden gewiß imstande sein, das talentvolle Kind in der zu dem Gedichte passenden Mimik zu unterweisen.

Wie stellt sich die „Jugend" die Zukunft eines Volkes vor, dessen Kinder ein mit französischem Zynismus illustriertes Witzblatt als Bilderbuch benutzen und im Bilderbuchalter reine und unreine Schönheit unbefangen genießend sich über die Prüderie ihrer Großmütter erheben?

Das ridere vitia, das bei der „Jugend" der Anmut nicht ganz entbehrt, wird beim „Simplicissimus" zum gellenden Satyrlachen, das nur von einer lächerlich hochmütigen, international gefärbten Kritik aller Staatseinrichtungen und gelegentlich von Sentimentalitäten unterbrochen wird.

Eine sympathische Erscheinung unter den künstlerischen Mitarbeitern dieses

Blattes ist ein genialer Militärmaler, Eduard Thöny, dessen Stift eigensinnig der Natur so nahe bleibt, daß man viele seiner Gebilde nur wenig entstellte Typen nennen und sich der aus ihnen immer noch hervorleuchtenden Tüchtigkeit unsers Heeres manchmal freuen kann. Fällt allerdings der Blick auf die unter dem Bilde stehenden zynischen, dummen oder rohen Bemerkungen, die den dargestellten oft prächtigen Soldatentypen in den Mund gelegt werden, so ists mit der Freude vorbei. Ein andrer Mitarbeiter, Wilhelm Schulz, trifft mit Stift und Wort manchmal glücklich den Ton des Volkslieds. Auch sonst geht lyrische Form- und Gedankenschönheit bisweilen im Sumpfe verloren. Denn Sumpf ist der Rest. Ein Mitarbeiter gibt mit Geist und großer künstlerischer Kraft den fremdartig widerlichen, oft körperlichen Ekel erregenden Gestalten seiner semitischen Phantasie Form und Stimme zu einer feindseligen Kritik unsers Kaisers, unsrer Staatseinrichtungen und gesellschaftlichen Zustände. Lebte Heinrich Heine heute, und wäre aus ihm ein Maler geworden, er müßte zeichnen wie sein Namensvetter Thomas Theodor. Eine andre Stütze des Simplicissimus, Ferdinand Freiherr von Reznicek, ist unübertrefflich in der Darstellung des Matschakerls, des Münchner Gegenstücks zur Pariser Grisette. Dazu kommt ein Inseratenteil, der größtenteils auf die Bedürfnisse verkommner Lebemänner berechnet ist und mit seinen Verheißungen den Text und die Bilder des Blattes ergänzt. Welcher Mensch von gutem Willen und gutem Geschmack hat je mit innerm Gewinn Blätter wie die „Jugend" und den „Simplicissimus" durchgesehen? Was haben die beiden Blätter dem Volke, in dessen Sprache sie erscheinen, genützt? Ihre Saat geht in dem ausschweifenden Treiben des Münchner Karnevals und in der erschreckenden Frühreife und Verkommenheit der Jugend auf. Was in den Grenzboten im vorigen Jahre über die Bierzeitungen der Gymnasiasten berichtet wurde, ist nur zu wahr. Eine widerliche Probe genügt, jeden optimistischen Zweifel zu beseitigen: die Kneipzeitung einer im Jahre 1902 aufgehobnen Münchner Gymnasiastenverbindung definierte die Liebe beim weiblichen Geschlecht als ein Herzgeschwür, das durch einen physiologischen Akt geöffnet werden müsse! — Wie haben diese Jünglinge verlernt, errötend den Spuren ihrer Liebe zu folgen! Was ist in ihrem Gefühlsleben noch deutsch? Ihre Lehrmeister, denen sie an Zynismus überlegen sind, waren die Blätter, die sie Mutter und Schwester verachten lehrten, die an der Zerrüttung germanischer Kraft arbeiten, als stünden sie im Solde des Auslands.

Das enthusiastische Lob, das Ausländer dem „Simplicissimus" spenden (in Nummer 5 des 6. Jahrgangs des „Simplicissimus"), bestärkt mich in diesem Urteil. Kann man begeisterter loben als Björnstjerne Björnson: „Wir, die wir die größte Gefahr unserer Zeit hassen und fürchten, die Servilität und Heuchelei unter dem Schutze des Militarismus und des Bureaukratentums und über dem ganzen die segnenden Hände des Klerikalismus — wir lieben den kleinen, tapfern Soldaten, der so munter für eine freiere und glücklichere Menschheit kämpft, wir bewundern seinen Mut und sein Talent" —? Kann man leichtgläubiger Übertreibung für Wahrheit nehmen als Leo Tolstoi, der zu den vielen Verdiensten des Simplicissimus „das große" zählt, „daß er nicht lügt," und in diesem Witzblatte „die wichtigste und kostbarste Quelle" für die Kulturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts sieht, „welche dem Historiker des 22. oder 23. Jahrhunderts ermöglicht, nicht nur den Zustand der heutigen Gesellschaft kennen zu lernen, sondern auch die Glaubwürdigkeit aller übrigen Quellen zu prüfen" —? Und kann man mit behaglicherm Schmunzeln anerkennen, daß ein Blatt im jungen, waffenmächtigen Nachbarreiche eifrig bemüht ist, sein eignes Vaterland zu schwächen, als der wohl nicht nur französisch sprechende, sondern auch französisch denkende Belgier Constantin Meunier, wenn er dem Verleger des Simplicissimus schreibt: „. . . ich bedaure lebhaft, daß meine Unkenntnis der deutschen Sprache mir nicht gestattet den Text zu lesen — aber ich werde mir denselben übersetzen lassen. Aber Ihre Zeichnungen sind wunderbar; bei einem Ihrer Künstler besonders glaube ich Steinlen's Art zu erkennen. Und dann wieviel Charakter in jenen anderen düsteren, unheimlichen Zeichnungen! Ich ahne furchtbare Satire

in ihnen, hauptsächlich über den Unteroffiziersgeist und den abscheulichen Militarismus, der aus Ihrem Deutschland eine einzige ungeheure Kaserne macht" —?

Jedem Deutschen muß grauen vor dieser Anerkennung, die das Ausland einem angeblich deutschen Blatte spendet. Weit weniger hoch klingt, was Deutsche von dem „Simplicissimus" zu rühmen wissen. Reinhold Begas sieht in ihm „ein sehr witziges und geistvolles Blatt," Max Klinger „unser bestes deutsches Witzblatt," Gerhard Hauptmann „die schärfste und rücksichtsloseste satirische Kraft Deutschlands, deren Existenz durchaus kein Zeichen der Krankheit unseres öffentlichen Lebens ist," Maximilian Harden „ein Witzblatt, dem in Europa kaum ein zweites an die Seite zu stellen ist," Franz Stuck „das bestillustrierte Blatt der Welt." Hans Thoma dankt dem „Simplicissimus" dafür, „daß er dem gesunden Sinn für Komik, Witz und Humor Nahrung giebt," und Franz von Lenbach findet zwar die Tendenz des Blattes „dann und wann recht roh und abstoßend," dagegen seinen Gedankenreichtum bewundernswert und die Illustrationen oft einzig, bisweilen geradezu großartig, „so daß sie mit Rethel, Oberländer voran in der ganzen Welt dastehen."

Dieses Lob, das Deutsche dem „deutschen" Blatte spenden, klingt nicht ganz frei. Es mag doch durch den Gedanken gemäßigt worden sein, daß der „Simplicissimus" an Unflätigkeiten reich ist, die durch keinen satirischen Zweck entschuldigt werden, und daß alle die Chambreséparéegeschichten keinen verkommnen Menschen, den ihre Satire trifft, bekehren, aber viele Unreife und Unberührte verderben. Aber sie loben doch. Nur Lenbach hat den Mut, die Tendenz des „Simplicissimus" „dann und wann recht roh und abstoßend" zu finden. Hat denn keiner von ihnen Milch- und Papierläden in München mit diesem Gifte überreich ausgestattet gesehen? Ist kein Menschenfreund unter ihnen, dem der Gedanke gekommen ist, daß alle Freude an künstlerisch vollendeten Illustrationen und geistreicher Satire nicht ins Gewicht fällt gegenüber dem Verderben, das ein Blatt von so zersetzender Wirkung verbreiten muß, wenn es in Schaufenstern aushängt, zu denen braune Kuchen die Kinder vom Spiele locken, und auf Ladentischen liegt, von denen Schüler Griffel und Tafel, Feder und Heft nehmen? Denn unmittelbar neben Milch und Kuchen und dem Schulbedarf unsrer Kinder liegen die aufdringlich gefärbten, ungesicherten Bakterienpräparate aus, die man Witzblätter nennt.

Björnstjerne Björnson mag sich freuen, „die kleinen, tapfern Soldaten, die so munter für eine freiere und glücklichere Menschheit kämpfen," mehren sich. Seinem „Simplicissimus" ist ein begeisterter Bundesgenosse im Kampfe gegen Servilität und Heuchelei erstanden. Der neue Kämpfer trägt den vielversprechenden Namen „Die Auster," ist erst vierzehn Nummern alt und trotz seiner Jugend schon zweimal konfisziert worden. An Gefährlichkeit kommt das plötzlich aggressiv gewordne Schleimtier — ein Motiv für Thomas Theodor Heine — dem „Simplicissimus" mindestens gleich, an künstlerischem Werte seines Giftes steht es ihm nach.

Weiter gehe ich nicht in der Schilderung dessen, was die Milch- und Papierläden Münchens der Jugend an Gift bieten. Den Kuchen und den Schulranzen umrahmen außer den besprochnen Zeitschriften noch „Die Grazien," „Der Satyr," „Das Album," „Das kleine Witzblatt" und andre, lauter Schmutz, der gänzlich des Schimmers von Schönheit und Geist entbehrt, der Blättern wie der „Jugend" und dem „Simplicissimus" eine gewisse Daseinsberechtigung verliehe, wenn ihr Verkauf von Schranken umzogen wäre, wie der andern Giftes. Aber auch dieser Schmutz rinnt durch Hunderte von Kanälen ins Volk. Werden diese Rinnen nicht verstopft, so wird in kurzer Zeit des Römers Erzählung von der spätreifen, kraftvollen Germanenjugend fast ganz zum Märchen geworden sein.

Die Lebensmittelpolizei wird in München mit großer Strenge gehandhabt. Die wegen Milchfälschung oder andrer Verstöße gegen die Nahrungsmittelordnung bestraften Geschäftsleute werden durch die Veröffentlichung des Urteils in den Tageszeitungen gebrandmarkt. Rührend ist die Sorge, mit der die Obrigkeit in dieser Hinsicht über dem leiblichen Wohle des Publikums wacht. Zum Beispiel darf, wenn ich recht berichtet bin, in Milchläden kein Obstkuchen verkauft werden, ver-

mutlich wegen seiner die Milch gefährdenden Säure. Aber um den zügellosen Handel mit Gift, der in diesen Läden getrieben wird, kümmert man sich nicht im geringsten. Warum ist dieser Handel frei und in die Hände ungebildeter Frauen gegeben, die von der Gefährlichkeit dieses Treibens offenbar keine Ahnung haben, weil sie sonst ihr Gewissen davon abhielte? Gibt der Paragraph 184 des Reichsstrafgesetzbuchs in seiner jetzigen Gestalt keine genügende Handhabe zur Beseitigung dieses Handels mit dem verderblichsten Volksgift, so ist sie vielleicht aus dem Paragraphen 360 Ziffer 11 zu gewinnen. Nach Riedels Erläuterungen zum Polizeistrafgesetzbuch für Bayern haben deutsche Gerichte schon den Unfugparagraphen gegen die „Veröffentlichung und Verbreitung von Schriften unsittlichen, das Schamgefühl verletzenden Inhalts“ angewandt. Warum läßt man hier vor den Türen der Schulhäuser dieses Gift wuchern? Reicht auch der Paragraph 360 zur Bekämpfung dieses Mißstandes nicht aus, so muß zu diesem Zweck eine eigne, scharfe Waffe geschaffen werden.

Daß der erste Versuch, durch ein Gesetz literarisches und künstlerisches Gift von unserm Volke fernzuhalten, fehlschlug, ist darin begründet, daß er von einer Partei ausging, von der man eher eine Gefährdung der geistigen Freiheit des deutschen Volkes, als ernste Sorge für die Erhaltung seiner Kraft erwartete. Der Ruf des Unternehmers vereitelte das Unternehmen. Aber warum ließ man überhaupt das Zentrum den Ruhm gewinnen, zuerst um die Schaffung eines Schutzgesetzes für unsre Jugend bemüht gewesen zu sein? Und warum läßt man ihm den Ruhm, den einzigen Schritt zu diesem schönen Ziele getan zu haben? Gibt es nicht auch außerhalb dieser Partei Familienväter, die die Reinheit der Kinderherzen zu schätzen wissen und auf einen freien, hellen Blick aus den Augen ihrer Kinder halten, deutsche Männer, die des Tacitus Evangelium von deutscher Art kennen und nicht zur Lüge werden lassen wollen, Nationalökonomen, Historiker, Ärzte, Offiziere, die den Wert der sera venus und inexhausta pubertas für die Zukunft des Volkes nicht nur mit dem Herzen, sondern auch mit dem Verstande zu messen verstehn und sich nicht scheuen, ihren Namen mit einem der Erhaltung unsrer Volkskraft dienenden Gesetzesvorschlage zu verbinden?

Schleiermachers Monologe. Welcher „moderne“ Mensch hätte Zeit, Bücher zu lesen, die vor hundert Jahren erschienen sind, wenn sie nicht zu irgend einer Fachwissenschaft gehören oder zu den schöngeistigen Erzeugnissen, deren Kenntnis vom Abiturienten gefordert wird! Aber es ist schade, daß Schriften wie die Monologe des großen Religionsphilosophen auf den Kreis weniger Spezialisten beschränkt bleiben. Das Büchlein enthält wunderschöne Gedanken, besonders über Jugend und Alter, ist ein merkwürdiges Sprachdenkmal der Romantik und einer der merkwürdigsten Versuche, das Wesen der Menschenseele und den Sinn des Lebens zu ergründen. Der zweiten Eigenschaft hat der neueste Herausgeber, Friedrich Michael Schiele, durch einen „Index“ Rechnung getragen, der halb Wörterbuch, halb Sachregister ist, der dritten dadurch, daß er die Entstehungsgeschichte erzählt. Ein kritischer Apparat bekundet die Pietät. (Friedrich Schleiermachers Monologe. Kritische Ausgabe. Mit Einleitung, Bibliographie und Index. 84. Band der in der Dürrschen Buchhandlung zu Leipzig erscheinenden Philosophischen Bibliothek; 1902.) Den ersten Keim der Monologe enthält eine Predigt, die der Kandidat Schleiermacher als Hauslehrer des Grafen Dohna in Schlobitten am Neujahrstage 1792 über Psalm 90, 10 (Unser Leben währet 70 Jahre) gehalten hat. Er stellt darin die beiden Forderungen auf: Das Leben muß mir Stoff geben, glücklich zu sein, es muß mir zugleich Veranlassung geben, sittliche Güte zu üben, aber ohne mich zu zwingen. (Wie bescheiden!) Daraus entwickelte er allmählich seine Ethik, die nach dem Herausgeber nicht in Fichte wurzelt, sondern zu diesem, der das Individuum in der allgemeinen Vernunft aufgehn lassen wollte, im Gegensatz steht. Vielmehr seien es Henriette Herz, seine Geliebte Eleonore Grunow und Friedrich Schlegel gewesen, die ihm zur Klarheit

verholfen hätten. Den Kern der gewonnenen Lebensansicht enthalten folgende zwei Stellen im zweiten Monolog: „Mit stolzer Freude denk ich noch der Zeit, da ich die Menschheit fand, und wußte, daß ich nie mehr sie verlieren würde. Von innen kam die hohe Offenbarung durch keine Tugendlehren und kein System der Weisen hervorgebracht: das lange Suchen, dem nicht dies nicht jene genügen wollten, krönte ein heller Augenblick; es löste die dunkeln Zweifel die Freiheit durch die Tat. Ich darf es sagen, daß ich nie seitdem mich selbst verlassen. Was sie Gewissen nennen, kenne ich nicht mehr; es straft mich kein Gefühl, es braucht mich keines zu mahnen. Auch streb ich nicht seitdem nach der und jener Tugend, und freue mich besonders dieser oder jener Handlung, wie jene, denen nur im flüchtigen Leben einzeln und bisweilen ein zweifelhaftes Zeugnis der Vernunft erscheint. In stiller Ruhe, in wechselloser Einfalt führ ich ununterbrochen das Bewußtsein der ganzen Menschheit in mir. . . . So ist mir aufgegangen, was jetzt meine höchste Anschauung ist, es ist mir klar geworden, daß jeder Mensch auf eigne Art die Menschheit darstellen soll, in einer eignen Mischung ihrer Elemente, damit auf jede Weise sie sich offenbare, und wirklich werde in der Fülle der Unendlichkeit alles, was aus ihrem Schoße hervorgehn kann. Der Gedanke allein hat mich emporgehoben und gesondert von dem Gemeinen und Ungebildeten, das mich umgibt, zu einem Werk der Gottheit, das einer besondern Gestalt und Bildung sich zu erfreuen hat; und die freie Tat, die ihn begleitete, hat um sich versammelt und innig verbunden zu einem eigentümlichen Dasein die Elemente der menschlichen Natur." Schleiermacher hatte gewünscht, seine neue Ethik in einem Roman darstellen zu können, aber nicht die Kraft dazu gefühlt. Schlegel schrieb den Roman der sich auslebenden Individualität, die Lucinde, aber ganz so hatte es Schleiermacher doch nicht gemeint: die Monologe sollten nach Schiele zugleich ein Protest sein gegen diese Verunreinigung seines Lebensideals. Welch ein Abstand zwischen diesem im Kreise der geistreichen Jüdin schwärmenden christlichen Prediger, für den nicht einmal die Philisterwelt, geschweige denn die proletarische Masse existiert, dessen Reden und Schriften sie so wenig verstehn kann wie die von Kant und Hegel, und unsern heutigen politischen, sozialen und innere Mission treibenden Pastoren, die in „dem Gemeinen und Ungebildeten," das sie umgibt, wie in ihrem Lebenselement untertauchen!

Juristendeutsch. „Das Betreten der Anlagen sowie das Herumlaufen-Lassen von Hunden in denselben ist bei Strafe bis 15 Mark für jede Zuwiderhandlung verboten. Der Gemeindevorstand." Wo steht das geschrieben? In Krähwinkel oder in Schöppenstedt? Nein, in der weiland Musenstadt Weimar, ganz in der Nähe des Bahnhofs, sodaß sich jeder ankommende Fremde an dieser Stilblüte erfreuen kann. Ist denn das Deutsch? so fragt man sich unwillkürlich. Deutsch wohl, es sind ja lauter deutsche Wörter, aber es ist ein ganz absonderliches Deutsch, es ist Juristendeutsch von geradezu klassischer Vorbildlichkeit. Aus dem Kanzleijargon in ein vernünftiges Deutsch übersetzt würde der Satz etwa so lauten: „Es ist verboten, die Anlagen zu betreten und Hunde darin herumlaufen zu lassen. Jede Zuwiderhandlung wird mit einer bis zu 15 Mark steigenden Geldbuße bestraft." Aber das ist viel zu schlicht und einfach, so könnte sich ja jeder Primaner, jeder Journalist ausdrücken. Die Sätze der Kanzleisprache müssen etwas Lapidares haben, damit sie gehörig imponieren und beachtet werden. Ein Subjekt und ein Prädikat, dazu eine Reihe von adverbialen Bestimmungen, die mit Hilfe von Präpositionen gebildet werden, es braucht nicht gerade kurz zu sein, aber es muß wenigstens so aussehen. „Das Betreten der Anlagen ist verboten" ist die für dieses Verbot herkömmliche Formel, also muß auch der zweite Teil des Verbots in dies Schema gezwängt werden, und so kommt dann das nicht nur sachlich, sondern auch sprachlich polizeiwidrige „Herumlaufen-Lassen von Hunden" heraus. Natürlich darf in einem Schriftstücke, das aus der Kanzlei hervorgeht, und wenn es auch nur

ein Satz ist, das papierne „denselben" nicht fehlen, und anstatt zu sagen „bei einer Geldstrafe, die bis zu 15 Mark erhöht werden kann," oder ähnlich so, heißt es mit juristischer Prägnanz „bei Strafe bis 15 Mark." In der Tat eine rechte Warnungstafel nicht sowohl für solche, die es etwa gelüsten sollte, die Anlagen — gemeint sind die Rasenplätze der Anlagen — zu betreten, als für solche, denen es obliegt, Warnungstafeln aufzustellen und ihre Aufschriften zu verfassen.

Neue Sprachdummheiten. 1. Fußfrei. Seit kurzer Zeit bieten die Kleiderhändler unsern Frauen und Mädchen fußfreie Röcke und Kleider an. So vernünftig und erfreulich die Sache ist, die damit bezeichnet werden soll, so unvernünftig ist die Sprachform, in der das geschieht. In den meisten Zusammensetzungen mit frei, die jedem einfallen werden, der sich ein wenig in seinem Sprachvorrat umsieht, bedeutet das Bestimmungswort einfach die Sache, von der eine andre Sache frei ist, und zwar gewöhnlich einen Mangel, etwas Unangenehmes, Störendes. Man denke an fehlerfrei, fieberfrei, staubfrei, zugfrei (ein zugfreier Garten), eisfrei (ein eisfreier Hafen), schulfrei (ein schulfreier Nachmittag — für die Schuljugend ist ja die Schule das Unangenehmste und Störendste, was es geben kann!), das jetzt so beliebte neumodische einwandfrei (für tadellos) und ähnliches. Daß in diese Klasse das Wort fußfrei nicht eingereiht werden kann, liegt auf der Hand. Es gibt ja aber auch Zusammensetzungen mit frei, bei denen das Bestimmungswort in einem andern Verhältnis zu dem Worte frei steht, als bei fehlerfrei. In vogelfrei z. B. drückt das Bestimmungswort eine Vergleichung aus; wer für vogelfrei erklärt wurde, galt für so frei wie der Vogel in der Luft, den jeder wegfangen oder wegschießen durfte. Auch solche Zusammensetzungen gibt es in Menge, z. B. baumlang, riesengroß, feuerrot, eiskalt usw. Unsre Schuljugend nennt einen freien Nachmittag, an dem die Schulstunden wegen großer Hitze ausfallen, hitzefrei. Hier gibt das Bestimmungswort den Grund der Freiheit an. Kann fußfrei in eine dieser beiden Klassen eingereiht werden? Unmöglich! So mannigfaltige Verhältnisse auch das Bestimmungswort ausdrücken mag, das Wort fußfrei wird nie einen vernünftigen Sinn bekommen. Der es gebildet hat — doch wohl ein Schneider oder Kleiderhändler —, ist ein unklarer Kopf gewesen. Er hat ausdrücken wollen, daß bei den neuen Kleidern der Fuß kleidfrei bleibe; das hat er einfach herumgedreht und nennt nun das Kleid fußfrei!

Also kann man wohl ein Kleid, das die Füße frei läßt, gar nicht durch ein zusammengesetztes Wort bezeichnen? O, gewiß kann man das, man muß es nur richtig bilden. Wenn ein Schütze beim Schießen Hand und Büchse nicht stützt, sondern frei in der Luft hält, so nennt man das nicht handfrei schießen, sondern freihändig. Auf Weinkarten oder Preisverzeichnissen von Weinhändlern findet man bisweilen zur Charakterisierung einer Weinsorte das Wort vollmundig. Man braucht kein Kenner zu sein, um zu ahnen, was damit gemeint ist. Das Wort enthält zwar einen Verstoß gegen die Lautgesetze, es sollte vollmündig heißen, aber im übrigen ist es grammatisch richtig gebildet, keinem Weinhändler wird es einfallen, einen Wein mundvoll zu nennen. Ein mundvoller Wein — das wäre genau dieselbe Sprachdummheit wie ein fußfreies Kleid.

Jeder Leser und jede Leserin wird sich nun selber sagen können, wie ein Kleid, das die Füße freiläßt, in richtigem Deutsch nur genannt werden kann: es kann nur ein freifüßiges Kleid heißen. Wollen sich unsre Modezeitungen nicht entschließen, die falsche, sinnlose Bildung mit der richtigen, sinnvollen zu vertauschen? Noch ist es Zeit dazu.

(Nachschrift. Aber leider wenig Aussicht, denn schon fängt der Fehler an Nachahmung zu finden: in den Fliegenden Blättern empfiehlt eine Münchner Firma ihre handfreien Wettermäntel!)



Vom internationalen Rindermarkt. (a. Die Ein- und die Ausfuhr von Rindern.) In Heft 33 und Heft 34 der Grenzboten sind die Hauptzahlen über den internationalen Pferdehandel und den Pferdebestand der wichtigern Länder mit besondrer Rücksicht auf Europa mitgeteilt worden. Es ist dabei auf die Schwierigkeit, in solchen internationalen Zusammenstellungen genau vergleichbare Zahlen zu geben, hingewiesen worden. Darauf beziehen wir uns ausdrücklich, wenn wir in nachstehendem versuchen, die Einfuhr und die Ausfuhr von Rindern und den Rindviehstapel der verschiednen Länder zahlenmäßig zusammen zu stellen. Wir berücksichtigen hauptsächlich Europa und führen zunächst die Länder, die eine Mehreinfuhr an Rindern aufweisen (Einfuhrländer), getrennt von den Ländern auf, die eine Mehrausfuhr haben (Ausfuhrländer). Mit Ausnahme der Schweiz, Serbiens und Spaniens, bei denen die Einfuhr- und die Ausfuhrzahlen von 1900 angegeben sind, beziehen sich die Zahlen durchweg auf das Jahr 1901. Für die Türkei fehlen die Zahlen.

Einfuhrländer

(Jahr 1901)	Mehreinfuhr Stück	Einfuhr Stück	Ausfuhr Stück
Großbritannien und Irland	493226	495474	1648
Deutsches Zollgebiet	201746	209769	8026
Belgien	59382	59471	89
Schweiz (1900)	44847	66103	21256
Europäisches Rußland	22000	28000	6000
Norwegen	18130	18174	44
Portugal	15882	29490	13608
Griechenland	6792	6807	15
Frankreich	4182	38461	34279

Die gesamte Mehreinfuhr dieser Länder belief sich danach auf etwa 870000 Stück aller Arten von Rindvieh, wovon fast 500000 allein auf Großbritannien und Irland kommen. Die Schweiz, Portugal und namentlich Frankreich zeichnen sich durch eine starke Ausfuhr neben der Einfuhr aus, während bei den übrigen Einfuhrländern — das europäische Rußland ausgenommen, dessen Zahlen überhaupt besonders zu beurteilen sind — die Ausfuhr gegen die Einfuhr geradezu verschwindet.

Ausfuhrländer

(Jahr 1901)	Mehrausfuhr Stück	Einfuhr Stück	Ausfuhr Stück
Österreich-Ungarn	120108	53860	173968
Bosnien und Herzegowina	70931	4636	75557
Serbien (1900)	62139	243	62382
Holland	44910	1441	46351
Dänemark	40137	1181	41318
Italien	19774	13931	33705
Spanien (1900)	19654	26063	45717
Finnland	16430	176	16606
Rumänien	13327	353	13680
Bulgarien	10431	146	10577
Schweden	2048	1772	3825

Die gesamte Mehrausfuhr dieser Länder stellt sich danach auf rund 420000 Stück. Durch hohe Einfuhrzahlen zeichnen sich hier Österreich-Ungarn, Italien und Spanien aus; auch Schweden könnte man nennen.

Die vorstehend nachgewiesne Mehrausfuhr deckt die nachgewiesne Mehreinfuhr bei weitem nicht; es bleibt ein europäisches Defizit von etwa 450000 Stück. Dieses Defizit ist fast ganz Großbritannien auf Rechnung zu setzen, das im Jahre 1901 aus den Vereinigten Staaten von Amerika 405703 und aus Kanada 88211 Stück lebendes Rindvieh eingeführt hat. Von den Kanalinseln kamen nach

England 1720 Stück, aus dem nichtbritischen Europa nichts. Die Einfuhr ins deutsche Zollgebiet kam mit 147011 aus Österreich-Ungarn, mit 38492 aus Dänemark und mit 20903 aus der Schweiz. Frankreich führte aus Algier und Tunis reichlich 25000 Stück ein.

Ganz besonders übel steht es mit der Vergleichbarkeit der Einfuhr- und der Ausfuhrwerte, die die verschiednen Länder in ihren Statistiken in Ansatz bringen, also auch mit der Berechnung des Werts der Mehreinfuhr und der Mehrausfuhr. Wir wollen deshalb nur sehr wenige Zahlen darüber angeben. Deutschland berechnete 1901 den Wert der Mehreinfuhr von Rindvieh ins Zollgebiet auf rund 60 Millionen Mark, Großbritannien auf 175 Millionen Mark. Der durchschnittliche Wert eines Stücks bei der Einfuhr stellt sich in Deutschland auf 309 Mark, in Großbritannien auf 356 Mark; bei der Ausfuhr aber in Deutschland auf 392 Mark und in Großbritannien auf 750 Mark. Auf der andern Seite berechnete Österreich-Ungarn seinen Erlös aus der Mehrausfuhr an Rindern auf 46 Millionen Mark, den Einfuhrwert eines Stücks auf 150 Mark und den Ausfuhrwert auf 309 Mark. Nach der deutschen Statistik stellte sich der Einfuhrwert eines Stücks Rindvieh aus Österreich-Ungarn für uns auf 314 Mark. Bei der Viehzählung 1900 wurde in Deutschland der Verkaufswert eines Stücks Rindvieh überhaupt auf 221 Mark geschätzt, der Wert eines zwei Jahre alten und ältern Ochsen auf 326 Mark und einer ebenso alten Kuh auf 274 Mark.

Unter den nichteuropäischen Ausfuhrländern für Europa stehn weitaus obenan die Vereinigten Staaten von Amerika, die 1901 im ganzen 459218 Stück ausführten, wovon Großbritannien allein 405703 als eingeführt gebucht hat. Die Einfuhr der Vereinigten Staaten ist mit 146022 nachgewiesen, sodaß die Mehrausfuhr sich auf 313196 Stück stellen würde. Der Lieferung lebenden Rindviehs aus Kanada nach Großbritannien und aus Algier mit Tunis nach Frankreich ist schon gedacht worden. Andre überseeische Lieferanten lebenden Rindviehs für Europa kamen so gut wie gar nicht in Betracht. Von den gewaltigen überseeischen Zufuhren von andern Erzeugnissen der Rindviehzucht nach Europa haben wir hier nicht zu reden.

Über den Rindviehstapel Europas werden wir im nächsten Heft die Hauptzahlen mitteilen.

Arbeitsmarktstatistik. Nach den Berichten der Industrie weist — wie das Kaiserliche Statistische Amt im Reichsarbeitsblatt Nr. 6 mitteilt — der Monat August gegen die Monate vorher „im allgemeinen eine leichte Besserung in den hauptsächlichsten Industrien" auf. Nur einige bestimmte Industrien, die teils von der Saison (Buchdruckergewerbe), teils vom Wetter (Bierbrauerei) abhängen, haben über eine hervortretende Verschlechterung berichtet. Auf Grund der von den Krankenkassen dem Amt zugegangnen Nachweisen wird berichtet, daß im August wie im Juli eine weitere unbedeutende Steigerung der Mitgliederzahl eingetreten sei. Die Zunahme sei aber so gering — 4897 bei den männlichen, 6215 bei den weiblichen Kassengliedern —, daß irgend welche Schlüsse allein daraus nicht gezogen werden könnten. Sie betrage noch nicht 0,3 Prozent der Mitgliederzahl von 3,7 Millionen. Soweit die Zahlen der Krankenkassen überhaupt dafür als Maßstab gelten könnten, lasse sich nur sagen, „daß eine Verschlechterung des allgemeinen Beschäftigungsgrades im August nicht eingetreten ist." Soweit die Berichte der Arbeitsnachweise eine Beurteilung der allgemeinen Lage des Arbeitsmarkts ermöglichen, war sie im Monat August „eine ziemlich günstige." Im ganzen Reich zusammengenommen gingen gegen den Monat vorher bei den berichtenden Arbeitsnachweisen die Arbeitsgesuche im August um 8714 zurück, dagegen war die Zahl der offnen Stellen bei diesen Arbeitsnachweisen im August um 253 höher als im Juli, die Zahl der Stellenbesetzungen aber um 483 niedriger.

Auch wenn wir auf die im Reichsarbeitsblatt mitgeteilten Zahlenübersichten, also auf die eigentliche Arbeitsmarktstatistik sehr viel mehr eingehn wollten, würden wir dem Leser doch kaum ein Bild zu geben vermögen, aus dem er auf die Lage und die Entwicklung der deutschen Industrie und ihres Arbeitsmarkts weitergehende sichere Schlüsse ziehn könnte. Die Statistik der Krankenkassen und der Arbeitsnachweise allein und so, wie sie jetzt ist, scheint uns nur als Barometer für

ganz grobe Alterationen auf dem Arbeitsmarkt zuverlässig und brauchbar zu sein; um solche aber hat es sich, Gott sei Dank, in diesem Jahre überhaupt noch nicht gehandelt. Diese Statistik muß durch Situationsberichte von vorurteilsfreien und sachkundigen Stellen ergänzt werden, wie das von vornherein vom Kaiserlichen Statistischen Amt erkannt und erstrebt worden ist. Die weitere Ausgestaltung gerade dieser Berichterstattung scheint uns deshalb vom allergrößten Wert, und wir sollten doch meinen, daß trotz aller Schwierigkeiten, die dabei zu überwinden sein würden, die Gewerbeaufsichtsbeamten die Stellen wären, auf die wir hauptsächlich unsre Hoffnung setzen müssen. Sie sind unsers Erachtens vorläufig zu wenig an der amtlichen Arbeiterstatistik beteiligt. Daß sie zu viel andres zu tun haben, ist kein Grund dagegen. Dann muß man eben die Gewerbeinspektoren vermehren und ihnen ständige Hilfskräfte beigeben, überhaupt örtliche arbeiterstatistische Bureaus in gehöriger Zahl einrichten. Jetzt freilich können die Gewerbeaufsichtsbeamten trotz ihrer auf der Höhe stehenden wissenschaftlichen und praktischen Tüchtigkeit kaum der rein polizeilichen Arbeiterschutzkontrolle genügen, die ihnen durch die mangelhafte Beschaffenheit der massenhaften neuen Gesetze und Verordnungen über den Arbeiterschutz zur wahren Qual gemacht wird. Trotzdem sind sie die berufnen Arbeiterstatistiker und der nötige Unterbau für die Reichsarbeiterstatistik. Hoffentlich wird man mit der Zeit ihre Bedeutung mehr anerkennen.

Soviel läßt sich übrigens doch auch aus der bisherigen amtlichen Arbeitsmarktstatistik erkennen, daß die letzte industrielle Krisis nicht zu irgend einer ernstern Katastrophe auf dem Arbeitsmarkt geführt hat, daß namentlich eine notstandartige allgemeinere und längere Arbeitslosigkeit bisher nicht zu beklagen war und auch wohl nicht mehr als Folge der Krisis in Aussicht steht. Diese Auffassung scheint ja auch auf der jüngsten Generalversammlung des Vereins für Sozialpolitik in Hamburg geherrscht zu haben. Die Krisis ist für den Arbeitsmarkt sehr viel glimpflicher verlaufen, als man nach dem Übermaß des sogenannten Aufschwungs der deutschen Industrie bis 1900 vermuten konnte. Ein Zeichen, daß unsre wirtschaftliche Entwicklung im ganzen und im Grunde recht gesund ist.

Betriebsergebnisse deutscher Eisenbahnen im Monat August 1903. In Heft 38 haben wir die Betriebsergebnisse der deutschen Eisenbahnen im Juli 1903 mitgeteilt. In folgendem vergleichen wir damit die Ergebnisse des Monats August. Die der Berechnung im Juli zugrunde gelegte Betriebslänge betrug 46360,22 Kilometer, die im August berücksichtigte: 46384,78 Kilometer. Die Verkehrseinnahmen betrugen:

	im Juli 1903		im August 1903	
aus dem Personen- und dem Gepäckverkehr	61699680	Mark	59129418	Mark
also auf ein Kilometer	1361	„	1303	„
aus dem Güterverkehr	102388591	„	104895634	„
also auf ein Kilometer	2217	„	2269	„
aus dem gesamten Verkehr	**164088271**	„	**164025052**	„
also auf ein Kilometer	3543	„	3538	„

Der Güterverkehr ist also im August noch einträglicher gewesen als im Juli, während die Einnahmen aus dem Personen- und Gepäckverkehr so weit zurückgegangen sind, daß auch die Einnahmen aus dem Gesamtverkehr im August etwas geringer waren als im Juli.

Im Juli kamen dazu aus „sonstigen Quellen" Einnahmen im Betrage von 10306234 Mark und im August im Betrage von 10179564 Mark. Die Gesamteinnahmen stellen sich demnach im Juli auf 174394505 Mark und im August auf 174204616 Mark.

Verglichen mit dem Jahre 1902 ergaben sich auch im August durchweg Mehrerträge. Die Zahlen für Juli und August sind folgende.

Gegen die entsprechenden Monate des Jahres 1902 ergaben die Einnahmen

	im Juli 1903		im August 1903	
aus dem Personen- und dem Gepäckverkehr	+ 1548917	Mark	+ 2560729	Mark
aus dem Güterverkehr	+ 6765396	„	+ 5967610	„
aus dem Gesamtverkehr	**+ 8314313**	„	**+ 8528339**	„

Gegen das Vorjahr ist also die Einnahme aus dem Personenverkehr im August 1903 noch mehr gestiegen als im Juli, während die Einnahme aus dem Güterverkehr im Juli ein höheres Plus ergeben hat als im August. Die Gesamteinnahme ergab im Juli ein Plus von 8310470 Mark gegen das Vorjahr und im August von 8541370 Mark.

Allzu weitgehende Schlüsse auf einen fortschreitenden neuen Aufschwung unsers wirtschaftlichen Lebens kann man aus diesen Zahlen kaum ziehen, wenn sie auch den Verhältnissen entsprechend als recht erfreulich bezeichnet werden müssen.

Die Ein- und Ausfuhr von Kohlen im deutschen Zollgebiet. Nach den monatlichen Nachweisen über den auswärtigen Handel des deutschen Zollgebiets (herausgegeben vom Kaiserlichen Statistischen Amt) stellte sich der Außenhandel mit Steinkohlen, Braunkohlen und Koks — von den Briketts usw. sehen wir hier ab — wie folgt:

	1903		1902	
	(Tonnen zu 1000 kg)			
Steinkohlen	August	Juli	August	Juli
Einfuhr . . .	644330	630824	651083	591810
Ausfuhr . . .	1581145	1431382	1427998	1381512
Mehrausfuhr . .	**936815**	**800558**	**776915**	**790702**
Braunkohlen				
Einfuhr . . .	695622	658625	683340	615828
Ausfuhr . . .	1309	1628	2338	1501
Mehreinfuhr . .	**694313**	**656997**	**681002**	**614327**
Koks				
Einfuhr . . .	37444	40293	28978	31269
Ausfuhr . . .	215009	210501	181877	190580
Mehrausfuhr . .	**177565**	**170208**	**152899**	**159311**

Daraus ergeben sich nachstehende Veränderungen der Mehrausfuhr und der Mehreinfuhr:

	1903 August gegen Juli	1902 August gegen Juli
Mehrausfuhr		
Steinkohlen . .	+ 136257 oder 17,0 %	— 13787 oder 1,7 %
Koks	+ 7357 „ 4,3 „	— 6412 „ 4,0 „
Mehreinfuhr		
Braunkohlen .	+ 37316 „ 5,6 „	+ 66675 „ 10,9 „
	August 1903 gegen 1902	Juli 1903 gegen 1902
Mehrausfuhr		
Steinkohlen . .	+ 159900 oder 20,6 %	+ 9856 oder 0,1 %
Koks	+ 24666 „ 16,1 „	+ 10897 „ 6,8 „
Mehreinfuhr		
Braunkohlen .	+ 13311 „ 1,9 „	+ 42670 „ 6,7 „

Vergleiche dazu Heft 38 der Grenzboten S. 743.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig



Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

Jährlich 52 Hefte

62. Jahrgang

Nr. 41

Ausgegeben am 8. Oktober 1903

Inhalt:

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig



Das Zünglein an der Reichswage



Eugen Richters „Freisinnige Zeitung“ hat selten einen zutreffendern Ausspruch getan als in der Sonntagsnummer vom 13. September, wo es am Schlusse eines Artikels „Auf abschüssigem Wege“ wörtlich heißt: „Das Wachstum der Sozialdemokratie hat in der Hauptsache keineswegs politische Ursachen, sondern erklärt sich aus dem Wachstum einer Begehrlichkeit in den Arbeiterklassen gegenüber dem Reiche und dem Staate, die durch die neuere Gesetzgebung geradezu großgezogen und fortgesetzt noch gesteigert wird. Hier treiben wir innern Krisen zu, die jeden Vaterlandsfreund mit ernster Sorge erfüllen müssen.“

Lieber noch als in der „Freisinnigen Zeitung“ hätten wir ein solches Wort in einer Thronrede gelesen. Freilich handelt es sich nicht nur um wachsende Begehrlichkeit gegenüber Reich und Staat, sondern auch um wachsende Begehrlichkeit gegenüber den erwerbenden und besitzenden Ständen. Der Klassenkampf ist in Dresden von neuem einmütig proklamiert worden. Für die einen, die republikanische, antimonarchische Ziele anstreben, mag er Mittel zum Zweck, für die andern einstweilen Selbstzweck sein, aber im einen wie im andern Falle sind Klassenkampf und wachsende Begehrlichkeit identische Begriffe. Wir stehn in einer Zeit bedenklicher Überschätzung der rohen Kraft: die Siegerin im Klassenkampfe wird — daran ist kein Zweifel — auch Siegerin und Herrscherin im Reiche und im Staate sein. Auf wie lange, ist eine andre Frage, aber die Monarchie würde sich davon nicht wieder erholen. Täusche man sich nicht mit dem trügerischen Schlagwort vom „sozialen Königtum.“ Auch das soziale Königtum würde dem Ansturm erliegen, ja es würde sein erstes Opfer sein. Das Königtum kann sich an die Spitze großer nationaler Ideen, einer von den Besten des Volks getragnen vaterländischen Bewegung stellen, etwa in dem Sinne, wie Viktor Emanuel der Revolution lieber voranschreiten als ihr folgen wollte, oder wie Bismarck im Herbst 1866 nach Petersburg telegraphierte: „Wenn Revolution sein soll, wollen wir sie lieber machen als erleiden“ und bei weiterer russischer Einmischung die Proklamierung der Reichsverfassung von 1849 in Aussicht stellte. So konnte der Staat sprechen und handeln, der Österreich besiegt, die Marksteine der deutschen Einheit aufgerichtet, die französische Begehrlichkeit in ihre Schranken verwiesen hatte und auch der russischen Arroganz gegenüber den Fuß beim Mal zu halten ebenso entschlossen wie befähigt war. Das Königtum konnte und mußte im Herbst 1866 wie in der

folgenden Zeit das Banner des nationalen Gedankens mit starker Hand voraustragen, immerhin sorgsam abwägend, wie weit es die Grenzpfähle der führenden Macht stecken wollte. Diese Grenzpfähle „im Tornister mitzunehmen,“ hatte Bismarck schon 1859 geraten.

Anders als dem nationalen Gedanken und seiner ausländischen Bedrohung steht das Königtum der im Innern vordringenden rohen Kraft gegenüber. Ein „soziales“ Königtum an sich gibt es überhaupt nicht. Jedes Staatswesen, auch das republikanische, hat soziale Pflichten, die Monarchie nur insofern besondre, weil sie als dauernde Hüterin seines Gedeihens, seiner Leistungsfähigkeit und seiner Ehre bleibend das höchste Interesse an seiner Entwicklung hat. An Vaterlandsliebe wird mancher wackere Mann im Lande nicht hinter dem Könige und dem Kaiser zurückstehn, die Summe des höchsten Interesses dagegen wird immer bei dem Träger der Krone sein. Die sozialen Pflichten jedes Staates erheischen, die in dem staatlichen Gemeinwesen nach Geltung ringenden Kräfte in einem gewissen Gleichgewicht zu erhalten und somit auch die noch gebundnen zu entfesseln, soweit sie sich dem Ganzen unterzuordnen und ihm zu dienen vermögen. Als es nach Tilsit darauf ankam, alle in dem verbliebnen Rest des preußischen Staats noch schlummernde Leistungsfähigkeit zu wecken und zu lösen, um sie trotz des Druckes der schwierigsten Verhältnisse und der dauernden Gefahr einer neuen Krisis in den Dienst der Wiedergeburt des Landes und seiner Befreiung zu stellen, schreckte die Stein-Hardenbergische Gesetzgebung auch vor der tief einschneidenden sozialen Maßregel der Bauernemanzipation nicht zurück; sie war dazu berechtigt, weil der Staat am Rande des Abgrundes die Pflicht hatte, alle irgend vorhandnen Hilfsmittel zu ergreifen und von ihnen Gebrauch zu machen. Die Notlage des Landes gebot, ein Gleichgewicht in den Beziehungen aller Berufsstände zum Staate herzustellen, weil nur durch eine gemeinsame Betätigung aller das allen gemeinsame große Ziel erreicht werden konnte. Wenn Friedrich Wilhelm der Dritte in seinem Erlaß vom 23. August 1807 aussprach, unbeschränkte Benutzung jeder erlaubten Erwerbsquelle sei einem jeden ohne Unterschied des Standes zu gewähren, so war damit ein weit in die Zukunft hinaus wirkendes Prinzip aufgestellt, inmitten von Schutt und Trümmern ein Eckstein zum Neubau. Dieser Eckstein sollte dreißig Jahre später den Zollverein und nach aber dreißig Jahren das neue Deutsche Reich tragen helfen. Ein sozialer Gedanke mit weitreichender politischer Wirkung.

Das Vorgehen von 1807 ist im Laufe des letzten Jahrzehnts wiederholt als Beispiel hingestellt worden. Wie die Krone in die Gerechtsame der damaligen Privilegierten hineingegriffen und die Bauern selbständig und seßhaft gemacht habe, dadurch für den preußischen Staat einen neuen, gesunden und zuverlässigen Kern erschaffend, der der Träger seiner Kraft wurde, so müsse sie sich in unsern Tagen der Arbeitermassen gegenüber dem reichen Erwerb der Industrie annehmen und ihnen außer erhöhten Löhnen, verminderter und erleichterter Arbeitszeit auch noch Machtansprüche gegenüber den Brotherren sichern helfen. Die Formel dafür war „die Gleichberechtigung der Arbeiter.“ Als ob diese im Lande des allgemeinen gleichen und geheimen Wahlrechts nicht schon im Übermaß vorhanden wäre! Als ob die Gesetzgebung der achtziger Jahre mit der Kranken-, Unfall-, Alters- und Invalidenversicherung nicht

schon eine große Menge von Vorzugsrechten der Arbeiter vor vielen andern Berufsständen und auf Kosten dieser Stände geschaffen hätte! Außerdem ist die Notlage von 1807, die vieles rechtfertigte, doch in keiner Weise mit den politischen Verhältnissen unsrer Zeit zu vergleichen. Damals hatten alle Maßnahmen nur den Zweck, die gesunden, nicht zerstörenden Kräfte zu lösen, um sie für die Wiederaufrichtung und Befreiung des Landes nutzbar zu machen, sie fester an dieses zu kitten, sie an seinem Wohl und Wehe interessierter zu machen. Wie sehr dies gelungen war, hat der lange dornen- und ehrenreiche Weg von Tilsit bis Versailles dann erwiesen. Von dem allen ist heute keine Rede. Kein fremder Eroberer hat das Land niedergeworfen und zerstückelt, es steht größer da als je und ist übersät mit Denkmälern der Männer, die es so hoch erhoben haben. Keine fremden Blutsauger zehren an dem Mark des Landes und legen ihm die unerschwinglichsten Opfer auf. Der Wohlstand wächst im Gegenteil von Jahr zu Jahr, eine große Anzahl blühender Städte, ein großer Ausfuhrhandel, eine reich entwickelte Schiffahrt, die gewaltig anwachsenden Sparkassen sind des Zeugen. Den Massen sind Steuern und Schulgeld erlassen, ihre Lebenslage hat sich gewaltig gehoben, steigende Arbeitslöhne und sinkende Arbeitszeit sind ihnen ebenso zuteil geworden wie eine sorglich wohlwollende Verbesserung der Arbeitsstätten. Das alles hat sie dem Staate nicht treuer zugewandt, sie stehn ihm nur um so schroffer gegenüber. Die Arbeitgeber und das Reich wenden jährlich Riesensummen für die Unfall-, Alters- und Invalidenversicherung auf. Die Antwort besteht darin, daß die Vertreter der Massen im Parlament alljährlich dem Reich die Mittel zu seiner Existenz verweigern, auch die für die Alters- und Invalidenversicherung! Kaiser Wilhelm der Zweite hat seit seiner Thronbesteigung die wohlwollendsten Absichten für die Arbeiterbevölkerung an den Tag gelegt: die Antwort besteht in der blutigsten Verspottung und Verhöhnung seiner Person in der für die Massen bestimmten Presse, Vaterlandsgefühl und Nationalgefühl werden systematisch erstickt und mit Füßen getreten, der Geist der Untreue und des Verrats wird in das Heer hineingetragen. Unter dem Beifall der Genossen erklärt Bebel in Dresden: Wir bohren uns in alle Institutionen des Staates ein, um an ihrer und somit an seiner Vernichtung zu arbeiten. Und dem gegenüber will man eine Parallele zur Stein-Hardenbergischen Periode für notwendig erklären, will man die verteilende Gerechtigkeit des Königs anrufen, die das Gleichgewicht herzustellen Pflicht und Beruf habe!

Königspflicht und Königsberuf bestehn in der Sorge für die Erhaltung und die Zukunft des Staates. In diesem Sinne legte Friedrich Wilhelm der Dritte unter Trümmern die Grundsteine für den Wiederaufbau, schuf er die Grundlagen zur Vorbereitung der Befreiung und damit zu ungeahnter künftiger Größe seines Hauses und seines Landes. In unsrer Zeit hat das Königtum seit 1881 für die Massen große und reiche Arbeit geleistet. Es hat ihren Wohlstand gehoben, ihre Rechte vermehrt, ihre Pflichten gemindert — die Abkehr vom Staate und vom nationalen Gedanken ist nur um so größer, die trennende Kluft um so tiefer geworden. Nicht als Fürsorge sondern als Furcht wird jede neue Maßnahme gedeutet, und der von den Staatssteuern wohlwollend befreite Arbeiter zahlt hohnlächelnd allwöchentlich seine Mark in die Streikkasse, deren Steuern unter persönlichster Bedrohung mit einer

Unerbittlichkeit eingetrieben werden, die die Härte des staatlichen Steuererhebers weit hinter sich läßt. Es ist immer nur noch von Rechten, von Pflichten für die Massen überhaupt nicht mehr die Rede. Die gesamte Gesetzgebung und Verwaltung, nur zu oft sogar die Judikatur arbeiten in dieser Richtung, der Warnruf Eugen Richters ist durchaus berechtigt. Freilich haben ihn konservative Leute schon seit vielen Jahren erhoben.

Aber vielleicht ist zwischen 1807 und 1903 doch noch eine Parallele zulässig? Auch die Reformen von 1807 begegneten ja manchem Widerspruch, schließlich fügte sich alles, teils aus Patriotismus, teils vor dem festen und unbeugsamen Willen des Staats. Nur eine oberflächliche Argumentation könnte damit Recht haben. Im Jahre 1807 beugte man sich dem Zorn über die Schmach des niedergetretenen Vaterlandes, dem Ruf nach Rache, nach Befreiung, nach Wiederaufrichtung des alten glorreichen Preußens. Es war von 1807 bis 1813 trotz des schwersten Druckes die Zeit der heiligsten Erhebung durch alle großen sittlichen Triebe, der Erhebung eines königlich gesinnten Volks, wie sie vorher und nachher die Geschichte nicht wiedergesehen hat. Was will dem gegenüber die wüste Phraseologie der Sozialdemokratie, die emsige Tüftelei des Kathedersozialismus bedeuten! Im Jahre 1807 gab man Rechte, um darauf große Pflichten zu begründen, in unsern Tagen werden die Pflichten aufgegeben und nur noch Rechte verlangt. Längst ist den Massen der Glaube an den festen und unbeugsamen Willen des Staates verloren gegangen, der seit dem würdelosen Scheitern des Gesetzentwurfs zum Schutze der Arbeitswilligen im Jahre 1899 auf jede gesetzgeberische Initiative gegenüber der Sozialdemokratie verzichtet hat. Seitdem Fürst Hohenlohe es sich gefallen ließ, daß die Vorlage unter dem Hohngelächter der Sozialdemokratie vom Reichstag erschlagen und „verscharrt“ wurde, und zwar dies alles ungeachtet oder wegen (!) der Kaiserlichen Initiative, aus der der Gesetzentwurf hervorgegangen war, wußten die Führer der Sozialdemokratie, daß gesetzgeberische Maßnahmen gegen die Partei nicht mehr zu erwarten waren. Die Gesetzgebung hatte vor ihr das Gewehr gestreckt. Man sagt wohl, die Vorlage sei an ihren Übertreibungen zugrunde gegangen. Der Vorwurf ist billig. Sache des Reichstags war es, in der Kommissionsberatung den brauchbaren Kern herauszuschälen und in annehmbare Form zu bringen, jedenfalls das Prinzip der Vorlage, den Schutz der Arbeitswilligen, zu retten. Dadurch, daß sich der Staat diesem Schutze versagte, sprach er seine Unfähigkeit aus, gegen den Terrorismus der Sozialdemokratie seinen Arm denen zu gewähren, die zum Widerstande dagegen entschlossen waren und an diesem monarchischen Staat einen Rückhalt zu finden gehofft hatten. Es war eine Maßnahme zum Schutze der persönlichen Freiheit, die auf liberales Betreiben abgelehnt wurde. Das „Recht auf Arbeit“ war damit ebenso verleugnet wie „die Pflege der Wohlfahrt des deutschen Volks,“ einer der Zwecke, für die einst die Reichsgemeinschaft geschlossen worden ist! Lehrreich ist das damalige Verhalten der nationalliberalen Partei zumal im Hinblick auf den eben abgehaltnen Parteitag. Während der Abgeordnete Büsing den redlichen Versuch machte, wenigstens den Grundgedanken der Vorlage zu retten, führte Herr Bassermann dem Reichstag eine neue Spezies Bassermannscher Gestalten vor: die Sozialdemokraten der Zukunft, die gerührt an die Brust des

entsühnten Staates sinken und sich an ihr aus Dankbarkeit für das Scheitern des Gesetzes mit vaterländischen Gefühlen erfüllen. Von da bis zu dem in Hannover vorgeschlagnen Stichwahlbündnis war der Weg freilich nur noch kurz, immerhin ist erfreulich, daß die Anregung, eine „nationale“ Partei solle sich mit den geschwornen Feinden des heutigen Staates gegen die Konservativen verbünden, bei der Mehrheit entrüsteter Ablehnung begegnet ist.

Kein Zweifel, daß auch die Regierung von 1899 den Grundgedanken ihrer Vorlage hätte retten können, wenn es der damalige Reichskanzler und namentlich die preußische Regierung ernstlich und mit Aufgebot aller Energie gewollt hätten. Man kann den Entwurf, wie er war, als einen Fehler bezeichnen. Nachdem er einmal da war, mußte sich ein ehrenvollerer Ausweg finden als der, daß der Reichstag eine Vorlage der verbündeten Regierungen nicht einmal einer Kommissionsberatung würdigte.

„... Wenn auf die Initiative von Trinksprüchen hin solche Gesetzentwürfe ausgearbeitet werden, von denen man im voraus weiß, daß sie mit den Anschauungen der großen Mehrheit des Reichstags in Widerspruch stehn, so verdienen solche Gesetzentwürfe gar keine andre Behandlung, als sie ihnen hier zuteil geworden ist.“ So sprach damals derselbe Abgeordnete Richter, der jetzt in seinem Blatt mit beweglichen Worten über die zunehmende Begehrlichkeit der Arbeiterklassen gegenüber dem Reiche und dem Staate klagt. Wäre damals die Warnungstafel aufgerichtet worden, so würde die Begehrlichkeit jedenfalls stark nachgelassen haben. Herr Richter mag getrost ein mea culpa, mea maxima culpa unter seinen Klageruf setzen. Wie viel Anträge hat nicht er schon eingebracht im Widerspruch mit den Anschauungen der Mehrheit des Reichstags! Übrigens bot jene Rede des Kaisers nicht erst die Anregung zu der Vorlage, deren Vorbereitung längst angeordnet war; es war nur eine vielleicht vorzeitige Ankündigung.

Bisher erachtete sich das Zentrum als Trumpf. Seit der Juni-Wahlschlacht ist von den Sozialdemokraten und ihren Erfolgen in den bürgerlichen Zeitungen soviel die Rede, daß nunmehr die „Genossen“ anfangen, sich als „Trumpf“ anzusehen. Warum sollten sie es auch nicht, wenn sie von waschechten Nationalliberalen als bündnisfähig angesehen werden. Schade, daß sie das noch nicht in Dresden gewußt haben!

Nachdem man sich wochenlang über die Vizepräsidentenfrage erhitzt hat, beantwortet eine bürgerliche „nationale“ Partei die erneute Proklamierung des Klassenkampfes und die Absage an die Monarchie, wie sie in Dresden geschehen ist, mit dem Antrag auf ein Stichwahlbündnis! Die Konfusion der Geister muß allerdings schon recht groß geworden sein. Die Nationalliberalen der rheinischen Industriebezirke werden an der Berliner „nationalliberalen Jugend,“ die den Parteitag mit einem Fraktionskaffee des Herrn Dr. Barth verwechselt zu haben scheint, ihre helle Freude haben. Die armen Sozialdemokraten können sich vor Liebeswerben ja kaum noch retten. Nach den Barth-Naumannschen kommen nun auch die Nationalliberalen, und daß es an Zentrumshändedrücken nicht fehlt, hat die Niederlage Bassermanns in Karlsruhe erwiesen, trotz des Dekans Lender, und obwohl stramm klerikale Leute die Ansicht vertraten, einen Wahlsieg der Sozialdemokraten in Karlsruhe dürfe man dem Großherzog nicht antun. Kann man es den Sozialdemokraten verdenken, wenn sie sich

unter solchen Umständen nachgerade für das Zünglein an der Reichswage halten und in ihrer Presse einen Übermut entwickeln, der nach allem durchaus begreiflich ist, freilich aber auch die äußerste zulässige Grenze zu überschreiten beginnt. Schier von aller Welt umworben — nur Herr Richter und die Konservativen wollen nicht mittun — sind die Sozialdemokraten in ihrer jetzigen Stärke Herren des Reichstags, wenn die andern nicht sehr aufpassen.

Jedoch auch dieser Krug wird nur so lange zu Wasser gehn, bis er bricht. Vielleicht besinnen sich die andern Parteien doch darauf, daß der deutsche Reichstag für das Reich und nicht für dessen Zerstörer ein Organ sein soll, und die Überzeugung, daß es so nicht weiter gehn darf, wird sich, sobald der Vorhang am Königsplatz erst wieder in die Höhe gegangen ist, bald verallgemeinern. Zieht die Regierung dann andre Saiten auf — und es scheinen erfreuliche Anzeichen in dieser Richtung vorhanden zu sein —, so werden manche Nebel zerrinnen. Tatsächlich wartet alles auf einen festen Willen und auf eine feste Hand. Die Tage der Bebelschen Diktatur sind noch nicht gekommen, ein Versuch, sie einzurichten, würde vielleicht die erwünschtesten und nützlichsten Folgen haben. Der Dresdner Parteitag hat sich einstweilen dem monarchischen Staatsgedanken sehr förderlich erwiesen, noch ein oder zwei dergleichen — und der Reichskanzler kann getrost für Herrn Bebel eine hohe Ordensauszeichnung beantragen; er hätte sie — wenn auch wider Willen — redlich verdient.

Zunächst muß freilich der weitern Sozialdemokratisierung der Gesetzgebung ein Ende gemacht werden. Keine neuen Gesetze mehr, deren Handhabung den Sozialdemokraten zugute kommt! Solche Vorlagen dürfen in den Ministerien gar nicht erst ausgearbeitet werden. Gouverner c'est prévoir. Dasselbe muß den ebenso gearteten zufälligen Mehrheitsbeschlüssen des Reichstags gegenüber gelten. Es ist hohe Zeit, die vielfach durchbrochnen schützenden Dämme wieder auszubessern.

Aber soll es denn mit dem Wahlrecht so weiter gehn? hört man von vielen Seiten fragen. Allerdings scheint das heutige Reichswahlrecht die Grenze erreicht zu haben, die ihm Fürst Bismarck, dem Staatssinn und dem Patriotismus des deutschen Volkes vertrauend, einst bezeichnete. Das heutige Wahlrecht beruht weit weniger auf der Verfassung als auf dem Wahlgesetz; eine Revision wäre somit sehr viel leichter sowohl für das aktive als für das passive Wahlrecht. Auch das Zentrum würde sich der Erkenntnis: et tua res agitur kaum verschließen können. Jedoch auch bei einer Verfassungsänderung braucht das Prinzip des bestehenden Wahlrechts nicht angetastet zu werden. Ein sehr naheliegender Ausweg wäre die Verleihung von Virilstimmen an die Städte von hunderttausend Einwohnern und darüber, an die Hochschulen, die Handels-, Landwirtschafts- und Handwerkerkammern usw. Dann würde es nicht schwer halten, hundert in allen nationalen Lebensfragen zuverlässige Mitglieder, unter Erhöhung der Gesamtzahl, in den Reichstag zu bringen, der dann vielleicht statt aus 397 aus 500 Abgeordneten zu bestehn hätte. Dies würde z. B. eine annehmbare Kompensation für Diäten sein. Auch diese Mandate hätten nur so lange Giltigkeit wie die andern und wären mit ihnen zu erneuern.

Schwieriger wäre die Errichtung eines Oberhauses, die 1867 wie 1870 eine Rolle gespielt hat. Das Reich ist ja allerdings die einzige Großmacht, die kein Oberhaus, keinen Senat hat, was die Dränger auf Diäten immer

außer acht lassen. In Amerika und Frankreich, den beiden Großmachtsrepubliken, findet das allgemeine Stimmrecht sein Korrektiv im Senat, ebenso in Italien; in England, in Österreich-Ungarn in den Oberhäusern, dort mögen Diäten für das Unterhaus weniger bedenklich sein. Es ist bekannt, daß von 1866 bis 1870 der damalige Kronprinz und die Großherzöge ein Oberhaus für das Reich lebhaft befürwortet haben, daß aber Bismarck entschieden dagegen war, der darin nur ein schwierig zu behandelndes partikularistisches Institut oder eine Fortsetzung des Versailler Hauptquartiers mit unberechenbaren Einflüssen sah. Jedenfalls hielt er es für ein die Reichsmaschine unnötig komplizierendes Rad, er hatte damals mehr Vertrauen zu dem Reichstag und dessen Wählern als zu den Dynastien. Später hat sich seine Ansicht allerdings wesentlich gewandelt. Heute, nach dreißig Jahren gefestigter Reichsgemeinschaft, ließe sich ein Oberhaus organisieren, das bei richtiger Abmessung seiner Rechte wohl nützliche Dienste leisten könnte. Aber dieser Ausweg wäre immerhin nicht nur der bei weitem schwierigere, sondern für das angestrebte Ziel auch ein Umweg.

Deutschland braucht wegen der Zusammensetzung seines Reichstags noch nicht zu verzweifeln. Es gibt, sollten die Sozialdemokraten von ihrer Stärke und der Indolenz der andern Parteien wirklich einen unerträglichen Gebrauch machen, noch Mittel genug zur Abhilfe. Die Nation hat noch das Vertrauen, daß die Regierung nicht vor dem Entschlusse zurückschrecken wird, die Existenz Deutschlands nicht durch den Übermut des sozialistischen Jüngleins an der Reichswage in Frage stellen zu lassen. Eine entschlossene Regierung hat auf freudige Heerfolge zu rechnen. Auch da würde dann wieder der Satz gelten: „Wenn Revolution sein soll, wollen wir sie lieber machen als erleiden.“

Je mehr die Sozialdemokratie sich aufbläht, desto schneller wird sie hoffentlich wieder zusammensinken. Mit Ausnahme des durch das konfessionelle Band noch zusammengehaltnen Zentrums sind bisher alle Parteien nach Überschreitung eines gewissen Höhepunkts zersplittert, die Konservativen wie die Liberalen; der Sozialdemokratie wird es nicht anders ergehn. Mehr als man erwartete, kann die letzte Reichstagswahl Deutschland zum Segen gereichen, fert unda nec regitur. Freilich wird auch die politische Woge nur den Mutigen und Willensstarken tragen.

H. J.

Zur preußisch-polnischen Sprachenfrage

Von Ludwig Trampe



Die Frage nach der Anwendbarkeit der polnischen Sprache in öffentlichen Angelegenheiten Preußens ist brennend geworden. In schneller Aufeinanderfolge mehren sich die Sprüche des Oberverwaltungsgerichts über den Sprachenstreit zwischen Aufsichtsbehörden und Polenvereinigungen. Immer erregter werden die Besprechungen der Presse über die Vorkommnisse in diesem Streit und die Stellung des Oberverwaltungsgerichts dazu. Deshalb erscheint eine Erörterung der Frage in ihrem vollen Umfang und unter eingehender Prüfung der mit ihrer Entwicklung zusammenhängenden geschichtlichen Vorgänge dringend geboten.

Als die Allgemeine Gerichtsordnung und das Allgemeine Landrecht für Preußen ergingen, 1793/94, wurde für das Dasein des Staats nicht als wesentlich betrachtet, daß er in einer einheitlichen Volksmasse wurzle. Damals war es dem Staate gleichgiltig, ob die Hauptmasse seiner Angehörigen deutsch war oder nicht. Darauf gar, ob die Untertanen deutsch oder masurisch, holländisch oder polnisch sprachen, wurde überhaupt nichts gegeben. Dem entsprachen die Bestimmungen in Gerichtsordnung und Landrecht. In ihnen ist der deutschen Sprache kein noch so geringer Vorrang eingeräumt. Sie gehn ganz allgemein davon aus, daß die Gerichte mit den vor ihnen Erscheinenden in deren Zunge zu verhandeln haben, nötigenfalls unter Heranziehung von Dolmetschern. Die Fürsorge für richtige und dem Betroffnen in zuvorkommendster Weise dienende Dolmetschung kannte keine Grenze. Bei jeder Gerichtshandlung mit Fremdsprachigen waren zwei Dolmetscher heranzuziehen und ein Nebenprotokoll in der fremden Sprache aufzunehmen. Nicht einmal ein Anflug der Idee, daß vor preußischen Gerichten auch Fremde deutsch sprechen sollten, ist in der damaligen Gesetzgebung zu spüren. Ihren Vätern ist eine solche Forderung offenbar geradezu als undenkbar erschienen. Der preußische Staat stand eben der Sprachenfrage grundsätzlich und gleichgiltig gegenüber. Die Angelegenheit ist für Preußen, kaum daß es durch die genannten beiden großen Kodifikationen im allgemeinen zu ihr Stellung genommen hatte, von neuem und im weitesten Maße praktisch in den Vordergrund getreten zufolge des Erwerbs ausgedehnter nur polnisch sprechender Gebiete nach den letzten Teilungen Polens. Da gab es zunächst in der Staats- und in der Gerichtsverwaltung der neuen Provinzen ein böses Hin und Her. Die Regierung verfügte weder über eine hinreichende Zahl polnisch sprechender Beamten noch über genug brauchbare Dolmetscher. Man verfiel auf einen seltsamen Ausweg; man versuchte, die Not im Schlußsatze der Nr. 13 des Patents vom 8. Mai 1793 sogar zur Tugend formend, mit der deutschen Sprache auszukommen. Der bei der Lage der Dinge technisch sinnlose, auch laut Ausweis der abweichenden und doch nebenhergehenden Bestimmungen in Landrecht und Gerichtsordnung offenbar allein durch die Unzulänglichkeit angemessener Mittel für richtige Bewältigung des damaligen preußischen Unternehmens im Osten veranlaßte Versuch wurde, kaum angefangen, schleunig wieder aufgegeben. Schon durch die Edikte, Publikanden, Regulative, Instruktionen und Reglements vom 28. März 1794, 16. und 28. November 1795, 31. März und 10. April 1796 wurde ohne jede Beschränkung und nach Belieben der Betroffnen die Anwendung der „Landessprache" in den Gerichten gewährt. Ende 1795 erschienen von Staats wegen ein Auszug des Landrechts und der Gerichtsordnung in polnischer Sprache und eine lateinische Übersetzung des Landrechts. Im Jahre 1797, nach der dritten Teilung, wurde die polnische Sprache der deutschen als Gerichtssprache ausdrücklich gleichgestellt. Kurz nachdem im Verwaltungsgewirre des Ostens Ruhe eingetreten war, ist die preußische Kriminalordnung ergangen, 1805. In ihr waltet wieder bedingungslos die alte, grundsätzliche Gleichgiltigkeit; nicht einmal nahe tritt dem Gesetzgeber irgend welche Erwägung, ob etwa eine Sprache besonders berücksichtigt, oder ob darüber für diesen oder jenen Landes-

teil besondre Vorschrift erlassen werden könnte. Die Grundzüge der demgemäß getroffnen Bestimmungen, um das kurz zu erwähnen, sind gewesen, daß bei Verhandlungen mit Fremdsprachigen zwei Dolmetscher zuzuziehn und zwei Protokolle, eins in der deutschen und eins in der fremden Sprache, aufzunehmen waren. Zur charakteristischen Beleuchtung seien zwei Stellen angeführt; sie geben über den Geist des Gesetzes und den Gedankengang seiner Verfasser so unzweideutig wie drastisch Aufschluß. Paragraph 64 der Kriminalordnung lautet: „In denjenigen Stellen, bei welchen das in der Sprache des Abgehörten abgefaßte Protokoll mit dem in deutscher Sprache aufgenommenen nicht übereinstimmen möchte, entscheidet das erstere.“ Danach ging also in Zwiespaltfällen von den beiden amtlichen Niederschriften die in fremder Sprache vor, ohne daß auch nur geprüft wurde, ob sich vielleicht der Dolmetscher der fremden Sprache geirrt und der für die deutsche, der doch gleichfalls das fremde Idiom kennen mußte, in seiner deutschen Wiedergabe das von dem Abgehörten Gesagte richtig angegeben hatte. Paragraph 58 dann gestattete dem Gerichte, d. h. dem deutschen Richter und dem deutschen Protokollführer, unter gewissen Bedingungen schlankweg in französischer oder lateinischer Sprache zu verfahren, gleichgiltig, ob das in Berlin oder Kleve, Breslau oder Bayreuth geschah. Kein Gedanke also daran, daß es irgendwie von Bedeutung sein könnte, von Rechts wegen auf die deutsche Sprache Gewicht zu legen. Der gesamte Gerichtskörper ließ, ohne auch nur danach zu fragen, ob sich ein Fremdsprachiger möglicherweise auf deutsch verständlich machen könnte, jeden vor ihm Auftretenden reden, wie ihm der Schnabel gewachsen war. Daß dies gegen den Einzelnen geübte summum jus summa injuria gegen die Gesamtheit sein, daß mit dieser Praxis gegen eine höhere Idee verstoßen werden könnte, fiel niemand ein. **Fiat jus pereat mundus.**

Durch die große Umwälzung, die Preußen 1815 erfuhr, und die ihm unter Abstoßung weiter polnischer Striche viel mehr rein deutsche Einwohner als früher gab, ist keine Änderung in der Stellung des Staats zur Sprachenfrage hervorgerufen worden. Sie wurzelte eben mehr in allgemeinen Grundanschauungen als in praktischen Verhältnissen. Nach der Neuordnung war die erste Äußerung zur Frage die Kabinettsorder vom 20. Juni 1816. Sie bestimmte, daß „1. die ältern Gesetze, als Landrecht, Gerichtsordnung, Kriminal-, Deposital- und Hypothekenordnung, zum Gebrauch im Großherzogthum Posen ins Pohlnische übersetzt werden, 2. die Gesetzsammlung, sobald die vaterländischen Gesetze im Großherzogthum Posen gelten würden, in einer angemessenen Anzahl von Exemplaren in einer pohlnischen Übersetzung erscheinen, 4. die Amtsblätter, die in den beiden Regierungsdepartements Posen und Bromberg erscheinen, deutsch und pohlnisch ausgegeben werden“ sollten. Das ist mehr zugunsten der polnischen Sprache, als ihr selbst die Bestimmungen von 1795 bis 1797 gegeben hatten. In demselben Sinne wie die Kabinettsorder ist die Verordnung vom 9. Januar 1817 über die Justizverwaltung im Großherzogtum Posen gehalten. Ihr grundlegender Paragraph ist 143. Er heißt: „Beide Sprachen, die deutsche und die polnische, sind nach dem Bedürfnisse der Parteien die Geschäftssprache der Gerichte.“ Nach ihm konnten

also die Gerichte, die Staatsbehörden, überhaupt nicht darüber verfügen, in welcher Sprache verhandelt werden sollte; allein, wie den Parteien beliebte, wurde gesprochen. Das war die Entäußerung eines staatlichen Hoheitsrechts durch den Staat, und zwar, wie die Dinge lagen, eine solche um der Polen willen. Heute wird es niemand glauben wollen, aber tatsächlich ist damals in Preußen Rechtens gewesen, daß ein guter Deutscher, der vom Polnischen keine Ahnung hatte und weitab von Posen, etwa in Hamm oder in Trier, saß, gezwungen war, falls ein Polack, sei es selbst ohne jeden Rechtsgrund, in Posen oder Ostrowo gegen ihn klagte und natürlich eine polnische Klagschrift einreichte, in polnischer Sprache die Klage beantworten mußte, um nicht etwa bei deutscher Antwort ein Versäumnisurteil zu befahren, d. h. so behandelt zu werden, als ob er sich überhaupt nicht zur Sache geäußert hätte. Das bestimmte Paragraph 146 ebenda, und das hat das Königlich Preußische Obertribunal noch 1852 als Rechtens anerkannt, indem es wörtlich urteilte: „Ist polnisch geklagt, dann muß polnisch verhandelt werden." Es sind sogar tatsächlich auf Grund dieses Paragraphen, was wohl am besten sein Propolentum belegt, preußische Behörden vor preußischen Gerichten zu polnischer Verhandlung gezwungen gewesen, also kerndeutsche Beamte vor andern kerndeutschen Beamten im kerndeutschen Staate, zu kauderwelschen in einem verlornen Idiom, nur weil das einem hinterwäldlerischen Kujawen so gefiel. Großartige Kulturleistung! Damit noch nicht genug; fast unglaubliches für uns heute Lebende enthielt der Paragraph 154. Er schrieb bei Handlungen der freiwilligen Gerichtsbarkeit vor: „Verlangt ein der polnischen oder der deutschen Sprache nicht kundiger Interessent, daß ein Akt neben der seinigen auch in polnischer oder deutscher Sprache aufgenommen werde, so muß es geschehen." Bitte, nicht ungläubig zu lächeln! So stehts wörtlich da. Bei noch so großem Streben, der polnischen Sprache in Posen ungeschmälert gleiches Recht mit der deutschen zu wahren, sollte man wenigstens denken, wäre es genug und richtig gewesen, einem Fremdsprachigen, wenn sein Wille in seiner Sprache aufgenommen war, und wenn von ihm dann noch die Niederschrift in einer andern Sprache verlangt wurde, diesen Gefallen von einem deutschen Gerichte höchstens in deutscher Sprache erweisen zu lassen. Das wäre des amtlichen Entgegenkommens mehr als volles Maß gewesen. Was für ein sachlicher Grund dazu führen konnte, dabei auf polnisch zu verfahren, ist nicht einmal von dem gleichgiltigen Standpunkte gegen die Sprachenfrage, den Preußen damals einnahm, zu begreifen. Der Paragraph 154 ist eine ebenso unbegründete wie schwächliche Liebedienerei gegen das Polentum gewesen.

Wie bei dieser Sachlage Hubrich, der einzige ernst zu nehmende publizistische Parteigänger der Rechtsprechung des Oberverwaltungsgerichts im deutsch-polnischen Sprachenstreit, in seiner Broschüre „Die Sprachenfreiheit in öffentlichen Versammlungen nach preußischem Recht" behaupten kann, die 1815 den Polen vom preußischen Könige verheißene Gleichberechtigung ihrer Sprache in Posen sei nicht voll gewährt worden, sondern nur so, daß der deutschen Sprache ein gewisser Vorrang auch in Posen zustand, das wird einem unbefangnen Urteiler wohl niemals einzusehen möglich werden. Er bezieht sich aller-

dings für seine Behauptung auf einen Satz aus der Order vom 20. Juli 1816, der da lautet: „Es versteht sich aber von selbst, daß bei allen diesen Übersetzungen der deutsche Text das eigentliche Gesetz bleibt und bei etwaiger Dunkelheit der Erklärung zum Grunde gelegt werden muß.“ Er stützt sich ferner auf Paragraph 144 der Verordnung, der heißt: „Bei der Korrespondenz mit öffentlichen Behörden bedienen sich die Gerichte der deutschen Sprache ausschließlich,“ auf Paragraph 150, der vorschreibt: „Ist der Kläger der deutschen und polnischen Sprache gleich mächtig, so soll in der deutschen verhandelt werden,“ und auf Paragraph 156, der bestimmt: „Die Abfassung der Erkenntnisse hat in deutscher Sprache zu erfolgen.“ In dem allen liegt auch nicht die geringste Stütze für Hubrichs Behauptung. Erstens ist es wirklich, wie schon die Order selber sagt, selbstverständlich, daß im Notfalle nur eine Fassung des Gesetztextes maßgebend sein konnte. Das versteht sich nicht nur für einen Juristen, sondern auch für jeden Laien so unbedingt von selbst, daß darüber weiter kein Wort zu verlieren ist. Nun, wenn das der Fall ist, sollte dann etwa bei Bedarf als maßgebende Gesetzfassung der polnische Text gelten? Doch sicher nur die Fassung, die auch im übrigen Staate galt, und das war die deutsche. Weiter: der Paragraph 144 hat die innere Dienstsprache im Auge. Daß sie, die zu Diensthandlungen über den ganzen Bereich der Monarchie hin gebraucht wurde, nur die deutsche sein konnte, liegt auch in der Natur der Dinge. Mit der Bestimmung des Paragraphen 156 steht es nicht anders als mit der von Paragraph 144 und dem deklaratorischen Satze der Order. Bleibt noch der Paragraph 150. Es fehlt eigentlich jede Möglichkeit, ausfindig zu machen, wie aus ihm Hubrich eine Bevorrechtung der deutschen Sprache herauslesen kann. Der Paragraph hat bei gleichmäßiger Beherrschung beider Sprachen durch den Kläger, die diesem, falls keine andre Vorkehr erging, laut Paragraph 146 das Recht gegeben hätte, nach seiner Wahl deutsch oder polnisch zu klagen, die Sonderbestimmung getroffen, daß in einem solchen Falle deutsch geklagt werden müßte. Das ist mit vollem Rechte geschehen, und zwar, ohne daß auf irgend welche politische Hintergedanken zu schließen wäre, aus rein technischen Gründen. Wurde nämlich deutsch geklagt, so lag die Möglichkeit vor, daß die Gegenpartei genügend deutsch verstand, daß sie sich anstandslos vor Gericht verständlich machen konnte. Dann verlief der Prozeß glatt, und die Heranziehung von Dolmetschern mit allen ihren Unzuträglichkeiten war umgangen. Wurde dagegen polnisch geklagt, so war ohne weiteres, weil das Gericht nicht oder bestenfalls nicht eindringend genug polnisch sprach, die Notwendigkeit der schwerfälligen und unzuverlässigen Verhandlung mit Dolmetschern heraufbeschworen. Um einer solchen bedauerlichen Schererei zu entgehn, war es durchaus richtig, in diesem Sonderfalle, niemand zum Schaden aber unbedingt zum Vorteil der Sache, schlankweg Verhandlung in deutscher Sprache anzuordnen. Alle die Stellen, die Hubrich zur Stütze seiner Behauptung so gewichtig vorführt, und zwar unter Weglassung der ganz anders lautenden Vorschriften in den Paragraphen 146 und 154, liegen in der Sache selber und sind aus der Sache selber gezogne Bestimmungen. Ist das der Fall, und steckt in ihren Vorschriften über die Anwendung der deutschen Sprache nichts von politischer Mephistophelei,

nichts von Hinneigung zur Bevorzugung des Deutschen, so muß es schon, auch dem ärgsten Buchstabentüftler gegenüber, bei dem bleiben, was oben, und zum Teil unter Heranziehung wirklich drastischer Belege, ausgeführt ist. Es kann nichts andres gesagt werden, als daß Preußen in der hier besprochnen Periode der Sprachenfrage gegenüber völlig gleichgiltig gewesen ist.

Das ist nicht so geblieben.

Preußen hat in der Sprachenfrage eine Entwicklung erlebt, die sich nach schüchternen Anfängen gewaltig genug ausgewachsen hat, die freilich noch nicht zum Abschlusse gelangt ist, deren Ziel aber schon klar und sicher zu sehen ist.

Wie auch immer sich die preußische Regierung zu den Geistesregungen nach den Freiheitskriegen gestellt haben mag, sie hat sich doch ihren Einwirkungen nicht entziehn können. Die hohe volkstümliche, deutschtümliche Erregung von 1813 bis 1815 war nicht spurlos verflogen. Was in diesen Jahren als Grimm gegen den fremden Vergewaltiger wild nach außen emporgeschlagen war, das hatte sich etwa von 1820 an nach innen gewandt und da einen neuen Trieb gezeitigt. Nicht nur in der Burschenschaftsbewegung, in allen denkenden Köpfen des Volks gewann die Richtung, die zuerst Herder und die Romantiker gepflegt hatten, immer größern Einfluß. Immer weitere Kreise empfanden sich bewußt als Deutsche und begannen mit Stolz ihr Deutschtum zu betonen. Das drang auch in die Regierungszirkel ein. Damit war an der entscheidenden Stelle der Zweifel an der Richtigkeit der bisherigen Gleichgiltigkeit in der Sprachenfrage wach gerufen. Ihn gerade hier zu verschärfen und zu vertiefen, hat noch ein andrer Umstand mitgewirkt. Die preußische Regierung hatte allmählich böse Erfahrungen mit ihrer Zuvorkommenheit gegen die Polen gemacht. Diese hatten die Zugeständnisse an ihren Nationalismus, besonders die weitgehende Berücksichtigung ihres Idioms nur dazu benutzt, unter ihrem Schilde die großpolnische Idee neu zu beleben. Baldigst waren sie dazu geschritten, dieses milde, sie schützende Preußentum als Zwangsjacke hinzustellen, die sie am rechten Ausbau ihres Polentums hinderte. Schon gleich nach 1815 hatten sie dem Vertrauensmanne des Königs, dem Statthalter Fürsten Radziwill, ins Gesicht gesagt, ihr Land solle nur einen Staat im Staate bilden, und das auch nur bis zur Wiedervereinigung mit den übrigen Polen. Leute wie Kosinski und Morawski, die sich Gemäßigte nannten, hatten sich, wie freundlich! mit der Forderung begnügen wollen, daß 1. die Armee national sein und ausschließlich polnische Offiziere haben, 2. ein Provinziallandtag mit einem stehenden Ausschusse zur Wahrung der polnischen Rechte und einer Kommission zur Leitung des Schulwesens und Besetzung aller Ämter mit Eingebornen auf Vorschlag der Provinzialstände errichtet werden, 3. zwei Landsmannbeamte zu seiten des Königs zum unmittelbaren Vortrag über alle polnischen Angelegenheiten bestellt werden sollten. General Dombrowski dann hatte 1818 den Plan zu einer geheimen polnischen Verbrüderung in Posen entworfen. Im Jahre 1830 war es gar so weit gekommen, daß Preußen, um weiteres Unheil zu verhüten, sein halbes Heer unter seinem besten Feldherrn im Osten aufbieten mußte. Da trieb auch im Gerichtswesen die

inzwischen immer kräftiger entwickelte Abwandlung in der allgemeinen Grundauffassung der Sprachenfrage und ihrer Bedeutung für Volk und Staat ihre erste offizielle Blüte. Es ist die Verordnung vom 16. Juni 1834. Nach ihr mußte jedem in Posen polnisch gefaßten Gerichtsakte eine deutsche Übersetzung beigefügt werden. Vorangegangen war schon für das Verwaltungsgebiet ein aus demselben Sinne gebornes Regulativ über die Geschäftssprache der Administrationsbehörden in Posen vom 14. April 1832. Es ließ nur noch bei mündlichen Verhandlungen mit dem Publikum den Gebrauch der polnischen Sprache in alter, unbeschränkter Weise zu, wenn das der Betroffne wünschte. Beim schriftlichen Verkehre der Behörden mit Privaten war, wo es irgend anging, von Amts wegen nur das Deutsche anzuwenden, wo das unmöglich war, nicht etwa das Polnische, sondern auch das Deutsche, jedoch unter Beifügung einer polnischen Übersetzung. Beim Schriftwechsel der Behörden untereinander war grundsätzlich deutsch zu schreiben; nur den Bürgermeistern der kleinen Städte, den Woits, und den notorisch des Deutschen nicht kundigen niedern Geistlichen war neben den deutsch an sie ergehenden Verfügungen eine polnische Übersetzung beizufügen, auch durften sie sich bei ihren Berichten der polnischen Sprache bedienen. Mit diesen Bestimmungen hat, wie auch der Landtagsabschied für Posen vom 14. Februar 1832 bestätigt, zweifellos der deutschen Sprache im Osten ein Vorrang eingeräumt werden sollen, ist ihr damit auch gegeben worden.

Hubrich hat, soweit er den letzten vorstehenden Satz vertritt, unbedingt Recht. Jedoch, so rückhaltlos das einzuräumen ist, ebenso bestimmt muß sein Vorgehn, die Vorschriften von 1832 und 1834 mit denen von 1816 und 1817 in einen Topf zu werfen und dann mit den spätern zugunsten seiner Behauptungen über die Bedeutung der frühern Auslegungsvolten zu schlagen, kurzerhand zurückgewiesen werden. Wie die Verordnungen zeitlich ein halbes Menschenalter auseinander liegen, so grundverschieden ist der in den einen und den andern von ihnen herrschende Geist. Gneisenaus mächtiger Schatten steht nicht umsonst zwischen ihnen. Die Auffassung nach 1830 stellt sich nicht mehr auf den gleichgiltigen Standpunkt zur Sprachenfrage, der früherer Zeit eigen gewesen ist. Die Regierung und ihre Organe sehen eben in Preußen nicht mehr nur einen gewissermaßen abstrakten Staat, ein um seiner selbst willen und durch sich selbst bestehendes, von der Gründung auf irgend eine besondre Menschengruppe unabhängiges politisches Gebilde; sie haben begriffen, daß es ein Volksstaat ist, eine von dem Dasein eines bestimmten Volkes, des deutschen, abhängende und mit dem Dasein dieses Volkes stehende und fallende Weltgröße. Es ringt sich darum in ihnen die Empfindung empor, daß in diesem preußisch-deutschen Volksstaate um seines eignen Bestandes willen der deutschen Sprache eine besondre Pflege gewidmet werden müsse.

Die Bewegung, die mit den Verordnungen von 1832 und 1834 eingetreten war, ist nie wieder eingeschlafen. Einmal hat sie einen Rückschlag erlitten. Das ist durch die Kabinettsorder vom 15. Januar 1841 geschehen. Sie hob den oben besprochnen Paragraphen 150 der Verordnung vom 9. Februar 1817 auf und bestimmte, daß bei gleicher Beherrschung der deutschen und

der polnischen Sprache durch den Kläger dieser gemäß Paragraph 146 durch seine Wahl über das anzuwendende Idiom entscheiden sollte. Die aus warmherzigem, der juristischen Technik, der „ledernen Schreiberei,“ abholdem, ihr auch das sachliche Vollwort verschränkendem Empfinden entkeimte, offenbar durch persönliche Einflüsse des polnischen Hofadels gezeitigte Verordnung ist, wenn sie natürlich auch nicht gleich wieder widerrufen werden konnte, von einem kalten, ihre propolnische Ausbeutung dämpfenden Wasserstrahle gefolgt worden. Schon am 6. August 1841 hat der König im Landtagsabschiede für Posen den politisch nationalen Sondertreibereien der Polen eine scharfe Verwarnung erteilt. Die 1832 aufgenommene Sprachenpolitik hat dann wieder mit dem Gesetz vom 1. Mai 1843 einen weitern Schritt auf dem eingeschlagnen Wege getan. Damit wurde zunächst Paragraph 422 des Anhangs zur Allgemeinen Gerichtsordnung aufgehoben. Während dieser für die Aufnahme wendischer, laut Vorschrift deutsch niederzuschreibender Testamente die Zuziehung national wendischer Schulzen oder Gerichtsmänner und die Abhörung des Testators durch sie angeordnet hatte, beseitigte das Gesetz das schwerfällige Verfahren und erklärte die Zuziehung von zwei nur des Wendischen mächtigen Urkundszeugen für genügend. Daneben ordnete es noch an, daß bei Zivilverhandlungen mit Wenden die Zuziehung nur eines Dolmetschers und deutsche Protokollierung genügen sollten, während sonst laut Gerichtsordnung bei Verhandlungen mit Fremdsprachigen zwei Dolmetscher und zwei Protokolle nötig waren. In demselben Jahre erklärte dann noch der auf polnische Dreistigkeiten antwortende Landtagsabschied für Posen vom 20. Dezember 1843 kurz heraus, daß die deutsche Sprache allgemeine Geschäftssprache in der Monarchie sei. Wenig Jahre später bestimmte das Gesetz vom 3. Mai 1852, das Zusatzgesetz zur Schwurgerichtseinrichtung vom 3. Januar 1849, daß bei Verhandlungen vor den Geschwornen, falls einer von ihnen, ein Angeklagter oder ein Zeuge, des Deutschen nicht mächtig sei, ein Dolmetscher zugezogen werden müßte; es erklärte sogar in Übertretungssachen die Zuziehung eines Dolmetschers für überflüssig, wenn der Richter oder der Gerichtsschreiber die fremde Sprache beherrschte. Das waren Vorschriften von einschneidender Bedeutung. Schon das wäre, wenn weiter nichts geschehen wäre, von Belang gewesen, daß mit dem ganzen frühern schwerfälligen Verhandlungsgefüge von zwei Dolmetschern und zwei Protokollen aufgeräumt wurde. Es fand damit, besonders mit der Zulassung nur eines Protokolls, natürlich des deutschen, ideell die Überzeugung Ausdruck, daß vor preußischen Gerichten die maßgebende Sprache allein die deutsche, ihr gegenüber aber jede andre nebensächlich sein sollte. Das war jedoch nicht alles und nicht einmal das wichtigste. Sprach es das Gesetz auch nicht mit klaren Worten aus, so ergab doch seine Fassung ohne Zweifel, daß in den Hauptverhandlungen vor den Geschwornen und in Übertretungssachen die Verhandlungssprache allein die deutsche sein durfte. Damit war, wenn auch erst ohne positive, in zwingenden Worten ausgeprägte Verlautbarung und in beschränktem Umfange, die vollkommne Abkehr von der einstigen Gleichgiltigkeit des Staats gegen die Sprachenfrage grundsätzlich vollzogen und gesetzlich festgestellt. Ein seltsames Zusammentreffen: zu derselben Zeit, wo

Preußen den altüblichen Kuhfuß aufgab und entschlossen zur Zündnadel griff, rückte es auch von dem bei Gericht herkömmlichen Geplapper nach Oberkellnermanier ab und schritt dazu, dort mit Entschiedenheit der Zunge seines Volkstums zu pflegen. Dieselbe Richtung, nur in noch schärferm und weiter greifendem Maße, hatte die Strafprozeßordnung für die neuen preußischen Landesteile vom 25. Juni 1867. Sie bestimmte, daß nicht nur, wie das Gesetz von 1852 angeordnet hatte, in polizeigerichtlichen Strafsachen, sondern auch schon in der Voruntersuchung die Zuziehung eines Dolmetschers unterbleiben sollte, wenn beide Gerichtspersonen der Zunge des vernommnen Fremdsprachigen kundig waren; sie ließ in der Voruntersuchung die Protokollierung einer Aussage in fremder Sprache nur dann zu, wenn der Vernommene es ausdrücklich verlangte, oder der Richter es aus besondern Gründen für nötig hielt; sie schrieb endlich ausdrücklich vor, daß nötigenfalls fremdsprachige Schriftstücke ins Deutsche übertragen werden sollten. Ist hier im allgemeinen auch noch nicht unmittelbar ausgesprochen, daß vor Gericht in Preußen deutsch zu sprechen ist, so steht es doch schon ganz klar und unzweifelhaft zwischen den Zeilen, und in der Bestimmung über die fremdsprachigen Urkunden findet es schon den rechten Ausdruck im allein rechten Worte. Zum vollen Durchbruch ist die Überzeugung, der Grundsatz, daß in Preußen von Rechts wegen deutsch zu sprechen ist, im Gesetz vom 28. August 1876 gekommen. Dort heißt es in Paragraph 1: „Die deutsche Sprache ist die ausschließliche Geschäftssprache aller Behörden, Beamten und politischen Körperschaften des Staats. Der schriftliche Verkehr mit denselben findet in deutscher Sprache statt." Für Verhandlungen vor Gericht bestimmt dann Paragraph 4 noch im besondern, daß bei ihnen unter Beteiligung von Personen, die der deutschen Sprache nicht mächtig sind, ein beeidigter Dolmetscher zugezogen, ein fremdsprachiges Nebenprotokoll aber der Regel nach nicht aufgenommen werden soll. Um jedem Zweifel aus alter Gewohnheit vorzubeugen, hebt schließlich Paragraph 10 noch ausdrücklich die frühern, von diesem Gesetze abweichenden, oben vorgetragnen Bestimmungen über die Behandlung Fremdsprachiger im amtlichen und im öffentlichen Verkehr auf. Die allgemeinen Festsetzungen des Gesetzes haben wenig Jahre später für das gesamte deutsche Gerichtswesen noch schärfere Zuspitzung in fast staatsgrundgesetzlicher Fassung durch das Gerichtsverfassungsgesetz vom 27. Januar 1877 mit Giltigkeit vom 1. Oktober 1879 an gefunden. Dort heißt es kurz und bündig in Paragraph 186: „Die Gerichtssprache ist die deutsche." Zur Beleuchtung der bei dieser gesetzgeberischen Tat alle daran beteiligten Größen des öffentlichen Lebens durchdringenden Überzeugung, daß in Rechtsangelegenheiten Deutschlands deutsch gesprochen werden muß, sei noch ein Zug aus der Geschichte des Gesetzes angeführt. Aus der Mitte des Reichstags sind, natürlich von Polen, Anträge gestellt worden, in den ehemals polnischen Teilen des Reichs neben der deutschen Sprache die polnische für gleichberechtigt zu erklären, oder wenigstens die Führung eines Nebenprotokolls in polnischer Sprache ohne Einschränkung vorzuschreiben. Alles beides entsprach durchaus dem Rechtszustande, der früher in Preußen für richtig angesehen worden und auch noch lange, nachdem sich die Anschauungen in der Sprachen-

frage geändert hatte, in weiten Gebieten des Gerichtswesens giltig gewesen war. Alles beides ist rundweg im Reichstage verworfen worden. Der Satz „im deutschen Rechte deutsche Sprache“ hat seine derzeit letzte Prägung im Bürgerlichen Gesetzbuch und in dem Reichsgesetz über die Angelegenheiten der freiwilligen Gerichtsbarkeit vom 17. Mai 1898 gefunden. Dort in den Bestimmungen über die Formen der Testamentserrichtung, Paragraph 2240 ff., hier in den Paragraphen 8, 9, 175 und 179 des Gesetzes. Hier lautet es zunächst in Paragraph 8: „Auf das gerichtliche Verfahren finden die Vorschriften des Gerichtsverfassungsgesetzes über die Gerichtssprache ... entsprechende Anwendung“ und dann in Paragraph 175: „Über die Verhandlung muß ein Protokoll in deutscher Sprache aufgenommen werden.“ Dort heißt es in Paragraph 2240: „Über die Errichtung eines Testaments muß ein Protokoll in deutscher Sprache aufgenommen werden.“ Hier wie dort in ganz entschiedner Form die Feststellung des allgemeinen Grundsatzes „im deutschen Recht deutsche Sprache.“ Selbstverständlich sind für den Fall der Beteiligung Fremdsprachiger an den Verhandlungen weitere Bestimmungen zugefügt worden. Sie sind für freiwillige Handlungen und Testamente ihrem Sinne nach gleich. Es ist nämlich bei Personen, die der deutschen Sprache nicht mächtig zu sein erklären, zur Verhandlung ein Dolmetscher zuzuziehen; weiter auch ist diesen unter Feststellung ihrer Unkunde der deutschen Sprache das Protokoll in ihre Zunge zu übersetzen, wozu noch bei Testamentserrichtung für Richter oder Notar die Pflicht tritt, die Übersetzung als Anlage zum Protokolle zu nehmen. Das sind die Regelsätze. Als Ausnahme von ihnen ist erlaubt, daß im Falle der Beherrschung der fremden Sprache durch alle Mitwirkenden kein Dolmetscher zugezogen zu werden braucht, daß auch in diesem Falle bei Testamentserrichtung das Protokoll, das übrigens bei Handlungen freiwilliger Gerichtsbarkeit bedingungslos und allein deutsch bleibt, in der fremden Sprache aufgenommen werden muß, wobei eine deutsche Übersetzung als Anlage dem Protokolle zugefügt werden soll. Den Anordnungen für die Verhandlungen freiwilliger Gerichtsbarkeit in den Paragraphen 9 und 179 des Gesetzes, wenn sie auch ihrem praktischen Ergebnisse nach nicht von den Bestimmungen der Zivilprozeßordnung und des preußischen Gesetzes vom 28. August 1876 abweichen, mangelt, wie Amsberg in seiner Dissertation „Geschichte, Bedeutung und Dogmatik der Gerichtssprache usw.“ bezüglich des Paragraphen 179 richtig hervorhebt, die theoretisch scharfe Hochhaltung der deutschen Sprache. Das braucht nicht tragisch genommen zu werden; denn auch in diesem Gesetz ist vor allem die Grundregel „in deutschem Rechte deutsche Sprache“ fest und unantastbar ausgedrückt worden. Das ist die Hauptsache. Gar keine Veranlassung liegt übrigens vor, wegen der weniger scharfen Fassung beider Paragraphen Erwägungen de lege ferenda anzustellen. Die Bestimmungen in ihnen, die bei Weglassung eines Dolmetschers Verhandlung in fremder Sprache zulassen, sind nur eine Anweisung für den innern Dienstbetrieb. Jederzeit hat somit der Justizminister das Recht, im Dienstaufsichtswege die Gerichte und die Notare anzuweisen, daß sie von der ihnen in diesen Paragraphen gegebnen Befugnis keinen Gebrauch machen. Bedingungslos muß dann von ihnen und vor ihnen, wenn ein Beteiligter hartnäckig nicht deutsch verstehn will, ein Dolmetscher

beigezogen und muß weiter laut Gesetz allein deutsch verhandelt werden. Nicht viel anders steht es mit den ähnlichen Bestimmungen über die Berücksichtigung von Fremdsprachigkeit bei Testamentserrichtung. Auch hier kann der Justizminister, wie der umfangreichere Wortlaut des Paragraphen 2245 des Bürgerlichen Gesetzbuchs noch klarer als die Paragraphen 9 und 179 ergeben, die obige Anweisung mit demselben Recht und mit demselben Erfolg erteilen (vgl. Planck, Bürgerliches Gesetzbuch, Paragraph 2245 Note 4). Liegt die Sache so, hängt die völlige Ausmerzung jedweder Möglichkeit fremdsprachiger Verhandlung, sogar bei Aufnahme letztwilliger Anordnung, bei einem Vorgange also, für dessen Feststellung in der Muttersprache des Verfügenden Gründe von hoher ethischer Bedeutung sprechen, nur von einem keiner Begründung bedürfenden Ministerialerlasse von kaum drei Zeilen ab, so liegt darin der krasse Beweis dafür, wie sehr diese Bestimmungen von der Gesetzgebung der letzten Jahre als streng umrissene, nur aus besondern Erwägungen zugelassene Ausnahmen von der allbeherrschenden Grundregel begriffen worden sind. Bei einer solchen, zum Überflusse auch noch durch Artikel 86 Paragraph 1, XX des preußischen Ausführungsgesetzes zum Bürgerlichen Gesetzbuche mit seiner Ansetzung höherer Kosten für Beurkundung eines fremdsprachigen Rechtsgeschäfts entscheidend gestützten — Betrachtung der eben erörterten Gesetzesstellen werfen gerade sie ein blendendes Licht auf die überraschend schnelle, schon nahe ans Ziel gelangte Entwicklung der Sprachenfrage in letzter Zeit. Das Bürgerliche Gesetzbuch sowohl wie das Gesetz über die Angelegenheiten der freiwilligen Gerichtsbarkeit, des genannten preußischen Ausführungsgesetzes vom 20. September 1899 gar nicht zu gedenken, sind vom Zentrum als der maßgebenden Partei der Volksvertretung aus der Taufe gehoben worden. Windthorst, das will sagen der Zentrumsmann in Reinkultur, ist noch im Jahre 1876, bei der Beratung des Gerichtsverfassungsgesetzes, für eine Regelung der Sprachenfrage vor Gericht nach dem Muster der um 1800 in Preußen giltigen Anschauungen und Anordnungen eingetreten. Kaum zwei Jahrzehnte später hat das Zentrum selber, dem doch nichts weniger vorgeworfen werden kann als Deutschtümelei, die von ihm einst durchaus gebilligte Stellung seines gepriesenen Wortführers nicht mehr zu halten gewagt, hat es sich vielmehr, eben mit der Durchbringung der hier in Rede stehenden Gesetzesstellen, von ihm lösen zu müssen gemeint, hat es sich auch, gleichgiltig, ob gern oder ungern, zu dem Satze bekannt: Bei deutschem Rechte deutsche Sprache. Das ist ein Geschehnis, das von der im deutschen Volke unwiderstehlich mächtig gewordnen Grundanschauung über die Sprachenfrage in seinem Kulturbereiche unanzweifelbares Zeugnis gibt. Wenn so was geschieht am grünen Holz! Dem sei nur noch eins hinzugesetzt, die Begründung, die die Motive zum Bürgerlichen Gesetzbuch dem Paragraphen 2240 gegeben haben. Sie lautet: „Der große Grundsatz, daß vor einem deutschen Richter oder Notare in deutscher Sprache zu verhandeln ist, muß, wie er sich in Paragraph 186 des Gerichtsverfassungsgesetzes findet, in Ansehung der Errichtung letztwilliger Verfügungen gleichfalls zur Geltung gebracht werden. Eine nationale Pflicht und Ehrensache ist es, auch hier an der deutschen Sprache festzuhalten.“

Die Entwicklung, die Preußen in der Gerichtssprachenfrage durchgemacht hat, liegt als ein gewaltiges Stück deutscher Kulturgeschichte offen vor Aller Augen. Es wäre sicherlich nicht unbillig, von den Polen zu erwarten, daß sie die Tatsache anerkennten und sich den daraus ergebenden Folgerungen wenigstens nicht völlig verschlössen. Nichts ist — ein Beweis übrigens für die polnische Unfähigkeit zu kühl sachlicher, mit der Zeit rechnender, also Dauer versprechender Politik — weniger der Fall. Sie behaupten vielmehr ausnahmlos mit einer gegenüber den Tatsachen kaum glaublichen Verstocktheit, daß von Preußen allen ihren Angehörigen nationale Sonderrechte, insbesondre der unwandelbare Gebrauch ihrer Sprache verfassungsrechtlich zugesichert sei. Mit einer Dreistigkeit, die geradezu als Verhöhnung des preußischen Staats erscheint, hat der Polenführer Niegolewski das in seinem berüchtigten Antrage im Abgeordnetenhause vom 22. April 1861, drei Monate nach dem Regierungsantritte Wilhelms, zum Ausdrucke gebracht. Den Antrag sollten Deutsche nie vergessen. Deshalb sei er, daß er wieder weithin in Erinnerung gebracht werde, hier wörtlich wiedergeben. Er lautet: „Die preußische Regierung aufzufordern, dahin zu wirken, daß endlich wenigstens die nach dem positiven Völkerrecht garantierte territoriale Einheit des ehemaligen polnischen Gesamtstaats von 1772, sowie die den Polen innerhalb dieser Grenzen zustehenden nationalen und politischen Rechte zur vollen Geltung und Ausführung gelangen, und daß dieselben nicht fernerweit willkürlich von den verpflichteten Mächten verkümmert werden."

Das positive Völkerrecht, auf das sich die Polen zur Stütze ihrer nationalen Pläne beziehen, sollen die Abmachungen des Wiener Kongresses sein. Mögen sie einmal näher besehen werden.

(Fortsetzung folgt)



Kronprinz Friedrich und Ernst Curtius

Von Otto Kaemmel

(Schluß)



Aber seine Tätigkeit neigte sich dem natürlichen Ende zu. General von Unruh, der schon seit Jahren kränkelte, gab am 31. Januar 1849 seine Stellung auf und wurde durch den Obersten Fischer, einen den aristokratisch-konservativen Kreisen fernstehenden Offizier von liberalen Anschauungen, ersetzt, der es als seine Aufgabe betrachtete, seinen Zögling „auf seine eignen Beine zu stellen." Indem dann der Prinz am 3. Mai 1849 in die Leibkompagnie des ersten Garderegiments zu Fuß eintrat und am 3. Juni als Premierleutnant mit der Führung der Kompagnie beauftragt wurde, schoben sich für ihn natürlich militärische Interessen und militärische Leistungen in den Vordergrund. In klarer Erkenntnis dieser notwendigen Veränderung schrieb Georg Curtius am 20. Juli

an seine Eltern: „Ernsts Einfluß auf ihn kann jetzt nicht so groß sein wie früher, obwohl dasselbe freundschaftliche Verhältnis besteht.“ Auch sehnte sich Curtius selbst nach seinen wissenschaftlichen Studien zurück, die er seit 1844 doch nur mit großen Unterbrechungen hatte betreiben können. Seine Teilnahme für die politischen Ereignisse dieser bewegten Monate ist aus den wenigen mitgeteilten Briefen, die wohl nur eine Auswahl aus den vorhandnen sind, nicht recht zu erkennen. Weder die Ablehnung der Kaiserkrone am 3. April, über die am Hofe des Prinzen von Preußen ganz sicher viel verhandelt worden ist — gab er doch der Kaiserdeputation am Abend des entscheidenden Tages eine Soiree —, noch der schleswig-holsteinische Krieg wird erwähnt. Die Unionspolitik, die mit der Proklamation des Königs vom 15. Mai eingeleitet wurde, verfolgte Curtius nicht ohne Hoffnung (16. Mai); Radowitz, den eigentlichen Unionsminister, hörte er gelegentlich reden, und von der blind-legitimistischen „Camarilla“ wollte er nichts wissen. Als er am 27. August mit dem General von Gerlach, dem Präsidenten von Gerlach und Bethmann-Hollweg einer Taufe im Hause des Kabinettssekretärs Markus Niebuhr beigewohnt hatte, schrieb er: „Mir wurde vor schwarz und weiß ganz grau zumute.“ Auch „sein Prinz“ begann eine gewisse Selbständigkeit des politischen Urteils zu zeigen. Den General Gerlach, der ihm am 3. Mai beim Regimentsessen sagte, er beneide ihn um seiner Jugend willen, da er wohl noch das Ende des „absurden Konstitutionalismus“ erleben werde, überraschte er peinlich durch die trockne Entgegnung: „Es müsse doch eine Volksvertretung sein.“ (Denkwürdigkeiten aus dem Leben Leopolds von Gerlach I, 318/19.)

Noch einen großen Dienst leistete Curtius dem Prinzen. Schon im September 1848 hatte er den Vorschlag gemacht, ihn nach Bonn zu schicken, „damit er nicht zu sehr in brandenburgischer Familientradition aufwachse.“ Der Mutter, „der ersten preußischen Fürstin, die ihren Sohn dem deutschen Vaterlande erzogen hat,“ war das ganz nach dem Sinne, aber da noch kein preußischer Thronfolger eine Universität besucht hatte, im Unterschiede von den Prinzen andrer deutscher Dynastien, so gelang es erst ein Jahr später mit Hilfe des Obersten Fischer, die Erlaubnis durchzusetzen. Am 18. Oktober 1849 wurde Prinz Friedrich mündig gesprochen und feierlich in den Schwarzen Adlerorden aufgenommen; am 7. November traf er mit Curtius und seinem militärischen Begleiter in Bonn ein und bezog die Wohnung des Kurators im Universitätsgebäude, dem alten Residenzschlosse der Kurfürsten und Erzbischöfe von Köln.

In Bonn hatte Curtius nur noch die Aufgabe, den Prinzen in die Studien und in den Verkehr mit Professoren und Studenten einzuführen. Die unbefangne Liebenswürdigkeit und der natürliche Takt Friedrichs erleichterten ihm diese Aufgabe sehr. Er fand sich leicht und mit guter Laune in die ihm ganz neuen Verhältnisse hinein, besuchte gewissenhaft seine juristischen und historischen Kollegien, setzte sich mitten unter die Studenten, gab kleine Gesellschaften, verkehrte gern mit den Professoren und kneipte zuweilen mit den Borussen. Fast immer trug er Zivil und begegnete allen mit gleichmäßiger

Freundlichkeit; aber wer sich dadurch verleiten ließ, den Prinzen in ihm zu vergessen, der konnte unter Umständen eine scharfe Abfertigung erleben. Von den damals außer ihm in Bonn studierenden drei Prinzen trat ihm Friedrich von Anhalt-Dessau am nächsten; aber als der begabteste erschien Curtius Prinz Georg von Sachsen (der gegenwärtige König), „leicht beweglich und gewandt, von sehr angenehmem Äußern, viel fragend und wohl unterrichtet."

Noch einmal verlebte Curtius das Weihnachtsfest mit seinem Prinzen zusammen, diesesmal im Schlosse zu Koblenz, beim Vater, dem Prinzen von Preußen, der am 15. September 1849 zum Generalgouverneur von Rheinland und Westfalen ernannt worden war und nun dort seinen Sitz nahm. Mit dem Ende des Wintersemesters im März 1850 legte Curtius sein Amt nieder und ging nach Berlin zurück, um sich ganz seiner akademischen und wissenschaftlichen Tätigkeit zu widmen.

Während der nächsten beiden Jahre, die Prinz Friedrich noch in Bonn blieb (bis Ostern 1852), bildete sich in Koblenz, wohin am 17. März 1850 auch die Prinzessin Augusta übergesiedelt war, der kleine Hof seines Vaters, der in der preußisch-deutschen Geschichte dieses Jahrzehnts eine so merkwürdige Stelle einnimmt, denn an ihm ist nicht wenig von dem, was die Wiedergeburt Deutschlands seit 1858 eingeleitet hat, vorbereitet worden. Im bewußten Gegensatz zu dem Ministerium Manteuffel empfand Prinz Wilhelm mit seiner Umgebung (General von Griesheim, G. von Alvensleben, Roon, Oberst Fischer) „die rettende Tat" von Olmütz als eine schwere Demütigung Preußens, und er richtete seinen Blick unverwandt auf die Zusammenfassung des außerösterreichischen Deutschlands unter preußischer Führung, deshalb auch auf die Neubildung der preußischen Armee, während er sich zugleich mit ehrlicher konstitutioneller Gesinnung durchdrang. Wenn für diese auf ein bestimmtes Ziel gerichtete Politik, die für das, was Preußen in und für Deutschland zu erstreben hatte, wahrlich nicht erst der Belehrung durch einen Minister bedurfte, noch ein Beweis nötig wäre, so würde er durch des Prinzen höchst merkwürdige Denkschrift vom 20. Februar 1851 erbracht werden.*) Es war die Zeit, wo Augustas Einfluß am stärksten war. In den Familienbeziehungen zu dem parlamentarischen England und zu dem liberalen Baden darf man vor allem ihre Hand erkennen, im „Preußischen Wochenblatt" fand diese Richtung ihr Organ.

Daß sich Prinz Friedrich im nahen Bonn solchen Einflüssen nicht entziehen konnte, liegt auf der Hand; er war von Jugend auf in dieser Richtung geleitet worden, und sie entsprach auch der Anschauung seines Erziehers Curtius. Mit ihm blieb er fortwährend in brieflicher Verbindung. Er be-

*) Zum erstenmal mitgeteilt von H. von Poschinger, Preußens auswärtige Politik 1850 bis 1858. Unveröffentlichte Dokumente aus dem Nachlasse des Ministerpräsidenten Otto Freiherrn von Manteuffel. Drei Bände. Berlin, Mittler und Sohn, 1902, im I. Bande 107 ff. Der Herausgeber hat diesesmal seine Dokumente ohne Zwischentext, einfach nach der Zeitfolge geordnet, zusammengestellt und damit eins der allerwichtigsten Quellenwerke für diese Zeit geschaffen. Eine Tabelle bringt dann die Schriftstücke übersichtlich nach den Verfassern geordnet, und ein ausführliches Namenverzeichnis am Schluß erleichtert die Benutzung des ungeheuern Materials.

richtete ihm über seine Kollegien, die er meist gewissenhaft ausarbeitete, hob dabei vor allem den Einfluß hervor, den der Staatsrechtslehrer und Historiker Klemens Theodor Perthes, Roons Freund, in immer steigendem Maße auf ihn gewann, schilderte befriedigt, wie er gerade im letzten Studienwinter (1851/52) in seiner innern Entwicklung „wacker vorwärts schreite," wie ihm „die Schuppen von den Augen fielen." Dagegen ließ Curtius, der gleich im ersten Briefe (Mitte März 1850) schrieb: „Gebrauchen Sie mich, so bin ich Ihnen immer mit allem, was ich bin und kann, zu Diensten, so oft Sie ein freies, einfaches Wort hören wollen," gelegentlich noch Ermahnungen einfließen, wie die, er möge sein Herz von allen Kleinlichkeiten und Äußerlichkeiten frei machen, mit männlichem Ernst und voller Kraft seine Lebensaufgabe an jedem Morgen neu beginnen, oder die andre (20. März 1851): „Lassen Sie keinen Morgen zum Abend werden, ohne etwas Bestimmtes und Bedeutsames gelernt, ohne einen Grundsatz Ihres Lebens neu befestigt, ohne einem Ihrer Mitmenschen etwas Gutes erwiesen zu haben." Oder er ruft ihm (Januar 1852) das männlich offne Wort zu, „daß ein Fürst um so gerechtern Anspruch auf die Ehrfurcht seiner Untertanen hat, je mehr er selbst denen Pietät und Treue beweist, welchen er sich zur Dankbarkeit verpflichtet glaubt." Als das Studium des Prinzen zu Ende ging, hielt er ihm (30. Dezember 1851) den Satz vor: „Alle Charakterbildung beginnt damit, daß man weiß, was man unter keinen Umständen tun werde. Ist man sich darin klar und sicher, dann wird das, was man in einzelnen Fällen zu tun hat, auch klar werden, dann bildet sich auf fester Grundlage ein fester männlicher Wille." Auch über politische Fragen fiel manches offne Wort. Als im November 1850 der Kampf um die Union bevorzustehn schien, der König sein Heer unter Waffen gerufen hatte, da schrieb Curtius am 15. November: „Der entscheidende Moment naht unwiderruflich: entweder sinkt Preußen durch Schwäche und Unentschlossenheit von der halberstiegnen Stufe einer Großmacht herunter zu einem fremden Einflüssen untergeordneten Staate, oder es muß zu seiner Ehre und zur Rettung des protestantischen und verfassungsmäßig geordneten Deutschlands den Kampf wagen, um seinen historischen Beruf zu erfüllen und der Kern eines neuen Deutschlands zu werden," und nach Olmütz am 30. Dezember 1850: „Wie gern wüßte ich, wie Ihnen zumute ist in diesen Tagen, die allen Deutschen, die nicht Österreicher sind, schwer aufliegen: einem Prinzen aus dem Geschlechte der großen Kurfürsten und Könige müssen sie doppelt und dreifach schwer sein." Der Prinz erwiderte unter demselben Datum aus Koblenz angesichts der „freien" Dresdner Konferenzen, aus deren endlosen Verhandlungen endlich die einfache Wiederherstellung des Bundestags mit allen seinen Mängeln hervorging: „Ich glaube immer, daß über kurz oder lang durch das Schwert endlich die Entscheidung herbeigeführt werden wird, wenn dasselbe energisch geschwungen werden kann." Wie warm der Prinz an seinem frühern Erzieher hing, das bewies seine herzliche Teilnahme an dessen häuslichen Freuden und Leiden: seiner Vermählung mit Auguste Besser (22. März 1850), der Geburt seines Sohnes (7. Juli 1851), der nach seinem Paten, dem Prinzen, den Namen erhielt, dem raschen Tode

der Frau (10. August), dem Tode seiner alten Mutter, deren Friedrich sich mit „Verehrung und Hochachtung“ erinnerte (28. Januar 1851).

Mit der Rückkehr des Prinzen nach Berlin zu Ostern 1852, die beide wieder einander räumlich näher brachte, wurden die Briefe begreiflicherweise seltener, die Gelegenheit zu persönlicher Begegnung häufiger. So erschien der Prinz am 12. Februar 1853 zur Feier der Vermählung von Curtius mit Klara Reichhelm und brachte selbst den Trinkspruch auf das Paar aus. Die aus diesen Jahren sonst mitgeteilten wenigen Briefe beziehen sich meist auf Familienangelegenheiten oder sonstige persönliche Dinge; ausführlich schreibt Curtius an den Prinzen am 20. März 1856, um ihm mitzuteilen, daß er den Ruf nach Göttingen angenommen habe, nachdem das preußische Kultusministerium zu spät Neigung und Mittel gefunden habe, seine berechtigten Ansprüche in Berlin zu befriedigen; doch bleibe er ein „guter Preuße,“ bleibe dem Prinzen „mit unverbrüchlicher Treue verbunden“ und werde, wenn man in Preußen einmal seiner Dienste bedürfen sollte, „gereiftere Kräfte und größere Erfahrungen anbieten“ können. Von nun an werden die Briefe wieder häufiger, aber die Reihe ist unvollständig, denn der Prinz nimmt nicht selten auf Briefe seines Lehrers Bezug, die sich in dieser Sammlung nicht finden. Gelegenheit zu brieflichen Mitteilungen ergab sich um so mehr, als diese Jahre für Friedrich sehr bewegte waren. Damals verlobte er sich 1855 mit Viktoria von England, er war 1856 in Moskau zur Krönung Alexanders des Zweiten, er begrüßte — nicht ohne Widerwillen — Napoleon den Dritten in Paris und berichtete über seine Eindrücke sehr offen an Curtius, denn diesem gegenüber ließ er sich mit Bewußtsein „gehn.“ Curtius wiederum widmete ihm damals „in Treue und Ehrerbietung“ seine Griechische Geschichte, sein Lebenswerk, deren erster Band im Oktober 1857 erschien. Wenig Tage nachher, am 9. Oktober, mußte ihm der Prinz die schwere Erkrankung des Königs melden, die seinen Vater zunächst zur Stellvertretung berief. Unter so ernsten Umständen vollzog er am 25. Januar 1858 seine Vermählung in der Kapelle des St. Jamespalastes zu London und zog am 8. Februar in Berlin ein. Zu dieser glänzenden Feier Curtius einzuladen verzichtete er, weil „wir während jener Tage so gut wie nichts voneinander haben würden.“ Erst im März kam Curtius zum Besuch des jungen Paares nach Berlin. „Die junge Prinzessin, schrieb er am 30. März seinem Bruder, ist eine kleine gescheite Person, einfach und natürlich in ihrem Wesen, munter und frisch. Sie hat schöne, kluge Augen, und der Schwiegervater sagte mir sehr naiv, er könne selbst noch viel von ihr lernen.“ Das Glück des Paares vollendete die Geburt eines Sohnes, des jetzigen Kaisers, am 27. Januar 1859, und ein Jahr danach, am 18. Januar 1860, schrieb der Prinz an Curtius voller Vaterfreude über seinen „herzigen Jungen, der als Einjähriger mit jedem Tage neue Beweise der Entwicklung seines kleinen Verstandes gibt.“

Aber auch die Hoffnung, daß der neue Hof ein Mittelpunkt regen geistigen Lebens und geistiger Interessen werden möge, erfüllte sich. Der Privatsekretär des jungen Paares war von Anfang an Ernst von Stockmar aus Koburg (geb. 1823), der gründlich und vielseitig gebildete, uneigennützige pflichttreue

Sohn Christian von Stockmars, „das erste Exempel eines wissenschaftlich gebildeten Sekretärs am preußischen Hofe,“ „der einzige, der daselbst die höhern Interessen vertritt,“ wie Curtius schrieb, und in dieselbe Stellung war schon im Oktober 1857 bei der Prinzessin Augusta sein eigner Zögling Johannes Brandis (geb. 1830) eingerückt, einer der Begründer der altorientalischen Forschung in Deutschland. So fehlte es niemals an Anregung. Schon bei Curtius erster Anwesenheit im März 1858 hielten Gneist und J. G. Droysen Vorträge vor dem Prinzregenten und den Seinigen, der eine über Tocqueville und die Veranlassungen der französischen Revolution, der andre über seine Arbeiten in preußischen Archiven, woran sich „eine sehr ungezwungne, lebhafte Unterhaltung“ schloß. Auch literarische Themata behandelten Prinz und Prinzessin Friedrich gern, sie ließen sich Shakespeares Macbeth vortragen, sie genossen Lessings Nathan „unbeschreiblich,“ sie begeisterten sich für Kaulbachs Wandgemälde im Neuen Museum, vor allem für das damals (1860) eben entworfne Zeitalter der Reformation. So fiel es Curtius nicht schwer, den Prinzen für seine eignen wissenschaftlichen Pläne zu interessieren. „Er war bereit, für die neue Dotierung des römischen Instituts seinen Einfluß sofort geltend zu machen, und auch für meinen Plan, preußische Schiffe zu antiquarischen Untersuchungen in Griechenland und Kleinasien zu benutzen, fand ich günstiges Gehör.“ (30. März 1858.)

Freilich schien die Zeit wenig angetan zu weitaussehenden Unternehmungen dieser Art. „Die Gegenwart befriedigt niemand, sagt Curtius in demselben Briefe, es ist eine schauerliche Leere, und nur durch schwere Zeiten, welche zu Entschlüssen zwingen, das fühlt man, kann es besser werden.“ Da übernahm Prinz Wilhelm nach dem königlichen Erlaß vom 7. Oktober 1858 die Regentschaft „mit alleiniger Verantwortung gegen Gott“ und berief das liberale Ministerium Hohenzollern. In glücklichster Stimmung schrieb Curtius am 18. November darüber an seinen Bruder: „Wer konnte sich früher denken, daß der Prinz von Preußen derjenige Fürst sein würde, der zuerst aus freiem Antriebe und eigenstem Entschlusse ein liberales Ministerium bildet, der die große intelligente Mehrheit des Landes als maßgebend anerkennt. — Mich freut es namentlich für meinen jungen Prinzen, daß er nicht unmittelbar aus dem frühern Regiment oder einem dem ähnlichen Reaktionsschlendrian zur Übernahme der Regierung berufen wird. Wie schön löst nun der Prinz das Wort, das er mir zu Ostern sagte, er wolle seinem Sohne die Bahn ebnen und ein ehrliches Verfahren wieder in Preußens öffentliche Zustände einführen.“ Denn weder der Regent selbst, der schon die Sechzig überschritten hatte, noch irgend jemand sonst erwartete damals etwas andres, als daß seine Regierung der Übergang zu der seines Sohnes sein würde. Dann konnte sich der Geist, worin dieser von der Mutter erzogen worden war, vollständiger entfalten als damals, wo Augusta selbst bekannt hat, wenn sie dem Prinzen einen Wunsch äußere, tue er gewiß das Gegenteil, wo dieser, wie Otto von Manteuffel noch von der Zeit der Stellvertretung berichtet, „sich seine Selbständigkeit zu wahren wußte.“ Nur auf die Bildung seiner Umgebung übte sie Einfluß.

Auch der Prinz Friedrich fühlte sich mächtig gehoben durch seine neue

Stellung, durch das Vertrauen, das ihm der Vater schenkte, indem er ihn zu den Sitzungen des Staatsministeriums zuzog (8. Januar 1859). Freilich stellte das Jahr 1859 den Prinzregenten auf eine schwere Probe, da die stürmisch erregte Volksstimmung namentlich in Süd- und Mitteldeutschland das Eintreten des Deutschen Bundes, also auch Preußens für Österreich forderte, während dieses doch Preußen jedes Zugeständnis verweigerte. Auch Curtius fürchtete vor allem die Übermacht Frankreichs und hatte kein Vertrauen zu dem liberalen Ministerium (28. Juli 1859), verteidigte aber möglichst die meist hart angefochtne, ja verurteilte Politik Preußens. Mit Zuversicht erfüllte ihn wieder die feste Haltung, die der Prinzregent in Baden-Baden, zum erstenmal umgeben von fast allen deutschen Fürsten, im Juni 1860 gegenüber Napoleon dem Dritten gezeigt hatte, und er war hoch erfreut über einen eigenhändigen (leider hier nicht mitgeteilten) Brief des Prinzen aus Wildbad, worin „dieser sein ganzes Regierungsprogramm charakterisierte" und „bescheiden aber zuversichtlich von dem »kleinen Siege sprach, den er in Baden gewonnen« habe, obwohl bei dem bekannten Charakter »des momentanen Herrschers in Frankreich« eine eigentliche Sicherheit nicht vorhanden sein könne." Besonders erhebend wirkte dann auf ihn die persönliche Teilnahme des Regenten an der fünfzigjährigen Jubelfeier der Berliner Universität im Oktober 1860. „Ich kann aus vollem Herzen bezeugen, daß die Anrede des Regenten an die Abgeordneten der deutschen Universitäten das Gelungenste von allem war. Man hatte überhaupt den Eindruck von einem Staate, in welchem Fürst und Volk zusammenstehn, und in welchem alle Bedingungen einer stetig wachsenden Größe vorhanden sind, einen Eindruck, wie er begreiflicherweise in diesem Augenblicke nur in Berlin gewonnen werden kann" (19. Oktober 1860).

So begrüßte er mit froher Zuversicht den Thronwechsel des 2. Januars 1861, der seinen Zögling zum Kronprinzen erhob. Curtius Glückwunsch war der erste Brief, der diesem unter dem neuen Titel überbracht wurde, und mit Stolz sah der Sohn zu dem erprobten Vater empor, während er von sich selbst schrieb: „Meine neue Stellung hat mich von der Trauerstunde, die meinem Vater die Krone auf das Haupt drückte, so lebhaft an meine heiligen Verpflichtungen gemahnt, wie die frühern reichen Hinweisungen auf meine Aufgabe noch nie zuvor. — Mir kommts vor, als sei ich im letzten Vierteljahre gereifter, klarer, auch vorurteilsfreier geworden" (3. Februar 1861). Königin Augusta aber, mehr gedrückt als gehoben von der neuen Stellung, „zu der ich die ausreichenden Kräfte vermisse," dankte Curtius für den Einfluß, den er auf die Erziehung ihres Sohnes ausgeübt habe (27. Februar 1861). Das neue Regiment erfüllte ihm denn auch unter eifriger Mitwirkung des Kronprinzen einen längst gehegten Herzenswunsch. Am 2. Juli 1861 konnte ihm der Kronprinz mitteilen, daß die Mittel für eine gründliche Untersuchung der Akropolis aus dem Dispositionsfonds bewilligt seien, und im Frühjahr 1862 ging Curtius selbst mit einem ganzen Stabe von Gelehrten und Offizieren nach Athen.

Schon bei seinem letzten Aufenthalt in Berlin während des Januars hatte er dort „Verwirrung und Schwanken" bemerkt, der „Konflikt" war da.

Mit der alten Unfähigkeit des liberalen deutschen Bürgertums, Machtfragen zu begreifen, geschweige denn die Macht selbst zu ergreifen, versäumte damals die liberale Partei Preußens die unwiederbringliche Gelegenheit, durch Bewilligung der für ihre eignen nationalen Ziele unbedingt notwendigen Heeresreform ihre Macht dauernd zu befestigen, die Regierung König Wilhelms, die für sie so verheißungsvoll begonnen hatte, in ihrem Sinne zu lenken. Schon im März 1862 berief der König, der doch selbst gestand, „daß ihm nach den roten Republikanern keine Leute so verhaßt seien, wie die Kreuzzeitungsleute" (Curtius, 13. Januar 1862), das schon konservativ gefärbte Kabinett Hohenlohe, und im September stellte er nach schwerem innerm Kampfe einen Kreuzzeitungsmann, Otto von Bismarck, an die Spitze des Ministeriums. So geriet der Kronprinz in die schwierigste Lage. Von der Notwendigkeit der Heeresreform war er gerade so gut überzeugt wie der König (an Curtius 3. Februar 1861), aber durch seine ganze Erziehung und durch seine Charakteranlage war er für die liberale Staatsauffassung gewonnen worden („er war sehr menschenfreundlich und aus Menschenfreundlichkeit liberal," urteilte später einmal Fürst Bismarck); durch den Einfluß seiner jungen Gemahlin, seines Schwiegervaters und Stockmars wurde er in dieser Auffassung noch mehr befestigt.*) Der Gedanke, mit der im Landtage vertretnen gebildeten Mehrheit seines Volks in Kampf zu geraten, war ihm schrecklich, und nur als Vorkämpfer des liberalen Prinzips sollte Preußen Deutschland leiten; jede Andeutung von Annexionen wies er weit von sich, und der Grundgedanke seiner auswärtigen Politik war das Einvernehmen mit England.

Es standen einander eben zwei Anschauungen vom Staate gegenüber, die hart politische, die das Wesen des Staats in der Macht, seine erste Aufgabe in der Selbstbehauptung sieht, deshalb auch eine möglichst starke Staatsgewalt will, und die aus der Bildung der Aufklärungszeit erwachsne, auch die Zeit unsrer klassischen Dichtung beherrschende individualistische, liberale, die die möglichste Freiheit des Einzelnen mehr vom Staate als im Staate verficht und in der Förderung der persönlichen Entwicklung, also auch der Kultur seinen Hauptzweck erkennt, deshalb eine möglichst ausgedehnte Teilnahme des Volks an der Regierung für selbstverständlich hält. Der edelste Staat wird natürlich der sein, der beide Aufgaben löst, und er war Curtius Ideal; aber in Zeiten der Krisis wie die damalige, wo das Fortbestehn der deutschen Nation auf dem Spiele stand, mußte die erste hinter der zweiten zurücktreten. Gewiß war es ein Verhängnis, daß die Grundlagen der deutschen Einheit im Widerspruch mit der großen Mehrheit der gebildeten Deutschen geschaffen werden mußten, aber das war nicht die Schuld des preußischen Königtums, sondern der mangelhaften politischen Schulung der Deutschen, die wieder in ihrem ganzen Entwicklungsgange begründet war, und es war unendlich wichtiger, der Nation eine brauchbare Gesamtverfassung zu geben, als den unklaren, widerspruchsvollen Strömungen ihrer Mehrheit zu folgen.

*) Daß sie durch solche Einwirkungen nicht erst in ihm begründet worden sei, betont mit Recht Philippson S. 297.

Daß er kein Staatsmann sei, hat der Kronprinz gerade in diesen Jahren des Konflikts bewiesen. Genau so wie die Liberalen glaubte er weder an die Dauer noch an die Leistungsfähigkeit des Bismarckischen Regiments, ja er sah in ihm eine Gefahr für die Krone, hat also den Kern des Gegensatzes gar nicht erfaßt; er hielt sich deshalb von jeder Einmischung möglichst fern, um, wenn das ihm widerwärtige Ministerium zusammenbrach, intakt vor sein Volk treten zu können. Nur einmal, am 5. Juni 1863 zu Danzig, sprach er sich in seiner Erwiderung auf die Anrede des Bürgermeisters Winter („des Bismarcks von Danzig," wie man ihn dort später nannte) öffentlich gegen die Preßordonnanzen vom 1. Juni als verfassungswidrige und ungesetzliche Maßregeln aus, zog sich aber dadurch den strengen Tadel des Vaters zu*) und hielt sich seitdem ganz im Hintergrunde; nur gegen Vertraute wie Curtius äußerte er sich offen, wie am 26. Juli 1863 über seine Danziger Rede. „Ich suche mich zu verkriechen, wie ich nur kann, schrieb er dann wieder am 1. November von Inverarey, einem Schlosse des Herzogs von Argyll im schottischen Hochlande aus, weil ich mit Bismarck nichts zu tun haben will und doch alles vermeiden muß, so lange es irgend geht, einen offnen Bruch mit der Regierung offiziell darzutun." Wie merkwürdig nun, daß der Gelehrte hierin viel richtiger urteilte als der preußische Thronfolger! Schon am 14. Oktober 1862 schrieb Curtius an seinen Bruder Georg: „Die Kammer hat das hohenzollernsche Königtum an seiner empfindlichsten Stelle, in seiner kriegsherrlichen Eigenschaft, zu beugen versucht. Das konnte nicht gelingen. Die Kammer hat die leidige Erbschaft ihrer Vorgängerin, das unselige Kompromiß [Bewilligung der vermehrten Heeresausgaben auf nur ein Jahr] mit seinen notwendigen Konsequenzen nicht übernehmen wollen. Sie war vollkommen im Rechte, aber dieser rücksichtslose Formalismus bringt die ganze Entwicklung Preußens auf lange Zeit, wie ich fürchte, in die bedenklichste Stockung, verleidet dem König seinen ehrlich gemeinten Anlauf zu verfassungstreuer Haltung, bringt den Gegensatz zwischen Heer und Volk zur gefährlichsten Spannung, ruft bei vielen, auch Unbefangnen, eine Abneigung gegen den Konstitutionalismus hervor und zwingt die Regierung in die gefährlichsten Bahnen hinein. Denn daß eine Rücknahme der neuen Organisation unmöglich sei, konnte niemand verkennen. Sich die zweijährige Dienstzeit von Wortführern der Kammer oktroyieren zu lassen, dazu läßt sich ein preußischer König nun einmal nicht bereit finden, und so lange die Person des Königs der Hauptfaktor im Staatsleben ist, muß man diese, wie sie ist, mit in die Rechnung hereinziehn." Er nahm den ganzen „Konflikt" überhaupt so wenig tragisch wie Bismarck. Als er zu Anfang April 1863 einmal wieder in Berlin war, fand er, daß man dort „unwillkürlich ruhiger" werde; er ging mit Sybel ebensogut um wie mit Graf Eulenburg und ließ sich vom Kronprinzen „die vergeblichen Bemühungen Bismarcks und Eulenburgs, seiner Zustimmung gewiß zu werden," auseinandersetzen. Jedenfalls gewann er die Überzeugung, „daß die Grundfesten des Staats noch nicht erschüttert" seien.

*) Siehe darüber das bekannte Kapitel „Danziger Episode" in Bismarcks Gedanken und Erinnerungen I, 316 ff.

Auch die schleswig-holsteinische Frage, bei der der Kronprinz von dem Standpunkte des fortschrittlichen Liberalismus ebensowenig loskam wie in der Beurteilung des „Konflikts," faßte Curtius viel klarer und zuversichtlicher als dieser auf. Während der Kronprinz anfangs keinen bessern Ausgang erwartete als 1850 (10. Dezember 1863), sprach Curtius schon am 16. Dezember die feste Hoffnung aus: „Schmählich verlaufen kann doch diese Bewegung nicht mehr," und er bezeichnete am 24. Januar 1864 die Absendung der großen schleswig-holsteinischen Deputation an die deutschen Fürsten, die damals durch Göttingen fuhr, als völlig zwecklos. „Viel wichtiger wäre gewesen eine aus den konservativsten Elementen bestehende Deputation nach Berlin, um vor dem König persönlich Zeugnis abzulegen, daß die Bewegung keine demokratische sei." Als er nach der Befreiung der Herzogtümer im Januar 1865 nach Berlin kam, schrieb er dem Bruder freudig: „Man fühlt, daß dort der ganze Schwerpunkt der deutschen Geschichte liegt. Hier wird gehandelt, hier werden große Ziele verfolgt, während überall sonst nur räsoniert und protestiert wird. Alle, auch die Exminister, auch die Mitglieder der Opposition, erkennen den ungeheuern Fortschritt an, daß Preußen wieder Macht hat und Machtbewußtsein. Es wird sich zeigen, wie nun der innere Kampf verläuft. So dunkel noch der Ausgang dieser Verwicklungen ist, so glaubt doch alles an die Zukunft Preußens. Die Freiheiten können zeitweilig verkümmert werden, eine dauernde Einbuße auf diesem Gebiet ist nicht zu besorgen; aber die Gelegenheiten, Macht zu gewinnen, gehn oft rasch und unwiederbringlich vorüber. Freuen wir uns, daß jetzt wenigstens das eine gewonnen ist, und die deutsche Geschichte aus träger Stagnation, aus einer unerträglichen Misere kleinstaatlicher Eifersüchtelei in neue Bahnen gelenkt ist." Auch dem Kronprinzen gegenüber betont er in seinem Glückwunschschreiben zum Neujahr 1866: „Auf Preußen beruht die ganze Zukunft des Vaterlandes"; den innern Konflikt freilich wünscht auch er im Sinne der „zu Recht bestehenden Ordnung" gelöst zu sehen, sonst bleibe Preußen trotz alles Waffenruhms schwach. Den Ausspruch des Königs von den „moralischen Eroberungen" eignet auch er sich an.

Die gewaltigen Erschütterungen des Jahres 1866 trafen Curtius ganz persönlich, denn im Juni erlebte Göttingen die bewegtesten Tage seiner Geschichte. Gerade hier jagten sich damals Nachrichten und Ereignisse in betäubender Hast. Am 14. Juni gegen Abend wurde die entscheidende Abstimmung am Bundestage gemeldet, bei der sich Hannover gegen die allgemeine Erwartung auf die Seite Österreichs gestellt hatte, am 15. Morgens gingen die letzten Truppen der kaiserlich königlichen Brigade Kalik durch, die Holstein vor den einmarschierenden Preußen räumte; am Abend kam die Nachricht, daß diese bei Harburg die Elbe überschritten hätten, noch in der Nacht trafen die ersten hannöverschen Bataillone auf dem Rückzuge in Göttingen ein, am Morgen des 16. König Georg, und ununterbrochen folgten nun die Truppen, die ihm, wenn sie die Weenderstraße entlang an seinem Quartier in der „Krone" vorüberzogen, mit klingendem Spiele salutierten. Noch an diesem Vormittag empfing er die Professoren der Universität. Erst am 21., als die völlig unvorbereiteten Truppen einigermaßen in schlagfertigen Zustand versetzt worden

waren, trat er „die abenteuerliche Anabasis ins preußische Gebiet“ an, die bei Langensalza ihr tragisches Ende fand. Auf welcher Seite Curtius mit seinen Sympathien und Wünschen stand, das verhehlte er niemand, aber die Universität schied sich in erbitterte Parteien, die sich so unversöhnlich gegenüberstanden „wie zwei Konfessionen.“ „Mich erfreut die Tatsache, daß ich auf der nationalen Seite im ganzen überall Ruhe, Besonnenheit, Klarheit, Mäßigung finde, während auf der andern Seite die unsterblichen Motive, die instinktartigen, blinden Triebe des Hasses usw. vorherrschen“ (3. August). An den Kronprinzen schrieb er in diesen Wochen mehrmals, doch ist leider keiner von diesen Briefen mitgeteilt worden, vielleicht auch nicht erhalten. Der Kronprinz antwortete zusammenfassend erst am 8. Dezember 1866 in einem langen Schreiben, das sicher zu den seltsamsten Dokumenten dieser bewegten Zeit gehört. Der Sieger von Königgrätz hatte an dem Errungnen weder eine rechte Freude, noch setzte er große Hoffnungen darauf. Der gewaltige Sommer von 1866 erschien ihm wesentlich als die Zeit, wo „unser teures, großes, deutsches Vaterland sich zerfleischte, und schließlich nach den blutigen Siegen unsrer Waffen nur ein Halbwerk zustande kam.“ Nicht einmal die Erreichung eines beabsichtigten Ziels wollte er in dem Ergebnis sehen. „Jetzt hat die Vorsehung Preußen plötzlich beim Schopfe erfaßt. Niemand trachtete ein Ziel zu erreichen, wie dasjenige, welches unser Waffenglück und der gesunde fernige Sinn der Bevölkerung uns zu erlangen ermöglichten. Zwar wird Bismarck als ein Halbgott angestaunt, der das alles vorher berechnet, aber mir werden so leicht keine Blender bereitet, und ich harre immer noch der wirklichen Lösung der deutschen Frage, die durch Preußens gegenwärtiges Verhalten wahrlich nicht erreicht werden wird.“ Es ist, als ob der preußische Thronfolger weder von dem klaren Bismarckischen Bundesreformplan, der am 10. Juni dem Bundestage vorgelegt wurde und das offen verkündete Programm seiner Politik bildete, noch von der französischen Einmischung, die allein die sofortige Ausdehnung der Reform auch über Süddeutschland hinderte, jemals etwas gehört hätte. Auch für den Ausgleich des Konflikts durch die hochherzige Bitte des siegreichen Königs um Indemnität hat der Sohn kein Wort. Die Annexionen erscheinen ihm nur als „eine traurige Notwendigkeit,“ doch verschließt auch er sich nicht der Einsicht, „was alles auf dem Spiele stand, wenn wir nicht siegten.“ Den Hannoveranern rechnet er es „hoch an, daß sie an ihrer vertriebnen Dynastie festhalten,“ obwohl er alle Demonstrationen in diesem Sinne für unnütz, ja für schädlich erklärt, und er bittet Curtius, ihm „in alter Vertraulichkeit“ „Winke über die Mißgriffe unsrer Beamten zukommen“ zu lassen, damit er vermittelnd eingreifen könne. Daß er seiner Trauer über den Tod seines Sohnes Sigismund, der am 18. Juni gestorben war, während der Vater schon im Felde stand, Ausdruck gibt, macht seinem Herzen Ehre, vermag aber den befremdenden Eindruck des Briefes nicht zu verwischen. Wie ganz verschieden stand doch Curtius diesen Dingen gegenüber! Am 15. März 1867 schrieb er dem Bruder: „Ich denke etwas nach Berlin zu gehn, um mich aus der alten in die neueste Geschichte zu stürzen und der Größe des Mannes zu huldigen, welcher die deutsche Geschichte vor dem Ausgang der griechischen bewahrt

hat.“ Auch andre Hoffnungen knüpfte er an die preußischen Erfolge. Als er am 16. Oktober mit dem Kronprinzen, der zum erstenmal nach der Katastrophe hannöverschen Boden betrat, von Göttingen nach Guntershausen fuhr, sprach er seinem „geliebten Zöglinge“ den Wunsch aus, „daß Preußen in seiner neuen Stellung sich auch auf dem Gebiete der Pflege von Kunst und Wissenschaft durch wohlgeleitete Unternehmungen bewähre, und er versprach mir, die neu anzuregende Expedition nach Olympia kräftig zu befürworten“ (an Lepsius 26. November 1867). Schon war damals seine Berufung nach Berlin angeregt worden; zu Michaelis 1868 siedelte er dahin über und erstieg damit die Höhe seines Lebens.

Um so mehr hatte er Gelegenheit, seinen Plan zu betreiben. Doch der Ausführung trat der Krieg von 1870/71 hemmend in den Weg. Daß Curtius mit ganzem Herzen bei der deutschen Sache war, versteht sich von selbst. Er findet „die Bücherstube unleidlich,“ und er freut sich, „des Kronprinzen Briefe zu lesen, von dem ich aus lauterster Quelle weiß, daß er sich als Feldherr ganz vortrefflich benimmt, und dessen einfache Briefe davon zeugen, daß er seine militärische Aufgabe in echt menschlicher Weise auffaßt und keinen Augenblick etwas andres sucht als den Frieden“ (31. August). Mehrmals gab er in dieser Zeit seinen Empfindungen poetischen Ausdruck (Des Königs Auszug; Metz; An den Kronprinzen zum 18. Oktober; Weihnacht 1870). Den Kaiser durfte er gleich nach seiner Rückkehr am 17. März 1871 im Palais begrüßen. „Es ist rührend, schrieb er darüber am 18. März an seinen Bruder, den Alten zu sehen, wie er von seinem Siegesglück selbst ergriffen ist,“ und er feierte des Königs Heimkehr in einem warm empfundnen Gedicht.

Und nun kamen mit dem neuen Reich auch für ihn die Tage reichster Ernte. Im Herbst 1871 ging er zum erstenmal nach Kleinasien. In Athen trat auf seine Anregung und mit eifriger Unterstützung des Kronprinzen 1874 eine Zweiganstalt des nunmehrigen Kaiserlich deutschen archäologischen Instituts in Rom ins Leben, am 25. April 1874 schloß er selbst im Auftrag des Reichs den Vertrag über Olympia zu Athen ab, und im Herbst 1875 begannen hier die Ausgrabungen. Im Januar 1878 hatte er das Glück, dem Kronprinzen, der „ganz begeistert für die Sache“ gewesen war (24. März 1874), die erste Photographie des Hermes übersenden zu können, der „Blüte und Krone aller Funde in Olympia.“ Wohl machte „der allen hellenischen Sympathien fernstehende Kanzler“ noch zuletzt Schwierigkeiten, indem er den Antrag auf einen Supplementarkredit von 90000 Mark, der schon angenommen war und dem Bundesrate vorlag, kassierte (2. Februar 1880); da trat der alte Kaiser „aus eigenster Selbstbestimmung“ für Olympia ein, und er hat „am Ende noch 80000 Mark für dieses Jahr herausgeschlagen“ (12. März 1880). Einen letzten Zuschuß von 20000 Mark spendete eine Dame, wohl die Kaiserin Augusta; wenigstens blieb ihre Teilnahme nach wie vor dem Erzieher ihres Sohnes zugewandt. Sie hat noch am 29. Januar 1880 einer Festsitzung der Akademie beigewohnt, wo Curtius über die Entwicklung des preußischen Staats nach den Analogien der griechischen Geschichte sprach. Auch über Olympia hat er im Winter 1881/82 dem Kaiser zweimal Vortrag gehalten. „Das waren

wirklich einzige Stunden wegen des gemütlichen Eingehens des alten Herrn auf den Gegenstand," schrieb er am 23. Dezember 1881.

Mit dem Kronprinzen selbst blieb er in freundschaftlicher Verbindung. So war er im März 1873 zugegen, als die Kinder zur Nachfeier des kaiserlichen Geburtstags den „Bürgergeneral" Goethes aufführten. „Die beiden Kaiserenkel spielten mit großer Frische und geistigem Verständnis, und es war nicht uninteressant, den deutschen Thronerben mit der Jakobinermütze zu sehen und mit größter Zungenfertigkeit die Theorien von 1789 vortragen zu hören" (26. März 1873). Der Entschluß des kronprinzlichen Elternpaares, diesem ältesten Sohne eine vollständige humanistische Gymnasialbildung zu geben und ihn zu Michaelis 1874 dem Lyceum in Kassel anzuvertrauen, erwuchs aus der innersten Überzeugung des Vaters. Als Prinz Wilhelm am 23. Januar 1877 sein Reifezeugnis erhalten hatte, schrieb der Kronprinz am 21. Februar an Curtius nach Athen, indem er ihm für seinen Glückwunsch dankte: „Lange hat mich nichts so glücklich gemacht als die Nachricht, daß mein Sohn sich das Zeugnis der Reife als Gymnasiast erworben und nun gleich allen Söhnen von Gebildeten befähigt erscheint, seinen selbständigen Gang durchs Leben zu unternehmen." Bescheiden erinnerte er sich dabei seiner eignen Schulzeit, „obwohl Wilhelm leichter als ich lernte und es mit achtzehn Jahren viel weiter brachte, als ich in jenem Alter vermochte." Am Tage seiner silbernen Hochzeit, 25. Januar 1883, ließ der Kronprinz „noch spät abends Curtius zu sich bitten," um ihm die Hand zu geben, und an ihn als einen stimmfähigen Ritter des Ordens pour le mérite wandte er sich „ganz im engsten Vertrauen," um für die Verleihung dieses Ordens an Gustav Freytag zu werben (26. Juni 1886).

Von der schmerzlichen Resignation des Kronprinzen in der Pein eines fast tatenlosen Stilllebens verraten die Briefe dieser Jahre so gut wie nichts. Die einzige Gelegenheit für ihn, volle Mannesarbeit zu leisten als Stellvertreter des Vaters nach den Attentaten von 1878, begrüßte auch Curtius mit Genugtuung. „Schön ist, wie Vater und Sohn jetzt einander so nahe stehen, schrieb er im Juli dieses Jahres, nach einem Teeabend bei der Großherzogin von Baden. Früher hatte letzterer immer die Sorge, sich mit nichts zu kompromittieren — jetzt steht er auf einmal mitten drin — er ist sehr ernst geworden, er macht aber einen sehr guten Eindruck." Aber diese Zeit der Tätigkeit ging rasch vorüber, und die Stimmung des Kronprinzen wurde immer düsterer, hoffnungsärmer, bitterer. Und nun brach das Unglück über ihn herein. Über diese traurige Zeit belehren mehrere Briefe. Kaum selbst aus „der dunkeln Einsamkeit der Augenklinik" entlassen, sprach Curtius am 28. Mai 1887 dem Kronprinzen seine Teilnahme an der Erkrankung aus, deren gefährlichen Charakter die deutschen Ärzte gleich damals erkannt hatten. Der Kronprinz dankte dafür am 13. Juni,*) unmittelbar vor seiner Abreise nach England, in der Hoffnung auf Genesung. Aber sein nach langer Pause in San Remo am 17. November geschriebner Brief spricht schon von einer

*) Das Datum des Briefes ist der 13. Juli, das ist aber entweder ein Schreib- oder ein Druckfehler, denn der Kronprinz reiste am 13. Juni ab.

„peinlichen Störung der Genesung" und stellt diese nur noch als eine Möglichkeit hin, denn er wußte jetzt, schon seit dem 6. November, daß sein Leiden der Krebs sei. Tief erschüttert schrieb Curtius seinem Sohne am 25. Februar 1888 nach dem jähen Tode des Prinzen Ludwig von Baden: „Und was für Katastrophen gehen wir noch entgegen! Und wie wird das unsäglich Schwere dadurch noch so erschwert und verbittert, daß um das Krankenlager soviel Uneinigkeit, Verstimmung und Verbitterung herrscht!" Die Rede, die er damals zum Geburtstage des Kaisers vorbereitet hatte, hielt er am 22. März dem Toten zum Gedächtnis, und der letzte Brief, den Kaiser Friedrich am 2. April an seinen alten Lehrer richtete, war ein herzlicher Dank für die Art, wie dieser, „der Sie jahrelang ein teures Mitglied unsers Hausstandes gewesen sind," namentlich das innere Leben des Vaters dargestellt habe. Wenig Tage später, am 8. April, haben sich beide zum letztenmal gesehen. Nach dem Gottesdienste in der Schloßkapelle von Charlottenburg ließ ihn der Kaiser zu sich kommen. „Er umarmte mich auf das herzlichste. Seine Haltung ist vorzüglich. Sein Gesicht zeigt eine wunderbar tief ergreifende Verbindung von Hoheit und Milde. Das Gespräch ist natürlich ein sehr behindertes, die kurzen Bleistiftnotizen sind in der Schnelligkeit schwer zu lesen." „Das unheimliche Provisorium" dieser Monate peinigte auch ihn, „du kannst dir denken, wie mir dabei zumute ist," schrieb er am 10. Mai seiner Tochter Luise. Dann hat er auch noch diesem Kaiser aus tiefstem Herzen und vollster Kenntnis heraus die Gedächtnisrede vor der Universität gehalten. „Was haben wir in diesem Jahre nicht alles durchgemacht," schrieb er am 1. Januar 1889. „Mich durchbebt noch immer ein erschütterndes Gefühl, wenn ich aus den Schaufenstern der Läden meinen Kronprinzen mich anblicken sehe und ich aller der Sorgen und Erwartungen gedenke, die auf dieses Leben gerichtet waren, das so im Mittelpunkte der Zeitgeschichte stand."

Nun hatte sich von allen diesen Hoffnungen keine erfüllt, und niemand konnte davon schmerzlicher betroffen werden als Curtius, der sein Bestes diesem Fürsten zu geben bemüht gewesen war. Eine ganze Generation mit allen ihren Kräften und Idealen war auf dem Throne ausgefallen; auf den Großvater, der in der Luft der Freiheitskriege und des Absolutismus, umgeben von einer noch völlig im Neuhumanismus wurzelnden Bildung groß geworden war und sich noch ganz in der europäischen Politik bewegt hatte, folgte fast unvermittelt der Enkel, dessen Knabenzeit der Schlachtendonner unsrer Einheitskriege umdröhnt hatte, dessen entscheidende Bildungsjahre unter dem Eindrucke ungeheurer technischer und sozialer Umwälzungen standen, und den die Wucht der Dinge immer mehr zur Weltpolitik drängte. Und doch schließt sich die Gestalt Kaiser Wilhelms des Zweiten, die vor den Augen der Zeitgenossen immer höher emporwächst, folgerichtig an die ganze Entwicklungsreihe der Herrscher seines Hauses an. Denn der Sohn Kaiser Friedrichs vereinigt das vielseitigste geistige Interesse mit dem energischen Willen zur Macht und mit der Klarheit des Staatsmanns und des Militärs, in ihm hat sich in der Tat nach dem Ideal seiner Großmutter „preußische Prinzlichkeit" in „deutsche Fürstlichkeit" verwandelt, doch so, daß das spezifisch Preußische in das Deutsche

mit überging, und insofern er diese Verbindung altpreußischer Straffheit mit der reichen deutschen Geistesbildung seinen Eltern verdankt, hat Curtius auch für ihn gearbeitet.



Aus einer französischen Zeitschrift

(Schluß)

2. Volkswirtschaft und Sozialismus



In volkswirtschaftlichen und sozialen Dingen haben in den Heften der Humanité Nouvelle meist, aber nicht ausschließlich, Sozialisten das Wort; doch gehören nur wenige von diesen zu den doktrinären und extremen. Wilhelm de Greef behandelt vom soziologischen Standpunkt aus das Geld-, Kredit- und Bankwesen und gibt in der Einleitung eine Begriffserklärung des Sozialismus, die diesen vollkommen rechtfertigen würde, wenn sie allgemein zuträfe. „Sozialismus ist die Reaktion der Gesamtheit gegen den Egoismus von Personen oder Klassen. Und zwar eine Reaktion der Gesellschaft, nicht des Staates, sofern man unter dem Staat die Regierung versteht, denn diese kann ebensowohl egoistisch als sozialistisch sein; sie kann persönliche und Klasseninteressen vertreten, allerdings aber auch das allgemeine Interesse im Gegensatz zu Partikularinteressen; und das zweite hat sie oft getan. Das ist die negative Wirksamkeit des Sozialismus. Um zu ermitteln, was er positiv leistet, muß man seine wesentlichen Bestrebungen von den Gestaltungen unterscheiden, die er im Laufe seiner geschichtlichen Entwicklung annimmt. Sein wesentliches Streben ist, wie wir sehen werden, darauf gerichtet, die Vermögensgleichheit zu erhalten oder wiederherzustellen und zu befestigen, dadurch das Familienleben sowie das ästhetische, das moralische und das Rechtsleben und als die Krönung des Ganzen die politische Selbstregierung zu sichern; alles dieses fördert zugleich die von der Hypertrophie einzelner Glieder der Gesellschaft gefährdete persönliche Freiheit." Der Verfasser zeigt ganz richtig, daß der Streit zwischen Sozialismus und Individualismus gegenstandlos ist, weil beide Erscheinungen nur Pole derselben Kraft sind, die anders als in der polaren Entzweiung gar nicht wirken kann, sodaß wir die eine ohne die andre weder zu denken noch zu definieren vermögen. Nur durch Abstraktion könne man ein einzelnes Lebenselement zum einzigen, zum absoluten machen. Darum sei auch die Form des Sozialismus, die man Kommunismus nenne, nur relativ, und in gewissem Grade in den Staatseinrichtungen eigentlich immer vorhanden. Wo er sich aber im Gegensatz zum Bestehenden geltend mache, da gehöre die Feindschaft gegen das Geld in jeder Form zu seinen charakteristischen Eigenschaften, weil Geld und Kredit die Vermögensungleichheit außerordentlich fördern. Sein soziologisches Lehrgebäude nennt der Verfasser Kontraktualismus; bei diesem Worte dürfe man aber nicht an Rousseaus Sozialkontrakt denken. Auf der untersten Stufe vollzögen sich die gegenseitigen Zugeständnisse als unbewußte Reflex-

wirkungen, und auch die ausdrücklichen Verträge wirkten erst, nachdem sie automatisch geworden seien, als soziale Mächte. Mit dem automatisch ist wohl gemeint, daß sie, in Sitte und Gesetz übergegangen, der individuellen Willkür entrückt sind und vom Einzelnen als eine Macht angesehen werden, der er sich zu fügen hat.

Hektor Denis behandelt Malthus im Zusammenhange mit der Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts. Deren Grundgedanken — es wird nur die französische und die englische in Betracht gezogen — waren die unendliche Vervollkommnungsfähigkeit des Menschen und der Fortschritt. In Frankreich hatte Condorcet, in England William Godwin diese beiden Glaubenssätze mit Begeisterung verkündigt. Locke und Hume hatten vorgearbeitet. Nach Locke ist Erfahrung die Quelle des Wissens; da nun in der Neuzeit die Erziehung alle Errungenschaften der Erfahrung verbreitet und festhält, und jedes Geschlecht, den empfangnen Kenntnissen die von ihm erworbnen beifügend, seinen Schatz den Nachkommen überliefert, so kann das Wissen ins Unendliche fortwachsen. Einer ähnlichen Ausdehnung sind nach Hume die sympathischen Gefühle fähig. Die natürlichen Ungleichheiten werden als etwas betrachtet, das der Mensch, wie die Natur überhaupt, mehr und mehr beherrschen und überwinden lerne. Godwin erklärt alle Übel für heilbar, weil sie seiner Ansicht nach nicht der menschlichen Natur, sondern nur den Einrichtungen entspringen, die ja geändert werden können; die bisherige Weltgeschichte ist ihm wie Rousseau eine Geschichte der Verirrungen, der fortwährenden Entfernung vom ursprünglichen Paradiese des Naturzustandes. In ähnlichen Bahnen bewegen sich die Gedanken der Physiokraten und Adam Smiths, die alles wirtschaftliche Unheil aus den ungeschickten Eingriffen der Staatsgewalt in den natürlichen Lauf der Dinge ableiten. Sehr hübsch klingt folgender Ausspruch Godwins: „Die Notwendigkeit des Zwanges ist den Irrtümern und der Verkehrtheit einzelner entsprungen. [Schade, daß er diese einzelnen nicht gezählt hat!] Gesellschaft und Regierung haben demnach verschiednen Ursprung und sind grundverschieden voneinander. Die Gesellschaft haben unsre Bedürfnisse, den Staat hat unsre Bosheit gestiftet. Die Gesellschaft ist unter allen Umständen eine Wohltat, die Regierungsgewalt, mag sie noch so vollkommen sein, nur ein notwendiges Übel.“ Die Erkenntnis dieses Zusammenhangs wird das goldne Zeitalter herbeiführen. Zur Übervölkerung kann es nicht kommen, denn wenn die Erde so bevölkert sein wird, daß ein weiterer Zuwachs die Ernährung erschweren würde, dann werden die vollkommen aufgeklärten und zu vollkommner Selbstbeherrschung gelangten Menschen auf das Kinderzeugen verzichten. Dafür werden sie imstande sein, die menschliche Lebensdauer weit über ihre heutigen Grenzen zu verlängern. Als Reaktion gegen diesen Utopismus ist die Lehre von Malthus zu verstehn, der wieder an die Abhängigkeit des Menschen von der Natur erinnerte.

Ein Aufsatz über den Sozialismus in Argentinien erscheint nur darum beachtenswert, weil wir uns nicht erinnern, in irgend einer deutschen Zeitschrift eine so ausführliche Darstellung der dortigen Arbeiterverhältnisse gelesen zu haben. Es zeigt sich da wieder einmal, wie der freiwillige internationale Ver-

kehr der Sozialisten dem schwerfälligen amtlichen Nachrichtendienst der Regierungen vorauseilt. In der historischen Einleitung tritt die sozialistische Auffassung der Weltgeschichte sehr schroff hervor. Das Verdienst der berühmten Entdecker, eines Kolumbus, eines Vasco da Gama, werde außerordentlich überschätzt; wenn die ökonomischen Bedingungen für eine Entdeckung vorhanden seien, dann werde sie gemacht; mache sie dieser nicht, so mache sie ein andrer. Was dann den eigentlichen Gegenstand des Aufsatzes, den Sozialismus in Argentinien, betrifft, so kann man das Ergebnis des Berichts darüber mit dem Worte: viel Geschrei und wenig Wolle zusammenfassen. Organisationen und Zeitungen schießen wie Pilze hervor, bleiben schwächlich und gehn nach kurzem wieder ein. Enthusiasten schmettern aller Augenblicke pathetische Kundgebungen ins Publikum, die, meint der Verfasser, José Ingegnieros, einem Soziologen wie Sighele oder Tarde Stoff zu interessanten Studien über Massenpsychologie liefern würden. Doch hofft er, dieser chaotische Zustand werde bald vorüber sein und einer festen und wirksamen großen Organisation weichen, die sich schon durch die verhältnismäßig niedrigen Arbeitslöhne rechtfertige.

In einem Aufsatze über polnischen und russischen Sozialismus werden die russischen Genossen ermahnt, das Bündnis mit den polnischen nicht zu verschmähen. „Das Wesen des polnischen Patriotismus ist sogar in den Personen, die, wie die gläubigen Katholiken, dem Sozialismus so fern wie möglich stehn, vom russischen Patriotismus grundverschieden. Während der russische auf Angriff und Unterdrückung ausgeht und die stärkste moralische Stütze des Zarismus ist, gehört der Patriotismus der unterdrückten und in die Defensive gedrängten Polen zu den Mächten, die das Zarentum untergraben. Deshalb sollten die russischen Revolutionäre den Polen die Hand reichen, mögen sie auch von diesen als Feinde angesehen werden.“ Ein Anonymus lehnt Tolstois Lehre als im ganzen schädlich ab, obgleich seine Kritik des Bestehenden und seine Hervorhebung des Unsittlichen daran die Achtung verdiene, die ihm die russischen Revolutionäre zollen; er würde bei diesen weniger Anklang gefunden haben, wenn seine Predigt nicht in eine Zeit der Entmutigung gefallen wäre.

In einem Artikel über den Alkoholismus und die Lage der Arbeiter in Belgien bekämpft Emil Vandervelde die auch von Domela Nieuwenhuis vertretne sozialdemokratische Ansicht, daß der Trunk eine notwendige Wirkung des Elends sei, daß er deshalb nur mit dem Kapitalismus verschwinden könne, und daß es also eitle Mühe sei, ihn unter den gegenwärtigen Verhältnissen ausrotten zu wollen. Das sei bequem, weil es der unangenehmen Pflicht überhebe, die Vorurteile der schnapsliebenden Arbeiter und das Interesse der Branntweinschänker zu verletzen, aber es widerspreche den Tatsachen. Der Verfasser schildert die belgischen Zustände, beweist — aus deutschen Statistiken —, daß Belgien den höchsten Alkoholkonsum hat, und zeigt an den verschiednen Zuständen verschiedner belgischer Provinzen, wie die verwickelte Verkettung von Ursachen und Wirkungen hie und da zu Ergebnissen führt, die man nicht nach einem Schema vorausberechnen kann. So zum Beispiel vereinige Flandern alle pathologischen Maxima: hohe Sterblichkeit, große Unwissenheit und starke Kriminalität; aber gerade der Branntweinverbrauch sei geringer als in den

reichen und industriellen wallonischen Provinzen. Das erkläre sich aus drei Ursachen. Erstens habe Flandern besseres Bier als das wallonische Gebiet. Zweitens koste doch auch der Schnaps eben Geld, und da die armen Flandrer weniger verdienten, könnten sie auch weniger in Schnaps anlegen. Drittens fühlten die Flandrer das Bedürfnis, sich durch Narkotika anzuregen, in geringerm Grade als die Wallonen, von denen die hoch entwickelte Industrie sehr intensive Arbeitleistungen verlange. Vandervelde fordert also Selbsthilfe der Arbeiter innerhalb der kapitalistischen Gesellschaftsordnung auch in diesem Punkte. Was Deutschland betrifft, so haben sich bekanntlich schon viele sozialdemokratische Arbeiter von der Parteiphrase emanzipiert und Vereine von Abstinenten gegründet.

Ein Aufsatz über die Agrarkrisis bewegt sich in seinem kritischen Teile in der Bahn deutscher Nationalökonomen und stützt sich auf deren Autorität; besonders Miaskowski wird fleißig benutzt. Die Erscheinungen, die man in Deutschland beklagt, werden auch für Frankreich nachgewiesen. Der Verfasser, Henri Dagan, glaubt, daß den Landwirten weder Schutzzölle helfen können noch die Mittel, die von französischen Sozialisten vorgeschlagen werden: Aufhebung der Grundsteuer und Verstaatlichung der Hypothekenschuld. Der Kollektivismus sei so wenig ein Heilmittel wie irgend ein andrer von Theoretikern ausgeheckter Plan. Die kleinen und die mittlern ländlichen Grundbesitzer seien unrettbar verloren; sie wanderten in die Stadt, dort die Armee der Arbeitlosen zu verstärken. Aber der Verfasser verzweifelt nicht etwa. Die Steigerung der landwirtschaftlichen Produktion trotz abnehmender Zahl der landwirtschaftlichen Arbeiter erfüllt ihn mit den frohesten Hoffnungen für die Zukunft. Zunächst werde sich eine Prophetie des Journal des Débats vom 9. Juni 1878 erfüllen: Vor Ablauf eines Jahrhunderts werden die Bauern zu den ausgestorbnen Tiergattungen gehören; es wird nur noch mit Maschinen arbeitende landwirtschaftliche Ingenieure geben. Dann aber, meint der Verfasser, wird nach Auflösung der alten Gesellschaft eine neue entstehn. „In dieser wird der Mensch nicht mehr zu arbeiten brauchen. Wenigstens werden alle drückenden Formen der Arbeit verschwunden sein, nach der Sklaverei und der Hörigkeit auch die Lohnarbeit. Das goldne Zeitalter liegt vor uns [schade, daß man ein alter Kerl ist und keine Aussicht mehr hat, es zu erleben!]; mit einigen Anstrengungen und Tränen werden wir es erreichen!" Also bloß „einige" Anstrengungen und einige Tränen kostet es! Auch wenn man nur die Tränen der unversetzten Quintaner zählt, die bis dahin noch fließen werden, dürfte das „einigen" verschiedne Millionen bedeuten; und diese Quintaner sind meist nicht einmal Arbeiterjungen, manchmal sogar Kommerzienratsöhne.

Ein aus dem Deutschen des J. Bloch übersetzter Aufsatz über den Anarchismus beginnt im Stile des Vorwärts: „Die kapitalistische Gesellschaft eilt ihrem Ende entgegen. Jedes Ideal leugnend, enthüllt die Bourgeoisie brutal und schamlos auch den gläubigsten Anhängern ihr wahres Gesicht. Aber schon naht ihr der Henker: das internationale Proletariat, das den Kerker erbricht, in den es die Ausbeuter gesperrt haben. Jedoch, seine Armee ist geteilt; obwohl durch den Abscheu vor dem gegenwärtigen Zustande geeint, bekämpfen

einander Sozialisten und Anarchisten. Der Bourgeois, zitternd vor Furcht, findet keinen großen Unterschied zwischen den beiden Gruppen seiner Feinde. Doch erscheinen ihm immerhin die Anarchisten als die Abscheulichern, und alle Kampfmittel gegen sie erlaubt, während er sich eine Zeit lang einbildete, die Sozialisten mit kleinen Zugeständnissen beschwichtigen zu können. Aber die Ereignisse zerstören diese kindliche Einbildung der zum Untergang verurteilten Klasse, und nun entschließt sie sich zu einer andern Taktik: sie erklärt beide Gruppen von Revolutionären für wesentlich gleich und rechtfertigt mit den Untaten der Anarchisten Maßregeln gegen die Sozialdemokraten." Die Abhandlung selbst ist verständiger, als der fanatische Eingang vermuten läßt. Sie weist nach, daß der Anarchismus entweder eine ganz unsinnige Utopie oder gleichbedeutend mit dem Kommunismus ist, und schließt mit der vom sozialdemokratischen Standpunkte sehr vernünftigen Mahnung an die Anarchisten, ihre Isolierung aufzugeben, in der sie bei ihrer geringen Zahl ohnmächtig seien, und sich den Sozialdemokraten anzuschließen. „Marschieren wir vereint und schlagen wir vereint!"

Von ganz anderm Geiste erfüllt bekämpft L. Garreau den Anarchismus, dessen schlimme Wirkungen er an den Zuständen des Mittelalters klar macht. „Wenn uns Heutige die übertriebne Zentralisation verleitet, den Staat zu verwünschen, so zeigt das Mittelalter, wie sehr eine Gesellschaft, der diese oft gehaßte aber nie entbehrliche Maschine fehlt, in ihrem Freiheitstaumel leidet. Zum Ersatz dafür haben die damaligen Menschen, die vollkommne Unabhängigkeit genossen oder vielmehr erduldeten, allerlei Bänder wechselseitiger Verpflichtung zwischen sich zu knüpfen versucht; mit privaten Abkommen, mit der Feudalität [und mit Genossenschaften] haben sie Leben und Eigentum zu schützen gesucht. Aber alle noch so gut gemeinten Privatvorkehrungen haben nicht vermocht, Ordnung und Sicherheit herzustellen. Im Andenken an die aus der aristokratischen Anarchie entsprungnen Leiden hat die Kirche die Monarchie gesegnet." Der Verfasser schließt seinen kurzen historischen Rückblick mit den Worten: „Der Anarchismus ist also im vollen Lichte der Weltgeschichte probiert worden, und es hat sich ergeben, daß er die natürliche Wildheit des Menschen nicht zähmt und die Anlässe zu Zusammenstößen nicht vermindert. Er wird beides ebensowenig vermögen in einer Zukunft, die man sich befreit denkt von der »Seuche« des Privateigentums: da er nicht einmal dieses zu schützen vermag, wird er noch weniger den Kommunismus aufrecht zu erhalten vermögen. Wo Anarchie herrscht, da fallen unvermeidlich die Güter dem Stärkern zu, mag dem Namen nach das Privateigentum oder der Kollektivbesitz anerkannt sein, das Dasein wird ein wüster Krieg aller gegen alle, und in der beständigen Verteidigung des nackten Lebens schwindet alles, was dieses lebenswert macht."

Der bekannte Engländer Bernard Shaw rechnet in einem sehr hübsch geschriebnen Aufsatze die sozialistischen Ideale zu den notwendigen Illusionen. Der junge Mann lasse sich durch die Illusion, daß sein Mädchen ein Engel sei, zum Heiraten bestimmen; die Illusion zerrinnt, aber das ist für ihn so wenig ein Verlust wie für die Menschheit, denn er entdeckt, daß ein gutes Weib mehr wert ist als ein Dutzend Engel, und zeugt andre Menschen, die dieselbe

Erfahrung machen werden. Der Sozialdemokrat setze sichs in den Kopf, die Bourgeoisie auszurotten, und werde dadurch mit der Zeit alle Arbeiter in feine und behäbige Bourgeois verwandeln.

Aus dem andern, dem revolutionären Lager mögen noch zwei Stimmen verzeichnet werden. Cornelissen bekämpft die genossenschaftlichen Bestrebungen der Arbeiter. „Wenn es wahr ist, daß alle Ausstände, auch die unglücklich verlaufenden, die Arbeitersache fördern, wenigstens durch Aufklärung der Arbeiter über ihre Lage, so kann man von den Genossenschaften, wenn sie nicht außerhalb der Arbeiterorganisation bleiben, das Gegenteil behaupten. Mögen sie gedeihen oder eingehn, sie schaden immer, weil sie den revolutionären Geist schwächen. Das Gedeihen richtet sogar noch größern Schaden an als das Mißlingen, da es die Arbeiter demoralisiert, während der Bankrott einer Genossenschaft nur einen Geldverlust bedeutet.“ Darüber mögen die bürgerlichen Feinde der Konsumvereine in Sachsen eine Meditation anstellen.

Ein Tyrtäus der Revolution endlich, Valentin Couraud, besingt die soziale Kraft des Hasses. „Weil ich viel liebe, hasse ich viel. Um noch mehr zu lieben, will ich noch mehr hassen. Weil ich liebe, erstrebe ich das bessere und kämpfe dafür. Vom öden Acker des Hasses ernte ich Feuer und Kraft zum Kampfe. Ich gehe in die Kirche, sehe mir dieses Volk an, das sein Haupt im religiösen Wahnsinn beugt. Wenn sich bei der Erhebung der Hostie alle diese Köpfe gleichmäßig neigen wie die Ähren eines Kornfeldes unter dem Hauche des Windes, so glaubt man die Gegenwart des Unbekannten zu fühlen — Gottes, sagen sie. Ich aber, der ich weiß, daß der Gott des Katholizismus eine ungeheuerliche Vernunftwidrigkeit ist, der ich überzeugt bin, daß ein Gott nicht existieren kann, wenn ich diese Priester in ihren Narrenkleidern ihre Posse aufführen sehe, Zeuge bin der unglaublichen Einfalt dieser verzückten Menschen, so erfülle ich mein Herz mit Haß. Ich hasse diese Bürger und diese vornehmen Frauenzimmer, die hier ihre maßlose Dummheit und ihre Toiletten ausstellen; ich hasse die gläubige Menge und die Aufgeklärten, die ihre Brüder in diesem Sumpf lügnerischer Illusionen faulen lassen. Ich gehe in die Gerichtshöfe, wo die Richter, Knechte der Ungerechtigkeit, bald im Namen des Friedensfürsten und Liebesapostels Jesu, bald im Namen unsrer vorgeblichen Mutter, der Gesellschaft, die Herzen erwürgen, die Gewissen zermalmen, Blut vergießen, Zwietracht, Tod und Elend säen usw.“ Nur daß der gute Bürger nicht erschrecke! Der starke Hasser ist kein blutdürstiger Wüterich. „Du hast, Stiefmutter Gesellschaft, von mir keine Gewalttat, keine geräuschvolle Revolution zu fürchten, denn ich hasse dich zwar, tue dir aber nichts zuleide. Nein, ich wandle nur von Ort zu Ort, die wahre Gerechtigkeit zu lehren, die Wahrheit zu verkündigen, die Schönheit und die Würde der Tugend zu zeigen. Mit der Feder und mit dem Wort werden meine Freiheitsliebe und mein durch Haß verstärkter Drang, alle zu beglücken, dich umbringen.“ Man sieht, es gibt im klugen Franzosenvolke noch edle Schwärmer, wahrscheinlich aber doch auch auf der andern, der klerikalen Seite.

August Chirac wendet den sogenannten historischen Materialismus nach der bekannten Methode aber in origineller Weise auf die Entstehung des Christen-

tums an. Zur Zeit Neros gab es kaum noch freie Arbeit. Ähnlich wie heute, hatten das Großkapital und die große Unternehmung den kleinen Landwirt und den Handwerker vernichtet. Das Proletariat organisierte sich. Die Regierung überwachte und unterdrückte zwar seine Genossenschaften, ließ aber die Beerdigungsvereine ziemlich unbehelligt, und durch diese Lücke der Gesetzgebung schlüpfte das Christentum in den Staatskörper hinein. Die Kirchengemeinden waren nichts als Arbeitersyndikate. Wie sie gediehen, das beweist die Anhäufung von Reichtümern in den christlichen Tempeln. Mit einer anarchistischen Propaganda fing die Sache an, führte zur Gründung von Arbeitergenossenschaften und endigte mit einer neuen Form der Kapitalherrschaft. Jesus von Nazareth spielt dabei nur eine Nebenrolle. Der eigentliche Gründer der christlichen Kirche ist Paulus, und Nero war sein mächtigster, wenn auch unfreiwilliger Mitarbeiter. Paulus hatte den genialen Einfall, daß wenn man die Lehren der Humanität, einer Moral der Bruderliebe, dem Zimmermannssohne in den Mund legte, der den Sklaventod gestorben und zugleich der Sohn Gottes sei, das ganz anders mächtig wirken müsse als die gelehrten Redensarten der griechischen Philosophen. Diese Idee war ihm bei der Steinigung des Stephanus gekommen, der Diener einer der kommunistischen Genossenschaften war, mit denen sich das jüdische Volk einigermaßen der Ausbeutung erwehrte. Diese Genossenschaften aber verwickelten sich zunächst in einen Konflikt mit den jüdischen Behörden, deren Mitglieder aus dem Monopol des Handels mit Opferfleisch großen Gewinn zogen. Aber natürlich wurde dieser Beweggrund zur Bekämpfung der Christen nicht verraten, sondern man klagte sie des Frevels gegen das heilige Gesetz Gottes an. Hätte Stephanus das Fleisch, das seine Genossenschaft brauchte, bei den Priestern gekauft, so würde man ihn wahrscheinlich nicht gesteinigt haben. Das ganze jüdische Zeremonialgesetz ist niemals etwas andres gewesen als eine Regelung des innern Geschäftsverkehrs, zunächst zum besten privilegierter Klassen von Unternehmern und Händlern, doch auch zum besten der dienenden Stände, indem sie diese vor der Ausbeutung durch das Ausland schützte. Das mosaische Gesetz ist also aus dem Magen, nicht aus dem Gehirn hervorgegangen. Zum mindesten wird man diesem kühnen Ausspruch wohl die Form geben müssen: aus dem Gehirn zum besten des Magens; denn so mächtig dieser Unverschämte sein mag, das Ersinnen muß er doch dem Gehirn überlassen. Die Leser können nun, wenn sie Lust haben, nach der angedeuteten Methode das Neue Testament und die Kirchengeschichte selbst weiter auslegen. Aber die Zeitschrift ist nicht einseitig und nimmt eine sehr gründliche Abhandlung von G. Sorel auf, worin dieser nachweist, daß der sogenannte ökonomische Materialismus unwissenschaftlich ist, und daß sein Begründer, Karl Marx, von willkürlichen Voraussetzungen ausgeht; damit ist denn auch schon die materialistische Geschichtskonstruktion abgetan. — Im Anschluß an die deutsche Bernsteindebatte behandelt Domela Nieuwenhuis den Zusammenbruch des Marxismus. Wenn wir den Schluß des langen Artikels mitteilen, können wir uns alles übrige ersparen. „Bernstein kann in seiner zweideutigen Lage nicht beharren, sondern muß entweder zur Sozialdemokratie zurückkehren und Buße tun, oder eine neue, bloß demokratische, nicht sozialistische Reform-

partei gründen. Seien wir doch endlich ehrlich und bezeichnen wir uns als das, was wir sind, als demokratische Reformpartei! Die Lage wird dann klar sein: dem Staatssozialismus wird als einziger Feind die Anarchie gegenüberstehn. Wenn die Sozialdemokraten diesen Sachverhalt leugnen, so sollen sie doch offen bekennen, ob sie die Produktions- und Verkehrsmittel in den Händen der Gesamtheit zentralisieren wollen oder nicht, und ob sie zur Verwaltung dieser Mittel eine Regierung brauchen? Ihr Ziel ist nicht Abschaffung, sondern Stärkung des Staates, ja die Staatsallmacht. Die Herren mögen so viel Resolutionen Bebelscher Prägung machen, wie sie wollen, wir behaupten, daß sie, ohne es einzugestehn, Staatssozialisten sind. Auer hat zu Bernstein gesagt: »Du bist ein Esel; so was macht man, aber man sagt es nicht!« Einen solchen kecken Burschen loben wir uns! Der läßt einen doch auf den Grund schauen. Das Wesentliche am Sozialismus steht und fällt nicht mit einer Persönlichkeit, wäre es auch die des Karl Marx. Der Streit um den Marxismus läßt uns kalt; was uns aber freut, das ist, zu sehen, wie in die vom Marxismus verdüsterten Geister ein Lichtstrahl fällt und eine neue Entwicklung anregt. Es ist nicht leicht, dogmatische Vorurteile abzulegen, aber wenn wir die Wahrheit lieben, dürfen wir unsre Geister nicht verschließen, sondern müssen sie jedem frischen Lufthauch der Wissenschaft öffnen. Versteinern wir, so erleiden wir das Schicksal der Kirche."

Wir fügen wieder einiges aus dem Jahrgang 1901 der Revue des Deux Mondes an. Der Vicomte G. d'Avenel behandelt in einer mehrere Jahrgänge umspannenden Reihe von Aufsätzen unter der Überschrift „Der Mechanismus des modernen Lebens" die verschiedenartigsten Gegenstände; u. a. das Theater. Uns interessiert nur der Aufsatz über den Volkskredit. Er beginnt mit einem Rückblick auf den Juden- und Lombardenwucher des Mittelalters, der nach den Ergebnissen der modernsten Forschung vollkommen richtig dargestellt wird. Bei Erwähnung der frühern grausamen Behandlung zahlungsunfähiger Schuldner macht der Verfasser eine Bemerkung, die auch zu den Wuchergesetzen gepaßt hätte: „Die Strafgesetze sind am härtesten in Ländern und Zeiten, wo die Verbrecher gewöhnlich straflos ausgehen; weil man selten einen faßt, schlägt man um so derber zu." Wir erfahren dann, daß sich die Pfandleihanstalten (monts-de-piété) in Frankreich viel später eingebürgert haben als in Italien, Deutschland und den Niederlanden, daß sie aber auch dort als eine große Wohltat angesehen werden müssen, wie ein Vergleich mit England und Nordamerika beweise. In diesen Ländern erfreut sich auch das kleine Geldgeschäft der Gewerbefreiheit, und so nehmen denn im Lande des größten Kapitalreichtums und des niedrigsten Zinsfußes die 650 Londoner pawnbrokers von den 243 Millionen Franken, die sie jährlich ausleihen, 20 bis 25 Prozent. Das Pfand verfällt, wenn es weder ausgelöst noch der Zins bezahlt wird, bei Darlehen, die 10 Schilling nicht übersteigen, nach einem Jahr und sieben Tagen, und was der Verkauf über das gewährte Darlehn bringt, verbleibt dem Pfandleiher. Die meisten Darlehen in den Großstädten übersteigen nicht einmal zwei Schilling. In Newyork, wo die Pfandleiher 24 bis 36 Prozent bekommen, haben 1894 einige Geldleute aus Menschenfreundlichkeit eine Bank für die

Armen gegründet, die sich mit 12 Prozent begnügt. Die französischen Pfandleihanstalten nehmen durchschnittlich 5 bis 7 Prozent; einige, die höhere Spesen haben, fordern 9 Prozent; dagegen gibt es welche, die von Wohltätern dotiert sind, und die deshalb mit einem Prozent auskommen. Jedes soziale Übel pflegt neue Übel zu hecken; hat der Arme nichts mehr zu versetzen, so versetzt er seine Pfandscheine. Im Handel mit Pfandscheinen hat sich eine neue Form der Bewucherung gebildet. Ein Gesetzvorschlag, der ihr steuern sollte, ist 1893 von der „demokratischen" Kammer in einer Kommission begraben worden. Die französischen Pfandleihanstalten dienen zugleich den kleinen Gewerbetreibenden, denen sie Produktivkredit gewähren, als Banken und ersetzen heute noch die Darlehnskassen und Vorschußvereine. Diese bei uns von Schulze-Delitzsch und Raiffeisen, in Italien von Luzzatti begründeten Genossenschaften haben sich nämlich in Frankreich nur schwach entwickelt. Man wird dafür den Mangel an Gewöhnung an Selbstverwaltung verantwortlich machen müssen, den, wie sich die Leser erinnern, der Verfasser der Forces perdues beklagt; die monts-de-piété sind bisher nicht als Kreditorganisationen, als Finanzinstitute behandelt worden, sondern ihrem Namen entsprechend als Wohltätigkeitsanstalten. Doch sind nach d'Avenel hoffnungsvolle Anfänge vorhanden, in zwei Verbänden, die einander leider bekämpfen. „Das liberale Centre fédératif behandelt die Union des caisses als eine Sekte, weil sie den Grundsatz der religiösen Neutralität verwirft, die Union beschuldigt das Centre der Gottlosigkeit, weil in seinem Vorstande die Mönche mit Juden und Freimaurern zusammensitzen müssen. Wer soll als unparteiischer Richter zwischen beiden schlichten? Das Centre hat tausendmal recht, wenn es den Konfessionsstreit aus dem Geschäftsleben verbannt, in das er nicht gehört, und wo er nur Unheil anrichten kann; aber wer möchte die Union der ländlichen Kassen tadeln, die am meisten von den Dorfpfarrern gefördert werden, daß sie ihrem wirtschaftlichen Werk einen religiösen Charakter aufdrücken und — vielleicht ist das nur ein Traum — eine Anstalt wechselseitiger Hilfe begründen will, die außer dem Geld auch ein wenig Himmelsbrot spendet?" Dieser Gedanke leitet zu folgender Schlußbetrachtung über: „Der wohlfeile Kredit für kleine Leute ist eine schöne Sache, aber auch mit vierprozentigen Darlehen löst man die soziale Frage nicht. Diese kann überhaupt nicht gelöst werden, weil sie gar nicht oder doch nur in unsrer Einbildung vorhanden ist. Sie entspringt nicht aus dem Magen, sondern aus Hirn und Herz, und gegen Krankheiten des Gemüts helfen nur geistige Heilmittel. Alle Schlachten, die wir heute den Elementen liefern, alle modernen Siege über die Materie haben für das Gemüt gar nichts geleistet (n'ont, au moral, abouti à rien). Die aufgeklärte Masse bleibt mit ihrer verfeinerten Empfindung verbittert, ihr Geist strebt unerreichbaren Zielen zu, und ihre enttäuschte Seele versinkt in Schwermut. Wir haben, um die Produktion zu steigern, den Dämon der Kraft herbeigerufen und den Dämon der Eile entfesselt; die beiden schaffen das Werk im Nu, unser Sklave, die Maschine, reißt uns fort, und wir müssen vorwärts, immer vorwärts. Bald wird es auf der Erde kein ungenütztes Plätzchen, im Leben keinen ungenützten Augenblick mehr geben. Aber je mehr man die Genüsse häuft, desto mehr leidet

die Menschheit an entsetzlichem Lebensüberdruß. Sie überschaut ihre großen Städte, die kein Kirchturm, kein Dom mehr überragt. Diese ökonomisch vollkommen unnützen Dinge sind nämlich fürs Gemüt die allernotwendigsten. Der Bauer und der Arbeiter sind Bourgeois geworden, d. h. Denker, und sie leiden nun am Denken; sie verzweifeln bei dem Gedanken, daß sie nach diesem trostlosen Leben kein besseres zu erwarten haben. Wenn ihnen das ganz zum Bewußtsein kommen wird, dann werden sie die mühsam hinuntergewürgte Laienreligion wieder ausspeien, und sie werden darüber weinen, daß sie eine Seele haben, aber keinen Gott mehr." Diese Betrachtung dürfte Herrn Brunetière, dem Herausgeber der Revue, aus der Seele geschrieben sein. Sie zu kritisieren, haben wir nicht nötig; die Leser werden mit uns die beiden Grundgedanken als wenigstens halb richtig anerkennen aber zugleich für notwendig erachten, daran zu erinnern, daß die einzelnen sozialen Fragen — und solche, bald neue bald alte in neuer Gestalt, tauchen jeden Tag auf — eben gelöst werden müssen; wo der Kredit schlecht organisiert ist, muß er besser organisiert werden, ohne Rücksicht darauf, ob das die Menschen zufriedner oder unzufriedner macht.

Mehr im modernen Geiste erzählt Charles Benoist unter der Überschrift „Arbeit, Zahl und Staat" die ökonomische und politische Entwicklung des letzten Jahrhunderts. Auch er spricht von der Umbildung der Psyche des gemeinen Mannes, betrachtet sie aber nicht in Beziehung auf ihren Wert oder Unwert für das Gemüt sondern als politisch wirksame Kraft. Als solche hat sie das allgemeine Stimmrecht erobert, und durch dieses ist die Zahl die herrschende Macht im Staate geworden. Die Männer der großen Revolution waren sehr weit davon entfernt, diesen Ausgang der Bewegung, die sie einleiteten, zu beabsichtigen. Ihre Revolution war eine Bourgeoisrevolution; ihre Gesetze gegen Arbeiterkoalitionen waren noch härter als die des ancien régime. „Der Liberalismus und die Empfindsamkeit dieses Bürgertums sind rein rhetorisch; in seinem Herzen haben sie keine Wurzel; es gibt die Phrasen wieder, die ihm seine Literatur liefert, und abgesehen von diesen philosophischen und philanthropischen Phrasen hat es für die Arbeiter nichts getan." Nämlich unmittelbar; mittelbar desto mehr, indem es die alte Ordnung und in den Seelen den Glauben an sie zerstörte und außerdem die ökonomischen Bedingungen für die Herrschaft der Massen herstellte, wie die Ansammlung der Arbeitermassen in den großen Werkstätten. Daran, daß diese Arbeitermassen eine Macht im Staate seien, lasse sich nichts mehr ändern. Es wird nun in den folgenden Artikeln erörtert, was an aufbauender Arbeit schon geleistet und noch zu leisten sei, und der von Bismarck und den beiden ersten deutschen Kaisern beschrittne Weg als der richtige bezeichnet. Solle die Entwicklung günstig verlaufen, so müßten die Herrschenden tun, was zu tun sei, nicht warten, bis es von unten geschehe. Was die Koalitionsfreiheit betrifft, auf die der Verfasser großes Gewicht legt, so erfahren wir aus einem Artikel Emil Olliviers (im vierten Bande), daß dieser es gewesen ist, der sie 1864 durchgesetzt hat, veranlaßt durch Morny, der die Aussöhnung des Kaisers mit der Demokratie betrieb.

Zum Schluß erlauben wir uns noch die aus unserm Thema herausfallende

Bemerkung, daß der unsern Lesern bekannte Ernst Seillière in einem Bericht über den schwäbischen Volksdichter Christian Wagner (Le paysan poète de la Souabe) eine erstaunliche Vertrautheit mit der neuern deutschen Literatur und mit den deutschen Zeitschriften bekundet. Der Artikel ist in die Form eines Gesprächs mit einem Heidelberger Privatdozenten über die Auferstehung der altindischen Philosophie im jungen Deutschland gekleidet.



Leipziger Dramaturgie

3. Wallenstein

(Schluß)



Da Schiller, wenn er nicht einen Teil der Handlung nach Wien verlegen wollte, den eigentlichen Anstifter der gegen Wallenstein gerichteten Intriguen und den Ingenieur der unter diesem gegrabnen Mine nur erwähnen, nicht auf die Bühne bringen konnte, so hat er mit viel Geschick das Eingreifen dieser berüchtigten Persönlichkeit auf zwei Rollen zu verteilen gewußt, auf Questenberg, der auf Anstiften des Paters Lamormain von Wien kommt, und auf Octavio, der nach den von Questenberg überbrachten geheimen Instruktionen des Beichtvaters handelt. Es ist in der Ordnung, daß sich die Darsteller beider Rollen auf das Tugendhafte, Pflichtgetreue spielen, denn sie wahren und fördern ja einem höchst gefährlichen Abenteurer und möglichen Verräter gegenüber das Interesse ihres kaiserlichen Herrn. Schiller hat auch mit großer Kunst den Dialog so eingerichtet, daß sie das können, und namentlich Octavios Rolle ist durch die Zwitterstellung, die er Wallenstein gegenüber einnimmt, die eines sich durch schöne Redensarten über das Verwerfliche seiner Handlungsweise täuschenden Worthelden. Ein ausgesprochner Schurke, wie z. B. Franz Moor, würde unser rein menschliches Interesse an dem hintergangnen Hintergeher kaum so lebhaft erregen und uns nicht so unbedingt auf dessen Seite bringen als dieser Schönredner, der seine Pflicht zu tun glaubt und dabei den schnödesten Verrat an Männerfreundschaft und militärischer Kameradschaft übt. Er ist recht eigentlich das, wofür ihn Terzky und Illo halten, ein Fuchs, ein Schleicher, eine Schlange. Schiller erlaubt ihm, uns seine Lage so darzulegen, daß man auf den ersten Blick glauben möchte, er handle so, weil er nicht anders handeln könne. Für die Rolle und für die Salbung dessen, der sie darstellt, ist das ganz gut: nur eine Gefahr ist dabei, die Gefahr für die Moral. Denn es wäre sehr bedauerlich, wenn sich irgend ein Zuschauer vorreden, und wie man sich auszudrücken pflegt, weismachen ließe, Octavio habe wirklich nicht anders handeln können, als er handle, und ihn deswegen entschuldigte. Sein Sohn sagt es ihm deutlich genug, daß er Wallenstein Wahrheit geschuldet habe und sie ihm schuldig geblieben sei:

Aufrichtigkeit verdiente sein Vertrauen.

Aber das ist nur die eine Seite von Octavios Verschuldung. Ein Ehrenmann würde die ersten Winke des Paters mit Entrüstung zurückgewiesen haben und dadurch jeder unwürdigen Verstellung von vornherein enthoben gewesen sein. Der Leiter des kaiserlichen Gewissens und der kaiserlichen Politik würde sich für seine Zwecke an einen andern haben wenden müssen, und durch die freimütige Erklärung, daß er nicht gegen seinen Chef und Wohltäter intrigieren könne, würde sich Octavio zwar auf der einen Seite einen unversöhnlichen Feind zugezogen, dafür

aber auf der andern ein reines Gewissen bewahrt haben. Das soll nur bemerkt werden, damit sich jeder dem Widerwillen gegen den heimlichen Laurer mit vollem Bewußtsein hingeben könne, obwohl es Schiller vermieden hat, eine moralische Hinrichtung von Illos „falscher Katze" durch einen andern als den mit Recht entrüsteten Wallenstein vorzunehmen. Nur diese Entrüstung und die wohlverdiente Schicksalsstrafe treffen den Verräter: in dem Augenblicke, wo ihm für seine schimpfliche Handlungsweise die Fürstenkrone zuteil wird, hat sie nach dem Heldentode seines Sohnes jeden Wert für ihn verloren. Das ist wahre Tragik, und damit ist auch unserm Gerechtigkeitsgefühl einigermaßen genügt. Je mehr Octavio von der Ehrbarkeit seiner Handlungsweise durchdrungen erscheint, um so widriger wird er dem Zuschauer, und man kann behaupten, daß der Schauspieler, wie das in der Tat auch meist geschieht, die Rolle als Tugendheld spielen kann, ohne uns auch nur für einen einzigen Augenblick zu täuschen, und ohne daß es der bekannten Winke mit dem Scheunentor bedürfte, durch die in andern Rollen von Zeit zu Zeit der Intrigant das Bekenntnis ablegt: „Ich bin ein Schurke und weiß es."

In gewissem Sinne muß man von Questenberg etwas ähnliches sagen. Zum Spionieren und zum Überbringen geheimer Instruktionen des kaiserlichen Beichtvaters brauchte sich ein Kammerherr und Kriegsrat nicht mißbrauchen zu lassen; daß er das dennoch tut, zeigt deutlich, daß er das Herz nicht auf dem rechten Flecke hat, und seine Unterredung mit Octavio (im dritten Auftritt des ersten Akts der Piccolomini) darf uns über den wahren Sachverhalt nicht täuschen. Diplomaten der alten Schule war es erlaubt, solche Missionen zu übernehmen, denn sie hatten die Sprache nur, um ihre Gedanken zu verbergen, und niemand traute ihnen über den Weg. Da sie auf diese Weise niemandes Vertrauen täuschten, so konnte ihnen aus den Täuschungen, die sie verübten, eigentlich ebensowenig ein Vorwurf gemacht werden als dem Prestidigitateur, dessen Motto: „Geschwindigkeit ist keine Hexerei," die sonstige bona fides des berufsmäßig auf Täuschung ausgehenden nachweisen soll. Ein kaiserlicher Kommissar aber, der mit Befehlen an den Generalissimus in dessen Lager abgeschickt ist und in einem zweiten Sacke geheime Instruktionen für dessen Untergebnen hat, durch die der Sturz eben dieses Chefs vorbereitet werden soll, ist trotz seines Kammerherrnschlüssels und seiner goldnen Gnadenkette ein gemeiner Lump, den, abgesehen von der „schuldigen Achtung gegen seinen Kaiser," jedes Kriegsgericht zum Tode verurteilt haben würde. Ein rechter Kerl würde dem Pater gesagt haben: Für dergleichen bin ich zu gut, schickt einen andern. Und doch darf man, wenn man sieht, was heutzutage aus blinder Hingebung an den Staat und dessen Interessen geschieht, auch die Vergangenheit nicht zu hart beurteilen. Wenn der ritterlichste Stand im Staate, das Offizierkorps, es fertig bringt, Spionage zu treiben und Spionage zu rechtfertigen, so muß man doch zu der Überzeugung kommen, daß nicht bloß Politik und Moral, sondern auch Standesehre und Moral zweierlei sind.

Da sich die beiden, Piccolomini und Questenberg, zwar als kaiserliche Schildhalter gebärden, aber selbst nicht handeln wollen, so würde sich der Herzog der ihm besonders zusagenden Stellung eines Herkules am Scheidewege noch länger haben erfreuen können, wenn die Katastrophe nicht gleich in den ersten Auftritten von „Wallensteins Tod" durch die eintreffende Meldung, daß der Zwischenträger Sesina gefangen genommen und bei ihm gefährliche Schriftstücke gefunden worden seien, überraschend herbeigeführt würde.

Wallensteins unheilbringenden Entschluß, sich mit den Schweden zu verbinden und zu diesem Zweck dem Kaiser die Armee abtrünnig zu machen, haben zwar schon Terzky und Illo auf ihre Weise zu zeitigen gesucht, und sie lassen es auch im entscheidenden Augenblick an dringendem Zureden nicht fehlen, aber den noch immer vorsichtig und unentschlossen zögernden zum entscheidenden, unwiderruflichen letzten Schritte zu überreden gelingt erst der Schwester der Herzogin, der Gräfin Therese Terzky. Man sollte Schiller den posthumen Gefallen tun, diese Dame

wieder zu Wallensteins Schwester zu machen, wie es ursprünglich in des Dichters Absicht gelegen hatte. Der Familienehrgeiz, der ihr Denken und Handeln bestimmt, erscheint bei einem Mitgliede der Wallensteinschen Familie begreiflicher als bei einer Schwägerin, die sich schon wegen ihrer Abkunft von einer so alten und angesehenen Familie wie der der Harrachs für die ehrgeizigen Pläne eines ihr verschwägerten Emporkömmlings kaum begeistern konnte. Schiller hat der Gräfin eine doppelte Natur gegeben, und es ist für die richtige Wirkung der Rolle wünschenswert, daß die etwas widerliche Unredlichkeit, deren sie sich Max und ihrer Nichte gegenüber schuldig macht, möglichst in den Hintergrund gedrängt und dagegen ihr uneigennütziges Aufgehn in die Pläne des Herzogs, der Anteil, den sie an seiner Zukunft und seinen politischen Erfolgen nimmt, möglichst betont werden.

Von den vielen Gräfinnen Terzky, die ich gesehen habe, haben mir die am meisten im Sinne des Dichters zu handeln geschienen, die einem die Hinterlist und das Behagen an der Intrigue, wie sie bei der Schwägerin oder Schwester des Herzogs augenscheinlich vorhanden sind, möglichst eskamotierten, sodaß in der Hauptsache nur eine vornehme Frau übrig blieb, die in schöner klangvoller Sprache wunderbar zu diskutieren verstand, und der man die Abwege in ihrem Verkehr mit Max und Thekla nicht zu streng anrechnete, weil sie sich nach Möglichkeit unter dem scherzenden Schliffe der guten Gesellschaft verbargen. Einzelne dieser Gräfinnen Terzky konnten einem geradezu sympathisch sein. Für den fünften Aufzug von „Wallensteins Tod" ist das sehr wesentlich, da weder der dritte Auftritt (Heiß mich nicht gehen, o laß mich um dich bleiben!) noch der zwölfte (Sie denken würdiger von mir, als daß Sie glaubten, ich überlebte meines Hauses Fall) zur rechten Wirkung kommen können, wenn man durch die Darstellerin dazu gebracht worden ist, die Gräfin als eine etwas gewöhnliche und sehr gewissenlose Intrigantin anzusehen. Hier in Leipzig ist die Rolle in den Händen einer Dame, die einen, Gott weiß wie, ganz nach Böhmen versetzt. Wenn sie doch dem hiesigen Wallenstein von diesem exotischen Bodenbeigeschmack (goût du terroir) etwas abgeben könnte! Es war auch alles gut und schön, nur daß ich, meinen persönlichen Eindruck offen zu gestehen, ihr die letzte Unterredung mit Wallenstein nicht recht gönnte und über das Gift, das sie genommen hatte, nicht recht betrübt war, während mich eine andre Gräfin Terzky, deren schönste Rolle seinerzeit Goethes Iphigenie gewesen war, jedesmal so rührte, daß ich, um der seelischen Bewegung aus dem Wege zu gehn, ihret- nicht Wallensteins wegen den fünften Akt nicht abzuwarten pflegte. Ein falsches kaltes Lächeln entfremdet einem, wenn damit Mißbrauch getrieben wird, sowohl die Darstellerin als die Rolle so, daß man, was ganz gewiß nicht in Schillers Absicht gelegen hat, beiden beinahe feindlich gegenüber steht. Es gibt auf der Bühne nur sympathische und antipathische Erscheinungen: der Darsteller muß sich entscheiden, ob er als das eine oder das andre wirken will: ein mixtum compositum gibt es hierbei nicht. Und wenn man mit übrigens durchaus künstlerischen Mitteln und in künstlerischer Absicht eine Persönlichkeit, die sich der Dichter als eine sympathische vorgestellt hat, zu einer antipathischen macht, so greift man in zweifacher Weise fehl: man schadet dem Stücke, und man läßt sich eine Gelegenheit, persönlich zu gefallen, entgehn. Allerdings wirkt die besondre weibliche Hoheit, die jede wirklich vornehme Frau mit Goethes Iphigenie gemein hat, wie eine Art Verklärung ganz von selbst, und wem sie nicht eigen ist, der kann sie sich nicht im Fluge aneignen. Aber daß auf ihr neben der Schönheit der unwiderstehlichste Reiz beruht, den eine Schauspielerin auf ein feingebildetes Publikum ausüben kann, ist unbestritten, und wenn es eine Leistung zu würdigen gibt, wird man das Fehlen oder das Vorhandensein dieses höchsten Reizes kaum unerwähnt lassen können. Die Leipziger Gräfin Terzky würde durch einen leichten Schimmer solcher Verklärung sehr gewonnen haben.

Graf Isolani, der Kroatengeneral und etwas oberflächliche Bonvivant, macht an den Darsteller keine großen Ansprüche. Er kommt für die Handlung kaum in

Betracht, und Wallenstein beurteilt den Wert solcher formgewandter, oberflächlicher Leute sehr richtig, wenn er sagt:

Ja, der verdient, betrogen sich zu sehn,
Der Herz gesucht bei den Gedankenlosen.

Ganz anders steht es mit Buttler, der ein für die Sitution genial erfundner Charakter und zugleich ein bedenkliches Wagnis des Dichters ist. Die Rolle wird auch in Leipzig gut gegeben. Wir sehen den echten weißköpfigen alten Condottiere vor uns, den hochgestellten Offizier, der von der Pike auf gedient hat und sich, wie das so oft der Fall ist, nur über eins nicht hat erheben können, über das ihm feindliche Standesvorurteil, das ihm immer im Wege gewesen ist, und das er zu verachten und geringschätzend auf sich beruhen zu lassen nicht fertig bringt.

Schiller brauchte, da er den Pater Lamormain in Wien lassen mußte, und sich weder Questenberg noch Octavio zu blutigem Handeln eigneten, einen Arm und eine Hand, und die Art, wie er sie in Buttler findet und uns das Fortschreiten der Entrüstung zum Haß, des Hasses zur wilden, voreiligen Tat veranschaulicht, ist großartig, aber kühn und — das muß eingeräumt werden — etwas unwahrscheinlich. Die Unwahrscheinlichkeit ist darum ernster Art, weil das, was Wallenstein gegen Buttler verbrochen haben soll, der auf den Grafentitel bezügliche Uriasbrief nicht zu seinem Charakter paßt, weder zu dem von Schiller gezeichneten, noch zu dem, den uns die Geschichte an die Hand gibt. Buttler war — das ist die schwache Seite von Schillers Erfindung — überhaupt nicht der Mann, den Wallenstein einer Intrigue wert gehalten hätte, und das Motiv, das der Dichter dem Herzog unterlegt, als habe er die ganze abenteuerliche Geschichte mit dem Briefe nur unternommen, um Buttler gegen den Kaiser aufzubringen und auf diese Weise ganz für sich zu gewinnen, ist äußerst fadenscheinig. Auf Buttlers Gesinnungen konnte es Wallenstein erst ankommen, als ihn alle übrigen Führer verlassen hatten. Zu der Zeit, als der Brief geschrieben sein konnte, war Buttler für ihn dasselbe wie jeder andre Oberst, einer der vielen zu seiner Erhöhung verwandten Bausteine. Der Herzog rechnete damals noch darauf, mit der Gesamtheit machen zu können, was ihm beliebte; daß es je für ihn nötig werden könnte, den einzelnen durch etwas andres als durch Auszeichnung und fürstliche Geschenke an sich zu ketten, fiel ihm nicht ein. Er glaubte, wie es ja wohl auch gekommen wäre, wenn man ihm nicht von Wien aus den Boden mit so viel Geschicklichkeit unter den Füßen weggegraben hätte, die Generale sämtlich in seiner Tasche zu haben und sich, je nachdem es für seine politischen Pläne paßte, entweder mit den Sachsen oder mit den Schweden verbinden zu können, ohne daß sich die Truppe und ihre Führer weigern würden, ihm auf diesem abschüssigen und verbotnen Wege zu folgen. Der Kaiser hatte ihm, wie das ja auch Schiller mehrfach andeutet, in der Not mehr Rechte und Freiheiten bewilligen müssen, als es sich mit der Stellung eines Untertanen vertrug: deshalb fühlte sich der Herzog als Souverän. Wie er über sein Verhältnis zu den ihm untergebnen Führern dachte, hat Schiller im achtzehnten Auftritt des dritten Aktes sehr richtig geschildert. Wallenstein sagt zu Max:

Pflicht, gegen wen? Wer bist du?
Wenn ich am Kaiser unrecht handle, ists
Mein Unrecht, nicht das deinige. Gehörst
Du dir? Bist du dein eigener Gebieter,
Stehst frei du in der Welt, wie ich, daß du
Der Täter deiner Taten könntest sein?
Auf mich bist du gepflanzt, ich bin dein Kaiser,
Mir angehören, mir gehorchen, das
Ist deine Ehre, dein Naturgesetz.

So faßte Wallenstein sein Verhältnis zu den ihm untergebnen Generalen und Obersten auf: es konnte ihm deshalb der Gedanke, daß es ratsam oder gar nötig sei, den Chef eines einzelnen Dragonerregiments durch eine obendrein ziemlich

schwerfällige und schmutzige Intrigue besonders fest an sich zu ketten, um ihn seinerzeit leichter zum Treubruch an dem obersten Kriegsherrn zu verführen, schon um deswillen nicht kommen, weil es sich in seinen Plänen nicht um Einzelne, sondern um die ganze Armee handelte, über die er als deren verantwortlicher und unumschränkter Gebieter verfügen zu können glaubte, ohne daß an den Einzelnen mit dem Bewußtsein der eignen Verantwortung die Frage, ob man, indem man dem Herzog gehorche, dem Kaiser die Treue breche, heranzutreten brauchte. Und der Herzog war auch obendrein gerade der ihm schuldgegebnen Gemeinheit in einem Falle, wo es sich um einen Untergebnen handelte, schon aus angebornem Stolze unfähig. Seine Unzuverlässigkeit, das sieht man aus seiner Korrespondenz, war mehr politischer als sozialer Natur. Einem Manne wie Buttler eine Grube zu graben, würde ihm nun und nimmer eingefallen sein: dazu stand Buttler, seiner Idee nach, zu tief unter ihm.

Aber wir müssen die Dinge nehmen, wie sie uns geboten werden, und wenn man erwägt, was für ein gewaltiger Weg zwischen dem Buttler des Terzkyschen Banketts und dem Buttler liegt, der den zu Meuchelmördern des Fürsten gedungnen Hauptleuten Macdonald und Devereux zuredet, indem er sagt:

In Glanz und Ehr und Überfluß könnt ihr
Der Menschen Urteil und Gered verlachen,

so muß man Schillers Kunst als eine wahrhaft geniale bewundern. Denn in seiner Schilderung kommt uns der sich mit Buttler abspielende psychologische Vorgang, so ungewöhnlich er auch ist, doch nicht unnatürlich vor, weil wir nicht bloß dem ersten Umschlag seiner Gesinnung für den Herzog in der Szene zwischen ihm und Octavio beiwohnen, sondern auch durch eine Reihe von Auftritten mit der schiefen und überspannten Auffassung, die der Oberst von seiner Pflicht und seiner Ehre hat, mehr und mehr vertraut werden. Er sucht sich einzureden, daß es ihm nur um den kaiserlichen Dienst zu tun sei, er glaubt mit seinem Wort und seiner Ehre, mit seiner Stellung und seinem Leben dafür verantwortlich zu sein, daß der Herzog Eger nicht verlasse, und wenn er den Lebenden nicht festhalten kann, so ist er des Toten sicher. Daß gekränkter Ehrgeiz der Beweggrund ist, der seinem Handeln mehr als alles andre unterliegt, sieht er nicht oder will er nicht sehen. Schiller hat sehr wohl gefühlt, wie wichtig es für die beabsichtigte Bühnenwirkung sei, daß dem Zuschauer Wallensteins Ermordung nicht über den Hals komme, sondern daß er langsam und allmählich darauf vorbereitet werde. Darum sind die drei Unterredungen zwischen Buttler und Gordon (im zweiten, sechsten und achten Auftritt des vierten Aufzugs von Wallensteins Tod) und die beiden ersten Auftritte des fünften Aufzugs, in denen der Zuschauer über die von Buttler getroffnen Anstalten zur Ermordung des Herzogs und seiner Getreuen, Terzky und Illo, das Nähere erfährt, ganz wesentliche Bestandteile des Stückes.

Der jüngere Dumas hat mit Recht gesagt, und der Onkel Sarcey hat bei jeder sich darbietenden Gelegenheit daran erinnert, daß die Kunst des dramatischen Schriftstellers zum großen Teile in den Kunstgriffen besteht, mit deren Hilfe er den Zuschauer auf das, was kommen soll, vorbereitet. Unser Interesse wird durch den Umstand, daß wir das entscheidende Ereignis gewissermaßen von weitem kommen sehen, lebhaft angeregt, und wir bringen dem Schicksal des Helden eine viel regere Teilnahme entgegen, wenn wir schon lange für ihn gezittert und gebangt haben, als wenn es wie ein Schlag aus heiterm Himmel ihm und uns unerwartet auf den Kopf fällt.

Dazu kommt, was die beiden letzten Akte von Wallensteins Tod anlangt, noch der Umstand, daß alle Szenen darin in ihrer ruhigen Breite ein Ritardando vor dem schließlichen Eintritt der Schlußkatastrophe herbeiführen, das, gerade wie es Schiller mit meisterlicher Kunst handhabt, von erstaunlich großartiger Wirkung ist. Es ist in der Handlung nichts Unklares, nichts Überstürztes, und man kann wohl

sagen, daß diese beiden letzten Akte ein in seiner Art einziges Meisterstück sind, das keine Bühnenleitung durch willkürliche Kürzungen entstellen darf. Es soll hier kein abermaliges Klagelied über das angestimmt werden, was man sich in dieser Beziehung in Leipzig zuschulden kommen läßt. Da sich die Kritik und das Publikum solche Streichungen gefallen lassen, so kann immer nur von neuem daran erinnert werden, daß gewisse Weglassungen genau denselben Eindruck machen, als wenn man einer antiken Marmorstatue die Ellbogen-, Hand-, Knie- und Fußgelenke aussägen und das Verbleibende als bewunderungswürdiges Kunstwerk mit dem Bemerken ausstellen wollte, daß Photographien der ausgesägten Teile beim Portier käuflich zu haben seien. Diesen Photographien entspricht in Leipzig der „Text," den man bei den Logenschließern kaufen kann, und den man gar zu gern der Bühnenleitung „lesen" würde, wenn man davon auch nur den geringsten Erfolg erhoffen dürfte. Wie die Beschreibung des goldnen Bechers, des schönen Prachtstücks aus der Prager Beute, die für den Lokalton des Stückes von hohem Werte ist, in Leipzig glatt wegfällt, so werden hier auch die oben bezeichneten Auftritte teils ganz gestrichen, teils gekürzt, und zwar, wie es den Anschein hat, weil die Regie für die künstlerische Wirkung des Ritardando kein Gefühl hat und „mit hinausgejagter Eile" nur dem Augenblicke zustrebt, wo endlich — so scheint man zu denken — der Leichnam des Herzogs in einem roten Teppich über die Bühne getragen wird, und wo Deveroux (eigentlich heißt er ja Devereux) dem General Buttler außer des Fürsten Degen auch dessen goldnes Vlies übergibt, nebenbei gesagt, eine Dekoration, die man doch an dem Herzog im Laufe des Stückes und namentlich am letzten Abend gesehen haben müßte, wenn man nicht annehmen will, daß der Hauptmann auf den Gedanken gekommen sei, nach diesen Insignien im Reisegepäck des Herzogs zu suchen. Denn nur wenn man das rote Band mit dem Widderfell noch kurz vorher um den Hals des Herzogs gesehen hat, begreift man, daß Deveroux das fürstliche Ehrenzeichen auf dem Tisch neben des Herzogs Bett gesehen und an sich genommen hat.

Die Szenen zwischen Buttler, Geraldin, Macdonald und Deveroux (die erste und die zweite des fünften Akts) fallen, um nur ein Beispiel unter mehreren zu geben, in Leipzig ganz aus, und damit werden wir nicht bloß um eine überaus gelungne Schilderung des niedern Condottierentums gebracht, es geht dadurch auch ein wesentliches Glied der von Schiller mit seltener Kunst zusammengefügten Kette verloren. Denn im Gespräche Buttlers mit dem Major und den beiden Hauptleuten soll uns ja geschildert werden, wie sich sowohl der Vorgang oben im Schlosse als auch die Schlußkatastrophe in Wallensteins Vor- und Schlafzimmer entwickeln wird. Dieser Abstrich hängt hier in Leipzig mit dem Widerwillen zusammen, den man gegen Verwandlungen bei offner Szene hat. Indem man die beiden ersten Szenen des fünften Aktes einfach wegläßt, kommt man um die Unbequemlichkeit herum, Buttlers Zimmer in den Saal, wo sich der Schluß des Stückes abspielt, zu verwandeln, und es gehn dabei mehr als hundertundachtzig volle Zeilen Schillerscher Dichtung verloren. So schwer ein solcher Verlust unter allen Umständen wiegt, da das Nachlesen im „Text" doch ein gar zu erbärmlicher Notbehelf ist, so möchte man sich noch eher in das, wie es scheint, Unvermeidliche finden, wenn die unmotivierte Streichung nicht das peinliche Gefühl hervorbrächte, daß man ein Schillersches Stück wie eine Spektakelpantomime behandelt sieht. Schlagt den Kerl tot, gebt der Gräfin Gift, bringt das an den „Fürsten" Piccolomini gerichtete kaiserliche Schreiben herein, löscht die Lichter aus und laßt das Publikum zum Nachtmahl und zum Erquickungsschoppen eilen!

Man fühlt ja, wenn man so etwas schreibt, wie vergeblich und hoffnungslos es ist, wie Pierrot immer von neuem dasselbe zu predigen: aber da es, wie Pierrot ebenfalls sagt, immer dasselbe ist, so fällt die Schuld, daß man sich wiederholt, doch eigentlich nicht auf unsereinen. Gehn wir doch nicht vielleicht Theaterzuständen entgegen, wie sie in Italien schon auf manchen Bühnen für die Oper herrschen,

daß sich nämlich das Publikum, dem das Interesse am Kunstwerk als Ganzem und an der Harmonie des Zusammenspiels, dem sogenannten Ensemble fehlt, in der Hauptsache während der Aufführung durch gegenseitige, mehr oder minder laut geführte Konversation unterhält und nur aufmerkt, wenn es sich um bekannte Pracht- und Paradenummern, um sensationelle Bühnenvorgänge handelt? Das Publikum ist in Leipzig sicher nicht auf einem solchen Wege, denn es ist von Anfang bis zu Ende ganz Auge und ganz Ohr für das, was auf der Bühne vorgeht. Ob aber die Bühnenleitung nicht noch nach einigen weitern Abstrichen Gelüste tragen sollte, für die sie ja auf den alles umfassenden „Text" verweisen könnte, möchte ich nicht mit derselben Zuversicht behaupten. Wenn man ihr Kürzungen wie die in der Wallensteinschen Trilogie verübten schweigend zuläßt, so könnte sie in dem von ihr beliebten Vereinfachungsverfahren auch noch weiter gehn und uns schließlich den Sinn und das Verständnis für das Kunstwerk als Ganzes, mit Gelenken und allem, ganz abgewöhnen.

In bezug auf das Kostüm, das im allgemeinen durchaus geschmackvoll und befriedigend ist, möchte ich nur eine Frage aufwerfen. Wie steht es eigentlich mit den Feldbinden der Wallensteinschen Generale und Obersten? Ist die Feldbinde nicht schon zu der Zeit des Dreißigjährigen Krieges ein Erkennungszeichen? Und wenn sie es ist, wie kann sie dann bei ein und derselben Armee bald von der einen, bald von der andern Farbe sein? Soviel mir bekannt ist, war zu der Zeit des Dreißigjährigen Krieges die Farbe der kaiserlichen Feldbinden hochrot. Das stimmt auch mit den in Wien, Prag, Friedland und mehreren andern Orten vorhandnen Wallensteinschen Porträts, auf denen er mit einer rotseidnen, an der Kante eine leichte eingewirkte oder eingestickte Goldverzierung zeigenden Feldbinde umgürtet ist. Wie hat man sich nun die himmelblauen Feldbinden zu erklären, mit denen in Leipzig Terzky und Octavio geschmückt sind? Sind sie durch ästhetische Rücksichten veranlaßt, weil diese Herren in rotbraunen mit Gold verbrämten Sammet gekleidet sind, zu dem sich allerdings Himmelblau besser ausnimmt als Hochrot? Und was kann Max veranlaßt haben, die bayrischen Farben blau und weiß, die im Wallensteinschen Lager die verhaßtesten waren, in Gestalt von Federn auf dem Hut zu tragen, während man doch ebenfalls Rot oder die kaiserliche Doppelfarbe Rot und Weiß erwartet hätte? Seine Thekla sieht in einem blau und weißen Kostüm sehr reizend aus: sollte ihn vielleicht der Wunsch, die Lieblingsfarben seines Engels zu tragen, verleitet haben? Aber auch die schwarz und goldnen Schärpen, mit denen wir einzelne Generale umgürtet sehen, dürften, da sie einer spätern Zeit angehören, als Anachronismen zu vermeiden sein. Wallenstein aber sollte, sobald er im Fürstenmantel erscheint, jedesmal auch den dazu gehörenden sehr kleidsamen, mit Hermelin verbrämten rotsammetnen Fürstenhut tragen, nicht den schwarzen spitzen hispanischen Hut, der ja bei andern Gelegenheiten als Zubehör zum spanischen Mantel ganz am Platze ist. Der Fürstenmantel und das schwarze Hütchen sind eine Zusammenstellung, die einem ungefähr denselben Eindruck macht, als wenn einer unsrer heutigen Monarchen den Kolpak zu einer Kürassieruniform aufsetzen wollte.

Die Szenen, in denen uns die Gespräche Gordons mit Buttler und später mit Wallenstein vorgeführt werden, sind darum so besonders merkwürdig, weil wir in den letzten Augenblicken eines Dramas selten solchen reifen, geläuterten Rückblicken des Dichters auf die Laufbahn seines Helden begegnen. Mir ist die Sammlung und die Ruhe, mit denen Schiller so kurz vor der blutigen Katastrophe das Vorleben des Herzogs nochmals vor uns aufrollt, immer ganz besonders bewunderungswürdig erschienen, und der Schauspieler, der den Gordon gibt, hat an dem Gelingen der letzten beiden Akte einen größern Anteil, als das Publikum wohl in der Regel anzunehmen geneigt ist. Schiller hat es nämlich so einzurichten gewußt, daß er Gordon alles das in den Mund legt, was im Herzen des rechtschaffnen, aber dabei menschlich fühlenden Zuschauers zu Wallensteins Gunsten spricht, und ich würde nicht raten, die Rolle gar zu weich und an das Tränen-

reiche grenzend aufzufassen. Dem Organ der meisten Schauspieler, die mit dieser Rolle betraut werden, ist dieser weiche, elegische Ton besonders geläufig, und geradezu störend wirkt er ja auch nicht, aber man wird, wenn man vergleicht, finden, daß hier die Sprache der verhaltnen und zurückgedrängten Trauer und Rührung weit größere Wirkung hat als das Weichmütige, Tränenreiche. Man darf doch nicht vergessen, daß Gordon Festungskommandant und ein durchaus pflichteifriger, tätiger Offizier ist, dem das Wehleidige der Natur der Sache nach fern liegt. Der Grund seiner herzlichen Teilnahme ist neben den unvergessenen Jugenderinnerungen seine Bewunderung für die großen und liebenswürdigen Eigenschaften des durch den Ehrgeiz auf verhängnisvolle Bahn geführten Herzogs: sein Bedauern gilt dem Jugendfreunde und dem hochbegabten Menschen, der trotz alledem, was er selbst geleistet und was Fortuna für ihn getan hat, schon mit beiden Füßen unmittelbar am Rande des Abgrunds steht. Daß Gordon die fanatische Feindschaft Buttlers gegen Wallenstein nicht teilt und doch, wenn er seiner Pflicht gehorchen wollte, das Unheil von dem Haupte des verehrten Führers und Jugendfreundes nicht abwenden konnte, ist ein für jedes Gemüt so verständlicher tragischer Konflikt, daß der Schauspieler unsrer Rührung nicht durch künstliche Mittel nachzuhelfen braucht. Wir empfinden ganz, was ihn bewegt, und sind ihm dankbar, wenn er seinen Schmerz zügelt und die Weichheit seines Gemüts nach Möglichkeit verschleiert; er wirkt dann, wie der antike Chor, beruhigend, versöhnend, erhebend.

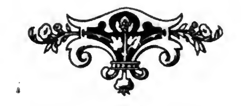
Max und Thekla haben von der modernen Kritik manche Anfechtung erfahren. Oft mit Unrecht, denn es ist ein Wunder, wie Schiller die unmöglich scheinende Aufgabe, ein romantisches Liebespaar in ein geschichtliches Drama einzufügen, doch zu lösen verstanden hat, ohne daß die beiden unverträglichen Gruppen einander gar zu hart abstoßen. Die Leipziger Thekla ist elegisch und reizend, sie trägt auch die rein poetischen Teile ihrer Rolle mit vielem Gefühl vor, mehr kann man von keiner Darstellerin dieses ganz auf Empfindung beruhenden Charakters verlangen. Max scheint ein klein wenig mehr der Erde anzugehören, und die Rolle würde hier in Leipzig in sehr guten Händen sein, wenn sich der Darsteller, der den Max vorteilhaft personifiziert und sehr begabt erscheint, mehr auf die Kunst und weniger auf den Impuls seines glücklichen Naturells verlassen wollte.

Der Satz, daß der Schauspieler in jedem einzelnen Falle nicht sich, sondern ein aus seiner Persönlichkeit hervorgewachsenes, auf eigner Schöpfung beruhendes Kunstgebilde auf die Bühne bringen solle, ist oft aufgestellt und ausführlich begründet worden. Wie die Sache eigentlich zugeht, läßt sich, da es sich um ein Spiel der Phantasie und dessen Verkörperung handelt, ebensowenig beschreiben, wie man für den Entwurf eines Bildes ein Rezept geben kann. Es kommt dabei viel auf die Art des Einzelnen an, und nur der Erfolg lehrt, ob er die rechten Mittel gewählt hat oder falsche. Der Leipziger Darsteller des Max kann sich ohne Bedenken einfach geben, wie er ist, wenn er im „Tal des Lebens" als Hans Storck auftritt; es wird niemand die Rolle harmloser, erfreulicher und innerhalb der vom Stück vorgezeichneten Grenzen ehrbarer verkörpern können als er. Aber der Ammenkönig ist ein gutmütiger, naiver, lebenslustiger Bauernbursche, der, obwohl er uns als Uhrmacher vorgestellt wird, weder von Grübeln noch von Stubenluft etwas weiß, während Max ein ganz idealer und obendrein noch philosophisch angehauchter Liebesheld ist. Was als eines der wesentlichsten Erfordernisse für die Rolle bezeichnet werden muß, ist die Kunst des Vortrags, die das vorhandne richtige Gefühl in wechselnden Farben und Tonarten zum Ausdruck zu bringen versteht, und die kunstvolle Verwendung der Stimme kommt dabei in allererster Reihe in Betracht. Poltern, Sichüberstürzen, im Affekt mit gepreßter Stimme hervorgestoßene Laute, alles das muß entweder ganz vermieden oder für einzelne Augenblicke der höchsten Erregung aufgespart werden. Damit die Steigerung nicht schließlich wild und unschön werde, empfiehlt es sich, von diesen außerordentlichen

Hilfsmitteln im ruhigen Dialog der ersten Akte nichts vorauszunehmen und da die Wirkung durch zartere Schattierungen und durch eine gleichmäßige herzliche Wärme des Gefühls herbeizuführen.

Es ist erstaunlich, wie verschieden im eigentlichen Vortrag die Leistungen der Leipziger Schauspieler sind. Sein Organ richtig zu gebrauchen, damit es immer schön klinge, und damit von der Rolle für den Zuhörer nichts verloren gehe, ist eine Kunst, die gelehrt werden kann; wo sie fehlt, muß man, so freudig man auch sonst die natürliche Begabung anerkennt, die mangelnde Ausbildung beklagen. Inwieweit das Fehlende nachgeholt werden kann, vermag ich nicht zu beurteilen, aber ich möchte glauben, daß der Schauspieler, dem die Augen über die wahren Erfordernisse der Kunst in einem Augenblick aufgehn, wo schon die ersten jugendlichen Helden- und Liebhaberrollen zu seinem Fache gehören, noch viel tun kann, sich allmählich von früher angenommenen störenden Gewohnheiten zu befreien und so dem erkannten höhern Ziele erfolgreich zuzustreben. Auf die lärmenden Kundgebungen derer, deren Trommelfell nur weidlich erschüttert zu werden braucht, damit sie dem Schauspieler zujubeln, wird er freilich verzichten müssen. Dafür wird ihm aber der Beifall des eigentlichen kunstverständigen Publikums um so reicher und um so freudiger zuteil werden.

Ich kann hier, wo es sich um den Jubel der Galerie handelt, einen Vorgang nicht unerwähnt lassen, dem ich bei einer frühern Vorstellung der Piccolomini mit Entsetzen beigewohnt habe, und der recht beweist, wie gefährlich auch für den erfahrnen Schauspieler übel angebrachter Applaus ist. Dem Leser ist erinnerlich, wie beim Terzkyschen Gastmahle Feldmarschall Illo, von dem es bei seinem Heraustreten aus dem hintern Zimmer heißt, er habe den goldnen Pokal in der Hand und sei sehr erhitzt, nach der bekannten Szene mit Octavio auch auf dessen Sohn eindringt und ihm, vor Wut stammelnd und seiner nicht mehr mächtig, mit der einen Hand den Revers, mit der andern den Degen vorhält: Schreib — Judas! Von Max entwaffnet, wird er von einigen Kommandeuren gehalten, und unter allgemeinem Aufbruch fällt der Vorhang. Hierbei kommt der Leipziger Darsteller des Illo, der auch in komischen Rollen mit gutem Gelingen wirkt und bei dieser Trunkenheitsszene die Farben kräftig aufträgt, auf den Gedanken, den Aktschluß, bei dem es ohnehin lebhaft genug hergeht, noch besonders dadurch zu beleben, daß er, als sich die Kommandeure seiner bemächtigen, einen Schrei ausstößt, den ich zwar von Betrunknen noch nicht gehört hatte, der mich dafür aber an mehr als ein auf dem Lande erlebtes Schlachtfest erinnerte. Ich brauche kaum zu sagen, daß ich den Todesschrei des Opfers meine. Das Publikum, dem auch dergleichen pantagruelische Reminiszenzen vorschweben mochten, bricht in ungemessenen Jubel aus, der Vorhang erhebt sich bei jeder Beifallssalve von neuem, und der offenbar erfreute Schauspieler erneuert, statt sich zu verbeugen, bei jedem Herausrufe — den Schrei. Was wohl zu diesem unübertrefflichen Schrei Goethe gesagt haben würde, dem schon der wohlerzogne Hund des Herrn Aubry auf der Bühne zu viel war, und nun gar ein immer von neuem sterbendes und zu neuem Leben erwachendes — Haustier. Da sich bei einer spätern Vorstellung die Sache in ihrer vollen Gräßlichkeit nicht wiederholte, so vermute ich, daß der Regie wegen des gar zu naturalistischen Aktschlusses Bedenken beigegangen waren, und daß man vorzog, es beim Menschlichen bewenden zu lassen. Dafür sei der Regie aufrichtig gedankt.





Zwei Seelen

Ein Lebensbild von Wilhelm Speck

(Fortsetzung)

5

Ich hatte inzwischen in aller Stille eine Bekanntschaft gemacht, die für mein späteres Leben von einschneidender Bedeutung war. Bei meinen Hausiergängen hatte ich zuweilen die Gesellschaft zweier muntrer Knaben gehabt, von denen ich zuletzt auch in das Haus ihrer Eltern geladen wurde. Die Leute hießen Schöne, und man nannte sie alle zusammen die schöne Familie, weil ihr Name in einem schlimmen Widerspruch zu ihrem Aussehen stand. Schöne war von Beruf ein Schmied, er übte aber sein Handwerk schon längst nicht mehr aus, weil er das Hämmern nicht vertragen konnte, dagegen gab er sich mit allerlei Basteleien ab, kurierte beschädigte Nähmaschinen, brachte ausgeleierte Schwarzwälder Uhren wieder leidlich in Ordnung oder machte einen musikalischen Marterkasten wieder lebendig. Die meiste Zeit jedoch spintisierte er über eine Erfindung, die er zu machen entschlossen war. Denn was andern gelang, glaubte er sich ebenfalls zutrauen zu dürfen, und er meinte, etwas neues zu entdecken, dazu gehöre kein besondres Wissen, das einem vielmehr dabei hinderlich sein könne, sondern nur etwas Glück. Wenn einer in einen großen dunkeln Raum eingeschlossen zufällig eine Türklinke ergreife, so werde er auch die Mittel finden, sie zu öffnen und sich ins Freie zu bringen. Aber diesen Türgriff zu fassen, dazu gehöre Glück, und auf Glück dürfe jeder rechnen, da es noch immer nicht in festen Händen wäre. Frau Schöne hatte, als sie wirklich noch schön war, in der Zeit, wo sie noch Rapholz gerufen wurde, die Stelle einer Hebe in einer Spielhölle versehen. Als dann ihre Schönheit verblichen war, hatte sie sich auf eine andre Art von Gaunerei gelegt, die Kartenlegerei, zu der ihr Äußeres trefflich paßte. Ein dunkler Kopf wie aus gebräuntem Holz geformt, schwarze brennende Augen und eine geheimnisvolle Stimme machten sie zu einem Menschenwesen, dem man eine Verbindung mit überirdischen Gewalten wohl zutrauen konnte. Sie hatte denn auch eine ausgebreitete Kundschaft, arme Dienstmädchen, denen eine dumme Liebesgeschichte den Kopf verrückt hatte, aber auch begüterte Leute und Menschen, die sich zu den Gebildeten rechneten, liefen abends bei ihr vor und betraten mit einem Lächeln, unter dem sich ein heimliches Grausen verbergen ließ, die geheimnisvolle Zauberstube.

Bei diesen Leuten brachte ich viel Zeit zu und lernte mit allem Eifer, was sich da lernen ließ. Schöne unterrichtete uns in allerlei Kartenspielen, sodaß wir bald imstande waren, jedem, der sein Geld los werden wollte, dazu die Gelegenheit zu bieten. Vorläufig waren wir freilich für die Ausübung dieser freien Kunst noch zu jung, wir konnten uns nach unsers Meisters Wort eben nur für die Zukunft rüsten, die dereinst alle Mühe reichlich lohnen werde. Mit der Zeit brachten wir es denn auch dahin, daß wir unsern Lehrer selbst überlisteten oder seinen Schlichen auf die Spur kamen, worauf ihn wohl einer seiner Söhne mit dem Titel Lump traktierte. Das nahm er nun gar nicht übel, vielmehr herrschte in dieser Familie die größte Eintracht und Gleichheit. Alt und Jung lebte auf völlig gleichem Fuße miteinander, und da alle von demselben Eifer beseelt waren, möglichst viele Menschen zu betrügen und die Beute gemeinsam zu verbrauchen, so

war unter ihnen auch nicht eine Spur von Neid und Mißgunst zu merken. Wenigstens jetzt noch nicht, wo die Geschäfte blühten und nirgends ein Wölkchen am Himmel stand. Als später das Unglück über sie kam, und ihr Kartenhaus in alle Winde geblasen wurde, da zerstreuten sie sich auch ohne eine Spur von Teilnahme und Anhänglichkeit.

Die Kartenspielerei war jedoch in der Tat nur eine Spielerei und gleichsam eine Vorbereitungsschule für wichtigere Dinge, für die der alte Gauner uns auszubilden beabsichtigte. Während wir miteinander spielten, mochte er meinen Charakter studiert und meine Fähigkeiten beobachtet haben, und erst als er meiner sicher zu sein glaubte, weihte er mich in einen andern verborgnen Zweig seines betriebsamen Lebens ein. Wir fingen an, die Magazine der Kolonialwarenhändler auszurauben, auch die Eisenbahn suchten wir zu bestehlen. Was uns dabei in die Hände fiel, das nahm uns ein Spezereihändler willig ab und bezahlte es mit ziemlichem Preise. Dieser Händler war ein stiller Mann, der es eigentlich nicht nötig hatte, den Hehler zu machen. Er hatte ein gutgehendes Geschäft und fast gar keine Bedürfnisse. Er war schon lange Witwer und hatte nur erwachsene Kinder, die gut verheiratet waren, und so ist es mir heute unverständlich, was den Mann in dieses dunkle Geschäft hineingetrieben hatte. Ich nehme an, daß er in frühern Jahren einmal in Schönes Hände geraten war und sich nun nicht wieder von ihm losmachen konnte. Da wir den Erlös für die gestohlnen Güter immer redlich teilten, freilich so, daß unser Meister den Löwenanteil vorweg nahm, so hatte ich jetzt Geld die Hülle und Fülle und legte mir schon hinter unserm Hause eine kleine Schatzkammer an. Ich gewann auch die Mittel, mich von den mir längst lästig gewordnen Hausiergängen möglichst frei zu machen, indem ich einiges von dem Gelde meinem Onkel gab, die Körbe aber, die ich nicht schnell verkaufen konnte, einfach wegwarf. Für meine nächtlichen Streifereien aber gewann ich dadurch die nötige freie Zeit, daß ich mich auf eine Kegelbahn engagieren ließ, auf der ich dann auch zuweilen erschien, häufiger jedoch Vertretung schickte.

Meine Tante war mit meinem Nachtleben freilich sehr unzufrieden, aber sie ließ, was mich betraf, längst gehn, wie es gehn wollte. Auch die Zerrüttung ihres Hausstandes und den Verlust ihres guten Namens ertrug sie mit wachsender Gleichgiltigkeit, nur die kleine Martha, die inzwischen zu einem freundlichen, feinen Kinde heranwuchs, hütete sie wie ihren Augapfel, und sie wandte an das Kind alles, was in ihrem Herzen noch von Mut und Liebe vorhanden war.

Eins ist mir auch heute noch unerklärlich, daß ich mich nämlich so ohne alles Sträuben von Schöne für seine Zwecke ausbilden ließ. Ich glaube, es war das Romantische, was mich anzog. Mein Gewissen hat in dieser Angelegenheit nicht mitgesprochen, es wurde durch die Autorität des ältern Mannes, der uns anführte, in Schach gehalten, wie sich ja manchmal verständige Leute nicht mit ihrer Rede hervorwagen, wenn ein Maulheld das Wort führt. Schöne tat im übrigen alles mögliche, unser Gewissen, wenn es sich wider Erwarten doch einmal bemerkbar machen sollte, bei uns um alles Ansehen zu bringen. Er ist eigentlich der einzige gewesen, der außer denen, die von Amts wegen darüber zu sprechen hatten, mit mir von Religion geredet hat. Sein Bemühen ging dahin, uns zu zeigen, daß der Mensch ohne Seele, die Welt ohne Gott sei, und er redete in derselben Art, wenn auch in gröberer Weise darüber, wie ich es später in gelehrten Büchern gelesen habe. Ich hatte noch nicht das Verständnis dafür, was es bedeutet, wenn sich plötzlich das Auge, das über allem wacht, schließt, und die freundlichen Sterne, die aus ewigen Höhen in das Dunkel des Lebens herunterleuchten, jählings erlöschen, aber das weiß ich noch, daß es mich wie ein Schmerz durchfuhr, als ich nun nicht mehr an Gott glauben sollte.

So kam der Tag meiner Konfirmation heran. Man kann sich denken, daß die Belehrungen der Schule und der Kirche unter den Aufklärungen Schönes nicht eben zu gedeihen vermochten, doch hielten mich die beiden Alten an, meine Gedanken

für mich zu behalten, wie ja auch ihr Einkommen und ihr gutes Leben darauf beruhten, daß sie zu schweigen verstanden und sich vor den Leuten einen Schein zu geben wußten.

Der festliche Tag fand mich in einer sehr unfestlichen Verfassung. Wir hatten in der Nacht zuvor wieder einen unsrer Raubzüge unternommen und dabei eine außergewöhnlich reiche Ernte gehabt, sodaß wir, um unsre Schätze wegzuschaffen, auch noch einen Handwagen stehlen mußten. Darüber herrschte nun in der schönen Familie große Freude, und wie man darin einen Anlaß zu einem freundschaftlichen Gelage nicht leicht aus dem Wege ging, so hatte uns Frau Schöne ein lukullisches Mahl versprochen, das an meinem Konfirmationstage mit aller Fröhlichkeit, deren die Familie fähig war, vor sich gehn sollte. Als ich an dem Morgen, der mir so mannigfache, wenn auch in sich widerspruchsvolle Genüsse in Aussicht stellte, verschlafen in unser Wohnzimmer trat, fand ich Besuch vor, einen alten Mann mit einem Holzbein, und eine ebenso alte Frau von robustem Körperbau, meine Eltern, die zu meinem Ehrentage erschienen waren. Mein erster Gedanke war die Befürchtung, daß unser Festmahl gestört würde. Was wollten die Leute eigentlich? Sie waren mir vollkommen fremd und hätten sehr gut wegbleiben können. Ja wären sie vor Jahren gekommen, wo ich ein verlassener Junge war und mich nach Liebe herzlich sehnte, so hätte mir das wohlgetan, jetzt aber stand ich schon fest auf meinen eignen Füßen, hatte meine bestimmten Pläne im Kopf und konnte ohne sie fertig werden. Meine Mutter mag mir den Verdruß angesehen haben, denn sie hielt sich fern von mir, der Vater aber sah ihn entweder nicht oder wollte ihn nicht sehen, er war freundlich mit mir in seiner stillen Art, drückte mir die Hand und streichelte mir das Gesicht, ganz als ob wir immer auf vertrautem Fuße miteinander gelebt hätten. In solcher Stimmung ging ich zur Kirche, und ich will lieber über alles schweigen, was in mir vorging. Als wir wieder zu Haus waren, hatte die Tante ein einfaches Mahl bereitet, um den Gästen nach ihren geringen Mitteln Ehre anzutun. Sobald ich konnte, versuchte ich mich beiseite zu schleichen, um Schönes zu benachrichtigen. Der Vater sah meine Unruhe und sagte freundlich: Es zieht ihn zu seinen Gespielen. Nun geh noch einmal zu ihnen, aber halte dich bereit auf fünf Uhr, da reisen wir. Nun erfuhr ich, daß ich mit meinen Eltern nach Hause fahren sollte, und daß ich schon durch ihre Vermittlung eine Lehrstelle bei einem Schlosser erhalten hatte. Diese Mitteilung schlug mich vollends nieder, und Tränen traten mir in die Augen. Sogar meine Tante wurde gerührt, da sie glaubte, daß das Wasser in meinen Augen aus edeln Quellen stamme und ein Zeichen der Anhänglichkeit und Dankbarkeit sei, die sie trotz allem, was geschehn war, bei mir erwarten durfte.

Ich lief zu Schönes und überbrachte ihnen die Neuigkeit. Der alte Schöne war außer sich: Das fehlte noch, rief er. Ihr Leben lang haben sie sich nicht um dich bekümmert, und jetzt, wo du etwas wert bist, stellen sie sich pflichtschuldigst ein. Wir haben alles getan, dich zu einem tüchtigen Kerl herauszuputzen, und das ist nun alles für die Hunde gewesen. Daraus wird nichts.

Und nun fingen sie an, miteinander zu wispern und zu flüstern, und das Ergebnis war, ich sollte nach Leipzig fahren und mich bei einem ihrer Bekannten einige Tage aufhalten. Nachher, wenn die Alten abgereist wären, wollte Schöne mit meinem Onkel reden, daß ich hier in der Stadt eine Lehrstelle annehmen dürfe. Die Schlosserei paßte ihm, aber ich sollte mich dann nicht in dem verwunschnen Neste, worin meine Eltern wohnten, unterweisen lassen, sondern bei einem Meister, der mit der Zeit fortgeschritten und eines offnen Kopfes wie des meinen würdig wäre.

Das gefiel mir alles sehr wohl, und auch von der Rede, die Schöne nach seiner Gewohnheit, über alles eine Brühe nach seinem Geschmacke zu gießen, an mich hielt, behagte mir vieles und prägte sich meinem Gedächtnis ein. Vor allem, sagte er, mußt du, was du lernst, gründlich lernen, etwas halb zu lernen hat ganz und gar keinen Zweck und ist unsinnige Zeitvergeudung. Wenn einer nichts ordent-

liches gelernt habe, so könne er sich nur gleich begraben lassen, denn er vermehre nur die Zahl des jammervollen Volks, das wie die Fische unter der Brücke die Mäuler aufsperre nach einem Bissen aus Gnade und Barmherzigkeit. Von solchen Leuten verlange man, da sie nichts verstünden, daß sie alles verstehen sollten, und stelle sie überall dahin, wo kein andrer stehn möchte. Du hast eine andre Zukunft, Heinrich, schloß er, du sollst ein Meister in deinem Fache werden, und ich sehe schon die Stunde kommen, wo du mit Geldschränken Umgang hast.

Das war seine Abschiedsrede, und das war mein Konfirmationstag.

6

So fuhr ich also nach Leipzig und fand mich auch schnell zu Schönes Bekannten hin, die einen Trödelladen innehatten. Die Gasse, in der sie wohnten, war schmutzig, die Sonne war wohl zwischen diesen hohen rauchgrauen Häusern nie bis zum Pflaster heruntergekommen, und der Laden sah schon von außen so unordentlich und verwahrlost aus, daß ich keinen guten Begriff von den Lebensumständen des Mannes bekam, dem ich mich anvertrauen sollte. Im Laden fand ich ein kränkliches Frauchen, grau wie das Licht in diesem Raume und von demselben Staub überzogen, der hier alle Gegenstände bedeckte. Ich übergab ihr meinen Brief, worauf sie ihn flüchtig überlas und dann zu mir mit unfreundlicher Miene sagte: Mein Mann ist nicht zu Hause. Komm in einer Stunde wieder und hol die Antwort.

Damit war ich hinausgeschoben und stand nun in der Abenddämmerung in den Gassen einer Stadt, worin mir alles fremd war. Zunächst war ich jedoch froh, aus der Nähe des vertrockneten Frauenwesens weggekommen zu sein, und ich verspürte die Lust, mir erst einmal Leipzig anzusehen, ehe ich mich wieder zu den Leuten begab. Als ich die enge Gasse verlassen hatte, kam ich zu einer schönen Promenade und lustwandelte unter hohen Bäumen, die sich eben mit dem ersten Grün bedeckt hatten. Allmählich stellte sich der Hunger bei mir ein, und so kaufte ich mir in einem Kramlädchen etwas zu essen und pflanzte mich damit unter einen Haufen Jungen, die sich an einer stillen Ecke an einem mir unbekannten Spiel ergötzten. Ich hatte mich schnell mit ihnen befreundet und pilgerte, als es ganz dunkel geworden war, noch mit ihnen durch eine Anzahl Straßen, dann erst fiel mir ein, daß die Stunde, in der ich mich vorstellen sollte, längst verflossen sein müßte. Jetzt lief ich schnell zurück, verfiel aber allmählich wieder in meinen gemütlichen Gang, und als ich endlich vor dem Lädchen stand, war denn auch richtig alles dunkel und verschlossen.

Was sollte ich nun beginnen? Ich hatte noch soviel Geld bei mir, daß ich ein Gasthaus hätte aufsuchen können, aber ich befürchtete, man werde mich ausfragen und der Polizei überliefern. So schlenderte ich wieder durch die Straßen in der Ziellosigkeit, in der ein großer Teil meines künftigen Lebens verlief, bis mein Weg allmählich in einen Park hineinführte, über dessen Kieswegen ein feiner Schimmer des eben über den Horizont steigendes Mondes lag. Ich fand eine Bank, und müde geworden, gedachte ich die Nacht darauf zu verbringen. Vor mir dehnte sich im hellen Lichte eine weite Grasfläche aus, unterbrochen von den Schatten schöner Baumgruppen, deren Ränder in den leuchtenden Duft hineinragten, und dahinter erhoben sich die schwarzen Massen der letzten Häuser mit einigen wenigen über die Etagen verstreuten Lichtern. Über dem allen aber baute sich im silberklaren Äther ein kühnes Wolkengebirge auf, eine seltsame Wirrnis mit Spitzen und Zacken und Burgen und Schlössern über düstern Gründen, so, wie ich es später in der Wirklichkeit gesehen habe, als ich wieder anfing, über mich zu schauen, und als mir zuteil geworden war, wonach ich lange, ohne es selbst zu wissen, gerungen hatte, unter den verworrnen Linien meines Daseins die eine zu erkennen, die eines höhern Hand darin gezogen hatte.

Es war still unter den Bäumen, zuweilen nur vernahm mein Ohr das Rollen

eines Wagens, endlich aber nur das Rauschen in den Zweigen, ein Regen und Rieseln wie von unsichtbaren Wassern, das leise Atmen der Natur. Ich weiß nicht, was über mich kam, aber plötzlich flossen Tränen über mein Gesicht, ich mußte bitterlich weinen. Gewiß war es keineswegs Ergriffenheit von dem schönen Abend, dessen Schönheit mir vielmehr erst später, als er seinen Platz unter alten Erinnerungen gefunden hatte, aufgegangen ist, wogegen ich damals in seinen Schimmer nicht anders hineingeguckt haben werde als ein verlaufnes Kätzchen, das in eine ihm unbekannte Welt hineinblinzelt und klagt. Meine Verlassenheit fiel mir aufs Herz, und daß ich niemand hatte, an den ich mich recht halten könnte, und daß ich jetzt in einer unbekannten Stadt sei, ohne zu wissen, was ich nun anfangen sollte, und was jetzt geschehn werde. Viel später habe ich an diese kindische Wehmut zurückgedacht, als ich, obgleich inzwischen zum Manne erwachsen, im Anblick einer großen und feierlichen Natur dasselbe Gefühl der Hilflosigkeit und Verlorenheit in mir entdeckte.

So habe ich wohl eine Stunde gesessen, bald weinend, bald mir die Tränen trocknend, die wie ein einmal angebrochnes Wässerchen immer wieder hervorbrachen, und mit immer stärker werdender Furcht in die Nacht hinaushorchend. Da näherte sich mir auf dem Wege, der um ein dunkles Gebüsch herumführte, ein leiser Schritt. Ich fuhr empor und wollte mich schon verkriechen, als ich sah, daß es eine Frauengestalt war, die aus dem Schatten in das Mondlicht hinaustrat. Langsam kam sie heran, und als sie neben meiner Bank stand, sah sie mich verwundert an, zögerte einen Augenblick und nahm dann neben mir Platz, sogleich ein Gespräch beginnend. Auf meinem Gesicht standen noch Tränen, und sie fragte ohne weiteres, was mir nahe ginge, und bald hatte sie heraus, daß ich von meinen Eltern weggelaufen war, daß ich versäumt hatte, rechtzeitig zu dem Trödler zurückzukehren, und nun, da ich nicht wisse, wohin ich mich wenden könne, die Nacht im Walde bleiben wolle. Sie schüttelte den Kopf und forderte mich auf, mit ihr zu gehn. Hier könne ich nicht bleiben, die Nacht werde kühl, und ich würde mir eine Krankheit zuziehen, auch würde mich die Polizei bald finden und einstecken. Vor allem der Hinweis auf die Polizei wirkte, dazu lockte etwas Geheimnisvolles in diesem Abenteuer, und endlich hatte sie ohne Umstände meine Hand ergriffen und hielt sie fest. Wir wanderten noch ein Stück durch die Promenaden und bogen dann in eine Straße ein, in der wir ein hohes finstres Haus betraten, und stiegen die Treppen hoch hinauf, als führe mich ein Engel unmittelbar in den Himmel empor. Aber es war kein Engel, sondern als meine Begleiterin, in ihrem Zimmer angekommen, Tuch und Hut ablegte, stand sie vor mir als ein blasses dürftiges Weib mit großen dunkeln Augen. Obgleich ich bei meiner Jugend noch keinen rechten Begriff hatte, mit was für einer Person ich es zu tun habe, verstand ich doch, daß die Gestalt vor mir in ihrer verblichnen Kleiderpracht und den bleichen verlebten Zügen auch ein Menschlein war, dem das Glück unter den Händen zerronnen war.

Sie sah mich an und fragte: Wie heißt du?

Gehorsam nannte ich meinen Namen.

Ich heiße Marianne. Hast du Hunger?

Und als ich die Frage bejahte, brachte sie etwas zu essen und sah mir lächelnd zu, wie ich in das Brot einhieb, genoß auch wohl selber etwas zur Gesellschaft.

Nachher löschte sie das Licht wieder, und wir stellten uns ans Fenster und schauten in den schönen linden Frühlingsabend hinaus. Währenddessen fragte sie mich über meine Schicksale aus, und ich erzählte ihr, soviel sie zu erfahren begehrte. Ich hatte sie mir vorhin, als die Lampe brannte, genauer angesehen und bemerkt, daß sie ein ältliches Mädchen war, ohne Schönheit, nur die Augen mußten sehr schön gewesen sein, wenigstens sind sie es in meiner Erinnerung. Am Fenster stehend und vom Licht des Mondes gestreift erschien sie mir wieder feiner und vornehmer. Allmählich begann sie von sich selber zu erzählen, allerlei traurige Dinge, die ich nicht recht verstand, sei es, daß ich für solche Erlebnisse noch nicht reif war, oder

daß sie ihre Schicksale aus Rücksicht auf meine Jugend absichtlich verschleierte. Schließlich fragte sie: Was glaubst du wohl, was aus dir geworden wäre, wenn ich dich nicht gefunden hätte? Und da ich im Augenblick nicht zu antworten wußte, fuhr sie fort: Ich will es dir sagen, ein verlorner Mensch, der nirgends mehr Glück hat. Auch ich bin einst so von meinen Eltern entlaufen, und keine Hand hat mich festgehalten. Ich konnte es zuhause nicht mehr aushalten und meinte, nun gewönne ich das Glück. Da geht er hin der Mond, man meint ihn greifen zu können, aber was liegt alles zwischen ihm und uns — so fern lag mir das Glück. Einige Jahre habe ich es ganz gut gehabt, dann kam das Elend, und wenn ich daran denke, was mir noch bevorsteht, dann möchte ich am liebsten auf der Stelle sterben. Weißt du, was für uns beide am besten wäre? Ich nähme dich in meinen Arm und spränge mit dir in die Finsternis hinunter.

Sie lachte, als ich mich ängstlich von ihr abdrängte, und sagte: Hab keine Angst, ich habe selber Furcht davor. Oft schon habe ich mir den Platz betrachtet, wo ich etwa zu liegen käme; es ist schauerlich, und doch soll es nicht weh tun, und schön muß es auch sein, so plötzlich mit allem zu Ende zu sein und allem zu entrinnen. Aber ich fürchte mich! Wenn ich erst einmal über das Fensterbrett hinaus wäre, so brächte ich es fertig, aber so weit komme ich nie. Nein, sei ruhig, Heinrich, du sollst noch nicht sterben. Aber geh zu deinem Vater. Hat er auch nur ein Stelzbein, es ist doch immerhin ein Vater. Wenn ich noch Eltern hätte, und wohnten sie am Ende der Welt, ich ginge zu ihnen. Aber ich habe niemand, meine Eltern sind tot, meine Schwestern sind tot, meine Brüder sind tot, es ist alles tot und gestorben.

Sie sprach das alles mehr in sich hinein, als zu mir. Mir wurde unheimlich in ihrer Nähe, und von neuem suchte ich mich von ihr loszumachen. Sie hielt mich aber fest und sagte: Fürchte dich doch nicht. Und wenn du mein Bruder wärst, könnte ich es nicht besser mit dir meinen. Der liebe Gott weiß es, daß ich es gut meine.

Es gibt keinen lieben Gott, fuhr ich heraus. Sie sah mich betroffen an. Woher weißt du das?

Schöne hat es mir gesagt.

Schöne, das ist der Mensch, der dich auf dem Gewissen hat. Der muß es ja wissen. Ich habe es mir auch eingeredet, fuhr sie in dem alten ruhigen Tone fort, und ich wünschte wohl, es gäbe mir jemand darüber Gewißheit, aber es weiß es keiner. Es stand einmal ein junger feiner Knabe hier neben mir, mit einem freundlichen Gesicht und frischen klaren Augen, den mußte ich plötzlich fragen: Glaubst du an Gott? Da hat er mich groß angesehen und hat gelacht, eine Antwort aber hat er mir nicht gegeben. Aber auf einmal hat er seinen Hut genommen und ist weggelaufen. Ich will dir etwas sagen, Heinrich, ich glaube an Gott, und Schöne hat gelogen!

Sie sah mich traurig an und wiederholte noch einmal ihre Bitte, sodaß ich ihr alles versprach. Nun wurde sie fröhlich und küßte mich. Noch niemals hatte jemand so mit mir gesprochen. Die es sonst gut mit mir meinten, schwiegen oder behandelten mich als ein Kind, mit dem man ernste Dinge nicht zu besprechen habe. Und doch stand mein Herz für solche Fragen offen, wenn sie mir nur in einer meinem kindlichen Fühlen verständlichen Weise nahe gebracht wurden. Der liebe Gott und das ganze himmlische Geläute waren für mich noch Herrlichkeiten, von denen meine Phantasie brannte wie der dunkle Tannenwald im Gold des Abends, und es hat viele Jahre gedauert, ehe meine Seele wieder fähig wurde, wie die wechselnden Bilder einer Mondnacht mit den blitzenden Punkten in der Höhe und Tiefe, so das Bild des Ewigen und Beständigen, der über dem allen thront und in dem allen wirkt, in gleicher Stärke und mit gleicher Innigkeit wie damals zu empfinden.

Marianne zündete nun wieder ihr Licht an und zeigte mir allerlei Dinge, die sie um irgend einer Erinnerung halber wert hielt, einen Ring für eine

Kinderhand passend, ein kleines goldnes Kreuz, einige Briefe, ein paar bunte Bänder, ein Gesangbuch, und was dergleichen Besitztümer sind, die einer andern Zeit entstammen, und wie ich von andern Erlebnissen her weiß, in der verschloßnen Truhe mancher armen Sünderin ruhn und von ihr hin und her geschleppt und in stillen Stunden mit sanfter Rührung betrachtet werden, wie sich wohl der heruntergekommne Adliche an seinem Wappenbrief, der längst für ihn keine Geltung mehr hat, eine freud- und leidvolle Stunde bereitet. Nun wurde mir auf dem Sofa ein Lager bereitet, und ich schlief auch bald ein und hatte wunderliche Träume, die aber sämtlich auf etwas Glückliches hinausliefen und gleich den Gipfeln des Wolkengebirges mit ihrem Saum in ein strahlendes und glänzendes Licht hineinragten.

Am andern Morgen war ein weißer Himmel über der Stadt, und es fing bald an zu regnen.

Ich bin schon ausgewesen, sagte Marianne. In einer Stunde mußt du reisen. Du wirst dich wohl allein dahin finden, oder soll ich mitgehn?

Ich versicherte, daß ich den Weg finden würde. Mir war jedoch nicht gut zumute. In dem grauen Tageslicht bekam mein Versprechen, nach Hause gehn zu wollen, ein andres Aussehen. Auch Marianne sah nun anders aus, und sogar ihre Stimme klang schärfer und härter. Sie mochte meine Gedanken erraten, denn sie sagte plötzlich: Nicht wahr, was man versprochen hat, das hält man. Ich nickte und machte mich, nachdem ich gegessen und getrunken hatte, reisefertig. Zuletzt wurde Marianne noch einmal weich, küßte mich und sagte: Nun geh, Heinrich, hier habe ich dir meine Adresse aufgeschrieben, schreibe mir einmal, wie dirs ergangen ist. Damit drückte sie mich zur Tür hinaus, und so ging ich die Treppe wieder hinunter und hinaus in den strömenden Regen. Da während ich trübselig durch die Straßen schlich, stieg plötzlich ein Bild aus meiner ersten Kindheit in mir auf, die Stadt, wo meine Eltern wohnten, rote Dächer überragt von einigen schlanken Türmen und eine frische weite Wiesenflur mit dem Hintergrunde eines grünen Waldes, der Fichten, für die meine Mutter zu gut gewesen war.

Als sich der Zug in Bewegung setzte, sah ich Marianne in einen Winkel gedrückt mir freundlich zuwinken. Zuerst machte ich Miene, mich gekränkt zu fühlen, da sie mir ja doch nur aus Mißtrauen gegen die Festigkeit meiner Versprechungen gefolgt sein konnte; aber das Dankesgefühl, das ich ihr schuldig war, vertrieb schnell die ärgerliche Stimmung, und dennoch habe ich ihr nicht geschrieben. Zuerst kam ich nicht dazu, da ich andres zu denken hatte, nachher habe ich mein Versprechen vergessen, und als ich nach Jahren nach ihr forschte, fand ich keine Spur mehr von ihrem armen Leben, es war verweht wie die Wolken, die an jenem Abend am Himmel gestanden haben. Ob sie gestorben und verdorben ist, ob irgend ein braver Mensch sie aus ihrem Elend herausgerissen hat, oder ob sie noch immer umherirrt, wer weiß es? In meiner Seele aber steht ihr Bild unter meinen wenigen Heiligtümern. Auf der Straße, wo sie ging, wandelt eine bunte und unter sich sehr verschiedne Menge, schöne strahlende Gesichter, die doch von keiner wärmern Empfindung bewegt werden, und eine große gleichgiltige Masse, dazwischen aber feine und zarte Wesen, die eigentlich in einen schönen goldnen Käfig und unter die Augen freundlicher Menschen gehören. Aber durch eine Nachlässigkeit ist die Tür an ihrem Käfig einmal offen geblieben, und von einem dunkeln Gefühl getrieben sind sie hinausgezogen in die freie Welt und haben eine Stunde trilliert und gesungen. Dann ergreift sie die Angst und die Reue, und sie suchen den Weg zurück, den sie aber nur selten finden, und wenn sie ihn finden, so lassen sie den Kopf hängen und schweigen und sterben.

Es wäre möglich gewesen, daß sich mein Leben nun gewandt hätte und in einer geraden Linie verlaufen wäre, wenn ich nicht trotz meiner Jugend schon ein Stück Vergangenheit mit mir herumgetragen hätte und dafür verantwortlich gewesen wäre. Mit einem einfachen Bekenntnis nach der Weise des verlornen Sohnes war es nicht abgetan, was ich angerichtet hatte. Die fortgesetzten Räubereien

hatten doch schließlich auf unsre Spur geführt, und ich kam eben zur rechten Zeit nach Haus, um darüber vernommen zu werden. Die schöne Familie war inzwischen eingesperrt worden von dem guten Mahle weg, mit dem sie mir eine Ehre hatten antun wollen, und sahen sich plötzlich zu Wasser und Brot verdammt. Sie leugneten anfangs hartnäckig, da aber der Spezereihändler ohne weiteres gestand, so gaben sie ebenfalls nach und beugten den Kopf unter ihr Schicksal. Mich schonten alle bei ihrer Aussage, ich erschien vor Gericht nicht als ein werdendes Licht, als der kleine gescheite Bursche, als der ich bisher gegolten hatte, sondern als ein kleiner dummer Junge, der eben nur mit gelaufen war. Das kränkte mich ein wenig und erfüllte mich zugleich mit unaussprechlicher Dankbarkeit. Daß Schöne schon wieder ein Steinchen für die Zukunft zurecht legte, als er mich nach Möglichkeit entlastete, habe ich erst später erkannt, damals rechnete ich es ihm als Menschenfreundlichkeit und Güte an. So war das Ende denn, daß Schöne gleich dem Händler auf mehrere Jahre ins Zuchthaus wanderte, während ich mit Schönes Jungen auf vier Wochen ins Gefängnis gehn sollte. Dagegen fand Frau Schöne noch ein Löchelchen, durch das sie entschlüpfen konnte.

Das war nun der erste Schritt ins Leben hinein. Hätte mir jetzt nur jemand ein gutes Wort gesagt, vielleicht hätte es bei der verängsteten Stimmung, in der ich war, Eindruck gemacht. Aber meine Eltern waren fern, die Tante bekümmerte sich nicht um mich, und mein einziger Freund, Schöne, saß selber in der Falle. Im Gefängnis geriet ich unter einen Trupp junger Leute, von denen einige in meinen Jahren, die meisten jedoch mir im Alter voraus waren und jedenfalls mich an Erfahrung überragten. Ich war in völliger Zerknirschung unter sie gekommen und hatte mir gelobt, ein braver Junge zu werden. Die ersten Tage hatte ich fortwährend mit Tränen zu kämpfen, und hätte man mich nach diesem schreckhaften Eindruck hinausgelassen, so würde die Strafe wohl nicht ohne Nutzen für mich gewesen sein. Aber ich hatte mich auf vier Wochen einzurichten und kam alsbald zu der Erkenntnis, daß es, diese Zeit für mich erträglich zu gestalten, vor allem nötig sei, mit meinen Schicksalsgenossen in ein gutes Verhältnis zu kommen. Sie hatten mich wegen meines schüchternen, weinerlichen Wesens für ein Muttersöhnchen gehalten und machten sich den Spaß, mich in immer neue Angst hineinzuscheuchen und mir jeglichen Tort anzutun. Daß ich ihnen mit meinen Tränen nicht gefallen konnte, war nicht weiter zum Verwundern, aber auch meinen Wärtern wurde ich dadurch nicht lieber; sie schienen vielmehr ein Gefallen gerade an den leichtsinnigsten meiner Genossen zu haben, weil ihnen diese keine Umstände machten, sondern sich mit aller Ruhe in ihr Schicksal fanden. Nach wenig Tagen ließ ich denn auch meine Tränen versiegen, und nachdem ich eine Weile zugehört hatte, fing ich an, von mir selber zu erzählen, und da ich vor den beiden Söhnen meines alten Meisters Schöne, die zugleich mit mir ihre Strafe verbüßten, doch nicht nach Belieben aufschneiden konnte, so nahm ich mir mein Leipziger Abenteuer vor und spann daraus eine Geschichte, in der ich nicht mehr das arme geschorne Lamm war, sondern ein entschloßnes Kerlchen, das sich sehen lassen konnte. Und als ich mir erst ein Phantasiestückchen mit dem gewünschten Erfolg geleistet hatte, bekam ich Geschmack an den Aufschneidereien und belog und betrog meine Genossen auf das unverschämteste, wofür ich freilich von ihnen mit gleicher Münze bezahlt wurde. Als die vier Wochen herum waren, stand ich im Leben da als ein Mensch, der seinen Platz unter den anständigen Leuten eingebüßt hatte, dafür aber von einer Anzahl kleiner verwegner Burschen der Freundschaft und Achtung gewürdigt wurde. Ich war im Gefängnis gewesen und hatte gesehen, daß man, wenn man sich in die Umstände zu schicken wisse, auch da leben und Ehre gewinnen könne.

7

Als ich aus dem Tore trat, stand mein Vater vor mir. Er hatte Tränen im Auge, und wie er denn überhaupt ein sehr einsichtiger und verständiger Mann war, überschüttete er mich jetzt nicht mit Vorwürfen, sondern war freundlich und

gütig mit mir. Da ging mir das Herz auf, und ich erzählte ihm meine Erlebnisse, auch meine Begegnung mit Marianne, worüber er anfänglich den Kopf schüttelte, nachher aber ein Wort hinwarf, man müsse sich des armen Mädchens wohl annehmen, da sie mit mir gut gewesen wäre. Daraus ist nun nichts geworden, weil meine Mutter ein Lamento erhob, als sie nur von der Sache hörte. Sie hatte für solche zarten Dinge kein Verständnis, und man konnte ihr ja auch nicht Unrecht geben, wenn sie erklärte, zunächst hätte man im eignen Hause genug zu retten, und die Zeit sei noch nicht gekommen, wo man die Hände für andre frei bekäme.

Mein Vater ging mit mir zunächst zu Bauers, damit ich mich verabschieden sollte. Dort wurden wir bös aufgenommen. Die Tante war wortkarg, als müßte sie jedes Wort mit Gold bezahlen, und Bauer hatte allerlei zu höhnen. Noch einmal ging ich in allen Winkeln des Hauses herum und zuletzt auch in den Garten. Dort traf ich Marthchen an, das, wie ich jetzt nach meiner längern Abwesenheit bemerkte, ein liebes freundliches Kind geworden war. Wir saßen eine Weile verlegen nebeneinander; sie war verlegen, weil ich aus dem Gefängnis kam, und ich, weil ich wußte, daß sie daran dachte. Zuletzt als das Abschiedsglöcklein läutete, wurde das Kind, dem ich doch bisher wenig Gutes erwiesen hatte, plötzlich zärtlich und brachte aus ihrer Tasche einen Fingerhut und ein Nadelbüchschen von alter Arbeit hervor, womit sie mir als mit ihrem wertvollsten Besitz ein Angedenken überreichen wollte. Auch ich mußte nun nach einem Geschenk suchen, fand jedoch nichts als ein abgegriffnes Kartenspiel. Das war nun ein wunderlicher Tausch, den wir da eingingen, Martha wußte ja wohl mit den Spielkarten ebensowenig umzugehn, wie ich mit dem Nähzeug eines Mädchens. Wären wir schon älter gewesen, so hätten wir den Vorgang wohl lediglich als eine symbolische Handlung angesehen, als ein Zeichen, daß wir beide den guten Willen hätten und immer haben würden, einander so viel Gutes zu erweisen, als es unsre Armut zulassen würde. Später haben wir auch einen solchen oder ähnlichen Sinn darin gefunden und die schönsten und erbaulichsten Gedanken darüber geäußert, jetzt aber hielt mein Marthchen ihr Kartenspiel verlegen in der Hand, und ob sie nun etwas besseres erwartet hatte oder schon das Unschickliche der Gabe begriff, sah mich mit Augen, in denen so etwas wie ein fernes Regenwölkchen schwamm, groß und betrübt an, sodaß ich, um das Wölkchen fernzuhalten, versprach, ich würde, wenn ich erst die Schlosserei verstünde, schon etwas zustande bringen, was das unglückliche Kartenspiel ersetzen werde. Ich wollte es ihr auch sogleich wieder abnehmen, sie hielt es aber fest und fing an zu weinen, sodaß ich es ihr lassen mußte.

In der alten Heimat fand ich nur noch die Mutter vor. Die Geschwister hatten sich in alle Welt zerstreut, einige waren auch, ohne daß ich etwas davon wußte, ganz still in eine bessere Welt hinaufgezogen und schauten nun wohl auf die arme Erde getröstet herab und erfreut, sich nicht wie ihre Schwestern und Brüder darauf abrackern zu müssen. Dagegen ging eine meiner Schwestern schon stark auf eine Heirat aus, und da sie es sonderbarerweise auf einen Burschen abgesehen hatte, der nicht reich, nicht schön, nicht liebenswürdig und nicht klug war, sondern von allen Eigenschaften, die einem im Leben forthelfen, das kleinste Maß empfangen hatte, so war begründete Aussicht vorhanden, daß der harte Kampf, von dem unsre Familie so lange in Atem gehalten worden war, bald wieder mit frischen Kräften aufgenommen werden müßte. Meine Eltern hatten indessen etwas Luft um sich bekommen und freuten sich der leidlichen Ruhe, mit der ihr Leben abzuschließen schien. Sie wohnten auch nicht mehr in dem öden Arbeiterviertel, das jetzt überdies fast ein Ruinenfeld vorstellte, sondern hatten sich vor dem Tore angesiedelt im Anblick grüner Wiesen und bewaldeter Hügel. Überhaupt sah das Städtchen jetzt freundlicher aus, als ich es in der Erinnerung gehabt hatte. Es hatte einige Jahre, bevor meine Eltern dort einzogen, ein unternehmender Mann versucht, das verlorne Ackerstädtchen in den Strudel des Lebens hineinzureißen, aber die Fabrikgebäude, die er errichtet hatte, und die Arbeiterhäuser, die zu gleicher Zeit gebaut worden waren, lagen nun schon wieder verödet da, mit blinden oder zerschlagnen

Fenstern, und der Haufen fremden Volks, der mit der großstädtischen Unternehmung in die Stadt gekommen war, war wo anders hingeflutet. Eine Welle dieser rücklaufenden Flut hatte auch die Fischern mit sich genommen und ihren Wohltätern auf immer entführt. Die alte Ruhe und Stille war wieder in die Stadt eingekehrt, und rein und klar wehte die Luft über den roten Dächern.

Es handelte sich nun zunächst darum, mich in eine tüchtige Lehre zu bringen. Der Schlosser, bei dem ich zuerst ankommen sollte, hatte sich jedoch nach dem Offenbarwerden meiner Talente anders besonnen und gab meinem Vater nach einigem Hin- und Herreden den trocknen Rat, mich ja nicht in einen Beruf zu bringen, der einem leichtsinnigen Menschen unmittelbar zum Strick und zur Versuchung werden müsse. Da außer ihm nur noch ein heruntergekommner und dem Trunk ergebner Mann die Schlosserei verstand, sie jedoch nur noch selten betrieb, so war nunmehr guter Rat teuer. Niedergedrückt ging mein Vater mit mir nach Hause, worauf meine Mutter zornmütig in die Stadt lief und dem Meister eine böse Szene machte, ohne durch diesen wohlgemeinten Eifer die Sache zu verbessern. Denn nun bekamen die Tischler, Klempner, Drechsler, und an wen wir uns sonst noch wandten, vor meiner Mutter Temperament einen großen Schrecken, und schon sah es so aus, als fände sich in der ganzen Stadt kein Plätzchen für mich, und man müßte sich auswärts danach umtun, als meine Mutter eines Abends freudestrahlend heimkehrte und sagte: Liebezeit will ihn nehmen. Liebezeit war ein Schneider. Ein Schneider zu werden, lag nun aber gar nicht in meinem Plane. Darum fing ich an zu heulen und zu klagen: ein Schneider wolle und könne ich nicht werden, ich hätte nicht das geringste Vergnügen an diesem Handwerk, worauf meine Mutter erklärte: auf das Vergnügen käme es ganz und gar nicht an, da in der Welt überhaupt wenig Vergnügen zu finden wäre. Wenn man es aber recht überlege, so sei doch gewiß mehr Freude dabei, über reinlichen Stoffen zu sitzen und schöne Gewänder anzufertigen, als in einer schmutzigen und rußigen Werkstatt an hartem Eisen herumzufeilen. Auch wäre ich ein Narr, wenn ich eine so schöne Gelegenheit, es zu etwas zu bringen, ungenutzt an mir vorübergehn lasse. Liebezeit sei ein alter Mann und ein gutmütiger alter Narr, sein Mariechen aber stünde in einem Alter, daß an eine Heirat schwerlich mehr zu denken sei, die Männer hätten eine heillose Angst vor ihrem bösen Mund und schneidigem Wesen, und sie werde also ganz gewiß, wie man sagt, die Frösche nach Jerusalem treiben. Da werde dann das Geschäft über kurz oder lang eingehn oder in andre Hände kommen müssen. Nun müsse es mein Streben sein, Liebezeits Nachfolger zu werden, worauf es nur noch an mir läge, den Leuten zu zeigen, was in mir stecke, und daß ein einziger Fehler nicht über die ganze Zukunft eines Menschen entscheide, vielmehr aus einem lümmelhaften Jungen recht gut ein artiger und verständiger Mann werden könne. In diesem Tone ging es noch eine Weile weiter, und als sie nun gar Marthchens Nadelbüchse und Fingerhut entdeckte und erfuhr, welche Bewandtnis es damit hatte, wurde sie vollends Feuer und Flamme, denn nun erkannte sie in dem Verlegenheitsstückchen eine himmlische Fügung und einen göttlichen Orakelspruch, durch den ich mit unzweifelhafter Sicherheit in den Schneiderberuf hineingewiesen werde. Ich war ohnehin von den vielen vergeblichen Wegen viel zu mürbe geworden, als daß ich mich hätte ernstlich zur Wehr setzen mögen, nun aber wirkte der Mutter Aberglauben auch auf mich ein und bewog mich, die Segel zu streichen und nach dem Willen der Vorsehung in einer Schneiderwerkstatt vor Anker zu gehn. Sogleich aber beschloß ich ein Schneider ganz andrer Art zu werden, als sie sonst in der Stadt herumliefen, kein gedrücktes Menschenwesen, sondern ein galantes Herrchen mit einer goldnen Uhrkette und einer ebensolchen Brille, und ein Mann von Ansehen und Verstand, dessen Wort sowohl im Rat der Stadt wie am Honoratiorentisch der Krone mit Achtung angehört werde. Dieser kindische Hochmut regierte hinfort mein ganzes Verhalten und brachte es denn auch glücklich dahin, daß ich, anstatt meine Jugend harmlos hinzunehmen, in ihr fröhlich zum Manne heranzureifen und der Zukunft auch noch etwas zu überlassen, mein junges Leben mit altklugen An-

schlägen erfüllte und über all dem Auslugen nach dem Stern, den, wie ich dachte, die himmlische Weisheit über mir hatte aufgehn lassen, fast das schönste und ruhigste Stück Gegenwart in meinem Leben entrinnen ließ.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Schlesische Volkskunde. Daß es die höchste Zeit sei, die noch vorhandnen Reste volkstümlicher Bräuche zu sammeln, hat für seine schlesische Heimat der verstorbne Karl Weinhold schon vor vierzig Jahren ausgesprochen. Er hat die Abfassung eines Werkes angeregt, das jetzt erst vollendet vor uns liegt: Sitte, Brauch und Volksglaube in Schlesien von Paul Drechsler. Mit Buchschmuck von M. Wislicenus. Leipzig, B. G. Teubner, 1903. (Erster Teil des zweiten Bandes der Sammlungen und Studien der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde, die Friedrich Vogt unter dem Titel: Schlesiens volkstümliche Überlieferungen herausgibt.)

Drechsler hat den größten Teil des Stoffs „während der Wanderjahre, die in den Zeiten der Überfülle dem Philologen beschert waren, in den verschiednen Gegenden der Heimat selbst gesammelt.“ Sein Buch ist denn auch eine sehr reichhaltige und darum verdienstliche Stoffsammlung geworden, und er hat Recht, wenn er sagt, daß es nur eine Vorarbeit für die schlesische Volkskunde sei, nicht diese selbst. Wir erlauben uns, einiges hervorzuheben, was der Verfasser einer solchen zu beachten haben wird. Zunächst wird manches auszuscheiden sein, was gar keine Eigentümlichkeit der Schlesier ist. Es sieht einigermaßen komisch aus, wenn es Seite 45 heißt: „Am letzten Jahrestage (manchmal schon am heiligen Abend) muß der Mann einen Schnaps trinken, um den Wurm (Unglück und Ärger) des letzten Jahres zu ersäufen,“ und wenn mit Gelehrtenernst zum Beweis für das tatsächliche Vorkommen dieses merkwürdigen Brauchs auf die Seite 20 einer Schrift über Oberschlesien verwiesen wird. Solche Vorwände zum Trinken sind doch in der ganzen slawo-germanischen Welt allgemein üblich, und vollends am Silvester bleibt es nirgends bei einem Glase. Dafür wird noch so manches aufzunehmen sein, was fehlt, zum Beispiel hübsche Hirtenlieder für die Weihnachtszeit, die wir in Niederschlesien gehört haben. Es wird dann auch genauer, als es im vorliegenden Buche geschieht, nachzuweisen sein, was von den aufgenommenen Bräuchen wirklich rein schlesisch ist, und was diese Provinz mit andern deutschen Landschaften, vielleicht mit ganz Deutschland oder dem ganzen Norden gemeinsam hat. Wenn ein Brauch so jung ist wie der Christbaum, so muß das ausdrücklich hervorgehoben werden. Ferner wird genauer anzugeben sein, was ganz verschwunden ist, und was noch geübt wird, und wie weit die Übung verbreitet ist. Es scheint manches aufgenommen zu sein, was nur ganz vereinzelt, vielleicht in wenig Häusern eines einzigen Dorfes vorkommt, sodaß Leute, die in der genannten Gegend aufgewachsen sind, nie etwas davon gemerkt haben. Dann müßte untersucht werden, ob die Bräuche noch mit abergläubischen Vorstellungen verbunden sind oder bloß zu Scherz und Zeitvertreib geübt werden. So haben sich gewisse Liebesorakel auch bei den „Gebildeten“ noch hie und da erhalten, aber natürlich nur als Gesellschaftsspiele der jungen Leute. Sie kommen aus demselben Grunde immer mehr ab wie die Volksbräuche im allgemeinen, weil nämlich in unsrer wechselvollen, jede neue Mode mit Blitzesschnelle über die ganze Welt verbreitenden Zeit jeder Tag neuen Zeitvertreib beschert. Die stereotypen Redensarten und Handlungen, deren periodische Wiederholung einen Volksbrauch ausmacht, sind überhaupt ein Mittel gewesen, die vielen müßigen oder durch die Einförmigkeit und Leichtigkeit der Beschäftigung

langweiligen Stunden auszufüllen, was teils bei der heutigen Arbeit- und Vergnügungshetze nicht mehr nötig, teils bei der heutigen Arbeitweise nicht mehr möglich ist. Den Arbeitgesang zum Beispiel, über dessen kulturgeschichtliche Bedeutung uns Bücher belehrt hat, besorgt heute bei uns die rasselnde, klappernde, brummende oder tosende Maschine. Endlich, um nur noch eins anzuführen, wird die Beziehung der Volksbräuche auf den Kirchenglauben und die Kirchenbräuche und der Einfluß der Kirche auf sie genauer anzugeben sein. So hätte schon der Stoffsammler hervorheben können, daß zwar in den evangelischen und den gemischten Gegenden der „Nickel" mit dem Knecht Ruprecht verschmilzt, der entweder ein rein mythologischer Popanz ist oder den Nährvater Joseph bedeutet (in diesem Fall von dem Christkind und einem Engel begleitet seinen Umzug hält), daß dagegen in katholischen Gegenden die Gestalt des sagenhaften Bischofs Nikolaus von Myra noch ziemlich rein bewahrt wird. Dieser Heilige soll einem Bürger, der seine drei Töchter prostituieren wollte, weil er sie nicht aussteuern konnte, das Geld zur Aussteuer der ältesten eines Abends zum Fenster hineingeworfen und diese edle Handlung noch zweimal wiederholt haben, sodaß alle drei anständigerweise unter die Haube kamen. Zum Gedächtnis daran wirft entweder eine im Dunkel versteckte Person den Kindern Äpfel und Nüsse zur Tür herein (das ist das korrekte Verfahren), oder eine vermummte Gestalt bringt sie herein. Die katholischen Epiphaniasumgänge hätten schärfer von den weltlichen Neujahrsbräuchen unterschieden werden müssen, und es wäre als höchst interessant hervorzuheben gewesen, daß sie dort, wo sie zu einer Schatzung der Gemeindemitglieder ausgeartet waren, abgelöst worden sind, die katholische Renaissance der letzten fünfzig Jahre wieder zum Leben erweckt hat, in der Form, daß einzelne Familien den Pfarrer oder die ganze Geistlichkeit baten, ihnen die Wohnung einzusegnen und zum Dank für die Mühewaltung eine Tasse Kaffee oder ein Abendessen anzunehmen. Jeder solche Einfall findet Nachahmung, und so hatte denn schon vor vierzig Jahren ein Geistlicher, dessen Zeit beschränkt und dessen Verdauungskraft mäßig war, von der wetteifernden Frömmigkeit seiner Kirchkinder in den viertehalb Wochen von Dreikönig bis Lichtmeß grausames auszustehn. Daß der katholische Geistliche (S. 207) über die einzuführende Wöchnerin „exorzisierend" bete, ist ein Irrtum; in der Wöchnerin setzt die Dogmatik keinen Teufel voraus, es braucht also auch keiner ausgetrieben zu werden.

Innere Mission. Im Vorwort des Leitfadens der Innern Mission, „zunächst für den Berufsunterricht in Diakonen- und Diakonissenanstalten" (vierte, umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage, Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses, 1903) schreibt der Verfasser Dr. Theodor Schäfer (Pastor und Direktor der Diakonissenanstalt zu Altona): „Die Innere Mission ist in den letzten zehn Jahren mächtig gewachsen, und unsre Erkenntnis gleichfalls. Das machte eine bedeutende Vermehrung des Inhalts durch kleine und große Zusätze nötig. Die wichtigsten erstrecken sich auf die geschichtlichen Partien. Namentlich hoffe ich den Lesern und der Sache damit einen Dienst geleistet zu haben, daß die skizzenhafte Geschichte der Liebestätigkeit sich zu einer aus dem vollen Holz geschnittenen Geschichte der Innern Mission erweitert hat." Diese Geschichte zeigt, wie sich der von den ersten Zeiten der Kirche an unabhängig von den Kirchenbehörden und nicht selten gegen diese tätige Reformgeist zuletzt in der Innern Mission ein großes Organ geschaffen und dadurch eine geordnete, dauernde und zusammenhängende Wirksamkeit gesichert hat.

Als erster Anfang dieser Organisation wird die vom Augsburger Senior Urlsperger in Basel gegründete deutsche Christentumsgesellschaft bezeichnet. Die Idee hat Christian Heinrich Zeller, der Leiter der Armenschullehreranstalt zu Beuggen, deutlich ausgesprochen: „Wie viele Gemeinden sind in unserm deutschen und schweizerischen Vaterlande, die es ebenso nötig hätten, daß ihnen Missionare gesandt würden, wie es die armen Heiden nötig haben." Das Wort hat Pro-

fessor Lücke 1843 zum erstenmal gebraucht, und die wesentlichen Einrichtungen: Kinderanstalt, Brüderanstalt, Innere Mission im engern Sinne hat bekanntlich Johann Heinrich Wichern geschaffen. Dem geschichtlichen Teile, der zahlreiche biographische Skizzen enthält, reiht sich als zweiter und Hauptteil die Beschreibung des gegenwärtigen Bestandes der Innern Mission an. Wie reich sich deren Tätigkeit entfaltet hat, bezeugen schon die Kapitelüberschriften. Auf die „Evangelisation," zu der auch die Veranstaltungen für Volksbildung und Volksunterhaltung gerechnet werden, und die Gemeinschaftspflege folgen Erziehung und Unterricht von Kindern mit sechs, Erziehung und Bewahrung der Jugend mit neun verschiednen Arten von Anstalten und Vereinen, dann die Bewahrung der Gefährdeten, die Rettung der Verlornen, die Pflege der Gebrechlichen und der Kranken, der Kampf gegen soziale Notstände mit zusammen 26 verschiednen Einrichtungen.

Die Gegner, deren einflußreichste auf der einen Seite die Vertreter der Gartenlaubenhumanität, auf der andern die Sozialdemokraten sind, werfen der Innern Mission vor, daß sie die Liebestätigkeit nur als Mittel für kirchliche Zwecke übe, und daß sie die Pfleglinge ihrer Wohltätigkeitsanstalten mit Bigotterie und Pietisterei nicht allein quäle, sondern auch, sofern es sich um erziehungsbedürftige handelt, verbilde, wo nicht zugrunde richte. Jedoch wo Mißgriffe vorkommen, die den zweiten Vorwurf rechtfertigen, entstammen sie dem Unverstand untergeordneter Organe, nicht den Absichten der Leiter und dem Geiste des Instituts. Schäfer hebt in der Beschreibung aller Arten von Kinder- und Jugendanstalten als notwendig hervor, daß es darin fröhlich zugehn müsse. Von der Herberge zur Heimat sagt er, sie solle ein gutes christliches Gasthaus, keine Bekehrungsanstalt sein. „Was an geistlichem Einfluß möglich ist, darf nur soweit wie in jedem christlichen Hause sich geltend machen: vor allem dadurch, daß man es den Reisenden so gut gibt und so behaglich macht, wie für billiges Geld möglich ist. Wehe, wenn man das Christentum nur an der Hausinschrift merkt, nicht aber auch an der vollen Schüssel, dem reinlichen Bett! Sodann dadurch, daß sich der Hausvater um das Wohl und Wehe seiner Gäste mit Teilnahme kümmert, ihnen persönlich nahe kommt, sich mit ihnen unterhält, sie berät. Endlich durch Bewahrung vor dem Laster durch die christliche Hausordnung, die jede ernste Versuchung fernhält, und durch die Einladung zur Morgen- und Abendandacht, der Folge zu leisten niemand gezwungen wird." Und in dem Abschnitt über die Behandlung der verwahrlosten Kinder heißt es: „Eine große Gefahr bei ihrer Erziehung ist das Anpredigen, viele christliche Worte machen. Man spreche wenig, handle konsequent, voll Liebe — das wirkt mehr." Die Züchtigungen, wo sie notwendig sind, sollen nicht zuchthausmäßig sein, sondern den Sitten des christlichen Hauses entsprechen.

Der erste Vorwurf ist insofern begründet, als die Innere Mission offen bekennt, daß ihr das Heil der Seelen über alles gehe, die Wiedergewinnung der der Kirche Entfremdeten ihr Hauptzweck, die außerkirchliche Verkündigung des Gottesworts ihr vornehmstes Mittel und alle Liebestätigkeit nur ein Mittel zweiter Ordnung sei. Aber das Elend in seinen hunderterlei Gestalten ist nun einmal vorhanden, und wenn sich für Tausende von Hilfsbedürftigen keine andern Retter finden, als die durch religiöse Beweggründe getriebnen, will man jene lieber umkommen als durch Pietisten retten lassen? Die Innere Mission hat in Deutschland 400 Rettungshäuser für 14000 Kinder begründet. Ist das nicht eine großartige und unbedingt dankenswerte Leistung? Am wenigsten sind Zeitungschreiber dagegen zu eifern berechtigt, deren Humanität sich nur im Geschwätz äußert, nicht in persönlichen Opfern bewährt. Die dort angegebne Zahl erinnert uns an einen Mangel des Buches: sie steht so ziemlich allein. Statistische Nachweise der Wirksamkeit der Missionare und ihrer Erfolge fehlen gänzlich, und das macht argwöhnisch in unsrer statistisch exakten Zeit. Freilich ist das Buch nur für die Diakonen und Diakonissen geschrieben. Aber wenn der Verfasser den guten Ruf der Innern Mission fördern will, den sie doch nicht entbehren kann, dann muß er wünschen, daß es auch Außenstehende lesen, und solche würden ihm gern für

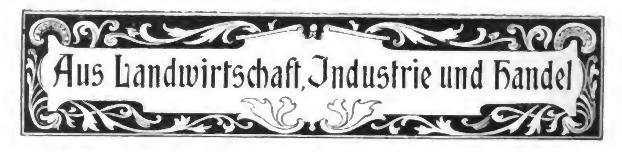
eine gute Statistik, deren Material ja gewiß in den Jahresberichten der verschiednen Anstalten vorliegt, neun Zehntel des 63 Seiten starken Literaturnachweises schenken.

Heilung durch den Geist. Über Methoden und Probleme der geistigen Heilbehandlung belehrt uns Horatio W. Dresser in einer kleinen Schrift, von der M. Müller bei Eugen Diederichs in Leipzig 1902 die einzig berechtigte Übersetzung herausgegeben hat. Der Verfasser „ist kein Ausübender des geistigen Heilverfahrens, kein Anhänger irgend einer Sekte. Er ist nur ein Forscher nach Wahrheit“ und will nur die Ergebnisse fünfzehnjähriger Beobachtungen mitteilen. Er stimmt der Lehre nicht bei, die unter dem Namen der Christlichen Wissenschaft verkündigt wird. „Das geistige Heilverfahren, erzählt er, ist nicht von den Anhängern dieser Lehre ausgegangen, sondern von den Forschungen und der Praxis des Dr. P. P. Quimby in Belfast, der meine Verwandte und auch Mrs. Eddy, die Verfasserin der Schrift Wissenschaft und Gesundheit, geheilt hat. Ich habe sämtliche Manuskripte des Dr. Quimby gelesen, die fälschlicherweise der Mrs. Eddy zugeschrieben werden; sie sind das Ergebnis einer zwanzig Jahre langen Ausübung der geistigen Heilmethode.“ In einer Zeit, da der Monismus den Wesensunterschied von Körper und Geist aufhebt, in diesen Tagen, wo wir die Wunder der drahtlosen Telegraphie und der alle Scheidewände durchdringenden Radiumstrahlen anstaunen, wo wir alle Tage neue Wirkungen von Geist und Körper kennen lernen, eben darum aber gestehn müssen, daß wir von Tag zu Tag weniger wissen, was der Geist und was die Materie ist, in einer solchen Zeit ist es nicht erlaubt, die neue wissenschaftliche Mystik, deren erste Begründer der Prophet des Od und Du Prel gewesen sind, schlechthin für Unsinn zu erklären. Wir dürfen das um so weniger, seitdem Charcot und seine Schüler Fälle von Heilungen durch den religiösen Glauben — durch Autosuggestion, nennt es die moderne Wissenschaft — beobachtet haben, und wir müssen uns den Tatsachen dieses Gebietes gegenüber darauf beschränken, bei jeder Gelegenheit daran zu erinnern, daß auf diesem Gebiete die Gefahr der Selbsttäuschung groß, die Täuschung andrer leicht, darum äußerste skeptische Zurückhaltung und Vorsicht geboten ist. Dresser führt alle Erscheinungen auf Schwingungen und Anpassungen zurück und nimmt u. a. die Analogie eines Klaviers zu Hilfe, dessen Saiten mitschwingen, wenn die eines benachbarten von den Hämmern getroffen werden. Er ist entschiedner Gegner des positiven Christentums und wie alle modernen Mystiker Anhänger der monistischen Entwicklungstheorie, die er zur Begründung seiner eignen Welt- und Lebensansicht verwendet. „Krankheit ist die Wirkung einer falschen geistigen und physischen Lebensführung“ und kann nur durch deren Änderung gehoben werden. „Die Entwicklung kennt kein früheres goldnes Zeitalter. Was sie uns zu sagen gestattet, ist, daß die Anstrengungen der Gegenwart eine bessere Zukunft herbeiführen können. Die heutigen Ideale werden als Wirklichkeiten das tägliche Brot des morgigen Geschlechts sein.“ Das jenseitige Absolute ist eine Fabel, die Wirklichkeit ist Gott. Wenn die Ausüber des geistigen Heilverfahrens die Kranken zu überreden suchen, daß ihr Leiden, daß überhaupt das Übel, das Böse bloße Einbildung sei und mit dieser Einbildung verschwinde, so ist das falsch. Das Böse ist ein Bestandteil der Wirklichkeit und muß durch die Wiederherstellung der gestörten Harmonie vernichtet werden. Das Mittel der Wiederherstellung ist das Gebet, worunter jedoch nichts andres verstanden werden darf als die Erhebung des Gemüts zum Ideal. Im Schlusse heißt es, der Körper sei schwerfälliger und reagiere langsamer auf Anregungen als der Geist, darum müsse man Geduld mit ihm haben, sich den Gesetzen der physischen Natur anpassen, keinen Zwang auf ihn üben wollen. „Lerne von deinem Körper, schreite in seinem Rhythmus vorwärts [der Herr Professor haben gut reden, wird der Rekrut auf dem Marsch oder auf dem Kasernenhofe sagen; hier gilt ein andrer Rhythmus]. Die Hälfte unsrer Leiden wird durch unsre Ungeduld verursacht. In einfacher Ruhe, in der Ruhe unsrer Nerven liegt eine unendliche Hilfsquelle.“

Neue Sprachdummheiten. 2. Zugsverspätung. Über gewisse Eisenbahnunfälle des verfloßnen Sommers erschienen in der Tagespresse, insbesondre in der sächsischen, wiederholt Aufsätze, die dazu dienen sollten, das Publikum aufzuklären und zu beruhigen, und die offenbar aus amtlicher Feder stammten und in höherm Auftrage geschrieben waren. Dabei ist eine neue Sprachdummheit „in die Erscheinung getreten," die in der amtlichen Eisenbahnsprache bereits eingebürgert zu sein scheint, nämlich die Wortverbindung Zugsverkehr, Zugskreuzung, Zugsabfertigung usw. (statt des bisher üblichen Zugverkehr, Zugkreuzung usw.). Also wieder ein neuer Fall des unglückseligen „Binde-s," dieser Lepra am Leibe unsrer Sprache, der mit allen Beobachtungen, Warnungen und Heilversuchen nicht beizukommen ist.

Ich will hier nicht von den Fällen reden, wo sich dieses „Binde-s" an Wörtern weiblichen Geschlechts festgesetzt hat, wo es also schlechterdings nicht als Genitiv-s aufgefaßt werden kann, sondern ein reiner Schmarotzer ist; der Kampf, den Harden in seiner „Zukunft" dagegen kämpft, indem er die ihm eingesandten Manuskripte in der Druckerei gründlich davon desinfizieren läßt, ist ja sehr „anerkennungwert," wie Harden schreiben würde, aber völlig „aussichtlos." Ich will hier nur ein paar neue Beispiele des Binde-s hinter Wörtern männlichen und sächlichen Geschlechts festnageln.

Bekanntlich haben wir neben Wortverbindungen, in denen das Bestimmungswort im reinen Stamm erscheint (Landmann), solche, in denen das Bestimmungswort im Genitiv steht, die also mehr Zusammenschreibungen als Zusammensetzungen sind (Landsmann), und endlich solche, deren Bestimmungswort nur scheinbar im Genitiv steht, und bei denen das scheinbare Genitiv-s nichts weiter ist als ein Flicklaut, eben das sogenannte Binde-s. Welche von diesen drei Verbindungen in jedem einzelnen Falle im Laufe der Sprachgeschichte bevorzugt worden ist, hat zum Teil logische, zum Teil lautliche, zum Teil wohl auch rhythmische Ursachen. Ursachen, nicht Gründe, denn die meisten Menschen werden sich ihrer ja gar nicht bewußt. Im allgemeinen kann man sagen, daß die Verbindungen mit dem reinen Stamm älter sind als die mit dem Genitiv, daß daher, wo jetzt neue Zusammensetzungen gebildet werden, eine starke Neigung besteht, den Genitiv zu bevorzugen, und eine noch stärkere Neigung, ein sinn- und zweckloses Binde-s einzuschmuggeln. Während man z. B. bis vor kurzem noch von Kriegführung, Gesangunterricht sprach, wird jetzt immer häufiger Kriegsführung, Gesangsunterricht geschrieben. Neulich kam mir sogar eine Gesteinskunde in die Hände! In dieselbe Reihe würde die Zugsabfertigung und die Zugsverspätung gehören. Nun aber vollends der Zugsverkehr, die Zugsverbindung und die Zugskreuzung! Zum Verbinden und zum Kreuzen gehören doch zwei Züge, und beim Verkehr denkt man an eine ganze Menge von Zügen. Hier ist das -s nichts als ein gedankenlos eingeschobner Flicklaut, derselbe nichtsnutzige Flicklaut, der neuerdings auch die alten, richtigen Bildungen Namenverzeichnis, Offizierkasino, Denkmalwut zu Namensverzeichnis, Offizierskasino (!), Denkmalswut verunstaltet. Diese Bildungen haben etwas unsäglich Ordinäres. Die solche Zusammensetzungen bilden, können sich freilich auf das Ortsverzeichnis und den Jünglingsverein berufen. Muß denn aber dieses überflüssige, sinnlose -s immer weiter verbreitet werden, statt es zu beschränken? Eine hohe „Generaldirektion" würde sich sehr verdient machen, wenn sie ihre Assessoren und Referendare anwiese, die Zugsverbindungen und Zugskreuzungen wieder aus ihren Schriftstücken wegzulassen, ehe das böse Beispiel ansteckt. Und auch die Herren Offiziere sollten sich bei den Zeitungen eine Bildung wie Offizierskasino verbitten. Unsre Sprache ist ohnehin überreich an S-Lauten; dem Ausländer fällt das unausgesetzte Gezisch im Deutschen unangenehm auf, wir sollten das nicht unnötigerweise vermehren. Es vergeht aber fast kein Tag, wo man nicht an einer bisher noch verschont gebliebnen Stelle durch ein Flick-s überrascht würde. Selbst das neumodische einwandfrei wird schon, offenbar um es noch neumodischer zu machen, zu einwandsfrei verschönert!



Der Kursstand der dreiprozentigen Reichsanleihen. In Nr. 36 der Grenzboten haben wir den unbefriedigenden Kursstand der dreiprozentigen Reichsanleihen kurz besprochen und durch die Mitteilungen einiger Zahlen aus der Zeit seit 1898 veranschaulicht. Wir ergänzen heute diese Zahlen durch die Angabe der Kurse vom Ende des Septembers der Jahre 1898 bis 1903 und vom Ende der Monate Januar bis September 1903.

Am Ende des Septembers war der Kursstand an der Berliner Börse in den Jahren:

1896	1897	1898	1899	1900	1901	1902	1903
98,75	97,20	93,40	88,10	85,00	90,20	92,10	89,90

Dagegen stand der Kurs am Ende der einzelnen Monate des Jahres 1903 wie folgt:

Januar	Februar	März	April	Mai	Juni	Juli	August	September
92,80	93,30	92,70	92,50	91,80	91,50	91,00	89,70	89,90

Den tiefsten Stand im Jahre 1903 wies bisher der 17. September mit 89,20 auf. Bis zum 6. Oktober war der Kurs wieder auf 90,40 gestiegen. Ob dieses Steigen anhalten wird oder nicht, weiß niemand zu sagen. Unmöglich ist es nicht, daß am Ende des Jahres der Kursstand vom Ende des Januars wieder erreicht ist. Würde damit das Bedenkliche in der Lage unsrer dreiprozentigen Reichsanleihen beseitigt sein? Ganz gewiß nicht. Vielleicht würde dann die Frage, wodurch der so stark schwankende und zeitweise so niedrige Kursstand verursacht worden ist, und wie dem Mißstand abzuhelfen sei, in der Tagespresse wieder weniger erörtert werden, die berufnen Finanzpolitiker des Reichs aber würden trotzdem alles Ernstes ihre sachgemäße Beantwortung suchen müssen.

Die bisherige öffentliche Diskussion hat nicht zur Klarheit und Einigkeit in der Beantwortung geführt, so vielerlei Meinungen auch geäußert worden sind. Wir haben schon in Heft 15 der Grenzboten auf den — trotz aller partikularistischen Klagen über die sogenannte Finanznot — glänzenden Stand der Finanzkraft Deutschlands auch im Vergleich mit England und Frankreich hingewiesen. Und noch in Heft 30 haben wir daran erinnert, daß von innerpolitischen Mißständen, wie sie in Frankreich den Kursfall der Rente wohl erklären könnten, in Deutschland absolut nicht die Rede ist. Der Sturz der englischen Konsols ist nach übereinstimmendem Urteil der Sachkundigen im wesentlichen als Nachwirkung des südafrikanischen Krieges aufzufassen, dessen Kosten jetzt liquidiert werden müssen, ohne daß die Goldminen usw. schon die erwarteten Mehrerträge bringen. Können uns also weder die Bewegungen der französischen Rente noch der englischen Konsols über die Kursschwankungen unsrer Reichsanleihe beruhigen, so muß natürlich die Behauptung der agrarischen Agitationspresse, es handle sich in Deutschland einfach um eine Baissespekulation der Banken und der Börse, als tendenziöse Gehässigkeit zurückgewiesen werden. Wahrscheinlich wird sich die Regierung vielmehr sagen müssen, daß die deutsche Börse in ihrer jetzigen Verfassung nicht die Kraft hat, solche Massen dreiprozentiger, wenn auch goldsicherer, Effekten bald und dauernd in feste Hände unterzubringen und ihren Kurs in der dem reellen Wert entsprechenden Höhe zu erhalten, daß aber vollends ohne die Börse die Unterbringung solcher Massen von niedrig verzinslichen Staatspapieren in Deutschland auf ungeheure Schwierigkeiten stoßen müßte. Es erscheint uns deshalb sehr wohl begreiflich, daß von verschiednen, politisch weit voneinander abstehenden und durchaus ernsthaft zu nehmenden Seiten eine Reform der bestehenden — man darf sagen: börsenfeindlichen — Börsengesetzgebung im Sinne einer Wiederbelebung und Kräftigung des Effektenmarkts gerade in Rücksicht auf unsre dreiprozentigen Reichs- und Staatsanleihen angeregt wird. Jedenfalls wird sich die Regierung der Pflicht eines dahin gerichteten Versuchs auf die Dauer nicht entziehn dürfen, wenn sie auch zurzeit von der Reichstagsmehrheit für diese

Unterlassungssünde von vornherein der Absolution sicher sein kann. Ob bei dem gegenwärtigen Parteistand auf eine solche Börsenreform gehofft werden darf, die den für den Kursstand unsrer Reichs- und Staatsanleihen dringend zu wünschenden Erfolg hätte, ist uns mehr als zweifelhaft. Man wird wohl auf andre Mittel und Wege sinnen, wenn sie auch nur zu einem opus operatum führen. Einige solche Mittel sind ja schon vorgeschlagen worden.

Unter diesen Vorschlägen verdient der, die Sparkassen und Versicherungsgesellschaften zu zwingen, einen größern Teil ihrer Gelder in — natürlich dreiprozentigen — Reichs- und Staatsanleihen anzulegen, besondre Beachtung. Wir müssen uns vorbehalten, darauf in nächster Zeit eingehender zurückzukommen, und uns heute mit einer kurzen Bemerkung begnügen. Die preußischen Sparkassen haben in deutschen Reichs- und preußischen Staatsanleihen überhaupt nur etwa 10 Prozent ihres Kapitalvermögens angelegt. Das ist sehr wenig, aber aus dem doch wahrhaftig berechtigten Bestreben, die Spargelder, soweit es die Sicherheit der Anlagen erlaubt, möglichst hoch zu verzinsen, durchaus erklärlich. Von den 1323 öffentlichen Sparkassen Preußens gewährten 1901 dem Sparer einen Zinsfuß von

Prozent:	4	$3\frac{3}{4}$	$3\frac{2}{3}$	$3\frac{3}{5}$	$3\frac{1}{2}$	$3\frac{2}{5}$	$3\frac{1}{3}$	$3\frac{1}{4}$	$3\frac{1}{6}$	3	$2\frac{1}{2}$
Kassen:	195	138	7	19	446	11	240	26	6	233	1

Wie könnten wohl diese Kassen, ohne ihre Sparer stark zu verkürzen, viel mehr Geld in dreiprozentigen Reichs- und Staatsanleihen anlegen? Selbst wenn der Kursstand dieser Papiere dauernd so niedrig bliebe, wie er heute ist, würde das kaum möglich sein. Aber der Kursstand soll nach den Wünschen derer, die den Vorschlag machen, gehoben werden. Dabei würde durch die Anlage eines größern Teils — sagen wir 25 statt 10 Prozent — des Vermögens in dreiprozentigen Reichs- und Staatsanleihen den Schwankungen des Kurses nach unten gar nicht einmal vorgebeugt werden. Die Kassen würden, wenn der Zwang schon bestanden hätte, z. B. Ende Februar 1903 für 93,30 haben kaufen und Ende August für 89,70 vielleicht verkaufen müssen. Von den Schwankungen von 1896 auf 1899 gar nicht zu reden. Daß man den Sparkassen aber die Aufgabe zumuten sollte, durch Aufkauf bei drohendem Kursrückgange den Kurs hoch zu halten, davon kann doch nicht die Rede sein. Das Ganze liefe schließlich auf eine unbillige Mehrbelastung der Sparer, d. h. der ärmern Schichten hinaus, wovor man sich denn doch hüten sollte. Eingriffe dieser Art in die Verwaltung der Sparkassengelder müssen immer im Interesse der Sparer liegen, nicht sie beeinträchtigen.

Ob der Gedanke, daß eine Staatsbank, wie z. B. die Preußische Seehandlung, die Aufgabe zu übernehmen hätte, durch Aufnahme der Anleihen bei drohendem Kursrückgange den Kurs zu halten, in praktisch erfolgreicher Weise verwirklicht werden könnte, wagen wir nicht zu entscheiden. Im „Deutschen Ökonomisten" wird dafür seit längerer Zeit plädiert. Er scheint aber damit vorläufig so ziemlich allein zu stehn.

Alters- und Invaliditätsversicherung der selbständigen Handwerker. Wie vorauszusehen war, hat am 10. September der in München abgehaltene vierte deutsche Handwerks- und Gewerbekammertag folgender Resolution mit großer Mehrheit zugestimmt: „Der vierte deutsche Handwerks- und Gewerbekammertag beschließt, bei der Reichsregierung und dem Reichstage dahin vorstellig zu werden, daß für die selbständigen Handwerker die obligatorische Alters- und Invaliditätsversicherung unter Zugrundelegung der Bestimmungen des Alters- und Invaliditätsversicherungsgesetzes eingeführt wird." Der Beschluß ist gefaßt worden, nachdem der Syndikus der Dresdner Handwerkskammer als Korreferent namens seiner Kammer mit guten Gründen den Antrag bekämpft hatte, wobei ihm die Vertreter der Kammern von Münster, Augsburg und Würzburg zur Seite standen. Aus den vorläufig nur unvollständig vorliegenden Berichten über die Verhandlungen heben wir hervor, daß die Opposition von vornherein die Bedürfnisfrage verneinte, und zwar unter anderm auf Grund einer Umfrage, die die Dresdner Kammer bei sächsischen Städten gemacht hatte, und die z. B. für Dresden ergeben hat, daß im Jahre 1902 von der 405600 Personen ausmachenden Gesamteinwohnerschaft 7000 aus öffentlichen Mitteln unterstützt worden seien. Unter diesen 7000 Personen hätten sich nur 60 (sogenannte) Handwerksmeister, also noch nicht ein Prozent, befunden. Unter der Gesamteinwohnerschaft dagegen seien 18000 Gewerbtreibende

und davon die Hälfte Handwerker gewesen. Ganz berechtigtermaßen verlangt deshalb die Opposition zunächst eine ähnliche Enquete für das Reich.

Wenn man sich die Entstehung und die Bedeutung der Arbeiterversicherungsgesetze vor Augen hält, so kann man logischerweise eigentlich nur zu dem Urteil kommen, daß in die gesetzliche Alters- und Invaliditätsversicherung mit Reichszuschuß selbständige Unternehmer nicht gehören, auch wenn sie nach altem, heute sehr unklarem Wortgebrauch „Handwerker" genannt werden. Freilich sind unter den sogenannten Handwerkern recht viele proletarische Existenzen, die tatsächlich nichts weniger als „selbständige" Unternehmer sind. Für sie — wie überhaupt für alle Kleingewerbtreibende, die die Arbeiteralters- und Invaliditätsversicherung mit Reichszuschuß brauchen und gebrauchen wollen — ist gesetzlich durch die Zulassung ihres freiwilligen Beitritts zweckmäßig gesorgt. Daß nicht allzuviel Handwerker von dieser Vergünstigung Gebrauch machen, wird man, namentlich nach den Ergebnissen der Dresdner Umfrage, als einen Beweis gegen das Bedürfnis des Zwangs aller Handwerker zur Versicherung auffassen dürfen. Aber die Protektionistenlogik geht eben ihren besondern Weg, und wenn sie damit den extremen Sozialismus der Sozialdemokratie ins Recht setzt und den Handwerksmeistern ihr gutes Recht nimmt, die sozialdemokratischen Klassenforderungen zu bekämpfen, so ist ihr das, wie es scheint, ganz gleichgiltig.

Wir sind der Überzeugung, daß im Deutschen Reich nicht anders als in Sachsen die große Masse der Handwerksmeister die vorgeschlagne Zwangsversicherung nicht braucht und nicht will, und daß das auch bei einer verständigen Umfrage herauskommen würde. Leider spielt aber die „Mache" bei der ganzen Handwerkerbewegung seit 1880 eine unendlich große Rolle. Das müssen doch auch die leitenden Regierungsstellen wissen, und sie werden deshalb hoffentlich auch den Beschluß des Münchner „Tages" nach Gebühr einschätzen. Aus politischen oder Wahlrücksichten hat man der zünftlerischen Agitation schon zu viel und zu oft nachgegeben und dadurch die Unzufriedenheit der Handwerker mit dem Staat immer mehr wachgerufen und eher verschärft als gemildert. Es ist uns deshalb eine Beruhigung, in den Berichten über die Münchner Verhandlungen nichts zu finden, was die von den Zwangsfreunden vor einiger Zeit ausgesprochne Behauptung — wir haben sie schon in Heft 37 der Grenzboten erwähnt — bestätigte, daß das Verlangen nach der obligatorischen Alters- und Invaliditätsversicherung der selbständigen Handwerker auf der Grundlage der Arbeiterversicherungsgesetze im Reichsamt des Innern willkommen geheißen worden sei.

Vom internationalen Rindermarkt. (b. Der Rindviehbestand in den wichtigern Ländern.) In Heft 40 der Grenzboten sind die Hauptzahlen über die Einfuhr und die Ausfuhr von Rindvieh in den verschiednen Ländern Europas mitgeteilt worden. In nachstehendem sollen über die Rindviehbestände einige Angaben gemacht werden. Wir fassen, um die Betrachtung zu erleichtern, die Länder in mehrere Gruppen zusammen.

Der Rindviehbestand Osteuropas

		Stück Rindvieh überhaupt	auf 100 Einwohner	auf 100 Hektar
Finnland	(1899)	1457423	54,5	25,6
Europäisches Rußland*)	(1900)	35916857	34,9	7,3
Österreich	(1900)	9507626	36,3	31,7
Ungarn**)	(1895)	6738365	34,9	20,1
Bosnien u. Herzegowina	(1895)	1417341	90,3	27,8
Serbien	(1900)	942084	37,8	19,5
Rumänien	(1900)	2588526	43,1	19,7
Bulgarien	(1893)	1767974	53,6	18,2
Griechenland	(1884)	164000	6,8	2,6

Außer dem europäischen Rußland und Griechenland haben wir es hier nur mit Ausfuhrländern zu tun, d. h. mit Ländern, die in den letzten Jahren eine Mehrausfuhr von Rindvieh aufwiesen. (Vergl. Heft 40, S. 67.) Bosnien und die Herzegowina sind im Verhältnis zur Bevölkerung das rinderreichste Land des europäischen Kontinents. Es wird in Europa überhaupt nur von Irland mit 107,8 Rindern auf 100 Einwohner übertroffen. Die Qualität der bosnischen Rinder bedarf noch sehr

*) Polen eingeschlossen. **) Mit Kroatien und Slawonien.

der Veredlung. Die Rindviehzucht ist im Osten — Österreich und zum Teil auch Ungarn ausgenommen — sehr extensiv. Griechenland ist sowohl im Verhältnis zur Einwohnerzahl als auch zur Fläche das rinderärmste Land Europas. Dagegen ist es weitaus am reichsten an Ziegen, von denen 104,6 auf 100 Einwohner kommen. In Bosnien und der Herzegowina kommen trotz des starken Rindviehstandes auch 92,2 Ziegen auf 100 Einwohner. In Ungarn nur 1,7 Stück.

Der Rindviehbestand Südeuropas

		Stück Rindvieh überhaupt	auf 100 Einwohner	auf 100 Hektar
Italien *)	(1890)	5000000	16,0	17,4
Spanien	(1895)	2243916	12,3	4,4
Portugal	(1870)	520474	11,2	5,8

Nur Portugal ist Rindereinfuhrland, während Italien 1901 und Spanien 1900 je 19000 Stück mehr aus- als einführten. Im Verhältnis zur Bevölkerung sind die drei Länder nächst Griechenland die rinderärmsten Europas. Die Rindviehzucht ist überwiegend sehr extensiv.

Der Rindviehbestand des mitteleuropäischen Kontinents

		Stück Rindvieh überhaupt	auf 100 Einwohner	auf 100 Hektar
Schweiz	(1901)	1340375	40,3	32,4
Frankreich	(1900)	14520832	37,3	27,1
Belgien	(1900)	1657494	24,8	56,3
Holland	(1900)	1647870	33,6	49,9
Luxemburg	(1901)	92381	39,1	35,7
Deutsches Reich	(1900)	18939692	33,6	35,0

Nur Holland ist Rinderausfuhrland. Es führte 1901 rund 45000 Stück mehr aus als ein, während die Schweiz, Frankreich, Belgien und das deutsche Zollgebiet zusammen eine Mehreinfuhr von über 300000 Stück brauchten. Im Verhältnis zur Einwohnerzahl steht der Rinderstapel des dichtbevölkerten Mitteleuropas natürlich dem Osten nach, übertrifft den Osten aber stark im Verhältnis zur Fläche. Intensive Rindviehzucht. Die Ziegenzucht ist sehr unbedeutend; am stärksten natürlich in der Schweiz mit 10,1 Stück auf 100 Einwohner. Näheres über den deutschen Rinderbestand ist in Heft 17 der Grenzboten mitgeteilt worden. Algerien, von wo 1902 nach Frankreich 23000 Stück eingeführt wurden, hatte 1899 einen Rindviehbestand von 1 Million Stück.

Der Rinderbestand Großbritanniens und Irlands 1901

	Stück Rindvieh überhaupt	auf 100 Einwohner	auf 100 Hektar
England und Wales	5534613	17,0	36,6
Schottland	1229281	27,4	15,9
Irland	4673323	104,8	57,7
Großbritannien und Irland	**11477824**	**28,1**	**36,7**

Trotz dieses verhältnismäßig starken Bestands an Rindvieh brauchte man im Jahre 1901 doch eine Mehreinfuhr von fast 500000 Stück. Davon kamen, wie wir gesehen haben, nur 88000 Stück aus den britischen Kolonien, der Rest aus den Vereinigten Staaten von Amerika. Im Verhältnis zur Bevölkerung zeichnen sich von den britischen Kolonien ganz besonders durch Rinderreichtum aus:

Australien mit Neu-Seeland (1901)

	Stück Rindvieh überhaupt	auf 100 Einwohner
Neu-Seeland	1361784	176,2
Viktoria	1602384	133,4
Neu-Süd-Wales	2047454	151,1
Queensland	3772707	759,7
Süd-Australien	472428	130,3
West-Australien	398547	216,4
Tasmanien	165516	95,9

Von den übrigen britischen Kolonien hatten 1901 Ontario und Manitoba (Kanada) zusammen einen Rindviehbestand von 2,8 Millionen Stück, Indien von 51 Millionen; Kap der guten Hoffnung von 1 Million; Natal von 0,5 Millionen.

*) Schätzung.

Der Rindviehbestand Skandinaviens

		Stück Rindvieh überhaupt	auf 100 Einwohner	auf 100 Hektar
Dänemark	(1898)	1743440	79,2	45,5
Schweden	(1900)	2582555	52,1	5,7
Norwegen	(1900)	950201	45,8	2,9

Hier weist das Rinderausfuhrland Dänemark (1901 Mehrausfuhr: 40000 Stück) eine hochentwickelte Rindviehzucht mit ihren im Verhältnis zur Bevölkerung und zur Fläche starken Beständen auf. Der Charakter Schwedens als Ausfuhrland ist etwas problematisch (3825 Ausfuhr, 1772 Einfuhr im Jahre 1901), sein Rinderbestand ist jedenfalls sehr bedeutend, die Berechnung auf die Fläche hat hier wenig Sinn. Noch mehr gilt das für Norwegen, das 18000 Stück einführt und so gut wie nichts auszuführen vermag, im Verhältnis zur Bevölkerung trotzdem immer noch zu den rinderreichern Ländern Europas gehört.

Außer den oben schon mitgeteilten Zahlen für Algerien und für die britischen Kolonien mögen noch folgende Angaben über den Rinderbestand außereuropäischer Länder Platz finden: Vereinigte Staaten von Amerika 61,4, Argentinien 21,7, Uruguay 6,3, Kolumbien 0,9, Guatemala 0,5, Paraguay 6,1, Java 5,1, Japan 1,2 Millionen Stück.

Die deutsche Roheisenproduktion. Nach der Statistik des Vereins deutscher Eisen- und Stahlindustrieller stellt sich die Produktion der deutschen Hochofenwerke wie folgt:

(Tonnen zu 1000 kg)

	Juli	August	Im August mehr
1903	865843	875829	19986 oder 2,3 Prozent
1902	705921	736836	30915 „ 4,4 „
1903 mehr	159922	138993	— —
oder Prozent	22,7	18,9	— —

Vergleiche dazu Heft 33 der Grenzboten Seite 434.

Auch die Eisenproduktion ist in Deutschland bekanntlich fast seit drei Jahren nur dem Export von groben Hüttenprodukten zuliebe gesteigert worden. Jetzt scheint sich ein Umschwung zu vollziehn, und man ist mit Recht darauf gespannt, ob auch bei einer Einschränkung des Eisenexports die Produktion weiter gesteigert werden oder zurückgehn wird. Man spricht ja auch schon seit Monaten von der Gefahr einer Schleuderkonkurrenz von seiten Amerikas. Auch hier wird die Politik der Syndikate eine scharfe Kritik zu bestehn haben. Wir werden diese Dinge demnächst eingehend besprechen müssen.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig



Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

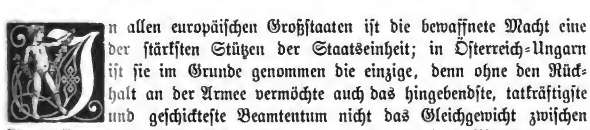
62. Jahrgang
Nr. 42
Ausgegeben am 15. Oktober 1903

Inhalt:

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig



Der Kampf um die Armee in Österreich-Ungarn



In allen europäischen Großstaaten ist die bewaffnete Macht eine der stärksten Stützen der Staatseinheit; in Österreich-Ungarn ist sie im Grunde genommen die einzige, denn ohne den Rückhalt an der Armee vermöchte auch das hingebendste, tatkräftigste und geschickteste Beamtentum nicht das Gleichgewicht zwischen den Völkern der habsburgischen Monarchie auch nur einen Monat zu verbürgen. Deshalb ist hier aber auch jede Veränderung im Heerwesen von entscheidender Bedeutung, und jedes der Völker Österreich-Ungarns zeigt das eifrigste Streben, sich in der Armee Geltung zu erkämpfen oder doch wenigstens keines der andern Völker zu einer überragenden Stellung darin gelangen zu lassen.

Nun liegt aber die Kraft einer Armee ganz wesentlich in ihrer Einheit, und wo nicht zum mindesten das Offizierkorps übereinstimmt im Denken, Fühlen, Sprechen und Handeln, da hört jeder feste Halt im Heere auf, und es entstehn verschiedne Armeen, die zwar bei vielen Gelegenheiten zusammenwirken können, sich aber immer eines innern Gegensatzes bewußt sein werden, und wo dieser auch nur im geringsten zur Sprache kommt, auseinanderstreben.

Bis 1867 galten im österreichischen Heere deutsche Sitte und deutsche Art als maßgebend, und wer mit ungarischer oder polnischer Muttersprache als Kadett eintrat, wurde bald ein deutscher Offizier, ohne deshalb seine Liebe und Begeisterung für seine engere Heimat einzubüßen. Als ich 1866 in Hradek im Lazarett zwischen zwei österreichischen Kameraden lag, betonte der eine gelegentlich mit Stolz, daß er aus Ungarn stamme, und als darauf ein andrer sagte, er sei gleichfalls Ungar, raunte mir der erste leise zu: „Glauben Sie es nicht, er ist ein Slowak.“ Aber so viel ich auch in den nächsten Monaten im traulichen du und du mit den österreichischen Waffenbrüdern plauderte, sie fühlten sich jederzeit, mochte ihre Wiege an der Theiß, an der Save oder an der Moldau gestanden haben, als deutsche Offiziere des Kaisers von Österreich, trotz alles Stolzes auf ihr Geburtsland. Für den Gedanken an eine polnische, ungarische, kroatische, tschechische Armee gab es in ihrem Gehirn noch keinen Platz. Heute liegen solche Ideen nicht mehr außerhalb ihres

Gesichtskreises, wenn auch fast durchgehends außerhalb ihrer Wünsche. Daß es soweit gekommen ist, dazu hat der unselige Ausgleich von 1867/68 den Samen ausgestreut.

Wer es nicht schon 1866 getan hat, der wird es gewiß heute beklagen, daß sich damals die preußische Politik genötigt glaubte, an den Sondergeist der Ungarn zu appellieren und damit in der Wiener Hofburg so schwere Sorgen zu erwecken, daß sie auch in Heeresangelegenheiten eine an sich ganz unnötige Nachgiebigkeit gegen ungarische Wünsche bei der Ausgestaltung des dualistischen Staatswesens zeigte. Der leitende Minister wollte 1868 nur rasch die Ungarn gänzlich befriedigen, damit er, ihrer sicher, mit Frankreich und Italien in ein Bündnis treten könnte, die alte Stellung Österreichs in Deutschland wiederzugewinnen. Dies war das Ziel, für das zunächst kein Opfer zu groß schien; war es erreicht, so glaubte man, nachher schon die Macht zu haben, die Einheit der Armee gegen jeden Ansturm der Ungarn aufrecht zu erhalten. Grundsätzlich zwar sollte die Armee wie die Marine gemeinsam, einheitlich bleiben, und die Geldmittel dafür sollten die Delegationen des österreichischen und des ungarischen Parlaments gemeinsam festsetzen; aber man ließ sich dabei von den weiterschauenden ungarischen Unterhändlern zu zwei sehr bedenklichen Zugeständnissen hinreißen.

Wenn auch das von den Delegationen bewilligte Kriegsbudget durch Genehmigung des Monarchen Gesetz wird, sodaß die auf Österreich und auf Ungarn fallenden Quoten — allerdings erst nach Verständigung über deren Höhe — sowohl vom österreichischen Reichsrat als vom ungarischen Reichstag unbesprochen in den Staatsvoranschlag aufgenommen werden müssen, so sind doch die Höhe der jährlichen Rekrutenzahl und die Art und Weise der Erfüllung der Wehrpflicht von den Beschlüssen der einzelnen Parlamente abhängig gemacht worden. Offenbar setzte man sich dadurch zwischen zwei Stühle, daß verschiedne Parlamente die Soldaten und das zu ihrem Unterhalt nötige Geld bewilligten, aber man hielt das in Wien nicht für gefährlich, weil man es bei den großen Vorteilen, die der Dualismus den Ungarn bot, nicht für möglich ansah, daß diese auf eine völlige Lostrennung von Österreich, die ja mit der Nichtbewilligung des Rekrutenkontingents unausbleiblich eintreten mußte, hinarbeiten würden. Man schätzte ihre Klugheit viel zu hoch ein, als daß sie den Ast ansägen würden, auf dem sie säßen.

Aber die Klugheit schweigt, wenn die Leidenschaft befiehlt. Die Hauptleidenschaft des Ungarn ist aber die Herrschsucht. Er möchte alle andern Nationalitäten im Gebiete der Stephanskrone beherrschen. Nun fühlt er, daß seine gegenwärtige gesetzliche Herrschaft auf schwachen Füßen steht. Auch alle Mitläufer der Macht des Augenblicks, wie die Judäomagyaren und verwandte Geister mitgerechnet, gibt es noch nicht neun Millionen Ungarn gegenüber sechs Millionen Slawen, drei Millionen Rumänen und mehr als zwei Millionen Deutschen in Transleithanien. Die Ungarn stehn außerdem ohne irgendwelche Rasseverwandten allein in Europa, während von den Slawen die Serbokroaten in Serbien und Bosnien, die Ruthenen in Rußland, die Slowaken in Mähren und Böhmen Volksgenossen zur Unterstützung aufrufen können, und

die Rumänen an Rumänien, die Deutschen an Österreich Anlehnung finden. Werden nun das ganz allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahlrecht sowie die Nationalitätsidee — wie man nach allen Anzeichen erwarten muß — immer vollständiger durchgesetzt, so kann den Ungarn allerdings um ihre Herrschaft bange werden; sie sehen sich deshalb nach einer Stütze um und glauben, sie in einer ungarischen Nationalarmee gefunden zu haben.

Diese soll dann nicht nur das Mittel bieten, jeden Widerstand andrer Nationalitäten niederzuschlagen, sondern sie soll auch helfen, die Slawen, Rumänen und Deutschen zu magyarisieren. Man will hierbei nicht sehen, daß es sogar großen Kulturvölkern nicht gelingt, kleine nur wenig verschiedne Volkssplitter auf solchem Wege aufzusaugen. Die Bretonen in Frankreich, die Dänen in Deutschland halten zäh an ihrer Sprache fest, und auch die unbeschränkten Gewaltmaßregeln der Russen in Polen bringen nicht viel zuwege; wie sollte es da den Ungarn möglich sein, eine Mehrheit ganz anders gearteter Volksstämme zu sich herüberzuziehn? Werden nicht später Slawen und Rumänen auch nationale Armeen fordern, und ist nicht die Bürgschaft der gemeinsamen österreichisch-ungarischen Armee für die ungarische Herrschaftsstellung weit größer als ein besondres ungarisches Heer, das in kroatische, slowakische und rumänische Stücke zu gehn droht?

Aber die wachgerufne Leidenschaft will nicht auf die Stimme der Vernunft hören und pocht auf eine 1867/68 unbesonnenerweise zugestandne Einrichtung, die die ungarischen Großmachtsträume als ausführbar vorspiegelt, die Honvéds, die ungarische Landwehr.

Wäre die Landwehr in Österreich-Ungarn dasselbe wie in Deutschland, so möchte das nicht viel bedeuten; aber sie ist etwas von Grund aus andres. Bei uns besteht die Landwehr im Frieden nur aus dem zur Führung der Listen und zur Vorbereitung von Aushebung und Mobilmachung nötigen Bureaupersonal, und die zur Übung eingezognen Landwehrleute tun ihren Dienst, wenn auch in besondern Kompagnien und Bataillonen, doch immer bei Linientruppen; in Österreich-Ungarn ist die Landwehr eine wirkliche Truppe ganz wie die Linie, nur mit schwächern Stämmen. Ein österreichisches Linienbataillon mit normalem Stande hat 18 Offiziere und 375 Mann, ein Honvédbataillon ebensoviel Offiziere und ungefähr 208 Mann, eine Linieneskadron hat 149 Pferde, eine Honvédeskadron 57 Pferde. Sowohl das Heer wie die Landwehr zieht die zugehörigen Reserven zu Übungen heran und bildet die Ersatzreserve, d. h. die wegen hoher Losnummer bei der Aushebung vom Dienst in Heer und Landwehr während des Friedens Befreiten, in besondern Kursen aus. Die Arbeiten für die Ergänzung und die Mobilmachung besorgt das Heer für sich, die Landwehr für sich und den Landsturm. Der Unterschied ist vorläufig nur der, daß man beim Heere im Frieden bis zu drei, bei der Landwehr im allgemeinen nur bis zu zwei Jahren aktiv dient, und daß die Mannschaften des Heeres, nachdem sie zehn Jahre bei der Truppe und in der Reserve gestanden haben, für ihr elftes und zwölftes Dienstjahr zur Landwehr überschrieben werden, sodaß diese im Kriege neben ihrem Friedensstande und ihren Nichtaktiven noch eine Anzahl Leute zweier älterer Jahrgänge aufnimmt.

Die Landwehr, in Österreich 115 Bataillone, 39 Eskadrons, in Ungarn 94 Bataillone, 60 Eskadrons stark, hat, abgesehen von dem Generalstabe, der für alle Teile der bewaffneten Macht gemeinsam ist, ihre eignen Regiments-, Brigade- und Divisionsstäbe (Distriktskommandos), aber sie steht unter den besondern Landesverteidigungsministern in Wien und in Budapest, die den Parlamenten verantwortlich sind. In Österreich steht wenigstens den Korpskommandanten des Heeres die volle Verfügung über ihre Landwehren zu, in Ungarn aber nur bei vereinbarten gemeinsamen militärischen Übungen. In Ungarn hat sie ihre besondern ungarischen Fahnen und ist nicht nur auf den König von Ungarn, sondern auch auf die ungarische Verfassung vereidigt. Nimmt man hierzu, daß bei der ungarischen Landwehr die ungarische Sprache, wie bei der kroatischen die kroatische Sprache sogar für die Kommandos eingeführt ist, so sieht man, daß schon ein ganz stattlicher Embryo einer nationalungarischen Armee vorhanden ist, und natürlich haben seine Eltern, ungarischer Ehrgeiz und ungarische Herrschsucht, keinen größern Wunsch, als sein Wachstum zu beschleunigen.

An dem gesetzlichen Ausgleich mit der andern Reichshälfte zu rütteln, dazu hat man freilich keine Veranlassung, aber man versucht durch das Recht der Rekrutenbewilligung den Kriegsherrn dazu zu drängen, daß er besondre Bestimmungen für die aus Transleithanien rekrutierenden Truppen erläßt, die ihnen ein eigentümliches nationalungarisches Gepräge geben und sie von der übrigen Armee scharf und dauernd abtrennen. Dieses Ziel schwebt allen ungarischen Politikern vor Augen, es handelt sich für sie immer nur darum, wie viel man in dieser Richtung vom Monarchen fordern soll. Da nun die Leute, die das Meiste verlangen, über das „Was" mit ihren Kollegen ganz derselben Ansicht sind und nur über das „Wann" verschiedner Meinung huldigen, so sind sie in besonders günstiger Lage, weil sie durch Erregung der Leidenschaft der unpolitischen Volksmasse die Zauderer in eine üble Stellung bringen können. Um diesem Treiben entgegenzutreten, darf natürlich gegen die festgelegten Bedingungen des Ausgleichs von 1867/68 nicht angegangen werden, so lange die Ungarn die Verträge nicht selbst brechen. Dem Wortlaut nach haben sie das bisher noch nicht getan, dem Sinne nach freilich, indem sie die dem Monarchen gesetzlich zustehende Kommandogewalt durch Versagung des Rekrutenkontingents zwingen wollen, Verordnungen zu erlassen, die nach dessen Ansicht die vereinbarte Gemeinsamkeit des Heeres aufheben. Aber solche Verweigerungen sind ja bisher schon fast in allen Parlamenten angewandt worden. Die Krone braucht dabei nur fest auf ihrem gesetzlichen Recht zu bestehn, und der Sieg ist ihr gewiß. Wenn die Ungarn sehen, daß ihr Reichstag den Staat nicht in geordnetem Gang erhalten kann, so werden sie schon zur Einsicht kommen, wo nicht — nun so löst sich der besondre ungarische Staat eben auf, die Kroaten, Slowaken, Rumänen und Deutschen werden ihm keine Träne nachweinen, und für die neu erhobnen Forderungen auf militärischem Gebiet wird auch das ungarische Volk kein Blut vergießen wollen.

Dieser Forderungen gibt es zunächst folgende vier: ungarische Fahnen, Verlegung aller aus Ungarn rekrutierenden Regimenter nach Ungarn, Ver-

setzung aller aus Ungarn stammenden Offiziere in ihre engere Heimat und ausschließlich ungarische Sprache bei allen aus dem Gebiete der Stephanskrone sich ergänzenden Truppen auch für das Kommando.

An sich ist es gewiß ziemlich gleichgiltig, wie die Fahnen aussehen, überdies werden sie ja dem Soldaten auch nur selten gezeigt; aber sie sind das Wahrzeichen der dem Kriegsherrn geschwornen Treue. Ändert man sie, so wird der Soldat leicht verleitet werden, zu glauben, daß nun auch sein Eid eine andre Bedeutung bekomme, und er wird unsicher über seine wichtigste Pflicht. Kann übrigens das Verlangen, die alten ruhmreichen habsburgischen Embleme mit ungarischen zu vertauschen, anders aufgefaßt werden als ein antidynastisches? Setzt es nicht einen Unterschied zwischen dem Haus Habsburg und dem Könige von Ungarn?

Die Verlegung aller ungarischen Regimenter nach Ungarn ist schon fast ausnahmlos erfolgt. Nur wenig Husarenregimenter liegen in Galizien, einige Regimenter haben als besondre Auszeichnung Wien als Garnison, und zur Bezeichnung Bosniens als Gemeinbesitz von Österreich-Ungarn sind auch Ungarn zur dortigen Besatzung herangezogen. Ganz streng geschieden nur cisleithanische Regimenter nach Österreich, nur transleithanische nach Ungarn zu legen, hieße ein Gewohnheitsrecht schaffen, das der Selbständigkeit der Kommandogewalt in der gefährlichsten Weise zu nahe träte und zweckmäßige Kriegsvorbereitungen hinderte.

Ferner wird gewiß gern allen aus Ungarn gebürtigen Offizieren der Wunsch erfüllt, dorthin versetzt zu werden, aber die Forderung an die Kommandogewalt, solche Versetzungen durchgehends und zwangsweise anzuordnen, ist ganz ungeheuerlich. Schon die bloße Ankündigung hat mehr als hundert aus Ungarn stammende Offiziere veranlaßt, die Aufnahme in den österreichischen Untertanenverband nachzusuchen. Diese Offiziere fürchten offenbar dereinst in Gewissensbedenken über ihren Treuschwur verstrickt zu werden und wollen sich von vornherein davor schützen. Welches Schlaglicht wirft das aber überhaupt auf das Begehren der Politiker in Budapest!

In diesen drei Dingen kann der Monarch grundsätzlich nicht kurzweg nachgeben, für die Erörterung der Sprachenfrage muß man etwas weiter ausholen, denn darüber sind die irrigsten Anschauungen verbreitet, und diese im ganzen habsburgischen Reiche wichtige, ja wichtigste Angelegenheit wird von der Parteien Gunst und Haß überall absichtlich und unabsichtlich verwirrt. In allen übrigen europäischen Großstaaten überwiegt eine Sprache so sehr, daß sie selbstverständlich die Staatssprache wie die Armeesprache ist. Wer sie nicht von der Mutter oder von der Schule her kennt, der muß sie als Rekrut lernen, und das macht sich meist von selbst ohne Widerstreben, weil die der Armeesprache Unkundigen so verteilt werden, daß sie in jedem Truppenverband nur eine kleine Minderheit ausmachen und sofort fast unbewußt fühlen, daß sie sich der Mehrheit fügen müssen. Im Dienst kann es keine Unzuträglichkeiten geben, da zu Meldungen, Patrouillen, Posten u. dergl. in jeder Truppe so viele der Armeesprache mächtige Leute vorhanden sind, daß man auf die Wenigen nicht zurückzugreifen braucht, die sie nicht ganz vollkommen beherrschen; zum

Drauflosgehn und Feuern genügen für alle, die überhaupt ausgebildet sind, die Kommandoworte. So hat man in Frankreich wenig Schwierigkeiten mit nur bretonisch oder flämisch oder italienisch redenden und in Deutschland mit nur dänisch, französisch oder polnisch redenden Rekruten. Ganz anders steht es in dieser Hinsicht mit dem Heeresersatz des österreichisch-ungarischen Reichs. Hier sprechen, abgesehen von den Bosniern, von je 1000 Rekruten etwa 282 deutsch, 189 ungarisch, 146 tschechisch, 40 slowakisch, 94 polnisch, 79 ruthenisch, 58 rumänisch, 68 serbokroatisch, 29 slowenisch, 15 italienisch als Muttersprache. Es läßt sich also gar nicht machen, durch eine Mischung der Rekruten die deutsche Sprache oder etwa in der Westhälfte des Reichs die deutsche, in der Osthälfte die ungarische Sprache überall in eine solche Majorität zu versetzen, daß die Minorität ohne weiteres merkt, daß sie sich unterordnen muß. In Ungarn haben nach offiziellen ungarischen Daten, die sicherlich die ungarisch sprechenden Leute nicht zu gering angeben, von den dort rekrutierenden 47 Infanterieregimentern in runder Summe: 4 : 100 Prozent Ungarn, 3 : 90, 6 : 80, 2 : 70, 3 : 60, 4 : 50, 3 : 40, 2 : 30, 5 : 20, 3 : 10 Prozent und 12 gar keinen ungarischen Ersatz. Es wäre also aussichtslos und eine Versündigung an den andern Nationalitäten, eine ungarische Armeesprache neu zu gründen. Wenn man auch den 6 Infanterieregimentern, in denen jetzt die Serbokroaten die Mehrzahl sind, die serbokroatische Sprache bewilligte, so wären in den verbleibenden 41 die Ungarn doch nur in 17 die Majorität, in 4 die Hälfte und in 17 die Minorität der aus den Ergänzungsbezirken Transleithaniens überwiesenen Militärpflichtigen. Wollte man aber aus dem ungarischen Gebiet in jedes der 47 Regimenter nur Rekruten einer Muttersprache senden, so würde — die wenigen Ruthenen in Ungarn außer Betracht gelassen — nur in 20 Regimentern ungarisch, in 8 serbokroatisch, in 7 deutsch, in 7 rumänisch und in 5 slowakisch gesprochen werden.

Die jetzt in Österreich-Ungarn herrschende Einrichtung, jedem Infanterieregiment alle in seinem Ergänzungsbezirk ausgehobnen Infanterierekruten zuzuweisen, schafft viele Sprachmischungen, die, wenn auch vielleicht einzelne Leute mehrere Sprachen verstehn, doch die einheitliche gründliche Ausbildung sehr unliebsam beeinträchtigen müssen. Wenn z. B.

Infanterieregiment 85:	20 %	Ungarn,	10 %	Deutsche,	50 %	Ruthenen,	20 %	Rumänen
" 29:	10 "	"	30 "	"	50 "	Serbokroaten,	10 "	"
" 72:	20 "	"	20 "	"	60 "	Slowaken		
" 33:	20 "	"	30 "	"	und		50 "	"

enthält, wie sollen da die Offiziere und die Unteroffiziere ihre Rekruten rasch und gut abrichten? Welche Fülle von Mißverständnissen, Mißtrauen und Ärger muß da überwunden werden, wie vieles muß doppelt und dreifach vorgetragen werden!

Um dieser Schwierigkeiten Herr zu werden bemüht man sich nun im kaiserlich und königlichen Heere, dem Soldaten außer den Kommandos noch möglichst viele andre militärtechnische Ausdrücke in deutscher Sprache beizubringen. Alle Unteroffiziere sollen so weit deutsch lernen, daß sie einen deutsch erteilten Befehl verstehn und eine Meldung mündlich und schriftlich deutsch

abstatten können. Andrerseits soll der Offizier, der im übrigen deutsch zu sprechen hat, bei der Abrichtung, in der Schule und bei jeder Befehlsausgabe mit dem Manne in dessen Muttersprache verkehren. Sind mehrere Sprachen in einem Regiment, so muß der Offizier wenigstens eine davon verstehn und zum Dienstgebrauch genügend sprechen, ja für manche Konmandos, z. B. Angabe des Zieles beim Schießen und der Direktion beim Marschieren, ist ausdrücklich bestimmt, daß dazu Erklärungen in der Muttersprache zu geben seien.

Bei der Verschiedenheit der Sprachverhältnisse in den einzelnen Truppenteilen ist es nun ganz unvermeidlich, daß hierin bald mehr bald weniger erreicht wird; aber das eine ist ganz gewiß, daß man auf einen bestimmten Erfolg nirgends mit Sicherheit rechnen kann, und daß das mannigfache Mißgeschick, das die habsburgischen Fahnen betroffen hat, von jeher hauptsächlich durch das mangelnde Einverständnis der verschiedensprachigen Truppen verschuldet worden ist, das auch die hingebendste Tapferkeit aller darin vertretnen Nationen nicht wett zu machen vermochte. Mit allgemeinen Bestrebungen und vieldeutigen Bestimmungen ist solchen Übelständen nicht beizukommen. Wenn auch die obwaltenden Grundanschauungen hierbei richtig sind, so müssen sie doch viel schärfer betont und folgerichtiger entwickelt und durchgeführt werden. Nur die größte Einfachheit und Klarheit hierin verbürgt, daß überall Ruhe und Sicherheit herrscht, und Tatkraft gedeihlich wirkt. Wer den Krieg kennt, weiß, daß nur das schnellste Verständnis zwischen Befehlenden und Gehorchenden zum Siege führt.

An den bisher üblichen Kommandoworten und an dem Verkehr der Offiziere in deutscher Sprache darf vor allen Dingen auch nicht im geringsten gerüttelt werden. Das ist absolute Notwendigkeit. Wenn in der Schlacht oft nicht nur die Regimenter, sondern auch die Armeekorps ineinander eingeschoben werden, so liegen vielfach Soldaten der verschiedensten Truppenteile in einer Schützenlinie zusammen. Diese müssen notwendig durch einen und denselben Zuruf bewegt werden, und da ist keine Zeit, nach Übersetzern und Übersetzungen zu fragen und Verständigungen vorzubereiten. In demselben Augenblick muß alles vorstürmen, sich niederwerfen, zur Abwehr feindlicher Reiterei zusammenschließen, sonst sind sowohl die dem Kommando gehorchenden Leute wie die ihm nicht gehorchenden verloren. Auch beim Sammeln, beim Besetzen einer Stellung, beim Abmarsch nach einer Seitenrichtung kann jede Sekunde des Zögerns schweres Unheil bringen, die Kommandos müssen rasch von allen verstanden werden, soll nicht schreckliche Verwirrung einreißen. Allgemeinverständliche Signale bieten hier keinen Ersatz. Sie müssen von allen Abteilungen, die sie hören, aufgenommen und fortgepflanzt werden, aber wie oft muß nicht ein Bataillon vorgehn, während ein daneben stehendes einen Wald- oder einen Dorfrand besetzen soll! Was können da Signale für Unglück anrichten? Nein, Kommandoworte sind ganz unentbehrlich, und sie müssen sofort und ohne weiteres von allen, die einer Armee angehören, aufgefaßt werden.

Nun macht sich aber der Laie meist einen ganz falschen Begriff von der Kommandosprache. Diese enthält in Wirklichkeit nur wenige aufs äußerste gekürzte Zurufe für das, was Mannschaften einer Abteilung gemeinsam und

blitzschnell ausführen sollen. Es ist aber unwesentlich, in welcher Sprache sie einem beigebracht werden, denn von selbst versteht sie meist auch der gewiegteste Sprachforscher nicht, und sie müssen jedem Menschen durch hundertfache Wiederholung so in Fleisch und Blut übergehn, daß er sie auch im Schlafe versteht. Darum sind auch von jeher viele Fremdwörter, man möchte sagen Wörter europäischer Giltigkeit in die Kommandos aller Heere aufgenommen worden. Wenn eine österreichische Kompagnie vorgehn soll, so heißt es: Marschieren, Direktion so und so, Kompagnie — Marsch; wenn reichsdeutsche Infanterie antreten soll, wird kommandiert: Bataillon — Marsch, und wenn sie geschlossen vorstürmen soll: Kompagniekolonne — formiert, und wie schon das Wort „Kommando" Fremdwort ist, so sind Ausdrücke wie: chargieren, präsentieren, attackieren, oder: „in die Balance" zu Dutzenden darunter. Hierzu kommt noch, daß die Kommandos in einem möglichst weithin vernehmbaren Tonfall geschrieen werden, und dabei mancher Laut verschluckt wird, sodaß nur langandauernde Übung das Verstehn sichert. Dann sitzt es freilich so fest, daß es kein Soldat, und wenn er achtzig Jahre alt wird, vergißt.

Aus diesem Grunde kann man aber auch nur ganz allmählich an den Kommandoworten ändern. Man müßte sonst alle Jahrgänge der Reserve, der Landwehr und des Landsturms alles umlernen lassen, und dazu müßte man sie nicht nur wochen- sondern monatelang einexerzieren. In der ungarischen Revolutionszeit wurden deshalb sogar die national fanatisierten Aufständischen zunächst mit den österreichischen gewohnten Kommandoworten geführt, und erst allmählich konnte ungarisches Kommando eingeführt werden. Ebenso würde auch heute der österreichische Reservist Kommandos in seiner tschechischen, polnischen oder ruthenischen Muttersprache im Anfang gar nicht verstehn. Warum also mit den hergebrachten Kommandos Übersetzungen vornehmen und dadurch noch auf Jahrzehnte die Armee desorganisieren? Hat denn die Welt heute wirklich so wenig Zeit zum Denken, daß sie sich blindlings durch unverstandne Schlagworte betören läßt? Ein solches ist auch das vom „Zwang zur fremdländischen Kommandosprache." Wenn der Landmann in die Stadt zieht, so schwirren ihm Worte wie: Tram, Telephon, Depesche, Sozialdemokrat, Parlament, Kommission, Präsident und hundert andre neue Worte so lange um die Ohren, bis er Begriffe damit verbindet, aber hat er darum eine fremde Sprache erlernt? Ebenso ist es mit den Kommandoworten, die der Rekrut durch häufige Wiederholung auffaßt. Von dem Erlernen einer fremden Sprache kann dabei gar keine Rede sein, und es ist Unsinn, zu behaupten, dem Ungarn, Böhmen und Polen würde dadurch seine Muttersprache geraubt oder verunehrt, und er würde zwangsweise germanisiert.

Das Offizierkorps sowohl das des aktiven Heeres wie das der Reserve und der Landwehr muß ferner, so lange man überhaupt noch eine gemeinsame Armee haben will, in einer gemeinsamen Sprache volle Verständigung finden. Glücklicherweise stehn dem bisher auch keine unüberwindlichen Hindernisse entgegen. Mehr als die Hälfte aller Offiziere und höhern Militärbeamten spricht von Kindesbeinen an deutsch, und alle höhern Schulen lehren die deutsche Sprache, weil sie zum Verkehr der höhern bürgerlichen Berufe in Österreich-

Ungarn unentbehrlich ist. Wer immer Offizier werden will, kann also deutsch lernen, und er muß es möglichst früh tun, damit er sich von vornherein in den Geist des Offizierkorps einlebt. Es geht nicht an, die Kenntnis des Deutschen erst später zu erwerben. Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr, und einen gereiften, als treu bewährten Offizier wegen mangelhafter Sprachkenntnisse in einem Examen durchfallen zu lassen, das bringt man nicht leicht übers Herz. Es gäbe also einen Riß durch das Offizierkorps, wenn man nicht darauf bestünde, daß nur der, der deutsch spricht, Offizier werden darf, und es wäre andernfalls nicht durchzusetzen, daß in den höhern verantwortungsvollen Stellungen mit Sicherheit auf die genauste Kenntnis der Offizierdienstsprache überall zu rechnen wäre.

So unweigerlich nun aber an den bisher üblichen Kommandoworten und an der deutschen Verkehrssprache der Offiziere, Ärzte und höhern Beamten, sowie der Kommandostellen und Behörden festgehalten werden muß, ebenso entschieden muß man einsehen, daß eine Unsumme von Haß, Neid und Mißgunst und eine Masse unnützer Quälerei bei den Truppen mit einem Schlage beseitigt wäre, wenn man die deutschen Sprachstudien für alle Mannschaften und Frontunteroffiziere fallen ließe. Wie viel Zeit, guter Wille, Eifer, Lust und Liebe würden da frei für die rein militärische Ausbildung! Es ist zu einleuchtend, man muß sich einmal für diesen Schritt zur vollen Klarheit der Sprachverhältnisse entscheiden. Dann aber je eher je besser, denn dadurch hört der Kampf um die Armee auf, oder es wird ihm doch wenigstens für alle nur halbwegs Verständigen jede Schärfe benommen.

Es ist dazu nur nötig, daß in jede Truppe möglichst viel gleichsprachige Rekruten eingestellt werden, und daß die Offiziere, Ärzte und höhern Beamten diese Sprache völlig beherrschen und sich ihrer der Mannschaft gegenüber jederzeit bedienen, sodaß diese sie wie Landsleute betrachtet. Alle Befehle bei der Gymnastik, für die ja schon das neue Exerzierreglement keine Bestimmungen mehr enthält, beim Schießen, Schwimmen, Reiten und Felddienst müßten in der Muttersprache erteilt werden; nur wo hierbei gleiche Kommandoworte wie für das Gefecht in Frage kommen, bliebe es bei dem in der Armee Hergebrachten. Sprachen, die nur eine geringe Zahl von Rekruten sprechen, können hierbei allerdings nicht berücksichtigt werden, für sie gilt das in Nationalstaaten herrschende Verfahren, sie so zu verteilen, daß sie überall eine kleine Minderheit sind, die nur wenig Schwierigkeiten bietet.

Es ist nämlich zu berücksichtigen, daß es nicht wohl eine besondre Mannschaftsdienstsprache bei vereinzelten Regimentern geben kann; dazu sind im Kriege wie im Frieden die Beziehungen in der Brigade, in der Division wie im Armeekorps viel zu eng; aber es ließen sich ohne Bedenken neben fünf Korps mit deutscher Mannschaftssprache drei mit ungarischer, drei mit tschechisch-slowakischer, eins mit polnischer, eins mit ruthenischer, eins mit rumänischer und eins oder unter Berücksichtigung der Bosnier zwei mit serbokroatischer zusammenstellen. Es wird ja freilich die Friedensstärke solcher Armeekorps nicht vollkommen gleich sein können, wenn man einen gerechten Prozentsatz von Rekruten jeder Sprachkategorie einstellt, aber das kann man durch eine

erhöhte oder verminderte Stärke der Bataillone, durch eine verschiedne Zahl von Feldjägerbataillonen oder Kavallerieregimentern in den einzelnen Korpsbezirken und ähnliche Mittel mit Leichtigkeit ausgleichen.

Man wird einwenden, daß die Mobilmachung erschwert werde, wenn die in jedem Ergänzungsbezirk vorhandnen Infanteriereservisten nicht sämtlich einem Infanterieregiment zugeführt würden, sondern nach ihrer Muttersprache verschiednen Truppen zuzuteilen wären. Demgegenüber muß man feststellen, daß schon jetzt Kavallerie, Artillerie, Pioniere und Train einzeln befördert werden müssen. Es macht also wenig aus, noch ein oder zwei Transporte mehr zu berücksichtigen.

Über die Schwierigkeiten beim Zusammenwirken der Armee mit der ungarischen Landwehr während der Manöver ist geklagt worden; aber bei dieser braucht erst der Stabsoffizier deutsch zu verstehn, und die Kommandos werden ungarisch abgegeben, auch hat sie in kleinern Verbänden und vielleicht hier und da unter geflissentlicher Betonung ihrer andern Dienstsprache an den Übungen teilgenommen. Wenn ganze Armeekorps nebeneinander marschieren oder lagern, sind der Berührungspunkte doch nur wenige und spielen sich meist nur unter den Offizieren ab; für das Gefecht würde ja bei Armeekorps von verschiedner Mannschaftsdienstsprache das gemeinsame Kommando die Verständigung sichern. Schickt eine Kavalleriedivision wichtige Meldungen zurück, so werden diese ja immer schriftlich übersandt. Kurz, ist man sich der Möglichkeit des Mißverständnisses durch Verschiedensprachigkeit wohl bewußt, so wird der Offizier in jedem der ja nur selten zu erwartenden Fälle schon die richtigen Mittel finden, es zu vermeiden; jetzt hofft man immer auf das Verständnis des Deutschen, aber leider oft vergebens. Die einheitliche Mannschaftsdienstsprache innerhalb der Armeekorps kann ohne jede Unbequemlichkeit jahrgangweise fortschreitend eingeführt werden; für die Reservisten wäre sie von den Ergänzungsbezirkskommanden nach den mündlichen Angaben bei den Herbstkontrollversammlungen im Grundbuchstande zu berücksichtigen. Einiger besondrer Maßregeln wird es bedürfen, die Offizierkorps für die östlichsten Armeekorps zusammenzustellen, aber durch Bewilligung von speziellen Vergünstigungen und durch zweckmäßige Einrichtungen auf den Kadettenschulen, den Militärrealschulen, dem Offizierswaiseninstitut und den Militärakademien wird das umsichtige Reichskriegsministerium dieser Schwierigkeiten bald Herr zu werden wissen. Die Offiziere sind es überhaupt, die von der Regelung der Sprachverhältnisse am meisten berührt werden; daß man dann in den wie bisher oft nötigen Versetzungen nicht behindert ist, wird man von allen Offizieren außer der deutschen auch die Kenntnis einer andern Korpssprache fordern müssen. Wenn sie nun aber auch die Notwendigkeit, alle ihnen gewohnten militärischen Begriffe nicht nur in der bisher üblichen deutschen, sondern auch in der Korpssprache ausdrücken zu müssen, beschwerlich empfinden, so werden gerade sie doch bald einsehen, welcher Segen in der klaren Entscheidung der Sprachenfrage liegt. Man möge diese Voraussage nicht als Anmaßung belächeln! Wer außerhalb eines Gebäudes steht, kann die Richtigkeit der Konstruktionsverhältnisse oft besser beurteilen, als wer sie nur von innen wahrzunehmen gewohnt ist. Es ist eben,

wie die Bewegung bei Ungarn, Böhmen, Polen, ja auch bei Kroaten, Ruthenen und Rumänen zeigt, nicht mehr gut möglich, in den alten Verhältnissen weiter zu bauen. Wo die Kultur gering ist, und der Mensch nur einige hundert Begriffe in seiner Muttersprache auszudrücken weiß, da ist es nicht allzuschwer, ihm dafür die in der Armee zur Anwendung kommenden Worte auch in einer ihm neuen Sprache beizubringen. Steigt aber die Kultur, so werden es Tausende von Begriffen, die man lernen muß, wenn man sich verständlich machen will. Nun ist offenbar auch in Österreich-Ungarn die Kultur in raschem Wachstum begriffen, und es geht nicht mehr lange an, dem Rekruten, der im täglichen Verkehr mit seinen Kameraden bei seiner Muttersprache verbleibt, eine ihm neue Sprache so einzuimpfen, daß er sie nicht nur im Kriege sicher anwendet, sondern sich auch ihre Kenntnis so lange erhält, wie er aus der Reserve eingezogen werden kann. Da wird jeder entschlossene Offizier lieber gleich einen scharfen Schnitt gemacht sehen, der zudem den Vorteil verheißt, allen Nationalitätenhader dem Heere fernzuhalten.

Zu einer solchen einheitlichen, grundsätzlichen Regelung der Sprachenfrage in der Armee ist nun nach dem Gesetz nur der Monarch berechtigt, und kein Reichsrat und kein Reichstag hat ihm dabei hineinzureden. Daß ein Korps mit serbokroatischer Mannschaftssprache nach Serbien, oder ein solches mit rumänischer nach Rumänien Hinneigung verraten würde, braucht man in keiner Weise anzunehmen, eher wäre der umgekehrte Fall möglich, denn immer wird der Kaiserstaat diesen Ländern gegenüber den Vorzug höherer Kultur, festerer Ordnung und gesicherterer Gerechtigkeit behaupten, und seine Truppen werden im Vertrauen zu ihren Offizieren und in Treue zu ihrem Kriegsherrn die andern übertreffen. Wenn sich irgendwo an solche gewissermaßen nationalsprachige Armeekorps gesetzwidrige Agitation herandrängen sollte, bleibt es der obersten Kommandogewalt ja jederzeit überlassen, die Korps außerhalb ihrer Muttersprachenbezirke zu verlegen. Jedenfalls ist der Erregung nationaler Leidenschaft jeder Boden entzogen, wenn die Offiziere mit der Mannschaft nur in der Nationalsprache verkehren, und niemand zur Erlernung einer fremden Sprache angehalten wird.

Diese Erledigung der Sprachenfrage im Heere dürfte sogar vorbildlich für die ganze Beamtenschaft der Monarchie werden können, weil sie ermöglicht, dem Volk bei vollster Erhaltung seiner Religion und Nationalität alle Segnungen der Kultur unverfälscht in seiner Muttersprache zu vermitteln, und weil dabei doch für die dem Offizierstand gleichstehenden höhern Beamten die Möglichkeit der Verständigung gewahrt wird. Mit dem Zwange zur deutschen Sprache würde auch bei den andern Völkern der Widerstand gegen sie wegfallen. Daß sie sich teilweise anzueignen bei einem Volk schon einen Kulturfortschritt bedeute, ist ein Irrtum, denn nur dem wissenschaftlich geschulten Geiste gereichen Kenntnisse in einer fremden Sprache zum Vorteil, dem Ungelehrten sind sie gewöhnlich nur Ballast und ein Danaergeschenk, das seine Begriffe verwirrt, ohne seinen Verstand zu erhellen. Man darf sich auch darüber nicht täuschen: seit die Menschen lesen lernen, kann man keinem größern Volksganzen mehr eine andre Sprache aufdrängen. Die Presse schützt die Sprache ihrer

Nation, und da sie dabei in eigner Sache kämpft, versäumt sie nichts, ihre Leser für ihre Sprache zu fanatisieren. Der Viertelgebildete hält jedes gedruckte Wort für wahr, der Halbgebildete schwört auf seine Zeitung, der Vollgebildete ist zwar gefeit gegen Fanatismus, kann aber aus seiner nationalen Haut erst recht nicht heraus. Darum weg mit allen nationalen Bekehrungsversuchen von Staats wegen! Das ist kein Gebot eines vagen Föderalismus, sondern eine Forderung der gesunden, durch die Sprachenfrage nicht verbitterten Anschauung, die den Anschluß an anderssprachige Volksstämme als eine Notwendigkeit für die Sicherung der eignen Art betrachtet. Gelangt diese Auffassung zum Siege, so ist die Freudigkeit der einzelnen Völker, für den Gesamtstaat fest einzutreten, und damit die unzerstörbare Kraft dem alten Donaureiche verbürgt, das eine wertvolle Stütze für die Ruhe und Wohlfahrt Europas bietet, und dem alle deutschen Herzen eine verwandtschaftliche unvertilgbare Zuneigung bewahren. Wenn auch das Deutsche Reich schwerlich jemals berufen sein kann, sich in die innern Verhältnisse des Donaureiches einzumischen, so ist es doch gewiß, daß sich viele Tausende streitbarer und kriegskundiger deutscher Männer dem Kaiser von Österreich zur Verfügung stellen würden, wenn er es für wünschenswert hielte, Freiwilligenkorps an seinen deutschen Reichsgrenzen zu bilden, und sie würden ihm treulich helfen, daß allen größern Nationalitäten unter dem Schutze des Deutschtums das Recht auf die Erhaltung ihrer Sprache gewahrt werde.

Freiburg i. Br. — Richard Geest, Generalleutnant z. D.



Der Vertrag über den Panamakanal

Von E. F. Seemann



Am 22. September war der Termin abgelaufen, der für die Ratifikation des Hay-Herran-Vertrages gesteckt war. Der Senat der Republik Columbia hatte schon am 17. August den Vertrag einstimmig abgelehnt, und auch in den noch übrig bleibenden fünf Wochen hat er keine Anstalt getroffen, mit der mächtigen Republik des Nordens zu einer Verständigung zu gelangen. Die Arbeit, mit der sich der nordamerikanische Staatssekretär Hay und der columbianische Gesandte in Washington, Herran, so lange und zuletzt scheinbar erfolgreich abgemüht hatten, ist also doch vergeblich gewesen. Die ganze Angelegenheit ist auf einen toten Strang geraten — vorerst, denn beide Länder haben doch ein zu dringendes Interesse an der Vollendung des großen Verkehrswerkes, als daß sie nicht schließlich doch zusammenkommen müßten.

Mit vergeblichen Verträgen ist freilich der Weg zu der großen amerikanisch-interozeanischen Wasserstraße gepflastert. Schon bald nachdem die Spanier von Mittelamerika Besitz ergriffen hatten, tauchte auch der Gedanke auf, den Weg nach der amerikanischen Westküste, die damals wegen der peruanischen

und der mexikanischen Silberbergwerke für die bei weitem wertvollere galt, durch einen Kanal aufzuschließen. Schon damals wurde noch vor der Panamaroute die über den Nicaraguasee in Aussicht genommen, obgleich sie länger ist, weil sie durch viel flacheres Land geht. Doch kam es jahrhundertelang zu keinem ernstlichen Versuch. Erst als in den vierziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts Kaliforniens Goldschätze erschlossen wurden, machte sich wieder ein starker Drang nach Herstellung des Kanals geltend. Zunächst half man sich durch die Erbauung der Panamaeisenbahn (1850 bis 1856). Zugleich verhandelten England und die Vereinigten Staaten über die große Wasserstraße. Der Staatssekretär Clayton und der englische Gesandte Bulwer schlossen 1850 den vielgenannten Clayton-Bulwer-Vertrag, kraft dessen die beiden Mächte gemeinschaftlich einen Kanal durch die Republik Nicaragua unter Mitbenutzung des Nicaraguasees bauen wollten; er sollte den Schiffen aller Flaggen offenstehn. Der Vertrag wurde gehörig in Kraft gesetzt, aber man kam niemals bis zur Verständigung über einen gemeinsamen Bauplan. Zu seinen Bestimmungen gehörte, daß keine der beiden Mächte neuen Besitz an der benachbarten Küste erwerben dürfte. England organisierte alsbald seine Kolonie Honduras und behauptete, diese habe ihm immer gehört. Nordamerika bestritt das und erklärte nach langen Verhandlungen den Vertrag für erloschen, während England seine Giltigkeit behauptete. Genau fünfzig Jahre lang haben beide Mächte ihren Standpunkt festgehalten.

Jedoch erlahmte in der nächsten Zeit auch der Eifer für den Kanalgedanken. Die Goldausbeute Kaliforniens begann abzunehmen. Von 1861 bis 1865 lähmte der Bürgerkrieg die Vereinigten Staaten, und als sie endlich wieder zu Kräften gekommen waren, warfen sie sich auf den Bau von Eisenbahnen nach dem fernen Westen. Für Post und Passagiere war damit das Bedürfnis nach einer Wasserstraße erloschen. Die Eisenbahngesellschaften behaupteten, auch für Güter sei keins mehr vorhanden, und in ihnen erstand dem Kanalgedanken fortan ein gefährlicher Gegner. Wohl blieben auch die Freunde des Kanalbaus tätig; es entstanden mehrmals Nicaraguakanalgesellschaften; an einer von ihnen war auch der Bundespräsident Grant nach seinem Rücktritt vom Amte stark beteiligt. Diese Bestrebungen fanden an dem Staatssekretär Freelinghuysen kräftige Unterstützung, namentlich durch Zurückweisung der englischen Ansprüche auf Rechtsgiltigkeit des Clayton-Bulwer-Vertrages. Aber es wurde doch nichts daraus.

Im Jahre 1876, als der Suezkanal die ersten Anzeichen glänzenden wirtschaftlichen Erfolges gab, regte sich in Frankreich der Gedanke, über Panama einen Kanal für Privatrechnung zu bauen. Der Marineleutnant Bonaparte Wyse erhielt 1878 von der Republik Columbia die Baukonzession. Es begann die beklagenswerte Lessepssche Kanaltragödie, auf die wir hier nicht einzugehn brauchen. Die Panamakanalgesellschaft geriet allmählich in eine Schuldenlast, an Aktien und Obligationen von nominell 2245 Millionen Franken, hatte aber gegen diese riesige Verpflichtung niemals mehr als 1272 Millionen Franken bar Geld empfangen. Beinahe eine Milliarde war durch Disagio, Provisionen und Bestechungen vergeudet worden, und auch von dem Rest

wurden noch große Summen veruntreut, andre verschwendet, noch andre durch unpraktische Verwendung nutzlos. Der Milliardenkrach war unabwendbar. Lesseps, leichtsinnig aber kein Betrüger, kam ins Untersuchungsgefängnis. Am 20. Oktober 1894 entstand nach unsäglichen Mühen aus dem Krach eine neue Panamakanalgesellschaft.

Der Unterschied zwischen dem Panamakanal und dem Nicaraguakanal besteht im wesentlichen im folgenden: Der Panamakanal hat die bei weitem kürzere Linie zwischen Ozean und Ozean. Seine Länge beträgt nur 75 Kilometer, die des Nicaraguakanals 272. Aber davon fallen 90 Kilometer auf den schiffbaren See und 100 Kilometer auf den San Juanfluß, den man durch Aufstau schiffbar machen kann. Die eigentliche Kanalbaustrecke ist also nur 7 Kilometer länger als bei Panama. Nun ist zwar die Wasserscheide bei Panama nur 100 Meter hoch, bei Nicaragua 125 Meter, aber dieser Vorteil ist nur scheinbar, denn bei Panama ist der Gebirgssockel (La Culebra) 11 Kilometer breit, bei Nicaragua nur 5. Lesseps wollte einen einfachen Durchstich, wie ihn der Suezkanal und der Nordostseekanal haben. Das sollte ein Vorteil gegen Nicaragua sein, denn dort ist ein Durchstich unmöglich; er würde den $35^1/_2$ Meter über dem Meere liegenden See trocken legen. Bald genug mußte Lesseps erkennen, daß auch bei Panama ein einfacher Durchstich unmöglich sei; es gehört zu den Dingen, die ihn ernstlich belasten, daß er das nicht von vornherein erkannt hat. Die Bewältigung des Gebirges war viel schwieriger, als er nach seiner allzu flüchtigen Untersuchung angenommen hatte; teils war es zu hart, teils so mürbe, daß hohe Böschungen sich nicht hielten und immer wieder nachstürzten. Er mußte sich zu einer Schleusenanlage entschließen und mit der Kanalsohle 28, dem Wasserspiegel des Kanals 38 Meter hinaufsteigen. Das war also mehr, als man beim Nicaraguakanal nötig hatte. Dort brauchte man doch nur $35^1/_2$ Meter Spiegelhöhe zu erreichen. Und überdies ist es ganz zweifellos, daß ein Kanal durch Nicaragua immer Wasser genug haben wird, denn seine Scheitelstrecke bildet der See. Beim Panamakanal wird in der trocknen Zeit für einen lebhaften Verkehr gar nicht Wasser genug zum Durchschleusen sein, sodaß man mit großen Kosten künstlich wird aufpumpen müssen.

Für die Vereinigten Staaten kamen noch einige andre wichtige Umstände hinzu, die lange Zeit zugunsten des Nicaraguaprojekts den Ausschlag gaben. Wenn man einmal genötigt sein sollte, den Kanal mit Landtruppen zu verteidigen, so wäre Nicaragua schon bedeutend leichter zu erreichen als Panama. Auch wäre die nördliche Route viel geeigneter für den Verkehr der atlantischen Häfen mit San Francisco und den noch nördlichern pazifischen Häfen der Union, weil sie kürzer wäre als die südliche. Endlich kam noch ein merkwürdiger Umstand hinzu. Der Nicaraguasee konnte die beste Gelegenheit zur Anlegung eines großartigen Kriegshafens bieten. Er ist dazu noch besser geeignet als das Marmarameer, das gleich ihm ein von zwei Seiten nur durch schmale Rinnen zugängliches Becken ist. Das Schwarze Meer ist unter allen Umständen eine Sackgasse. Der Nicaraguasee hätte aber je einen Ausgang nach zwei Weltmeeren gehabt und wäre doch für keine feindliche Flotte erreichbar

gewesen, was vom Marmarameer gar nicht einmal gilt. Dieses kann durch Panzerschiffe forciert werden, die Zugänge zum Nicaraguasee hätte man dagegen mit einer einzigen Schleusensprengung unpassierbar machen können. Dagegen trat etwas andres von Tag zu Tag stärker gegen den Nicaraguaweg hervor, namentlich seit dem Erdbeben auf Martinique und in Guatemala. Die Westküste Zentralamerikas ist fast gänzlich vulkanisch. Eine ganze Reihe von Feuerbergen zieht sich von Mexiko nach Süden herunter, viele von ihnen sind tätig, einige ununterbrochen. Der schmale Landriegel zwischen dem Nicaraguasee und dem Stillen Ozean ist ganz von ihnen besetzt, einer liegt sogar als Kraterinsel im See. Mit dieser vulkanischen Natur ist die Neigung zu Erdbeben ursächlich verbunden. Der Niveauunterschied zwischen dem See und dem Stillen Ozean ist 35½ Meter; er sollte überwunden werden durch eine Doppel- und eine einfache Schleuse; auf jede Schleuse wären also etwa 12 Meter Niveauunterschied gefallen. Da nun in der Schleuse bei gesenktem Wasserspiegel noch 10 Meter Wasser stehn müssen, damit die großen Dampfer schwimmen können, so hätte man Schleusenverschlüsse von mehr als 22 Metern Höhe bauen müssen. Ob nun Türen oder Pontons: man denke an 22 Meter! Dazu 28 Meter Breite. Im Falle der Flügelkonstruktion hätte man an jeder Schleuse ein Paar Flügel von je 10 Metern Höhe und 14 Metern Breite und ein Paar von je 22 Metern Höhe und 14 Metern Breite herzustellen gehabt. Solche Tore sollen sich in ihren Angeln bewegen! Die kleinste Erderschütterung kann die Angeln aus dem Lot bringen, und dann trotzen die riesigen Flügel jeglichem Versuch, sie zu bewegen. Bei der Konstruktion von Schiebepontons sind die Schwierigkeiten etwas geringer, aber immer noch groß genug, einen Techniker bei dem Gedanken an die Wirkung eines Erdbebens mit Grauen zu erfüllen. Versagen die Schleusen, so hört der Kanal auf, ein Kanal zu sein.

Diese Umstände hielten die Vereinigten Staaten nicht ab, die Nicaraguaroute mit demonstrativer Vorliebe zu begünstigen und die Panamaleute, die ihnen so gern ihre Konkursmasse verkaufen wollten, links liegen zu lassen. Die neue Panamagesellschaft gab sich die erdenklichste Mühe, bei der Regierung zu Washington lieb Kind zu werden. Sie ließ sich in New-Jersey domizilieren und veranlaßte einflußreiche Newyorker Bankiers, ihr beizutreten; der Einwand, daß sie eine ausländische Gesellschaft sei, sollte entkräftet werden. Doch half ihr alles nichts. Ihre Vertreter erbaten bei Präsident Mac Kinley eine Audienz; er hörte sie an, als sie ihm aber ihre Bitte, er möge auf den Ankauf hinwirken, vortrugen, sagte er nur das eine Wort No und drehte ihnen den Rücken zu.

Vorerst hatten die Amerikaner aber noch das Vertragsverhältnis mit England zu lösen. Nach langen Verhandlungen brachten im Jahre 1900 der Staatssekretär Hay und der Gesandte Pauncefote einen neuen Vertrag zustande. England gab den Vereinigten Staaten darin nach, daß diese den Kanal allein ausführten. Die Wasserstraße sollte nach dem bewährten Vorbilde des Suezkanals neutralisiert werden. Keine Macht sollte zu Kriegszwecken dienende Befestigungen anlegen dürfen. Kriegsschiffe dürften zwar auch in Kriegszeiten

den Kanal passieren, aber einem Kriegs- oder Handelsschiff unter feindlicher Flagge dürften sie nur folgen, wenn sie ihm einen Vorsprung von vierundzwanzig Stunden gelassen hätten. — Da die englische Flotte mit ihrer riesigen Macht die beiden Meere diesseits und jenseits des Kanals beherrscht, so wäre doch schließlich sie allein in Kriegszeiten im Besitz der Verkehrsfreiheit auf dem Kanal gewesen. Die Nordamerikaner wollten aber den Kanal nicht neutralisieren, sondern in Kriegszeiten für sich haben. Deshalb fand der Hay-Pauncefote-Vertrag in den Vereinigten Staaten heftigen Widerspruch. Der Bundessenat amendierte ihn im Dezember 1900 in einer Weise, die seiner Ablehnung gleichkam. Die Neutralisierung wurde gestrichen, fremde Regierungen sollten nicht zur Mitunterzeichnung des Vertrages aufgefordert werden; vor allem wichtig war, daß die Vereinigten Staaten das Recht haben sollten, zum Schutz ihrer Interessen und zum Zweck ihrer Landessicherheit alle Maßregeln zu treffen, die sie für ratsam erachteten. Das war eine vollständige Auslieferung des Rechts zur Erbauung des Nicaraguakanals an Nordamerika. In England war die Stimmung anfänglich sehr erregt über diese Behandlung, schließlich fand man sich aber hinein und erfüllte die Bedingungen der Amerikaner. England war damals — es war im Januar 1901 — unter dem quälenden Drucke gänzlicher Isolierung und bot deshalb alles auf, die Freundschaft of our kinsmen on the other side of the ocean zu gewinnen; es verstand sich zu Bedingungen, auf die es sich sonst nicht eingelassen hätte; das gereicht auch den Völkern zum Schaden, in deren Interesse eine Neutralisierung des Kanals gelegen hätte. Das neue Einverständnis erstreckte sich zugleich auf jede Wasserstraße durch Zentralamerika.

So hatten die Vereinigten Staaten denn nun freie Bahn. Ein Kongreßausschuß wurde mit der Weiterberatung der Angelegenheit betraut und blieb bei der Begünstigung der Nicaraguaroute, nahm jedoch auch die Panamaroute wieder vor. Die neue Panamagesellschaft gab sich die größte Mühe, zu einem Verkaufvertrag zu gelangen, und hatte auch endlich Erfolg damit. Der Verkauf wurde unter Vorbehalt der Genehmigung durch Kongreß und Präsidenten abgeschlossen. Die Gesellschaft erhielt für die Gesamtheit ihrer Rechte und ihres Eigentums samt allen angefangnen Arbeiten 40 Millionen Dollar = 200 Millionen Franken. Das war der ganze Erlös aus dem Milliardenwerk! Und sie gratulierte sich noch, einen Käufer gefunden zu haben, denn sie selbst war zur Vollendung des Baus außer stande, und einen andern Käufer gab es nicht.

Als die Amerikaner nun den Kaufvertrag mit Panama in den Händen hatten, ließen sie den Nicaraguaplan fallen. Wie weit dieser von vornherein nur eine Vogelscheuche gewesen ist, wie weit die Betrachtungen über die Erdbebengefahr den Ausschlag gegeben haben, läßt sich nicht feststellen. Der Kongreßausschuß stellte anheim, welche Route man wählen wolle. Die Kostenanschläge waren für beide ungefähr gleich, nämlich 175 bis 180 Millionen Dollar. Der Kongreß entschied sich für Panama und beauftragte die Regierung mit dem Abschluß eines Vertrages mit der Republik Columbia. Die Grundlage dafür bot die am 20. Juni 1902 vom Bundessenat beschlossene sogenannte

Spooner-Bill. Demnach sollten die Vereinigten Staaten von der Republik Columbia die ausschließliche und dauernde Kontrolle über einen Landstreifen von mindestens 6 (engl.) Meilen Breite zwischen beiden Ozeanen erwerben, um darauf einen Kanal zu bauen und das Schutzrecht auszuüben. Columbia sollte 40 Millionen Dollar erhalten, die Panamagesellschaft ebenfalls. Mit Einschluß dieser Summen dürften 180 Millionen Dollar für den Kanal ausgegeben werden. Ferner sollte Kolumbien jährlich eine Rente von 250000 Dollar empfangen. Das Gesetz wurde mit 67 gegen 6 Stimmen angenommen.

Es dauerte noch ein halbes Jahr, bis der Staatssekretär Hay und der columbische Gesandte Herran den Staatsvertrag vereinbart hatten. Am 23. Januar 1903 wurde er unterzeichnet. Er enthielt die vorstehend aufgeführten Bedingungen und bestimmte ferner: Die Vereinigten Staaten sind berechtigt, Truppen zum Schutze des Gebietes zu entsenden, falls Columbia selbst zu einer solchen außer stande sein sollte. Dagegen weisen sie jede Absicht zurück, die dahin zielen könnte, der Oberhoheit Columbiens zu nahe zu treten oder ihr Gebiet auf Kosten Columbiens oder andrer Staaten von Süd- und Zentralamerika zu vergrößern. Im Gegenteil erklären sie, zur Stärkung der genannten Republik beitragen sowie sie in der Entwicklung und Aufrechterhaltung ihrer Wohlfahrt und Unabhängigkeit unterstützen zu wollen. Columbien verpflichtet sich, keiner Macht in der Nähe des Kanals Gebietsteile zu Kohlenhäfen abzutreten oder pachtweise zu überlassen und überhaupt in keiner Weise der Sicherheit in dem freien Gebrauch des Kanals Eintrag zu tun. Dafür werden die Vereinigten Staaten Columbien gegen etwaige Besetzung des Gebiets durch eine fremde Macht materielle Hilfe leisten. Panama und Colon werden Freihäfen. Die Gerichtsbarkeit über den Kanal und die benachbarten Gewässer geht auf die Vereinigten Staaten über, die auch sämtliche Abgaben einziehn und verwenden.

Am 17. März 1903 genehmigte der Bundessenat zu Washington den Vertrag. Alle Blätter waren voll von Glückwünschen für Staatssekretär Hay, dessen meisterhafte Politik einen großen Sieg errungen habe. Daran, daß Columbia den Vertrag ablehnen könnte, dachte man gar nicht. Und doch ist das eingetreten. Monatelang hat man in Bogotá verhandelt. Wiederholt wurde der Gesandte in Washington aufgefordert, für eine Erhöhung der einmaligen Entschädigung einzutreten. An allen andern Bestimmungen nahm man keinen Anstoß, aber man wollte mehr Geld. In Washington antwortete man: Not a damned cent more. Man verließ sich darauf, daß man der einzige Käufer sei. Aber auch Columbia hatte begriffen, daß es ein ausschließliches Recht habe. Denn seit dem Verzicht auf die Nicaraguaroute konnte nur noch eine solche durch den Isthmus in Frage kommen, und zwar nur Panama—Colon mit ihren vielen halbfertigen Arbeiten. In die einzelnen Gründe für den Widerstand kann man nicht genügend hineinsehen. Die gelbe Presse bezichtigte Deutschland der Intrigue, die das Werk verhindre. Das wurde zwar von den vernünftigen Blättern als eine Absurdität behandelt, tauchte trotzdem noch einmal wieder auf, als am 22. September der letzte Termin für die Ratifikation abgelaufen war. Man streute das alberne

Märchen aus, eine deutsche Privatgesellschaft wolle das Werk für eigne Rechnung ausführen. Man denke: das, was die französische Kanalgesellschaft in Verzweiflung von sich stößt, weil keine Aussicht auf Beschaffung der Gelder da ist, weil außer der großen nordamerikanischen Republik kein Käufer aufzutreiben war, das soll deutsches Privatkapital für 700 Millionen Mark in die Hand nehmen! Und darum Intriguen mit aller Aussicht auf politische Verwicklungen! Wenn sich Columbia gegen die mächtige Union eine Rechtsverletzung zuschulden kommen läßt, so wird diese die kleinen Gernegroße rasch wieder zur Ordnung bringen. Wie schwer das Deutschland gemacht würde, haben wir im Venezuelafalle gesehen. Die Unterstellung ist zu dumm, als daß man ernstlich darauf einzugehn brauchte.

Daß die amerikanischen Pazifikbahnen, die ja von dem Zustandekommen des Kanals Nachteile befürchten und ihn offen bekämpfen, auf den columbischen Senat eine Einwirkung ausgeübt haben, ist möglich aber nicht erwiesen. Am nächsten liegt es anzunehmen, daß die für die Verhältnisse zentralamerikanischer Politiker ungeheure Summe von vierzig Millionen Dollars den entscheidenden Persönlichkeiten den Kopf verdreht hat. In diesen Republiken haben die öffentlichen Gelder viele Kanäle, in die Taschen der Machthaber zu dringen. Die Jagd nach dem Präsidentenposten ist oft nichts als ein abenteuerliches, waghalsiges Unternehmen, mit einem Schlage reich zu werden und das Land aussaugen zu können, bis das rollende Glücksrad den Aufruhr eines andern macht- und goldhungrigen Abenteurers begünstigt. Der Unterliegende muß dann seine Beute im Ausland in Sicherheit gebracht haben. Man kann sich denken, welchen Eindruck unter solchen Umständen vierzig Millionen Dollars bar Geld gemacht haben. Danach hätte man vermuten sollen, daß die Machthaber Columbiens zugriffen und nicht durch die Hoffnung auf fünfzig die vierzig Millionen aufs Spiel setzten. Sie haben es aber nicht getan. Auch die Möglichkeit, daß sich die Provinz Istmo, durch deren Gebiet der Kanal geht, unabhängig mache, scheint den Senat nicht geschreckt zu haben, obgleich gerade dort Aufstandsversuche sehr wohlbekannt sind. Es ist nicht bekannt, wie sich Istmo zu der Sache gestellt hat. Angeblich ist der columbische Senat in der Ablehnung einstimmig gewesen. Dabei hätte sich doch Istmo sagen müssen, daß ihm das Zustandekommen des Kanals viel wichtiger sei als die Erhöhung der Entschädigung, von der es doch nur etwa den vierzehnten Teil bekommen hätte. Plant die Provinz den Abfall, um dann die Entschädigung allein zu erhalten? Aufrührerische Bewegungen wurden angekündigt, sind aber bis jetzt ausgeblieben.

Genug, der Vertrag ist abgelehnt, der Termin ist abgelaufen, und die columbische Regierung hat sich wegen neuer Verhandlungen nach Washington gewandt. Sie rechnet darauf, daß der Wunsch der Union, einen solchen Kanal zu besitzen, sehr groß ist und sich auf unabweisbare Bedürfnisse stützt. Der Krieg mit Spanien, einer untergeordneten Macht, hat die Nachteile der weiten Entfernung der pazifischen Gewässer von den atlantischen allgemein enthüllt. Eine tätigere Macht würde der aus dem Pacific kommenden Panzerdivision

auf der Höhe von Pernambuco aufgelauert haben. Der Kanal würde dagegen die Möglichkeit schaffen, daß sich die beiden nordamerikanischen Flottenabteilungen in Westindien vereinigten und den schwächern Feind schlügen. Der Besitz des Kanals würde den Vereinigten Staaten einen großen Vorteil bieten, ähnlich wie es der Nordostseekanal für Deutschland tut, nur viel größer, weil es sich in Deutschlands Fall nur um eine Wegabkürzung von einem bis zwei Tagen handelt, im amerikanischen dagegen um einen Monat. Die pazifischen Interessen der Vereinigten Staaten sind durch die Eroberung der Philippinen, durch die Aufrollung der chinesischen Frage sehr gestiegen. Vielleicht rechnen also die Columbier doch richtig, wenn sie glauben, daß die reichen Yankees das Projekt um zehn Millionen nicht scheitern lassen werden.

Das Weitere muß die Zukunft lehren. Wir haben nur noch wenig hinzuzufügen.

Wenn die neue Wasserstraße in Betrieb sein wird, ist es deutsches Interesse, daß unsre Handelsschiffe nicht ungünstiger behandelt werden als amerikanische und englische. Im Suezkanal ist das international verbürgt, im Panamafall hängt es von den Entschlüssen der Vereinigten Staaten ab. Geboten wird dieselbe Behandlung durch das Interesse der Kanalverwaltung, wie auch das der Westküste Amerikas, die mit Deutschland einen blühenden Handel unterhält. Der deutsche Handel dominiert durchaus an der Westküste von Mexiko bis Kap Horn, der der Nordamerikaner stellt dort wenig vor. Im Mai dieses Jahres wurde die Nachricht verbreitet, es stünden Vorzugstarife für amerikanische und sogar für englische Schiffe in Aussicht. Das wurde wohl widerrufen, aber so recht entscheidendes erfolgte nicht.

Wenn der Kanalbetrieb nicht gar zu ungünstig ausfallen soll, so muß der Verkehr lebhaft sein. Denn die Zinsenlast wird etwa dreißig Millionen Mark betragen, und die Unterhaltungskosten werden sehr bedeutend sein; der Kongreßbericht schätzt sie auf 8,4 Millionen Mark jährlich. Dagegen hat der Verkehr keine Aussicht, jemals die Zahlen des Suezkanals zu erreichen. Dieser vermittelt den Verkehr zwischen Europa (zurzeit auch noch Nordamerika) und den weiten vielgestaltigen, produktenreichen Ländern Süd- und Ostasiens und Australiens, während sich jenseits Panamas die große inselarme Wasserwüste des Stillen Ozeans ausdehnt, dessen östliche Küsten buchtenarm und wegen der Kordillerenkette schmal sind. Die Abgaben im Panamakanal dürfen nicht hoch sein, wenn nicht Dampfer von Valparaiso und sogar von Iquique und Guyaquil vorziehn sollen, nach Hamburg durch die Magelhaenstraße zu fahren. San Francisco, Portland, Seattle usw. haben nicht genügend Ausfuhrartikel, daß sie allein dem Kanal eine ausreichende Alimentierung zuführen könnten. Um nach Ostasien und Australien zu fahren, wird Europa den Panamakanal nicht benutzen, weil ihm der Suezkanal den nähern Weg bieten wird. Allerdings werden Newyorker Schiffe nach China, Japan und Australien den Panamakanal benutzen, weil für sie dieser der nähere Weg sein wird.

Es mögen hier einige Anhaltpunkte für Wegabkürzungen gegeben sein: alles in Seemeilen:

von	nach	über Kap Horn	Suezkanal	Panama	kürzer über Panama
Hamburg	San Francisco	15140	—	8488	6652
„	Hongkong	18480	10542	14933	—
„	Melbourne	13802	12367	13198	—
„	Yokohama	17979	12531	13024	—
Newyork	San Francisco	14840	—	5299	9541
„	Hongkong	18180	11655	9835	1820
„	Melbourne	13502	—	10427	2863
„	Yokohama	17679	13464	9835	3729

Newyork gewinnt durch den Panamakanal im Verkehr mit dem nördlichen Ostasien so bedeutend, daß es näher bei Yokohama und Hongkong liegen wird als jetzt London und vollends Hamburg, das jetzt zum Teil noch einen kleinen Vorsprung hat. Die Entfernungen betragen

	von Hamburg durch den Suezkanal	von Newyork durch den Panamakanal
nach Hongkong	10542	9835
„ Melbourne	12367	10427
„ Yokohama	12431	9835

Das wird man auch im Handel spüren. Doch wird sich der Handel auch durch die neue Verkehrsstraße wieder beleben, auch zum Vorteil Deutschlands.



Zur preußisch-polnischen Sprachenfrage

Von Ludwig Trampe

(Fortsetzung)



Am 12. Januar 1815 hat der britische Kongreßbevollmächtigte, Castlereagh, eine Zirkularnote in die Welt gesetzt, in der er die drei Ostmächte ersuchte, auch nach der in Aussicht stehenden Teilung „die Polen als Polen zu behandeln." Zu der Note muß zunächst bemerkt werden, daß sie sich über Angelegenheiten verbreitete, die laut den Verträgen von Kalisch, Reichenbach und Teplitz allein die Ostmächte angingen, und bei denen mitzureden England nicht befugt war. Rußland und Österreich haben sie deshalb auch ohne Erwiderung gelassen. Hardenberg hat das nicht vermocht, sondern sie mit seiner gewohnten Rhetorik in der Note vom 30. Januar 1815 beantwortet. Dieses Schriftstück ist es, worauf die Polen sich besonders stützen. Es soll, wie sie behaupten, eine internationale Verpflichtung Preußens „nach positivem Völkerrecht" enthalten. Komische Behauptung! Die Note, die sicher den wenigsten bekannt ist, sei einmal in ihrem wesentlichen Teile hergesetzt. Hardenberg hat wörtlich geschrieben, daß „Preußen bereit sei, dem Posener Lande eine den Gewohnheiten und dem Geiste der Einwohner entsprechende Verwaltung zu geben und zu zeigen, daß das nationale Dasein der Völker unter jeder Regierung unangetastet bleiben könne." Das sind, die Sache richtig benannt, so viele Phrasen wie Worte. Irgend eine handhafte Verpflichtung ist mit keiner Wendung

darin enthalten. Was wird nämlich gesagt? Dies: Preußen ist bereit und Preußen wird zeigen. Das ist für andre ein Messer ohne Klinge, dem das Heft fehlt. Das unbefugte Dreinreden des Lords hat nur einen schön tönenden, aber tatsächlich inhaltlosen Wortschwall als Widerhall gefunden. Es kann nur Spott und Hohn für die polnischen Politikaster hervorlocken, wenn sie sich darauf als auf den besten internationalen Rechtsgrund ihrer Ansprüche versteifen. Wohl bekomms ihnen! Wesentlich anders allerdings liegt es mit den fernern öffentlich-rechtlichen Unterlagen, auf die sich die Polen sonst stützen. Das sind die auf dem Wiener Kongreß geschlossenen Staatsverträge zwischen Preußen, Rußland und Österreich über die polnischen Teilungsgebiete und die staatsrechtlichen Akte der Krone Preußen nach Übernahme der laut ihnen Preußen zufallenden Landstriche. Die Ostmächte haben am 3. Mai 1815 auf dem Wiener Kongreß unter sich vereinbart, „daß den polnischen Unterthanen Einrichtungen zu Theil werden sollen, welche die Erhaltung ihrer Nationalität sichern." Dem folgen noch einige sehr dehnbare einschränkende Bestimmungen; sie sollen hier aber nicht einmal berücksichtigt werden. Dann hat König Friedrich Wilhelm der Dritte am 15. Mai 1815 einen Allerhöchsten Zuruf an die Einwohner des Großherzogtums Posen erlassen und darin wörtlich zugesagt: „Auch Ihr habt ein Vaterland und mit ihm einen Beweis Meiner Achtung für Eure Anhänglichkeit an dasselbe erhalten. Ihr werdet Meiner Monarchie einverleibt, ohne Eure Nationalität verläugnen zu dürfen ... Eure Sprache soll neben der deutschen in allen öffentlichen Verhandlungen gebraucht werden." Es ist töricht, an diesen Erklärungen aus überdeutscher Einseitigkeit herumzudeuteln. In der völkerrechtlichen Abmachung wie dem preußischen Kronerlaß steht klipp und klar die Zusicherung der Wahrung polnischer Nationalität und Sprache. Muß das anerkannt werden, so ist damit jedoch keineswegs gesagt, daß eins wie das andre heute noch zu Recht bestehen muß. In Wahrheit sind sowohl die Vereinbarungen der Ostmächte wie die verfassungsrechtliche Erklärung der preußischen Krone aufgehoben, und von Rechts wegen. Die staatlichen Übereinkommen sind rechtlich ein Vertrag allein zwischen Preußen, Rußland und Österreich. Nur die drei Staaten sind an ihm beteiligt, niemand sonst. Nur sie haben einer vom andern die Innehaltung seiner Bestimmungen zu fordern gehabt. Nur sie auch haben darauf verzichten können, und wieder allein nach ihrem Belieben untereinander, ohne daß irgend jemand sonst, etwa Polen, dabei mitzureden befugt gewesen wäre. Das liegt auf der flachen Hand. Jeden Zweifel daran auszuschließen, sei ein genau gleichliegendes Beispiel angeführt. In Artikel V des Prager Friedens von 1866 hat Österreich seine Rechte auf Schleswig-Holstein an Preußen überlassen „mit der Maßgabe, daß die Bevölkerungen der nördlichen Bezirke von Schleswig, wenn sie durch freie Abstimmung den Wunsch zu erkennen geben, mit Dänemark vereinigt zu werden, an Dänemark abgetreten werden sollen." Das ist ein Abkommen, das Österreich zugunsten der preußischen Dänen Rechte eingeräumt hat, und zwar Rechte, die bedeutend weiter gingen, als die zugunsten der Polen im Vertrage der Ostmächte von 1815. Artikel V des Prager Friedens ist, ohne daß die von ihm betroffnen Dänen auch nur ge-

fragt worden sind, durch den Vertrag vom 11. Oktober 1878 zwischen Preußen und Österreich aufgehoben worden. Damit ist er tatsächlich und rechtlich, was zu bezweifeln noch niemand sich gefunden hat, aus der Welt geschafft, und die in ihm bevorrechtigt gewesenen Dänen sind der ihnen gewährten politischen Sonderstellung „nach positivem Völkerrecht“ verlustig gegangen, einzig und allein durch die Willensmeinung der beiden vertragschließenden Mächte.

Nicht anders verhält es sich mit dem Staatsvertrage vom 3. Mai 1815 zwischen den Ostmächten über ihre Polen. Sie allein haben ihn aufrecht erhalten, aber auch aufheben können. Das hat, wie beim Artikel V des Prager Friedens, mit ausdrücklichen Worten erfolgen können; es hat aber auch, wie gewiß kein Jurist bestreiten wird, nach allgemein giltigem Rechtsgrundsatze durch stillschweigende Zustimmung unter den Vertragspartnern geschehen können. Eine Aufhebung des Wiener Vertrags unter letzter Form ist mindestens vor sich gegangen. Das Zarenreich hat nämlich nach den wiederholten Aufständen der Polen die ihnen laut „positivem Völkerrecht,“ dem genannten Vertrage, gewährten Institutionen zur Sicherung ihres Volkstums aufgehoben. Dagegen haben weder Preußen noch Österreich Einspruch erhoben. So viele der Handlungen gewesen sind, durch die Rußland gegen das Polenabkommen mit ihnen verstoßen hat, die beiden mitbeteiligten Mächte haben gegen keine einzige davon auf ihre Rechte aus ihm hingewiesen. Damit haben sie, juristisch gesprochen, stillschweigend auf ihre Rechte aus dem Vertrage über die Polen verzichtet. Ob ihnen das lieb oder leid gewesen ist, das ist hier nicht zu untersuchen. Hier handelt es sich nur um eine tatsächliche Feststellung, und das ist, jede andre Deutung ausgeschlossen, diese: unter Vorantritt Rußlands haben die Ostmächte die unter ihnen im Mai 1815 zu Wien getroffnen Bestimmungen über die Erhaltung von Einrichtungen, die den Polen die Bewahrung ihres Volkstums sicherten, ohne viel Palaver darüber unter einander als aufgehoben behandelt. Damit ist die Vereinbarung, da ihr Fortbestand allein von ihrem Belieben abhing, auch für die ganze Welt, nicht am wenigsten die Polen, weggefallen. Es ist sogar möglich, noch weiter zu gehn. Zar Nikolaus der Erste hat, nachdem durch Paskiewitsch im September 1831 Warschau mit Sturm genommen, nachdem durch das organische Statut vom 26. Februar 1832 den Polen ausdrücklich die ihnen laut Wiener Abkommen „nach positivem Völkerrecht“ gewährte nationalpolnische Organisation entrissen, und nachdem die Vernichtung der polnischen Selbstverwaltung durch autokratisches russisches Beamtenregiment während längerer Zeit feste Tatsache geworden war, 1835 eine Feier seines Sieges über die Polen im Lager von Kalisch veranstaltet. Dazu hat er Preußen und Österreich eingeladen. König Friedrich Wilhelm der Dritte und Erzherzog Johann, als Vertreter Österreichs, sind der Aufforderung gefolgt. Ihre offizielle Anwesenheit bei dem Feste kann nur und muß als Zustimmung ihrer Staaten zu der Besieglung des russischen Erfolgs, d. h. der Vernichtung der Wiener Bestimmungen über die Polen, aufgefaßt werden. Sie erscheint kaum noch als stillschweigende Zustimmung, sondern eigentlich schon als unzweideutige Billigung des russischen Vorgehens gegen die Vertragsbestimmungen, also als unverhohlene Genehmigung ihrer

Aufhebung. So hat auch die politische Welt jener Zeit das Kalischer Lustlager angesehen. Die Richtigkeit dieser Auffassung hat die spätere Aufdeckung eines mit dem Lustlager untrennbar und ursächlich zusammenhängenden weitern geschichtlichen Vorgangs bewiesen. Krakau war 1815 zu Wien durch dieselben drei Ostmächte und unter ihrem Schutz als Freistaat errichtet worden. Unmittelbar nun nach Kalisch und wahrscheinlich auf Grund mündlicher Verabredungen zwischen den Beteiligten haben Rußland und Österreich den Wiener Traktat vom 14. Oktober 1835 geschlossen, worin sie sich verpflichteten, mit der Republik Krakau, der übrigens die drei Teilungsmächte schon 1833 eine Verfassungsänderung aufgenötigt hatten, von Grund aus aufzuräumen. In der Teplitzer Zusammenkunft der Monarchen des Ostens vom November 1835 ist unter ihnen allen dreien ein Beschluß laut diesem Traktat vereinbart worden; nur sollte sich nach ihm Österreich die Artischocke mit allerlei Verwaltungskunststücken möglichst unauffällig Stück für Stück einverleiben. Aus politischen Gründen hat sich die völlige Erledigung der Angelegenheit bis 1846 verschoben. Nachdem die zuerst auch noch geheim gehaltene Berliner Konvention vom 15. April 1846 zwischen den Ostmächten die endgiltige Vollziehung des Teplitzer Beschlusses vereinbart hatte, ist am 6. November 1846 die Einverleibung Krakaus in Österreich erfolgt. Das Verfahren mit Krakau ist genau das gleichzeitige und sinngemäße Gegenstück zu Rußlands Vorgehen gegen Polen. Eingehende Verhandlungen sind darüber unter den Ostmächten gepflogen worden. Das läßt den Schluß gerechtfertigt, ja unbedingt zutreffend erscheinen, daß auch über Rußlands Vorgehen gegen Polen entsprechende Vereinbarungen unter den Ostmächten erfolgt sind, wahrscheinlich sogar, wie die Abfassung des Wiener Traktats und der Berliner Konvention vermuten läßt, solche schriftlicher Art. Der grundsätzliche Kern dieser Abmachungen kann nach den letzten Ausführungen nur gewesen sein und ist sicher gewesen: Aufhebung der Wiener Bestimmungen vom Mai 1815 unter den drei beteiligten Mächten. Alle Einzelzüge erwogen, Rußlands Vorgehen in Polen, Zusammenkünfte in Kalisch und Teplitz, Österreichs Verfahren mit Krakau, Wiener Traktat und Berliner Konvention, so erscheint es eigentlich völlig zweifellos, daß tatsächlich die drei Ostmächte die zwischen ihnen 1815 zu Wien geschlossene Übereinkunft, „den polnischen Unterthanen Einrichtungen zu erhalten, welche die Bewahrung ihrer Nationalität sicherten,“ durch ausdrückliche andre Verabredung unter einander aufgehoben haben. Danach wäre „nach positivem Völkerrecht“ für die Polen dasselbe erfolgt, was den Dänen mit dem Wiener Vertrage vom 11. Oktober 1878 geschehen ist. Sollten nicht in den Archiven der Wilhelmstraße noch andre Dokumente als die Berliner Konvention von 1846 über diese Frage vorhanden sein, möglicherweise gar ein Schriftwechsel mit Rußland wegen des Erscheinens des preußischen Königs im Kalischer Lager? Dann wäre zu erwägen, ob Preußen bei der heutigen Lage in der Ostmark nicht klug täte, geeignete Stellen aus ihnen zu veröffentlichen. Den treuherzigen Deutschen wäre das ein Labsal, den hitzigen Polen aber ein kalter Strahl. Wird das bei diesen freilich nichts mehr nützen, so wird es jenen ihrer Natur nach doch eine willkommene Gemütsstärkung sein, und das ist heute auch schon

etwas wert. Bismarck schätzte Imponderabilien; er kannte seine deutschen Pappenheimer.

Polen und Propolen werden natürlich entrüstet einwenden, daß die Wiener Abmachungen vom Mai 1815 nicht Angelegenheiten der Ostmächte allein, sondern auch der andern am Wiener Kongresse beteiligten Staaten gewesen seien, da sie in der von ihnen allen am 9. Juni 1815 unterzeichneten „Schlußakte des Wiener Kongresses“ mit enthalten gewesen seien. Ammenmärchen! Die in der Schlußakte zusammen niedergeschriebnen Ergebnisse der politischen Vorgänge auf dem Kongresse sind nicht durch gemeinsame Verhandlungen aller auf ihm vertretnen Mächte über die in der Akte berührten Angelegenheiten gezeitigt worden; grundsätzlich sind alle auf ihm erörterten Fragen durch Vereinbarungen allein unter den bei diesen beteiligten Mächten erledigt worden. So können nur die Sonderabschlüsse, neben denen die Schlußakte höchstens die Rolle einer besonders feierlichen Formulierung einzunehmen vermag, als die sachliche und darum maßgebende Rechtsgrundlage der Einzelfeststellungen auf dem Kongreß erachtet werden. Übrigens hat sich schon der Bundestag mit seinem Beschlusse vom 18. September 1834 auf denselben theoretischen Standpunkt gestellt. Und dann: die einst von manchen Schwärmern als Schibboleth angeschaute Akte ist längst zunichte geworden. Schon 1830 hat sie die belgische Revolution zerrissen. Wer heute noch den Bestand der Wiener Schlußakte behauptet, der muß auch den Bestand des Deutschen Reichs leugnen; denn sie hat den Deutschen Bund aller Welt kundgetan. Er gehört natürlich nach Schilda.

Dem Wiener Schlusse vom 3. Mai 1815 ist der Allerhöchste Zuruf an die Posener gefolgt: er ist vom 15. Mai 1815. Der ursächliche Zusammenhang liegt klar am Tage. Die von Preußen in jenem übernommenen Verpflichtungen „nach positivem Völkerrecht“ auszuführen, ist dieser ergangen. Das ergibt der Wortlaut von Vertrag und Zuruf; ein andrer staatsrechtlicher Grund für diesen hat auch nicht vorgelegen. Bei der Aufhebung der Wiener Abmachung könnte also mit Fug und Recht gesagt werden, daß überhaupt nicht mehr zu fragen ist, ob für Preußen aus den Erklärungen des Allerhöchsten Zurufs noch irgend welche Bindung hergeleitet werden kann; denn nach allgemeiner Rechtsregel fällt mit der begründenden Ursache auch die auf sie begründete Verpflichtung weg. Möge sich kein Preuße, kein Deutscher, und dächte er noch so bitter über den Polenspuk, dieser rechtlich zweifellos durchschlagenden Ausführung bedienen; es wäre unsrer nicht würdig. In dem Allerhöchsten Zuruf, mag er von welcher völkerrechtlichen Übereinkunft immer veranlaßt worden sein, liegt zugleich eine souveräne innerpolitische Handlung der preußischen Krone. Eine solche soll Preußen, Deutschen höher stehn als jede beliebige internationale Vereinbarung. Von ihnen soll über die Frage, ob der Allerhöchste Zuruf für den preußischen Staat noch maßgebend ist, nur nach innerpolitischen Vorgängen entschieden werden.

Die erste verfassungsmäßige Einschränkung haben die national-polnischen Bevorrechtungen der Posener durch die oben angeführten beiden öffentlich-rechtlichen Erlasse, das Regulativ über die Geschäftssprache der Administrationsbehörden in Posen vom 14. April 1832 und die Verordnung vom 16. Juni 1834, erfahren.

Heute sieht die große Masse nur das als Verfassungsrecht an, was in der Verfassung, soll heißen dem Verfassungsgesetz, enthalten ist. — Das ist natürlich nicht richtig. Bestimmungen von verfassungsrechtlicher Bedeutung, d. h. solche, in denen staatliche Regeln für das öffentliche Leben des Volks aufgestellt werden, können sehr wohl noch durch andre als das insbesondre so genannte Verfassungsgesetz getroffen werden, sind auch durch andre getroffen worden. Ist das heute so, kann und muß heute neben der Konstitution in andern Gesetzen Verfassungsrecht gesehen und davon als solchem gesprochen werden, so ist das noch viel mehr der Fall für die Zeit vor der Konstitution. Die damals von der zuständigen Staatsgewalt in der rechten Fassung erlassenen Regeln für das öffentliche Leben sind nichts andres als verfassungsrechtliche Bestimmungen gewesen; sie können und müssen als solche angesehen und gewertet werden. Die allein zuständige Gewalt war damals in Preußen das selbstherrliche Königtum, die rechte Weise ihrer verfassungsrechtlichen Willenserklärung aber, da der Wille der Krone eben selbstherrlich, frei, durch nichts, also auch nicht durch die Vorschrift einer Form für Allerhöchste Erklärungen gebunden war, jeder auch noch so formlose Erlaß des Königs über öffentlich-rechtliche Angelegenheiten, sofern sich nur ergab, daß er wirklich ein solcher war. Welche Bezeichnung die königliche Kundgebung trug, ob sie Gesetz, Order, Kabinettsorder, Verordnung, Publikandum, Reskript oder sonstwie hieß, das war gleichgiltig. Der Allerhöchste Zuruf vom 15. Mai 1815 wie in nicht minderm Maße die Verordnungen vom 14. April 1832 und 16. Juni 1834 sind formgerechte Kundmachungen der zuständigen Staatsgewalt über öffentlich-rechtliche Angelegenheiten. Also sind sie als Verfassungssatzungen aufzufassen und zu behandeln.

Bei den Erörterungen zur deutsch-polnischen Sprachenfrage werden immer nur der Allerhöchste Zuruf und die preußische Verfassung als die einzigen urkundlichen Satzungen zur Frage in Betracht gezogen. Das ist verfehlt. Zwischen beiden steht als dritte satzungsgemäße Regelung die in den beiden Verordnungen von 1832 und 1834 enthaltene. In ihr hat schon das Preußen der Zollvereinsanfänge, in Übereinstimmung mit der geschichtlichen Entwicklung der Zeit, die früher dem Polentum in der Sprachenfrage eingeräumten Sonderrechte stark beschnitten. Bevor noch mit den Kämpfen um die Verfassung die Sprachenfrage vor aller Welt verhandelt wurde, hat die preußische Staatsregierung schon ohne viel Aufhebens in ihr gegen die einstige Gleichberechtigung der polnischen Zunge Stellung genommen. Der ideale Gedanke, der sie dabei beherrscht hat, der freilich in den Verordnungen noch nicht offen ausgesprochen wird, der sich aber doch zwischen den Zeilen zeigt, der auch in dem Posener Landtagsabschiede vom 14. Februar 1832 mit seiner Erklärung der deutschen Sprache als der Landessprache einmal richtigen und freien Ausdruck gefunden hat, und der sich außerdem unter dem scharfen Schlaglichte der ihn umschließenden und organisch beeinflussenden Ereignisse als grundsätzlich erfaßt herausstellt, ist die ethische Überzeugung: die Sprache des preußischen Staats muß die deutsche sein.

Die damit bekundete kulturgeschichtliche Entwicklung hat in der preußischen Verfassung ihre Fortsetzung erfahren. Die Verfassung enthält, wie wohl all-

gemein bekannt ist, so wenig in der Form der sogenannten oktroyierten vom 5. Dezember 1848 wie in der später mit dem Landtage vereinbarten vom 31. Januar 1850 auch nur ein Wort über die Sprachenfrage. Was will das heißen? Hubrich und Genossen, unterstützt natürlich von Niegolewski, Likowski und andern Kis, leiten daraus für Preußen derzeit unbeschränkte Freiheit zum Gebrauche jeder, vor allem der polnischen Sprache ab; Zorn folgert daraus gemäß allgemeinen politischen Grundlehren die alleinige Zulässigkeit der deutschen Sprache für den öffentlichen Gebrauch. Weder die offenbar durch den Österreicher von Herrnritt und seine für reichsdeutsche Verhältnisse einfach unbrauchbaren Ausführungen beeinflußten Einseitigkeiten der ersten Richtung, aus deren einer Hauf übrigens bei der Anführung einer Manteuffelschen Erklärung (Paalzow, Zur Polenfrage, S. 27) ein Wort von entscheidender Bedeutung kurzweg ausläßt und auch sonst vielfach unrichtig zitiert, noch die leider mehr kavaliermäßigen als juristischen Schwadronshiebe der zweiten Auffassungsweise treffen den Kern der Sache. Dazu sind auch weder einzelne, nach vorgefaßter Meinung gewählte Ausschnitte aus den Verhandlungen über die Verfassung noch persönliche, aus den politischen Lehren heutiger Zeit geschöpfte Überzeugungen geeignet. Die richtige Feststellung dessen, was das Schweigen der Verfassung zu bedeuten hat, läßt sich nur aus der Summe aller zur Zeit der Verfassungskämpfe mit der Sprachenfrage in Zusammenhang stehenden außer- und innerparlamentarischen Vorgänge und ihrem Schlußergebnisse gewinnen.

Vor dem Zustandekommen der Verfassung hat Preußen mit den Polen ähnliche, nur noch viel härtere Erfahrungen gemacht als vor dem Erlasse der beiden Verordnungen von 1832/34. Im Jahre der Wahl Przyluskis zum Posener Erzbischof, 1845, war vom polnischen Zentralkomitee zu Paris Mieroslawski zur Anstiftung eines Aufstands nach Posen gesandt worden. Er hatte so erfolgreich gewühlt, daß er 1846 verhaftet werden mußte. Wenig Tage später mußte dasselbe Los über mehrere andre Rädelsführer verhängt werden, darunter sogar über einige Offiziere der Posener Garnison. Am 22. Februar 1846 wurde von aufgewiegelten polnischen Bauern ein Putsch gegen Preußisch-Stargard versucht; er mißlang. Am 3. März unternahmen Niegolewski, Trampczynski, Chamski und Paternowski eine Überrumpelung Posens; es kam dabei zu Gewehrfeuer und Verwundungen. Ein umfangreicher Hochverratsprozeß gegen Mieroslawski und Genossen mußte geführt werden; er endete mit der Verurteilung und Einsperrung der Angeklagten. Kaum waren die Häftlinge durch die allgemeine Amnestie vom 20. März 1848 frei geworden, so eilten sie nach Posen, um ihr Beginnen von 1846 fortzusetzen. Am 21. März 1848 begab sich eine vom Erzbischof Przyluski geführte Polenabordnung nach Berlin und verlangte vom König eine national-polnische Reorganisation Posens mit Umbildung der Provinztruppen zu einem einheimischen Heerkörper und Besetzung aller Ämter durch Eingeborne. Der Augenblick war niederträchtig gut für polnische, jämmerlich schlecht aber für preußische Interessen ausgesucht. Damals, vier Tage nach dem Erfolge des Aufstands in Berlin, war der König nach den übereinstimmenden Angaben

aller, die ihn gesehen oder gesprochen haben, unter den wild auf ihn einstürmenden Eindrücken seelisch beinahe gebrochen; jedenfalls war er „Volkswünschen" gegenüber nach dem Abzuge der Truppen tatsächlich unfrei. So gelang es den Polen, vom König am 24. März 1848 eine Kabinettsorder zu erlangen, die baldige Anbahnung einer nationalen Reorganisation des Großherzogtums Posen und Bildung einer Kommission aus beiden Nationalitäten zur Beratung der Reorganisation verhieß, wobei sie jedoch am Schlusse betonte, daß die Kommission nur bei Aufrechterhaltung der Ordnung und Behördenautorität wirken könne. Das schöne Stück Papier mit dem königlichen Namenszuge hätte einem tüchtigen Oberpräsidenten höchstens Gelegenheit gegeben, die Vorzeiger vor allem auf den Schlußsatz hinzuweisen und danach ihnen die Mitverantwortung für seine Wahrung aufzuhalsen. Es kam anders. Den Polen gelang es, unter dem Toben der massenhaft nach Posen geströmten Landleute die königliche Order, ihrem bestimmten Wort- und Sinnlaut zuwider, so zu nützen, daß in der Beratungskommission, abgesehen von Willisen, nur Polen vertreten waren. Zugleich bildeten sie, in ihrer alten kopflosen, den Verhältnissen nicht Rechnung tragenden Politikasterei, unter Führung Mieroslawskis Nationalwehren, in die einzutreten alle Männer gezwungen wurden. Daneben strebten sie, unglaublich zu sagen, die Errichtung einer regulären Armee an; das taten sie so, daß Adliche mit selbstbestellter Machtbefugnis schlankweg die königlichen Untertanen der Provinz zwischen 15 und 20 Jahren aushoben. Das alles vollführten sie, während und obgleich noch die preußischen Zivil- und Militärbehörden gewohnterweise ihren Dienst übten. Ein zu schöner Beweis für die Fähigkeit dieser Leute zu politischem Denken und Handeln! Sie haben auch den Knoten an ihren Faden geschlungen. In kurzer Zeit sind sie unter Greueln gegen Deutsche und Juden zum offnen Aufruhr geschritten. In den teilweise erbitterten Gefechten von Grätz, Xions, Miloslaw, Wreschen, Buk, Bardo und Exin, Ende April bis Anfang Mai, haben die preußischen Truppen den Aufstand mit Feuer und Schwert niederschlagen müssen.

Noch bevor diese gewaltsame Zurechtweisung der polnischen Strudelköpfe erfolgte, hatte die Tollheit ihres Vorgehens schon den unausbleiblichen ideellen Rückschlag herbeigeführt. Am 9. April 1848 hat eine große deutsche Volksversammlung in Bromberg entrüsteten Widerspruch gegen die polnische Wirtschaft nach der Kabinettsorder vom 24. März erhoben. Hunderte von Bittschriften deutscher Posener an den König und Zuschriften an die Abgeordneten aus der Provinz drängten auf Wahrung ihrer Interessen in bewußtem Widerspiele gegen die polnischen. Das gab den Anlaß, die Tragweite der Kabinettsorder, wenn sie auch aus leicht begreiflichen Gründen nicht wenig Tage nach ihrem Erlasse aufgehoben werden konnte, am allerwenigsten im Revolutionsjahre, zunächst in durchaus berechtigter Weise einzuschränken. Am 14. April 1848 erging eine neue Kabinettsorder, und sie bestimmte, daß die nationale Reorganisation der Provinz nicht auf die Landesteile mit vorherrschend deutscher Nationalität ausgedehnt, vielmehr der von diesen Gebieten verlangte Anschluß an den Deutschen Bund in die Wege geleitet werden sollte. Die weiter am 26. April zur Ausführung dieser Anordnung folgende Kabinettsorder erklärte

für nicht der Reorganisation zufallende Teile der Provinz den Netzedistrikt, ausgenommen einen Teil des Kreises Inowrazlaw, die Kreise Birnbaum, Meseritz, Bomst, Fraustadt, Samter, Buk, den Westen der Kreise Obornik und Posen mit Stadt und Festung Posen, den Süden der Kreise Kröben und Krotoschin und die Stadt Kempen. In der Order wurden außerdem Grundzüge, nur solche, nicht aber bestimmte Vorschriften, für die Reorganisation der übrigen Provinzteile vorgezeichnet. Diese Behandlung der Frage, die als nichtdeutsch nur einen schmalen Gebietsstreifen mit etwas über 300000 polnischen Einwohnern gelten ließ, die von den Polen übrigens sehr bezeichnenderweise als vierte Teilung Polens bejammert wurde, hat die Krone auch in ihrem ersten, noch unter den Frühjahrsereignissen entstandnen Verfassungsentwurfe vom 20. Mai 1848 festgehalten. Dort sagt Artikel 1: „Alle Landestheile der preußischen Monarchie in ihrem gegenwärtigen Umfange, mit Ausschluß der einer besonderen nationalen Reorganisation und Verfassung vorbehaltenen Theile des Großherzogthums Posen, bilden das zum deutschen Bund gehörige preußische Staatsgebiet." Nur ein halbes Jahr später, und auch das eingeschränkte Entgegenkommen der Krone gegen die polnischen Wünsche ist dahin. Die Verfassungskommission der preußischen Nationalversammlung von 1848 hatte bei ihrer Beratung des Regierungsentwurfs den polnischen Vorbehalt entfernt und den Artikel 1 so gefaßt, daß er lautete: „Alle Landestheile der Monarchie in ihrem gegenwärtigen Umfange bilden das preußische Staatsgebiet." Die Nationalversammlung selber hatte mit Mehrheitsbeschluß den Zusatz beigefügt: „Den Bewohnern des Großherzogthums Posen werden die ihnen bei der Verbindung des Großherzogthums mit dem preußischen Staate eingeräumten besonderen Rechte gewährleistet. Ein gleichzeitig mit dieser Verfassungsurkunde zu erlassendes organisches Gesetz wird diese Rechte festsetzen." Die vom König am 5. Dezember 1848 oktroyierte Verfassung hat diesen Zusatz nicht aufgenommen, sondern Artikel 1 nur so gefaßt, wie ihn die Verfassungskommission vorgeschlagen hatte. Das ist, wenn auch aus wieder leicht begreiflichem Grunde die offne Erklärung vermieden worden ist, der vollkommene Widerruf der Kabinettsorder vom 24. März 1848 gewesen. Das hat es auch sein sollen; denn die genauen und nach ihrer Entstehungsgeschichte sprechend charakteristischen Fassungen der Artikel vom 20. Mai und vom 5. Dezember ergeben, daß sich alle bei ihnen beteiligten Verfasser darüber im klaren gewesen sind, was nach Lage der Dinge die eine, und was die andre zu bedeuten hatte, und daraus folgt, daß die oktroyierte Verfassung streng beabsichtigt hat, durch den scharf abgemessenen Wortlaut der zweiten grundsätzlich den ausgeschiednen Mehrinhalt der ersten aufzuheben. Später hat die Regierung das auch offen anerkannt. Es ist in der Denkschrift vom 14. Dezember 1849 geschehen. Dort heißt es: „Ein Recht auf ... die nationale Reorganisation ... kann den Polen nicht zugestanden werden, denn die Bedingungen, welche die Allerhöchsten Kabinettsorders vom 24. März, 14. und 26. April v. J. an die nationale Reorganisation der Provinz resp. eines Theils derselben knüpften, sind ... nicht erfüllt worden, ja es bedarf nicht einmal der ausdrücklichen Aufhebung der gedachten Orders, denn die Krone hat faktisch, durch Emanation der Verfassung vom 5. De-

zember v. J., welche sich auf die Gesamtmonarchie bezieht, das dort Verheißene in der Hauptsache zurückgenommen."

Schon eine oberflächliche Betrachtung der Geschehnisse nach dem 24. März und ihres Ausgangs vom 5. Dezember muß darin für die Polenfrage verfassungsrechtlich zum wenigsten die Wiederherstellung des durch die Verordnungen von 1832/34 geschaffnen Standes sehen. Schärfer geprüft, liegt mehr darin. Die Verordnungen hatten noch keineswegs eine polenfeindliche Gesinnung offen bekannt. Stak eine solche bei ihrem Eintreten für Pflege des Deutschtums auch grundsätzlich in ihnen, so war sie doch zufolge und gemäß der dienstlich trocknen Art der Neuregelung ganz im stillen geblieben. Bei den schließlich in der oktroyierten Verfassung auslaufenden Ereignissen lag es anders. Hatten die Polen unter Ausbeutung des Psychologischen die stolze Krone Preußen vor aller Welt zu einer Erklärung im Sinne ihrer Forderungen zu veranlassen gewußt, so war ihnen nun von der preußischen Staatsregierung gleichfalls vor aller Welt eine durch das nichtachtende Hinweggehen über ihre leidenschaftlichen Wünsche unsagbar bittere Abweisung zuteil geworden. Der Artikel 1 der oktroyierten Verfassung war nach dem Vorhergegangnen nichts mehr und nichts weniger als das schroffe, entschieden gewollte und grundsätzlich kundgegebne Auftreten Preußens gegen die Polen; die Polen machte ja auch Friedrich Wilhelm der Vierte für alle revolutionären Umtriebe und Ausbrüche in ganz Deutschland wie ganz Europa verantwortlich.

Ehe die vom Eingange der oktroyierten Verfassungsurkunde angekündigte Revision im ordentlichen Wege der Gesetzgebung erfolgen, ehe also die Regierung zur rücksichtslosen Vertretung ihrer Fassung des Artikels 1 gelangen konnte, trat ein die Lage ganz bedeutend veränderndes Zwischenspiel ein. Die deutsche Nationalversammlung zu Frankfurt beschloß am 28. März 1849 mit Paragraph 188 der von ihr entworfnen Reichsverfassung: „Den nicht deutsch redenden Volksstämmen des Reichs ist ihre volksthümliche Entwicklung gewährleistet, namentlich die Gleichberechtigung ihrer Sprachen, soweit deren Gebiete reichen, in dem Kirchenwesen, dem Unterrichte, der innern Verwaltung und der Rechtspflege." Daß die Frankfurter einen solchen Paragraphen schufen, kann nicht wunder nehmen. Sie waren aus dem ganzen deutschen Bundesgebiete zusammengeströmt, zählten sehr viele Österreicher in ihren Reihen und bei deren Völkermosaik natürlich auch eine ganz erkleckliche Anzahl nichtdeutscher Genossen. Sollte aus der Mitte einer solchen Versammlung überhaupt eine Verfassung zustande kommen, so mußte sie vor allem eine Bestimmung gemäß Paragraph 188 festsetzen. Das geschah auch schleunig. Nun sah das Volk in den Frankfurter Vorgängen die ersten Schritte zur Erfüllung seines übermächtig gewordnen Sehnens nach der deutschen Einheit, nach dem Reiche. Mit der Frankfurter Reichsverfassung, mochte sie in Einzelheiten noch so verdreht sein, war somit ein Etwas entstanden, das auf Alldeutschland einen unwiderstehlichen Zwang ausübte. Das hatte zur Folge, daß Preußen, als es nach dem Ausscheiden Österreichs aus den Reichsplänen die sogenannte Unionspolitik einschlug und im Bunde mit Sachsen und Hannover am 26. Mai 1849 einen neuen, ihr entsprechenden Reichsver-

fassungsentwurf vorlegte, ihm im großen und ganzen denselben Inhalt und dieselbe Form geben mußte, die der Frankfurter aufwies. Dieser preußische Entwurf hat darum auch einen Paragraphen 186 enthalten, der wortgetreu dem Frankfurter 188 entsprach. Preußen hat eben, wollte es damals deutsche Politik treiben, zunächst die Frankfurter Erbschaft im Ramsch antreten müssen, wenn ihm auch einzelne Inventarstücke schlimm genug zur Last liegen mochten. Jedenfalls hat der Paragraph 186 (188) der deutschen Verfassung für die Regierung bei der Durchführung ihrer mit Artikel 1 der oktroyierten Verfassung festgelegten Polenpolitik arge Schwierigkeiten gezeitigt. Gleich mit dem Beginn und während des ganzen Verlaufs der Revisionsverhandlungen über die preußische Verfassung hat sich das scharf geltend gemacht.

In dem parlamentarischen Kampfe um die preußische Verfassung ist die Polenfrage am 8. September 1849 in der Ersten Kammer in deren fünfunddreißigster Sitzung zum erstenmal zur Erörterung gekommen. Da erstattete der Zentralausschuß für die Verfassungsberatung seinen Bericht. Er beantragte, den Artikel 1 in der kurzen Fassung der Regierung anzunehmen. Dem widersprachen mehrere Polen. Einer von ihnen, von Pilaski, stellte den Antrag, dem Artikel 1 den Zusatz beizufügen: „Für das Großherzogthum Posen wird gleichzeitig mit dieser Verfassungsurkunde ein organisches Statut erlassen, welches die durch die wiener Traktate und Königlichen Verheißungen vom Jahre 1815 gewährleisteten Rechte in Ausführung bringt." Was die Polen mit breiter Wichtigtuerei, was auch dieser Antrag in kecker Zusammenfassung vorbrachten, das war der schon vielmals von ihnen abgeleierte, der Regierung längst bekannte, von ihr aber durch ihre Fassung des Artikels 1 vom 5. Dezember 1848 scharf verworfne altpolnische Gallimathias. Der Minister Manteuffel ist ihm doch nicht entschieden entgegengetreten; er war dazu eben bei dem Vorliegen des Paragraphen 186, den die Polen natürlich in ihren Reden auch weidlich ausgenutzt hatten, nicht in der Lage. Er wies wohl die Begründungen der polnischen Forderungen ab, sie selber verwarf er aber doch nicht schlechtweg, sondern gab als Kern seiner Ausführungen die Erklärung ab, über die künftige Behandlung der polnischen Angelegenheiten würden besondre Vorlagen gemacht werden. Manteuffel hat mit seinem offenbar genau überlegten Auftreten die Schwierigkeiten, die der Regierung aus dem innern Zwiespalt zwischen Artikel 1 und Paragraph 186 erwuchsen, geschickt umgangen. Er hat damit auch sein Ziel erreicht; denn er hat jenen durchgesetzt, ohne diesen offen verleugnen zu müssen. Das Verfahren des Ministers aber zeigt, daß die Krone in der Polenfrage ihrer wahren Meinung nach innerpolitisch derselben Grundanschauung wie am 5. Dezember 1848 war, wenn sie auch aus Erwägungen deutscher Politik eine rückhaltlose Auslassung darüber zu vermeiden suchte. Das Lehrreichste an der ganzen Verhandlung ist übrigens ihr Nachspiel. Pilaski, der offenbar nicht mit den richtigen Hörorganen versehen war, hatte auf die ministerielle Erklärung seinen Antrag zurückgezogen. Darauf war die Diskussion geschlossen worden. Das Schlußwort hatte der Berichterstatter. Er berührte auch die Rede Manteuffels und deutete an, in ihr läge wohl die Einwilligung der Regierung zur Aussetzung der Beschlußfassung über Artikel 1.

Der Minister widersprach dem sofort und bestimmt; er erklärte, nur einer Aussetzung der Beschlußfassung über den beantragten Zusatz zu Artikel 1 hätte er das Wort geredet. Das war deutlich und nicht mehr in diplomatische Phraseologie eingehüllt. Da verstand auch Pilaski, was die Regierung wirklich sann. Eilig wollte er seinen Antrag wieder aufnehmen. Der Präsident lehnte das als unzulässig ab, weil die Diskussion geschlossen wäre. Gewiß, der Präsident hatte Recht. Jedoch, nur kurze Zeit vorher hatte derselbe Präsident in derselben Sitzung andern Abgeordneten zuliebe die Diskussion, die auch schon geschlossen gewesen war, von neuem eröffnet und nachträglich noch mehrfach und lange zur Sache sprechen lassen. Hat er im Falle Pilaski anders gehandelt, so hat er, wie sein vorhergehendes Verfahren beweist, das nicht aus geschäftsordnungsmäßiger Überzeugung getan, sondern aus anderm Grunde, und dieser Grund kann nur sachlicher Widerwille gegen den Antrag Pilaski gewesen sein. Den Präsidenten hat die Kammer gewähren lassen; sie hat also sein die Polen schädigendes und nicht unparteiisches Vorgehen gebilligt, und dafür kann auch nur derselbe Grund wie beim Präsidenten bestimmend gewesen sein. Tatsächlich hat sie unmittelbar nach dem Intermezzo zwischen dem Präsidenten und Pilaski den Artikel 1 kurzweg in der Regierungsfassung angenommen. Aus der ganzen Verhandlung ergibt sich, von anderm abgesehen, mit unanfechtbarer Gewißheit zunächst das Eine, daß sowohl die Regierung wie die überwältigende deutsche Mehrheit der Ersten Kammer die Polensache, der sie dem Anschein nach höchstens eine untergeordnete Berücksichtigung und Regelung im Rahmen eines Provinzialstatuts angedeihen lassen wollten, in keiner Weise einer maßgebenden Beratung und Beschlußfassung vom Range der politischen Bedeutung der allgemeinen verfassungsrechtlichen Erörterungen über die großen Fragen der öffentlichen Angelegenheiten Gesamtpreußens für würdig oder auch nur geeignet erachteten.

(Schluß folgt)



Straßburger Bilder

1



Ob Straßburg jemals in den Ruf der „wunderschönen Stadt“ gelangt sein würde, wenn es sein Münster nicht hätte, kann man wohl bezweifeln, denn die engen und winkligen Straßen der alten Stadt bestehn meist aus ziemlich unregelmäßigen Reihen engbrüstiger Häuser, die nur durch einige interessante öffentliche Bauten und hier und da durch die Umfassungsmauern eines größern Patrizierhauses oder eines Klosters unterbrochen werden. Aber in den neuen Stadtteilen, die seit der 1880 begonnenen Erweiterung der Umwallung erbaut sind, sind nicht nur herrliche breite Straßen und große baum- und blumengeschmückte Plätze, stattliche stilvolle Monumentalbauten, vornehm stille schöne Villenreihen entstanden, sondern, was mehr sagen will, auch geschickte Gruppierungen und sehr geschmackvolle Gesamtanlagen, sodaß man wirklich von einem schönen Städtebild reden kann. Wenn ich z. B. an einem Sommerabend die Freitreppe der Universität hinabgehe, vor mir den großen baum-

geschmückten Platz mit den rauschenden Springbrunnen, dahinter die Ill, über die die schöne breite Universitätsbrücke zur eleganten Kaiser-Wilhelmstraße führt, während eine Brückenabzweigung den Zugang zur evangelischen Garnisonkirche bildet, die mit dem wunderbaren Ebenmaß und der vornehmen Schlichtheit ihrer frühgotischen Formen das Entzücken auch der münstergläubigsten Altstraßburger wachruft, rechts und links als Abschluß des Bildes stattliche Gebäude, die über die grünen Baumkronen emporragen, und geradeaus am Ende der Kaiser-Wilhelmstraße und jenseits des schmucken Kaiserplatzes die einfachen und doch mächtigen Formen des Kaiserpalastes, dessen Konturen sich gegen den flammendroten Abendhimmel abheben, während die letzten Strahlen der scheidenden Sonne die hohen Fenster der Kuppel durchglühen, von deren Spitze zwei bronzene Reichsherolde hinüberschauen nach Altdeutschland — so frage ich mich, obwohl ich ein Vielgewanderter bin, vergeblich, ob ich ein ähnlich harmonisches modernes Städtebild schon anderwärts gesehen habe. Und das ist bei weitem nicht der einzige schöne Blick, den das „neue Straßburg" gewährt, wo weder an Raum noch an Geld gespart worden ist, die heißumstrittene Schöne noch viel begehrenswerter zu machen.

Haben wir sie denn nun auch wirklich erobert? Nun, ganz noch nicht; ebensowenig wie wir sie jemals ganz verloren hatten. Aber wir sind wohl auf dem besten Wege, und wer ein offnes Auge hat, der sieht, daß für den Elsässer der Vogesenkamm immer mehr zur Grenze, der Rhein immer mehr zur Straße wird. Daß wir auf diesem Wege schon weiter sein könnten, wenn nicht arge Fehler gemacht worden wären, steht fest. Desgleichen, daß sehr viele Altdeutsche im Lande, und zwar hauptsächlich aus den Beamten- und den Offizierkreisen, die schwere Unterlassungssünde begehn, sich nicht oder viel zu wenig um den Elsässer zu kümmern, und hübsch reserviert möglichst „unter sich" bleiben. Das gelingt ihnen denn auch nicht schwer, und die Folge davon ist, daß heute noch, wie im ganzen Elsaß so in Straßburg, „Deutsche" und „Elsässer" nebeneinander wohnen und leben, wie zwei verschiedne Nationen mit andern Sitten, andrer Sprache, andern Zielen. Natürlich gibt es mannigfache Berührungspunkte; dienstlich und geschäftlich kommen beide Teile miteinander täglich und stündlich zusammen; wissenschaftliche und künstlerische Bestrebungen nähern und einigen sie; gastlich öffnet sich manch alteinheimisches Haus auch den Altdeutschen, und mancher Elsässer verkehrt in Familien, die von der Elbe oder der Isar, ja sogar von der Weichsel oder der „Waterkante" hierher verschlagen worden sind. „Verschlagen" — so fassen es die meisten Altdeutschen leider auf, und darin liegt des Übels Wurzel. Nicht, daß sie es unangenehm empfänden, hier in der „wunderschönen Stadt," in dem herrlichen Rheintal zwischen Schwarzwald und Vogesen zu leben — sie würden sich mit Händen und Füßen dagegen sträuben, mit Posen oder Magdeburg, Elberfeld oder Halle zu tauschen. Etwas teuer ist das Leben hier ja wohl, aber Berlin und Dresden, Köln und Hamburg lassen den Geldbeutel auch nicht gerade dazu kommen, daß er an Verfettung leidet; sie fühlen sich hier vielmehr gar zu leicht als Fremde, und es sind ihrer zu viele, als daß es ihnen nicht leicht wäre, unter sich zu bleiben und sich den Eingesessenen gegenüber abwartend zu verhalten. Daß diese kein lebhaftes Bedürfnis fühlen, den Zustand zu ändern, kann man nicht verwunderlich finden, auch bei denen nicht, die nicht mehr mit dem ältern Geschlecht in den Altdeutschen die Eroberer oder mit dem jüngern die Eindringlinge sehen. Bedenkt man, mit wie unsäglichem Stolz z. B. der Hamburger auf die Leute herabsieht, die nicht mindestens sechzehn Hamburger Ahnen aufweisen können, oder der rechte Berliner auf alle, die nicht „mit Spreewasser jetooft" sind, so wird man im Verhalten der Elsässer gegenüber den Altdeutschen eher eine echt deutsche Eigentümlichkeit als Protestlertum sehen.

Übrigens wird jeder, der Gelegenheit gehabt hat, Elsässern irgendwie näher zu treten, anerkennen müssen, daß sie gern entgegenkommend und freundlich sind, freilich in ihrer Art, die manchem an die rangsteifen Formen und höflich-schneidigen

Äußerlichkeiten des deutschen Nordens gewöhnten fremdartig und unsympathisch ist. Man braucht nur zu sehen, wie sich die Einheimischen auf der Straße grüßen; kaum daß sie an den Hut greifen, der nicht heruntergezogen, sondern bestenfalls ein wenig gelüftet wird. „Salut!" oder „Bonjour!" tönts herüber und hinüber; will man miteinander reden, so schüttelt man sich die Hände und beginnt das Gespräch. Beim Auseinandergehn wieder ein Händedruck, noch ein „Salut!" und man trennt sich, ohne die Kopfbedeckung in Bewegung zu setzen. Verfährt ein Elsässer einem Norddeutschen gegenüber in derselben Weise, so fühlt sich dieser, wenn er die Landessitten nicht kennt, höchst verletzt, da er es aus seiner Heimat gewöhnt ist, bei Begrüßungen mit dem Hut viel mehr in der Luft herumzufuchteln, und in der Art des Elsässers eine Nichtachtung oder plumpe Vertraulichkeit zu sehen vermeint, die diesem durchaus fernliegt. Überhaupt sitzt dem Elsässer der Hut viel fester auf dem Kopf als dem Altdeutschen. Diesen erkennt man sofort beim Betreten eines Restaurants daran, daß er beim Eintritt oder wenig Schritte später den Hut abnimmt; der Elsässer begrüßt die Anwesenden, indem er beim Eintritt den Hut lüftet oder „lüpft," wie man hier sagt, behält ihn dann aber auf und trinkt sein „Schöppel Win" oder sein Bier bedeckten Hauptes. Auch ins Theater, sogar in die Logen und ins Parkett, nimmt er Hut und Spazierstock mit.

Das Theater ist überhaupt charakteristisch für den ganzen Zustand. Wen Pflicht oder Vergnügen häufig dorthin führen, der kann sehr interessante Studien machen. Es wird schon außerhalb des Reichslandes kaum ein größeres Theater geben, wo in drei verschiednen Sprachen regelmäßig Aufführungen stattfinden, wie es hier der Fall ist, wo jeden Winter monatlich etwa einmal eine französische Truppe gastiert, und zwei bis dreimal im Monat das Elsässische Theater eine Aufführung veranstaltet. Im vergangnen Winter ging es besonders hoch her, da unter den Gästen Sarah Bernhardt und Coquelin mit ihren Truppen waren. Die „göttliche" Sarah mischte ja allerdings die Zuhörerschaft etwas, da sich zu ihren drei Gastspielen, namentlich zur Kameliendame und zu Frou-Frou, viel weniger zu Phädra, alles drängte, was durch die hohen Preise angelockt wurde; im übrigen aber ist das Publikum der französischen Vorstellungen ein ganz andres als das der elsässischen oder der deutschen Abende. Wenn man nolens volens wöchentlich mehrmals ins Theater geht, so weiß man überall bald, welchen Gesichtern man an Opern- oder Schauspielabenden, bei leichter oder schwerer Kost begegnen wird; hier weiß man noch ganz genau, wen man in französischen Vorstellungen oder in deutschen Schauspielen nicht zu sehen bekommen wird. Auch die ganze Haltung des Publikums ist verschieden. An den französischen Abenden sieht man recht elegante Toiletten, viel blitzendes Geschmeide und fast keine einzige Uniform. Unter den Frauen schöne stattliche Figuren, vielfach mit etwas Neigung zu üppiger Fülle der Formen, wunderhübsche interessante Profile mit schöngeschnittnen Nasen von eleganter, edler Krümmung. Unter den Männern viel Dekadenz, wenige durchgeistigte Charakterköpfe, Geschäftsgesichter, reichliche Körperfülle. Und wie schon bemerkt, sehr viele mit Hut und Stock auch im Zuschauerraum. Auffallend groß ist an solchen Abenden der Prozentsatz jüdischer Abstammung und die Menge der Unerwachsnen, die wohl mitgenommen werden, daß sie einmal gutes Französisch hören. Es geht sehr lebhaft zu, man begrüßt sich mit allen Bekannten — und die Bekanntschaft ist sehr groß —, die auf denselben Plätzen, und allenfalls auch solchen, die auf teureren Plätzen sitzen, und diese Begrüßung geht häufig recht geräuschvoll von statten — selbstverständlich nur französisch; im Saal und in den Wandelgängen, im Foyer und in der Restauration erklingt kaum ein einziges schriftdeutsches Wort, hier und da etwas Elsässerdietsch, aber meist nur Französisch. Dazu ist man ja da. Das ist ja „der Zweck der Übung." Man will zeigen, daß man anhänglich ist, daß man die Sprache und die Geistesschätze der großen Nation, der man — sei es nun selbst oder in seinen Vätern — angehört hat, nicht vergessen hat und nicht vergessen will. Keine Spur von Protestlertum. Nicht der leiseste Schatten von Geheimbündelei. Man freut sich eben, mit einem

großen Bekanntenkreise gemeinsame Interessen zu pflegen und einmal an dieser der Kunst geweihten Stätte so ziemlich „unter sich“ zu sein. Auch allerlei nationale Untugenden kommen regelmäßig zum Vorschein, von denen ich das endlose Zuspätkommen nicht für die kleinste halte. Noch über eine halbe Stunde, nachdem auf das bekannte dreimalige Klopfen der Vorhang aufgegangen ist, kommen Weiblein und Männlein geräuschvoll herein und drängen sich auf ihre Plätze. Auch der Beifall auf offner Szene ist bei den meisten der bessern deutschen Bühnen ja ziemlich abgeschafft; hier ist er in den französischen Aufführungen die Regel und kann auch in den deutschen nicht ganz ausgerottet werden.

Das Publikum der elsässischen Theaterabende ist ähnlich in Zusammensetzung und Haltung, nur reicht es in der sozialen Schichtung nicht ganz so hoch hinauf, dafür recht tief hinab. Während in den französischen Vorstellungen die obern Ränge immer leerer werden — falls nicht, wie an den Sarah Bernhardt-Abenden, die hohen Eintrittspreise andre Elemente dorthin verschlagen, als gewöhnlich in den Höhen Platz zu nehmen pflegen —, sind sie in den elsässischen Vorstellungen dicht gefüllt, und zwar mit dem beifalleifrigsten Publikum. Altdeutsche sind im ersten Rang und im Parkett hier und da spärlich vertreten, die Uniform ist nur in ganz wenig Exemplaren zu sehen. Im Foyer und in den Wandelgängen des Parketts und des ersten Ranges hört man fast nur Französisch sprechen, höher hinauf natürlich Elsässisch, Schriftdeutsch fast nirgends. Gemeinsam ist den französischen und den elsässischen Abenden auch, daß ein regelmäßiges Auf- und Abwandern in den Wandelgängen während der Pausen gar nicht möglich ist. Mit größter Rücksichtslosigkeit gegen solche Spaziergelüste bleibt man bei der Begrüßung stehn und bildet große Gruppen, die die ganze Breite der Wandelgänge einnehmen und die Zirkulation hemmen. Der Altdeutsche, der sich mühsam durchquetscht oder sich ganz in eine Ecke gebannt fühlt, ärgert sich natürlich über solche unmilitärische Disziplinlosigkeit. Wie ganz anders an den deutschen Abenden, namentlich wenn deutsche Schauspiele gegeben werden (die Oper ist natürlich wieder viel internationaler!). Wie brav da das Publikum die gute Regel „Rechts gehn!“ befolgt, wie jede Reihe in gleichmäßig langsamen Schritten vorwärts marschiert, zur rechten Zeit kehrt macht und an der andern Gangseite wieder zurückflutet. Ja, da sieht man gleich, wie uns Deutschen die polizeilich-militärische Schulung in Fleisch und Blut übergegangen ist; und es bedürfte der Herren Hauptleute und Leutnants kaum, die ganze Sache in glattem Gange zu erhalten. Der vereinzelte Elsässer aber, der in seiner Harmlosigkeit einen Bekannten begrüßen und mit ihm stehn bleiben will, ärgert sich natürlich wieder über diese steifen und ungezognen Altdeutschen, die ihn durch unwillkürliches Anrempeln oder durch strafende Blicke zwingen, den allgemeinen Parademarsch nicht zu stören, sondern mitzumachen.

So gibt es mancherlei Nichtverstehn und mancherlei Mißverstehn, das sich mildern und vielleicht ganz beseitigen ließe, wenn sich beide Kreise nicht nur berührten, sondern mehr miteinander verschmölzen. Und daß dies nicht geschieht, fällt eben zum großen Teil den Altdeutschen zur Last. Solange diese ihr eignes Zivilkasino, ihre eignen Vereine usw. haben, solange sie die Lokale meiden und naserümpfend als „Wackeslokale“ bezeichnen, in denen der Elsässer mit Vorliebe verkehrt, solange sie die Handwerker und die Geschäfte bevorzugen, die nicht einheimisch sind, so lange wird auch das heranwachsende Geschlecht des Reichslandes und werden auch spätere Geschlechter nicht vergessen wollen, was ihre Väter nicht vergessen können.





Skizzen aus unserm heutigen Volksleben

Von Fritz Anders

Dritte Reihe

14. Simplicissimus orientalis

ch fuhr im Orientexpreßzuge über Breslau und Oderberg nach Pest, hatte im Speisewagen Platz genommen und die Bekanntschaft eines Herrn gemacht, der mich interessierte. Er hatte sich auf vielen Gebieten als wohl unterrichtet gezeigt und wußte im Orient gründlich Bescheid. Der Herr stand an der Grenze des Alters, wo es wenigstens nicht mehr aufwärts geht. Er hatte eine ansehnliche Platte, trug eine goldne Brille, einen schwarzen Schnauzbart und hatte Kinn und Wangen voll borstiger Stoppeln, wie einer, der die Absicht hat, sich den Vollbart stehn zu lassen. Es war ein Deutscher, wenn er auch das Deutsche in etwas fremdländischer Betonung sprach. Hörte man genau hin, so klang ganz leise der schwäbische Vokalton durch. Wir hatten zusammen zu Mittag gegessen; dabei war mir aufgefallen, daß der Fremde, der den nicht ungewöhnlichen Namen Müller trug, eine nervöse Unruhe zeigte, häufig aus dem Fenster sah und dem Kellner einschärfte, ihm doch ja mitzuteilen, wann man die Grenze überschritten habe. Mir kam der Gedanke, ob nicht dieser Herr Müller vielleicht ein Kassenbeamter sei, der es nötig habe, eine Reise ins Ausland zu machen. Aber ich verwarf diesen Gedanken sogleich wieder. Bewußter Herr Müller sah viel zu ehrlich aus; auch würde ein Durchgänger nicht so offen nach der Grenze gefragt haben.

Wir waren beim Butterbrot, als der Kellner kam und meldete, daß man sogleich die Oderberger Brücke passieren werde. Herr Müller trat ans Fenster und sah eifrig zu, wie der letzte schwarz-weiße Pfahl verschwand. Darauf griff er mit Entschiedenheit in die Tasche, zog einen roten Fes heraus und setzte ihn sich auf den entblößten Schädel mit der Entschlossenheit eines Menschen, dem es endlich möglich ist, sein gutes Recht auszuüben.

Zieht es? fragte ich.

Nein, mein Herr, erwiderte er, aber ich konnte nicht wissen, ob es erlaubt ist, in Preußen einen Fes zu tragen, und ich wollte lieber erst warten, bis wir die Grenze hinter uns hätten, ehe ich wagte, etwas zu tun, was vielleicht verboten ist.

Aber wer sollte Ihnen denn verbieten, einen Fes, oder was Sie sonst wollen, aufzusetzen?

Die Polizei, sagte er mit bedeutsamer Betonung.

Ach, Sie scherzen.

Die Polizei, mein Herr. Kein Mensch kann wissen, was in Deutschland die Polizei verbietet, und was sie erlaubt.

Ich bitte Sie, wie kommen Sie darauf? Wir leben doch in Deutschland in einem Rechtsstaate, wir haben doch dort hinter den schwarz-weißen Pfählen keine türkischen Zustände.

Das glaubte ich auch, sagte Herr Müller. Als ich vor einem Jahre an dieser selben Stelle die deutsche Grenze überschritt, da habe ich mir eine Flasche Sekt aufstellen lassen, um den Augenblick zu feiern, wo ich aus orientalischer Barbarei

in geordnete Verhältnisse kam; jetzt kehre ich nach der Türkei zurück. — Dabei sah er eine junge Dame, die neben ihm saß, an, als fordre er sie zum Zeugen der Wahrheit auf. Es war seine Tochter, sie war mir vorgestellt worden, hatte sich aber an unserm Gespräch nicht beteiligt. — Ja, sagte sie, die Augen züchtig zu Boden schlagend, jetzt kehren wir in die Türkei zurück.

Sie müssen wissen, fuhr Herr Müller fort, daß ich den größten Teil meines Lebens außerhalb Deutschlands, zumeist im Orient, zugebracht habe. Zuletzt hatte ich eine Teppichfabrik in Charput in Kleinasien. Ich habe da ein schönes Stück Geld verdient und kann mich auch im übrigen nicht beklagen. Man lebt gar nicht schlecht in der Türkei, namentlich als Ausländer. Man darf sich nur nicht in die Politik und in die Religion mischen, was im Orient dasselbe ist, und braucht auch nicht den Kopf hinzuhalten, wo Köpfe eingeschlagen werden. Aber eins bedrückte mich doch; man hat dort kein geschriebnes Recht, keine Rechtsgarantie, man hängt von dem Wohlwollen der Machthaber ab und muß das nötige tun, sich dieses Wohlwollen zu erhalten. Der Backschisch, mein Herr, gehört zu den öffentlichen Lasten, wie in Deutschland die Gewerbesteuer, und wird gezahlt und einfach auf die Betriebskosten übernommen. Als ich mich nun zur Ruhe setzen konnte, übergab ich meine Fabrik meinem Schwager und reiste mit meiner Tochter — dabei sah er seine Tochter an, und die Tochter sah ihren Vater an — in die Heimat zurück. Mein Herr, es geschah mit großen Erwartungen, die ich von dem ersten Kulturlande der Welt haben mußte.

Und diese Erwartungen haben sich nicht erfüllt? fragte ich.

Nein, mein Herr, sie haben sich nicht erfüllt. Wenn ich überlege, was mir in diesem Jahre begegnet ist, so sind es ja lauter kleine Dinge, meinetwegen Nadelstiche, aber sie haben mich toll gemacht. Man sagt mir, ich sei polizeinervös geworden. Mag sein. Man muß wohl in Deutschland das Regiertwerden mehr gewöhnt sein als ich und eine härtere Haut haben. Es ist in der Tat erstaunlich, was man sich für eine Behandlung, welches Willkürregiment, welche Schikane man sich gefallen lassen muß.

Ist die Möglichkeit, sagte ich. Ich wäre begierig, zu hören.

Ich will als Beispiel eine ganz einfache Sache wählen, erwiderte er, etwas, was eigentlich ein Nichts ist. Aber aus Nichts hat Gott die Welt gemacht, und aus Nichts schafft der Teufel den größten Ärger. Ich ließ mich also in D. nieder. — Hier sah Herr Müller seine Tochter an, und diese bestätigte durch ernstes Kopfnicken, daß man sich tatsächlich in D. niedergelassen habe. — Sie kennen die große Brücke in D. und wissen, daß man da immer rechts gehn soll. Mag sein! Wo Menschen eng beieinander wohnen, muß einer auf den andern Rücksicht nehmen, obwohl das, meine ich, auch ohne Polizei geht. Zum Beispiel im Orient. Wie oft bin ich über die Brücke von Kilissa gegangen, ein hohes, enges, gewölbtes Bauwerk, auf dem sich täglich um die Marktzeit eine Menge von Menschen, Lastträgern und Eseln drängt. Jeder geht, wie er will, hat Geduld, wenn der Strom stockt, und tritt auf die Seite, wenn jemand Eile hat. Und wenn ein beladnes Maultier im Wege steht, gibt man ihm einen Schlag mit der Gerte, dann tritt es zur Seite, und niemand nimmt den Schlag übel. So ist es im Orient; aber die Kulturländer brauchen Polizei und Polizeiverordnung. Können Sie begreifen, warum? — Über die Brücke zu D. muß man also rechts gehn, es steht auch irgendwo geschrieben, ich hatte es aber nicht gelesen. Als ich nun zum erstenmal die Brücke betrat, begleitete ich einen Bekannten und kehrte auf der Hälfte des Wegs um. Sogleich war ein Schutzmann da und schnauzte mich an: Wissen Sie nicht, daß rechts gegangen werden muß. — Nein, sagte ich. Ich wußte es wirklich nicht. — Haben Sie keine Augen, zu lesen? fragte er. — Wo steht denn etwas geschrieben? sagte ich. Auch störe ich ja niemand. Sie sehen ja, daß der Fußsteig fast leer ist. — Herr, schrie er, wenn Sie nicht augenblicklich auf die andre Seite gehn, so werde ich Sie hinüberbringen, daß Ihnen Hören und Sehen vergeht. —

Ich mußte also über den schmutzigen Fahrdamm hinüber und die letzten hundert Schritte auf der andern Seite zurücklegen. Ich frage Sie, warum regte sich der Mann so auf? Warum war er so unhöflich? Im Orient würde sich der Polizist verneigt und gesagt haben: Effendi, Allah segne deine Augen, aber siehe, ob dort nicht geschrieben steht: Wende dein Angesicht rechts.

Nicht übel, erwiderte ich lachend, eine solche Redeblume würde im Munde eines preußischen Polizeisergeanten ausgezeichnet klingen. Aber Sie dürfen nicht vergessen, daß Sie im Orient zur bevorzugten Klasse gehörten. Einem Hamal gegenüber würde der türkische Polizist nicht Segenswünsche ausgesprochen, sondern den Knüppel gebraucht haben.

Das ist richtig, sagte Herr Müller, aber hier scheint es umgekehrt zu sein. Hier braucht man den Knüppel wider die „bevorzugte“ Klasse, und dem Pöbel geht man vorsichtig aus dem Wege.

Und man muß sich überhaupt nicht mit einem Schutzmann einlassen, fuhr ich fort, man zieht dabei immer den kürzern.

So? sagte er, das wußte ich nicht. Ist in Deutschland etwa zwischen Polizei und Publikum ein ähnliches Verhältnis wie zwischen Kurden und Armeniern? Aber weiter! Ich ließ mich also in D. nieder und kaufte mir ein Haus mit Garten und Nebengebäuden in der neuen Georgsstraße. Die Lage war nicht gerade die beste, aber das Haus gefiel mir, und es war gerade nichts andres zu haben. Da saß ich nun auf meinem Balkon zwischen den Blumen meiner Tochter — Blick auf die Tochter und bestätigendes Kopfneigen der Tochter —, rauchte meine Zigarette und warf den papiernen Rest über Bord. Sogleich klingelte es. Darauf erschien ein Schutzmann, meinen Papierstummel in der Hand, und inquirierte, ob ich ihn auf die Straße geworfen hätte, ob ich nicht wüßte, daß es verboten sei, Zigarren auf die Straße zu werfen? und daß er der aufsichtführende Polizeibeamte des Bezirks sei, und daß er mich anzeigen müsse. Er konnte kein Ende finden. Ich wurde ungeduldig und sagte, was er denn wolle? Wenn er mich um den Stummel anzeigen müsse, so möge er es tun. Kostete drei Mark. Nach ein paar Tagen goß meine Tochter ihre Blumen, und es fielen einige Tropfen Wasser auf die Straße. Sogleich war der Schutzmann wieder da, zeigte auf einen Wassertropfen auf seiner Uniform und stellte eine Untersuchung an. Kostete wieder drei Mark. Ich will es nicht loben, daß man im Orient alles auf die Straße wirft und es den Hunden überläßt, aufzuräumen; daß es aber strafbar sein soll, einen Tropfen Wasser auf die Straße zu schütten, hätte ich auch in einem Lande höchster Kultur nicht erwartet. In Charput hatten wir unsern Garten auf dem Dache unsers Hauses, und es begegnete meiner Tochter, eine volle Gießkanne umzuwerfen. Das Wasser floß einem Araber auf seinen weißen Turban. Der grüßte freundlich herauf und sagte: O Mädchen, Tochter einer Huri, möge deine Hand die Felder tränken, meinen Kopf habe ich erst diesen Morgen gewaschen. Damit wars gut. Und hier muß ich für einen Tropfen drei Mark zahlen. Es dauerte nicht lange, so war der Schutzmann wieder da, um zu sehen, ob die Eisenstangen am Blumenbrett fest säßen, ob Seifenwasser in den Rinnstein geflossen sei, ob die Flurlampe brenne. Was wollte der Mann? Wollte er mich ärgern?

Bewahre, lieber Herr, sagte ich, er wollte seinen Backschisch. Sie hätten ihm gleich das erstemal ein paar Zigarren geben sollen.

Aber wie kann ich wissen, daß man hier Beamte bestechen darf? fragte Herr Müller.

Von Bestechen ist nicht die Rede, antwortete ich, aber kleine Geschenke erhalten die Freundschaft. Die gibt bei uns gelegentlich jedermann.

Herr Müller war sichtlich in die Erinnerung der erfahrnen Unbilden versenkt und sagte mit tragischer Betonung: Ich habe auf offnem Markte den Pferdebahnzettel, den ich weggeworfen hatte, wieder aufheben müssen, weil das verboten sei, und habe dabei meinen Hut verloren und bin ausgelacht worden. Ich bin an-

gehalten und bestraft worden, weil mein Hund keinen Maulkorb trug. Und wie ich nun hinging und ihm einen Maulkorb kaufte, bin ich wieder zur Rede gestellt worden, und es fehlte nicht viel, daß ich wegen Tierquälerei wiederum bestraft worden wäre. Was sagen Sie dazu?

Das ist allerdings merkwürdig, sagte ich. Haben Sie sich nicht darüber beschwert?

Ich habe mich beschwert, mein Herr. Man sagte mir, beide Bestimmungen seien in Giltigkeit. Die eine vom Jahre 1885 sei von der Landespolizei, und die andre vom Jahre 1897 sei von der Sanitätspolizei erlassen worden. Ich könnte ja aber meinen Hund an der Leine führen.

Ich gebe zu, sagte ich, daß der Stacheldraht, der den Pfad des Kulturträgers eingrenzt, etwas eng gezogen ist; und doch spürt man die Beengung nicht. Man tut, was man für recht hält, man eckt nicht an, und damit ist die Schranke überhaupt nicht vorhanden.

Sehr gut, mein Herr, antwortete Herr Müller, ich habe nur leider gefunden, wenn ich etwas für recht hielt, dann war es allemal falsch. Liegt das daran, daß man in der Türkei durch eine zu große Freiheit verwöhnt ist? Hier ist meine Tochter Amalie. Sie spielt ausgezeichnet Klavier —

O Papa, sagte die Tochter Amalie.

— im Sommer legt man sich nicht um acht Uhr zu Bett, auch schließt man nicht die Fenster. Ich liebe es sehr, daß mir meine Tochter Amalie des Abends vorspielt. Hierüber beschwert sich der Nachbar, und die Musik, wirklich ausgezeichnete Musik, wird mir als ruhestörender Lärm verboten. Aber früh morgens um sechs Uhr, während ich noch schlafen möchte, machen der Milchmann und der Grünzeughändler mit ihrer Klingel einen polizeiwidrigen Spektakel. Jetzt beschwerte ich mich. Man wies mich ab. Abends zehn Uhr sei Nacht, und morgens sechs Uhr sei Tag. Aber, sagte ich, der gebildete Mensch lege sich doch nicht um acht Uhr hin und stehe auch nicht um sechs Uhr auf. Das sei gleichgiltig. Gut. Ich lasse also am Tage vor dem Fenster meines Herrn Nachbars ein paar Stunden lang Teppiche ausklopfen. Er beschwert sich, und man sagt mir, ich solle das Klopfen unterlassen. — Es sei ja Tag, antworte ich. — Aber daß man drei Stunden lang Teppiche klopfe, hieß es, sei nicht nötig. — Ich sagte: Was in meinem Hause nötig sei oder nicht, das zu beurteilen sei doch meine Sache. Und ob es denn nötig sei, daß bei dem mir gegenüber wohnenden Eisenhändler jede Eisenstange mit Gedröhn auf das Pflaster geworfen werde. — Dies sei, entgegnete man mir, ein ordentliches, das heißt ein mit der gewöhnlichen Ausübung einer Tätigkeit oder eines Geschäfts regelmäßig verbundnes Geräusch. Ein solches Geräusch sei gesetzlich gestattet. Aber, sagte ich, ich fände, daß es kein ordentliches, sondern ein außerordentliches Geräusch sei, wenn Eisen aufs Pflaster geworfen würde. Der Polizeirichter wurde grob, nannte mich einen Querulanten und wies mich ab. Aber ich hatte doch Recht, und wie soll man eine solche richterliche Tätigkeit anders nennen als Willkür? Müssen Sie mir nicht zustimmen?

Nicht ganz, Herr Müller, sagte ich. Es gibt ordentlichen, das heißt gesetzlich zulässigen und außerordentlichen, das heißt gesetzlich unzulässigen Lärm, es gibt einen gesetzlichen Tag und eine gesetzliche Nacht.

Wie? Sie haben ein Gesetz, das sagt: Jetzt soll es Tag sein oder Nacht! Ich sollte meinen, darüber entscheidet die Sonne.

Gewiß haben wir ein solches Gesetz, sagte ich. Es darf doch nicht in dem Belieben des Einzelnen stehn, zu sagen: Jetzt bin ich wach, also ist es Tag, jetzt lege ich mich hin, also ist Nacht. Tag und Nacht müssen gesetzlich feststehn.

Ah, nun verstehe ich, sagte Herr Müller mit großem Erstaunen. Hören Sie zu. Ich kam mit meinem Motorzweirad von einem Ausfluge abends zurück. Es war so hell, daß man jeden Baum auf die Entfernung eines Kilometers erkennen

konnte. Vor mir tauchte ein Reiter auf, ich sah die Spitze des Helms glänzen und erschrak schon im Voraus. Natürlich war es ein Gendarm. Mein Rad war in Ordnung, Nummer vorhanden, gesetzliche Schnelligkeit nicht überschritten, das Tuthorn gibt Laut, was will er also? Richtig reitet mir der Mensch in den Weg, und ich muß abspringen. Sie haben die Laterne nicht angebrannt, schrie er. — Aber Sie sehen doch, erwiderte ich, daß es ganz hell ist. — Is janz ejal, sagte er. — Aber wie kann ich wissen, sagte ich, daß es nötig ist, eine Laterne anzubrennen, wenn es hell ist? — Is janz ejal, sagte er, die jesetzliche Ignoranz ist schädlich! und er notierte mich. Kostete drei Mark.

Was sagte er? fragte ich.

Die gesetzliche Ignoranz ist schädlich.

Aha, ignorantia legis nocet. Sieh da, ein gebildeter Gendarm!

Es ist mir nicht um die drei Mark zu tun, mein Herr, fuhr Herr Müller fort. Ich bin der loyalste Untertan. Ich setze meine Ehre darein, wissentlich kein Gesetz zu übertreten, und komme mir vor wie ein Knabe in der Schule, der seine Prügel kriegt, er mag es so oder so anfangen. Sie sprachen vom natürlichen Rechtsgefühl. Sehr schön, dann muß aber auch jedes Gesetz seinen vernünftigen Zweck haben, den jedermann, ohne das Gesetz zu kennen, einsehen muß. Im Orient hat man kein geschriebnes Gesetz. Entsteht ein Rechtsstreit, so begeben sich beide Parteien zum Imam. Der Imam hat keine Exekutive — es gibt keinen Gerichtsvollzieher — sondern nur eine moralische Autorität. Und der Imam entscheidet allein nach dem gesunden Menschenverstande, und zwar so, daß er den, der Unrecht hat, von seinem Unrecht überzeugt. Er erzählt ein Bu adem, einen Schwank, der mit Bu adem, das heißt „es war einmal ein Mann," beginnt und mit einer Nutzanwendung schließt, oder er legt die Entscheidung des heiligen Suleiman oder des heiligen Jussuf (alej hisélam, Gott hab ihn selig) vor und spricht: Entscheide Mosch hed Husâ, bist du nicht ein Esel? Und Mosch hed Husâ kreuzt die Hände auf der Brust, verneigt sich und spricht: Gelobt sei Gott, Rifat ibn Sali, du redest die Wahrheit. — Können das Ihre Richter mit ihren Paragraphen, die niemand kennt und niemand begreift, auch?

Aber, erwiderte ich, es muß doch über dem gesunden Menschenverstande ein formales Recht geben, das, weil das subjektive Urteil schwankt, unter allen Umständen gilt. So ist der Tatbestand, so ist das Gesetz, so ist das Urteil. Fertig! Licht und Dunkelheit schwanken, das Urteil, wieviel Licht da sein muß, daß man mit genügender Deutlichkeit sehen kann, schwankt auch, also muß eine objektive Bestimmung da sein: Dies ist Tageszeit, und dies Nachtzeit.

Und dann muß unter Umständen eine Stunde als Nacht angegeben werden, in der es gar nicht dunkel ist?

Unter Umständen ja.

Merkwürdig! Höchst merkwürdig! Hätte ich bei der Seele meines Vaters (alej hisélam) nicht gedacht. — Dann gibt es wohl auch ein Eigentum, das gar kein Eigentum ist?

Wie meinen Sie das?

Hören Sie zu. Das Trottoir vor meinem Hause bestand aus Mosaikpflaster und war nicht mehr neu. Es wuchs Moos durch die Fugen, das nicht zu beseitigen war, und ich bekam ein Mandat nach dem andern, ich sollte dafür sorgen, daß das Moos ausgestochen werde. Ich erwiderte, was mich das angehe? Das Moos wachse auf der Straße außerhalb meines Eigentums, die Stadt möge es wegkratzen lassen. Worauf man mir sagte: Gott bewahre, der Bürgersteig sei Eigentum des Hausbesitzers, und ich sei zur Reinigung verpflichtet. Schön, ich lasse den Pflasterer kommen, um die kleinen Steine wegnehmen und Platten legen zu lassen. Sogleich ist der Mann mit dem roten Kragen wieder da und verbietet es. Ich beschwere mich, und erhalte die Antwort: Der Bürgersteig sei zwar mein

Eigentum, ich dürfe aber nicht dran rühren. Ich hätte nur die Pflicht, das Moos auszukratzen und Geld zu bezahlen, wenn man für nötig halte, das Trottoir umzulegen. Das also soll ein Eigentum sein, das Verpflichtungen auferlegt, über das man aber kein Verfügungsrecht hat. Mein Herr, wenn unser Imam Rifat ibn Sali eine solche Entscheidung getroffen hätte, so würde ihn seine Heiligkeit nicht davor geschützt haben, daß man ihn mit dem Stocke auf seinen Turban geschlagen und gesprochen hätte: O Rifat ibn Sali, du Sohn einer Eselin, der Teufel hat deine Sinne verwirrt, darum verdienst du, daß man dich auf den Schädel schlage.

Sagen Sie das ja nicht vor den Ohren eines unsrer Imame, sagte ich, es könnte Ihnen übel bekommen.

Ein Schatten flog über die Mienen des Herrn Müller, aber er schwieg. Nach einer Pause nahm er das Gespräch wieder auf und sagte: Mag nun Ihr Recht ein natürliches oder ein Paragraphenrecht sein, das müssen Sie doch zugeben, vor dem geltenden Rechte müssen alle gleich sein, und es darf dem einen nicht erlaubt werden, was dem andern verboten ist.

Selbstverständlich! sagte ich.

Urteilen Sie selbst, ob in folgendem Falle nach dem Recht oder nach Gunst und Ungunst entschieden ist. Hinter meinem Garten ist ein Graben. Weiter unten, an meinen Garten angrenzend, wohnt ein Färber, der seine Farbwässer in den Graben laufen läßt. Ich war, da ich ja Zeit genug hatte, dem Verein für Volkswohlfahrt beigetreten und hatte mich bemüht, die Hausindustrie zu heben. Die Einführung der armenischen Teppichknüpferei schien mir sehr empfehlenswert. Aber ich hatte immer meine Not, die richtigen Farben für die Wolle zu erhalten. Unsre Färber wußten alles besser, gingen nach ihrem Kopfe und machten mir immer die Farben zu schön. So richtete ich selbst in meinem Hinterhause eine kleine Färberei ein, wie ich sie in Charput gehabt hatte, und ließ die Farbwässer in den erwähnten Graben laufen. Sogleich lief ein Strafmandat ein wegen Verunreinigung des Grabens. Ich bitte Sie, Verunreinigung eines durchaus verunreinigten Grabens! Ich trug auf gerichtliche Entscheidung an und war meiner Sache ganz sicher, denn was dem einen recht ist, muß doch dem andern billig sein. Wenn mein Nachbar seine Farbwässer in den Graben laufen lassen darf, so darf ich doch meine paar Tropfen auch dazu tun. Ich wurde abgewiesen. Denken Sie, ich wurde abgewiesen. Mein Nachbar, hieß es, hätte bei der Eröffnung seiner Färberei um die Erlaubnis nachgesucht, die Schmutzwässer in den Graben zu lassen, man habe im Amtsblatt aufgefordert, Widerspruch geltend zu machen, dieser sei nicht erfolgt, und so habe man die Erlaubnis gegeben, hätte sie aber eigentlich aus dem und dem Grunde nicht geben sollen. Die erteilte Erlaubnis könne nun zwar nicht zurückgezogen werden, aber eine neue Erlaubnis könne unter keinen Umständen gegeben werden. Sagen Sie, mein Herr, wäre es hier vielleicht am Platze gewesen — er machte die Bewegung des Geldzählens.

Um Gottes willen nicht! rief ich. Sie irren auch, wenn Sie meinen, es sei parteiisch verfahren worden.

Aber es ist doch Unsinn, mein Herr, dem einen zu erlauben, was man dem andern verbietet. Die Sache ist doch ganz einfach. Der Zweck des Verbots ist der, daß der Graben in seinem weitern Laufe nicht verunreinigt werden soll. Gut. Er ist verunreinigt und darf weiter verunreinigt werden; aber nur von dem einen Anwohner und nicht von dem andern. Es ist derselbe Graben, der eine läßt Farbe hinein, der andre läßt Farbe hinein, dem einen wirds erlaubt, dem andern wirds verboten, das kann doch nicht in einem und demselben Gesetzparagraphen stehn. So viel Verstand hat man doch schließlich, daß man einsieht, was Sinn hat und was nicht.

Und doch irren Sie, sagte ich, es sind formale Gründe, die gegen Sie sprechen. Jener hat die Erlaubnis — ob versehentlich oder nicht, ist gleichgiltig —, Sie können die Erlaubnis aus vorhandnen Gründen nicht erhalten, also können

Sie Ihre Schmutzwässer nicht in den Graben lassen, und Ihnen bleibt verboten, was jenem erlaubt ist.

Aber das ist doch Unsinn, mein Herr. Ich tue doch niemand Schaden, ich kürze doch niemand sein Recht; ob zu dem vorhandnen Farbwasser noch ein paar Eimer mehr kamen, war doch völlig irrelevant. Nein nein, ich war übel angeschrieben, und darum wurde ich abgewiesen. — Wenn ich noch hätte zweifelhaft sein können, so wurde ich durch das, was nun kam, in meiner Ansicht, daß man nach Gunst und Willkür verfahre, bestätigt. Vor meiner Toreinfahrt ist eine steinerne Überbrückung des Rinnsteins. Ein Kohlenhändler, der übrigens in meiner Toreinfahrt nichts zu suchen hatte, fuhr mit seinem Wagen, da er umlenken wollte, bis über diese Überbrückung. Dabei brach eine der Platten durch, das Pferd trat in das Loch und brach das Bein, ich aber sollte dem Mann das Pferd bezahlen, da ich an dem Unfalle schuld sei. Ich hätte es ohne weiteres getan, wenn mich der Mann gebeten hätte; da er sich auf das Recht stellte, so tat ich es auch. Und verlor. Denken Sie, mein Herr, ich verlor. Nach dem Haftpflichtgesetz, Paragraph so und so, sei ich verpflichtet, für den Schaden aufzukommen, wenn ich es an der nötigen Vorsicht hätte fehlen lassen. Dies sei der Fall gewesen, da der Stein auf der Unterseite, wie nachgewiesen worden sei, einen Sprung gehabt habe. Aber meine Herren, sagte ich, wie kann ich wissen, ob der Stein, den ich nicht selbst gelegt, sondern vorgefunden hatte, unten einen Sprung hat? Und was hat denn der Mann in meiner Toreinfahrt zu suchen gehabt? — Man erwiderte mir: Ich sei verpflichtet, nicht bloß offne Schäden zu bessern, sondern auch verborgnen nachzuspüren. Die Überbrückung aber gehöre, obwohl sie mein Eigentum sei, zum öffentlichen Verkehrswege. So, sagte ich, ich soll wohl aller fünf Jahre mein Haus einreißen, um verborgnen Fehlern nachzuspüren? Meine Herren, rief ich, wenn dieses Urteil dem Rechte der Kulturländer entspricht, so ziehe ich türkische Rechtszustände vor. — Es faßte mich jemand am Arm und riet mir, zu schweigen, ich aber war erregt und fuhr fort: Ich bin zwanzig Jahre im Orient gewesen und habe mancher Gerichtssitzung beigewohnt und bin erstaunt gewesen, mit welcher Sicherheit ein türkischer Richter, der nicht studiert hat und keinen Talar trägt, das Richtige trifft. Eine Entscheidung wie diese, daß man die Brücken aufreißen solle, um etwaigen verborgnen Fehlern nachzuspüren, und daß man einen Menschen entschädigen solle, der dort, wo er den Unfall erlitt, nichts zu suchen hatte, würde auch der kleinste arabische Dorfrichter für Unsinn halten. — Da erhob sich der Herr Amtsrichter in voller Länge und verurteilte mich feierlich wegen Ungebühr vor Gericht zu vierundzwanzig Stunden Gefängnis. Denken Sie, mein Herr, mich, der ich der loyalste Bürger bin und einen Ehrenpunkt darin suche, keinen I-Punkt des Rechts zu verletzen, der ich mit Paschas aus einer Pfeife geraucht habe, und den unser Imam einen Brunnen der Weisheit und Vater der Gerechtigkeit genannt hat. Ich rief: Ich protestiere, ich appelliere, wie kann man mich gleich einem Lumpen oder Vagabunden ungehört einstecken? — Man machte mir klar, daß zwar der Mörder appellieren könne, und jedem Lumpen sein Recht werde, daß es aber, wenn ein anständiger Mensch in der Empörung seines Herzens etwas gesagt habe, was nach der Meinung des Richters eine Ungebühr sei, keine Appellation und keinen Aufschub gebe. Sagen Sie, mein Herr, ist das nicht mehr als türkisch? In dieser Nacht, in der ich natürlich kein Auge zugetan hatte, beschloß ich, den Staub von meinen Schuhen zu schütteln und in die Türkei zurückzukehren. Kellner, sind wir ganz sicher über die Grenze?

Jawohl, Herr, schon seit einer halben Stunde.

Bringen Sie eine Flasche Sekt. Nein, bringen Sie keinen Sekt. Auf den Abschied aus der Heimat Sekt trinken, das will ich trotz alledem nicht. Wenn ich meine Jugend in Deutschland verlebt hätte, fügte er nachdenklich hinzu, vielleicht würde ich mich an Ihr Recht und an Ihre Polizei gewöhnen können. Jetzt bin ich zu alt dazu, und darum wandre ich wieder aus, ich und meine Tochter.

Damit sah Herr Müller seine Tochter Amalie an, und die Tochter Amalie sah den Herrn Müller an, und so bestätigten sie sich gegenseitig, daß sie tatsächlich wieder auswanderten. Mögen türkische Gendarmenlippen vor ihren Füßen Blumen reden.



Zwei Seelen

Ein Lebensbild von Wilhelm Speck

(Fortsetzung)



Der Meister Liebezeit war ein stiller, friedlicher Mann, mit einer starken Neigung für mystische Dinge behaftet. Er hatte etliche verschollne Bücher, Predigten von Tauler und andern Sonnen der Mystik, über denen er alle Sonntage, manchmal auch Wochentags hockte, und daraus er allerlei Köstliches schöpfte. Ich habe selber zuweilen einmal neugierig in die Bücher hineingesehen, wie es wohl einen Jungen gelüstet, aus des Vaters Pfeife ein paar Züge zu tun, konnte jedoch an dieser Lektüre keinen Geschmack finden. Ich bezweifle auch, daß der Meister die Gedanken, an denen er sich täglich erquickte und sozusagen berauschte, vollkommen begriffen hatte; er nahm das Licht, das darin schien, auf wie der Wassertropfen das Sonnenbild und ließ sich ganz davon erleuchten. Etwas stilleres und in seiner Art feineres kann man sich denn auch nicht leicht vorstellen, als diesen alten Mann, dessen Gedanken sich fort und fort um die Worte Ausgeburt und Neugeburt drehten, während er doch dem lieben Gott, so wie er eben war, recht gut gefallen haben mag. Wenn er einen durch die großen runden Gläser seiner Hornbrille verklärt ansah, dann konnte man ihn wohl für einen Heiligen oder Propheten halten, nur daß er seine lichten Gedanken still für sich behielt und die andern damit gänzlich in Ruhe ließ. Leider war er über seine tiefsinnigen Studien seit einem halben Jahrhundert in der Schneiderei auf derselben Stelle stehn geblieben, und seine Arbeit war wohl gut und fein, aber von dem altertümlichen Wesen seiner Bücher. Wir hatten ein kleines Zimmer inne, zu dem Nachmittags die Sonne durch runde Gläser hineinschien. Vor dem Fenster wehten einige helle Birkengebüsche, und im Frühling, wenn das junge Laub zart und frisch um die weißen Stämme flatterte und etwa ein Rotkehlchen sein feines Stimmchen von einem Zweig herab ertönen ließ, gab es in der Welt nichts freundlicheres als unser Schneideridyll. Der Meister gab sich seinen himmlischen Gedanken und ich mich meinen irdischen hin, und so saßen wir uns viele Stunden still und schweigsam gegenüber, während draußen der Röhrenbrunnen rauschte, die Schwalben hin und her glitten, und unser Rotkehlchen von Zeit zu Zeit ein Liedchen hören ließ.

Während der Meister eigentlich schon in einer andern Welt lebte, stand seine Tochter, das Mariechen, wie sie in der ganzen Stadt genannt wurde, mit beiden Füßen in der Wirklichkeit. Sie hatte eine scharfe Zunge, eine besondre Begabung für eine praktische Erfassung des Lebens, wie ich denn überhaupt bemerkt habe, daß die Frauen, mit denen ich zusammen gekommen bin, mit wenig Ausnahmen das Leben nüchterner und mit kühlerm Verstand angriffen als die Männer, durch deren Gedanken immer etwas von blauem Nebel schwebte. Dagegen nahmen die Frauen, wenn sie erst das Räuschlein ihrer Jugend abgeschüttelt hatten, die Dinge so, wie sie waren, und bauten und rechneten nach festen Maßen und ohne alle Einbildungen und irreführenden Träume. Der Meisterstochter war es denn auch zu verdanken, daß unser Schneiderdasein kein bloßes Idyll, sondern ein leidlich lohnender Erwerb wurde. Sie überragte ihren Vater auch körperlich um ein beträchtliches und war überhaupt ein ansehnliches Weib von kräftigen Formen und nicht unschönen,

wenn auch zu stark gebildeten Gesichtszügen. Wir merkten von ihr übrigens sehr wenig, nur daß sie uns die Mahlzeiten reichte, von denen der Meister dann nur wie ein Vögelchen nippte und mir mit einem freundlichen Blick den Hauptanteil überließ. Bei dem ständigen Hunger der Jugend erschien mir das alte Mädchen darum noch in einem besonders angenehmen Schein, und noch keine zwei Tage war ich in der Lehre, so ging ich schon mit mir zu Rate, ob es sich nicht einfach empfehlen werde, das Mariechen zu heiraten und ihr so die mühselige Pilgerfahrt nach Jerusalem zu ersparen. Der Plan hatte auch für mich im ersten Entstehn etwas komisches, aber das Lächerliche daran verflog, wenn ich daran dachte, daß die verblühte Frauensperson ein schönes Anwesen und ein der schönsten Blüte fähiges Geschäft als Heiratsgut haben werde. So hielt ich denn einstweilen an der Idee fest und suchte mich, so gut es ging, in eine verliebte Stimmung zu versetzen, in der man auch einen etwas angebraunten Bissen tröstlich hinunterschluckt, auch warf ich ihr, um schon jetzt etwas für die künftige Gestaltung der Dinge zu tun, so oft sie bei uns erschien, einen glühenden Blick zu, der ihr, wenn sie ihn wahrgenommen hätte, das Herz vielleicht warm gemacht haben würde. Vor der Hand fing sie ihn jedoch nur mit ihrem breiten und unempfindlichen Rücken auf, da ich, um nicht an den Ohren genommen zu werden, mich bei meinem stillen Liebeswerben der äußersten Vorsicht befleißigen mußte.

So vergingen mehrere ruhige Jahre, in denen ich langsam in die Höhe wuchs und auch in meinem Handwerk etwas vorzustellen anfing. Ich studierte in allen Schneiderzeitungen herum und untersuchte alle in einer andern Werkstatt gewachsenen Röcke, die mir irgend unter die Hände gerieten, aufs sorgfältigste oder prüfte sie bloß von ferne mit den Augen, und dieser löbliche Eifer blieb denn auch nicht ohne Lohn. Nicht nur, daß sich nach und nach unser Kundenkreis erweiterte, und das Geschäft in ein unruhiges Frühlingstreiben hineingeriet, ich selber trat auch allmählich in den Vordergrund und wurde der eigentliche Meister, mit dem man besprach, was bei einem neuen Gewand zu besprechen ist. Dagegen zog sich der gute alte Meister immer mehr in sich zurück, ließ mich nach Belieben schalten und walten und schickte sich an, sich noch mehr als sonst in seine Bücher zu versenken und den Rest seines Lebens fröhlich für das Himmelreich auszukaufen.

Meine Eltern hatten an meinem emsigen Tun eine große Freude, und meine Mutter behandelte mich schon mit einer Zuvorkommenheit, als brächte ich ihr Geld ins Haus, während sie in Wahrheit noch manches für mich zu zahlen hatte. Mit meinem steigenden Ansehen stiegen nämlich auch meine Ansprüche; ich ging nun schon zuweilen auf ein Stündchen in die Krone, ließ mich an einem Nebentisch bescheiden nieder und wartete darauf, daß man mich einlüde, an dem Haupttisch Platz zu nehmen. Auch hörte ich den Gesprächen, die dort geführt wurden, andächtig zu, als ob mit dem mittelmäßigen Bier eine herrliche Weisheit verzapft würde, und hielt mit meinen eignen Reden vorsichtig zurück, obwohl ich mir bewußt war, das meiste, was da gesprochen wurde, besser zu verstehn als die Hauptwortführer. Um mich so allmählich in die gute Gesellschaft einzuführen, mußte ich ein mühevolles und sorgenschweres Werk auf mich nehmen. Ich mußte mich nicht nur in meiner Kleidung immer anständig und fein halten, was bei meinen spärlichen Mitteln eine ziemliche Kunst war, sondern mich auch allenthalben in meinem Reden und Tun als einen Menschen von feinen Formen und gereiftem Verstand zeigen, was ein noch viel schwierigeres Stück war, da denn doch zuweilen die Jugendlust über die angenommene Gravität hinwegschäumen wollte, und mich ferner die Mängel meiner Erziehung und Schulbildung öfters in Verlegenheit brachten. Um meine Pläne durchzusetzen, mußte ich also etwas weiteres auf mich nehmen: während meine Altersgenossen fröhlich auf den Straßen schwärmten, setzte ich mich noch einmal auf die Schulbank und ließ mich von einem jungen Lehrer namens Horst, der sich mit der Dressur solcher Personen, die von einem späten Bildungstrieb gequält wurden, befaßte, für meine hohen Ziele herrichten. Dieser Horst war ein

Mann von vielseitigem Wissen, ein guter Erzähler, und wenn er wollte, ein liebenswürdiger Gesellschafter, schön von Gesicht und gut gewachsen. So würde er in der Stadt eine bevorzugte Rolle gespielt haben, hätte er die Leute nicht durch seine ätzenden Bemerkungen und durch seinen von dem Schulzimmer ins übrige Leben mitgenommenen Kommandoblick eingeschüchtert und von sich abgestoßen.

Horst fand nun an mir ein besondres Gefallen, vielleicht weil er in mir eine ihm verwandte Natur erkannte. Er nahm mich Sonntags auf seine naturwissenschaftlichen Streifereien mit und bildete mich zu einem ziemlich guten Schmetterlingssammler aus, auch sprach er mit mir über die Bücher, die ich gelesen hatte. und arbeitete ganz unmerklich an meinem Geschmack, indem er solchen Büchern, die mir besonders gefielen, alles mögliche schimpfliche anhing, dagegen manches mir langweilige Buch in allen Tonarten pries. So lernte ich von ihm gar vieles. Nur in einem Punkte war er mir nichts, meine wahre und eigentliche Bildung war er zu fördern unfähig, da er mir, wie ich das nach und nach erkannte, in meinem innersten Wesen auf ein Haar ähnlich war, von demselben Hochmutsteufel geritten wurde und seinem Beruf mit denselben rohen Empfindungen wie ich dem meinigen gegenüber stand. Auch er hatte sich von Jugend auf zu einem harten Frondienst verdungen und sich in ihm aufs äußerste abgemüht, bis er von allen Dingen eine gewisse oberflächliche Erkenntnis hatte und unter seinen Fachgenossen zwar als unliebenswürdiger Kollege, aber als ein Mann von umfassendem Wissen galt. Aber er hatte an den Dingen, die er seit vielen Jahren getrieben hatte und voraussichtlich bis an sein Ende treiben mußte, nur geringe Freude, sie waren ihm vielmehr eine rechte Last, indem sie ihm nur das notwendige Material zum Unterrichten andrer und den sauern Weg zur Ehre und zu einer wohlgedeckten Tafel bedeuteten. Weil er also im Grunde nichts andres tat, als immer neue Leute einen mühseligen Berg hinaufzuführen, ohne für sich davon mehr zu haben, als einen bescheidnen klingenden Lohn, so fühlte er sich in seinem Beruf auch nicht glücklich, sondern verglich ihn gern mißmutig mit andern Berufen und ließ die Augen begehrlich nach allen Seiten umherschweifen, ob sich denn keine Gelegenheit biete, dem ganzen dummen Zeug, womit er sich und andre so lange gequält hatte, mit einem guten Handstreich zu entgehn. So trieben wir also beide unser Werk in derselben unreellen Manier. Der Meister Liebezeit, dem meine Narrheit wohl in sein Gesichtsfeld geraten sein mochte, ließ um diese Zeit sein Haus neu antünchen und über die Tür den Spruch setzen:

Wir pauen Häuser hoch und vest
Und sind darin nur fremde Gest,
Und wo wir sollen ewig sein,
Da pauen wir gar wenig ein.

Er ließ dies in altertümlicher Schreibweise und mit alten Buchstaben aufmalen, wohl um auf jede Weise zu erkennen zu geben, daß er mit seinem Herzen in einer Zeit der einfachen und guten Sitten lebe und leben wolle.

8

Inzwischen war ich zwanzig Jahre alt und ein großer schlanker Bursch geworden, dem die Mädchen, wenn sie ihm auf der Straße begegneten, errötend nachschauten. Einmal geschah es, daß ein solches schwarzbraunes Mädchen halblaut, doch so, daß ich es hören konnte, zu einer andern sagte: Die schönen Augen! worauf die andre rief: Und erst die schönen braunen Locken! Dann stießen sie sich lachend an und flogen wie zwei bunte Sommervögel um die Ecke. Das Lob, das mir die beiden lustigen Kinder gespendet hatten, war eigentlich recht zweifelhafter Natur, da wenigstens schöne braune Locken auf meinem Haupte nicht zu finden waren, vielmehr es darauf aussah, wie auf einer frisch gemähten Wiese. Dennoch trieb mir der Scherz das Blut ins Gesicht, und mein Herz fing an schneller zu schlagen, woran ich also merken konnte, daß ich in die Nähe einer neuen Torheit

gekommen war. Aber ich merkte es nicht, sondern stürzte mich kopfüber mitten hinein und machte darin ein Gesprudel und ein Leben, daß die ganze Stadt aufmerksam werden mußte, und während sonst derlei Geschichten in aller Heimlichkeit abgemacht werden, die meinigen an allen Familientischen besprochen wurden. Hatte ich bisher schon viel auf mein Äußeres gegeben, aber so, daß ich mich wie ein vornehmer Mann hielt, der stille, ruhige Farben bevorzugt, so begann ich nun, hier und da an mir etwas buntes anzubringen, eine Blume im Knopfloch, eine Feder am Hut, ein leuchtendes Tüchelchen um den Hals mit einer Nadel, worin ein farbiges Glasstück glänzte, eine glitzernde Kette über den Magen, und was dergleichen Nichtigkeiten mehr sind. Der alte Meister hatte trotz seiner Weltabgekehrtheit ein scharfes Auge für die Torheiten der Welt, so ließ er sich denn auch diese kleinen Veränderungen meines auswendigen Menschen nicht entgehn, sondern beobachtete sie wie den Zeiger des Wetterglases, und nach seinem öftern Kopfschütteln mußte es ein sonderbares Wetter sein, das sich da ankündigte. Wenn ich des Morgens in meiner Pracht bei ihm erschien, dann schob er gewöhnlich die Hornbrille hoch hinauf in die Stirn und folgte nun mit Spannung der Metamorphose, der ich mich zu unterziehn hatte: wie da das aufgetakelte Hütchen, das bunte Tüchelchen, das modische Röckchen eins nach dem andern abgelegt wurden, und sich der schöne Schmetterling nach und nach in eine unscheinbare Raupe verwandelte, die dann auf den Arbeitstisch hinauf kroch und dort viele Stunden sitzen blieb. Und Abends folgte er mit derselben Neugier und mit einem stillen Lächeln der umgekehrten Verwandlung, wie da die arme Raupe aus ihrer Haut herauskroch und nun zu einem schönen Schmetterling wurde, der mit beiden Flügeln hinausdrängte ins Licht und in den Sonnenschein. Dabei blitzten mich die klugen Augen in dem feinen Greisenkopf lebhaft an, als wollten sie fragen, was für ein Tierchen bei dieser Aus- und Neugeburt, die sich da unter seinen Blicken zu vollziehn schien, schließlich zum Vorschein kommen werde.

Ein andres Schauspiel von nicht geringerer Augenweide bereiteten dem Meister die heranwachsenden Mädchen der Stadt, die seit einiger Zeit ihre hübschen Sommerkleider auf dem Pfad hinter unserm Hause in die Wald- und Wiesengründe hinaustrugen. Eines Tages, als wieder solch ein Trupp vorbeizog, singend in die grüne Fläche hineinspazierte und sich darin verstreute, sodaß es aussah, als seien auf der Wiese plötzlich große blaue, rote und gelbe Blumen aufgeblüht, sah der Meister seine Tochter schalkhaft an, deren Augen mißtrauisch auf die hübschen Gestalten ihrer Geschlechtsgenossinnen gerichtet waren, und sagte: Es will mir scheinen, Mariechen, als ob unser Haus in letzter Zeit auf das Weibervölkchen wie ein Magnet wirke. Ich meine noch in keinem Jahre so viele hübsche Mädchen gesehen zu haben, als in diesem, und es geht keins vorüber, ohne mir einen Gruß zuzuwerfen. Am Ende kommt das hübsche Volk gar meinetwegen hier heraus.

Mariechen lachte und sagte: Es geht das Gerücht, es sei hier herum ein wunderliches Tier zu sehen, ich weiß nicht, ein lockrer Zeisig oder ein Affe. So was sehen die jungen Mädchen immer gern.

Wahrscheinlich waren die Mädchen ganz zufällig darauf verfallen, das Schneiderhaus als Einfallstelle in die Wiesen zu wählen, und als dies das erstemal zu aller Befriedigung geschehn war, waren sie, wie ein Wassertropfen den andern nachläuft, dabei verblieben. Mariechen witterte jedoch in dem Zufall eine neue Untugend ihres Geschlechts, und wenn sie es irgend machen konnte, so setzte sie sich um die Zeit, wo die Mädchen auszuschwärmen pflegten, unter die Tür und scheuchte durch ihren Anblick das lustige Volk schnell ins Weite. Mich selber aber behandelte sie nun schon eine geraume Zeit wie einen frischen Salat, der eines guten Gusses von Essig bedarf, um genießbar zu werden, wie denn für das Aufkommen einer zarten Neigung zwischen uns längst jeder Boden verloren gegangen war. Jeder für uns steuerte für sich allein durch dieses sturm- und drangvolle Dasein, und mich erfaßte fast ein Grausen, wenn ich mich daran erinnerte, daß ich jemals

daran gedacht hatte, mein Schifflein an dieses grobe Fahrzeug anzubinden und es von ihm weiterschleppen zu lassen.

Mariechen sah den Mädchen noch immer nach und sagte: Mich wundert nur, daß auch des Stadtmüllers Anna diesen Unfug mitmacht.

Der Meister richtete sich auf. Die Anna aus der Mühle? War die auch dabei? Laß sehen. Das muß die Große sein mit dem bunten Blumenhut. Sie ist also wieder aus der Pension zurück?

Mariechen nickte und sagte mit einem spöttischen Blick auf mich: Das wäre etwas für den Heinrich. Er wirft seine Angel ja nach allen Seiten aus, da sollte er sie auch einmal in den Mühlenteich werfen.

Ich fuhr empor und wollte etwas unsanftes erwidern, aber der Meister hatte sie schon mit einem Blicke hinausgeschickt und sagte nun unmutig: Laß dich nicht auf einen Holzweg schicken, Heinrich. Du hast dich alle die Jahre brav gehalten, recht brav. Nun bleib nur noch eine kleine Zeit vernünftig und laß dich nur jetzt nicht von den Weibern in die Nesseln locken. Die Müllerin ist nichts für dich, und nachdem sie in der Pension gewesen und ein vornehmes Fräulein geworden ist, taugt sie dir erst recht nichts. Laß die andern Herzen brechen und halte du dich fein zurück. Denn du hast noch viel Zeit vor dir, deine Liebste liegt wohl noch in der Wiege oder spielt mit der Puppe. Wenn aber einmal deine Zeit gekommen ist, dann schau dich nur ja nicht nach dem Gelde um, nimm ein armes Mädchen mit gesunden Armen, einem frischen, natürlichen Herzen und einem einfachen, dankbaren Sinn, das wird dir tausendmal besser anschlagen als ein weitläufiger Geldsack.

Eine so lange Rede hatte der Meister noch nie in einem Zuge gehalten. Ich sah ihn deshalb auch mißtrauisch an und dachte: Wunderlich, daß die begüterten Leute so leicht über Geld und Gut absprechen, als wäre es lauter Gift und Verderben. Und wie sie, wenn es gilt, einen armen Teufel zurückzuhalten, von Tüchtigkeit, Einfachheit, Gesundheit und Natürlichkeit reden, als ob ein reiches Mädchen allemal ein Jammerlappen und ein Unausstehlich sein müsse und nicht die gerühmten Dinge neben einem behaglichen Besitz auch noch haben könne. Wie ich dies bedachte und heimlich mit dem Meister haderte, sprach plötzlich jemand in meine Seele hinein: Auf, Meister Heinrich! Das ist eine Aufgabe für dich. Nun zeige einmal, was du kannst. Die Aufgabe lohnte sich allerdings. Der Müller war ein vermögender Mann. Seine Wagen rollten nach allen Himmelsrichtungen und mehrten täglich seinen Besitz. Da er Witwer war und außer dem schönen Ännchen nur noch eine kränkliche, schon längst dem Tode vermählte Tochter hatte, so waren die Aussichten, die Anna einem glücklichen Freier eröffnete, wirklich von einer herzerfreuenden Art. Jedoch, um gerecht gegen mich selber zu sein, das Geld war bei dieser kühnen Unternehmung nur der goldne Hintergrund, im Vordergrund meines Verlangens stand denn doch das schöne warme Menschenbild selber.

Nachdem der Plan bei mir feststand, aller Welt zum Trotz den Versuch zu machen, ob ich die schöne Müllerin nicht für mich gewinnen könne, galt es zunächst eine Anknüpfung zu finden. Und hier kam mir nun das Schicksal in einer wunderbaren Weise entgegen, sodaß ich von vornherein nicht mehr an dem Gelingen des kühnen Plans zweifelte und darum mit dem guten Gewissen und der ruhigen Sicherheit eines von der Vorsehung geleiteten Menschen in das schöne Sonnenland der Liebe hineinwandelte. Die Anknüpfung aber ergab sich auf folgende Weise: Meine Mutter half zuweilen in der Mühle beim Reinigen. So war sie denn auch gerade an dem Tage, wo ich meine Absichten auf das Müllermädchen gerichtet hatte, dort beschäftigt, und zwar hatte sie in dem Zimmer des Fräuleins aufzuräumen. Da waren nun auch eine Anzahl aus der Pension mitgebrachte Kisten auszupacken, deren Inhalt meiner Mutter einen freudigen Schreck einjagte, da sie wieder einmal einem himmlischen Orakelspiel auf die Fährte gekommen zu sein glaubte: Schmetterlinge aller Art nämlich breiteten ihre schillernden Flügel aus,

als wollten sie in den Sonnenduft hinaus und von Blume zu Blume flattern, aber leider hatte die zarte Hand eines schönen Mädchens ihren feinen Leib auf Kork gespießt und unter Glas festgehalten. Die Mutter hatte bei mir die Leidenschaft, die prächtigen Falter von ihren Tummelplätzen wegzufangen und eines grausamen Todes sterben zu lassen, immer abscheulich gefunden, jetzt aber dachte sie wohl darüber anders, denn sie ließ sich erzählen, wie das Ännchen zu dieser wundervollen Sammlung gekommen wäre. Da stellte sich nun heraus, daß unter den Lehrern der Pensionsanstalt ein gefährlicher Mensch gewesen sein mußte, um dessenwillen sich die jungen Mädchen einer fieberhaften Begeisterung für naturwissenschaftliche Dinge hingegeben hatten. Die einen sammelten Steine, die andern preßten Blumen, wieder andre spießten Käfer und Schmetterlinge; ja an viel gewöhnlicheres Tierzeug machte sich das Mädchenvolk heran, sodaß also, wenn diese Leidenschaft von einiger Dauer gewesen wäre, die Landschaft Gefahr gelaufen hätte, ihrer sämtlichen Fauna und Flora nach und nach beraubt zu werden. Glücklicherweise war der gefährliche Mann in eine entlegne Gegend berufen worden, und mit seinem Weggang war denn auch der Friede wieder in die Natur zurückgekehrt. Anna, die zu der Ordnung der Schmetterlingsjägerinnen gehörte, weil sie dabei ihren Geschmack für das Schöne und Prunkhafte am ehesten befriedigen konnte, hätte, als sie die Anstalt verließ, um ein Haar den ganzen Plunder zurückgelassen. Im letzten Augenblick regte sich bei ihr jedoch der sparsame Sinn ihrer Familie, in deren Hause noch nie etwas weggeworfen worden war, und so nahm sie das Zeug mit, in der Hoffnung, daß es vielleicht doch noch einmal nützlich sein könnte. Dieser Fall trat denn auch ein, indem ihr schon am ersten Tage die Bewunderung meiner Mutter zuteil wurde, die ihr angenehme Dinge sagte und endlich mit der Mitteilung schloß, daß merkwürdigerweise auch ihr Sohn eine ähnliche Sammlung habe, nicht so schöne und bunte Exemplare freilich, auch wären sie nicht so geschmackvoll nach den Farben geordnet, aber immerhin sei es ein nettes und sehenswertes Museum. Nun wurde das Ännchen neugierig; ein Schneider, der Schmetterlinge sammelte, erschien ihr wohl selbst als ein Naturwunder, das man sich einmal näher betrachten müsse, und noch lebhafter wurde ihre Teilnahme, als sie erfuhr, daß ich meine Anleitung von Horst empfangen hatte und von ihm mit seiner Freundschaft beehrt würde. Das Ende der Verhandlung war, daß Ännchen ihren Besuch für einen der nächsten Abende ankündigte und noch früher, als es meine Mutter erwartete, ausführte. Sie wurde zunächst mit Kaffee und Kuchen bewirtet und ließ es sich, nachdem sie sich auf eine stolz-feierliche Weise geziert hatte, auch köstlich schmecken. Darauf wärmer geworden, besah sie mit mir die verschiednen Kästen meiner Sammlung. Hierbei hätte mir eigentlich auffallen müssen, daß sie für die Sache nur eine sehr geteilte Aufmerksamkeit hatte, daß sie zwar einem besonders schön gefärbten Falter einen freundlichen Blick gönnte, die simpeln Leineweber aber gänzlich übersah, und daß sie überhaupt mehr nach den Nebenumständen fragte, als nach der Hauptsache, und also wissen wollte, ob ich diesen oder jeden Fang allein oder in Gesellschaft Horsts gemacht hätte, und ob Horst häufig mit mir ginge, und ob er wohl auch diesen Abend zu erwarten wäre, denn in diesem Falle dürfe sie nicht weiter stören. Als ich sie darüber beruhigt hatte, blieb sie noch ein Stündchen, und wie sie nach etlichen Tagen wiederkam, setzten wir unser köstliches Gespräch da fort, wo wir es zuletzt abgebrochen hatten, nämlich bei der Schilderung der guten Freundschaft, die ein so hochgebildeter und sonst so stolzer Mann wie Horst einem Schneiderburschen entgegenbringe. Meine Mutter freute sich über das gute Zutrauen, das so schnell zwischen uns entstanden war, nur konnte sie nicht begreifen, warum wir immer wieder mit dem Horst unser Wesen hätten, während es doch viel angenehmere und schönere Dinge zu besprechen gäbe, als dieser hochmütige Schulfuchs. Ich war im Herzen ganz ihrer Meinung; da ich mich aber auch bei dieser Sache nicht von meinem Herzen allein leiten ließ, sondern den diplomatischen Kopf herausbiß, so konnte ich auch nicht reden, wie mirs ums Herz war,

und natürliche Schritte tun, sondern mußte laufen, wie das Ännchen blies. Und so war ich eine längere Zeit damit beschäftigt, einem mir völlig gleichgiltigen Menschen Strahlen ums Haupt zu flechten, in der Hoffnung, daß die schöne und in ihrer Art seltne, ja vielleicht einzige Freundschaft zwischen Pferd und Esel auch das Bild des Esels verklären würde. Wäre ich nicht allzu tief in meine Eitelkeit und in meine Spekulation versenkt gewesen, so hätte ich es erkennen müssen, daß das schöne Ännchen eigentlich immer über mich hinwegsah, nach jener Sonne, in deren Glanz ich mich bewegte, und von der ich mich anstrahlen ließ. Ein einzigesmal ging diese Sonne auch wirklich über unserm Kreise auf, in einer so stechenden Weise aber, daß das arme Ännchen von diesem Hochmut verlegen wurde, und während sie sonst das Wort führte, plötzlich verstummte. Erst als er wieder gegangen war, fand sie sich wieder zurecht und machte mir Vorwürfe, ich hätte von dem Freunde viel zu gut gesprochen. Er sei noch der unangenehme und eingebildete Mensch, als der er unter allen Menschen verschrieen wäre. So erntete also meine Tugend ihren Lohn, und mein Stern stieg groß und hell auf, während die Sonne, nachdem sie nun genug über uns geschienen hatte, vorläufig untergehn mußte.

Es geschah dies an einem Sonnabend, voll Blumenduft und Gewitterschwüle. Der Mond schaute aus schweren Wolken zu uns herab, und in der Ferne wetterleuchtete es. Nun waren wir zwar beide, wie ich es jetzt weiß, berechnende Menschen, aber wir hatten immerhin Fleisch und Blut, und in Ännchens Adern trieben sich sogar einige Tropfen mütterlichen Bluts umher, das von sehr stürmischer Art gewesen sein soll, wie denn überhaupt diese paar Tropfen ererbten Bluts das sonst so kluge und überlegende Mädchen in diese Verirrung gebracht haben mögen, in der sie die Erde mit dem Himmel und den Himmel mit der Erde verwechselte. So kam es auf die einfachste Art und auf eine mir selber unerklärliche Weise, daß, ohne daß etwas dabei gesprochen wurde, wir uns plötzlich in den Armen lagen und uns leidenschaftlich küßten. Nach einigen Augenblicken wachten wir dann freilich aus unserm Rausche auf und betrachteten uns mit großen und erstaunten Augen, und Annchen rief halb lachend, halb weinerlich: Mein Lebtag hätte ich nicht geglaubt, daß ich einmal an einen Schneider geraten würde! Ich fühlte mich verletzt und sah sie traurig an, worauf sie mich noch einmal kräftig an sich drückte und sagte: Schneiderlein, Schneiderlein, das wird einen schweren Kampf geben. Bist du nicht von der tapfern Art, die sieben auf einen Schlag nimmt, dann ists aus und verspielt.

Ich werde meinen Mann stellen, versetzte ich ruhig, wenn du nur treu und fest bleibst.

So schwärmten wir miteinander, und obwohl die wahre Liebe auf keiner Seite brannte und das glühende Gesicht Annas weniger von einer innern Glückseligkeit als von einer Berauschung ihrer Sinne herrührte, so schienen doch auch uns die Blumen nunmehr einen doppelten Duft auszuströmen, die Sterne doppelt herrlich zu glänzen, und überhaupt das ganze Leben von einem schönen Sonnenrot angeglüht zu sein. Da jedoch dem Sprichwort entgegen auch dem Glücklichen die Stunde schlägt, so mußten wir uns endlich entschließen, aus dem Lande der Seligen wieder in das wirkliche Leben herniederzusteigen, und also während wir auf verborgnen Wegen zur Mühle zurückgingen, allerlei nüchterne Dinge besprechen, vor allem aber zusammen überlegen, was geschehn müsse, unsern romantischen Liebeshandel zu einem guten Ende zu führen. Bei diesen Reden, die uns plötzlich in eine andre, weniger behagliche Welt versetzten, wurde Ännchen merklich still und verlegen und verstummte endlich ganz. Ja sie antwortete auf mehrere meiner Fragen heftig und in ausfahrender Weise, worauf ihr dann freilich Tränen in die Augen kamen, und sie mir wieder um den Hals fiel und sagte: Verzeih mir, ich weiß ja gar nicht, was ich rede. Ich weiß ja gar nicht, wo ich bin.

In einem Gehölz neben der Mühle, worin es so dunkel war, daß wir kaum noch die Gesichter erkennen konnten und nur noch unsre Augen in irgend einem

verirrten Lichtschimmer glänzen sahen, nahmen wir Abschied und küßten uns so heftig, daß ich noch jetzt die heißen Lippen des Mädchens zu spüren meine. Dann lief ich querfeldein, und als ich eine Anhöhe erreicht hatte, von der man die Mühle noch einmal sehen konnte, und wie ich da ein einsames Licht durch die Stuben wandern und schließlich hoch oben in einem Erkerstübchen halt machen und von dort als einen glänzenden Stern in die Nacht hinausstrahlen sah, jauchzte ich hell auf mit einer mir fremd klingenden Stimme, die weit hinaustönte und wo irgendwo ein Liebespaar in der balsamischen Sommernacht lustwandelte, dieselben Gefühle weckte und also ein gleiches Jauchzen hervorrief, das dann weiter zündete, sodaß nun diese Stunde die ganze Gegend plötzlich aus dem Häuschen gekommen zu sein schien. Auch die Hunde auf den einzeln liegenden Gehöften nahmen den Lärm auf und bellten in den Mond hinein. Andern Tags aber war in der Stadt allenthalben ein Gerede und Kopfzerbrechen, was eigentlich die Ursache von all diesem Getöse gewesen sein möchte. Ich selber hörte meinem Echo eine Weile zu und ging dann mit den Gefühlen eines Mannes, der sein Schäfchen im Trocknen hat, nach Hause.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Iden des Oktobers. Seitdem Caprivi und sein Nachfolger Fürst Hohenlohe, der zweite und der dritte Reichskanzler, beide im Monat Oktober aus dem Amt geschieden sind — als dritten im Bunde kann man ihnen noch den Ministerpräsidenten Grafen Eulenburg beizählen —, scheint bei einem Teile des publizistischen Deutschlands die Oktobermitte als die Zeit kritischer Tage in unsrer politischen Wetterbildung zu gelten. Blätter verschiedenster Richtung gefallen sich in der Andeutung, daß auch die Tage des vierten Reichskanzlers gezählt seien, und daß „dunkle Kräfte“ an seiner Beseitigung arbeiteten. Die „Frankfurter Zeitung“ hat es behauptet, und die „Kreuz-Zeitung“ stimmt zu. Daß der Reichskanzlerposten in Deutschland zur Zeit für eine erstrebenswerte Sache gilt, wird im Ernst niemand behaupten. Dennoch würde einem tüchtigen Manne, der das Zeug dazu in sich fühlte, die Berechtigung des Ehrgeizes, nach dem höchsten Amt in Deutschland zu trachten, nicht abgesprochen werden dürfen. Die Auswahl von Männern, die für dieses Amt in Betracht kommen können, ist aber von jeher sehr klein gewesen, sie ist in den letzten Jahren sicherlich nicht größer geworden. Am allerwenigsten auf der Seite, wo sie nach Andeutung der „Frankfurter Zeitung“ sitzen sollen, und wo auch die „Kreuz-Zeitung“ sie vorhanden glaubt. Doch es wäre immerhin nicht uninteressant, genauer zu erfahren, wo der Nachfolger des zu stürzenden Grafen Bülow eigentlich zu suchen sei. Mit dem publizistischen ceterum censeo ist die Sache doch nicht abgetan, auch darf man nicht annehmen, daß beide, die Frankfurterin und ihre ausgesprochenste Gegnerin, nur Gespenster sehen. Wenn die eine nicht wider besseres Wissen absichtlich alarmiert, und die andre nicht nur aus Sarkasmus ihr zunickt, muß es doch Gestalten von Fleisch und Bein geben, die — einstweilen für weitere Kreise noch unsichtbar — an dem Stuhl des Reichskanzlers zerren. Was hofft man nun eigentlich zu erreichen? Da die „dunkeln Kräfte“ wohl nur auf dem äußersten agrarischen Flügel der Konservativen zu suchen sind, so wären auch die Ziele, die durch die Beseitigung des Grafen Bülow erreicht werden sollen, gegeben: „Handelsverträge nur unter hoher Erschwerung der Einfuhr der fremden Agrarprodukte, Fechterstellung gegen England und Amerika; nach innen stärkere Repression gegen die Sozialdemokratie; im Landtage: endgiltiger Verzicht auf die Kanalvorlage, Schulgesetzgebung im Sinne der konservativen Anträge“ und dergleichen mehr. Wir wollen einstweilen davon absehen, daß nach allen vorhandnen

Anzeichen der Kaiser wenig geneigt sein dürfte, einen Kanzler zu berufen, der ihm mit einem solchen Programm, das noch verschiedne andre Dinge in sich schließt, oktroyiert werden soll. Der Kaiser mag mit dem Reichskanzler, der Reichskanzler mit dem Kaiser in der Behandlung einzelner Fragen nicht übereinstimmen, sei es in der Richtung oder sei es in der Methode, das ist zwischen Wilhelm dem Ersten und Bismarck auch der Fall gewesen, wie der Schriftwechsel zwischen dem ersten Kaiser und seinem treuen deutschen Diener zur Genüge bezeugt. Im großen und ganzen aber besteht zwischen Kaiser Wilhelm dem Zweiten und dem Grafen Bülow sicherlich die prinzipielle Übereinstimmung, die zur Führung der Geschäfte unabweislich nötig ist. Sodann aber sind, was die Zollpolitik anlangt, Deutschland die Wege durch die allgemeine wirtschaftliche Weltlage, durch die Strömungen und die Bedürfnisse der andern Länder so vorgeschrieben, daß starke Abweichungen von der jetzigen Richtung nur direkt gegen die Wand führen könnten. Schwerlich ist im konservativen Lager ein von Gott so begnadeter Staatsmann vorhanden, daß er der deutschen Zoll- und Handelspolitik mit Erfolg andre Wege zu weisen vermöchte. Er würde dazu außer dem Kaiser und dem Bundesrat auch noch den Reichstag brauchen, und wir halten es für ausgeschlossen, daß ein Reichstag, auch nach wiederholten Auflösungen, für eine agrarischere Richtung zu haben wäre. Ganz dasselbe wird von der innern Politik gelten, wo tiefgreifende Änderungen nur nach einer schweren innern Krisis möglich wären. Eine solche ist aber nicht vorhanden und einstweilen auch nicht in Aussicht zu nehmen; auch bedeutendere Kapazitäten, als sie unter den angeblichen „dunkeln Kräften" vorhanden sind, würden es nicht fertig bringen, den Staatswagen in andre Geleise hinüberzuführen. Dazu würde auch die Energie des tatbereitesten Kanzlers nicht ausreichen, weil weder die außer ihm noch nötigen Kräfte vorhanden sind, noch eine zwingende Veranlassung der politischen Lage gegeben erscheint. Noch reicht bei aufmerksamer Beobachtung das Gewehr bei Fuß aus, man muß es nur in der Hand behalten. Und die Fechterstellung gegen England und Amerika? Wird sie nicht von denselben Leuten empfohlen, die von der „gräßlichen Flotte" nichts wissen wollen? Und glaubt man durch die Fechterstellung gegen England etwa Rußland mehr zu gewinnen? Die russischen Staatsmänner würden sich ins Fäustchen lachen. Sie umwerben uns in der Regel nur, so lange sie uns von England umworben wissen. Einen Konflikt zwischen Deutschland und England würde Rußland vielleicht in Asien ausnützen, vielleicht auch nicht, seine Politik würde sich jedenfalls nur den Bedürfnissen des russischen Interesses, nicht denen des deutschen anpassen. Ob wir also Rußland auf diese Weise gewinnen, ist mehr als zweifelhaft, sicher ist dagegen, daß die Franzosen England gewinnen. Es wird einer sehr gewandten und erfahrnen Staatskunst und einer großen Besonnenheit der öffentlichen Meinung bedürfen, die erwünschten Beziehungen zu England ohne Berührung unsers eignen Ehrgefühls wieder herzustellen. Weit wichtiger als ein agrarischer Reichskanzler ist jedenfalls für diesen Zweck eine diplomatische Kraft ersten Ranges in London. Für eine Wendung im Sinne der „dunkeln Kräfte" halten wir die Zeitläufe nicht angetan und erachten deshalb auch einen Erfolg dieser Bestrebungen für ausgeschlossen. Zunächst jedenfalls so lange, wie die Frage der Handelsverträge unser öffentliches Leben beherrscht und wahrscheinlich auch noch ein gut Stück darüber hinaus. Trügen nicht alle Anzeichen, so wird Graf Bülow das Laub im Garten des Berliner Reichskanzlerhauses noch manchen Herbst sich färben sehen. Wer es besser weiß, der sage es. *g*

Die erste Encyklika Pius des Zehnten. Die Hoffnungen, die von vielen auf die versöhnliche Gesinnung des neuen Papstes gesetzt worden sind (vgl. „Die Papstwahl" in Nr. 36 d. Bl.), scheinen sich zu erfüllen. Sein erstes Rundschreiben, wie versichert wird, sein ganz persönliches Werk, zeigt in der Tat einen „religiösen" Papst. Es verkündet, er wolle nichts sein als ein „Diener Gottes." Es wendet sich scharf gegen den Unglauben, der die Schöpfung statt des Schöpfers verehre, es predigt die Lösung der sozialen Schwierigkeiten durch „Liebe und Gerechtigkeit"

der „Wohlhabenden," durch „Geduld und Ruhe" bei den „Armen" und die Notwendigkeit, „die Fürsten und die Lenker der Staaten, deren Gewalt nur von Gott ist, zu ehren und zu lieben"; es sieht also die weltlichen Regierungen nicht mehr nach ultramontaner Theorie als bloße Diener der Kirchengewalt an. Es warnt die Geistlichen vor der „trügerischen Wissenschaft, die mit Christus nichts gemein hat," es lobt die, „die auf allen Gebieten des Wissens nützlichen Studien obliegen, um sich dadurch Rüstzeug zu verschaffen zur Verteidigung und Zurückweisung der Verleumdungen der Glaubenshasser," aber es verheißt, die höher zu schätzen, „die, ohne die göttlichen und menschlichen Wissenschaften zu vernachlässigen, sich an erster Stelle der Seelsorge widmen," und es beklagt, daß es nicht allzuviele sind, die nach Christi Beispiel den Armen das Evangelium verkünden, statt „sich Zielen von mehr scheinbarem als wirklichem Nutzen zu widmen." Das ist eine sehr deutliche Absage an die Hetz- und Streitkapläne auf der Kanzel und in der Presse. Daß Pius der Zehnte den Satz festhält: „der Weg zu Christus führt durch die Kirche," und daß er die Unterordnung der Laien unter die Leitung der Bischöfe betont, entspricht dem Wesen seiner Kirche und ist sein gutes Recht. Besonders charakteristisch aber sind zwei Punkte: er weist die Meinung, er denke „weltliche Ziele und Parteiwünsche" zu verfolgen, als „nichtige Erwartung" unbedingt ab, und er appelliert zum Schluß an die „Überzeugung aller," „daß die Kirche gemäß ihrer Gründung durch Christus ihre volle unverkürzte Freiheit genießen muß und keiner fremden Herrschaft unterworfen sein darf." Dieser Satz ist so vorsichtig gefaßt, daß er nichts weiter bedeuten kann, als die volle Freiheit der Kirche von jeder weltlichen Herrschaft, also die uralte, immer wieder erhobne, niemals erfüllte und im modernen Staat auch niemals erfüllbare Forderung der römischen Kirche; von einer Notwendigkeit weltlicher Herrschaft ihres Oberhauptes, von einer Verdammung des „Kirchenraubes," von einer Zurückforderung des Kirchenstaats, also von der üblichen Kriegserklärung gegen das Königreich Italien ist mit keiner Silbe ausdrücklich die Rede; man kann eine solche nur dann hineininterpretieren, wenn man „Kirche" und „Papsttum" gleichsetzt.

Enthält dieser Satz einen stillschweigenden Verzicht auf das dominium temporale? Die Antwort kann nicht mehr lange hinausgeschoben werden, denn der Besuch des Präsidenten der französischen Republik Loubet am italienischen Königshofe steht bevor, des ersten katholischen Staatsoberhaupts, das seit 1870 Rom betritt. Empfängt ihn der Papst nicht, so droht die Kündigung des Konkordats in Frankreich, die der Vatikan aus materiellen und politischen Gründen schwerlich riskieren kann; empfängt er ihn, so heißt er damit stillschweigend die Anerkennung Roms als Hauptstadt des Königreichs Italien durch ein katholisches Staatsoberhaupt gut und bricht damit den Bann, der bisher katholischen Herrschern den Besuch des Quirinals verboten hat. Das wäre noch nicht die volle Aussöhnung mit Italien, sondern nur ein tolerari potest, aber der erste Schritt zu diesem Ziele wäre es. Die Augen der Welt sind auf Pius den Zehnten gerichtet; wird er den starken Willen haben, seiner intransigenten Umgebung und einer Tradition von dreiunddreißig Jahren zum Trotz das Papsttum, die alte gloria italiana, mit dem nationalen Staate zu versöhnen? Eines wahrhaft großen Papstes wäre dieser Schritt würdig; und er wäre auch nichts ganz Unerhörtes, denn auch Pius der Neunte und Leo der Dreizehnte haben gelegentlich daran gedacht.

Es gibt keine andre Lösung mehr als die, die Vincenzo Gioberti schon 1852 verkündigt hat: das friedliche Nebeneinander des Papsttums und des Königtums im italienischen Rom, wie es das Garantiegesetz vom 31. Mai 1871 ermöglichen wollte. Gewiß ist die Stellung des Papsttums nicht nur eine italienische sondern ebensogut eine allgemeine katholische Angelegenheit. Aber indem auch die katholischen Mächte den gegenwärtigen Stand der Dinge in Rom anerkannt haben und ihre Gesandten so gut beim Quirinal wie beim Vatikan unterhalten, haben sie sich jedes innern Rechts begeben, die Wiederherstellung des dominium temporale zu fordern. Eine solche würde jetzt jede italienische Regierung rundweg ablehnen;

Roma intangibile hat König Humbert gesagt. Deshalb halten wir es im Interesse eines guten Einvernehmens mit Italien für bedenklich, namentlich in diesem wichtigen Zeitpunkte, wenn im neusten Heft der Preußischen Jahrbücher ein früherer hochgestellter katholischer Reichsbeamter jedenfalls auf eigne Hand den Vorschlag macht, dem Papste das Trastevere mit einem Landstrich bis zur Küste zu überlassen. Man fragt verwundert: Wozu? Prinzipiell würde sich damit doch gar nichts ändern, denn der „Kirchenraub“ von 1860 und 1870 würde damit nicht rückgängig gemacht. Ferner müßte ein solcher Landstrich doch einen Hafen umfassen, und das könnte kaum ein andrer als Civitavecchia sein, denn der Tibermündungshafen Fiumicino ist ganz unbedeutend, dann aber wäre das einzuräumende Gebiet gar nicht so klein. Es würde allerdings dem Vatikan den Verkehr mit dem Auslande auf eignem Boden gewähren, es würde aber auch einer fremden Macht, die mit dem Papsttum irgendwie in einen kirchlichen Konflikt geriete, die Möglichkeit geben, militärisch gegen Rom vorzugehn, wie es früher, solange der Kirchenstaat bestand, oft genug geschehen ist. Und soll sich Italien gefallen lassen, daß gelegentlich wieder eine fremde Fahne im Trastevere weht? Nein, der weltliche Besitz hat niemals die Freiheit des Papsttums gewährleistet, sondern sie oft genug in Gefahr gebracht; diese Freiheit wird gerade dadurch gesichert, daß italienisches Gebiet den Vatikan rings umgibt und schützt. Solche unbedachten Vorschläge Fremder sind nur geeignet, die berechtigte Empfindlichkeit der Italiener zu reizen, und wir Deutschen haben wirklich keinen solchen Überfluß von Freunden in der Welt, daß wir eine im erfreulichsten Aufstreben begriffne verbündete Macht ganz unnützerweise vor den Kopf stoßen dürften. •

König Friedrich Wilhelm der Vierte und die Kaiserkrone. Sepps interessante Erinnerungen an die Paulskirche sind in den Grenzboten zum Abschluß gekommen, leider, denn einige Fortsetzungen hätte man noch recht gern gelesen. Wir Deutschen, die wir früher wie an vielem andern, so auch an eignen Memoiren arm gewesen sind, dürfen dankbar jeden Beitrag an Selbsterlebnissen zur Kunde unsrer neuern Geschichte begrüßen. Von Nebensächlichem sei erwähnt, daß Sepp in betreff der Ermordung des Fürsten Lichnowsky in einem Punkte irrt. Lichnowsky wollte nicht dem revolutionären Haufen auf der Bornheimer Heide entgegenreiten, sondern den von Darmstadt her erwarteten Truppen. Dabei stieß er auf den Haufen, wurde angegriffen und flüchtete mit Auerswald. Lichnowskys und Auerwalds Ermordung bleibt einer der dunkelsten Flecken auf der Geschichte des Jahres 1848, wenngleich das Verhängnis wohl durch Unvorsichtigkeit herausgefordert worden war. Lichnowskys zweifellos hochbegabte Persönlichkeit hat bekanntlich nach mancher Richtung hin zur Kritik Anlaß gegeben, namentlich sein Verhalten in den Berliner Märztagen scheint nichts weniger als einwandfrei. Doch ist hier nicht der Ort, näher darauf einzugehn. Dagegen fordert Sepps interessante Mitteilung über die kleine politische Intrigue bayrischer Abgeordneter nach der Kaiserwahl, die Absendung eines abmahnenden Briefes an Friedrich Wilhelm den Vierten, zu einer Erörterung heraus. Sepp scheint anzunehmen, daß dieser Brief ausschlaggebend für die Entschließung des Königs gewesen sei. Ist schon an sich schwer anzunehmen, daß der König von Preußen in einer so folgenschweren Entscheidung für seine Person, sein Haus und sein Land Rat von ausgesprochnen Gegnern Preußens angenommen und befolgt hätte, so steht überdem beglaubigt fest, daß der König zur Ablehnung der Kaiserkrone schon lange vor der Kaiserwahl entschlossen war. Er wollte die Stellung eines Oberhauptes in Deutschland erst dann annehmen, dann allerdings beanspruchen, wenn der Kaiser von Österreich endgiltig darauf verzichtete. So lange Österreich das nicht tat, und gutwillig hätte es sich nie dazu entschlossen, erkannte Friedrich Wilhelm der Vierte dem Hause Habsburg einen Rechtsanspruch auf den Primat in Deutschland zu, an den er niemals gerührt hätte, dessen Aufgebung mit Waffengewalt zu erzwingen er am allerwenigsten geneigt war. Auch dann nicht, als sich Österreich ihm gegenüber ins Unrecht gesetzt hatte. Nach vielen Enttäuschungen ist ihm erst gegen das Ende seiner Regierung, nach dem

letzten Besuch in Wien im Sommer 1857, die Überzeugung gekommen, daß der Bruch mit Österreich und eine kriegerische Auseinandersetzung mehr und mehr unvermeidlich werde. Zum Wohle für Preußen und Deutschland ist dem Könige diese Entscheidung erspart geblieben. Das politisch einzig Notwendige wie einzig Mögliche: der Bundesstaat mit Ausschluß Österreichs, aber nicht feindselig gegen Österreich, war auch von ihm erkannt und festgehalten worden, aber die Lösung in diesem Sinne herbeizuführen lag außerhalb seiner Entschlußkraft. Ranke hat in seiner Schlußbetrachtung zu dem von ihm herausgegebnen Briefwechsel des Königs mit Bunsen die Grundlinien der Politik Friedrich Wilhelms befreit von den üppigen Schnörkeln, mit denen seine reiche Phantasie den einfachen Gedankengang verhüllte und erschwerte, für die historische Forschung freigelegt und sie vor der Geschichte für alle Zeiten beglaubigt.

Des Briefes der bayrischen „Nichtwähler“ des Kaisers vom 29. oder 30. März 1849 hat es für die Entschließung Friedrich Wilhelms nicht bedurft. Was in diesem Briefe gesagt ist, hatte der König selbst viel deutlicher schon am 18. März 1849 gegen Ernst Moritz Arndt ausgesprochen, am 20. März gegen Beckerath wiederholt. Der Brief an Arndt, längst gedruckt, doch längst vergessen, besagte:

„Die Nationalversammlung hat weder eine Krone zu geben noch zu bieten. Sie hat eine Verfassung zu entwerfen und demnächst mit allen von ganz Europa anerkannten regierenden Herren und Städten zu vertragen. Wo ist der Auftrag, der diese Männer berechtigt, über rechtmäßige Obrigkeiten, denen sie geschworen, einen König oder Kaiser zu setzen? Wo ist der Rat der Könige und Fürsten Deutschlands, der nach tausendjährigem Herkommen dem heiligen Reich seinen König kürt und die Wahl dem Volke zur Bestätigung vorlegt?“ Und an andrer Stelle: „Ist diese Geburt des greulich kreisenden 1848sten Jahres eine Krone? Das Ding, von dem wir reden, trägt nicht das Zeichen des heiligen Kreuzes, drückt nicht den Stempel »von Gottes Gnaden« aufs Haupt, ist keine Krone. Es ist das eiserne Halsband der Knechtschaft, durch welches der Sohn von mehr denn 24 Regenten, Kurfürsten und Königen, das Haupt von 16 Millionen, der Herr des treuesten und tapfersten Heeres der Welt der Revolution zum Leibeignen gemacht werden würde. Und das sei ferne!“

Man vergleiche diesen Brief des Königs an Arndt, der zwölf Tage älter ist, mit dem Briefe der bayrischen „Nichtwähler“ an den König, und man wird bei der vollen Übereinstimmung der Grundgedanken ohne weiteres erkennen, daß es der gegnerischen Abmahnung nicht mehr bedurft hatte. Außer Arndt und Beckerath hatten auch Bunsen, Bassermann und Saucken, vielleicht noch mancher andre Patriot, an den König geschrieben. Ob die beiden letzten eine Antwort erhalten haben und welche, ist nicht bekannt. In der Antwort an Beckerath vom 20. März — man beachte immer die Daten — hat der König ausdrücklich auf seinen Brief an Arndt verwiesen. In seinem Briefe an Bunsen hat er dann den intimen Kommentar zu seiner Antwort an die Frankfurter Deputation geliefert. Weitere klassische Zeugen sind ohne Zweifel Bismarck und Gerlach. Bismarck schreibt in den „Gedanken und Erinnerungen“ (I, 57 u. f.) als ein sehr genauer Kenner der damaligen Stimmungen des Königs: „Als der König am 3. April 1849 die Kaiserkrone ablehnte, aber aus dem Beschlusse der Frankfurter Versammlung »ein Anrecht« entnahm, dessen Wert er zu schätzen wisse, war er dazu hauptsächlich bewogen durch den revolutionären oder doch parlamentarischen Ursprung des Anerbietens und durch den Mangel eines staatsrechtlichen Mandats des Frankfurter Parlaments bei mangelnder Zustimmung der Dynastien.“ Gerlach berichtet in seinen Eintragungen vom 30. März und 2. April 1849 mit behaglicher Breite über das Aufgebot der gesamten damaligen Camarilla, die dem König bei dem Entwurf der Antwort an die Frankfurter Deputation „zur Seite stehen wollte,“ beide Gerlach, Massow, Voß, General v. Rauch, Graf Stolberg, Graf Alvensleben — die Camarilla war diesesmal „vollständig besetzt.“ Gerlach selbst hatte den Entwurf einer Antwort aufgesetzt, „der die Freude über die Anerkennung der Macht Preußens, den guten Willen, zu helfen, aussprechen sollte, das Anerbieten der Kaiserkrone aber als unzeitig und unvorbereitet abweisen.“ Der König nahm die

Anwesenden in sein Kabinett und las ihnen die von ihm aufgeschriebne Antwort vor, „sie war unbeschreiblich schön und ergreifend.“ Dann erzählt Gerlach weiter: „Unser ganzer Angriff konzentrierte sich nur gegen eine Stelle in dem Entwurf. In derselben erklärte der König, er würde, ganz abgesehen von seiner Person, nur eine Wahl anerkennen, die von einem ordentlichen Fürstentage unter der Leitung der mächtigsten Fürsten Deutschlands, also auch mit Zuziehung seiner selbst und mit Zustimmung deutscher Nation vollbracht worden sei, nach tausendjährigem Rechte.“ Bei der Diskussion kam heraus, daß der König keineswegs den Fürstentag einfach nach der Kopfzahl abstimmen lassen wollte, wo Österreich und Liechtenstein gleichgestellt wären, „die größern Fürsten, die acht Kurfürsten voran.“ Er erwiderte Gerlach: „Tausendjährig ist Ihnen zu apokalyptisch, obschon nach dem Buchstaben wahr.“ An die Stelle des Volkes, das der Fürstenwahl zuzustimmen hatte, sollte die Frankfurter Versammlung treten. Der König war entschlossen, abzudanken, falls seine Minister ihn zur Annahme drängen würden, so hatte die Königin mitgeteilt, Bodelschwingh, Vincke hatten zur Annahme geraten, ebenso Prinz und Prinzessin von Preußen. Schließlich notiert Gerlach von der Rede des Königs an die Frankfurter Deputation: „Ein neuer wichtiger und sehr guter Passus über die Revision der Verfassung war durch Alvensleben hineingekommen, und wie der Erfolg zeigt, der wesentlichste.“ Der Prinz von Preußen hat am Abend dieses Tages, als Simson ihm gegenüber die Unvermeidlichkeit „eines Tropfens demokratischen Öles“ in der Reichsverfassung betonte, geäußert: „Das glaube ich auch, mit einem Tropfen, hier aber haben wir davon eine ganze Flasche.“ Friedrich Wilhelm der Vierte hat später ohne sein Wissen die Bezeichnung „Erwählter deutscher Kaiser“ in seinen Epaulettes getragen. Als sie nach seinem Tode seinem Kammerdiener zufielen, und dieser sie auftrennte, fand er auf einer im Innern enthaltnen Platte die Worte eingestickt. Die Nachfrage ergab, daß sie von der Hand der Stickerin herrührten, die mit der Arbeit an diesen Epaulettes betraut gewesen war. So trug der König bis zum Ende seiner Regierung „das Anrecht,“ das er dem Frankfurter Antrag zuerkannt hatte, mit sich herum. Es zu verwirklichen blieb seinem Nachfolger vorbehalten. Aber in seiner Stellung zur Frankfurter Kaiserwahl ist vom ersten Auftauchen dieses Gedankens an Friedrich Wilhelm sich allezeit gleich geblieben, auch der von ihm anerkannten glühenden Vaterlandsliebe in den Vorstellungen Arndts und Beckeraths gegenüber.

Vielleicht aber hat der Brief der Bayern die Intrigue unterstützen sollen, die in jenen Tagen von österreichischer Seite gesponnen wurde. Fürst Schwarzenberg hatte den Frhrn. v. Prokesch-Osten nach Berlin gesandt, um hier die Annahme der Kaiserkrone zu hintertreiben. Offenbar war man in Wien durch den Welckerschen Antrag aufgeschreckt, worin dieser seitherige Gegner Preußens in Erkenntnis der österreichischen Politik den Abschluß der Verfassungsberatung und die Übertragung der Kaiserwürde auf den König von Preußen verlangte. In Wien hatte man den Reichsverweser, Erzherzog Johann, nur als Verhinderer einer Kaiserwahl und als Platzhalter für den jungen Franz Joseph gelten lassen, dessen Thronbesteigung wohl auch aus diesem Grunde beschleunigt worden war, und den man den Deutschen als ihren Kaiser präsentieren wollte, genau wie es fünfzehn Jahre später auf dem Frankfurter Fürstentage noch einmal ernstlich versucht wurde. Prokesch-Osten, der ja allerdings in seinen Mitteilungen als wenig glaubwürdig gilt, hatte in Berlin leichtes Spiel. Einer Einwirkung auf den König bedurfte es erst gar nicht, der hatte ihm schon in der ersten Unterredung am 29. März erklärt, daß die Annahme der Krone aus dieser Hand „eine Abscheulichkeit“ sein, und Österreich gerechten Grund zum Kriege bieten werde, zu dem Österreich freilich im Frühjahr 1849 so wenig in der Lage war wie im Winter 1850. Auch der Einfluß der Königin darf wohl nicht unbeachtet bleiben, die einer Politik, die zur Entzweiung mit Wien und München führen mußte, nach Kräften entgegenwirkte.*) Hatte Friedrich Wilhelm schon in

*) Auch gegen Prokesch hatte der König mehrmals wiederholt, daß er abdanken werde, wenn ihm kein andrer Weg bleibe, seine Ehre zu retten.

seinem Briefe vom 3. Juli 1848 an den Erzherzog Johann die diesem durch die Nationalversammlung übertragne Reichsverweserschaft „für völlig ungiltig, null und nichtig" erklärt, weil die Versammlung dazu nicht autorisiert sei, um wieviel weniger konnte er ihr das Recht zuerkennen, eine Krone anzubieten! Die Ablehnung war die Konsequenz seiner ganzen Auffassung seiner Stellung.

Inzwischen hatten die Vorgänge in Berlin einen seltsamen Verlauf genommen. Am 2. April hatte Ministerpräsident Graf Brandenburg in der Ersten Kammer eine Erklärung verlesen, die nur im Sinne einer wenn auch bedingten Annahme des Frankfurter Antrags gedeutet werden konnte. Die Zweite Kammer, der dieselbe Mitteilung gemacht wurde, beschloß eine Adresse an den König, worin er dringend gebeten wurde, sich dem Rufe der Nationalversammlung nicht zu entziehen. Für diese Adresse stimmten nicht nur namhafte Abgeordnete der Rechten, wie Bismarck, Arnim-Boytzenburg, Kleist-Retzow, sondern auch die der Kammer angehörenden Minister Manteuffel und v. d. Heydt. Trotzdem war in einem Ministerrat an demselben Tage unter Vorsitz des Königs festgestellt worden, daß der König die Annahme des Kaisertitels unter allen Umständen für unangemessen und die Bildung eines Bundesstaats im Sinne der Reichsverfassung nur dann für ausführbar halte, wenn sich ihm nicht nur die Kleinstaaten, sondern auch die Königreiche anschlössen. Damit war der Stab gebrochen! Aber immerhin war die Antwort des Königs in der Form scheinbar so entgegenkommend, daß am Abend auf der Soiree beim Prinzen von Preußen sowohl dieser als auch die Prinzessin und ihre Schwester, die Prinzessin Karl, die Antwort nicht als eine endgiltig ablehnende gelten lassen wollten, eher das Gegenteil. War doch in jenen Tagen sogar der hochkonservative Prinz Karl für die Annahme. — Der entscheidende Punkt in der Antwort, daß die von der Nationalversammlung beschlossene und verkündete Reichsverfassung erst noch „von den Regierungen in gemeinsamer Beratung geprüft werden müsse," stand nicht in dem vom Ministerium aufgesetzten und genehmigten Entwurf der Antwort. Es war das der Passus, den Graf Albrecht Alvensleben hineingebracht hatte, und der das Schiff im Hafen scheitern machte; es war die tatsächliche Nullifizierung der Nationalversammlung. Sechs Tage später hat Manteuffel denselben Standpunkt in der Kammer zu vertreten versucht, obwohl er am 2. April für die Annahme-Adresse gestimmt hatte. Die Königliche Familie, richtiger die des Prinzen von Preußen, mag in jenen Tagen noch eine Zeit lang absichtlich die Annahme der Krone für möglich erachtet haben, weil die schwankenden Anschauungen des Königs diese Möglichkeit zuließen: auf der einen Seite sein Wunsch nach Macht in Deutschland, auf der andern seine Scheu vor Österreich und die Abneigung, Macht durch Macht zu erringen. Der König selbst war über den Sinn und die Tragweite seiner Antwort jedenfalls nicht im unklaren. Sein Osterbrief an Bunsen über die „geradezu inqualifiable Deputation der Paulskirche" sprach es mit nackten Worten aus, daß er seiner Antwort „nur ein Hofkleid angezogen habe," die Nationalversammlung habe nichts zu bieten, das könne er nur mit seinesgleichen abmachen. Mit einem Wort: König Friedrich Wilhelm der Vierte wollte für sich, sein Haus und sein Land größere Machtstellung in Deutschland erringen, aber er fürchtete sich vor den Wegen, die einzig dazu führen konnten, und war innerlich befriedigt, daß Österreichs von ihm als legitim anerkannte Stellung ihn daran hinderte. Die Annahme, daß nach dem allem der Brief der Bayern noch in die Wage gefallen sei, ist schwerlich zulässig.

Der König hatte das richtige Gefühl, daß die Kaiserkrone erkämpft werden müsse, und daß er dazu nicht die geeignete Persönlichkeit sei. Auch ist kaum anzunehmen, daß diese Kämpfe nach Annahme der Krone so ausgegangen sein würden, wie die Kriege, die unter seinem Nachfolger der Einigung der Deutschen vorangingen und die Kaiserkrone zur reifen Frucht dieser Siege und der sie vorbereitenden und ausnutzenden großen Politik machten. So erfüllte sich, was Dahlmann nach der Ablehnung im April 1849 geschrieben hatte: „Die Hallen der Paulskirche können zur öden Stätte werden, aber das Werk der Einheit, das hier angefangen, geht so wenig zurück, wie einst das Werk des Rettungsjahres 1813.

Nicht zum ersten Male haben bescheidene Anfänge uns Deutsche zu Erfolgen geführt, über die die Welt erstaunt ist." H. J.

Harnackkritiker. Harnacks Wesen des Christentums hat, wie das heute so zu gehn pflegt, eine ganze Literatur hervorgerufen. Wir legen dem Leser zwei Proben vor: eine von der Linken und eine von der Rechten.*) Dem Dr. Schultze geht Harnack lange nicht weit genug. Dieser rede einer Reform der evangelischen Kirchen im Sinne des ursprünglichen Christentums das Wort, übersehe dabei aber zweierlei, daß eine solche Reform diese Kirchen auflösen würde, und daß das Urchristentum unsrer Welt nicht weniger fremd, ja noch fremder gegenüberstehe als das Traditionschristentum. Harnack wisse zwar als Historiker, daß man die geistige Physiognomie einer bestimmten Zeit nicht einer spätern aufzwingen kann, er tue das aber, indem er die Gesamtheit der sittlich-religiösen Aussprüche Jesu als für die Christen der Gegenwart verbindlich hinstelle. Nicht Weltanschauungen, nur Prinzipien könnten für alle Zeiten gelten. Man müsse also untersuchen, ob sich im Neuen Testament ein solches Prinzip finde. In der Tat nun finde sich eines. „Die tiefe Sehnsucht nach einem ehrlichen Frieden mit dem Leben, mit der Welt, mit der Wirklichkeit hat er gestillt dadurch, daß er der Wirklichkeit einen Sinn verleiht, wenn er sie Vater nennt. So wird die elende Welt herrlich und die scheinbar sinnlose erhält einen Sinn, nämlich die Liebe. Nur wer in Liebe sich einfügt in die als Wirksamkeit der Liebe aufgefaßte Wirklichkeit, der ist selig, der ist ewig." Zur Übung in solcher Einfügung haben im Augenblick die Leipziger Bürger eine recht schöne Gelegenheit; wie überrascht werden sie sich fühlen, wenn sie durch die Einfügung in die sozialdemokratisch gewordne Wirklichkeit auf einmal selig werden. Das „Liebesgefühl Jesu, für das Gott der Vater und die Menschen Brüder sind, tritt auf mit dem Anspruch, das normale zu sein. Die Erhebung dieses Gefühls zum allein berechtigten, zum allein wahren und allgemeingiltigen, diese Inthronisation der Liebe im Himmel und auf Erden, das ist das Evangelium. Nichts weiter. Dies allein ist das Prinzip der christlichen Religion, dies allein auch das bleibende, das absolut wertvolle, das nie mehr verlierbare." Das „Prinzip" ist ja bisher nicht gerade unbekannt gewesen. Warten wir ab, ob es Schultze besser als den altmodischen Predigern des Christentums gelingen wird, es wirksam zu machen, wenn er als den Vater, den wir lieben, und auf den wir vertrauen sollen, die Wirklichkeit hinstellt mit all ihren Krokodilen, Insekten, feuerspeienden Bergen, Überschwemmungen, Verbrechern, Lumpen, Bankdieben, wühlenden politischen Parteien und zankenden kirchlichen Sekten. — Einstweilen mag er in die Antwort einen Blick tun, die Lepsius auf die drei Fragen gibt: 1. Ist das Evangelium eine Verkündigung von der Lehre oder von der Person Christi? 2. Ist das Leben oder der Tod Christi für das Verständnis seiner Person entscheidend? 3. Ist die Erkenntnis des göttlichen Charakters der Person Jesu entbehrlich oder unerläßlich für das Verständnis des Christentums? Im Gegensatz zu Harnack beantwortet Lepsius diese Fragen im Sinne des positiven Christentums. Harnack erkenne zwar gelegentlich die gewaltige Bedeutung der Person Jesu an, aber er mache es wie ein Galeriebesitzer, der die kostbarste Perle seiner Bildersammlung in ein verstecktes dunkles Kabinett hänge. Das Evangelium sei weder ein dogmatisches Lehrbuch noch eine Spruchsammlung, sondern ein Drama, und der Tod und die Auferstehung Jesu das wesentliche darin. „Ich sehe diesen Mann, der am Kreuze hängt, an allen Wegen und Straßen, ich sehe ihn in tausend Bildern an allen Wänden von Kirchen, Klöstern und Galerien, ich sehe seinen Galgen auf allen Gräbern, sein Kreuz auf allen Altären, auf allen Türmen. Ich sehe es auf tausendmal tausend Blättern die ganze Welt durchfliegen, ich höre es von den Lippen aller Dichter, ich lese es zwischen den Zeilen aller

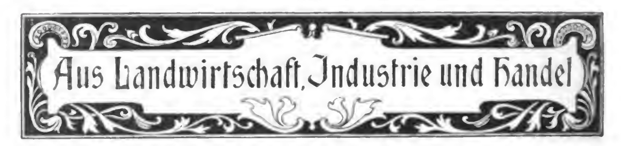
*) Das Bleibende in der Lehre Jesu. Eine kritische Ergänzung zu Harnacks „Wesen des Christentums" von Dr. Rudolf Schultze. (Berlin, Schwetschke und Sohn, 1902.) — Reden und Abhandlungen von Johannes Lepsius. 2. Adolf Harnacks Wesen des Christentums. (Berlin, Reich-Christi-Verlag, W 10 Lützow-Ufer 5a, ohne Jahreszahl.)

Denker; man singt davon in den Stuben der Armen, in den Konzerten der Reichen. Das ist das Evangelium und seine Geschichte in den Jahrhunderten der Kirche. Dieser Mann, dessen Kreuz sich in alle Ritzen und Fugen des Weltgebäudes eingepflanzt, dessen Bild sich in alle Verstecke und Geheimnisse des menschlichen Herzens eingedrängt hat, ist allen, allen tausendmal bekannter, als sie es zugeben und meinen." Die Beantwortung der zweiten Frage enthält den Versuch einer neuen Darstellung der Erlösungs- und Rechtfertigungslehre, der zwar die Denker ebensowenig vollkommen befriedigen wird wie irgend ein früherer, der jedoch schön und geistreich ist und Beachtung verdient.

Der Dreifarbendruck, diese höchst wichtige Erfindung, die die Vorzüge der buntfarbigen Photographie mit dem autotypischen Verfahren verschmilzt, hat in letzter Zeit erstaunliche Fortschritte gemacht. Freilich ist seine Handhabung noch nicht leicht; es bedarf noch besondrer Schulung, ihn kunstgerecht auszuüben. Um so dankenswerter ist es von der E. A. Seemannschen Verlagshandlung, ihn in vollem Verständnis seiner Wichtigkeit für die Verbreitung kunstgeschichtlicher Erkenntnis, aber auch mit einem nicht geringen Wagemut sofort in größerm Umfange für die Wiedergabe alter und neuer Gemälde angewandt zu haben. Für verhältnismäßig wenig Pfennige werden von ihr getreue Nachbildungen berühmter Meisterwerke der Malerei, deren Originale einen Wert von vielen tausend, ja hunderttausend Mark haben, dem Publikum dargeboten, sodaß auch dem Unbemittelten die Gelegenheit gewährt wird, sich in den Farbenreiz edler Kunstschöpfungen zu vertiefen und sich eine unmittelbarere Anschauung von der Art und den Unterschieden der wichtigern Kunstrichtungen zu verschaffen, als das vorher unter der fast ausschließlichen Herrschaft der Schwarz-Weiß-Nachbildung möglich war.

Mögen auch einzelne Veröffentlichungen noch nicht ganz auf der zu erstrebenden Höhe stehn, so ist es doch unzweifelhaft, daß durch das Seemannsche Unternehmen breiten Massen unsers Volks, die einen wahren Heißhunger nach wohlfeilen farbigen Kunstblättern haben, ein wirklicher Dienst erwiesen und in ihnen der bisher so oft vermißte Farbensinn etwas mehr gehoben oder geweckt wird. Unter dem Titel „Die Malerei" oder „Alte Meister in Nachbildungen" liegen bis jetzt etwa hundert Farbendrucke vor; Meister aller Schulen sind darunter vertreten: neben den Italienern Raffael, Lionardo da Vinci, Tizian, Sebastiano del Piombo, Lorenzo Lotto, Correggio, Palma Vecchio, Paolo Veronese finden wir Jan van Eyck und Albrecht Dürer, dann wieder Niederländer des siebzehnten Jahrhunderts, wie Frans Hals, Rembrandt, Brouwer, Pieter de Hooch, van der Meer van Delft, oder auch Spanier und Franzosen, wie Velazquez, Murillo, Watteau, Vigée-le-Brun usw.

Man sieht, an Abwechslung fehlt es nicht. Etwa ein starkes Drittel der Blätter beruht auf Photographien, die unmittelbar nach den Originalgemälden hergestellt sind; und diese sind für meinen Geschmack die weitaus wertvollern. Bei der Wiedergabe der andern mußte wegen des Zustandes der Bilder oder aus sonstigen Gründen das Zwischenglied einer buntfarbigen Kopie eingeschaltet werden. Hoffentlich ermöglicht es die fortschreitende Technik, daß die Verlagsanstalt mehr und mehr von diesem äußerst kostspieligen und somit auch die Blätter verteuernden Zwischenglied absehen kann, und daß ihr auch sonst Gunst genug von allen Seiten, unter anderm von den glücklichen Besitzern der Originale, erwiesen wird, damit das Unternehmen auf der breiten Grundlage durchgeführt werde, auf der es geplant ist und geplant sein muß. Nachbildungen werden niemals den Originalen gleichwertig sein; aber sollen wir deswegen auf Nachbildungen und damit auf die Möglichkeit verzichten, ein Kunstwerk auch außerhalb seines Standorts zu bewundern und zu studieren?



Der verunglückte Ausstand der Berliner Omnibusangestellten. Der jüngst beendete Streik der Berliner Omnibusangestellten ist für den unheilvollen Einfluß der sozialdemokratischen Arbeiterführer so bezeichnend, daß es angebracht ist, auch hier kurz davon Notiz zu nehmen. Die Lage dieser Angestellten, namentlich der Omnibuskutscher, war unstreitig so ungünstig, daß sie mit Recht eine Besserung verlangten und zu diesem Zweck bei der Direktion der Gesellschaft — es handelte sich um die den Omnibusverkehr in Berlin fast ganz beherrschende „Allgemeine Berliner Omnibusgesellschaft“ — ernsthaft vorstellig wurden. Die Finanzlage der Gesellschaft ist zurzeit infolge der immer mächtiger gewordnen Konkurrenz der elektrischen Straßenbahnen allerdings weniger gut als vor einigen Jahren, aber sie scheint doch noch nicht schlecht zu sein. Sie hat in den neunziger Jahren auf ihr Aktienkapital von 3,3 Millionen Mark nie unter 10 Prozent Dividende verteilt; im Jahre 1901 freilich nur 4 Prozent, aber im letzten Jahre wieder 6 Prozent. Die Aktien standen Ende 1901 auf 140,25, Ende 1902 auf 182; heute stehn sie auf 229,75. Diese Lage ließ es als Pflicht der Gesellschaft erscheinen, den sehr berechtigten Wünschen ihrer Angestellten so weit und so bald als möglich entgegen zu kommen, was ja auch zum Teil geschehen ist. Es müßte sehr beklagt werden, wenn sich die Direktion und die Generalversammlung durch den jetzt errungnen Sieg über den bedauernswerten Ausstand verleiten ließen, diese Pflicht fernerhin auf die leichte Achsel zu nehmen, auch wenn die Aktien übermäßig in die Höhe getrieben sein sollten und deshalb wieder abfallen müßten.

Über den Beginn des Ausstands brachte die „Vossische Zeitung“ folgenden nach unsrer Kenntnis die Wahrheit treffenden Bericht: Die Direktion hat Verhandlungen mit den Angestellten gepflogen, selbstverständlich nicht mit jedem einzeln, sondern mit dem von ihnen und aus ihrer Mitte gewählten „Zwölfer-Ausschuß.“ Zwischen der Verwaltung und dem Ausschuß wurde ein vollkommnes Einvernehmen hergestellt; die Vereinbarungen, die in zehn Punkten wesentliche Zugeständnisse an die Angestellten enthalten, sollten am 1. Oktober in Kraft treten. Somit schien der Friede gesichert. Die Arbeiter konnten sich ihres Erfolges freuen und ruhig dem Winter entgegensehen. Aber da gibt es einen „Zentralverband der Handels-, Transport- und Verkehrsarbeiter Deutschlands,“ und dessen Leiter wollten es anders haben. Kaum hatten sie von der Vereinbarung gehört, so beriefen sie die Angestellten zusammen, bezeichneten die Verhandlung mit dem Zwölfer-Ausschuß als eine Vergewaltigung, die Vereinbarung als ganz ungenügend, warfen der Direktion vor, jeden Weg zur Erringung eines annehmbaren Vergleichs abgeschnitten zu haben, und setzten durch, daß sich die anwesenden Angestellten bereit erklärten, die Arbeit sofort einzustellen und sie nicht eher wieder aufzunehmen, bis die Direktion ihren gerechten Forderungen das nötige Entgegenkommen gezeigt habe . . . Nichts sei leichter — bemerkt das Blatt mit Recht dazu —, als eine Masse Arbeiter in einer Nachtversammlung zu Beschlüssen zu verleiten, die ihnen selbst nur Schaden bringen könnten. „Und die Führer und Verführer glänzen dabei im strahlenden Lichte der Arbeiterfreundlichkeit. Freilich, schlägt der Ausstand fehl, kommen die Arbeiter in Not und Elend, dann büßen nicht die Führer, sondern die Verführten.“

Ihrem sozialdemokratischen Berater folgend haben dann etwa 500 Angestellte unter Brechung des Dienstvertrags die Arbeit niedergelegt, während sich ein Teil des Personals nicht irre machen ließ, und für die entstandnen Lücken ausreichend Ersatz sofort bereit war. Nun aber begann ein Kampf gegen die Arbeitwilligen und das die Wagen der Gesellschaft benutzende, meist den arbeitenden Klassen angehörende Publikum, wie ihn frecher Berlin seit vielen Jahren nicht gesehen hat. Mehrere Tage hintereinander sammelte sich zu geeigneter Stunde und an geeigneter Stelle der Pöbel an, um mit seinem starken Arm das sozialdemokratische Urteil zu vollstrecken und zu beweisen, daß die Genossen die Herren der Straße seien. Die

Polizei konnte, trotz des starken Aufgebots von Schutzleuten, diese wiederholte Betätigung einer ausgesprochnen Pöbelherrschaft nicht verhindern, und wenn es auch nicht einwandfrei war, so war es doch begreiflich, daß ihr in gewissen Blättern lebhaft Vorwürfe darüber gemacht wurden. Jedenfalls trat wiederholt eine erfolgreiche Auflehnung des Pöbels gegen die Polizei ein, die sich durchweg als Landfriedensbruch in übelster Form darstellte und als recht gelungne Vorübung für den Kampf der Sozialdemokratie um höhere Preise anerkannt werden mußte. Daß sich die durch die Verführer um ihr Brot gebrachten Kutscher im allgemeinen dem Unfug fern hielten, ist sehr erfreulich, und wir können es nur loben, daß die Direktion, soweit es ohne Schädigung der neueingestellten brauchbaren Arbeitwilligen angeht, Gnade vor Recht ergehn lassen und die zur Vernunft gekommenen Streiker wieder einstellen will. Daß unter dem gewalttätigen Pöbelhaufen viele junge Arbeiter waren, ist wahr und natürlich, aber es wäre für die sozialdemokratischen Autoritäten in den Werkstätten und Kneipen leicht gewesen, die Jungen zurückzuhalten. Das aber haben sie nicht gewollt, und sie müssen für das Verhalten der Bengel in vollstem Maße verantwortlich gemacht werden. Wenn aber die Unruhen wieder ausschließlich den „Zuhältern" in die Schuhe geschoben werden sollen, so ist das einfach Unsinn. Diese Herren werden zwar der revolutionären Arbeiterpartei bei jedem großstädtischen Putsche als eine Art von Elitetruppe dienen, aber solche Gewalthaufen, wie sie in der vorletzten Woche an verschiednen Berliner Kampfplätzen aufmarschierten, vermögen sie gar nicht zu stellen.

Klar ist, daß diese Omnibusrevolten durch sofortiges scharfes Einschreiten von Militär im Keime erstickt worden wären, aber es ist auch ebenso klar, daß nichts den sozialdemokratischen Führern, die in Berlin die Macht haben, willkommener gewesen wäre, als ein solches Einschreiten mit ein paar Dutzend von Leichen möglichst unschuldiger, am liebsten weiblicher Mitläufer. Gott sei Dank, daß diese ultima ratio vermieden worden ist. Aber wiederholen dürfen sich solche Landfriedensbrüche in der Reichshauptstadt nicht, wenn blutige Katastrophen fernerhin vermieden werden sollen. Wir sind überzeugt, daß man an berufner amtlicher Stelle die nötige Lehre aus den Vorgängen zieht. Möchte nur dieses würdige Berliner Nachspiel des Dresdner Parteitags der freisinnigen Presse und recht vielen deutschen Arbeitern die Augen darüber öffnen, wohin ihr blinder Glaube an die Sozialdemokratie sie schließlich führt. Vorläufig hat man übrigens namentlich den reaktionären Scharfmachern sehr willkommnes Wasser auf die Mühle gegossen.

Die Anlage von Sparkassengeldern in Staatspapieren. Ein am 3. Oktober — als unsre kurze Äußerung zu der Sache in Heft 41 der Grenzboten schon in Druck gegeben war — im „Deutschen Ökonomisten" unter obiger Überschrift erschienener Artikel veranlaßt uns, schon heute, immer mit dem Vorbehalt einer eingehenden Behandlung der ganzen Frage, mit einigen Worten auf die Sache zurückzukommen. Wir halten das Verlangen, die Sparkassen möchten, um den Kursstand der dreiprozentigen Staatspapiere zu heben, einen bedeutend größern Teil der Spargelder in solchen Papieren anlegen, deshalb für bedenklich, weil sie dann den Sparern nur einen geringern Zinsfuß gewähren könnten, eine dahin führende staatliche Maßregel aber nur dann zulässig erscheine, wenn es im Interesse der Sicherheit und der Liquidität der Kapitalien nötig wäre. Der „Deutsche Ökonomist" ist nun der Meinung, daß die Sparkassen zu wenig Gewicht auf ihre Liquidität legten und zu sehr bestrebt seien, durch hohe Verzinsung immer mehr Einlagen an sich heranzuziehen. Das gehe so weit, daß sie sich vielfach zu vollkommenen Bankgeschäften entwickelt hätten, vielfach auch mit ausgesprochner Erwerbtendenz zugunsten der Kommunen. Nur auf der Gewährung sehr hoher Verzinsung der Einlagen beruhe es, daß die Sparkassenbücher in großer Zahl bis über 10000 Mark anwüchsen. Ende 1901 hätten in Preußen nach seiner — wohlbegründeten — Schätzung die Sparkassenbücher von 3000 bis 10000 Mark zusammen 2 Milliarden Mark und die Bücher über 10000 Mark 400 Millionen Mark ausgemacht, also mehr als den dritten Teil aller Einlagen, die 6,2 Milliarden Mark betrugen. Das seien aber keine „Spareinlagen" mehr, sondern „Kapitaleinlagen."

Diese Kritik der Sparkassenverwaltung können wir als berechtigt anerkennen, und wir würden ohne weiteres einem Eingreifen des Staats zustimmen, das dem Mißbrauch der Sparkassen zu Kapitalanlagen über 3000 Mark ein Ende machte.

Aber das ist doch etwas ganz andres, als wenn man die Sparkassen zwingt, ihre Spargelder hauptsächlich in dreiprozentigen Staatspapieren anzulegen, um deren Kurs zu halten, worum es sich bei der von uns in Heft 41 erörterten Frage handelt. Der Staat ist nicht berechtigt, auf Kosten der unbemittelten Sparer solche Finanzoperationen zu machen, wenn er auch berechtigt ist, im Interesse der Sicherheit und der Liquidität der Sparkassen, also im Interesse der Sparer selbst, die Sparkassen zu zwingen, einen größern Teil der Gelder in Staatspapieren anzulegen. Dazu wäre er vielleicht schon längst verpflichtet gewesen, aber nicht erst jetzt, wo der Kursstand unsrer Reichs- und Staatsanleihen wieder einmal so miserabel geworden ist. Wir meinen, die beiden Fragen sollten scharf auseinander gehalten werden.

Wenn der „Deutsche Ökonomist" jetzt den allgemeinen Grundsatz ausspricht, es sei öder Doktrinarismus, danach zu fragen, ob der Staat „berechtigt" sei, in dieser Weise in das wirtschaftliche Leben einzugreifen, denn wir wären schon so tief ins sozialistische Fahrwasser hineingeraten, daß eine solche Frage nicht mehr angebracht sei — auf die „Zweckmäßigkeit" allein komme es an —, so kann das zu eigentümlichen Konsequenzen führen. Es fragt sich eben immer noch, für welchen Zweck „eingegriffen" wird, ob für den Zweck der Sparkassen oder für ganz andre Zwecke. Je mehr wir ins sozialistische Fahrwasser hineingeraten, um so mehr wird es nötig, darauf zu halten, daß diese Frage klar beantwortet wird.

Die deutsche Kohlenproduktion. Die deutsche Kohlenproduktion — abgesehen von Baden, Mecklenburg, Sachsen-Weimar und Reuß j. L., die nur mit ganz geringen Mengen in Betracht kommen — stellte sich nach dem Reichsanzeiger vom 24. September wie folgt:

	1903		1902	
(Tonnen zu 1000 kg)	August	Juli	August	Juli
Steinkohlen	10070371	10378188	9091604	9236164
Braunkohlen	3723509	3571535	3431820	3508048
Koks	976267	991071	776741	760602
Briketts etc.	908972	843122	801218	793759

Daraus ergibt sich:

Zu- und Abnahme:

	August gegen Juli 1903		August gegen Juli 1902	
Steinkohlen	— 307817 oder	— 2,9 %	— 144560 oder	— 1,6 %
Braunkohlen	+ 151974 „	+ 4,3 „	— 76228 „	— 2,2 „
Koks	— 14804 „	— 1,5 „	+ 16139 „	+ 2,1 „
Briketts etc.	+ 65850 „	+ 7,8 „	+ 7459 „	+ 0,8 „

Zunahme:

	August 1903 gegen 1902		Juli 1903 gegen 1902	
Steinkohlen	+ 978767 oder	10,7 %	+ 1142024 oder	12,3 %
Braunkohlen	+ 291689 „	8,5 „	+ 63467 „	1,8 „
Koks	+ 199526 „	25,7 „	+ 230469 „	30,3 „
Briketts etc.	+ 107754 „	13,4 „	+ 49363 „	6,2 „

Vergleiche dazu Heft 38 der Grenzboten S. 742.

Während danach die Steinkohlen- und Koksproduktion im August gegen Juli 1903 abgenommen hat, ist — wie in Heft 40 Seite 70 mitgeteilt worden ist — die Mehrausfuhr an Steinkohlen im August 1903 um 17 Prozent gegen den Monat vorher gestiegen, die Mehrausfuhr an Koks um 4,3 Prozent. Gegen 1902 war die Mehrausfuhr an Steinkohlen im August 1903 um 20 Prozent, die an Koks 16,1 Prozent größer; im Juli 1903 gegen 1902 dagegen nur um 0,1 und 6,8 Prozent. Wir werden noch lange Steinkohlen in großer Menge an das Ausland verkaufen müssen, und eine Forcierung der Ausfuhr war nach der Krisis vorübergehend vernünftig. Daß aber auch jetzt noch die starke Steigerung der Mehrausfuhr der deutschen Volkswirtschaft zuträglich ist, scheint uns mehr als zweifelhaft. Was wird wohl das neue Syndikat in dieser Richtung leisten?

Die Kursbewegungen der rheinisch-westfälischen Steinkohlenaktien. Die Neubegründung des rheinisch-westfälischen Kohlensyndikats hat nicht nur das Interesse der Börsenspekulation, sondern erst recht das jedes ernst-

haften Volkswirts und Wirtschaftspolitikers in Deutschland wieder in besonderm Maße auf den rheinisch-westfälischen Steinkohlenbergbau hingelenkt. Über die deutsche Kohlenproduktion in der jüngsten Zeit haben wir vorstehend einige Mitteilungen gemacht und dabei auf die in Heft 40 gegebnen Zahlen der Einfuhr und der Ausfuhr von Kohlen verwiesen. Es ergab sich eine unsers Erachtens ungesunde Steigerung der Steinkohlenausfuhr. In nachstehendem geben wir eine Übersicht der jüngsten Bewegungen der Aktienkurse der bedeutendsten rheinisch-westfälischen Steinkohlengesellschaften an der Berliner Börse, denen im allgemeinen die Kursbewegungen an den übrigen deutschen Börsen mit Einschluß der Kuxenmärkte entsprechen.

Zunächst möge folgende Zusammenstellung über das dividendenberechtigte Aktienkapital, das 1902 in den hier berücksichtigten Unternehmungen angelegt war, und über die letzte und die vorletzte Dividende orientieren.

	Aktienkapital 1902	Dividende (%) letzte	vorletzte
Consolidation	16000000 Mark	27	27
Gelsenkirchner Bergwerk .	60000000 „	10	12
Harpener	60000000 „	10	10
Hibernia	39400000 „	10	13
Concordia (Oberhausen) . .	8000000 „	18	25
Eschweiler Bergwerk . . .	15000000 „	14	16
Kölner Bergwerkverein . .	6000000 „	25	30
Königsborn	9000000 „	7	8
Massener Bergbau	5500000 „	5	7
Mülheimer Bergwerkverein .	15000000 „	5	5
Nordstern	17000000 „	16	20
Wurmrevier*)	14000000 „	8	8½

Im ganzen wiesen also diese 12 Aktienbergwerke ein für 1902 dividendenberechtigtes Aktienkapital von 264900000 Mark auf. Die letzten — im Laufe des Jahres 1903 ausgeschütteten — Dividenden sind fast durchweg kleiner als die vorletzten, im Laufe von 1902 ausgeschütteten. Auf die Gründe dieses Rückgangs näher einzugehn, würde hier viel zu weit führen. Im allgemeinen muß man daraus auf einen wirklichen Rückgang der Reinerträge wohl nicht ohne weiteres schließen. Aufwendungen zur Erweiterung der Produktion spielen unter andern dabei eine Rolle. Auch die zu diesem Zweck vorgenommenen Vergrößerungen des Aktienkapitals und aufgenommenen Anleihen müssen wir hier außer Betracht lassen.

Über die Kursbewegungen der Aktien der 12 Bergwerksgesellschaften gibt folgende Übersicht Aufschluß:

		Berliner Kurse vom Ende der Monate Januar	Juli	August	September	Kurs vom 12. Oktober
Consolidation	1903	343,00	387,50	398,35	409,00	427,00
	1902	294,50	314,00	334,25	331,75	—
Gelsenkirchner Bergw. .	1903	176,25	183,50	186,30	195,30	199,56
	1902	172,75	163,50	172,40	170,30	—
Harpener	1903	174,60	179,60	182,10	185,80	192,25
	1902	167,40	162,00	167,25	165,40	—
Hibernia	1903	172,00	177,70	180,40	185,50	194,00
	1902	163,90	164,50	174,50	171,50	—
Concordia (Oberhausen)	1903	270,10	298,00	299,50	317,00	394,50
	1902	271,00	265,00	280,00	275,00	—
Eschweiler Bergwerk .	1903	220,75	224,00	224,50	224,60	232,60
	1902	200,00	205,00	215,00	215,30	—
Kölner Bergw.-Ver.. .	1903	354,50	388,00	385,00	394,90	321,25
	1902	325,00	327,00	352,00	340,00	—
Königsborn.	1903	138,60	158,00	157,50	163,25	168,50
	1902	145,75	133,50	140,10	137,75	—
Massener Bergbau . .	1903	110,10	127,90	127,90	136,00	135,25
	1902	118,25	111,75	114,75	112,75	—
Mülheimer Bergw.-V. .	1903	105,00	132,50	139,75	144,50	155,50
	1902	90,50	83,60	86,10	84,00	—
Nordstern	1903	238,00	256,50	255,00	258,00	274,00
	1902	219,00	229,00	245,00	241,25	—
Wurmrevier	1903	130,10	133,60	134,75	133,50	137,50
	1902	118,50	123,28	126,00	125,30	—

*) Bei Aachen. Gehört noch nicht zum Syndikat.

Betrachtet man zunächst den Kursstand vom Ende des Septembers 1903, so zeigt sich durchweg eine meist beträchtliche Steigerung sowohl gegen den Stand vom Ende des Septembers 1902 als auch gegen den vom Ende des Januars 1903.

Kursgewinn

	September 1903 gegen September 1902	September 1903 gegen Januar 1903
Consolidation	+ 77,25	+ 66,00
Mülheimer Bergwerkverein	+ 60,50	+ 39,50
Kölner Bergwerkverein	+ 54,90	+ 40,40
Concordia	+ 42,00	+ 46,90
Königsborn	+ 25,50	+ 24,55
Gelsenkirchner Bergwerk	+ 25,00	+ 19,05
Massener Bergbau	+ 23,25	+ 25,90
Harpener	+ 20,40	+ 11,20
Nordstern	+ 16,75	+ 20,00
Hibernia	+ 14,00	+ 13,50
Eschweiler	+ 9,30	+ 3,85
Wurmrevier	+ 8,20	+ 3,40

Gegen den Kurs vom Ende des Julis 1903 zeigten am Ende des Septembers 1903 nur Eschweiler Bergwerk und Wurmrevier einen ganz kleinen Rückgang.

Sehr beachtenswert sind die erst im Oktober 1903 eingetretnen Steigerungen der Kurse, die sich fast bei allen Gesellschaften zeigen und zum Teil verhältnismäßig sehr groß sind. Die Hauptübersicht zeigt sie deutlich. Diese neuesten Kurserhöhungen sind wesentlich durch die definitive Neubegründung des Syndikats veranlaßt worden.

Wie wird es nun weitergehn? Die Aktienbesitzer — auch die berufsmäßigen Spekulanten und die Börsenspieler — erwarten von dem Syndikat, daß es die Kurse hält und treibt. Und sie sind dabei formell in ihrem Recht. Daß die Steinkohlenaktien im besondern Grade Spekulationspapiere und damit ganz natürlich auch Spielpapiere geworden sind, muß dem Syndikat seine Aufgabe, die es im volkswirtschaftlichen Interesse erfüllen soll und zu erfüllen wohl auch noch den guten Willen hat, sehr erschweren. Die amerikanischen Trusts, deren Leistungen uns sogar Minister in Deutschland als leuchtende Beispiele eine Zeit lang empfohlen haben, mögen gerade dem Kohlensyndikat als abschreckendes Beispiel dafür dienen, wohin es führen würde, wenn es sich den Interessen der Börsenspekulation einseitig dienstbar machte. Wäre jetzt das Syndikat zerfallen, so hätten nicht nur die Kurse einen Abfall zu gewärtigen gehabt, sondern auch die wirtschaftliche Lage der Kohlenindustrie selbst wäre wahrscheinlich arg gefährdet worden. Wir halten die Neubegründung nach Lage der Sache für ein Glück; mögen die Leute des Syndikats dafür sorgen, daß es nicht zum Unglück wird. Rückgrat gegen die Spekulanten und die Spekulationsbanken werden die Herren dabei brauchen, und das wünschen wir ihnen vor allen andern guten Dingen hiermit aufrichtig.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig



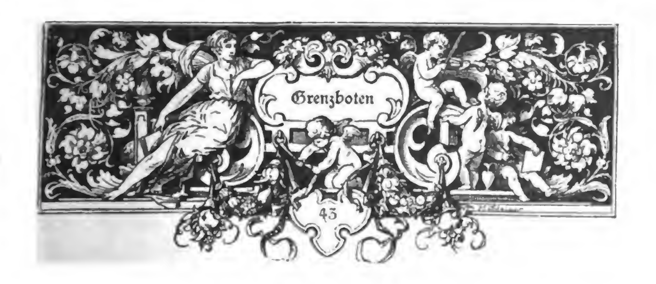
Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Literatur und Kunst
Jährlich 52 Hefte

62. Jahrgang
Nr. 43
Ausgegeben am 22. Oktober 1903

Inhalt:

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig



Wesen und Wirkung der gesetzlichen Freiheitsentziehung

Ein Beitrag zur Gefängnispsychologie

1

Unter den mannigfachen Reformbestrebungen, die auf eine Umgestaltung der gegenwärtig geltenden materiellen und prozessualen Strafrechtspflege hinzielen, sind zwei, die gegen die sich in gesetzlichen Grenzen bewegende Freiheitsentziehung gerichtet sind. Die eine bezieht sich auf die Untersuchungshaft, deren Anwendung eingeschränkt und deren Härten gemildert werden sollen; die andre bezieht sich auf die als Strafe vollstreckte Freiheitsentziehung, mit deren Erfolg als Strafmittel man so unzufrieden ist, daß sie teils ganz verworfen, teils in Art und Dauer einer gründlichen Umgestaltung bedürftig erachtet wird.

Niemand, der den tatsächlichen Verhältnissen nicht ganz fremd gegenüber steht, wird die Berechtigung der vielen und schweren Anklagen, die gegen die beiden Rechtseinrichtungen erhoben werden, leugnen wollen, und dem brennenden Wunsche, etwas Besseres an ihre Stelle zu setzen, wird sich niemand versagen, dem nicht im trocknen Aktenstaub das leuchtende Ideal der Gerechtigkeit zum starren Paragraphenzeichen zusammengeschrumpft ist, und der nicht über dem Anblick von so viel Schuld und Elend, von so viel Schmach und Not verlernt hat, auf die Frage des pochenden Herzens zu horchen: „Wo ist dein Bruder Abel?"

Es fragt sich nur, was ist das Bessere?

Ich möchte auf diese Frage in den nachfolgenden Ausführungen keine endgiltige Antwort geben; ich möchte eine solche nur vorbereiten helfen, indem ich der Vorfrage näher trete: worin denn eigentlich die heute übliche Freiheitsentziehung besteht, und welche Wirkungen sie auf die ausübt, die sie, schuldig oder nichtschuldig, über sich ergehn lassen müssen.

Die erste dieser beiden Fragen scheint so einfach, und die Antwort darauf so selbstverständlich zu sein, daß man sich fast scheuen könnte, sie in einer ernstgemeinten Untersuchung zu erörtern. Und doch ist diese Erörterung unerläßlich, denn sobald wir versuchen, von dem Worte „Freiheitsentziehung" eine Defini-

tion zu geben, die über den Gemeinplatz: „Freiheitsentziehung ist eben die Entziehung der persönlichen Freiheit“ hinausgeht, werden wir der Schwierigkeit gewahr, die nur zum Teil in dem schwankenden Begriff der „Freiheit“ begründet ist, von der jeder Einzelne sich eine andre Vorstellung macht, wie die schöne Verszeile, die wir in unsrer Jugend auf dem Turnplatz viel hundertmal gesungen haben, schon andeutet: „Freiheit, die ich meine.“

Versuchen wir es also, den Proteus so zu fassen, daß er sich endlich in seiner wahren Gestalt zu erkennen geben muß.

„In der Zeit von Abends sieben Uhr bis Morgens sechs Uhr müssen Sie in Ihrem Zimmer sein; im übrigen können Sie sich während des Tages frei in dem für die gefangnen Herren Offiziere abgegrenzten Raum der Festung bewegen, können die andern Herren besuchen, sich im Freien aufhalten usw., ganz wie Sie wollen. Wenn Sie Urlaub in die Stadt haben wollen, müssen Sie sich an den Herrn Kommandanten wenden. Im übrigen sind Sie in bezug auf Beschäftigung, Lektüre, Briefwechsel usw. vollkommen Ihr eigner Herr!“ wird dem Offizier gesagt, der soeben eine sechsmonatige Strafe wegen Zweikampfs angetreten hat.

„Um sechs Uhr müssen Sie unten sein, dann muß also Ihre Kammer schon aufgeräumt sein. Den Tag über haben Sie keine Zeit dazu, da haben Sie alle Hände voll zu tun mit Ihrer Arbeit. Abends, wenn das Geschirr vom Abendbrot aufgewaschen ist, also so nach neun Uhr, können Sie irgend eine Handarbeit für sich selbst machen, lesen oder Briefe schreiben. Dann können Sie, wenn wir nicht Gesellschaft haben oder sonst irgendwelche Gründe zu längerm Aufbleiben nötigen, so um halb zehn oder gegen zehn Uhr Abends schlafen gehn. Ausgehn dürfen Sie Wochentags nur auf mein Geheiß, wenn etwas zu besorgen ist usw. Jeden zweiten Sonntag Nachmittag haben Sie frei; da können Sie fortgehn, müssen aber vor zehn Uhr wieder zuhause sein, ehe die Haustür geschlossen wird,“ sagt die Hausfrau zum neu eintretenden Dienstmädchen.

„Dem Verhafteten dürfen nur solche Beschränkungen auferlegt werden, welche zur Sicherung des Zwecks der Haft oder zur Aufrechterhaltung der Ordnung im Gefängnis notwendig sind,“ ordnet Paragraph 116 der Strafprozeßordnung in bezug auf die Untersuchungsgefangnen an.

„Ganz still im Bett liegen bleiben; strengste Diät; keinerlei Anstrengung oder Aufregung, nichts lesen, ganz wenig sprechen!“ sagt der Arzt zum Kranken.

„Morgen früh um dreiviertel fünf wird geläutet, dann macht ihr euch sofort fertig, um fünf Uhr gibts Frühstück, und um einviertel sechs wird abmarschiert zur Außenarbeit. Es ist über eine halbe Meile zu laufen, und um sechs müssen wir an Ort und Stelle sein! Also tummelt euch ein bißchen, ihr Kerls!“ ruft der Gefängnisaufseher einer Gruppe von Sträflingen zu, ehe er den Schlafsaal abschließt.

„Seine Majestät der Kaiser haben die Gnade gehabt, die vom Schwurgericht gegen Sie erkannte Todesstrafe in lebenslängliche Zuchthausstrafe umzuwandeln,“ verkündet der Erste Staatsanwalt dem „hochbeglückten Mörder.“

„Beim Tagesgrauen in die Fabrik, beim Abenddämmern in die kahlen vier

Wände des sogenannten »eignen Heims« im Hof, vier Treppen, zur keifenden Frau, zu den kränkelnden Kindern, und so Tag für Tag, jahraus jahrein, außer am Sonntag, wo ich das häusliche Elend den ganzen Tag mitmachen darf!" klagt der Arbeiter.

„Ich bin noch kein Vierteljahr frei gewesen; am 25. September vorigen Jahres wurde ich als Gefreiter vom Militär entlassen, und am 19. Dezember wurde ich schon wieder verhaftet," sagte wörtlich ein Zuchthausgefangner zu einem mir bekannten Geistlichen.

„Keinen Augenblick Freiheit!" klagt die Exzellenz. „Vom Vortrag zur Enthüllung, von da zur Sitzung, von da zum Festdiner, von da zur Galaoper oder zur Abendtafel, und dann nachher noch stundenlang schuften bis zum Morgengrauen. Und so Tag für Tag, ein Hundeleben!"

„Dem Kerl ist zu wohl im Zuchthaus, der denkt, er ist zum Vergnügen hier! Vierzehn Tage Dunkelarrest an der Kette!" dekretiert der Gefängnisdirektor.

Das sind bunt durcheinander mancherlei Arten von Beschränkungen und Entziehungen der persönlichen Freiheit, und diese Beispiele ließen sich natürlich fast ins unendliche vermehren. Wir erkennen aber schon aus den wenigen hier angeführten, worin das Wesen der Freiheitsentziehung im gesetzlichen Sinne, also der Untersuchungshaft und der mannigfachen Formen der Strafhaft, nicht liegt: es beruht nicht in der Beschränkung der Betreffenden (oder richtiger Betroffnen) auf einen engbegrenzten Raum, denn der Schwerkranke, das Dienstmädchen, der Arbeiter unsrer Beispiele sind in ihrer Bewegungsfreiheit viel mehr beschränkt als der Festungsgefangne oder wie der als Außenarbeiter beschäftigte Sträfling; es beruht auch nicht in dem Zwang zu einer bestimmten Tätigkeit, denn der Untersuchungs- und der Festungsgefangne können jahrelang, wenn ihre Haft so lange dauert, dem Nichtstun obliegen, und der an der Kette krummgeschlossene Mann im Dunkelarrest des Zuchthauses kann gar nichts „tun"; das Wesen der Freiheitsentziehung besteht auch nicht in einer Entziehung der sogenannten Lebensgenüsse, denn der Kranke und der Arme sind in dieser Beziehung viel ungünstiger gestellt als so mancher Gefangne; es besteht endlich auch nicht in der Hingebung der innern Persönlichkeit, denn so manche „Exzellenz" ist in dieser Richtung viel unfreier als der vom Tode begnadigte „Lebenslängliche."

Was ist also das eigentliche Wesen der Freiheitsentziehung? Es ist charakteristisch, daß sogar ein so vorzügliches und gründliches, man kann sagen in jeder Beziehung klassisches Werk wie das Handbuch des Gefängniswesens von Holtzendorff und Jagemann an keiner Stelle eine Definition des fast auf jeder Seite gebrauchten Begriffs der Freiheitsentziehung gibt. Zwar werden die verschiednen Arten der Freiheitsentziehung, Untersuchungs- und Strafhaft, Schuldhaft und korrektionelle Nachhaft usw. sehr scharf und treffend nach Zweck und Beschaffenheit voneinander getrennt und gegeneinander abgegrenzt, aber der Grundbegriff selbst wird nicht untersucht. Gestreift, aber nicht getroffen wird das Wesentliche des Begriffs bei der Begriffsuntersuchung des Gefängnisses, indem als Zweck des Gefängnisses „eine gewaltsame Hinderung der freien menschlichen Bewegung in örtlicher Hinsicht" bezeichnet wird. Das ist völlig

zutreffend, jedoch lehrt ein Blick auf die oben angeführten Beispiele, daß in der „Hinderung der freien menschlichen Bewegung“ nur ein Teil und nicht in allen Fällen der wesentlichste Teil der Freiheitsbeschränkung liegt. Aber ein sehr wichtiges Begriffsmerkmal ist schon in dieser Formel enthalten, das ist das Wort „gewaltsam.“ Das Anwenden von Gewalt, und zwar von Gewalt gegenüber dem Willen des Betroffnen, ist das Charakteristische bei der Freiheitsentziehung. Das Dienstmädchen, der Kranke, der Arbeiter usw., in gewissen Grenzen auch der Soldat, sie alle können den Zwang, der ihre Freiheit beschränkt, durchbrechen, sobald sie wollen: sie müssen dann freilich die Folgen auf sich nehmen, die dieses Wollen höchstwahrscheinlich hervorrufen wird, sie müssen riskieren, entlassen zu werden, kränker zu werden, bestraft zu werden usw., aber sobald sie dazu entschlossen sind, diese Folgen zu tragen, können sie ihren Willen durchsetzen; eine äußere Gewalt hindert sie daran nicht, und darum sind sie „frei.“ In gewissen Grenzen ist auch jeder Gefangne frei, nämlich in allen innern Vorgängen, die nicht in äußere Erscheinung zu treten bestimmt sind. Was er denkt und glaubt, hofft und wünscht, entzieht sich allem äußern Zwange; man kann ihn in gewissen Grenzen hindern, diese innern Vorgänge zu äußern, die Vorgänge selbst kann man nicht hindern.

Danach liegt also das Wesen der Freiheitsentziehung in der absichtlich durch äußere physische Gewalt bewirkten Beschränkung oder Verhinderung eines Menschen, seinen Willen der Außenwelt gegenüber zu betätigen. Ist mit dieser Begriffsbestimmung etwas gewonnen? Nichts, wenn wir sie nicht als Werkzeug zu weitern Aufschlüssen benutzen.

2

Freiheitsentziehung der gedachten Art kommt mehrfach vor; in den verschiedensten Graden tritt in allerlei Anstalten wie Schulen, Klöstern, Irrenanstalten usw. eine gewisse Freiheitsentziehung ein. Wir haben es aber hier nur mit der gesetzlichen Freiheitsentziehung zu tun, d. h. mit der Entziehung der Freiheit, die von den dazu bestellten amtlichen Persönlichkeiten auf Grund und unter mehr oder weniger richtiger Anwendung gesetzlicher Vorschriften über einen Menschen verhängt wird. Die beiden wesentlichsten Arten unterscheiden sich je nach ihrem Zweck; sie werden verhängt entweder im Interesse einer gerichtlichen Untersuchung oder als Strafe.

Die Untersuchungshaft kann verschiednen Zwecken dienen; sie wird nach der deutschen Strafprozeßordnung bekanntlich angeordnet, entweder um den unter dem dringenden Verdacht einer strafbaren Handlung Stehenden zu verhindern, sich der gerichtlichen Feststellung des Tatbestandes und der Bestrafung durch die Flucht zu entziehn, oder um ihn zu verhindern, Spuren seiner Tat zu vernichten oder Zeugen oder Mitschuldige zu falschen Aussagen zu verleiten.

In welchem Verhältnis stehn nun diese Zwecke der Untersuchungshaft zu dem angewandten Mittel? Wenn man ehrlich sein will, in einem ungeheuern Mißverhältnis! Man mache sich nur einmal die Situation eines Menschen recht klar, der plötzlich in Untersuchungshaft genommen wird. Obwohl es theoretisch gleichgiltig sein sollte, ob ein Schuldiger oder ein Unschuldiger davon betroffen wird, weil vor dem Gesetz auch der Schuldige bis zum Urteil nur

„verdächtig," und der Nichtschuldige ebenso „verdächtig" ist, wollen wir doch einen Unterschied machen. Man denke sich also, daß ein Unschuldiger plötzlich unter irgend einer schweren Anschuldigung verhaftet wird, ein Fall, der sich keineswegs so selten ereignet, wie man zu glauben geneigt ist, weil man es wünscht. Er wird nach der Erledigung von Förmlichkeiten, die aufs äußerste demütigend sind (körperliche Durchsuchung, Wegnahme aller Gegenstände, die er etwa bei sich trägt, mit Ausnahme des Taschentuchs, Eintragung in die Aufnahmeliste usw.), in seine Zelle geführt, und nun fällt hinter ihm die Tür ins Schloß, er hört noch ein Knarren des Schlüssels, das Vorschieben eines Riegels und dann das allmähliche Verhallen der Schritte des davongehenden Aufsehers. Wir wollen voraussetzen, daß er vorher so verständig gewesen ist, sich bei der Aufnahme den Anordnungen der Gefängnisbeamten willig zu fügen, sonst hätte er bei dieser Gelegenheit schon die Herrschaft der fremden Gewalt über seinen Willen kennen lernen können; wir wollen auch annehmen, daß er entweder so routiniert oder so unsagbar ruhig und geistesgegenwärtig gewesen ist, nicht etwa schon dem Gefängnisbeamten gegenüber seine Unschuld zu beteuern, sonst hätte er zur Antwort bekommen: „Das ist selbstverständlich! Wir haben hier überhaupt bloß lauter Unschuldige! Die Schurken und die Schufte, die laufen alle draußen rum; hier sitzen nur die Unschuldigen!"; wir wollen endlich glauben, daß er das Glück gehabt hat, in ein einigermaßen gut gehaltenes Untersuchungsgefängnis zu kommen, nicht in eins der ungesunden Löcher, die den Amtsgerichten an kleinen Orten häufig als Gefängnis dienen, und daß er seine Zelle nicht etwa mit andern Untersuchungsgefangnen teilen muß. Er ist also allein; sein Blick gleitet von der Tür, an deren Innenseite kein Schloß ist, keine Klinke zu sehen ist, über die hellgetünchten Wände des engen Raums zu dem kleinen hoch oben an der Wand angebrachten Fenster, hinter dessen trüben Scheiben ein dickes Eisengitter sichtbar wird, und zum erstenmal fühlt er die ganze Brutalität der gegen ihn angewandten Gewalt auf sich lasten. Er wird nicht, wie es in Kriminalromanen heißt, „in maßlosem Schmerze seine Fäuste an der verschlossenen Zellentür blutig hämmern" oder „in rasender Wut an den Eisenstäben des Fenstergitters rütteln" — das tun nur Idioten —, aber er wird, nachdem er flüchtig mit einer Mischung scheuer Neugierde und furchtsamen Ekels den Inhalt des Raums geprüft hat, der ihn nun, wie er hofft, nur auf Stunden, wie zu erwarten steht, auf Wochen oder Monate beherbergen wird, trotz des Gefühls seiner Unschuld wohl schwerlich einem Anfall bittern Schmerzes über seine Lage entgehn. Wir wollen annehmen, daß Gottvertrauen oder eine sichere, abgeschlossene Weltanschauung oder Leichtsinn ihm über diese erste Erschütterung hinweghelfen, daß er weder in quälende nervöse Aufregung noch in dumpfes Vorsichhinbrüten verfällt, sondern daß sich bald der Drang in ihm regt, sich zu betätigen und in vernünftiger Weise für eine Änderung seiner Lage zu sorgen, d. h. seine Unschuld an den Tag zu bringen. Er will baldmöglichst den Richter sprechen. Dazu muß er sich zunächst mit dem Gefängnispersonal in Verbindung setzen. In manchen Gefängnissen sind die Zellen mit Klingelleitung versehen, in andern kann sich der Gefangne nur durch Pochen oder Schreien bemerklich machen.

Endlich hört er Schritte sich nähern, Schlüsselgeklirr, Schließgeräusch, die Tür öffnet sich, und ein Aufseher erscheint; vielleicht geht auch die ganze Unterhaltung nur durch einen Schieber in der Tür vonstatten. Wie wir dieser ganzen Betrachtung die denkbar günstigsten Normalzustände zugrunde legen, wollen wir auch jetzt wieder annehmen, daß der Aufseher ein gut geschulter, vorwurfsfreier Beamter ist, kein Trinker, kein Schwätzer, kein aufdringlicher Geselle, kein roher Patron, kein abgestumpfter Murrkopf, also eine Ausnahme. Der Gefangne fragt, ob er nicht bald vernommen werden wird; der Aufseher weiß das natürlich nicht. Der Gefangne beruft sich darauf, daß er innerhalb 24 Stunden nach der Verhaftung vernommen werden muß: der Aufseher erklärt, daß das jedenfalls geschehn werde. Der Gefangne will an seine Angehörigen schreiben; der Aufseher erklärt, daß er ihm ohne ausdrückliche Einwilligung des Untersuchungsrichters kein Schreibmaterial geben dürfe. Der Gefangne will sich einen Anwalt bestellen; der Aufseher erklärt, daß er vor der ersten Vernehmung des Gefangnen nichts veranlassen dürfe. Der Gefangne will wenigstens seine Taschenuhr wieder haben, damit er sieht, wie langsam die Stunden fliehen: der Aufseher erklärt, der Gefangne möge sein Anliegen dem Untersuchungsrichter vortragen. Der Gefangne will die Photographie seiner Kinder aus der ihm abgenommnen Brieftasche haben, um sich durch diesen Anblick Trost zu holen in dieser schweren Stunde; der Aufseher erklärt, daß er dazu ohne Einwilligung des Untersuchungsrichters nicht befugt sei. Der Gefangne will etwas essen; der Aufseher erklärt, daß das Mittagessen längst vorbei sei, und das Abendessen um sechs Uhr ausgeteilt werde. Der Gefangne will sich etwas holen lassen für das Geld, das sich in der ihm abgenommnen Börse befindet; der Aufseher erklärt, daß Selbstbeköstigung nur auf ausdrückliche Anordnung des Untersuchungsrichters statthaft sei. Der Gefangne will diesen Herrgott von Untersuchungsrichter sofort sprechen; der Aufseher sieht nach der Uhr und erklärt, dazu sei es heute schon zu spät, der Herr Landgerichtsrat sei sicher nicht mehr auf dem Bureau, der Gefangne möge sich nur gedulden, morgen bei der Vorführung zur Vernehmung könne er dem Untersuchungsrichter alle seine Wünsche vortragen.

Die Tür fliegt zu, die Schlüssel rasseln, und wieder ist der Gefangne allein. Jetzt erst fühlt er, trotz des Bewußtseins seiner Unschuld, die ganze Schwere seiner Lage. Wie ein lebendig Begrabner kommt er sich vor, seine Zelle wie eine Gruft, zu der keine Spur des lebendigen Pulsschlags der Welt da draußen mehr hereinreicht. Er fühlt sich erfaßt von den Zähnen eines Mechanismus, dem Mitleid und Sorge, Liebe und Haß fremd sind, der mit einer ihn jetzt unheimlich dünkenden Gesetzmäßigkeit kalt und unbeugsam seine starren Glieder regt. Werden die Zähne der Maschine ihn zermalmen, oder werden sie ihn wieder frei geben, daß er aufrechten Hauptes wieder aus seinem Grabe hinausschreiten kann in die Welt da draußen? Ist dieser Maschine noch nie ein Versehen passiert, hat sie noch nie einen Unschuldigen zerschmettert? Und wenn sie ihn morgen schon wieder losließe, würde es nicht doch immer heißen: „Der hat schon einmal in Untersuchung gesessen!“ Und wenn es nun doch länger dauert, wenn es bis zur Verhandlung kommt, wenn er dann auch

freigesprochen wird von der schändlichen Anschuldigung, die man gegen ihn erhoben hat, ist damit seine Ehre gerettet? Ist ein Freispruch denn ein Reinspruch? Die unheimliche Maschine stößt ihn vielleicht wieder hinaus aus ihrem Getriebe, genau so kalt und teilnahmlos, wie sie ihn jetzt gepackt hält; was kümmert es sie, ob seine Gesundheit fest, sein Geist hell, seine Ehre heil geblieben ist? Heißt es denn nicht gerade in dieser bösen Welt da draußen: Semper aliquid haeret? Und wenn nun gar — nein-nein-nein! — Das ist ja unmöglich, er ist ja unschuldig! Und er sinnt und sinnt, wie er es diesen törichten Kerls, diesen Idioten, die einen solchen Verdacht gegen ihn hegen konnten, klar machen soll, daß er unschuldig ist! Und er denkt an die Lieben da draußen, die er zurückließ!

Aus dumpfem Brüten weckt ihn der Aufseher, der ihm mit Hilfe eines als Kalfaktor dienenden Gefangnen das Abendbrot bringt: einen Blechnapf voll Suppe und ein Stück Brot. Er kann nichts essen, höchstens bricht er etwas an dem Brot herum. Und dann kommt die Nacht, die lange, gräßliche Nacht der Gefangnen. Mit dem grauenden Morgen konzentriert sich alles Sinnen und Denken in dem einen Gedanken: „Heute muß, heute werde ich vom Untersuchungsrichter vernommen werden; dann muß sich meine Unschuld ja herausstellen!“ Diese Vernehmung ist der Hoffnungsschimmer, der in seine dunkle Grabkammer fällt, das Rettungsseil, an das sich sein ins Wanken geratner Glaube an Recht und Gerechtigkeit anklammert. Der Untersuchungsrichter erscheint dem Gefangnen nun als der Erlöser, dem er nur ein paar Worte der Aufklärung zu sagen braucht, um dieses ganze „Versehen“ verschwunden und vergessen zu machen, wie einen häßlichen Traum der Nacht. Er vergißt, daß der Untersuchungsrichter nur ein nicht immer fehlerfreies Rad in dem großen bureaukratischen Mechanismus ist; er glaubt einem vollständig unbefangnen Richter gegenüber zu stehn und vergißt, daß dieser Richter sich schon eine Überzeugung über diese Angelegenheit gebildet hat, die sich dahin zuspitzt, daß der Gefangne der Tat „dringend verdächtig“ ist, denn sonst hätte er ja den Haftbefehl gegen ihn nicht erlassen dürfen; und er übersieht, daß dieser Richter bewußt oder unbewußt den Wunsch haben muß, sich in seiner Ansicht nicht getäuscht zu haben. Dementsprechend wickelt sich nun auch das erste Verhör ab, diese erste Vernehmung, von der oft alles abhängt.

In welchen Zustand der Erregung, die er vielleicht äußerlich zu bemeistern versteht, hat den Angeschuldigten das kurze Stück Untersuchungshaft versetzt? Ist das eine geeignete Vorbereitung für das Kommende? Für den Untersuchungsrichter freilich, der den Angeschuldeten „fangen“ will, läßt sich eine bessere kaum denken. Das Verhör wird wie das Spiel einer Katze mit der Maus. In der Erregung über das ihm geschehene Unrecht und im Vollgefühl seiner Unschuld erfaßt auch ein gebildeter und an Selbstbeherrschung gewöhnter Gefangner nicht die Tragweite alles dessen, was er auf geschickt gestellte Fragen antwortet. Die Macht der Suggestion des Fragenden auf den Antwortenden kann gar nicht hoch genug eingeschätzt werden, und es darf dabei nicht übersehen werden, daß der vertrauensselige Unschuldige ihr weit mehr ausgesetzt ist als der Schuldige, der auf seiner Hut ist, der durch die Verhaftung und die

ersten Eindrücke der Untersuchungshaft fieberhaft Erregte viel mehr als einer, der aus der Freiheit vor den Richter tritt.

In dieser Beziehung wird von den mit gerichtlichen Untersuchungen betrauten Beamten ungemein viel gesündigt, wahrhaftig nicht in majorem gloriam unsrer Rechtspflege. Einen besonders krassen Fall aus der Praxis möchte ich erwähnen: Eine den besten Ständen angehörende hochgebildete junge Frau wird auf der Reise mitten in der Nacht in einem Hotel verhaftet, in Begleitung von Polizeibeamten zwölf Stunden lang an einem glühend heißen Sommertage quer durch halb Deutschland geschleppt und fast unmittelbar nach ihrer Ankunft im Untersuchungsgefängnis dem als stellvertretenden Untersuchungsrichter fungierenden Assessor vorgeführt. Dieser unterwirft die zum Tode erschöpfte Frau einem länger als eine Stunde währenden Verhör, in dessen Verlauf sie mehreremale ohnmächtig wird. Nachdem sie eine bestimmte Frage dutzende von malen verneint hat, gibt sie auf eine besonders suggestiv gestellte Frage des Assessors eine Antwort, die man bei einigem bösen Willen als belastend ansehen kann. Von neuem befragt, verneint sie die Frage wieder und bestreitet, die belastende Antwort gegeben zu haben. Aber diese eine ihr mit Erfolg suggerierte und natürlich sofort protokollierte Antwort genügt, den bestehenden Verdacht zu bekräftigen und die unglückliche Frau viele Wochen lang in einem der gräßlichsten deutschen Untersuchungsgefängnisse festzuhalten. Gesundheitlich hat sie diesen Schlag, obwohl sie eine kerngesunde kräftige Frau war, nie wieder ganz überwunden. Das über die Vernehmung aufgenommene Protokoll erwähnte mit keiner Silbe den erschöpften Zustand der Frau; nur der Umstand, daß es nicht von ihr unterschrieben war — sie war endlich in eine so schwere Ohnmacht gefallen, daß das Verhör abgebrochen werden mußte —, erregte später, als ein Verteidiger in das Verfahren eintreten durfte, dessen Aufmerksamkeit, und es gelang ihm, aufzuklären, unter welchen Umständen das Protokoll zustande gekommen war. Da alle andern Verdachtsgründe gleichfalls längst in nichts zerflossen waren, erfolgte natürlich ihre Freisprechung. Ich überlasse dem Leser die Erwägung, inwieweit sich das vorstehend geschilderte Verfahren des Untersuchungsrichters von der Anwendung der Folter unterscheidet. Mag nun auch immerhin ohne weiteres zugestanden werden, daß eine solche an Gewissenlosigkeit grenzende Rücksichtslosigkeit eine, ich will hoffen einzig dastehende Ausnahme ist, so dürfen doch die Gefahren nicht unterschätzt werden, die für jeden Beschuldigten, insbesondre aber für den Unschuldigen, in der durch die Verhängung der Untersuchungshaft erzeugten Erregung und Gemütsstimmung liegen und der Ermittlung der Wahrheit entgegenstehn. Diese Erwägung führt zu der meines Erachtens unabweisbaren Forderung, dem Verhafteten zugleich mit oder noch vor der Verhaftung einen Offizialverteidiger zu bestellen, ohne dessen Mitwirkung kein Verhör, überhaupt keine Untersuchungshandlung geschehen darf.

3

Doch kehren wir nach dieser, wie mich dünkt, doch nicht ganz wertlosen Abschweifung zu unserm Untersuchungsgefangnen zurück. Das erste Verhör hat die Erwartungen, die er daran geknüpft hat, in keiner Weise erfüllt. Er ist

nach einer Menge Dingen gefragt worden, von denen er nicht begreift, was sie mit der Sache zu tun haben, und andrerseits hat der Richter allerlei, was er, der Gefangne, für ganz sonnenklar hält, nicht begreifen wollen und ihm bei der Erzählung höchst wichtiger, seine Unschuld in das richtige Licht stellender Vorgänge das Wort abgeschnitten, weil sie nicht zur Sache gehörten, andern ebenso wichtigen Darlegungen nur zerstreut mit halbem Ohr oder gar nicht zugehört. Er war keineswegs unfreundlich, sondern ruhig, aber alle diese Dinge, die für den unschuldigen Gefangnen sozusagen Leben und Seligkeit bedeuten, hat der Richter mit einer peinlich kalten Geschäftsmäßigkeit behandelt, ja einmal, als der Angeschuldigte sich, um der Sache ein Ende zu machen, erbot, mit einem heiligen Eide seine Unschuld zu bekräftigen, hat der Richter nur müde gelächelt und gesagt: „Das geht nach der Strafprozeßordnung nicht."

Aufgeregt und enttäuscht kehrt der Gefangne in seine Zelle zurück. Er begreift, daß sie doch für viel länger, als er gedacht hat, seine Heimstätte bleiben wird, und nachdem die auf die Erregung folgende Abspannung etwas gewichen ist, beginnt er leise, sich sozusagen häuslich einzurichten. Hat er das Unglück, seine Nase jemals in die Strafprozeßordnung gesteckt zu haben und sich der Bestimmung zu erinnern, daß „dem Untersuchungsgefangnen nur solche Beschränkungen auferlegt werden dürfen, die zur Sicherung des Zweckes der Haft oder zur Aufrechterhaltung der Ordnung im Gefängnis notwendig sind," so kann er interessante Studien darüber machen, wie abscheulich sich manche Dinge in der Wirklichkeit ausnehmen, die auf dem Papier ganz nett klingen. Wir wollen zunächst annehmen, daß der Untersuchungsgefangne bemittelt genug ist, bei der Gefängnisverwaltung — er selbst bekommt unter keinen Umständen einen Pfennig in die Hand — eine bestimmte Summe zur Bestreitung persönlicher Ausgaben zu hinterlegen, oder daß dies zu seinen Gunsten von einem Angehörigen geschieht. Vom Untersuchungsrichter ist ihm erlaubt worden, sich aus einem bestimmten Speisehaus in der Nähe Essen schicken zu lassen, desgleichen das ihm erwünschte Getränk in möglichst geringen Quantitäten. Er hat seine Taschenuhr erhalten und wird auch den Inhalt seiner Brieftasche, „soweit derselbe nicht für die Untersuchung von Belang ist," bekommen. Er darf an seinen Rechtsanwalt, an seine Familie, vielleicht sogar an einen Geschäftsfreund notwendige Briefe schreiben. Ist der Untersuchungsrichter ganz besonders gnädig, so hat er ihm sogar erlaubt, auf eine Zeitung zu abonnieren, sich aus einer Leihbibliothek Bücher schicken zu lassen, sich eignes Schreibmaterial in seiner Zelle zu halten und des Abends bis neun Uhr Licht zu brennen. Auch darf er sich die zum Wechseln erforderliche Leib- und Bettwäsche beschaffen. Damit pflegt der Kreis der gewährten „Vergünstigungen" aber auch vollständig erschöpft zu sein. Nur Grafen und Geheimen Kommerzienräten gegenüber werden vielleicht weitergehende Ausnahmen gemacht. Bei der tatsächlichen Gestaltung aller dieser „Vergünstigungen" ist nun aber folgendes zu berücksichtigen: der Gefangne sitzt in seiner Zelle, an deren engen Wänden das Bereich der Einwirkung seines Willens endet; die Wogen der Welt da draußen, von der er Essen, Bücher, Papier, Nachrichten haben will, brechen sich unten an der Straßentür des Gefängnisses; zwischen sie und ihn schiebt sich als einzig mögliche Vermittlung der mehr oder

weniger gute Wille der Gefängnisbeamten, deren Gefälligkeit er sich nicht einmal zu erkaufen versuchen darf, ohne den Paragraphen 333 des Strafgesetzbuchs mit dem Ärmel zu streifen, und deren Ungefälligkeit oder Bequemlichkeit sich leicht und vollständig unkontrollierbar hinter anderweitigen Dienstpflichten verschanzt. Er darf sich nicht beklagen, sondern muß noch dankbar sein, wenn er sein Essen kalt bekommt, wenn seine Zeitung erst von andern gelesen wird, und der Umtausch seiner Bücher, sofern es sich nicht nur um wissenschaftliche Lektüre allein handelt, jedesmal mehrere Tage in Anspruch nimmt. Das Schicksal seiner Zeitungen und Bücher teilen aber auch, mit Ausnahme seiner Korrespondenz mit dem Verteidiger, alle Briefe, die er schreibt und erhält, und das ist das Bitterste! jeder Brief, den er abgehn lassen will, wird dem Untersuchungsrichter vorgelegt, alle Briefe, die er erhalten soll, gehn zuerst an den Untersuchungsrichter, und erst wenn sein Visumzeichen die Briefe verschönert hat, gelangen sie zur Post oder in die Hände des Gefangnen — wieder durch Vermittlung des Gefängnisbeamten. Daß dieser Geschäftsgang viel Zeit in Anspruch nimmt, ist klar; läßt die Ordnung im Gefängnis zu wünschen übrig, und ist der Untersuchungsrichter bequem oder viel beschäftigt, so tritt dadurch oft eine Verzögerung der Briefe um vier bis fünf Tage, ja um eine ganze Woche ein. Wie entsetzlich diese Kontrolle für die Betroffnen ist, kann man sich kaum vorstellen; man kann es vielleicht ahnen, wenn man beobachtet, daß bisweilen die Angehörigen der Untersuchungsgefangnen diese bitten, nicht mehr zu schreiben, weil ihnen der Anblick des Visumzeichens unerträglich sei, und daß viele Gefangne auch ohne solche Bitten, trotz ihrer Sehnsucht nach den Angehörigen und ihrer Langeweile, ihre Korrespondenz auf das äußerste einschränken oder sie ganz aufstecken — natürlich nicht zum Ärger des Untersuchungsrichters, dem dadurch viel Arbeit erspart wird.

Dazu kommt aber noch mancherlei andres. Da ist z. B. der tägliche Spaziergang. Der Untersuchungsgefangne darf dazu zwar nicht gezwungen werden; da er aber die einzige Gelegenheit ist, die steif gewordnen Glieder etwas zu bewegen und die schlechte Luft der Zelle für eine halbe Stunde zu verlassen, so wird die Teilnahme am Spaziergang zur kaum vermeidbaren Notwendigkeit, für jeden Feinfühligen aber zu neuer Qual. Die Spazierhöfe vieler Untersuchungsgefängnisse sind so gebaut, daß man von den umliegenden Häusern, wenigstens aber von den Fenstern des Gerichtsgebäudes, dessen Treppenflure usw. doch so ziemlich jedem zugänglich sind, in sie hinabschauen kann. Der Gefangne hat also fortgesetzt das Gefühl, von Neugierigen beobachtet zu werden, während er auf dem Spazierhof am Gänsemarsch der andern Untersuchungsgefangnen teilnimmt. In welcher Gesellschaft muß er sich da sehen lassen! Es ist unglaublich, was für Typen sich in so einem Untersuchungsgefängnis zusammenfinden; die Feder eines Dickens gehörte dazu, sie treffend zu schildern. Außer zwei oder drei besser gekleideten Menschen ein halbes Dutzend Landstreicher, etliche Zuhälter, ein paar Langfinger, denen man ansieht, daß sie zu den Habitués des Hauses gehören, und dazwischen vielleicht ein vergrämter und zerquälter Graukopf, dessen feine müden Züge von langem Kampf und langsamem Hinabsinken reden; mit drei Schritt Abstand schreitet einer still hinter dem andern

her, je nach Charakter leichtsinnig-frech oder gedrückt, stumpfsinnig oder zornig erregt. Ich kann nicht unterlassen, hier wieder eine persönliche Erinnerung einzuschieben, weil sie zeigt, wie duftige Blüten der Bureaukratismus bisweilen zeitigt.

Ein Klient, der in Untersuchungshaft war, und den ich zu verteidigen hatte, beklagte sich einmal bei mir darüber, daß der Aufseher die Untersuchungsgefangnen zwinge, beim Spaziergang militärisch in Schritt und Tritt zu gehn. Ich wollte es erst nicht glauben, aber da mein Klient versicherte, der Aufseher lasse immer einen ganz verkrummten Vagabunden an der Spitze gehn und zwinge die andern, sich nach dessen unregelmäßigem wackligem Gange zu richten, beobachtete ich eines Tages vom Fenster des Landgerichts aus den Spaziergang und stellte die Richtigkeit des Erzählten fest; ich hörte, wie der Aufseher wiederholt rief: „Sie, X, Sie haben wieder falschen Tritt! Links — rechts — links — rechts!“ — „Y! Tritt halten!“ usw. Die Bemühungen der andern, ihr Gehwerk dem schiefbeinigen wackligen „Tetenreiter“ anzupassen, machten einen komisch-traurigen Eindruck und mußten einem gesunden, militärisch geschulten Menschen in der Tat unerträglich sein. Gelegentlich befragt berief sich der Aufseher auf die Hausordnung, worin zu lesen stand, daß die Gefangnen beim Spaziergang einer hinter dem andern „im Schritt“ zu gehn hätten. Daß dies „im Schritt“ nicht identisch mit „im gleichen Schritt und Tritt“ sei, sondern nur den Gegensatz zu Laufen oder Rennen, Trab oder Galopp bezeichnen sollte, wollte der Biedere nicht gelten lassen, und er verschanzte sich hinter die allen Denkfaulen geläufige Verteidigung: „Es ist aber immer so gemacht worden!“

Andre Quälereien verwandter Art, wie z. B. das Recht des Gefängnisbeamten, nicht nur die Zelle, sondern auch die Person des Gefangnen immer wieder zu durchsuchen, ihn durch das Guckloch in der Zellentür zu beobachten usw., kommen dazu, ihm den Zustand unerträglich zu machen. Immerhin ist der Bemittelte während der Untersuchungshaft günstiger daran als der Unbemittelte. Man versuche sich in die Lage eines kleinen Geschäftsmanns oder eines Arbeiters zu setzen, der plötzlich in Haft genommen wird. Auf ihn stürmen außer den eben geschilderten Eindrücken noch Sorgen ganz andrer Art ein. Für ihn ist auch eine unschuldig erlittene Untersuchungshaft oft genug der materielle Ruin, mindestens ein schwerer wirtschaftlicher Verlust, der sich vielleicht in Jahren nicht wieder einbringen läßt. In seinem einsamen Grabe quält ihn nicht bloß die Sorge um seine Unschuld und alle die persönlichen Widerwärtigkeiten, deren Ziel er ist, sondern in noch höherm Maße die Angst um sein Geschäft, sein Handwerk oder seine Stelle, die Sorge um die Seinen, deren Ernährer er war, und die nun vielleicht bitter darben. Er möchte ihnen wenigstens eine Mitteilung machen, aber wovon die Marke bezahlen, um den Brief freizumachen? Schnell entschlossen bittet er um Arbeit. Sie soll ihm einerseits den Dienst leisten, den der Bemittelte von seinen Büchern erwartet, und ihm außerdem die Mittel verschaffen, ein paar notwendige Briefe wegzuschicken. Keinem Untersuchungsgefangnen, der um Arbeit bittet, darf sie verweigert werden, er muß freilich auch mit jeder Beschäftigung zufrieden sein, die man ihm zuweist. Aber immerhin, ob er Holz zerkleinert oder Tüten klebt, Schuhe flickt oder Stroh-

geflechte macht, er verdient doch täglich eine Kleinigkeit, je nach seinen Leistungen vielleicht zwei bis zwanzig Pfennige, und nach ein paar Tagen ist er imstande, denen da draußen ein Lebenszeichen von sich zu geben. Nach zwei oder drei Wochen kann er sich vielleicht sogar schon „Zusatznahrungsmittel" kaufen, deren er zur Erhaltung seiner Kräfte dringend bedarf, denn die Gefängniskost ist fürchterlich schlecht und nahrungsstoffarm. Um sie zu ergänzen, können sich die Gefangnen wöchentlich ein oder zweimal von einem Teile ihres Arbeitsverdienstes gewisse Nahrungsmittel, wie Brot, Wurst, Schmalz, Speck, Heringe usw., zu bestimmten, keineswegs billigen Preisen von der Gefängnisverwaltung kaufen, die mit diesem Handel noch ein kleines Geschäft macht. Es liegt in dieser Einrichtung ein starker Antrieb zur Arbeit, die ja von keinem Untersuchungsgefangnen erzwungen werden darf. Wer sich nicht zu ihr bequemen und sich durch die dafür bezahlten paar Pfennige nicht die Möglichkeit zur Beschaffung von Zusatznahrungsmitteln verschaffen mag, dem zernagt bald wütender Hunger den Leib.

Daß der unbemittelte Untersuchungsgefangne nicht in der Lage ist, sich einen Verteidiger zu bestellen, der doch in manchen Fällen viel zur Abwendung oder Abkürzung der Haft tun kann, dürfen wir hier nur andeuten, da diese Frage über den dieser Betrachtung gestellten Rahmen hinausreicht. Wollen wir auch, wenngleich mit einigem Bedenken, annehmen, daß sich die Behandlung des Unbemittelten durch das Gefängnispersonal von der in nichts unterscheidet, die bemittelten oder den sogenannten höhern Ständen angehörenden Gefangnen zuteil wird, so bleibt doch noch mancherlei, wodurch sich die Lage des unbemittelten Untersuchungsgefangnen ungünstiger gestaltet. Dahin gehört z. B., daß er sich, um bei der Arbeit den einzigen Anzug, den er mithat, nicht ganz zugrunde zu richten, bald genötigt sieht, um Gefängniskleidung zu bitten, und daß er, sobald die Haft eine Woche übersteigt, auch seinen Ekel gegen die Gefängniswäsche wird überwinden müssen.

(Fortsetzung folgt)



Zur preußisch-polnischen Sprachenfrage

Von Ludwig Trampe

(Schluß)



In der Zweiten Kammer hat sich die Sache nicht anders, nur noch schärfer abgespielt. Das zeigen ihre Verhandlungen vom 2. Oktober, 10., 17. und 18. Dezember 1849 und 13. Februar 1850. In ihnen sind, abgesehen von weniger wichtigen und zurückgezognen, vier leitende Anträge gestellt worden. Janiszewski hat denselben Zusatz zu Artikel 1 der Verfassung verlangt wie von Pilaski in der Ersten; er hat dazu ein im Wortlaute genau dem seines Stammgenossen gleichendes Amendement eingebracht. Zoltowski hat, als es sich um Wahlen zum Erfurter Parlament in dem zu Deutschland gezognen Teile Posens handelte, die Kammer

aufgefordert, „das Staatsministerium zu veranlassen, in dem Großherzogthum Posen, als in einem zum Deutschen Bunde nicht gehörigen Lande, die dort angeordneten Wahlen zum Erfurter Volkshause nicht vornehmen zu lassen." Der katholische Oberregierungsrat Osterrath aus Danzig hat die Aufnahme eines Sprachenartikels in die preußische Verfassung beantragt, der genau dem oben angegebnen Wortlaute des Paragraphen 188 (186) der Reichsverfassung entsprach. Endlich hat die Regierung mit ihrer schon unverhüllt polenfeindlichen, kaum noch den frühern polenfreundlichen Auslassungen die ärmlichste Deutung gewährenden und in den Anhangserklärungen eigentlich wie Hohn klingenden Denkschrift vom 14. Dezember 1849 über die Regulierung der Verhältnisse des Großherzogtums Posen den Antrag gestellt: „Die Kammer wolle ihre Zustimmung zur Einverleibung des noch nicht zu Deutschland gehörigen Theils der Provinz Posen in den Deutschen Bund ertheilen."

Unsre Propolen glauben im Auftreten der Regierung vor der Zweiten Kammer einen Beweis für ihre Sätze zu finden. Manteuffel hat dort nämlich erklärt: „Die Nationalität selber will die preußische Regierung den polnischen Unterthanen in keiner Weise entziehen. Wie sie es in dieser Beziehung meint, das ergibt der Paragraph, der in den Entwurf der Reichsverfassung aufgenommen ist." Nachdem er dann den Paragraphen 188 (186) verlesen, hat er hinzugefügt: „Das soll gewährt werden, das wird gewährt werden, ein Mehreres nicht." Dieses Regierungswort nun „das soll gewährt, das wird gewährt werden" schwingen die Herren wie eine Fahne, die unbedingt ihre Ansichten decke. Das ist falsch. Der Nachdruck liegt nicht auf dem Vordersatze, sondern auf dem Zusatze „ein Mehreres nicht." Von jener Seite wird versucht, dem Zusatze dadurch seine Bedeutung zu nehmen, daß flott erklärt wird, er bezöge sich auf den Antrag, dem nicht zum Deutschen Bunde gehörenden Teile Posens eine eigne Verfassung zu geben. Dagegen sich zu wenden hatte Manteuffel gar keine Veranlassung; denn diesen Antrag hatte die Kommission, vor der er auch schon gestellt war, mit der erdrückenden Mehrheit von sechzehn gegen zwei Stimmen verworfen und in ihrem Berichte natürlich dasselbe für das Verfahren im Plenum befürwortet. Außerdem hat der Minister in der Verhandlung, wo er die angeführten Worte sprach, ganz genau gesagt, worauf er sie gemünzt hat. In derselben Rede hat er wenig später wörtlich erklärt: „Mit einem besondern Statut, wie es in dem Amendement beantragt wird, würde die Provinz ein abgesondertes Glied des großen Ganzen sein und störend und hemmend eintreten. Dies kann nicht der Wunsch der Regierung sein, deshalb kann sie selbst, weder aus Nützlichkeitsgründen, noch aus Rechtlichkeitsgründen, auf diese Ansprüche eingehn." Das, die Erteilung eines Provinzialstatuts, ist das Mehrere, was die Regierung verweigerte. Provinzialstatut aber und Sonderverfassung sind zweierlei ganz verschiedne Dinge. Jenes ein Spielzeug für artige Kinder, diese ein Reißzeug für nationalpolnische Pläne. Nicht einmal jenes wollte Preußen noch zulassen. Damit fallen die kühnen Behauptungen unsrer Propolen, die sie insbesondre diesem Ministerworte entnehmen, und die sie von ihm gedeckt sehen wollen, in sich selbst zusammen. Genau das Gegenteil ihrer Auffassung ist das Richtige.

Mit den Ausführungen Manteuffels vor der Zweiten Kammer ist die Regierung weit von dem zurückgetreten, was sie noch nach ihren Erklärungen in der Ersten Kammer als Zugeständnis an die Polenwünsche hatte annehmen lassen. Damit ist auch das Maß dessen, was trotz des scheinbaren Festhaltens am Paragraphen 186 nach ihrer Meinung dem Polentum einzuräumen war, kläglich eingeschrumpft. Was blieb denn den Polen an eigentümlichem Leben, wenn sie nicht einmal auf dem Boden und im Rahmen eines provinziellen Kommunalverbands und in den da gebotnen ärmlichen Möglichkeiten nationale Art pflegen sollten? Für politisches Sein ein Schatten an der Wand. Übrigens hat die Regierung das auch einmal offen ausgesprochen. In der schon zweimal angeführten Denkschrift sagt sie: „In dem durch Artikel 104 der preußischen Verfassung anerkannten Grundsatze der Selbstregierung der Gemeinden werden die den Polen im Jahre 1848 gemachten Zusicherungen ... die vollständigste Erfüllung, wird die polnische Nationalität den weitesten Raum der Entwicklung finden.“ Was wollte das, aus den allgemeinen Sätzen des grünen Tisches in die Wirklichkeit der Dinge übertragen, praktisch bedeuten? Dies: Polnisches Regiment im Kirchenwesen — der Dorfkirche! Polnisches Regiment im Unterrichte — an der Armenschule! Polnisches Regiment in der innern Verwaltung — bei Hütungs- und Vorflutsachen! Polnisches Regiment in der Rechtspflege — vor den Flurrichtern! So sah der weiteste Raum zur Entwicklung polnischer Nationalität aus, den die Regierung in Wahrheit meinte. Als Heinrich der Erste den Ungarn statt des geforderten Tributs einen räudigen Hund vor die Füße werfen ließ, tat er ihnen ähnlich, wie den Polen hier die Regierung. Dazu noch als Begleitwort die kalte Bemerkung, daß der Staat nicht einmal aus Nützlichkeitsgründen polnische Ansprüche hören würde. Das ist, schon allgemein politisch betrachtet, insbesondre aber nach der nüchtern praktischen Regierungsweise Preußens begriffen, nicht mehr ruhiges Abwägen, das ist hinreißende, sogar unter der trocknen Amtsmaske Manteuffels hervorlodernde Leidenschaft, das ist heiße Feindseligkeit gegen die Polen.

In der Kammer hat das Auftreten der Regierung lauten Widerhall gefunden. Als die anfängliche, offenbar persönlicher Rücksicht auf die polnischen Kammermitglieder entsprungne Zurückhaltung der Deutschen durch geradezu tolle Brandreden jener belohnt wurde, da ist auch diesen die Zunge locker geworden. Schärfer und immer schärfer sind sie gegen die Polenforderungen vorgegangen. Rund heraus haben sie erklärt, Preußen habe „über der Integrität seines Staatswesens zu wachen“ und „pflichtgemäß dafür zu sorgen, daß das deutsche Element das Übergewicht über das polnische gewinne“; ja es ist ohne Widerspruch ausgerufen worden, „man wolle die Polen mehr und mehr mit Germanismus durchdringen, und der Zweck sei recht gut.“ Die Gegnerschaft gegen das Polentum ist nirgend schärfer zum Ausdruck gekommen als in dem Kommissionsberichte über den Sprachenantrag Osterrath, also über die gerade hier zur Erörterung stehende Seite der Polenfrage. Die Hauptstelle des Berichts, die übrigens heute wieder von höchstem Interesse ist, sei deshalb hier eingehend wiedergegeben. Sie lautet: „Wenn in der Begründung des Antrags vorerst der Satz aufgestellt wird, daß es

einer mächtigen Nation gezieme, einer andern Nationalität, deren Geschick ihr anvertraut worden, die Fortdauer ihrer nationalen Entwickelung zu sichern, so ist hiervon wohl nur so viel zuzugeben, daß es in der Bestimmung jeder Nation und jedes Staats liegt, die natürliche Entwickelung aller ihrer Glieder und einzelnen Bestandtheile zu befördern, die Eigenthümlichkeit der letztern, soweit dadurch jene Entwickelung bedingt ist, mag sie in der Sprache oder in irgend einem andern Verhältnisse liegen, zu achten und zu schonen und überhaupt die partikuläre Entwickelung so zu leiten, daß dabei die besondere mit der allgemeinen Wohlfahrt in Einklang erhalten und gleichen Schrittes gemehrt und gefördert werde. Dagegen kann es unmöglich in der Pflicht des Staats liegen, eine einzelne Eigenthümlichkeit, diejenige nämlich, welche in der Sprache liegt, allein hervorzuheben und darauf für jeden größern oder kleinern Theil der Bevölkerung, welcher sich in dieser Beziehung von der überwiegenden Mehrheit der Landeseinwohner unterscheidet, eine volksthümliche Entwickelung zu gründen und auf sich zu nehmen. Eine volksthümliche Entwickelung, wenn darin nicht ein leeres Wort liegen soll, heißt eine besondre Entwickelung eines eignen Volkes. Die Sprache aber macht kein Volk, und es hieße den Staat zerreißen, ohne irgend ein wirkliches Volk zu gründen oder zu erhalten, wenn jedem Theile der preußischen Bevölkerung, welcher eine andre als die deutsche Sprache redet, eine volksthümliche Gestaltung und Entwickelung bereitet oder gewährt werden sollte. Liegt nun aber eine solche weitreichende Pflicht der eben bezeichneten Art in der That und Wahrheit dem Staate gar nicht ob, und erscheint das, was eine solche angebliche Pflicht erheischen würde, als nachtheilig sowohl für das Ganze als für die Einzelnen, ja selbst für die betroffenen Landestheile, so kann es unmöglich dem preußischen Staate, wie die Antragsteller sich ausdrücken, »geziemen«, den letztern »die Fortdauer ihrer nationalen Entwickelung zuzusichern«, noch kann ihnen selbst »ein Recht auf eine Zusicherung dieser Art zustehn«." Der Antrag Osterrath ist dann auch, kaum daß sein geistiger Vater zu ihm gesprochen hatte, ohne weitere Verhandlung „gemäß dem Antrage der Kommission" von der Kammer abgelehnt worden. In gleicher Sinnesrichtung sind Artikel 1 der Verfassung und der Antrag der Denkschrift vom 14. Dezember 1849 unter Ablehnung aller andern Anträge nach den Vorschlägen der Regierung angenommen worden.

Das ideelle Schlußergebnis der bösen Vorkommnisse im preußischen Osten, der von ihnen gezeitigten Regierungsmaßnahmen und der unter dem tiefen Eindrucke der erlebten Ereignisse stehenden parlamentarischen Verhandlungen zur Polenfrage steht außer allem Zweifel. Regierung sowohl wie beide Kammern in überwältigender Mehrheit haben sich einhellig zu unbedingter Verwerfung jedes wirklich polenfreundlichen Verfahrens durchgerungen, und diese ihre wahre Herzensmeinung haben sie vor allem mit der Verweigerung der Aufnahme irgend welcher den Polen günstiger Bestimmungen in die Verfassung durchgreifend betätigt.

Die Kammerverhandlungen zeigen noch ein zweites, für die Beurteilung der hier erörterten Frage kaum weniger wichtiges Ergebnis. Die Abgeordneten und auch die Minister sind, ausgenommen Gerlach und seine Freunde, sämtlich

der Überzeugung gewesen, daß künftig in Preußen nur „das in der Verfassungsurkunde Enthaltene die Summe des im Lande geltenden Staatsrechts“ sein werde und sein dürfe. Gerlachs Verwahrung dagegen in der Sitzung der Ersten Kammer vom 8. September 1849 hat Burmeister unter der Billigung der Kammer nicht einer Widerlegung, sondern nur des Ausdrucks „stummen Erstaunens“ für würdig erklärt. Osterrath selber hat seinen Sprachenantrag ausdrücklich deshalb eingebracht, weil er meinte, daß man nur „das, was die preußische Verfassung verheißt, bekommen“ würde. Und gerade für die Sprachenfrage herrscht just in den Staaten Europas, die von einer gemischtsprachigen Bevölkerung gebildet werden, dieselbe verfassungsrechtliche Überzeugung. Belgien, Österreich und die Schweiz haben in ihren Konstitutionen die Sprachenfrage eingehend und genau geregelt. In der belgischen Konstitution vom 7. Februar 1831 heißt es in Artikel 23: L'emploi des langues usitées en Belgique est facultatif; il ne peut être réglé que par la loi et seulement pour les actes de l'autorité publique et pour les affaires judiciaires. Das österreichische Staatsgrundgesetz für die im Reichsrate vertretnen Königreiche und Länder erklärt in Artikel 19: „Alle Volksstämme sind gleichberechtigt, und jeder Volksstamm hat ein unverletzliches Recht auf Wahrung seiner Nationalität und Sprache.“ Die Bundesverfassung der Eidgenossenschaft vom 29. Mai 1874 sagt in Artikel 116: „Die drei Hauptsprachen der Schweiz, die deutsche, französische und italienische, sind Nationalsprachen des Bundes.“ Um ganz sicher zu gehn, mag noch hervorgehoben werden, daß die Schweizer Verfassung das Romanisch nicht nennt, und daß damit diese Sprache, deren Kinder für die Neuzeit wahrhaftig mehr Kulturarbeit geleistet haben als die Polen, als öffentlich zulässige Volkssprache verworfen ist. Das sind schlagende, fast mit den Händen zu greifende Beweise dafür, daß nach modernen „konstitutionellen“ Gedanken über Volksleben, Staat und Verfassungsrecht von Staats wegen nur eine solche Sprache zuzulassen ist, die in der Verfassungsurkunde mit ganz bestimmten Worten erwähnt wird. Ob diese Auffassung richtig ist, das ist hier nicht zu erörtern. Hier kommt es nur auf die Grundanschauung, die maßgebende Idee derer an, von denen die preußische Verfassung geschaffen ist. Sie ist, und das ist der springende Punkt, mit unanfechtbarer Sicherheit bei der Regierung wie bei der weit überwiegenden, entscheidenden Mehrheit der Kammern die felsenfeste, eigentlich auch von aller Welt vorher und nachher geteilte Überzeugung gewesen, daß fortan in Preußen öffentliches Recht nur das sei, was ausdrücklich in der Verfassungsurkunde berücksichtigt werde.

Die aus tiefem und nach den ostmärkischen Vorgängen nur zu sehr berechtigtem Widerwillen gegen das Polentum entsprungne, ebenso überlegte wie entschiedne Verweigerung der Aufnahme irgend einer Bestimmung zugunsten der polnischen Sprache in die Konstitution, sowie die dabei in den Verweigerern lebendige Überzeugung von der öffentlich-rechtlichen Bedeutung der Nichtberücksichtigung einer politischen Frage in der Verfassungsurkunde, das beides läßt zusammengenommen nur einen Schluß zu. Es ist der: Das Schweigen der preußischen Verfassungsurkunde über die polnische Sprache will sagen und sagt, daß mit 1850 der polnischen Zunge die Bedeutung einer öffentlich-rechtlich

zulässigen Sprache in Preußen verfassungsmäßig aberkannt ist. Damit sind die einst aus erklärlichen politischen Rücksichten den Polen gewährten Sprachenvergünstigungen des Allerhöchsten Zurufs in richtiger Wiederaufnahme und Fortführung der verfassungsrechtlichen Erlasse von 1832/34 durchgreifend und restlos aufgehoben worden. Dasselbe Urteil über das Schlußergebnis der Polenfrage haben Regierung und Volksvertretung gehabt. Jene hat in durchaus zutreffender Auffassung des ideellen Kerngehalts der parlamentarischen Erörterungen die erst angekündigten Polenvorlagen nicht eingebracht; diese hat mit keinem Worte nach ihnen verlangt. Hier wie dort ist, ohne daß weiteres nötig oder auch nur zulässig erschienen wäre, die Annahme des Artikels 1 der Verfassung gemäß der Regierungsvorlage nach den darüber gepflognen Kammerverhandlungen als letztes Wort Preußens in der Sprachenfrage angesehen und behandelt worden.

Wer Interesse genug an der Sache hat, möge hierzu noch einmal die Erörterungen über das Gesetz vom 3. Mai 1852 nachsehen.

Wenn Preußen aus der wirklichen Bedeutung des Schweigens der Verfassung in der Sprachenfrage nicht unverweilt schärfere Folgerungen gezogen hat, so kann man darin keinen Grund für eine etwaige andre Auslegung finden. Juristisch geht das überhaupt nicht an. Sachlich ist eine solche Lässigkeit auch gerade bei Preußen vielfach zu finden. Diesem anscheinend schroff geleiteten Staate ist eigen, jüngern seiner Glieder praktisch, wenn es auch theoretisch am schneidendsten gegen Sondergelüste von ihnen bewehrt ist, unendlich langmütig zu begegnen. Jedoch, wenn das auch der Fall ist, und wenn es auch bis 1876, ja 1900 gedauert hat, bis Preußen dem in seiner Verfassung für die Sprachenfrage steckenden wahren Sinne in umfassenderer Weise Geltung verschafft hat, so gibt das am wenigsten den Polen Veranlassung, von Verfassungsschutz für ihr Idiom in Preußen zu reden. Das Umgekehrte ist richtig: nach Absicht, Wortlaut und Geschichte des Artikels 1 der Verfassung ist seit 1850 der polnischen Sprache das, was ihr früher an Rechtsschutz eingeräumt war, entzogen worden.

Praktisch ist heute die Frage, ob und inwieweit die polnische Sprache in Preußen gebraucht werden kann, für öffentliche Vereinigungen geworden. Die ersten Anlässe dazu hat die Dreistigkeit der Polen in öffentlichen Versammlungen gegeben, ihr Verlangen, dort nach ihrem Belieben ihre Sprache anwenden zu können, und zwar überall in deutschen Landen, sei es in Dortmund oder in Beuthen, in Zoppot oder in Krotoschin. Zum Beispiel sei einer der drastischsten Fälle eingehender erzählt. In dem seit der Kolonisation durch Friedrich den Großen kerndeutschen Netzedistrikt, der sein Deutschtum auch in dem Polenrummel von 1848 energisch bekräftigt hat, liegt nicht weit von der brandenburgischen Grenze das Örtchen Rosko. Dort war im April 1902 auf Veranlassung des Propstes Spychalski zur Gründung eines landwirtschaftlichen Vereins eine Versammlung einberufen worden. Zu ihr hatten sich wegen des angegebnen Zwecks viele Deutsche eingefunden. Gleich bei der Eröffnung zeigte sich, daß nicht nur, wie sich bei wirklichem Streben nach Erreichung des behaupteten Zwecks von selbst verstanden hätte, Landwirte aus der Um-

gegend gekommen waren, sondern auch Fremde, und zwar solche mit auffälligen Namen, nämlich v. Laszewski, Sulinski, v. Bronitzki, sogar einer aus dem Kreise Pleschen, v. Chlapowski-Rzegocin. Dieser Chlapowski wurde zum Vorsitzenden gewählt, und zwar nach einer Verhandlung in polnischer Sprache. Er verbreitete sich in langem Vortrage über die Ziele des Vereins, auch wieder polnisch. Nach ihm sprach der mitanwesende Landrat Dr. Buresch über dasselbe Thema, ersuchte aber eindringlich, nicht weiter in polnischer Sprache zu verhandeln, da alle Anwesenden deutsch, mehrere davon aber nicht polnisch verstünden. Er hätte ebensogut in den Wind reden können. Es wurde unentwegt weiter polnisch verhandelt. Der Landrat verließ darauf die Versammlung. Auch dem Verlangen des überwachenden Distriktskommissars Wolff auf Verdolmetschung der Verhandlungen wurde nicht entsprochen. Polnisch blieb Trumpf. Schließlich löste der Kommissar, wie er nach diesen Vorgängen unbedingt mußte, die Versammlung auf. Spychalski erhob durch den Rechtsanwalt Wolinki gegen den Regierungspräsidenten, nachdem dieser das Verfahren des Kommissars gebilligt hatte, Klage beim Oberverwaltungsgericht. Dort ist der Polensache Recht gegeben worden. Die Gründe des Erkenntnisses liegen der Öffentlichkeit noch nicht vor, ebensowenig die eines zweiten ganz vor kurzem ergangnen Urteils in einem anscheinend genau gleichen Falle, nur daß er sich sogar in uralt deutschem Lande ereignet, in Westfalen. Es wird freilich nicht viel darauf ankommen, die Gründe dieser beiden Auslassungen des Oberverwaltungsgerichts in den Einzelheiten kennen zu lernen, wie es auch gleichgiltig ist, den Erörterungen des ihnen vorhergehenden, des zweiten Spruchs des Gerichts zu derselben Frage, genauer nachzugehen. Die Sätze, auf denen alle die genannten Sprüche ruhen, und mit denen sie stehen und fallen, sind schon in der ersten Entscheidung des hohen Stuhls enthalten, der vom 26. September 1876.

Die Ausführungen des ersten, maßgebenden Urteils des Oberverwaltungsgerichts in der Polensprachenfrage, soweit sie positiv das ethische Recht dieses Idioms in Preußen begründen wollen, können nur als dürftig bezeichnet werden; sie sind in ihren Gedanken geradezu flach. Sie sind auch nicht der wesentliche Teil des Rechtsspruchs. Sein Schwergewicht liegt in den negativen Sätzen, in denen für Versammlungen innerhalb Preußens eine Beschränkung im Gebrauche von landesüblichen Sprachen als verfassungsmäßig unzulässig erklärt wird. Diese oberverwaltungsgerichtliche Doktrin geht von einem Leitmotiv, einem Schlagwort aus. Es lautet: „An sich ist der Gebrauch einer andern als der deutschen Sprache bei öffentlichen Gelegenheiten durch keine allgemeine gesetzliche Norm beschränkt.“ Zunächst mag ohne Rücksicht auf die obige Untersuchung und ihr Ergebnis dahingestellt bleiben, ob das je und je über jeden Zweifel erhaben gewesen ist. Träfe das selbst zu, das Gericht hätte die These doch nicht ergehen lassen dürfen. Als Ergänzungsthese dazu denkt nämlich jeder, der mit dem Satze handgemein wird, unbedingt den andern: „Eine Sprache, die gesetzlich nicht verboten ist, ist erlaubt.“ Das ist der verstandesmäßige Vorgang, der sich im Hirn jedes Lesers oder Hörers unmittelbar und unwillkürlich als Folge des durch den Gerichtssatz bewirkten Eindrucks abspielt.

Natürlich ist das falsch. Dadurch, daß etwas nicht verboten ist, wird es noch lange nicht zu etwas erlaubtem. Jedoch die augenblickliche, vielfach auch für viele auf immer entscheidende Auffassung wird unvermeidlich durch die vom Oberverwaltungsgerichte beliebte Vortragsweise hervorgerufen; sie hat auch wirklich nach Ausweis der Literatur bis in die jüngsten Tage schlimm gewirkt. Schon deshalb ist der Satz, so prächtig er seinem ersten Schreiber geschienen haben mag, nicht geeignet gewesen, zum Eckstein einer Rechtsbelehrung von weittragender grundsätzlicher Bedeutung genommen zu werden. Er ist noch dazu, was auch nicht zugunsten der Denkschärfe seiner Urheber spricht, völlig überflüssig. Fällt er, der so wichtig und programmatisch aussieht, weg, so kommt damit, wie sich jeder Leser leicht selbst überzeugen kann, nicht die geringste Lücke in die Entscheidung. Sie fährt nämlich unmittelbar nach diesem ihrem gros mot folgendermaßen fort: „Ob der Gebrauch einer andern als der deutschen Sprache in einer Versammlung, in welcher öffentliche Angelegenheiten berathen werden, unzulässig ist, bezw. zur Auflösung derselben berechtigt, ist... nach den auf das Versammlungsrecht bezüglichen gesetzlichen Vorschriften zu beurtheilen. Dieselben sind in den Artikeln 29 und 30 der Verfassungsurkunde und in der Verordnung vom 11. März 1850 enthalten." Warum da, bei dieser sachmäßigen Rechtserwägung, noch diese sich philosophisch spreizende und doch nur eine breite Bettelsuppe kochende These? Warum in einem juristischen Urteile eine feuilletonistische Phrase? Sie paßt um so weniger in das Ganze hinein, als dieses auch sonst einfach juristisch gehalten ist, sagt es doch weiter unten: „Die Verfassungsurkunde hat die Regelung der Ausübung des als Grundrecht gewährleisteten Versammlungsrechts dem Gesetze vorbehalten." Endlich heißt es: „Das Gesetz (scil. die Verordnung vom 11. März 1850) hat eine Beschränkung der Versammlungen auf eine bestimmte Sprache nirgends ausgesprochen, während dies doch der Ort war, wo eine so wesentliche Beschränkung ausgesprochen werden mußte. Ein stillschweigender Vorbehalt des ausschließlichen Gebrauchs deutscher Sprache kann nicht Platz greifen, wo verfassungsmäßig eine Regelung durch ausdrückliches Gesetz vorbehalten ist." Das sind zur Sache passende Ausführungen. Sie lassen sich zweckdienlich erörtern. Und wie steht es nun mit ihnen? Bei ihrer Prüfung ist zunächst dem letzten Satze beizutreten, daß ein stillschweigender Vorbehalt des ausschließlichen Gebrauchs deutscher Sprache nicht Platz greifen kann, wo verfassungsmäßig eine Regelung durch ausdrückliches Gesetz vorbehalten ist. Nur muß dabei gleich festgestellt werden, daß in dem Satze die Hauptbetonung, wie das Oberverwaltungsgericht offenbar auch will, auf dem Worte „verfassungsmäßig" liegt. Wird das klar und sicher hervorgehoben, so ergibt sich, daß der unmittelbar vorangehende Satz des Erkenntnisses nicht einwandfrei ist, so ergibt sich, daß nicht schlechthin gesagt werden kann, die Verordnung vom 11. März 1850 sei der Ort, wo eine Beschränkung der Versammlungen und Vereine auf eine bestimmte Sprache ausgesprochen werden mußte. Nach der eignen Rechtsüberzeugung des Gerichts darf es allein heißen, daß zu der Zeit der Verfassungsregelung die letzte Stelle, wo noch eine Beschränkung von Vereinigungen im Sprachgebrauche erklärt werden konnte und mußte, die

Verordnung war, natürlich aber nur so weit, als verfassungsmäßig eine Regelung vorbehalten, oder nicht erfolgt war. Bei solcher schärfern Fassung der Gesetzauslegung, die zweifellos die einzig richtige ist, kommt die zuerst angeführte Auslassung des Gerichts bedenklich ins Schwanken, die Verfassungsurkunde habe mit Artikel 29 und 30, ohne daß andre ihrer Stellen in Frage kämen, die völlige Ordnung der Ausübung des als Grundrecht gewährleisteten Versammlungsrechts samt dem natürlich unbeschränkten Sprachenrecht einem besondern Gesetze überlassen. Sie läßt sich nämlich bei dieser Fassung nur dann halten, wenn unterstellt wird, daß zwischen den Artikeln 29 und 30 der Verfassung, die nach Ansicht des Gerichts diese Regelung mit unbeschränkter Sprachenfreiheit vorschreiben sollen, und ihrem Artikel 1, der nach den vorstehenden Ausführungen den Polen die ihnen einst gewährten Sonderrechte, insbesondre den Gebrauch ihrer Sprache in öffentlichen Angelegenheiten, abgesprochen hat, eine krasse Antinomie besteht. Das zu unterstellen ist ein böses Ding. Jedoch es ist nicht nötig; denn eine Antinomie liegt nicht vor. Dafür geben die Auseinandersetzungen über die Versammlungs- und Vereinsfrage in den gesetzgebenden Körpern den zwingenden Beweis. Die Verhandlung über die Versammlungs- und Vereinsartikel der preußischen Verfassung hat in der Zweiten Kammer am 12. Oktober 1849 stattgefunden. Das ist zehn Tage nach der ersten Besprechung der Polenfrage dort. Die Verordnung ist in der Zweiten Kammer am 16. Februar 1850 erörtert worden. Das ist drei Tage nach dem letzten und hocherregten, noch dazu auf überreiches Material gestützten Polenstreite. Nun ist an beiden Tagen, so unmittelbar auch sie unter dem heißen Eindrucke der Polenkämpfe gestanden haben, und so frisch auch ihre Erinnerung an das dabei Vorgetragene gewesen ist, kein Wort, nicht ein einziges, zur polnischen Sprachenfrage in bezug auf Vereine oder Versammlungen gefallen, weder vom Berichterstatter noch von den Rednern. Das muß zu ernstester Betrachtung veranlassen. Offenbar liegt nach der Natur der Dinge ein ideeller Zusammenhang zwischen der Vereinigungs- und der Sprachenfrage vor; denn Vereinigungen und Reden gehören zu einander wie Zunge und Wort. Das Oberverwaltungsgericht hat den ideellen Zusammenhang ja auch als dermaßen selbstverständlich angenommen, daß es ohne jede weitere Erwägung sagt, ob der Gebrauch einer Sprache in einer Versammlung, in der öffentliche Angelegenheiten beraten werden, unzulässig sei, das sei nach den auf das Versammlungsrecht bezüglichen gesetzlichen Vorschriften zu beurteilen. Allerdings, bei der Erörterung der hier vorliegenden Frage ist es ganz und gar gleichgiltig, was Hinz oder Kunz oder auch das Oberverwaltungsgericht über das Verhältnis der Vereinigungs- und der Sprachenfrage zu einander denken. Hier kommt es allein darauf an, welche Auffassung die gesetzgebenden Größen Preußens bei der Abfassung der Artikel 29 und 30 der Verfassung von Zusammenhang oder Nichtzusammenhang der allgemeinen Vereinigungsfrage und der besondern Polensprachenfrage, von Zusammenhang oder Nichtzusammenhang des Artikels 29 und des Artikels 1 der Verfassung gehabt haben. Wie sie und nur sie darüber gedacht haben, das entscheidet, das ganz allein. Was aber ihre Willensmeinung gewesen ist, davon gibt ihr völliges

Schweigen über die polnische Sprache bei den Beratungen der Verfassungsartikel 29 und 30 und der Verordnung vom 11. März 1850 sichere Kunde. Haben sie wenig Tage vor diesen Beratungen der polnischen Sprache die ihr einst gegebnen Zusicherungen für öffentlichen Gebrauch schroff, grundsätzlich abgesprochen, und haben sie dann bei der Erörterung der Bestimmungen über Versammlungen und Vereine, öffentliche Angelegenheiten also, bei denen der Sprachgebrauch im Vordergrunde stand, doch der polnischen Sprache mit keinem Wort Erwähnung getan, so läßt das nur die eine Deutung zu, daß Regierung sowohl wie Abgeordnete eine solche Erwähnung rundweg für unangebracht angesehen haben. Dem etwa mit der dreisten Behauptung begegnen zu wollen, daß eine Behandlung der Polensprachenfrage bei den Auseinandersetzungen über die Vereinigungsfrage in den Kammern törichter- oder auch nur lässigerweise übersehen worden sei, wäre lächerlich; denn in der Kommission für die Verordnung hat neben andern bedeutenden Männern Bismarck gesessen, und bis heute soll noch kein Fall bekannt geworden sein, wo er bei einer seinem Urteile unterbreiteten Angelegenheit eine wesentliche Seite an ihr nicht gesehen hätte. Es ist eben bei diesem Punkte gar keine andre Deutung möglich als die eine: Die gesetzgebenden Größen Preußens haben bei der maßgebenden Besprechung der Vereinigungsfrage eine Berücksichtigung der Polensprachenfrage für grundsätzlich unzulässig gehalten. Das nun läßt weiter für die Untersuchung der Verfassungsartikel 29 und 30 und der Verordnung vom 11. März 1850 in bezug auf ihre Bedeutung für die Polensprachenfrage nur zwei Auslegungen zu. Entweder haben Regierung und Kammern die polnische Frage, soweit es sich um öffentliche Angelegenheiten handelte, im allgemeinen wie in Einzelheiten für so ausschließlich von Artikel 1 beherrscht und so endgiltig durch ihn erledigt erachtet, daß sie der Überzeugung waren, diese Frage könnte überhaupt nicht mehr bei irgend einem andern Verfassungsartikel in Betracht kommen. Dann wäre für die Beurteilung der Zulässigkeit oder Unzulässigkeit polnischer Vorgänge, also auch des Gebrauchs der polnischen Sprache in der Öffentlichkeit, schon aus rein sachlichen Gründen, allein Artikel 1 der Verfassung, unter strenger Ausschließung irgend welcher möglicherweise sonst noch herbeizuziehender Verfassungsbestimmungen, anwendbar. Wer mit dem Oberverwaltungsgerichte den Zusammenhang zwischen Vereinigungs- und Sprachenfrage für so selbstverständlich hält, daß jedermann bei Erwägung der Vereinigungsfrage unbedingt auf die Sprachenfrage stoßen muß, dem bleibt gar keine andre Wahl, der ist unter dem Drucke der Tatsachen und der von ihnen mit innerer Notwendigkeit bedingten Folgerungen unweigerlich gezwungen, diese erste Auslegung zu vertreten. Wer sich nicht so von Grund aus zur Polensprachenfrage festlegen mag, der verfällt vorbehaltlos dem Oder. Es ist nämlich, wenn nicht so geschlossen wird, nach Lage der Sache für das Verfahren von Ministern und Abgeordneten keine andre Erklärung mehr möglich als die, daß sie unbedenklich der Überzeugung gelebt haben, bei den Verfassungsartikeln 29 und 30 wie der Verordnung sei um deswillen ein Rückgreifen auf die Sprachenfrage nicht am Platze, weil diese Gesetzesbestimmungen, im Einklange mit ihrer rein ordnungspolizeilichen Ent-

stehungsgeschichte, nur die äußern Formen für Vereinigungen feststellen, nicht aber die innern Vorgänge bei ihnen in Betracht ziehen sollten, und weil demgemäß diese Gesetzesbestimmungen mit dem Umstande, was oder wie in Vereinigungen gesprochen würde, einer zweifellos innern Angelegenheit der Vereinigungen, überhaupt nichts zu schaffen hätten. Das würde sagen, daß Verfassung sowohl wie Verordnung bei ihren Satzungen über Versammlungen und Vereine den an sich vorhandnen ideellen Zusammenhang zwischen der Vereinigungsfrage und der Sprachenfrage nicht nur nicht berücksichtigt, sondern vielmehr beide scharf und absichtlich von einander geschieden haben, und zwar aus einem durchaus stichhaltigen, formal-rechtlichen Grunde. Danach wären zur Entscheidung des Streits, ob in Vereinigungen diese oder jene Sprache zulässig sei oder nicht, die Artikel 29 und 30 der Verfassung und die Verordnung vom 11. März 1850 überhaupt nicht heranzuziehn. Möchten bei dem Mangel genauer Sonderbestimmungen immerhin für andre Sprachen Preußens nach dem bekannten „Legt ihr's nicht aus, so legt was unter“ Gedanken, die den Urhebern nie eingefallen sind, in das Gesetz hineingelesen und dann aus ihnen destillierte Lesarten über den tiefern Sinn der kahlen Worte aufgestellt werden: für die polnische Sprache geht das nicht an. Ein solches Auslegungsverfahren mit Gedankenergänzung ist auf jeden Fall nur dort erlaubt, wo ein Gesetz mit seinen Unterlagen selber völlig zur Sache schweigt. Nun, findet sich für andre Sprachen nichts in den Verhandlungen über die Verfassung, von der polnischen steht um so mehr darin. Was die gesetzgebenden Gewalten über sie und ihre Anwendbarkeit in öffentlichen Angelegenheiten gedacht haben, das liegt bis zum Grunde klar am Tage. Demgemäß ist es von Rechts wegen unter keinen Umständen, unter keinen Bedingungen erlaubt, mit der Behauptung von Lücken im Gesetzesstoffe durch irgendein formales Drehen und Deuteln die Polensprachenfrage in den erläuterten und erweiterten Bereich der Verfassungsartikel 29 und 30 und der Verordnung zu bringen. So bleibt auch bei dieser Auslegung unter Ablehnung der Annahme, daß „nach den Verfassungsartikeln 29 und 30 für die Polensprachenfrage eine Regelung durch ausdrückliches Gesetz vorbehalten“ worden sei, nichts andres übrig, als ausschließlich in dem Artikel 1 der Verfassung nebst der Geschichte und Bedeutung seiner Fassung das alleinige Gesetz für die Entscheidung des Streits, ob die polnische Sprache öffentlich gebraucht werden dürfe, zu erkennen. Mag also irgend ein Rhadamant bei Beurteilung der Tragweite der Artikel 29 und 30 die eine oder die andre Deutung bevorzugen, hinauskommen muß er in jedem Fall auf den Schlußsatz: Der Spruch über die Zulässigkeit oder Unzulässigkeit der polnischen Sprache in öffentlichen Angelegenheiten darf nur aus dem Gesetzesstoffe des Artikels 1, nicht aber aus dem der Artikel 29 und 30 der Verfassung geschöpft werden. Artikel 1 aber will, wie oben zur Genüge erörtert worden ist, nach den bösen Erfahrungen Preußens mit den hochverräterischen Polen in früherer und besonders in der revolutionären Zeit der polnischen Sprache das ihr einst gewährte hochpolitische Recht der Anwendbarkeit vor der Öffentlichkeit aufheben. Wer Wind säet, erntet Sturm.

„Was Recht ist, das muß doch Recht bleiben,“ lautet ein schönes, altes,

deutsches Wort. Durch keinen Richterspruch der letzten Jahre hat sich die große Masse der Deutschen in ihren tiefsten Empfindungen herber verletzt gefühlt als durch die Rechtsprechung des Oberverwaltungsgerichts in der Polensprachenfrage; es hat darin, mochte der Wortlaut auch noch so sehr juristisch schlüssig scheinen, einen Spruch Rechtens nicht zu finden vermocht. Das sachlich begründete Volksgefühl ist wieder einmal dem formalen Urteile des grünen Tisches gegenüber im echten Rechte gewesen. Das ist hier mit juristischer Erörterung nachzuweisen unternommen worden. Ob es gelungen ist, mag jeder, Jurist oder Laie, nach seinem eignen Ermessen beurteilen. Wäre es auch nicht geglückt, es käme nicht einmal so viel darauf an; das Volksempfinden behielte doch Recht. Auf der flachen Hand liegt, daß es ein Unfug ist, wenn im Herzen Deutschlands, in seiner Hauptstadt, wenn auf uralt deutschem Kulturboden wie der Dortmunder roten Erde vor aller Welt in einem Idiom verhandelt wird, dessen Sprecher dem Deutschtum todfeind sind. Solches Gebaren für rechtlich zulässig zu erklären, geht allem vernünftigen Denken gegen den Strich. Das aber ist der ethisch durchschlagende und somit für ein Kulturvolk entscheidende rechtliche Grund zum Abtun eines solchen Gebarens, zum Abtun auch eines jeden, solches Gebaren deckenden und damit die Volkskultur an der Wurzel schädigenden Spruchs, und wäre er mit noch so vielen formgerechten technisch-juristischen Tifteleien ausstaffiert. Das steht freilich in keinem Gesetzesparagraphen geschrieben; jedoch, *εἷς οἰωνὸς ἄριστος ἀμύνεσθαι περὶ πάτρης*, sagt schon Vater Homer, und der war wohl doch klüger als Gneist und Genossen. Im Deutschen Reiche heißt unbedingt der allerdings unausgesprochene, aber nur wegen seiner Selbstverständlichkeit nicht noch erst ausdrücklich ausgesprochene Eingangssatz aller Gesetze: Dieses Gesetz ist erlassen zur Pflege deutschen Wesens. Zum unbedingten Schaden deutschen Wesens aus einzelnen und vereinzelten Gesetzesbrocken für Polenwohl einen Rechtsschutz zu formen, ist eine vollkommene Verfehlung gegen das ewiglich für alles deutsche Leben höchste Gesetz.



Offizierstand, Beamtentum und Kaufmannschaft

Von einem rheinischen Richter

In einer verbreiteten deutschen Tageszeitung klagte vor einiger Zeit ein Leser darüber, daß das preußische Offizierkorps in hohem Grade unter der Macht des modernen Plutokratismus zu leiden habe.

Die Ursache dieser Erscheinung war nicht erklärt. Jedoch scheint sie nicht schwer zu finden zu sein. Und da sich ihre Folgen nicht auf das Offizierkorps beschränken, sondern da durch die Beeinflussung des Offizierkorps auch andre Stände in Mitleidenschaft gezogen werden, haben auch deren Angehörige ein Interesse daran, die Frage näher zu prüfen.

Der Beamte ist frei darin, in welchen Kreisen er sich seine Frau suchen will. Der Offizier muß, wenn er nicht selbst Vermögen hat, eine Frau aus einem vermögenden Hause heiraten. Ein Leutnant muß eine Kaution von 75000 Mark nachweisen. Unter der Voraussetzung, daß seine Frau Geschwister hat, ist es wohl nicht zu hoch gegriffen, wenn gesagt wird, daß in dem Haus, aus dem er seine Frau holt, ein Vermögen von 300000 Mark vorhanden sein muß. Er kann deshalb nur in seltnen Fällen seine Frau in den Familien andrer Offiziere oder höherer Beamten finden; er muß sie in den Familien von Kaufleuten und Fabrikanten suchen.

Eine solche Frau mit einem Vermögen von 75000 Mark bringt nicht etwa die einem solchen Vermögen entsprechenden Lebensansprüche mit; sie bringt die Ansprüche mit, die in der Familie befriedigt werden konnten, wo ein Vermögen von 300000 Mark Zinsen abwarf, und wo häufig auch noch die hohen Einnahmen aus der Tätigkeit des Vaters hinzukamen. Sie braucht, auch wenn sie eine kluge Frau ist, einige Zeit, bis sie sich daran gewöhnt hat, daß sich mit ihrer Verheiratung die Verhältnisse geändert haben. In Kaufmanns- und Fabrikantenfamilien müssen Frau und Töchter in ihrer äußern Lebenshaltung einigermaßen den Einkommensverhältnissen des Familienoberhaupts entsprechend auftreten. Zu weit dürfen sie nicht davon entfernt bleiben, wenn sie den Kredit des Mannes nicht schädigen wollen. Die Frau des Offiziers, die aus einem solchen Hause stammt, wird die Anschauung mitbringen, daß man seinen Reichtum zeigen müsse. Sie wird leicht geneigt sein, auf Offiziersfrauen, die vorsichtiger haushalten müssen, hinabzusehen. Wenn mehrere Frauen aus ihrem Kreise in demselben Offizierkorps sind, dann wird sie ihre Anschauungen auch als die allein maßgebenden ansehen. Ähnlich ist der Fall bei der Kindererziehung. Den richtigen Stolz auf den Beruf ihres Mannes — ich meine nicht den Standeshochmut — wird die Frau nicht auf die Kinder übertragen. Und was sie von diesem richtigen Stolze von ihrem Manne übernommen hat, wird, da es nicht tiefere Wurzeln hat, in Gefahr sein, verloren zu gehn, wenn ihr Mann im besten Mannesalter in den Ruhestand treten muß, und wenn dann zu dem Gefühl einer gewissen Kränkung nach und nach, wenn ein Teil des Vermögens aufgezehrt worden ist, materielle Sorgen hinzukommen.

Man wird dieser Schilderung schwerlich vorwerfen können, daß sie übertrieben, daß mit zu krassen Farben aufgetragen worden sei. Meist würde sich der Offizier besser stehn, wenn er eine Frau aus der Familie eines Offiziers oder der eines höhern Beamten hätte, er würde sich trotz geringern Einkommens glücklicher fühlen, vorausgesetzt, daß nicht die meisten andern Damen des Offizierkorps aus reichen Kaufmannskreisen stammen. Eine Frau aus Offizierkreisen, die die Anschauungen des alten preußischen Offizierstandes vom Elternhause mitbringt, wird zu der Erhaltung dieses Geistes mitwirken, unter Umständen ihren Mann selbst darin festhalten und diesen Geist auf ihre Kinder fortpflanzen. Eine Frau aus den Kreisen der höhern Beamten würde nicht gerade die Offiziersanschauungen kennen. Immerhin wird sie aber Anschauungen mitbringen, die denen der Offiziere am nächsten verwandt sind,

und sie wird, ebenso wie die Frau aus Offizierkreisen, wissen, daß man mit wenigem auskommen müsse. Auch bringt sie, selbst wenn sie dieselben Schulen besucht hat wie die Kaufmannstöchter, doch wohl öfter eine höhere Bildung und größere geistige Interessen mit. Einem klugen Offizier wird sie mehr sein, als eine Frau aus Kaufmannskreisen.

Es soll gar nicht geleugnet werden, daß es auch sein Gutes hat, wenn der Offizierstand mit dem Stande der Kaufleute und Industriellen in nähere Berührung kommt, wenn eine Ausgleichung eintritt, und wenn die Stände sich nicht kastenartig abschließen. Das Wort, das Treitschke im Jahre 1861 in einem politischen Aufsatz (Die Freiheit) ausgesprochen hat: „Der gebildete Gewerbetreibende beherrscht in der Regel einen weitern Horizont, er ist unabhängiger in seinem Denken, und ihn beseelt das stolze Bewußtsein, der Zivilisation eine Gasse zu brechen, das dem kleinen Theologen und Juristen gänzlich fehlt" — dieses Wort ist jetzt noch mehr berechtigt als damals. Ein Jurist, der sein Amt nur als das erstrebenswerte Ziel betrachtet, das ihm eine gesicherte Lebensstellung gibt, der nichts für geistige Interessen übrig hat und sich nur Sportliebhabereien hingibt, ein Offizier, den nur sein Dienst vom nächsten Tag und die Frage interessiert, ob er es wohl bis zum Major bringen werde, der es aber als ein sonderbares Ansinnen ansehen würde, daß er sich für kriegswissenschaftliche Studien oder gar für andre Wissenschaften, wenn sie auch, wie die Geschichtswissenschaft, seinem Berufe noch so nahe stehn, interessieren sollte, steht diesen Gewerbetreibenden geistig weit nach. Und solcher Gewerbetreibenden, die mit rastlosem Fleiß und gediegnen Geschäftsauffassungen einen weiten geistigen Horizont verbinden, die über deutsche und ausländische Verhältnisse treffend urteilen können, gibt es im Rheinland und in Westfalen nicht nur einige wenige, sondern eine große Anzahl.

Wenn ein kluger Offizier mit einem solchen intelligenten Industriellen durch Heirat seiner Tochter in nahe verwandtschaftliche Beziehung tritt, und das Mädchen selbst den Wert des Geldes nicht zu hoch schätzt und so klug ist, den Beruf ihres Erwählten zu verstehn und sich in die Pflichten zu finden, die dieser Beruf auch für sie mit sich bringt, dann kann eine solche Ehe ein großes Glück für den Offizier werden, und sie ist für den Offizierstand auch wünschenswert.

Aber im Durchschnitt verdienen Frauen und Töchter der Industriellen und Kaufleute nicht ein ähnliches Lob, wie es dem Familienhaupte zukommt. Daß sie nicht dessen weiten geistigen Horizont haben, kann ihnen nicht verübelt werden. Sie haben aber meist nicht einmal ein Verständnis für die ideale Bedeutung des Berufs des Familienhauptes, wie das etwa die Damen in rechten Offiziersfamilien, in Familien von Beamten, Ärzten und Pfarrern haben. Was für sie spricht, ist, daß sie durch die ausgedehnten Reisen, die ihnen ihr Vermögen erlaubt, einen feinern Geschmack für Werke der Kunst und des Kunstgewerbes gewinnen können, falls ihnen nicht Reichtum und Luxus die Kraft dazu genommen haben, und daß sie sich auch leicht gesellschaftliche Gewandtheit aneignen.

Daß die Offiziere genötigt sind, sich ihre Frauen in den Familien ver-

mögender Kaufleute und Industriellen zu suchen, wirkt aber über die Familie dieser Offiziere und über das Offizierkorps hinaus. Die Stellung des Offizierkorps zu andern Ständen, seine Wirkung auf diese wird eine andre.

Wir brauchen für unsre wirtschaftliche Entwicklung, besonders zu dem wirtschaftlichen Kampf gegen den Wettbewerb von England und Amerika Männer von Riesenvermögen, wir brauchen eine Plutokratie, die noch viel bedeutender ist, als die, die wir jetzt haben. Dagegen darf unter Beamten und Offizieren kein Neid aufkommen. Aber gegen die Ausartungen dieser Plutokratie, die gar nicht ausbleiben können, und die sich besonders in unsinnigem, protzenhaftem Luxus, sowie in der Faulenzerei frühen Rentnertums zeigen, ist eine kräftige Kritik nötig.

Die Erwerbsstände des mittlern Bürgertums sind in zu großer Abhängigkeit von der Plutokratie. Sie sind auch deshalb zu einer Kritik der Auswüchse der Plutokratie nicht befähigt, weil wohl jeder in ihnen den Eintritt in diese Plutokratie selbst als Ziel ansieht. Ähnlich abhängig ist ein großer Teil der Presse. Die Sozialdemokraten und ihre Presse andrerseits lassen sich durch Haß und Neid zu sehr ihre kritische Feder führen und werden den großen Aufgaben der Plutokratie nicht gerecht. Wir brauchen unabhängige höhere Stände, die dem Reichtum und seiner Verwendung mit verständnisvoller aber freimütiger Kritik gegenüberstehn.

Am geeignetsten dazu sind die Beamten und die Offiziere. Ihr Streben kann gar nicht dahin gehn, sich Vermögen zu erwerben. Wenn sie so viel erwerben, als sie zu ihrem Lebensunterhalt und dazu nötig haben, ihre Kinder auf derselben sozialen Stufe zu halten, müssen sie zufrieden sein. Aber wie verschieden verhalten sich Beamte und Offiziere dem Reichtum gegenüber! Die Beamten richten sich im wesentlichen nach ihren Verhältnissen ein. Sie zeigen der Plutokratie auch offen, daß sie gar nicht den Schein erwecken wollen, als versuchten sie, ihr in der Art ihrer Vergnügungen und ihrer Geselligkeit gleichzukommen. Dieser verständige Stolz, der der Plutokratie gegenüber allein wirkt, kommt unter dem Beamtentum des industriereichen Westens immer mehr auf. Die richtige Stellung der Unabhängigkeit, die die Beamten damit einnehmen, bleibt nicht ohne Einfluß auf die reichen Kreise des Volkes und deren Lebensführung. Die Reichen scheuen doch die Stimmung, die im Volke entstehn könnte, wenn sie sich über alle andern, auch über die höhern Beamten des Königs hinwegheben wollten. Leider können die Beamten bei der wichtigen Aufgabe, die sie so im sozialen Leben der Gegenwart zu erfüllen haben, nicht auf Unterstützung bei den Offizieren rechnen. Im Gegenteil hebt das ganz andre Verhalten des Offizierstandes den günstigen Einfluß, den die Beamten ausüben könnten, oft wieder auf. Sehr viele verheiratete Offiziere dürfen sich der Plutokratie gegenüber, mit der sie durch ihre Heirat verknüpft sind, keine selbständige Stellung erlauben. Sie können nicht mit Bestimmtheit gegen die Anschauungen der Familie ihrer Frau auftreten. Und die Offiziere, die nur knapp die Kaution haben stellen können und viel lieber die einfache Lebensart der Beamten teilen möchten, müssen sich den Anschein geben, als besäßen sie ein beträchtliches Vermögen, oder glauben es wenigstens zu müssen, damit sie ihrem Vorwärtskommen nicht schaden.

Freimütige Urteile gegen protzenhaften Luxus und gegen andre Ausartungen der Plutokratie wird man in Offizierkreisen viel seltener hören als in Beamtenkreisen.

Auch ist wohl nicht zu leugnen, daß die nahe Beziehung, die der Offizierstand zu der Plutokratie hat, nicht ohne Wirkung auf das Beamtentum bleiben kann, daß manche Beamten, die durch Erbschaft oder Heirat größeres Vermögen erlangt haben, diesen Vorzug hervorkehren, ihre Beziehungen zu der Plutokratie pflegen und die Beziehungen zu ihren weniger gut gestellten Kollegen mehr oder weniger vernachlässigen.

Geht die Entwicklung so ungehindert weiter, so kann es dazu kommen, daß sich zum mindesten in großen Städten die vermögenden Beamten und die Beamten, die auf ihren Gehalt angewiesen sind, gesellschaftlich scheiden. Ob es dann bei gesellschaftlicher Scheidung bleibt, oder ob nicht die Beamten, die auf ihren Gehalt angewiesen sind, es nach und nach aufgeben, die Interessen von Industrie und Großkaufmannschaft politisch zu unterstützen — was bisher von ihnen als etwas Selbstverständliches erwartet wurde —, darüber kann man nur Vermutungen anstellen. Sicher ist, daß mit dem Wegfallen dieses Verbindungsglieds die sozialen Gegensätze zwischen reich und arm noch schärfer hervortreten werden, und daß dann in der traditionellen Einheitlichkeit des preußischen Beamtentums eine Änderung eintritt, deren Folgen für die Tüchtigkeit unsers Beamtentums noch nicht zu übersehen sind.

Es war wohl der Zweck, die Offiziere immer auf der höchsten gesellschaftlichen Stufe zu halten, der dazu führte, bei der Eheschließung von Offizieren hohe Kautionen zu fordern. Das ließ sich auch vor dem Jahre 1870 erreichen. Seitdem sind die Unterschiede zwischen reich, vermögend und arm immer größer geworden. Und diese Entwicklung hört noch lange nicht auf. Der Versuch, ihr von Jahrzehnt zu Jahrzehnt durch Erhöhung der zu fordernden Kautionen zu folgen, hat aber seine natürliche Grenze.

Es ist Sache der Militärbehörden, zu prüfen, ob sie Anlaß haben, diesen Zustand zu ändern, oder ob auch durch die offenbaren Mißstände, die er mit sich führt, das, was die Militärbehörde damit bezweckt, nicht zu teuer erkauft wird.



Von alten Büchern

Von B. Wülcker



Vor fünfundzwanzig Jahren hatten die alten Bücher gute Zeiten. Die deutsche Renaissance beherrschte das aufblühende Kunstgewerbe und die Einrichtung der Wohnungen. Wer sich nicht bis zur Pracht der mächtigen alten Schränke und kunstvollen Kredenzen, der Samt- oder Ledersessel, der kostbaren Pokale und bunt emaillierten Krüge aufschwingen konnte oder wollte, der richtete sich doch gern ein „altdeutsches“ Zimmerchen ein mit Bauernstühlen und bemalten Truhen und rheinischem Steinzeug. Da nahm sich denn auf dem schweren Eichentisch

ein ehrwürdiger Foliant aus dem sechzehnten Jahrhundert mit festen lederüberzognen Holzdeckeln und abgegriffnen Metallschließen gar stattlich aus, und auf das Wandgesims zwischen die Zinnhumpen und Steinkrüge legte man wohl noch ein handliches, goldgepreßtes Büchlein aus etwas späterer Zeit, so ein gutes dickes Knörzchen, das mit seinen schmalen Blättern und seinem breiten, vielgebuckelten Rücken fast würfelförmig dasteht. Die biegsamen, glatten Pergamentbände fanden geringere Gunst, weil ihre helle Farbe nicht zu dem dunkeln Holzwerk stimmen wollte.

Als dann in historischer Folge Rokoko und Empirestil die ernste Renaissance verdrängten, sah man sich nach den zierlichen, zartfarbnen Almanachen und Taschenbüchern um aus der Zeit, wo der Großvater die Großmutter nahm, und glücklich schätzte sich der Mann, der das seidengebundne Stammbuch einer — echten oder fiktiven — Urgroßmutter aufweisen konnte.

Nur die Bücher des achtzehnten Jahrhunderts hatten sich der Gunst der Mode nie zu erfreuen. Freilich wurden ihre Röckchen immer schlichter; statt des goldgepreßten Leders überzog die Deckel ein gelbbraunes oder buntgemasertes Papier, und nur der Rücken und die Ecken behaupteten noch ihren Anspruch auf Lederbekleidung. Das dünne und oft unreine Druckpapier ließ den Druck durchschlagen, und die eng zusammenrückenden Typen erschienen grau auf grau.

Doch die Ausstattung sei, wie sie wolle, einem Bücherfreunde wird die Originalausgabe immer die liebste sein, und zwar nicht allein aus kritischen Gründen. Denn am unmittelbarsten redet ein Autor zu uns, wenn wir ihn in einer Ausgabe seiner Zeit lesen. Die Orthographie, die Titelkupfer und Vignetten, die Initialen und Leisten, der Vermerk, daß das Buch mit allergnädigster X X Freiheit erscheine, oder auch das vorgedruckte Privileg selbst, Einband, Druck und Papier, all das sind Obertöne, die harmonisch mitschwingen. Die alte Zeit wird uns lebendig, und wir sind fast betroffen, wenn einmal auch eine Saite gestreift wird, deren Klang an die gewohnten Weisen von heutzutage erinnert, wenn wir in Lichtenbergs geistvollen Aphorismen mitunter einem Worte begegnen, das einer der modernsten Theorien entnommen sein könnte, wenn der alte Brockes von der vielstufigen Leiter spricht, darauf der Affe „dem Menschen näher stehet, als es fast der Stolz erlaubt," oder wenn der rheinische Hausfreund die grüne Farbe der Eidechsen für natürliche Schutzfärbung erklärt. („Bekanntlich haben nicht alle diese Tiere einerlei Farbe; aber eine Art derselben muß um ihrer Nahrung willen sich am meisten aus dem dunkeln Gebüsch heraus ins Grüne wagen. Darum ist auch ihre Farbe grün. In dieser Farbe wird sie im Gras weder von den Tieren, welchen sie nachstellt, so leicht entdeckt, noch von dem Storch, der ihr selber aufs Leben geht." Hebel, Die Eidexen.) Manche Leute verstehn sich auch darauf, aus solchen verlornen Anklängen allerlei wunderbare Dinge herauszuhören, davon sich der Verfasser nichts träumen ließ, und wer weiß, ob es nicht noch einmal einem übereifrigen Verehrer Calderons einfällt, den Dichter, der einem alten Volksglauben in den Worten Ausdruck gibt:

Kann die Schlange, die das Gift gab,
Nicht das Gegengift auch geben?*)

als Vorahner des Calmetteschen Schlangengiftserums zu preisen.

Aber klar und lebendig treten uns Fragen und Bestrebungen der Gegenwart in einem Buche des achtzehnten Jahrhunderts entgegen, das von der Literaturgeschichte nur mit höchsten Ehren genannt wird, und dessen vier Bände doch nur selten aus ihrem beschaulichen Ruhedasein auf den Repositorien der öffentlichen Bibliotheken gestört werden — in Justus Mösers Patriotischen Phantasien. Wie in einem klaren Spiegel sehen wir da Aufgaben und Fragen, die der heutige Tag uns stellt, in schöner Helle, und in den kunstvollen Rahmen sind allerlei vergnügliche Bildchen eingeschliffen, Rokokodamen mit Plumets à la Louis seize und Allonges à la d'Artois, zierliche Kammerjungfern und derbe Bauerntänze, uralte niedersächsische Hofstätten und verschnörkelte „englische Gärtgen."

Woher kommt es, daß die Patriotischen Phantasien so wenig gelesen werden? Trägt vielleicht der Titel die Schuld? Wer Möser noch nicht kennt, dem mag, wenn er von patriotischen Phantasien hört, eine Vorstellung kommen von lyrisch rhetorischen Ergüssen, von schwungvollen Bardengesängen, die wohl angetan ist, den modernen Leser einzuschüchtern. Wie sollte er auch vermuten, daß dieser Titel einer Sammlung von Wochenschriftsartikeln und kleinen Erzählungen angehört, „die mehrenteils ihren eignen komischen Ton haben," und darin alles andre eher zu finden ist als Gefühlsschwelgerei. Feuilletons könnte man sie dem lebhaften, ungezwungnen Stil nach nennen, aber diese Bezeichnung gibt keinen Begriff von dem Reichtum an großen und fruchtbaren Ideen, die der Verfasser darin niedergelegt hat, und deren Fülle heute noch nicht ausgeschöpft ist.

Als im Jahre 1774 die erste Sammlung der Patriotischen Phantasien erschien, konnte der Titel, der so wenig vom Inhalt verrät, das Publikum nicht irreführen. Die einzelnen Artikel waren schon während einer Reihe von Jahren in den Osnabrückischen Intelligenzblättern veröffentlicht worden und hatten in verschiednen Monatsschriften ihren Weg durch Deutschland gefunden. Die Herausgabe wurde freudig begrüßt. Goethe, der den „herrlichen Justus Möser" zu den „bewährtesten Männern des Vaterlands" zählt, dem der „unvergleichliche Mann" „unendlich imponierte," hatte das Erscheinen der Sammlung kaum erwarten können; er trug sie mit sich herum, wann, wo er sie aufschlug, wards ihm wohl. Vom Berliner und vom Wiener Hof wurde „Allerhöchster Beyfall" gemeldet. „Über meine Phantasieen erhalte ich die mehrsten Komplimente aus Wien, und ich habe dem Kaiser [Joseph dem Zweiten] selbst über einige Punkte Erläuterungen geben müssen." (Mösers Briefe an Nicolai.)

In der Vorrede spricht Möser die Besorgnis aus, vieles sei zu lokal und möge auswärts einen Erdgeschmack haben. Gerade dieser „Erdgeschmack," dieses

*) Dar la triaca no puede
Sierpe que dió el veneno?

(Triaca = Theriak galt noch zu Calderons Zeit für das wirksamste Gegengift.)

Ausgehn von besondern Verhältnissen, und zwar von den Verhältnissen eines Landes wie Osnabrück, wo sich Recht und Herkommen aus alter Zeit in ununterbrochner Überlieferung erhalten hatten, dieses Zurückgreifen und Vertiefen in die älteste deutsche Verfassung gibt den Patriotischen Phantasien ihren eignen Reiz.

Als Justitiar, Syndikus der Ritterschaft und Berater des Regenten von Osnabrück hatte Möser einen umfassenden Überblick über alle Verhältnisse des Bistums gewonnen. Der hochangesehene Advocatus Patriae (ein Titel, den man nicht durch die scheinbar identische Bezeichnung „Staatsanwalt“ wiedergeben kann) war die Seele der Verwaltung. „Wenn Sie wüßten, schreibt er an seinen Freund und Verleger Nicolai, in wie viel Küchen ich untereinander kochen muß, und was es für Arbeit fordere, wenn man in einem kleinen Staat maître Jaques ist [s. Molières Avare], Sie würden nichts mehr von mir fordern.“

Aber gerade in dieser vielseitigen Tätigkeit fand Mösers schöpferischer Geist den Stoff zu seinen mannigfachen Reformplänen und gemeinnützigen Einrichtungen, und dem Wunsche, „die nützlichen Wahrheiten, die [ihm] von der täglichen Erfahrung an die Hand gegeben wurden, auf eine eindringende Art zu predigen,“ verdanken die Patriotischen Phantasien ihre Entstehung.

Patriotisch durfte sie Möser wohl nennen. Sie sind es im schönsten Sinne des oft mißbrauchten Worts. Sie beruhen auf der gründlichsten Einsicht in die Bedürfnisse und die wirtschaftlichen Zustände des Landes, in dessen Geschichte, Volkstum, Brauch und Art und sind durchdrungen und beseelt von tiefem Heimatgefühl. Dabei zeigen sie eine Größe der politischen Auffassung und eine Kraft der Initiative, die einzig sind in einer Zeit, wo die deutsche Literatur dem öffentlichen Leben fremd oder kühl gegenüberstand. Justus Mösers Patriotismus ist tatkräftige Arbeit zum Wohl und Nutzen des Vaterlands.

Den Ernst seiner Ideen umrankt Möser gern mit heitern Arabesken. „Verführt es nicht manchen, ein ernsthaftes Stück mit anzusehen, wenn es so zwischen den lustigen steht? Denken Sie selbst, ein ganzer Teil von lauter politischen Räsonnemens!“ (Briefe an Nicolai.) Und so trägt er seine „nützlichen Wahrheiten“ in immer neuen Formen und Einkleidungen vor und weiß, wie Lessing, auch solche Leser zu fesseln, denen der behandelte Gegenstand an sich gleichgiltig ist. Überlegner Humor und scharfe Satire wechseln ab mit klarer historischer Darlegung, und seine schlagfertige Beweisführung macht, daß wir es dem geistvollen Publizisten aufs Wort glauben, daß er in frühern Jahren „mit Leidenschaft Advokat gewesen“ ist. Er erörtert das Für und das Wider seines Gegenstands, läßt Partei und Gegenpartei zu Wort kommen, stellt auch wohl in einem Aufsatz alles zusammen, was zur Verteidigung einer Sache vorgebracht werden kann, und überrascht dann den schon halb überzeugten Leser durch einen zweiten Artikel, worin er alle vorher angeführten Gründe glänzend widerlegt.

Der Vielseitigkeit der Darstellung entspricht die Fülle des Stoffs. In bunter Reihe folgen sich Untersuchungen über Schutzzoll und Freihandel, sorg=

fältig ausgearbeitete Entwürfe zur Errichtung von Kornhandlungsgesellschaften und Getreidelagerhäusern, zu einer Landesbank mit Depositenannahme und Scheckverkehr, anmutige kleine Erzählungen und satirische Briefe „einer Hofdame,“ „einer Mutter an einen philosophischen Kinderlehrer,“ über den Juristenstil, der „im Ausdrucke sich beständig und ohne Not von der gewöhnlichen Menschensprache entfernt,“ kulturgeschichtliche Studien, Abhandlungen über die Hansa, den Verfall des Handwerks, die Adelsprobe, das Duell, die Wellenlinie, „die zur Zeit alle schönen Gesellschaften in Aufmerksamkeit und Bewunderung setzt,“ und „die heutige Politik der einander nacheifernden Nationen, die darinn bestehet, daß die eine für der andern schönere, bessere und wohlfeilere Waren zu verfertigen und damit den auswärtigen Markt zu gewinnen und zu erhalten sich bemühet.“

Warum aber tragen diese Schriften, die so ganz im wirklichen Leben stehn, die in der klaren Sicherheit ihres Stils die schwierigsten Verfassungs- und Verwaltungsfragen jedem Leser klar machen, den Namen Phantasien?

Möser gab ihnen diesen Titel in dem Gedanken, daß von all den Plänen und „politischen Verbesserungen,“ die ihm am Herzen lagen, nur die wenigsten zur Verwirklichung kommen würden. „Ein Projekt, das nicht wird ausgeführt werden,“ so überschrieb er, ohne jeden andern Titel, einen seiner Aufsätze. „Aber, meint er, es ist hart, sich des Vergnügens begeben zu sollen, dann und wann ein glänzendes Projekt zu machen. Wir wollen also immerhin in unsern Forderungen gegen die deutsche Nation unerschrocken fortgehn.“ Ehe aber die zweite Auflage erschien, konnte er schon mit froher Genugtuung an Nicolai schreiben: „Gott sei Dank, ich habe manches durchgesetzt, was andern unmöglich schien. Sehr viele Stücke in den Phantasieen könnte ich mit den darauf erlassenen Landesordnungen belegen oder durch die darnach gemachten Einrichtungen erläutern.“

Der geniale Organisator mußte seine kühnen Ideen den engen Verhältnissen des Hochstifts Osnabrück anpassen. Aber wie fest er auch auf dem Boden seiner westfälischen Heimat stand, sein klarer Blick drang weit hinaus über die Schranken seines Wirkens und seines Jahrhunderts. Viele seiner Phantasien sind jetzt Wirklichkeiten geworden, die Schwurgerichte („Ist es billig, daß Gelehrte die Criminalurtheile sprechen“), die schönen Ziele und Einrichtungen des Anwaltsvereins („Vorschlag zu einem besonderen Advokatencollegio“), die Selbstverwaltung der Gemeinden („Sollte man nicht jedem Städtgen seine besondere politische Verfassung geben?“), die schon erwähnten Kornhäuser („Vorschlag zu einer Kornhandlungscompagnie auf der Weser“), die Alters- und Invaliditätsversicherung. „Wäre es nicht billig, eine Invalidencasse vor bejahrte Bediente zu stiften? Was kann eine Obrigkeit abhalten, eine solche Anstalt zu treffen?“ fragt er, und er stellt ungefähr eine Berechnung der Einzahlungen und Jahresrenten auf. Eine Stelle dieses Aufsatzes wird allerdings die moderne Hausfrau für veraltet erklären: „Eben dieses könnte in Ansehung der weiblichen Dienstboten Statt haben. Und wie manche Herrschaft würde diesen Fürschuß nicht für ihre Dienstboten gern thun, wenn diese sich dagegen des Kaffes und Thees freywillig enthalten wollten.“

Um andre Fragen, die Möser aufwirft und nach seiner Art mit Gründen und Gegengründen erörtert, wogt heute noch der Kampf der Meinungen. „Was muß die erste Sorge zur Bereicherung eines Landes seyn? Die Verbesserung der Landwirtschaft oder die Ausbreitung der Handlung? Womit muß der Anfang gemacht werden?“ Mösers Standpunkt in diesen Fragen läßt sich jedoch ohne eine Darlegung der damaligen Zoll- und Ausfuhrverhältnisse nicht veranschaulichen.

Im neunzehnten Jahrhundert erst schlug die deutsche Geschichtschreibung die Bahnen ein, die „der Führer in Geschichte und Bürgertugend,“ wie Stüve Möser nennt, dem künftigen Historiker in großen Zügen vorgezeichnet hat. Aus „den wahren Bestandtheilen der Nation, den gemeinen Landeigenthümern,“ soll deutsches Genie und deutscher Fleiß den Körper bilden und nicht nur „das Leben und die Bemühungen der Aerzte beschreiben, ohne des kranken Körpers zu gedenken.“ „Die Geschichte der Religion, der Rechtsgelehrsamkeit, der Philosophie, der Künste und schönen Wissenschaften ist von der Staatsgeschichte unzertrennlich,“ und „der Historienmahler“ muß „das Costüme der Zeiten,“ Gesetze und Gewohnheiten, Handel, Geld, Städte, Dienst, Adel, Rechte und Begriffe, Sprachen und Meinungen „in ein vollkommenes fortgehendes Gemählde bringen.“ „Ich sehe das hohe Ideal wohl, wohin die Geschichte mit der Zeit gebracht werden kann; wer es erreicht, dem will ich von ganzem Herzen Glück wünschen.“

Eine allgemeine deutsche Biographie, wie wir sie jetzt in schöner Vollendung haben, durfte Möser nicht planen noch hoffen, denn „Deutschland macht kein recht vereinigtes Ganze aus . . . und folglich stehen diejenigen Personen, welche dem Staate und gemeinen Wesen dienen oder auch sonst in stiller Größe leben, nicht auf der Höhe und in dem Lichte wie in England oder Frankreich, und der Ruhm eines verdienten Mannes wird mit ihm bald in die Grube sinken, wenn er auf einen solchen Biographen warten soll, wie die Engländer und Franzosen haben.“ Aber er entwarf den Plan zu einer westfälischen Biographie, die für Westfalen das werden sollte, was Liliencron und Wegeles großes Werk für Deutschland geworden ist, und forderte alle Kenner und Liebhaber auf, Nachrichten und Beiträge einzuschicken, die vorerst zu treuer Hand aufbewahrt werden sollten. Dieses Unternehmen blieb jedoch eines der Projekte, „die nicht sind ausgeführt worden.“

Über die Berechtigung des Duells gingen im Jahre 1786 die Ansichten ebenso auseinander wie heute. „Ob unsere Moralisten wohl thun, wenn sie der gekränkten Ehre das Recht, ihre Genugthuung durch einen Zweykampf zu fordern, ganz absprechen; ob die Fürsten durch ihre Gesetze es jemals völlig aufheben werden; und ob es nicht weit besser seyn würde, dem unaufhaltbaren Strom sichere Ufer zu geben?“ — in diese Worte faßt Möser die Duellfrage, und er kommt zu dem Schlusse: „Man sollte den Zweykämpfen nur eine bessere Form geben.“ Es müsse „den Offizieren unter der strengsten Strafe verboten werden, daß keiner dergleichen eingehen sollte ohne Vorerkenntnis des Regiments. Hiedurch würden alle zweifelhaften Fälle, welche gewis die Hälfte, wo nicht zwey Drittel, ausmachen, sofort wegfallen. Dagegen aber würde ich

auch ein Gesetz fordern, daß, sobald das Regiment auf den Zweykampf erkennete, beyde Theile so lange kämpfen sollten, bis einer auf dem Platze bliebe; um der Leichtfertigkeit, womit manche zum Degen greifen, und sich wider ihre Absicht unglücklich machen, einigen Einhalt zu thun ... Mir scheint der Zweykampf in obiger Form die letzte mögliche Einschränkung der Selbstrache zu seyn; und der Gesetzgeber muß zufrieden seyn, wenn er das Mögliche sicher erreicht hat."

Mösers Antwort konnte nur in diesem Sinn ausfallen. Das alte germanische Freiheitsgefühl, der trotzige Unabhängigkeitssinn seines niedersächsischen Heimatlandes war mächtig in ihm, und „das Recht, uns selbst Recht zu schaffen," deuchte ihn „das edelste Kleinod der Freiheit." So erschien ihm auch das mittelalterliche Faustrecht „weit systematischer und vernünftiger als unser heutiges Völkerrecht, welches ein müßiger Mann entwirft, der Soldat nicht ließt, und der Stärkste verlacht." Auch andern Historikern wußte er seine Vorliebe für die Zeiten des Faustrechts mitzuteilen, „die Zeiten, worin unsere Nation das größte Gefühl der Ehre, die mehrste körperliche Tugend und eine eigene Nationalgröße gezeigt hat." Immer und immer wieder kommt er darauf zurück, „daß in gewissen Fällen, wo die Ehre eines Mannes beleidigt ist, die Privatrache aller Gesetzgebung und allen Strafen trotzt."

Die Ehre war für Möser das höchste Gut, die treibende Kraft im bürgerlichen Leben, „der mächtige Leitfaden der Menschheit." Aber eine gleiche Ehre für alle Stände wollte er nicht gelten lassen. Er war wenig damit einverstanden, daß der Reichstag von 1731 viele Leute „ehrlich" gemacht hatte, die es vordem nicht waren, „Schäfer, Hirten und dergleichen Leute ... beinahe alle Geschöpfe, die nur zwey Beine und keine Federn haben." Auch eine allgemeine Aufklärung war nicht nach seinem Sinn: „Der Pöbel ist doch überall Ochs, er hat zwey Hörner, den Aberglauben und die Intoleranz. Nimmt man sie ihm, so kann man ihn weder fassen noch anspannen, und läßt man sie ihm, so richtet er oft Unheil an. Indessen glaube ich doch, daß es besser sei, sie ihm zu lassen, als zu nehmen; nur muß man dafür sorgen, daß die Ochsentreiber ihre Hörner ablegen. Wenn die Aufklärung unsrer Zeiten es auch nur so weit bringt, daß die Regenten tolerant werden, so mag der Pöbel und was dazu gehört, immer stößig bleiben."

Mit dieser Auffassung, die des Lichtes helle Fackel nicht in die Hand des ewig Blinden geben wollte, stand Möser nicht allein. Sogar noch zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts wollte Hebel, der doch aus dem Volke hervorgegangen war, das Volk nicht mündig gesprochen wissen, sondern unter wohlwollender Bevormundung der höhern Stände in seinen alten abergläubischen Anschauungen belassen. (Hebel, Beiträge zur Religionsphilosophie III.) Aber in Mösers sozialpolitischen Schriften spricht sich eine schroffe Härte gegen die Land- und Besitzlosen aus, denen er sogar die Wohltat einer Gesetzgebung, vor der alle Bürger gleich sind, nur widerwillig zugesteht.

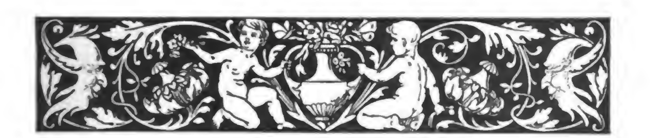
Und sein Widerspruch gegen „die neumodische Menschenliebe, welche die Rechte der Menschheit über die bürgerlichen erhebt," gegen die „falsche Philosophie des Gesetzgebers, der zuletzt an jedem Menschen gleiche Rechte und

gleiche Würde erblickt“ und „keine gelindern Mittel gegen die Hofgesessenen als gegen die Flüchtlinge anwendet,“ gehört nicht zu den Paradoxien, worin er sich zuweilen gefiel, ist nicht Ironie, sondern bitterer Ernst und der Ausdruck seiner innersten Überzeugung.

Diese erbarmungslose Härte in den Schriften des in Amt und Leben so gerechten und wohlwollenden Mannes läßt sich nicht beschönigen noch rechtfertigen. Zu erklären ist sie aus seiner historischen Anschauung, aus der tiefgewurzelten, leidenschaftlichen Vorliebe für die Rechtszustände der altgermanischen Vergangenheit. Das historisch Gewordne, auf dem Boden der alten sächsischen Verfassung organisch Erwachsne ist ihm auch das Richtige. Die „güldne Zeit“ ist ihm die vorkarolingische, da noch ein jeder von seinem Ackerbau ruhig und genüglich lebte, der jüngere Sohn lieber auswanderte, als daß er „niederträchtig genug“ war, als Knecht zu dienen, und der Unangesessene einem andern Recht unterworfen war als der Mann, der auf seinem eignen Hofe saß. Für Möser kommt vor allem der Kern des deutschen Volks, der hofgesessene Bauer, in Betracht, und gegen dessen Wohl und Gedeihen bedeutet es ihm nicht viel, ob von der Spreu der „Nebenwohner und Heuerleute“ weniger oder mehr im Winde verweht. In seiner Schätzung des Bürgers und des „bloßen Menschen“ steht er der antiken Anschauung näher als dem Jahrhundert der Aufklärung.

Es ist schwer einzusehen, warum einige Literarhistoriker diese Auffassung, die alle Schriften Mösers durchdringt, mit schonender Behutsamkeit umgehn, oder alles, was sich dem Rahmen der Verherrlichung nicht bequem einfügen will, für Ironie erklären. Glaubte man vielleicht, an einem Manne, den Goethe so hoch gestellt hat, keinen Fehl noch Makel finden zu dürfen? Aber in dem Bilde dieses wahrhaften und aufrechten Charakters sollten auch die Schroffheiten nicht vertuscht sein. Er wollte das Beste seines Landes; aber wenn dem Realpolitiker, der immer mit den bestehenden Verhältnissen rechnete, die schwierigen Aufgaben der Volkswirtschaft nicht ohne Rest aufgingen, so trug er kein Bedenken, Bestandteile, die ihm von geringem Wert erschienen, „in die Brüche fallen zu lassen.“

Möser hatte die Eigenschaften eines Staatsmanns in großem Stil. Von hohem Standpunkt aus hatte er den freien und kühnen Blick auf das Ganze gerichtet und war bereit, „großen Endzwecken große Opfer zu bringen.“ Unbeirrt durch die wechselnden Strömungen der Tagesmeinung verfolgte er seine Ziele, und ihm war auch die Gabe nicht versagt, für das, was er durchsetzen wollte, in besonnenem Abwarten und in diplomatischer Zurückhaltung die rechte Stunde und Gelegenheit herankommen zu lassen. Er wäre wohl angetan gewesen, seinen Namen wie in die Literaturgeschichte so auch in die Weltgeschichte einzuschreiben. Dem großen Staatsmann fehlte ein großer Staat.



Aus der Jugendzeit

Erinnerungen von D. Dr. Robert Bosse

(Fortsetzung)

10. Das Gymnasium

Zu Ostern 1842 — ich war also noch nicht volle zehn Jahre alt — waren wir in der Volksschule und durch den von Herrn Scharfe uns erteilten Privatunterricht im Lateinischen so weit gefördert, daß wir zur Aufnahme in die Sexta des Gymnasiums angemeldet wurden. Wir mochten sechs oder acht Jungen sein, die in dieser Weise für das Gymnasium vorgebildet waren. Mein Vater ging eines Tags mit mir zu dem Gymnasialdirektor Dr. Richter, dieser prüfte mich und erklärte mich reif für die Sexta.

Mit unserm bisherigen Lehrer Herrn Scharfe blieben wir indessen auch weiter im Zusammenhang. Er nahm uns zuweilen mit auf Fußpartien in den Harz, und namentlich machten wir mit ihm in den ersten Pfingstferien, die wir auf dem Gymnasium erlebten, eine prachtvolle Fußwanderung nach dem Kyffhäuser. Wir mochten vier oder sechs Jungen sein, die, den Schulranzen auf dem Rücken, mit Herrn Scharfe eines Morgens in aller Frühe den Marsch antraten. Wir gingen über Gernrode, das Sternhaus, den Mägdesprung immer tiefer in den östlichen Teil des Unterharzes hinein bis nach Breitenbach, einem zur Grafschaft Stolberg-Roßla gehörenden Dorfe, wo Herr Scharfe geboren war. Seine Brüder besaßen dort einen Bauernhof und betrieben von da aus ein ausgedehntes Frachtfuhrwerk. Namentlich fuhren sie für Nordhäuser Handelsfirmen Waren nach Süddeutschland und kamen dabei bis Augsburg und noch darüber hinaus. In Breitenbach wurden wir im Scharfischen Hause gastlich aufgenommen. Ein großer Baum- und Grasgarten erschien uns ideal, und zum Abendessen gab es sehr wohlschmeckende Eierkuchen von riesigem Umfange. Nur der Salat dazu, der mit Rüböl zubereitet war, schmeckte uns verwöhnten Stadtjungen nicht. Abends nach Tisch erzählten die Fuhrleute von ihren Reisen. Wir horchten hoch auf, als sie schlicht und bescheiden von den Herrlichkeiten berichteten, die sie „unten im Reich“ gesehen hatten. Die Fuhrmannspoesie oder vielmehr die Poesie des Fuhrmannslebens ist kein leerer Wahn.

Als ich in Heidelberg studierte, sangen meine süddeutschen Korpsbrüder ein wundervolles Fuhrmannslied:

> Fuhrmannsbua bin i scho fünftehalben Jahr,
> Fuhrmannsbu bleib i noch lang,
> Fahr Städtel aus, Städtel ein,
> Fahr Städtel aus, Städtel ein,
> Fuhrmannsbua bin i scho fünftehalben Jahr,
> Fuhrmannsbu bleib i noch lang.

Ich habe das Lied um seiner schönen Melodie willen mit großer Passion mitgesungen. Aber von allen Norddeutschen in unserm Korps war ich der einzige, der von der Poesie des Fuhrmannslebens schon einmal einen lebendigen Eindruck bekommen hatte. Ich mußte dabei immer an den Abend im Scharfischen Hause in Breitenbach, dem weltverlornen, tief in den Wäldern des Ostharzes versteckten Dörfchen, denken.

Drei von uns schliefen in einem großen Bette, worin fast noch einmal für ebensoviele Platz war. Wohl ausgeruht, bedankten wir uns am andern Tage zu Mittag bei unsern Wirten für die gute Aufnahme, dann ging der Marsch weiter über die Landgemeinde, eine meilenweit ausgedehnte Anger-, Weide- und Waldfläche, an der mehrere Dorfgemeinden beteiligt waren. Die Landgemeinde war damals noch ungeteilt, und die dazu gehörenden Dörfer und Bauern waren auf diesen Gemeinbesitz sehr stolz. Über das Roßlaische Jagdhaus Schwiederschwende kamen wir gegen Abend oberhalb des Gutshofs Agnesdorf an den südlichen Rand des Harzes und Waldes und sahen hier unter und vor uns die Goldne Aue und gegenüber das Kyffhäusergebirge im Abendsonnenscheine daliegen, ein Landschaftsbild von bezaubernder Schönheit. So oft ich auch schon im Harz gewesen war, an jenem Spätnachmittage über Agnesdorf ist es mir zum erstenmal zum Bewußtsein gekommen, daß eine Landschaft schön sein, und daß man daran eine besondre Freude haben, ja sich kaum satt sehen könne. Ich habe die Verwunderung, die damals das sonnenbeglänzte, reiche Tal mit seinen von der Helme durchströmten Wiesen und lachenden Dörfern und die magisch beleuchteten Höhen des Kyffhäusers mit seinem alten Burgturm und der seitwärts davon mitten im Walde liegenden Rotenburg in mir hervorriefen, und den poetischen Zauber, mit dem ich mich dort zum erstenmal umfangen sah, nie wieder vergessen. Ich habe später jahrelang in dieser Gegend gelebt und oft die Stelle aufgesucht, von der aus ich sie als zehnjähriger Knabe zum erstenmal gesehen habe. Niemals aber ist sie mir wieder in so leuchtender, ergreifender Schönheit erschienen, wie damals. Über Agnesdorf und durch das schöne Questenberger Tal marschierten wir an jenem Tage bis Bennungen. Im dortigen Wirtshause bekamen wir treffliches Quartier. Am andern Tage ging unser Marsch zunächst nach dem Kyffhäuser. Dort wurden uns die Kyffhäusersagen vom Kaiser Friedrich, seinem Zwerge, den Tilledaer Musikanten, die ihm einmal hatten aufspielen müssen, und der blauen, geheimnisvollen Wunderblume von Herrn Scharfe noch einmal auf das anmutigste erzählt. Dann durften wir in der dunkeln Wirtsstube hinter einem Vorhange durch ein Fenster, wie es schien, tief in das Innere des Berges hineinschauen. Da sahen wir den steinalten Kaiser Friedrich sitzen. Der rote Bart war schneeweiß geworden und durch den Marmortisch hindurchgewachsen; der Zwerg des Kaisers stand vor ihm und berichtete ihm, daß die Raben noch immer um den Berg flögen. Die Illusion war bei uns Jungen damals vollkommen, der Eindruck unauslöschlich, und die patriotischen Töne des Herzens, in die Herr Scharfe seine geschichtlichen Erzählungen zu kleiden wußte, haben sicher das meiste dazu getan, daß wir so tief und nachhaltig von der ehemaligen Herrlichkeit und der noch immer andauernden Schwäche und Unzulänglichkeit des Deutschen Reichs ergriffen wurden. Dann ging unser Marsch zur Rotenburg und von dort über Kelbra, Berga und Uftrungen nach Rottleberode, wo wiederum Quartier gemacht wurde. Tags darauf wanderten wir durch das schöne Stolberger Tal über Stolberg nach der Josephshöhe, der Silberhütte, Alexisbad und der Viktorshöhe. Von dort ging es auf einem herrlichen Waldwege über die Sahlklippen nach Suderode und nach Hause. Gekostet hatte die ganze viertägige Reise für jeden Jungen noch nicht einen Taler. Aber für unsre leibliche und geistige Gesundheit war sie ein Gewinn, der sich in Geld weder schätzen noch mit Gelde bezahlen ließ.

Die gute und strenge Zucht der Volksschule kam uns auch auf dem Gymnasium zu statten. Im Lateinischen waren uns die Deklinationen und die regelmäßigen Konjugationen, sowie die beiden Hilfszeitwörter fest eingeprägt. Dadurch wurde uns der Anfang in Sexta erleichtert. Denn unser Klassenlehrer, der Kollaborator Goßrau, war nicht nur streng, sondern auch unerbittlich in seinen Anforderungen. Er war ein ausgezeichneter Lehrer, von den Jungen zugleich gefürchtet und geliebt. Ich habe ihm von allen Lehrern des Gymnasiums das meiste zu verdanken, namentlich seinem Unterricht in den obern Klassen. Er war in Schul-

pforta erzogen, ein ausgezeichneter Philolog, und nicht nur ein grundgelehrter, sondern auch ein grundgescheiter Mann. Oberflächlichkeit und Flüchtigkeit verfolgte und strafte er unnachsichtlich. Ich lasse es dahingestellt sein, ob nicht seine Anforderungen an die Sextaner vielleicht ein wenig zu weit gingen. Es war damals allenfalls zulässig, die Sexta in einem halben Jahre zu absolvieren. Herr Goßrau aber verlangte dafür mit eiserner Strenge soviel, daß es unter ihm nur wenig Schülern gelang. Vielleicht überspannte er seine Anforderungen einigermaßen in der Überzeugung, daß Lücken in den Elementen später niemals völlig ausgefüllt zu werden pflegen, und daß es für den Schüler besser sei, ein ganzes Jahr in Sexta zu bleiben und in den Grundlagen ganz fest zu werden. Ich stand auch in Sexta gut bei ihm angeschrieben. Er führte in seinen Stunden genaue Listen, in denen er jede gute und jede mangelhafte Leistung der Schüler durch besondre Zeichen kenntlich machte. Mein einziger Konkurrent in Sexta war ein Bauernsohn aus dem Dorfe Rieder, David Trolldenier, ein schon etwas älterer, aber begabter und fleißiger Junge. Wir beiden kämpften immer um den ersten Platz in der Klasse. Bald war er, bald ich Erster. Immerhin hatte ich darauf gerechnet, daß Trolldenier und ich zu Michaelis versetzt werden würden. Da passierte mir kurz vor dem Ende des Semesters das Unglück, daß ich beim Aufsagen der langen Genusregel „Merkt neununddreißig auf ein is, sind masculini generis" ins Stocken kam und eins der 39 Worte vergaß und ausließ. Ich bekam dafür meinen schwarzen Strich, lernte aber die Regel demnächst desto sicherer und hatte sie auch noch vor Schluß des Semesters in der Schule korrekt aufgesagt. Inzwischen war die Versetzungskonferenz gewesen. Als die Versetzungen beim Schulschluß von dem Direktor öffentlich verlesen wurden, mußte ich zu meinem Verdruß hören, daß Trolldenier als einziger von Sexta nach Quinta versetzt worden war. Ich war sitzen geblieben und bin infolgedessen auch später als er zur Reifeprüfung und zur Universität gekommen. Es war sicher kein Unglück für mich; eher habe ich in Wirklichkeit Nutzen davon gehabt. Aber es war der erste empfindliche Schmerz über eine von mir als Ungerechtigkeit empfundne Behandlung. Immerhin war der Schmerz nicht sehr nachhaltig. Bei meinem lebhaften Temperament und von Natur leichten Sinn vergaß ich das Vergangne bald und fand mich frisch mit der Gegenwart ab.

Doch mochte die Enttäuschung, die ich bei der Versetzung erlebt hatte, mitgewirkt haben, den Gedanken an eine ganz besondre, große Ferienerholung in mir anzuregen, die alles übertreffen sollte, was wir bis dahin an Wander- und Reiselust erlebt hatten. Ich plante nämlich gemeinsam mit zwei ebenso leichtsinnigen Sextanern eine selbständige Fußreise nach Halle zu meiner Großmutter. Meinem Vater gefiel die Kühnheit, oder wie er sich ausdrückte, die Dreistigkeit der Jungen. Einer der beiden Jungen hieß Otto Friedrich und war der Sohn eines Zinngießermeisters. Er hatte mir erzählt, daß er in Aschersleben, Bernburg und Köthen nahe Verwandte habe, die sich ohne allen Zweifel freuen würden, uns bei sich aufzunehmen. Zuhause bei uns war die Rede davon gewesen, daß die an Studenten vermieteten Wohnungen im Hause meiner Großmutter während der Ferien leer stünden, und daß wir dort sehr willkommen sein würden. Mein Vater gab mir die Erlaubnis zur Reise, verlangte aber von mir, daß ich die elterliche Zustimmung für die beiden andern Jungen erwirken müsse. Bei Otto Friedrich machte das keine große Schwierigkeit. Wohl aber bei dem dritten Jungen, Rudolf Meißner, dem Sohne des Kreisgerichtsdirektors. Der vielbeschäftigte Vater konnte sich um solche Minutien eines zehnjährigen Jungen nicht kümmern. Aber die Mutter steckte begreiflicherweise voll von Bedenken. Ich faßte mir ein Herz, ging zu der nach meinen Begriffen sehr vornehmen Frau und bat sie inständig, sie möge ihren Rudolf mitreisen lassen. Alle ihre Einwände widerlegte ich mit dem unverwüstlichen Optimismus eines zehnjährigen reisedürstenden Jungen. Endlich bekam ich sie herum. Junge, sagte sie, du sprichst ja wie ein Buch. Meinetwegen mag der Rudolf mitgehn, aber mehr wie einen Taler bekommt er nicht mit. Kommt

er damit aus, gut; kommt er nicht aus, bleibt er hier. Wir waren natürlich obenauf. Ich meldete zuhause stolz, daß die beiden andern Jungen mitgehn dürften. Zwei Tage später, früh sechs Uhr, sollte die Reise losgehen, und zwar zunächst sogar mit unserm Wagen. An jenem Tage fuhr das Geschirr meines Vaters mit dem Leiterwagen nach Aschersleben, um von der dortigen Douglasschen Grube Braunkohlen für unsern Dampfkessel in der Brennerei zu holen. Vor der Stadt sollte er uns erwarten. Von Aschersleben bis Bernburg und je nach Umständen auch von Bernburg bis Köthen sollten wir marschieren, von Köthen bis Halle aber mit der eben eröffneten Eisenbahn fahren.

An dem verabredeten Tage standen die beiden Jungen Morgens um sechs Uhr vor unsrer Tür. Auch ich war reisefertig. Wir hatten jeder unsern Schultornister mit einigen paar Strümpfen, Hemden und Waschzeug auf dem Rücken, jeder einen Kinderstock als Wanderstab in der Hand, und so wurden wir denn mit den bis in die kleinsten Einzelheiten gehenden Ermahnungen meiner Eltern entlassen. Höchst vergnügt wanderten wir den Steinweg entlang dem Öhringer Tor zu, wo unsre Kohlenequipage, mit einigen Bunden Stroh garniert, uns erwartete. Auf dem Steinwege kamen wir an dem Wirtshause „Zur Sonne“ vorbei, dem Ausspanne für die wohlhabenden Landleute aus den umliegenden Dörfern. Dort stand ein Bauer mit seinem etwa zwölfjährigen Sohne vor der Tür. Als er uns drei Jungen mit unsern Stöcken und Ränzeln sah, bot er uns fröhlich einen guten Morgen und sagte: Jungens, wo willn jü denn sau früh schon hen? Wir erwiderten lachend: Nach Halle! — Sähst de, sagte er zu seinem Jungen, de gahn schon op de Studenteriee. Das imponierte uns gewaltig, und stolz schritten wir fürbaß, bestiegen draußen unsern Kohlenwagen und wurden von ihm in Aschersleben am Tore abgesetzt. Etwas zaghaft fragten wir nach der Wohnung von Otto Friedrichs Tante. Sie hielt in einem kleinen, saubern Hause mitten in der Stadt ein Posamentierwarengeschäft. Otto Friedrich trat zunächst in den Laden und wurde dort von seiner Tante mit größter Herzlichkeit aufgenommen. Wir andern beiden wurden bald genug nachgeholt. Man führte uns in ein sauberes Fremdenzimmer im obersten Stockwerk. Dort standen drei frisch überzogne Betten, und hier sollten wir es uns bequem machen. Das geschah. Nach Tisch gingen wir aus, um uns die Stadt und namentlich die Altenburg, ein auf einem Hügel in hübschen Anlagen liegendes Kaffee-Etablissement, zu besehen. Hier stellten wir unsre Reisemittel fest. Ich hatte fünf, Otto Friedrich etwas über vier, Rudolf Meißner einen Taler. Wir waren aber einig, daß wir uns gegenseitig aushelfen wollten. Schlimm war nur, daß Rudolf Meißner, der ebenso wie wir niemals soviel Geld sein eigen genannt hatte, die Kaufkraft seines Talers mit einem unverwüstlichen Leichtsinn überschätzte. Schon auf dem Rückwege zur Stadt entdeckte er bei einer Hökerin schöne Früchte, Äpfel, Pflaumen und Weintrauben. Er kaufte davon noch einmal soviel wie wir. Wir schliefen aber sorglos und glücklich, bedankten uns bei unsrer guten Wirtin vielmals und traten die Wanderung über Güsten nach Bernburg an. Die Entfernung betrug vier Stunden, wir gebrauchten aber fast sechs. Wir hatten uns nämlich in Güsten jeder eine Dreierzigarre gekauft; unser erster Rauchversuch aber war uns mordsschlecht bekommen. Das war jedoch bei der Ankunft in Bernburg überwunden. Auch hier wurden wir freundlich aufgenommen. Otto Friedrichs Onkel hatte einen Jungen in unserm Alter und einen herrlichen Garten mit Apfelbäumen, auf denen gerade die Äpfel reif wurden. Wir blieben dort zwei volle Tage, aber auch hier hatte Rudolf Meißner einen Hofkonditor entdeckt, dessen gebrannte Mandeln ihn reizten, mehr von seinem Gelde zu vernaschen, als er verantworten konnte. Wir beiden andern waren darin wenigstens vorsichtiger als er. Ganz widerstanden auch wir der Versuchung nicht. Vor der Stadt führte eine Fähre über die Saale. Die Überfahrt kostete zwei Pfennige. Unser Hauptvergnügen war, dort wenigstens zwanzigmal hintereinander uns übersetzen zu lassen. Denn eine Fähre gab es bei uns zuhause nicht. Am vierten Tage nach unsrer

Ankunft brachte uns der Onkel in aller Frühe um fünf Uhr an einen Omnibus, der nach Köthen fuhr, bezahlte das Fahrgeld für uns, und so kamen wir schon Vormittags unangefochten nach Köthen. Hier waren wir offenbar angemeldet und wurden bei Otto Friedrichs Onkel schon erwartet. Dieser war ein Gerber mit zahlreicher Familie. Er nahm uns ungemein herzlich auf, und wir fühlten uns bei den freundlichen Leuten bald heimisch. Abends gab es Pellkartoffeln mit Hering, und unser Appetit ließ nichts zu wünschen übrig. Nach dem Abendtisch ging der Onkel mit uns in ein wanderndes Puppentheater, das in einem nahen Saale Vorstellungen gab. Dort wurden wir mit sauern Gurken (Salzgurken) bewirtet und fühlten uns äußerst angeregt und glücklich. Am andern Tage ging es zum Bahnhofe. Wir nahmen zärtlichen Abschied und lösten uns ein Billett für die dritte Klasse nach Halle. Die dritte Klasse der Eisenbahn bestand damals noch aus offnen Wagen, und so sehr uns die Schnelligkeit der Fahrt imponierte, so unerträglich waren Staub und Zugwind. Indessen gutmütige Mitreisende ließen uns nach Möglichkeit an dem Schutze ihrer gegen den Zugwind aufgespannten Regenschirme teilnehmen, sodaß wir ganz vergnügt und unversehrt auf dem Bahnhofe in Halle anlangten. Hier setzten wir uns in eine Droschke und fuhren zu meiner Großmutter. Von ihr und ihren Töchtern wurden wir mit Freuden aufgenommen und im obern Stockwerk ihres Hauses in den während der Ferien leerstehenden Studentenwohnungen einlogiert. Bald fanden sich ein paar Söhne von Freunden und Nachbarn des Hauses ein, und mit ihnen haben wir in den nächsten zehn Tagen alle für uns Jungen sehenswerten Wunder der großen Stadt, freilich nur von außen, gewissenhaft abgeklappert, die Universität, die Franckischen Stiftungen, das Schauspielhaus, den Markt mit dem roten Turm, die Saline, den Botanischen Garten und Giebichenstein. Rudolf Meißner hatte auch hier in der Konditorei einer Frau Jannes Sahnenbaisers entdeckt, die ihn verführten, den Rest seines Talers bis auf den letzten Pfennig zu vernaschen. Wir andern beiden überschlugen unsre Reisekasse, und als wir fanden, daß sie zur Not gerade noch ausreiche, uns alle drei wieder nach Hause zu bringen, nahmen wir Abschied, wurden auf die Eisenbahn gesetzt und wanderten, wie wir gekommen waren, von Köthen über Bernburg nach Aschersleben zurück, überall fröhlich willkommen geheißen und gastlich bewirtet. Nach Aschersleben aber hatte mein Vater unsern Kutschwagen geschickt, und so fuhren wir denn stolz wieder in die heimatliche Stadt ein. Unser Geld war freilich bis auf den letzten Heller vertan; aber das fanden die Eltern begreiflich. Die ganze Sache war glücklich genug abgelaufen. Wir hatten ja freilich Dummheiten genug gemacht, aber schlechter waren wir nicht gerade geworden, obwohl die Näschereien und der gänzlich verunglückte Rauchversuch wohl schon jenseits der bis dahin innegehaltnen Grenze harmloser Kindlichkeit lagen. Jedenfalls war dieses Erziehungsexperiment, drei zehnjährige Jungen allein und ohne Aufsicht auf eine solche Reise zu schicken, nicht einwandfrei. Zu Ostern 1843 wurden wir natürlich alle drei mit glänzenden Zeugnissen nach Quinta versetzt.

Ich hatte eine leidliche Sopranstimme, und der damalige Musikdirektor des Gymnasiums namens Erfurt hatte mich ohne weiteres dem Kirchenchore zugeteilt. Dessen Mitglied bin ich unausgesetzt bis zum Maturitätsexamen geblieben. Ich habe dadurch Freude am Gesang und einiges Verständnis für Musik erlangt.

Als wir noch nicht elfjährige Jungen nach Quinta kamen, fanden wir dort vier bis fünf abgebrüht faule, ältere Jungen vor, die zuweilen schon recht freche, wenn auch nicht bösartige Streiche ausheckten und uns dazu verführten oder kommandierten. Sie veranstalteten in den Singstunden des Musikdirektors Erfurt förmliche Radauaufführungen. In der Zwischenstunde, ehe Erfurt kam, mußten wir alle mit den Taschentüchern auf den schmutzigen Fußboden schlagen, sodaß förmliche Wolken von Staub aufgewirbelt wurden. Dann wurde die hölzerne Wandtafel vor den Eingang zum Katheder gestellt, ein größerer Junge kletterte von hinten in den Katheder hinein, und wenn der Musikdirektor kam und durch den

schrecklichen Staub zum Katheder schritt, so warf ihm der Junge von innen die Wandtafel entgegen, kletterte hinten aus dem Katheder hinaus und mischte sich unter die Corona. Der Musikdirektor wollte wissen, wer schuld an der unerhörten Veranstaltung sei. Dann traten die ältern, faulen und frechen Jungen vor und klagten darüber, daß jetzt so kleine, kindische Jungen nach Quinta versetzt würden, die an so albernen Streichen Gefallen fänden. Man kann sich denken, wie drollig in unsern Ohren diese Verhandlungen des ratlosen Gesanglehrers mit den Rädelsführern der Klasse klangen. Während dieser Verhandlungen lag die Geige des Musikdirektors auf der ersten Bank. Hatte er endlich die Ermittlung des Tafelumwerfers und der Staubaufwirbler aufgegeben, so bestimmte er das Lied, das gesungen werden sollte. Sobald er aber den Bogen ansetzte, um auf der Geige den Ton anzugeben, überzeugte ihn ein mißtönendes Gequietsch, daß die Saiten der Geige und der Fidelbogen inzwischen mit Talg oder Fett beschmiert worden waren. Dies war in der Regel der Zeitpunkt, wo der gute Vorsatz des Musikdirektors, sich durch nichts reizen und in Aufregung bringen zu lassen, versagte. Eine Zornwelle stieg ihm ins Gesicht, und er suchte die Jungen, die der Geige zunächst gesessen hatten, zu fassen. Diese aber steckten längst unter dem Pult und der Bank und krochen mit affenartiger Geschwindigkeit unter den Beinen der andern Jungen bis in die fernsten Winkel der Klasse. Erfurt mit geschwungnem Violinbogen hinter ihnen her. Dazu ertönte ein wahres Indianergeheul in der Klasse, und wenn der arme Lehrer, seiner Sinne nicht mehr mächtig, seinen Bogen auf dem Rücken eines Jungen zerschlug, so war der Jubel kaum noch zu bändigen. Denn nun wurde ein Junge in die Dienstwohnung des Musikdirektors geschickt, die im Gymnasium war, und mußte einen andern Bogen holen, und bis dahin blieb dem Lehrer kaum etwas andres übrig, als sich mit der Klasse zu unterhalten. Dieser völlige Mangel jeder Disziplin in den Gesangstunden und die Verhöhnung des Musikdirektors wirkte auf uns neuhinzugekommene Quintaner sehr nachteilig. Bald darauf starb der Musikdirektor Erfurt, und sein Nachfolger stellte sofort die volle Ordnung wieder her.

Auch bei dem Unterrichte des Schreib- und Zeichenlehrers ging es nicht immer so geordnet her, wie es hätte sein sollen. Doch kamen solche Ausschreitungen wie in den Gesangstunden hier nicht vor. Dieser Lehrer hatte einen vollkommen begründeten Abscheu vor gewissen Manipulationen, zum Beispiel dem Putzen der Fingernägel und dergleichen, und verwies solche Reinigungsoperationen mit Recht ins Kämmerlein. Die Jungen hatten es bald heraus, daß der Lehrer in den Äußerungen seines Unwillens über solche Unschicklichkeiten kein Maß kannte. Es wurde also verabredet, daß ein Junge an seiner Hand zwar nichts vornahm, sondern sie nur aufmerksam betrachtete. Dann meldete ein andrer: „Herr R., der N. N. putzt seine Nägel.“ Sobald die Klasse dies hörte, brach sie in ein allgemeines, überlautes: „Pfui, pfui!“ aus, das mit den übertriebensten Äußerungen des Widerwillens solange wie möglich wiederholt wurde. Abgesehen von diesen Gesang-, Zeichen- und Schreibstunden herrschte in Quinta eine musterhafte und sehr strenge Disziplin, sowohl bei dem Dr. Schmidt, der im ersten, wie bei dem Dr. Matthiä, der im zweiten Halbjahr Klassenlehrer war. Namentlich Matthiä war überaus streng und behandelte uns nicht ungeschickt mit einem Sarkasmus, der weher tat, als ein Hieb getan hätte. Mir war er gewogen und sprach das auch wiederholt aus. So kam es, daß auch ich diesem sonst höchst unbeliebten Lehrer aus natürlicher Dankbarkeit zugetan war. Er wurde später an das Gymnasium nach Schleusingen versetzt. Als ich im Jahre 1876 als vortragender Rat in das Unterrichtsministerium kam, war eine meiner ersten Aufgaben die Bearbeitung einer gegen den Dr. Matthiä in Schleusingen mit dem Ziele der Dienstentlassung eingeleiteten Disziplinaruntersuchung. Die ganze Sache beruhte wesentlich auf elendem, kleinstädtischem Klatsch. Nur hatte Dr. Matthiä sich höchst unvorsichtig benommen und sich Blößen gegeben, die ihn gesellschaftlich nahezu unmöglich machten. Ich ver-

anlaßte den Angeschuldigten amtlich, seine Pensionierung nachzusuchen. Das tat er, und die Disziplinaruntersuchung wurde eingestellt. Immerhin fühlte ich mich in einer peinlichen Lage. Auf der einen Seite empfand ich noch etwas von der Autorität, die der Angeschuldigte über mich einst als Lehrer ausgeübt hatte; die Pietät des Schülers gegen den Lehrer machte sich noch geltend. Auf der andern Seite stand ich ihm als sein Richter gegenüber und war von der Verantwortung durchdrungen, die ich für eine gerechte und strenge Handhabung der Disziplin gegen pflichtvergessene Lehrer im Interesse der Schulverwaltung trug. Mir war ein Stein vom Herzen, als sich herausstellte, daß hier der freiwillige Abgang des Angeschuldigten der nicht bloß gangbare, sondern auch gewiesne Ausweg war.

Wohlvorbereitet wurde ich nach Ablauf eines Jahres nach Quarta versetzt. Ich habe aus jener Zeit den Eindruck behalten, daß das Jahr in Quarta wohl das grundlegendste, fruchtbarste und normalste meiner ganzen Schulzeit gewesen ist. Ordinarius von Quarta war damals der Subrektor Kallenbach, ein eigentümlicher, aber überaus treuer und wohlwollender Mann und zugleich vorzüglicher Lehrer, der mit seiner väterlichen Art die ihm anvertraute Klasse in allen Fächern musterhaft und mit voller Sicherheit zur Erreichung des Klassenziels führte. Wir hatten nicht nur den äußersten Respekt vor ihm, sondern wir liebten ihn, weil wir durchfühlten, mit welcher Gewissenhaftigkeit er sein Amt führte, und mit welcher Treue er jeden seiner Schüler im Herzen trug. Er erhielt uns auch in gespannter Aufmerksamkeit, und wir fühlten selbst, daß wir unter seiner Leitung vorwärts kamen. Er hielt in der Quarta alle Stunden selbst, mit Ausnahme des Singens und Zeichnens. Seine Religionsstunden waren damals die einzigen an dem Gymnasium, in denen die Schüler wirklich religiös angefaßt wurden. Jedenfalls wurde in uns eine grundlegende Kenntnis der biblischen Geschichte, des Katechismus und des evangelischen Liederschatzes befestigt. Dabei war nichts Forciertes und Übertriebnes. Wir gingen gern in die Religionsstunde, weil wir wußten, daß Herr Kallenbach ein frommer Mann von ganz tadellosem Wandel war, der uns lieb hatte.

In Quarta wurde damals das Griechische angefangen. Wir lernten es nach Buttmanns Grammatik und benutzten dabei das Lesebuch von Jacobs. Ich weiß, welche unendlichen Nöte mir damals der erste Satz dieses Lesebuchs: *Ἡ μέϑη μικρὰ μανία ἐστίν* gemacht hat. Ich übersetzte ihn wörtlich: „Der Trunk ist ein kleiner Wahnsinn“ und konnte durchaus keinen rechten Sinn in diesen Satz bringen. Ich wollte alles mit völliger Klarheit durchschauen. Daß das bloße Trinken kein Wahnsinn war, wußte ich. Also mußte etwas andres gemeint sein. Vielleicht die Trunksucht. Aber auch Trunksüchtige waren doch wenigstens zeitweis nüchtern und dann nicht verrückt. Schließlich nach vielem Fragen kam ich auf die Betrunkenheit, den Rausch, der wohl als gelinder Wahnsinn bezeichnet werden konnte. Zum erstenmal hörten wir hier in Quarta solche Begriffe an der Hand der fremden Sprache mit logischer Klarheit präzis entwickeln.

Ähnlich, nur viel eingehender, wurden wir im Lateinischen weiter gefördert. Herr Kallenbach las mit uns den Cornelius Nepos. Sowohl was die Sprache wie was die Geschichte anlangt, wußte er unser Interesse dafür zu erwecken, und wir beherrschten schließlich das Gelesne gründlich.

Herr Kallenbach war damals noch unverheiratet. Er wohnte in dem alten Gymnasialgebäude, sah weit älter aus, als er war, trug lange, dunkle Röcke und hatte in seinem Äußern etwas von dem Gepräge des gelehrten Philologen. Aber nie hat, glaube ich, einer seiner Schüler über ihn gelacht. Er hatte ein Herz für die Schüler und wußte sich nicht nur deren Liebe, sondern auch ihren vollen Respekt zu verschaffen. Ich sehe den langen, blassen Mann noch vor mir; er würde an einen Asketen erinnert haben, wenn nicht die liebreichen Kinderaugen so freundlich und unschuldig aus dem markierten Gesicht hervorgeschaut hätten. Er schlug nie, schimpfte auch nie, wurde nie hitzig. Hatte man eine falsche Antwort gegeben oder etwa während des Unterrichts gesprochen — das war noch immer

meine persönliche Gefahr — oder sonst etwas Verkehrtes gemacht, dann trat er, in der linken den Cornelius Nepos, dicht an die Bank heran und streckte die rechte Hand mit ausgespreizten Fingern gegen den Jungen vor und sagte nur: „Ich werde dir eine Barriere vorsetzen, darüber du nicht springen sollst. Bosse, sechs Strich!" Damit war die Sache aus. Die Striche waren Notizen für gemachte Fehler. Sie wurden aber durch gute Leistungen kompensiert. Deshalb waren nicht einmal sechs auf einmal ein so großes Unglück, wie es zunächst den Anschein hatte. Hatte ein Junge sich einmal besonders schwer vergangen, dann bestellte ihn Herr Kallenbach zu sich aufs Zimmer. Dort wußte er auch den frechsten Jungen so ernst und doch so liebreich und väterlich ins Gewissen zu reden, daß sie sich regelmäßig beugten. In Quarta blieb auch der schlechteste Junge nicht hängen. Herr Kallenbach brachte jeden Jungen schließlich vorwärts. O du treuer, lieber Mann! Wie viele werden dir deine Liebe, Geduld und Treue noch in der Ewigkeit danken! Du warst ein lauteres Kindesgemüt, darum hast du solche Macht über die Jugend geübt.

Ganz besonders gewann Herr Kallenbach unsre Herzen durch den naturwissenschaftlichen Unterricht, namentlich den botanischen und die botanischen Exkursionen. Wir lernten bei ihm keineswegs bloß das Linnésche System, sondern wir lernten unsre herrliche heimatliche Harzflora, auch unsre schönen Bäume und Gesträuche kennen und lieben. Ich weiß nicht, ob dies damals zum Lehrplan des Gymnasiums gehörte. Das aber weiß ich, daß ich an dem, was unser lieber alter Lehrer uns damals gegeben hat, noch heute als Greis meine Freude habe.

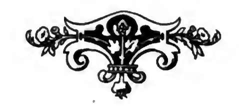
Geschlagen wurde auf dem Gymnasium oder, wie man es damals in Quedlinburg im Volksmunde nannte, auf der „großen Schule" nicht. Ich entsinne mich nicht, daß auch nur ein einziger Gymnasiast von einem Lehrer einmal eine Ohrfeige bekommen hätte. Verdient hätten wir eine solche oft genug; aber es mag wohl besser gewesen sein, daß das Gymnasium nach der Regel Walters von der Vogelweide ohne Schläge zu erziehen bestrebt war:

Nimmer wirds gelingen,
Zucht mit Ruten zwingen;
Wer zu Ehren kommen mag,
Dem gilt Wort soviel als Schlag.

Bis hierher war alles gut gegangen. Wir waren frische, fleißige, fröhliche und auch gesittete Jungen. Wild und zuweilen ein wenig unbändig, aber guten Willens und folgsam. Unsre Jugendlust tobten wir draußen aus. Von Stubenhockerei, Verweichlichung und Überbürdung war gar keine Rede. Willig leisteten wir, was die Schule von uns verlangte. Dabei behielten wir Zeit genug, in Feld und Wald, in der unmittelbaren Nähe der Stadt und im Harz umher zu schweifen. Von Überarbeitung, Nervenschwäche und solchen modernen Schülerkrankheiten wußten wir nichts.

Von Tertia an gewann aber unser Leben ein verändertes Aussehen. Es kamen die Flegeljahre, und mit ihnen manche Ausschreitungen schlimmerer Art.

(Fortsetzung folgt)





Zwei Seelen

Ein Lebensbild von Wilhelm Speck

(Fortsetzung)

9

ährend der nächsten Tage bekam ich von Anna nichts zu hören und zu sehen. Da ich versprochen hatte, ihr die nächsten Schritte zu überlassen, so mußte ich mich ruhig halten, obwohl es in meinem Herzen unruhig hin und her wehte. Einigemal war ich auf dem Hügel, von dem man in das Mühlenanwesen hineinschauen konnte. Das Haus lag unter mir in einem geheimnisvollen stillen Sonnenschein, zuweilen gingen Leute über den Hof, oder es fuhren Wagen über den Mühlsteg, aber das Mädchen selber erblickte ich nicht. Einmal glaubte ich ein weißes Frauengewand am Fenster zu sehen, aber es war nur eine Gardine, die im leisen Lufthauch hin und her schwebte. Der Anblick des stattlichen Wohnhauses, der zahlreichen Wirtschaftsgebäude, der hohen alten Ulmen, die ihre Kronen im Sonnenschein ausbreiteten, und sogar des vornehmen Hühnervolks, das stolz über den Hof hin spazierte, bedrückte mir, statt mich mit Wohlbehagen zu erfüllen, das Herz, und der Gedanke kam mir: Wäre die Anna ein armes Mädchen und wohnte in einer armen Hütte, dann stiege ich fröhlich hinunter und setzte mich mit ihr in den lachenden Sonnenschein. Ich versuchte zu jauchzen, wie an jenem Abend, aber die Stimme wollte nicht heraus, und die Luft trug den Ton nicht weiter.

Es folgten Regentage, und dann kam wieder die Sonne, und nachdem die Sonne untergegangen war, ging der Mond wieder auf und zog mit dem Sternenheer so ruhig seine Straße, als wäre nichts geschehn. Und doch mußte sich etwas ereignet haben; eine Unruhe, die mich mehr und mehr ergriff, sagte es mir, dazu umgaben mich allerlei dunkle Gerüchte, die dem Sturme vorauszogen.

In der Ungewißheit, in der ich war, geriet ich auf allerlei Torheit. Ich besuchte gegen meine sonstige Gewohnheit die Wirtshäuser, und unter dem Pokulieren wurde es mir ein wenig wohler. Einmal geriet ich in einem nahen Weiler unter eine Anzahl Fuhrknechte, unter denen auch einige in die Mühle gehörten, und führte mit ihnen zuerst ein vorsichtiges Gespräch, wurde aber, da die Leute ganz unbefangen waren, allmählich munterer und zuletzt so aufgekratzt, daß ich erst gegen Morgen mit schwerem Kopf nach Hause taumelte. Mein Vater empfing mich an der Tür und führte mich am Arm die Treppe hinauf in mein Zimmer. Das geschah zum erstenmal und bereitete mir ein köstliches Vergnügen, sodaß es eine ganze Zeit dauerte, ehe ich lachend und schwatzend die Stufen hinaufgeklettert war. Nachher fiel ich in einen festen Schlaf, und als ich davon erwachte, war mir elend zumut. Den ganzen Tag lag ich im Bett und stöhnte. Der Kopf tat mir weh, weher noch das Herz, am allermeisten aber krümmte sich mein Stolz, der bei dieser Angelegenheit ja auch am stärksten beteiligt war.

An diesem Abend trat Horst unerwartet in mein Zimmer; er war äußerst aufgeräumt und hielt eine Reitpeitsche in der Hand, mit der er, während er rittlings vor mir auf einem Stuhle saß, zu meiner Qual hin und her fuchtelte. Er betrachtete mich mit lachenden Augen, als wäre mein Zustand ein guter Spaß, und fragte mich aus, wo ich mir diesen Jammer geholt hätte. Nach und nach merkte ich, daß er von allem unterrichtet sei. Das machte mich ängstlich, und ich

fragte mich, als er mir allerlei gleichgiltige Dinge erzählte und über alles, auch das witzloseste, lachte, was er von mir wolle und worauf seine Lustigkeit hinausliefe. Besonders machte mir die Reitpeitsche in seiner Hand zu schaffen, da ich wußte, daß er noch nie ein Pferd bestiegen hatte und viel zu vorsichtig war, als daß er seine wertvollen Glieder jetzt noch in die Gefahr eines Reitversuchs bringen würde. Obwohl ich es also ahnte, daß die Peitsche in seiner Hand irgendeine unerfreuliche Bedeutung hätte, trieb mich eine verwegne Neugierde doch dazu, ihn zu fragen: Du bist wohl zu Pferde angekommen?

Zu Pferde? Ach so die Peitsche. Die interessiert dich, heh? Nein, ich bin ganz bescheiden zu Fuß angelangt. Wie ich zu diesem Ding gekommen bin, das möchtest du gern wissen? Ich seh dirs an den Augen an, du ahnungsvoller Engel. Ich will dirs sagen, denn deswegen bin ich hergekommen.

Er beugte sich über mich und flüsterte: Dem Müller gehört sie. Er war unterwegs, einem Gewissen, der mein guter Freund ist, damit eine Lektion zu geben.

Ich fuhr empor und sah ihn erschrocken an: Was ist geschehn?

Was geschehn ist? Da fragt er nun. Übrigens bin ich der Ansicht, daß der Müller dir unrecht getan hätte, wenn er seine Absicht ausgeführt hätte. Er ist ein grober Patron, von einer gewissen hahnebüchnen Art und versteht nichts von feinern Gefühlen. Übrigens ein hübsches Geschöpf ist sie wirklich, durch und durch ein hübsches und feines Wesen, und ich muß deinen Geschmack bewundern, mein armer Heinrich. Aber wie konntest du nur glauben, daß so ein feines, zierliches Vögelchen sich in einen Schneiderkäfig begeben würde! Du bist ein Idealist, Heinrich. Du kennst die Welt nicht, du armer Kerl.

Er schwieg wieder, während ich mit atemloser Spannung auf seine Worte lauschte.

Ich kann mir ihres Vaters Gesicht vorstellen, fuhr er fort, als sie ihm weinend in die Arme fiel und ihm gestand, daß sie es für ganz unmöglich halte, einen Schneider zu heiraten. Daran hatte er auch wohl in seinem Leben nicht gedacht. Das hübsche rosige Ding, das so nett Französisch und Englisch radebrecht, hinter einem Schneidertisch! Wie bist du nur auf eine solche Idee gekommen?

Jetzt richtete ich mich entschlossen auf und sagte: Was hast du mir zu sagen, Horst?

Er sah an mir vorbei. Sie meint, an jenem Abend müsse sie einen Spitz gehabt haben, sonst könne sie sich nicht verstehn.

Ich griff ihn derb an der Hand und wiederholte meine Frage. Was hast du mir mitzuteilen?

Und dann läufst du auch noch in ein Fuhrmannswirtshaus und machst dich mit den Knechten gemein und trinkst dich voll. Und dann wirst du sentimental und kramst deine Seele aus.

Das habe ich nicht getan!

Das hast du doch getan.

Nein —

Ja —

Ich warf mich zurück in die Kissen. Sollte ich ein solcher Schuft gewesen sein? Unmöglich. Ich weiß doch, was ich tue. Nein, ich weiß nicht, was ich tue. Ich bin ein elender Mensch. So ging es schmerzlich durch meine Seele.

Horst betrachtete mich mit seinen scharfen grausamen Augen, wie ich mich unter Qualen wand, und fuhr nach kurzem Schweigen fort:

'S ist auch egal. Ich habe dir also folgende Friedenspräliminarien zu stellen. Du vergißt, was du erlebt hast, und wenn dich jemand danach fragt, so sagst du, er träume wohl. Du läßt dich in der Nähe der Mühle zu keiner Zeit des Tages und der Nacht sehen, brichst am besten deine Zelte hier ab und wanderst wie Vater Abraham in ein andres Land, zu welchem Vorhaben ich dir die besten Wünsche der ganzen Mühle zu überbringen habe. Möge in dem Lande, wohin du gehst, Milch und Honig fließen. Dies hab ich dir mitzuteilen.

Ich zitterte vor Wut. Und wenn ich das nicht tue?

Er lächelte: Dann, mein Kleiner, kommt die Reitpeitsche doch noch heran.

Er nickte mir zu und ging. Ich stand auf, wusch mir das Gesicht und kleidete mich schnell an. Die Lähmung, die über mich gekommen war, verflog plötzlich, ich reckte mich auf und war entschlossen, es koste, was es wolle, eine Begegnung mit Anna herbeizuführen. An Glück dachte ich nicht mehr, aber wie ein Hund wollte ich nicht weggeschickt werden. Mochten sich unsre Wege trennen, aber als Menschen, die sich ineinander geirrt hatten, wollten wir auseinandergehn. Es war inzwischen schon dämmrig geworden, am Himmel flimmerten einige Sterne, und während ich über die Wiesen ging, entschleierte auch der Mond seine Scheibe, und in seinem Schein sah ich unter den Ulmen des Mühlenhofs eine weiße Gestalt sitzen. Ich verdoppelte meine Schritte und war eben im Begriff, über den Steg zu gehn. Da hielt mich plötzlich eine kräftige Hand fest, und eine rauhe Stimme fragte: Wohin, junger Mann? Sodann ertönte ein Pfiff, worauf ein paar Gesellen herbeiliefen, von denen einer mich wie einen Sack Mehl über die Schultern warf und mich endlich über einen Zaun in einen Wald von Dornen und Brennnesseln hineinschleuderte. So hatte sich also des Meisters Warnung in einer buchstäblichen Weise erfüllt. Als ich mich geschunden, verbrannt und bis in die Seele hinein beschmutzt aus den Nesseln herausarbeitete und den Weg nach Hause hinkte, frierend und zitternd, als wäre es Winter und nicht ein schöner linder Sommertag, da brachen die Tränen aus meinen Augen und flossen wie bei einem Kinde.

Zum Meister ging ich nicht mehr, ich durfte mich ja nicht mehr unter den Leuten sehen lassen. Zu Hause erhob sich ein stilles Wehklagen, die Mutter weinte, und der Vater litt schweigend, beide aber gingen mit mir behutsam um, denn sie wußten, daß mein Geschick bei meinem unglücklichen Charakter an einem Faden hing, und daß ein unbedachtes Wort das böse Schicksal vollenden konnte. Ich selber grübelte, was nun werden solle, und sann über eine Heldentat nach, durch die ich meine beschädigte Ehre wieder herstellen könnte. Wäre ich ein hoher Herr gewesen, so hätte ich zur Pistole gegriffen, da ich aber ein armseliger Schneidergeselle war, hatte ich die Wahl nur dazwischen, dem Müller sein Haus über dem Kopf anzuzünden oder mein Los schweigend zu ertragen.

Eines Tags kam ein Junge die Treppe zu mir hinaufgeschlichen und überreichte mir mit geheimnisvoller Miene einen kunstvoll zusammengekniffnen Zettel, der mich zu einer Unterredung auf einen genau beschriebnen Platz einlud. Eine wunderliche Hoffnung ging mir durchs Herz, und das leichte und rasche Schneiderblut trieb wieder Blasen: Wie, wenn die rohe und ungerechte Mißhandlung, die man mir zugefügt hatte, gerade die Wirkung gehabt hätte, daß sich Anna heraus aus der Verblendung ihres Hochmuts zur Entdeckung ihres wahren Herzens leiten ließe! Von dieser Hoffnung beflügelt begab ich mich an den Ort des Stelldicheins, der, wie ich sogleich erkannte, mit erstaunlichem Verständnis gewählt war. Denn man konnte, ohne selber gesehen zu werden, die ganze Gegend überschauen, die in einem goldnen Abendschein ruhenden Wiesen, und die wogenden Kornfelder bis zu den Häusern der Stadt und manchem verborgnen Dörfchen. Auch die Mühle war sichtbar, und in ihren Fenstern spiegelte sich gerade ein schönes reines Abendrot. Ich war zu früh gekommen und legte mich deshalb einstweilen unter einer großen Eiche nieder, zu deren Füßen ein Born entsprang und in die Wiesengründe hinabsprudelte. Auf der ganzen weiten Flur herrschte eine liebliche Stille, nur die Grillen lärmten im Grase, und darüber schwebte fein und zart das unendliche Lerchenlied.

Als diese Stille, die doch voll tausendfachen Lebens war, eine Weile gedauert hatte, und ich schon glaubte, von irgend jemand, dem meine Demütigung noch nicht genügend erschienen war, genarrt worden zu sein, vernahm ich hinter mir einen leisen vorsichtigen Schritt. Das Herz fing mir plötzlich an heftig zu schlagen. Aber es war nicht die frische Gestalt eines Mädchens, was sich da von den Büschen loslöste, sondern ein ältlicher Mann, der mühsam an einem Stocke heraufkletterte

und mich, als er vor mir stand, aufmerksam betrachtete. Auch ich sah ihn mir an, und allmählich rückten sich die fremden Züge zurecht, und es war mir, als ob der Himmel über mir zusammenbräche, als ich ihn erkannte.

Schöne, Ihr!

Er nickte mehrmals und sagte: Du kennst mich also noch. Ja das Leben hat mich übel zugerichtet, ich weiß es recht gut. Aber mich freuts, daß du einen alten Bekannten noch nicht vergessen hast. Sei gegrüßt, mein lieber Junge.

Ich reichte ihm mit einer Verlegenheit, die ihm nicht entgehen konnte, die Hand und überlegte, während ich sie ihm drückte, wie ich ihn am schnellsten los werden könne. Denn etwas schlimmeres hätte sich gar nicht ereignen können als die Begegnung mit dieser Gestalt aus einem vergangnen, und wie ich glaubte, für immer abgetanen Stück meines Lebens. In aller Eile besann ich mich, welches Opfer ich wohl bringen müsse, um ihn zu schnellem Weitergehn zu bewegen.

Er sah meine Verwirrung und lachte bitter auf. Ich komme dir quer, mein Junge! Ja, Alter und Unglück sind nirgends willkommen. Aber mach dir keine Sorgen, ich will nicht das geringste von dir und werde dich auch nirgends genieren. Da ich gerade in der Gegend war, wollte ich dich mal wiedersehen, und weil ich wußte, daß man in meinen Umständen niemand Ehre bringt, habe ich unser Wiedersehen so heimlich wie möglich veranstaltet.

Er tat beleidigt und machte Miene, weiter zu gehn. Ein Blick über die Straße und die Wege, die die Flur kreuz und quer durchschnitten, zeigte mir, daß niemand mehr im Felde war. Ich hielt ihn also zurück und sagte: Nicht so schnell, Schöne. Es war nicht bös gemeint. Ihr müßt mir erst erzählen, wie es Euch ergangen ist und wie es Euch geht.

Er ergriff meine Hand mit solcher Freude, daß mich meine Worte sofort reuten. Wir gingen ein wenig ins Gebüsch hinein und setzten uns auf einen Rasenfleck neben einer großen Haselstaude nieder.

Schöne holte ein buntes Taschentuch hervor und fuhr sich damit über die Stirn. Er war doch sehr alt und klapprig geworden.

Du hast wohl nicht gerechnet, hob er dann an, daß meine Jahre um sind. Eine lange mühselige Zeit, Heinrich. Ich bin ein alter Mann geworden, ausgepreßt ist jede Kraft, das Augenlicht nimmt ab, die Beine wollen nicht mehr, und überhaupt —

Wo sind denn Eure Frau und Kinder? fragte ich.

Er fuhr sich über die Augen, als ob eine Träne darin stünde. Wo die sind? Gott weiß es, das heißt die Jungen. Meine Frau hats gut! sie ist wieder verheiratet.

Verheiratet? rief ich voll Erstaunen.

Das wundert dich! Mein Bester, die ist immer ein schlaues Weib gewesen. Aber ich gesteh dirs, daß ich selber überrascht war, als mir seinerzeit ihr Antrag auf Scheidung unsrer Ehe vorgelegt wurde. Weil ihr Mann auf Jahre ins Zuchthaus gekommen wäre! Rührend, nicht wahr? Er bückte sich und nahm den Hut auf, der ihm vom Kopf gefallen war. Wie er jetzt barhäuptig vor mir saß, sah ich erst recht, wie verfallen, und was für eine alte armselige Kreatur er geworden war.

Er merkte, was ich dachte, und lächelte trübselig. Traurig, nicht wahr? Ja, Freundchen, das nennt man Schicksale, ich hab mirs auch nicht träumen lassen. Die Alte hat mir einen Taler geschenkt und ein Butterbrot und mich weitergehen heißen. Du kannst dir denken, wie mir ums Herz war. Die Kinder verschollen, das Weib verheiratet, und nirgends ein Zuhause. Aber machen wir uns keine Komödie vor, fuhr er plötzlich in einem andern Tone fort. Ich habs nicht anders erwartet und verdenks meiner Alten keineswegs, daß sie für sich selber gesorgt hat. In unsrer Lage darf man nicht empfindsam sein. Jeder klettert für sich allein, und fügt es sich, daß man einen guten Platz erreicht hat, dann ists noch immer Zeit, dem andern die Hand hinzustrecken und ihm heraufzuhelfen. Doch nicht von

mir wollte ich sprechen, sondern von dir. Du bist also ein Schneider geworden? Es ist zum Lachen.

Ich versteh nicht, was darüber zu lachen ist, versetzte ich unmutig. Es ist ein Beruf, so gut wie jeder andre.

Freilich, Heinrich. Ein Rock ist auch ein Rock. Aber wenn man einen Rock, der einem zarten feinen Burschen auf den Leib paßt, einem großen langen Kerl anzieht, dann ists zum Lachen. Und nimm mirs nicht übel, aber dein Temperament paßt nicht auf den stillen Schneidertisch, und wenn ich mich nicht täusche, sehe ich da in deinen Augen auch etwas, was nicht nach Glück ausschaut. Du bist ein feiner Mann, Heinrich, aber zufrieden bist du nicht.

Ich war nun vor dem Alten auf der Hut und wollte mich durchaus nicht auf Vertraulichkeiten einlassen, aber indem Schöne bald diese bald jene Erinnerung aus meinem Leben hervorzog, wobei er mit großem Geschick nur solches erwähnte, von dem er annehmen konnte, daß es mir erfreulich sein müßte, davon zu reden und zu hören, brachte er es doch fertig, mich zum Erzählen zu verleiten. Und so süß und traulich sind nun einmal die vergangnen Zeiten, auch wo manches schlimme Feuer in ihnen flackert, und ein so warmer, herzlicher Hauch geht von ihnen aus, daß ich allmählich auftaute und ohne daran zu denken, vor wem ich meinen Kummer ausschüttete, alle meine Hoffnungen, Wünsche und Schmerzen paradieren ließ. Schöne hörte mit ruhiger Geduld zu, lächelte das eine und das andre mal, oder schlug sich mißfällig aufs Knie, um so sein Mitgefühl zu bezeugen, und steckte sich zuletzt seine Pfeife an, mit deren blauen Wolken ich nun auch meine Seifenblasen vor ihm aufstiegen ließ. Als ich geendet hatte, räusperte er sich und setzte sich in Positur, so wie er es früher immer getan hatte, wenn er die Gelegenheit zu einer Belehrung ergreifen wollte:

Du willst nun von mir einen Rat oder Trost, nicht wahr? Er soll dir werden, Freundchen. Wem das Holz weggeschwommen ist, mit dem er sich einen warmen Winter machen wollte, der soll vor allem nicht wehklagen, sonst lachen ihn die Leute aus. Was hin ist, ist hin, aber es stehn noch genug Bäume im Walde. Frisch auf, Heinrich, nimm die Axt in die Hand und fang von vorne an. Du bist nicht der erste, der sich von einem Weibe hat narren lassen, und wirst nicht der letzte sein. Das ist mein Trost, und er soll dich nichts kosten.

Das war nun freilich ein leidiger und sehr gewöhnlicher Trost, aber ich sah ein, daß sich auf die jämmerliche Sache nichts besseres sagen ließ, und sogar dieser Trunk aus trüber Quelle hatte etwas Erquickliches. Überhaupt war es schon etwas wert, daß ich mich einmal mit einem Menschen, der Geduld hatte, mich anzuhören, hatte aussprechen dürfen. Die Geschichte lag jetzt in einem ruhigern Lichte vor mir.

Schöne stand nun auf und ergriff den Knotenstock, um weiter zu gehn. Da ich also sah, daß er wirklich nur um meinetwillen und von einer alten Anhänglichkeit getrieben gekommen war, erfaßte mich eine sanfte Rührung, die zur Folge hatte, daß ich ihm ein kleines Reisegeschenk antrug. Er wehrte zuerst ab, ließ es aber doch endlich zu, daß ich darum in die Stadt lief, und zeichnete darauf den Betrag gewissenhaft und umständlich in sein Taschenbuch ein, sodaß es den Anschein gewann, als ob ich ihm ein Darlehn gegeben oder eine alte Schuld bezahlt hätte. Nachdem dieses kleine Geschäft zu unsrer beiderseitigen Zufriedenheit erledigt war, begleitete ich ihn noch ein Stück durch die Wiesen und wanderte mit ihm unter dem dunkeln Himmel hin, an dem nun ein Stern nach dem andern angezündet wurde. Eh ich michs versah, waren wir schon an dem Dörfchen angelangt, wo Schöne zu bleiben gedachte, und nun ließ er es durchaus nicht zu, daß ich sogleich umkehrte, sondern forderte mich, indem er unsern Geldhandel ganz vergessen zu haben schien, zu einem Abschiedstrunke auf, den er spendieren wolle. Unter einem schönen Birnbaum neben dem Wirtshaus waren etliche Tische und Bänke angebracht, die zu einer freundschaftlichen Sitzung einluden. Hier ließen wir uns also nieder, bestellten etwas zu

trinken, fragten auch wegen der Nachtherberge an und fingen, als dieses alles in bester Ordnung war, wieder an, unsre verjährten Begebenheiten zu besprechen. Dabei tauchte im Spiegel meiner Seele manches vergessene Gesicht wieder auf, und manche vergessene Gestalt ging an mir vorüber; auch das kleine Marthchen, von dem ich hörte, daß es inzwischen zu einer blühenden Jungfrau herangewachsen sei, leuchtete wie ein ferner Stern zum erstenmal wieder in mein Leben hinein. Unter diesem stillen Erzählen, zu dem ein naher Brunnen unaufhörlich rauschte und sprudelte, vergaß ich am Ende, daß der Mann vor mir der Verderber meiner Jugend und ein Wesen vom schlechtesten Rufe war.

Ich sollte jedoch noch daran erinnert werden, denn als wir ein Stündchen die Kühle des fortschreitenden Abends, den Duft eines wilden Rosenstrauchs, der da herum in einem Winkel blühen mußte, und dazu die friedliche Ruhe des Orts genossen hatten, ließ sich plötzlich das Rasseln eines Wagens vernehmen, und nach einer kleinen Weile hielt ein Mühlknecht sein Gefährt vor dem Wirtshaus an, um ebenfalls noch einen Abendtrunk zu nehmen. Mir stieg das Blut ins Gesicht, denn es war einer von den Knechten, die ich vor kurzem bewirtet hatte, und von denen ich zum Dank dafür in die Nesseln geworfen worden war. Auch der Knecht erinnerte sich seines Heldenstücks, lachte mir, als er mich erblickte, höhnisch zu und schien Lust zu haben, den guten Spaß noch einmal aufzuwärmen. Da ich hierzu meinerseits keine Neigung verspürte, stand ich auf und machte Anstalten, mich zu verabschieden. Schöne aber, der mit einem Blick die Sachlage überschaut hatte, hielt mich zurück und flüsterte mir zu: Du wirst doch nicht! Das ist doch ein Knecht von deinem ehemaligen Schwiegervater? Du wirst doch nicht ausreißen wollen?

Laßt ihn nur laufen, höhnte der Knecht. Das Bürschlein hat Angst.

Nicht Angst, erwiderte ich; ich gehe einem Flegel aus dem Wege.

Das Wort war kaum ausgesprochen, so hatte ich mich schon mit dem Knecht in den Haaren und durfte darauf rechnen, da der Mensch im Vergleich zu mir ein Koloß war, von neuem auf die jämmerlichste Weise geschunden zu werden. Jetzt aber kam mir Schöne zu Hilfe, indem er meinen Gegner mit seiner alten Gewandtheit von rückwärts unterlief, ihn dadurch in eine Stellung brachte, in der er einen Augenblick zwischen Himmel und Erde schwebte, und dann unter einer Wolke von Mehlstaub ächzend zu Boden fiel. Auf den Lärm stürzte die Wirtin mit ihrem Manne heraus, und die beiden rissen uns scheltend voneinander. Die ganze Schlacht verlief schneller, als man sie schildern kann, und war schon vorüber, ehe ich recht zur Besinnung kam. Nun fiel die Wirtin über uns mit bösen Reden her und gebot, Schöne solle sich trollen, einen Menschen wie ihn beherberge sie nicht. Er fand sich auch sogleich in sein Schicksal und war schon, ehe man sichs versah, um die Ecke und auf der Straße. Ich klopfte mir den Mehlstaub ab und ging mit zerrissenem Rock und blutendem Gesicht meiner Wege, und als ich zu Hause angelangt die beschmutzten und verdorbnen Kleider auszog und mir dabei den ganzen häßlichen Auftritt von neuem vergegenwärtigte, schämte ich mich von ganzem Herzen, obwohl ich nichts Unrechtes getan, sondern mich nur meiner Haut gewehrt hatte, und eine grenzenlose Traurigkeit legte sich über mein Herz, obwohl ich noch nicht wußte, daß das, was ich soeben erlebt hatte, den Samen einer ganzen Zukunft in sich barg.

Ich hatte kaum ein wenig gelegen, so klopfte die Polizei an unsre Tür und erschien nach einigen Augenblicken von meiner erschrocknen Mutter geleitet bei mir im Zimmer. Ich selbst wunderte mich über ihr Erscheinen mehr, als daß ich darüber erschrak, wie wurde mir aber zumute, als ich hörte, daß dem Knechte beim Ringen die Geldkatze abgerissen und geraubt worden war. Sofort begriff ich, warum Schöne solche Eile gehabt hatte, weiterzukommen. Ich sprach meine Ansicht auch sogleich vor den Beamten aus, erlangte aber von ihnen nur ein vorsichtiges und ungläubiges Lächeln. Alle Schränke und Behältnisse wurden nun durchwühlt, und zuletzt wurde ich aufgefordert, mitzugehn. Als ich aus dem Hause trat, erkannte ich, daß ich ein verlorner Mann war. Zwar von dieser Anschuldigung

hoffte ich mich schnell reinigen zu können. Daß ich aber überhaupt mit dem schlimmen Menschen zusammengewesen war und mich nun mit ihm gemeinsam zu verantworten hatte, genügte, mich in der Stadt unmöglich zu machen und mich in die weite Welt hinauszujagen. Die Untersuchung nahm nun ihren Verlauf, und dabei zeigte es sich, daß meine Unschuld doch nicht so leicht, wie ich angenommen hatte, zu erweisen war, vielmehr mancherlei dafür sprach, daß ich mit meinem ehemaligen Spießgesellen im Einverständnis gehandelt hätte. Man hat eben nur nötig, Dinge, die ganz außer aller Verbindung gestanden haben, geduldig durcheinander zu schütteln, so fügen sie sich am Ende prächtig aneinander. Zum Glück wurde Schöne bald darauf von einem Gendarmen eingebracht, allerdings ohne die Geldtasche, aber mit seinem Notizbuch, worin die Einnahme des Abends schon verrechnet war. So mußte er denn das Verbrechen eingestehn, und er tat es auch in einer Weise, die mich von jedem Verdacht reinigte. Auch sprach er sich über seine räuberischen Absichten so deutlich und mit solcher fröhlichen Gelassenheit aus, daß ich allmählich das Schelmenstück in seiner wahren Bedeutung begriff, nämlich als ein verzweifeltes Mittel des armen, von aller Welt verlassenen Greises, aus der Trostlosigkeit seines Lebens schnell zu entfliehen und wieder an die Krippe des Zuchthauses angebunden zu werden.

10

Die Leute lachten mir ins Gesicht, als ich nach Hause ging, und es würde mich nicht gewundert haben, wenn mir auch die Hunde in die Beine gefahren wären, so entwürdigt erschien ich mir. Der Vater lag krank im Bett, und die Mutter empfing mich mit Tränen. Da siehst du, was du angerichtet hast, flüsterte sie mir zu. Das tut ein Sohn an seinem Vater. Und was hat die Mutter an ihrem Sohn getan? fragte ich laut. Wäre ich auf alle diese Torheiten gekommen, wenn du mir nicht den Kopf heiß gemacht hättest? Der Vater unterbrach mich mit einer Handbewegung und sagte: Wir sind alle schuldig. Gott gehe nicht mit uns ins Gericht!

Eine Nachbarin kam an das geöffnete Fenster und sah hinein. Habt ihr sie gesehen? Eben gingen sie vorüber. Ach so, ihr wißt es am Ende noch gar nicht, daß sich das Annchen mit dem Horst verlobt hat. Wirklich ein schönes Paar; eben gingen sie vorüber.

Jetzt sah sie mich und fuhr zurück. Meine Mutter mußte sich setzen und stöhnte: Auch das noch! Ich verließ das Zimmer und verkroch mich im Hause. Nach einiger Zeit ging es die Treppen auf und ab, Türen wurden geöffnet und zugeschlagen. Meine Mutter suchte mich. Nun trat sie zur Hintertür in den Garten hinaus, und dann kam sie wieder die Treppe herauf. Endlich hatte sie mich gefunden und stand nun atemlos vor mir.

Da bist du. Ich suche dich schon so lange. Sie fing plötzlich an zu weinen.

Warum hast du mich gesucht?

Mir war bange um dich.

Warum bange, was soll mir geschehn sein?

Sie sah mich bittend an. Tu dir kein Leid an, Heinrich.

Ein Leid? Weswegen? Der Verlobung halber? Ach Mutter, mag sie doch heiraten, wen sie will. Was gehts mich an?

Als wäre ihr eine Last vom Herzen herunter, so tief atmete meine Mutter auf. Das ist ein gutes Wort, Heinrich, das du da gesprochen hast. Sie geht dich nichts an, und es ist so am besten. Und nicht wahr, du verzeihst mir?

Ich habe dir nichts zu verzeihen, Mutter.

Doch, Heinrich, du hattest ganz Recht, als du mich vorhin zur Rede stelltest. Der Vater sagte ganz dasselbe. Aber ich habe es gewiß gut gemeint.

Das weiß ich, Mutter, aber nun laß die Sache zur Ruhe kommen.

Ja, wir wollen gar nicht mehr davon sprechen. Ich bin ja so froh, daß du ruhig bist. Und daß die Anna verlobt ist, das habe ich schon gewußt, aber von

mir hättest du es nicht erfahren, heute nicht, wo du ohnehin so viel Aufregung hattest. Es war sehr schlimm, daß du es sogleich hören mußtest.

Nein, Mutter, es war recht gut. Nun bin ich mit einemmal fertig.

Sie war schon an der Tür, aber sie wandte sich noch einmal um und sah mich warm an: Ich danke dir, Kind. Du hast mich sehr getröstet. Nun, glaube ich, wird noch alles gut werden.

Ja, es wird alles gut werden, Mutter.

Ihre Schritte verklangen auf der Treppe. Es war doch gut und das allerbeste, was mir seit lange widerfahren ist, daß die Mutter mit mir so gesprochen und mich einmal ein weiches, warmes Mutterherz hat fühlen lassen! Mit diesem Gedanken ging ich in mein Zimmer und legte mich nieder, dabei war es mir, als deckten mich weiche Hände zu, und dann schlief ich mit dem vollen Bewußtsein des Ruhens und hatte fortwährend die Empfindung, wie schön und weich ich daliege, und wie wohl es mir tue, mich auszustrecken. Und endlich hatte ich noch einen Traum, der mich mit neuem Glück erfüllte. Ich stieg einen hohen steilen Berg hinauf, so steil, daß es zum Fürchten war, aber ich ging leicht und freien Herzens, als ob mir Flügel gewachsen wären. Und plötzlich lag das Ziel, dem ich zustrebte, und das ich noch sehr fern geglaubt hatte, ganz nahe vor mir, man konnte es fast mit Händen greifen. Und ein großer Stern funkelte darüber. Wie schön dieser Stern war, wie strahlend sein Licht, und wie mich dieses Licht beglückte. Ich konnte den Blick nicht davon abwenden, und auch als endlich eine Wolke emporzog und ihn mir verdeckte, trug ich noch immer den hellen Schein in meiner Seele. So erfreulich träumte ich nur noch einmal, als schon dunkle Wolken über und über meinen Himmel umzogen hatten, als ich schon wußte, daß das Ziel, wenn ich es überhaupt erreichte, noch sehr fern war, und als ich an den schönen Stern schon nicht mehr glaubte.

Es war schon Abend, als ich erwachte. Und plötzlich kam eine seltsame Unruhe über mich, ich mußte aufstehn und mich ankleiden und hinausstürmen. Die Leute sahen mir verwundert nach, aber ich fragte nicht danach, was sie dachten und miteinander redeten. Plötzlich war ich auf dem Wege zur Mühle. Der Mond war aufgegangen und kämpfte mit den Wolken. Einen Augenblick verschwand er hinter ihnen und ließ die Wiesen in einer zarten Dämmerung, dann stieg es wieder aus dem Dunkel des Himmels auf, langsam emporschwellend, und bald ergoß sich der Strom himmlischen Lichtes über die betauten Wiesen, den rauschenden Bach und über die mit weißem Staube bedeckte Straße. Ich ging weiter, stand still und horchte und ging wieder weiter. Da kamen mir in dem hellen Schein zwei Gestalten entgegen, die ebenso zögernd dahinschritten. Sie neigten sich zueinander und sprachen leise zusammen. Jetzt traten sie auf die Brücke und sahen in das Wasser hinab, nun wandelten sie ein Stück weiter und blieben dann wieder stehn. Und endlich standen sie dicht vor mir. Das Herz hatte mir laut geschlagen und immer lauter, als wollte das Blut seine Fesseln sprengen. Plötzlich wurde es mir dunkel vor den Augen, und mit einem Schrei, den ich hören werde, so lange ich lebe, stürzte ich mich auf den Mann, der sich an den Platz gestellt hatte, wo ich hatte stehn wollen. Aber während der Haß in meiner Seele aufloderte und zu einer Flamme wurde, die alles, was in mir lebte, versengte, stieg zugleich von der andern Seite meiner Seele ein wilder Schmerz in mir auf wie eine schwere Regenwolke und löschte die Flamme aus. Was bist du doch für ein gemeiner Mensch, so schrie es in mir, was für eine niedrige Kreatur bist du doch. O Gott, warum konntest du das tun! Zwei Seelen! Die eine schaute auf zu himmlischen Höhen, über denen mein Stern stand und so wundersam leuchtete. Und die andre wälzte sich hier im Kote! Sie haben sich immer im Wege gestanden, diese beiden Seelen, und sich gegenseitig verwirrt, und sie haben mir durch ihre gegensätzlichen Kräfte jedes Gelingen vereitelt, im Guten und im Bösen.

Einige Männer, die auf des Mädchens Hilferufen herbeieilten, machten dem Kampf ein Ende. Und wie es denn mein Schicksal zu sein schien, immerfort wie

ein Stück altes Eisen herumgeworfen zu werden, so geschah es auch jetzt wieder, sie rissen mich von meinem Gegner los und stießen mich gegen das morsche Straßengeländer, durch das ich hindurch brach; ich wollte mich aufraffen, aber ich flog über die Straßenböschung und stürzte in die Tiefe. Dort blieb ich liegen, da mir ein Bein gebrochen war, und so mußten mich dieselben Leute, die mich so übel zugerichtet hatten, nun noch sanft in ein Krankenhaus tragen.

Dort wurde ich mit einemmal merkwürdig klar. Der lächerliche Firnis, mit dem ich meine Person überstrichen hatte, riß auseinander, und das Armselige, was dahintersteckte, kam zum Vorschein: ein trauriger Glücksritter, der stolz zu Pferde gestiegen war, ohne reiten gelernt zu haben und darum mit Recht abgeworfen und unter die Hufe getreten wurde. Horst besuchte mich, ich weiß nicht, ob aus Mitleid oder aus einem andern Beweggrund, ich reichte ihm die Hand und erbat seine Verzeihung. Wohltuender war mir der Besuch meines alten Meisters. Er betrachtete mich voll zarten Erbarmens, sprach im übrigen nicht viel, sondern saß mir die meiste Zeit nach seiner Weise still gegenüber. Beim Weggehen legte er mir jedoch einen Zettel aufs Bett, worauf ein Spruch geschrieben stand, der mir sagen sollte, was mir in dieser Anfechtung gut zu hören war. Er lautete: „Es geht uns wie dem Schilfe, das im Wasser wächst. Schwillt das Wasser über, so beugt sich das Schilf und geht unter, und das Wasser fließt darüber hin, ohne es zu verletzen. Läuft das Wasser ab, so richtet sich das Schilf wieder auf und wächst in seiner Kraft frisch und fröhlich. So müssen auch wir zuweilen gebeugt und gedemütigt werden, damit wir uns nachher, wenn die Trübsal vorüber ist, frisch und fröhlich wieder aufrichten." Der Spruch soll von einer Kreuzträgerin herrühren, durch deren zerrissenes Leben ein ewiges Licht geschienen hat, der Landgräfin Elisabeth, die man die Heilige nennt, und ich habe ihn aufgehoben und ihn mir Wort für Wort eingeprägt, nicht weil er damals auf mich Eindruck gemacht hätte, sondern als Erinnerung an einen alten gütigen Mann, der, was er schrieb, auch selber tat, und dem die Worte Gelassenheit und Ergebung nicht schöne Worte neben andern schönen Worten waren, sondern eine feste Richtschnur, nach der sein ganzes Leben gezimmert und aufgebaut war, und jede Uhr im Hause zu schlagen hatte.

Ehe ich solche ruhige Lebensweisheit würdigen lernte, hatte ich mich erst noch bös herumzuschlagen. Und nur in Stunden und Augenblicken, wo mir das Schicksal einmal gönnte, Atem zu schöpfen, und die Hämmer, von denen mein Leben in glühender Esse geschmiedet und geformt wurde, einen Augenblick in der Schwebe blieben, vernahm ich solche Klänge, wie es aus der versunknen Stadt herauftönt, wenn das Meer ruht und die Winde schweigen. Zunächst verwies mich das Gericht wegen meines Überfalls auf zwei Monate ins Gefängnis. Wie ich da vor den Schranken stand und mich, während ein zahlreiches Publikum den Blick auf mich gerichtet hielt, bei lebendigem Leibe sezieren lassen mußte, erfuhr ich, zu welchem Rufe ich es in der Welt gebracht hatte, und welche Zukunft meiner wartete. Ein gefährlicher Mensch war ich, der dem Lande noch manches Ärgernis bereiten werde, in dessen scharfen und herausfordernden Zügen in unbestimmten Linien zwar, aber doch so deutlich, daß der Geübte nicht in Zweifel sein konnte, sein ganzes zukünftiges Schicksal erkennbar war. Was da über mich gesprochen wurde, das war alles wahr, so zutreffend, als wären es nicht menschliche Phantasien, sondern als nähme die ewige Weisheit selber die Tücher von dem feuchten Ton, aus dem sie mein Leben herausmodellierte, herunter. Und es war dennoch falsch. Ein gefährlicher Mensch war ich nicht, vielmehr ein armer Teufel, empfänglich für jedes Gefühl von Güte und Freundlichkeit, das man mir entgegenbrachte, hungrig nach Glück und Liebe, eine weiche Seele, in der sich jede Hand abdrückte, mit einem Wort, ein großer Angsthase, der seine Tränen nur deswegen zurückdrängte, weil er nebenbei auch ein armer eitler Tropf war. Wozu sage ich diese herben Worte gegen mich selber? Verhöhne ich mein eignes Bild, um einer neuen Art von Eitelkeit zu frönen und also anstelle eines, das mir leid geworden ist, unvermerkt und ganz unter der Hand ein mir bequemes Bild unterzuschieben? Nein, ich rede

von einem Menschen, der mir fremd geworden ist. Ich weiß, daß ich es selbst bin, von dem ich erzähle, und fühle doch meine Hand wie die eines andern, und mein Leben, als ob es mir nicht mehr gehörte, was ja auch der Fall ist.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

„Crispi in Friedrichsruh." Es gehört zu den bemerkenswerten Zeichen der Zeit, wie sehr man sich von italienischer Seite befleißigt hat, vor der Reise des Königspaares nach Paris die Straße dorthin zu kehren und unliebsame Erinnerungen wegzuräumen. Wenn in den Trinksprüchen, die König Viktor Emanuel mit Herrn Loubet gewechselt hat, der alten Waffenbrüderschaft dennoch keine Erwähnung getan worden ist, so belehrt uns die ministerielle römische „Tribuna," daß dies „nicht nur aus Schonung der Verbündeten Italiens" geschehen sei, sondern „weil der Zweibund und der Dreibund nicht mehr als widerstreitende Elemente erscheinen und ihre Glieder einander die Hand drücken können, ohne daß bedenkliche Vorbehalte geargwöhnt werden." Der „Daily Telegraph" hat diesen Gedanken noch weiter dahin kommentiert, daß die Gewalt der Umstände die großen Mittelmeermächte zu engerm Zusammenschluß bringe. „Es sieht sehr danach aus, als ob wir am Vorabend der Auflösung der offiziellen Bündnisse und ihrer Ersetzung durch Gruppen stünden, die ohne äußere Form durch gemeinsame Interessensympathien verbunden werden." Dieser Satz drückt den Wunsch Englands aus, den ihm lästigen Zweibund aufgelöst zu sehen und selbst statt Rußlands an die Seite Frankreichs zu treten. Die freilich recht dürftige englisch-französische Schiedsgerichtsabmachung ist ein Schritt auf diesem Wege.

Zwischen den Zeilen liest man den weitern Wunsch Englands, durch einen „Zusammenschluß der Mittelmeermächte" das Mittelländische Meer unter Umständen zu einem mare clausum zu machen und die russische Flotte bei ihrer Bewegung von der Ostsee nach Ostasien gelegentlich auf den Weg um das Kap zu verweisen. Vielleicht auch die deutsche. Zum Glück werden alle Dinge in dieser Welt nicht so heiß gegessen, wie sie gekocht werden, zumal bei Monarchenbegegnungen. Die Begeisterung der Presse bei solchen Gelegenheiten gleicht leicht dem übermäßigen und deshalb mächtig herausquellenden Schaum im Champagnerglase. Ist König Viktor Emanuel erst wieder zu Hause, so wird sich ihm auch die Überzeugung gebieterisch wieder aufdrängen, daß die Anlehnung an die Republik nur die republikanische Richtung in Italien stärken kann, die ohnehin vielleicht kaum noch der Stärkung bedarf, während der Platz des alten savoyischen Königshauses doch nur an der Seite der großen und starken Monarchien Europas sein kann. Die unermüdlichen, jetzt scheinbar gekrönten Anstrengungen des französischen Botschafters Barrère in Rom gelten doch am allerletzten der Befestigung der italienischen Dynastie, die sich im Gefolge der französischen Politik sehr bald vor die Wahl gestellt sehen würde, Satrapie Frankreichs oder überhaupt nicht mehr zu sein. Hierzu kommt, daß sich auch die französische Republik immer noch, trotz aller Klosterstürmerei, als Soldat des Papsttums betrachtet, und daß es nur einer klerikalen Kammermehrheit bedarf, die gesta Dei per Francos im Dienste der Wiederherstellung der weltlichen Gewalt von neuem aufleben zu lassen. Die heutige Richtung in Frankreich wird ja nicht immer die maßgebende bleiben, im Gegenteil, die Extreme berühren sich. Auf das antiklerikale Regime wird in gegebner Zeit ein klerikales folgen, und Italien wird dann allen Grund haben, sich nach Freunden umzusehen, die mit ihm durch dauernde Interessen verbunden sind.

Man hat oft davon gesprochen, daß der französisch-russische Zweibund sich weit mehr gegen England als gegen Deutschland richte. Je nach Umständen mag

das zutreffen. Wenn aber Rußland zum Rachekrieg gegen Deutschland einstweilen nicht zu haben ist, so besteht für Frankreich kein rechter Grund mehr, sich um Rußlands willen mit England zu überwerfen oder mit diesem dauernd in unfreundlichen Beziehungen zu leben, während zugleich England doch auch nicht auf Japan allein angewiesen bleiben will. Frankreich hat sein Bestreben längst dadurch bekundet, daß es bei jeder englisch-deutschen Spannung sofort bereit war, auf die englische Seite zu treten, man darf vielleicht sogar annehmen, daß in der Gereiztheit eines großen Teils der englischen Presse gegen Deutschland la France y est pour quelque chose. Wenigstens zieht es den Nutzen davon. Italien vom Dreibund abzuwenden, ist ein langjähriges Bestreben der französischen Politik. Im Gegensatz zu seinem Vater Umberto, der bereit war, aus dem Bündnis die äußersten militärischen Konsequenzen zu ziehn, steht Viktor Emanuel der Zweite auf dem Standpunkte, „daß Italien ein zu armes Land sei, einen Krieg außerhalb seiner Grenzen zu führen.“ Damit ist deutlich genug ausgesprochen, einerseits, daß Frankreich eine italienische Offensive nicht zu befürchten hat, andrerseits, daß Italien Frankreich gegenüber auf eine Garantie seines Territorialbestands heute weniger Wert legt als ehedem.

Zu den „unliebsamen Erinnerungen,“ mit deren Wegräumung man sich italienischerseits beeilt hat, gehört Crispis Besuch in Friedrichsruh zu Anfang Oktober 1887 und die Mißdeutung, die er seinerzeit unberechtigterweise in Frankreich gefunden hat. „Unberechtigterweise“ insofern, als Crispi dort keineswegs für eine Offensivpolitik gegen Frankreich plädiert hat, für einen solchen Antrag im letzten Lebensjahre Kaiser Wilhelms auch wohl kaum Gehör gefunden hätte. Wohl aber hat Crispi die Ergänzung des Bündnisvertrags durch militärische Abmachungen über die im gegebnen Falle zu treffenden und demnach im Frieden vorzubereitenden Maßnahmen beantragt, und Deutschland ist darauf ebenso eingegangen wie Österreich-Ungarn. Wenn also der Neffe und ehemalige Sekretär Crispis, Herr Palamenghi-Crispi, eine von ihm im Pariser Wochenblatt L'Européen gegebne Darstellung der Friedrichsruher Reise als „Widerlegung der Legende von der Gallophobie Crispis“ bezeichnet, so ist das im Prinzip allerdings richtig, andrerseits ist den Franzosen damals nicht unbekannt geblieben — und für den Frieden war es nützlich, daß sie es erfuhren —, daß infolge dieser Reise militärische Verabredungen getroffen wurden, die durch die Boulangerperiode ebensosehr beschleunigt wie legitimiert worden sind. Nimmt man dazu, daß die Reise bis zum letzten Augenblick geheim gehalten worden war und somit höchst überraschend wirkte, so wird man sich ohne weiteres klar darüber sein, wie die Franzosen sie empfanden, die ohnehin kein reines Gewissen hatten. Die Bedeutung der Reise Crispis und der Friedrichsruher Unterredung bestand darin, daß er die Konsequenzen des acht Monate zuvor erneuerten Bündnisvertrages zog, Lücken darin ausfüllte, das Verhältnis zu Österreich klarstellte und damit Italien politisch wie militärisch aktionsbereiter machte. Bismarck selbst äußerte darüber zu dem italienischen Botschafter in Friedrichsruh: schon allein die Tatsache des Besuchs Crispis beweise, daß dieser Staatsmann sich nicht nur mit Worten begnüge, sondern zu handeln gedenke (vise aux faits).

In die deutsche Presse ist aus dem Européen meist nur ein unvollständiger Auszug gelangt, andrerseits scheint Herr Palamenghi in seinen Daten nicht ganz genau zu sein. Crispi hatte dem Fürsten Bismarck zu dessen fünfundzwanzigjährigem Ministerjubiläum am 23. September 1887 gratuliert. Da nach Palamenghi die Initiative zu der Begegnung von Crispi ausgegangen war, so liegt die Annahme nahe, daß das Glückwunschschreiben eine darauf bezügliche Anregung enthielt. Bismarcks briefliche Antwort datiert vom 25. September und schließt mit der Einladung nach Friedrichsruh. Der Brief ist seinerzeit bruchstückweise veröffentlicht worden; in die 1901 erschienene Briefsammlung ist er leider nicht mit aufgenommen worden. Der vom 25. September datierte Brief kann nach damaligen Eisenbahnverhältnissen frühestens im Laufe des 27. in Crispis Hände gelangt sein, es ist somit nicht wahrscheinlich, daß die Abreise von Rom, wie Palamenghi berichtet, schon am 27. September acht Uhr fünfzig Minuten Abends angetreten wurde,

während die Ankunft in Friedrichsruh erst am Abend des 1. Oktobers erfolgte. Hiernach mußte Crispi unterwegs Aufenthalt genommen haben. Graf Herbert Bismarck war dem Gaste seines Vaters bis Büchen entgegengefahren.

Die erste Ungenauigkeit in der deutschen Wiedergabe besteht darin, daß die Hauptunterredung auf den ersten Abend nach dem bald nach der Ankunft begonnenen Diner verlegt wird. Bei der Anwesenheit der Fürstin, sowie der Begleiter Crispis im Salon war das ohnehin ausgeschlossen. Sie geschah am nächsten Morgen, am 2. Oktober, im Arbeitszimmer Bismarcks unter vier Augen. Die hierbei geäußerten Wünsche Crispis lassen sich in folgendem zusammenfassen: keine Eroberungen Rußlands auf der Balkanhalbinsel, sondern im Falle der Auflösung des Türkischen Reiches Errichtung von kleinern Staatengebilden nach der Art Serbiens und Bulgariens. Hierfür hatte Crispi Österreich-Ungarns prinzipielles Einverständnis. Graf Kalnoky war vierzehn Tage vorher Gast in Friedrichsruh gewesen; auch dieser Umstand war wohl für Crispis Reise bestimmend, vielleicht ebenso die Tatsache, daß Kaiser Alexander der Dritte im Laufe des Herbstes auf der Rückreise von Kopenhagen in Berlin erwartet wurde. In den Mitteilungen über diesen Teil der Unterredung finden sich die größten Lücken. Fürst Bismarck hatte im Beginn des Gesprächs geäußert, ihm liege wenig daran, ob die Russen nach Konstantinopel gingen; mit dieser Eroberung werde Rußland sich schwächen. Die bulgarische Frage sei ihm ebenfalls gleichgiltig. Sollte ein Krieg darüber ausbrechen, so werde Deutschland so lange nicht daran teilnehmen, als Frankreich sich ruhig verhielte. Nur die Haltung Frankreichs könne Deutschland bestimmen, zu den Waffen zu greifen. Crispi erwiderte darauf: „Wir können uns nicht als an der Orientfrage desinteressiert erklären. Wir können nicht gestatten, daß Rußland nach Konstantinopel geht. In Konstantinopel würde Rußland Herr des Mittelmeeres sein, es würde ihm leicht sein, das zu werden mit Hilfe der Seeleute, die Griechenland bietet, mit dem es sich durch religiöse Bande leicht ins Einvernehmen setzen könnte. Ich glaube nicht, daß sich Rußland durch die Besetzung von Konstantinopel schwächen würde. Indem das große Reich seine Herrschaft in Europa ausdehnt, könnte es daraus seine Basis machen und seine Herrschaft Asien wie Europa auferlegen. Um das zu verhindern, befolgt Italien seine traditionelle Politik. Im Jahre 1854 nahm Cavour am Krimkriege teil, indem er sich gerade deswegen mit Frankreich und England verband, und heute könnte sich Italien nicht anders verhalten.“ Crispi schloß, daß nichts andres übrig bleibe, als sich zu einer Reorganisation der Türkei zu verbinden, um sie bei Gelegenheit zu verteidigen, in Summa: ihren Sturz zu verhindern, oder die Grundlagen für eine oder mehrere Regierungen vorzubereiten, die an die Stelle des türkischen Gouvernements zu treten hätten.

Bei dieser zweiten Hypothese gäbe es nichts besseres, als die Autonomie der verschiednen Staaten zu respektieren: Macedonien, Albanien, Alt-Serbien usw., und sie ebenso wie die andern Balkanstaaten zu konstituieren. Der Gedanke der Autonomie sei in Wien angenommen worden, Graf Kalnoky habe sich für die lokalen Autonomien auf der Balkanhalbinsel ausgesprochen. Er, Crispi, wisse nicht, wie sich Kalnoky die Verwirklichung des Gedankens denke, ihm genüge für den Augenblick die prinzipielle Übereinstimmung festzustellen. Bismarck betonte in seiner Erwiderung, daß er die Gruppierung der Mächte gern sehe und nur wünsche, daß sie kompakt wäre und ihre Autorität zur Geltung brächte. In Bulgarien habe er nichts zu suchen. „Es wäre besser gewesen, wenn der Fürst Alexander geblieben wäre. Er war unvorsichtig und hat sein Ende dadurch beschleunigt, daß er den Berliner Vertrag verletzte. Er tat noch schlimmeres: er verletzte die Empfindlichkeiten Englands durch seine Heiratsprojekte. Rußland besteht auf seinen Interventionsabsichten in die bulgarischen Angelegenheiten, er — Bismarck — werde sie unterstützen, auch wenn es sich um die Türkei handele.“ (Genau dasselbe, nur noch ausführlicher, erklärte Fürst Bismarck fünf Monate später öffentlich in seiner berühmten Reichstagsrede vom 6. Februar 1888.) Er fuhr dann fort: „Die italienische Regierung hat volle Freiheit, ihre eigne Politik im Orient zu verfolgen. Deutschland wird

stets mit Italien einig sein in allem, was die Erhaltung des Friedens zum Ziele hat. Sollte der Friede im Orient gestört werden, so wird Deutschland zu seinen Verbündeten stehn, aber sich in der Arrieregarde halten. Sehen Sie zu, was Sie in den orientalischen Dingen mit dem Grafen Kalnoky machen können. Kombinieren Sie alles mit ihm, es kann der Gegenstand eines Spezialvertrages sein."

Über die Bedeutung dieses Gedankenaustausches braucht kein Wort verloren zu werden; auch die Veröffentlichung gerade im gegenwärtigen Augenblick hat ihren Wert.

Crispi erwähnte dann weiter, daß wegen Massauah ein Krieg mit Abessinien bevorstehe. Bismarck bot ihm seine guten Dienste an, England zu einer Vermittlung zu veranlassen, was Crispi gern annahm. Sodann erfolgte die Anregung wegen Ergänzung des Bündnisvertrages durch eine Militärkonvention, an der auch Österreich teilzunehmen habe. Crispi führte hierbei aus: sein glühender Wunsch, daß der Friede in Europa nicht gestört werden möge, hindre ihn nicht an der Erwägung, daß die Verträge vom Mai 1882 und vom Februar 1887 unvollständig seien. Man sehe darin die gegenseitige Unterstützung einer der beiden Mächte im Kriegsfalle vor, aber man habe nicht daran gedacht, diesen Verträgen die unumgängliche Militärkonvention beizufügen. Niemand könne wissen, wann und wie der Krieg zum Ausbruch komme. Das könne durch eine unvorhergesehene Tatsache geschehn, und man dürfe nicht bis dahin warten, sich über den Anteil zu verständigen, den jeder der Verbündeten in der gemeinsamen Verteidigung zu übernehmen habe. Es müsse ein Plan aufgestellt werden, der alle Hypothesen voraussehe, damit bei Ausbruch des Krieges jeder wisse, was er zu tun habe. Eine Militärkonvention werde die Ergänzung der Bündnisverträge sein. Bismarck erwiderte, daß er den Vorschlag als begründet ansehe und ihn annehme. Er bedürfe aber der Zustimmung des Kaisers, der Chef der Armee sei. Sodann wünschte Crispi eine bessere Behandlung der italienischen Untertanen Österreichs; jede Klage bringe ganz Italien in Bewegung und mache der Regierung große Schwierigkeiten. Bismarck sagte ihm seine Verwendung beim Grafen Kalnoky zu. Schließlich sprach Crispi den Wunsch aus, daß den Italienern in Deutschland, den Deutschen in Italien volle Ausübung der bürgerlichen Rechte auf dem Fuße völliger Gleichheit zugestanden werde, ein Lieblingswunsch von ihm, den er schon im Jahre 1877 in Gastein geäußert hatte. Bismarck erwiderte, daß die Frage in Behandlung sei und eine Lösung finden werde. Gegenwärtig sei ein einheitliches bürgerliches Gesetzbuch für Deutschland in Arbeit; er müsse die Sache mit den verschiednen deutschen Justizministerien verhandeln, und dazu gehöre Zeit, aber man werde sie beschleunigen.

Die Beglaubigung für diesen Inhalt der Unterredung liefert Palamenghi durch eine Reihe diplomatischer Aktenstücke, Berichte italienischer und deutscher Botschafter, wonach die in der Unterredung gegebnen Anregungen mit Erfolg in die amtlichen Wege geleitet worden waren: die prinzipielle Zustimmung Österreichs in der Balkanfrage, die Vermittelung Englands in Abessinien. Wegen der Militärkonvention war noch verabredet worden, daß Fürst Bismarck sie nach Einholung der Befehle des Kaisers amtlich in Antrag bringen und Italien dann zustimmend antworten werde. Unsers Wissens haben in den folgenden Jahren Generalstabsoffiziere der drei Armeen die Grundzüge eines gemeinsamen militärischen Handelns festgestellt.

Am 3. Oktober, 8 Uhr Morgens, wurde die Rückreise von Friedrichsruh angetreten, wo tags zuvor noch der Botschafter Italiens am Berliner Hofe, Graf de Launay, eingetroffen war. Fürst Bismarck geleitete seinen Gast zum Bahnhof und sagte ihm beim Abschied die historischen Worte: „Wir sind einig in allem. Wir können zufrieden sein. Wir haben Europa einen Dienst geleistet." Auf die Eintragung Crispis in das Fremdenbuch, die lautete*): „In diesem Asyl des

*) Im Original: Dans cet asile du patriotisme, où l'on étudie le maintien de la paix européenne, je laisse mon souvenir.

Patriotismus, wo man die Erhaltung des europäischen Friedens studiert, lasse ich meine Erinnerung" — hatte der Fürst erwidert: „Eure Exzellenz haben meine Ansichten richtig erfaßt. Ich arbeite an der Erhaltung des Friedens und lebe nur dafür. Wir haben genug für den Krieg getan. Handeln wir jetzt und handeln wir in Übereinstimmung durch den Frieden und für den Frieden."

Fürst Bismarck hat dann in einem Rundschreiben an die deutschen Botschafter diesen von dem wesentlichen Inhalt der Unterredung zur Mitteilung an die betreffenden Höfe Kenntnis gegeben. Seine Zusagen an Crispi wurden genau und ohne Verzug erfüllt. Schon am 6. Oktober meldet Prinz Reuß aus Wien, daß Graf Kalnoky mit Befriedigung von den monarchischen und friedlichen Gesinnungen des leitenden italienischen Staatsmannes Kenntnis genommen habe, und daß er den Ideen Crispis hinsichtlich der orientalischen Frage beitrete. Auch in Wien erachte man es als den Interessen Italiens und Österreichs am meisten entsprechend, daß im Falle eines Sturzes der Türkei kleine Staaten mit starker autonomer Gewalt errichtet würden; der österreichische Geschäftsträger in Berlin werde beauftragt werden, die vollständigste Übereinstimmung der Anschauungen des österreichischen und des italienischen Kabinetts zum Ausdruck zu bringen. Im übrigen erachte Graf Kalnoky den Inhalt der Depesche für so wichtig, daß er ihn zur Kenntnis des Kaisers bringen werde, der am 12. nach Wien zurückkehre.

Vier Tage später machte Fürst Bismarck dem deutschen Botschafter in Rom, Grafen Solms, von diesem Telegramm Mitteilung, worin er hervorhob, wie sehr er sich beeilt habe, die von Crispi zum Ausdruck gebrachten Ansichten im Sinne einer Konsolidierung der österreichisch-italienischen Beziehungen nutzbar zu machen, und wie er sich bemüht habe, der Meinung Crispis über die Bildung kleiner Staaten im Falle einer Auflösung der Türkei in Wien Eingang zu verschaffen. Er behalte sich vor, über die zu erwartenden Äußerungen des österreichischen Geschäftsträgers weitere Mitteilung zu machen, der Botschafter möge aber schon jetzt die Äußerungen des Grafen Kalnoky zur Kenntnis Crispis bringen und ihm sagen, daß seine Ideen deutscherseits in Wien mit Erfolg unterstützt worden seien.

Auch über die erbetene Vermittlung Englands in Abessinien liegen zwei Mitteilungen des italienischen Botschafters in Berlin an Crispi vor. Am 18. Oktober berichtet ferner der italienische Botschafter in London an Crispi, der deutsche Geschäftsträger Graf Plessen habe ihm gesagt, daß Fürst Bismarck en lui notifiant les principaux points de sa convention (!) avec Votre Excellence — „die lebhafte Befriedigung zum Ausdruck gebracht habe über die volle Gemeinschaft der Ideen und die vollständige Übereinstimmung bezüglich der in den jetzigen Ereignissen der internationalen Politik zu befolgenden Verhaltungslinie."

Mit den Worten „Wir haben Europa einen Dienst geleistet" hat dann Crispi auf seiner großen Turiner Bankettrede vom 26. Oktober seine Reise nach Friedrichsruh vor Italien und vor Europa öffentlich erläutert. Palamenghi hat Recht, wenn er behauptet, daß Crispi zu der Reise nach Friedrichsruh nur von dem Interesse Italiens und durch keinen feindlichen Gedanken gegen Frankreich beeinflußt worden sei. Wenn Palamenghi glaubt, diese absurde und gehässige Legende jetzt, „wo die schönen Tage der Freundschaft mit Frankreich wieder anbrechen," zerstören zu sollen, so ist gegen diese Absicht gewiß nichts einzuwenden — möge er sich in dem Anlaß dazu nicht getäuscht haben. H. J.

Neue Sprachdummheiten. 3. Die Übersee. Vor kurzem ist ein Buch erschienen, auf dessen Titelblatt steht: „Aus Europa und Übersee." Man griff sich unwillkürlich an den Kopf und fragte: Übersee? Na, was ist denn das nun wieder? Was hat denn dieses Wort für ein Geschlecht? Soll es heißen: der Übersee, die Übersee oder das Übersee? Und wie ist denn das Wort zu betonen? Man reist doch über Land, und man fährt über See; soll man nun Übersee auf der letzten oder auf der ersten Silbe betonen?

Die Antwort hat nicht lange auf sich warten lassen. Vor ein paar Tagen war in einem Zeitungsaufsatz gegen die Welfenfreunde zu lesen: „Ohne Bismarck

würde jeder Hannoveraner, der nach der Übersee kommt, recht- (die Zeitung schrieb rechts-!) und schutzlos sein." Da haben wirs! Also die Übersee, und offenbar zu betonen wie Übermensch, Überbrettl oder auch wie Überrock und Überschuh!

Das neue Wort ist wohl eine der größten Sprachdummheiten, die die Gegenwart hervorgebracht oder, um mich ganz modern auszudrücken, „gezeitigt" hat. In einer Beziehung steht sie ja nicht ganz vereinzelt da, nämlich darin, daß man hier — rückwärts! — aus einem Eigenschaftswort ein Hauptwort gebildet hat. So hat man aus vorjährig — rückwärts! — Vorjahr gemacht; in dem Jargon der Statistik, der Jahres- und Verwaltungsberichte kennt man dieses Jahr und voriges Jahr gar nicht, da kennt man nur das Berichtsjahr (!) und das Vorjahr. Ähnlich ist es mit Alltag, das man — rückwärts! — aus alltäglich gebildet hat. Man hat zwar auch schon früher (in Zusammensetzungen) von Alltagskleidern gesprochen, aber das Wort Alltag für sich allein zu gebrauchen in dem Sinne: ein Tag wie alle Tage, ist unsrer Zeit vorbehalten geblieben. Auch der Freisinn gehört hierher, wenigstens in der Bedeutung, wie unsre Zeitungen das Wort gebrauchen, nämlich um die Partei der sogenannten Freisinnigen damit zu bezeichnen. Auch hier ist es als — rückwärts! — aus dem Eigenschaftswort gebildetes Hauptwort aufzufassen. Das Törichtste von solchen Bildungen war bis jetzt der Vormärz, womit die Zeitungssprache die vormärzliche Zeit, d. h. die Zeit vor den Märztagen des Revolutionsjahres 1848 zu bezeichnen liebt. Das alles wird aber nun noch durch die Übersee übertroffen, die man — rückwärts! — aus dem Eigenschaftswort überseeisch gebildet hat. Beim Vorjahr ist doch wenigstens ein Jahr gemeint, beim Alltag ein Tag. Aber schon beim Freisinn ist kein Sinn gemeint, beim Vormärz kein März, und vollends unter der Übersee soll man keine See verstehn, sondern — die Länder, die drüben über der See oder, um in der Sprache der Marine zu reden, über See liegen! Hätte man gewagt zu sagen: das Übersee, so wäre das ja eine sehr harte und ungewohnte Substantivierung gewesen (in dem Sinne von Überseeland), aber doch keine absolute Dummheit. Die Übersee aber ist zu dumm. Es hat offenbar der Übermensch und das Überbrettl mit hineingespielt. Nur schade, daß zwischen über (super oder supra) und über (trans) ein Unterschied ist.

Ich benutze diese Gelegenheit, um noch einmal auf die fußfreien Kleider zurückzukommen. Es hat mich jemand in einer Zeitung auf die fußkalten Zimmer aufmerksam gemacht, die ich doch gewiß nicht anfechten würde. Hiergegen möchte ich bemerken: 1. daß ich das Wort fußkalt bisher noch nie gehört hatte, 2. daß, wenn es hie und da im Gebrauch wäre, ich es zwar nicht mitgebrauchen, aber auch niemals mit fußfrei vergleichen würde. Ein fußkaltes Zimmer — da ist es doch das Zimmer, das kalt genannt wird, und das hat Sinn; aber ein fußfreies Kleid — da ist es das Kleid, das frei genannt wird, und das hat keinen Sinn. Ich will dem Gegner ein schlagendes Seitenstück zu den fußfreien Kleidern nennen: das rauchschwache Pulver. Anfangs nannte man es rauchlos oder rauchfrei; das war aber eine Übertreibung, und so zog man sich auf rauchschwach zurück. Aber wie dort nicht das Kleid, sondern der Fuß frei ist, so ist hier nicht das Pulver, sondern der Rauch schwach! In logischem Deutsch kann ein Pulver, das schwachen Rauch entwickelt, nur schwachrauchig oder schwachräuchig heißen; hört sich nicht schrecklicher an als dickbäuchig und hohläugig.

Unsre Sprache hat in hohem Grade die Fähigkeit, Wortzusammensetzungen zu bilden. Aber diese Fähigkeit hat doch ihre Grenzen an der Logik. Nur ganz bestimmte logische Verhältnisse sind in unsern Wortzusammensetzungen üblich und möglich. Wenn eine Firma neuerdings ihr alkoholunschädliches Bräu, eine andre ihre nikotinunschädlichen Patentzigarren empfiehlt, so ist das Unsinn. Denn das können schlechterdings nur ein Bräu und Zigarren sein, die — dem Alkohol „bezw." dem Nikotin unschädlich sind. W.



Zur Börsenreform. Die Zeitungen haben sich in letzter Zeit wieder sehr viel mit der Reform der heutigen Börsengesetzgebung als einer der nächsten Aufgaben des neuen Reichstags beschäftigt. Leider stehn sich die Parteien auch in dieser Frage mit fast gehässiger Schroffheit gegenüber, wodurch der im volkswirtschaftlichen Gesamtinteresse dringend erwünschte Austrag auch beim besten Willen der verbündeten Regierungen außerordentlich erschwert und vielleicht noch lange Zeit verzögert werden wird. Wir sehen dabei ganz ab von der Besteuerungsfrage, wo die Erkenntnis, daß die gegenwärtige Höhe nicht nur die Reichs- und Staatsfinanzen unmittelbar durch den Rückgang der Einnahmen, sondern auch durch Einschränkung des Markts für die Reichs- und Staatsanleihen, die die Steuerlast ganz besonders schwer trifft, geschädigt habe, in neuer Zeit allgemeiner geworden ist und hoffen läßt, daß für eine darauf beschränkte Reform in dem neuen Reichstage vielleicht eine Mehrheit zu erreichen sein wird.

Aber damit würde der Kampf um die Börse noch lange nicht beigelegt, ja kaum abgeschwächt werden. Die tief und unstreitig lähmend in den Börsenverkehr eingreifenden Bestimmungen des Reichsbörsengesetzes von 1896 blieben dabei unberührt, namentlich die über das Börsenregister und das gesetzliche Verbot des Börsenterminhandels in Anteilen von Bergwerk- und Fabrikunternehmungen und des börsenmäßigen Terminhandels in Getreide und Mühlenfabrikaten. Das zuletzt genannte Verbot war weder in dem Regierungsentwurf zum Börsengesetz noch von der Reichstagskommission vorgeschlagen, es ist vielmehr erst vom Plenum des Reichstags auf einen Antrag von Kanitz eingefügt worden. Das Verbot des Börsenterminhandels in Anteilen von Bergwerk- und Fabrikunternehmungen war gleichfalls nicht im Regierungsentwurf enthalten, ist aber schon von der Reichstagskommission beschlossen worden. Die Zweckmäßigkeit dieser Bestimmungen war also schon damals nicht über jeden Zweifel erhaben, und der praktische Erfolg hat den Zweiflern zum guten Teil Recht gegeben. Die Gegner der Börse machen für den Mißerfolg das Fehlen von Strafbestimmungen verantwortlich. Wie sich die Regierungen zu dieser Ausfüllung einer Lücke im Gesetz — denn eine solche ist formell unbestreitbar vorhanden — jetzt stellen würden, ist uns nicht bekannt. Die Frage nach der Zweckmäßigkeit der gesetzlichen Festlegung beider Verbote — dem Bundesrat steht so wie so die sehr weitgehende Befugnis zu, den Börsenterminhandel von Bedingungen abhängig zu machen oder in bestimmten Waren oder Wertpapieren ganz zu untersagen — wird wahrscheinlich, sobald die Börsenreform vor den Reichstag kommt, in ihrem ganzen Umfange wieder aufgerollt werden, bei der dermaligen parlamentarischen Parteilage aber zunächst wahrscheinlich eine ganz einseitige gesetzgeberische Beantwortung finden. Immerhin müßte man im Interesse einer spätern vernünftigen Wirtschafts- und Börsenpolitik schon die erneute gründliche volkswirtschaftliche und juristische Diskussion der Frage mit Freuden begrüßen. Man hat auch mit diesen beiden Verboten vor sieben Jahren ohne jede Sicherheit über ihre praktischen Folgen ein Experiment gemacht, statt dem Bundesrat das Eingreifen im Fall ausgesprochnen Bedürfnisses zu überlassen. Die bisherigen Erfahrungen lassen jedenfalls eine Revision erwünscht erscheinen, wobei sich unsers Erachtens die Wiederherstellung des Regierungsentwurfs als das der eigentümlichen Natur der Sache Angemessene empfehlen würde.

Das Hauptinteresse scheint sich jetzt der Frage des Börsenregisters zuzuwenden. Über den Stand des Streits orientiert sehr gut der in Heft 40 der Grenzboten enthaltene Aufsatz von Gustav Fels über die Notwendigkeit der Abänderung des Börsengesetzes vom 22. Juni 1896, auf dessen Inhalt, mit dem wir uns in manchen Beziehungen nicht identifizieren können, näher einzugehn sich wohl später einmal Gelegenheit finden wird. Das Terminregister war so recht ein Beispiel von der leidigen Experimentaljurisprudenz unsrer modernen protektionistischen Gesetzgebung. Um die unmögliche gesetzliche Definition der unsittlichen Börsenspekulation oder

des Börsenspiels zu ersetzen, nahm man die Zuflucht zu einer das juristische und auch das moralische Wesen der Sache scharf vergewaltigenden Fiktion, indem man bestimmte: „Durch ein Börsentermingeschäft in einem Geschäftszweige, für welchen nicht beide Parteien zurzeit des Geschäftsabschlusses in einem Börsenregister eingetragen sind, wird ein Schuldverhältnis nicht begründet.“ So stempelte man auch das wildeste Börsenspiel und die unsittlichste Spekulation, soweit sie nicht gerade in der Form des „Börsentermingeschäfts,“ wie es das Börsengesetz konstruiert hat, geschehen, ohne weiteres, und soweit sie sich des Börsentermingeschäfts bedienen, durch die Eintragung der beiden Parteien ins Börsenregister als „legitim“ ab. Und was hat das genützt? Das Spiel, die unsittliche Spekulation in Anteilen von Bergwerk- und Fabrikunternehmungen hat — äußerlich nicht zu unterscheiden von der berechtigten Spekulation — seit 1896 geblüht wie selten, das Kassaspekulationsgeschäft ersetzt für diesen Zweck das Börsentermingeschäft vollkommen. Nun liegt natürlich, vom Standpunkt der Experimentaljurisprudenz aus betrachtet, sehr nahe, zu sagen: Man dehne den Registerzwang auf das Kassaspekulationsgeschäft aus! Aber damit wird die Unnatürlichkeit der Fiktion auch nicht beseitigt, das Wesen des Spiels und der unsittlichen Spekulation auch nicht getroffen werden. Bei der Masse der für jedermann zugänglichen Spielpapiere braucht schließlich die Spielsucht das gesetzlich als solches erklärte Börsengeschäft überhaupt nicht dazu, sich nach Herzenslust zu beteiligen. Man sollte sich darin keinen neuen Illusionen hingeben, am wenigsten dahin, daß die Gleichstellung der Kassaspekulation mit dem Termingeschäft dem berechtigten und notwendigen Börsengeschäft wieder auf die Beine helfen werde. Das Gegenteil kann sehr leicht der Fall sein, und die Börse kann vollends ruiniert werden.

Alle diese Fragen verlangen die reiflichste Erörterung, aber eine Erörterung sine ira et studio. Gerade bei dem Börsenregisterexperiment hat die Gehässigkeit, mit der die Börseninteressen und Bankiers als die Vertreter des „mobilen Kapitals“ von der agrarischen und reaktionären Mehrheit verfolgt worden sind, die das Börsengesetz in seiner jetzigen Fassung geschaffen hat, sehr viel verdorben. Sie hat mit ihren übertriebnen Anschuldigungen die Opposition gegen das Börsenregister, die dann auch übertrieb, provoziert. Das ist in den Grenzboten oft genug ausgesprochen worden, und es ist davor gewarnt worden. Peccatum est intra muros et extra. Wir werden das Unsittliche und Schädliche an der Börse immer bekämpfen, aber ebenso das Unsittliche, Unvernünftige, Irrtümliche in der neumodischen Hetze gegen die Börse, die Banken und das mobile Kapital.

Wir möchten die Eiferer auch daran erinnern, daß der preußische Staat erst kürzlich seine Lotterie durch sehr praktische Reformen der Spiellust mundgerechter gemacht hat, und die Rennfreunde wieder auf eine Hebung des Totalisators hoffen. In beiden Fällen handelt es sich aber um reines, unvermischtes „Spiel.“

Aus der britischen Küstenfahrtstatistik. Was versteht man unter Küstenfahrt? Völkerrechtlich wird unter Küstenfahrt (Kabotage) einzig und allein der Seetransport von Gütern und Personen von einem inländischen Hafen zum andern verstanden, ganz gleich, ob dabei die Fahrt tatsächlich nur längs der heimatlichen Küste (Kleine Kabotage) oder über die offne See um fremde Länder herum (Große Kabotage) geht. Diese Küstenfahrt oder Küstenfrachtfahrt ist grundsätzlich, d. h. soweit nicht Verträge anders bestimmen, der einheimischen Flagge vorbehalten. So zum Beispiel in Frankreich und den Vereinigten Staaten ohne Ausnahme. Nun fahren aber auch vielfach Schiffe, die vom Auslande kommen, nur um die vom Auslande mitgebrachten Güter zu löschen oder Passagiere zu landen, von einem inländischen Hafen zum andern. Ebenso besuchen die nach dem Auslande gehenden Schiffe häufig vorher mehrere inländische Häfen, um fürs Ausland bestimmte Güter oder Passagiere zu laden. Diese Fahrten von einem inländischen Hafen zum andern gehören nicht zur Küstenfahrt (Kabotage; Coasting trade) und sind bisher völkerrechtlich grundsätzlich auch den fremden Flaggen freigegeben; auch in Frankreich und den Vereinigten Staaten. Überseeische Kolonien sind dabei bisher in der Regel als Ausland gerechnet worden. Es kommt aber auch oft vor, daß die vom Ausland kommenden oder dorthin gehenden Schiffe bei ihren zum Zweck des Löschens oder Ladens von Auslandsfracht von einem inländischen Hafen zum andern

unternommenen Fahrten Kabotage betreiben, d. h. Güter und Frachten von inländischen nach inländischen Häfen transportieren. Auch das ist natürlich z. B. in Frankreich der einheimischen Flagge vorbehalten; in den Vereinigten Staaten ist es grundsätzlich überhaupt verboten. Soweit es stattfindet, gehört diese Fahrt sowohl zur Auslandsfahrt (Navigation extérieure, Foreign trade) als auch zur Küstenfahrt. Schon daraus geht hervor, daß eine Seeverkehrstatistik, die sowohl die im Auslandsverkehr wie die im Inlandsverkehr in den Häfen des Landes ankommenden und abgehenden Schiffe ohne Doppelzählungen aber doch vollständig nachweisen will, auf große Schwierigkeiten stößt, wenn sie nicht neben der Zahl und dem Raumgehalt der Schiffe auch die Ladung und die Passagiere nach ihrem Herkunfts- und Bestimmungshafen registriert. Weder die deutsche noch die britische Schiffahrtstatistik aber kümmert sich jetzt um die Ladung und die Passagiere. (Vergleiche das darüber in Heft 26 der Grenzboten Seite 807 ff. Gesagte.)

Die britische Seeschiffahrtstatistik kommt um das Dilemma dadurch herum, daß sie einfach bei der Zählung der im Foreign trade ankommenden und abgehenden Schiffe nicht nur die Fahrten ganz unberücksichtigt läßt, die von diesen Schiffen zum Zweck der Löschung oder der Ladung von Auslandsfracht zwischen verschiednen inländischen Häfen ausgeführt werden — die Schiffe werden überhaupt nur in dem ersten Hafen des Vereinigten Königreichs, wo sie Fracht vom Ausland löschen oder Fracht fürs Ausland laden, angeschrieben —, sondern sich auch gar nicht darum kümmert, ob diese Schiffe nebenher Coasting trade treiben, d. h. von einem inländischen Hafen zum andern Güter oder Personen mitnehmen, oder nicht. Freilich verzichtet die britische Statistik damit auf eine auch nur annähernd vollständige Feststellung der wirklichen Schiffsfrequenz in den einzelnen Häfen und an den einzelnen Küstenstrecken, und erst recht auch auf eine vollständige Erfassung der Küstenfrachtfahrt (Coasting trade, Kabotage). Sie berücksichtigt eben nur den Coasting trade, der in Fahrten betrieben wird, die ihm ausschließlich dienen, nicht aber zugleich dem Foreign trade.

Die britische Küstenfahrt steht bekanntlich bisher auch fremden Flaggen frei. Wenn Herr Chamberlain das Heft ganz in der Hand haben wird, werden wohl unsre Protektionisten die Freude, unsre Reeder aber den Schmerz haben, daß zunächst der Coasting trade zwischen Häfen des Vereinigten Königreichs untereinander, und auch zwischen den Häfen jeder einzelnen Kolonie untereinander, der britischen Flagge vorbehalten, dann aber auch der Verkehr zwischen dem Mutterland und den Kolonien, und zwischen den Kolonien untereinander als Coasting trade im „britischen Reich" proklamiert und fremden Flaggen verboten werden wird. Eine neue und verschärfte Ära der Navigationsakte ist nun einmal zu erwarten. Sicher ein ganz bedeutender Kulturfortschritt!

Ehe wir die Hauptzahlen der britischen Küstenfahrtstatistik mitteilen, die in ganz besonderm Maße die Natur der Briten als eines seefahrenden Volks zeigen, ist noch folgendes zu bemerken nötig. Wie in Heft 38 der Grenzboten S. 743 mitgeteilt ist, unterscheidet die Statistik der Verwendung der britischen Handelsflotte Foreign trade und Home trade und versteht unter dem letzten sowohl den Verkehr zwischen den Häfen des Vereinigten Königreichs als auch den Verkehr zwischen diesen und dem Kontinent von der Elbe bis Brest. Der Coasting trade ist dabei ein Teil des Home trade. Die Statistik des Seeverkehrs dagegen, mit der wir es jetzt zu tun haben, kennt den Begriff Home trade nicht. Der Verkehr zwischen Großbritannien und Irland einerseits und dem Kontinent zwischen Elbe und Brest (mit den Kanalinseln) andrerseits wird hier zum Foreign trade gerechnet.

In den Häfen des Vereinigten Königreichs sind im Jahre 1902 in der Küstenfahrt (Coasting trade) im vorstehend dargelegten Sinn angekommen:

	Segelschiffe		Dampfschiffe		Zusammen	
	Schiffe	Tons	Schiffe	Tons	Schiffe	Tons
mit Ladung	57753	3863890	121137	27591409	178890	31455299
in Ballast	21856	1876070	95706	25412966	117562	27289036
Zusammen	**79609**	**5739960**	**216843**	**53004375**	**296452**	**58744335**

Als in Ballast gehend werden auch alle Schiffe behandelt, die nur Passagiere mit ihrem Gepäck an Bord haben, oder Materialien, für die keine Fracht bezahlt

wird, die vielmehr nur als Ballast dienen sollen. Schiffe, die in Ballast kommen und in Ballast wieder abgehn, werden überhaupt nicht gezählt, es sei denn, daß sie Passagiere aufnehmen oder an Land setzen. Von den Zahlen der abgegangnen Schiffe können wir hier so gut wie ganz absehen; sie entsprechen annähernd den angekommenen.

Zu beachten ist, daß namentlich zahlreiche fremde Schiffe, die vom Ausland kommen, nachdem sie in einem britischen Hafen ihre Ladung gelöscht haben, dann leer nach einem andern britischen Hafen fahren, um dort neue Ladung fürs Ausland einzunehmen. Diese Schiffe werden nach den Bestimmungen im ersten Hafen als „coastwise in ballast" abgegangen und im zweiten Hafen als „coastwise in ballast" angekommen angeschrieben, während sie im ersten Hafen als im Foreign trade angekommen und im zweiten als im Foreign trade abgegangen notiert werden. Eigentlich haben diese Schiffe mit dem Coasting trade gar nichts zu tun und sollten überhaupt nicht für ihn angeschrieben werden. Die Folge dieser Anomalie ist, wie die britische Statistik selbst bemerkt, daß die Zahl der fremden in Ballast angekommenen und abgegangnen Schiffe auf dem Papier unnatürlich hoch ist. So sind 1902 notiert worden als

	„coastwise" angekommen		„coastwise" abgegangen	
mit Ladung	Schiffe	Tons	Schiffe	Tons
britische . . .	178037	31269626	173288	30930932
fremde	853	185673	839	189304
in Ballast				
britische . . .	111957	23945329	113003	23002789
fremde	5605	3343707	5042	2947334

Die Teilnahme der fremden Flaggen am Coasting trade ist also in Wirklichkeit viel geringer, als die Zahlen selbst besagen.

In den letzten fünf Jahren sind im Coasting trade in den Häfen des Vereinigten Königreichs angekommen:

	Segelschiffe		Dampfschiffe		Zusammen	
	Schiffe	Tons	Schiffe	Tons	Schiffe	Tons
1898	89185	6621776	204100	48800253	293285	55422029
1899	89637	6067838	208779	50244748	292416	56312586
1900	78617	5785237	206293	50043332	284908	55828569
1901	78530	5632164	206054	50176941	285184	55809108
1902	79609	5739960	216843	53004375	206452	58744335

Von dem Anteil der fremden Flaggen an dem Coasting trade des Vereinigten Königreichs gibt folgende Übersicht der im Jahre 1902 angekommenen Schiffe ein Bild. Es kamen an:

Flaggen	Segelschiffe Schiffe	Segelschiffe Tons	Dampfschiffe Schiffe	Dampfschiffe Tons	Zusammen Schiffe	Zusammen Tons
Britische	**77917**	**5359840**	**212077**	**49855115**	**289994**	**55214955**
Russische	272	60461	118	90315	390	150776
Schwedische	115	30070	789	513326	904	543396
Norwegische	311	91315	1745	874342	2056	965657
Dänische	410	60339	321	241904	731	302243
Deutsche	342	54184	850	489629	1192	543813
Holländische	79	13744	114	87850	193	101594
Belgische	2	270	103	57694	105	57964
Französische	138	44400	157	80725	295	125125
Spanische	—	—	400	437260	400	437260
Italienische	17	16919	51	86124	68	103043
Österreichisch-Ungarische	2	2088	41	68493	43	71581
d. Verein. Staat. v. Amerika	1	2302	1	3860	2	6162
Andre fremde	3	4028	76	117738	79	121766
Zusammen fremde	**1692**	**380120**	**4766**	**3149260**	**6458**	**3529380**
Zusammen britische und fremde	**79609**	**5739960**	**216843**	**53004375**	**296452**	**58744335**

Das ist wieder etwas viel Statistik gewesen. Aber der volkswirtschaftliche Teil der Grenzboten ist nun einmal kein Feuilleton. Mit statistischen Daten wirft heute jedermann um sich, aber wenn man ihm zumutet, sich vorher darum zu kümmern, was die Zahlen wirklich bedeuten, dann schimpft er in allen Tonarten auf die Statistik. Das führt allmählich zu einem geradezu gefährlichen Mißbrauch der Statistik. Dem entgegen zu treten, halten wir für eine wenig reizvolle aber sehr nötige Aufgabe, und wir hoffen, mit der Zeit die Zustimmung der wissenschaftlich denkenden Männer, die die Grenzboten lesen, zu finden.*)

*) Wir sehen auch, daß unsre statistischen Mitteilungen von der Presse benutzt werden, wobei nur unterlassen wird, die Quelle anzugeben. Gegen die Benutzung wenden wir nichts ein, wir meinen aber, es dürfte doch wohl anständig sein, daß mitgeteilt würde, woher die Angaben stammen. D. Red.



Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig





Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

Jährlich 52 Hefte

62. Jahrgang

Nr. 44

Ausgegeben am 29. Oktober 1903

Inhalt:

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig



Unsre aktive Schlachtflotte

Durch Kabinettsorder vom 29. Juni dieses Jahres ist die Formierung der in Paragraph 2 des Flottengesetzes von 1900 vorgesehenen aktiven Schlachtflotte befohlen worden. Die Maßregel ist nur die allerdings verfrühte, aber in den Kommandoverhältnissen begründete Erfüllung einer gesetzlichen Bestimmung. Die aktive Schlachtflotte ist an die Stelle der Übungsflotte getreten, die bisher für jeden Sommer neu formiert, deren Zusammentritt und Auflösung alljährlich befohlen wurden. Die aktive Schlachtflotte dagegen ist ein dauernder, auf gesetzlichen Bestimmungen beruhender festgegliederter Verband. Sie ist am 21. September in Kiel zusammengetreten, wenig Tage nach der Beendigung der diesjährigen großen Herbstübungen; Admiral von Köster hat das Kommando erhalten. Der „kommandierende Admiral" früherer Jahre besteht bekanntlich nicht mehr. Jetzt haben die Chefs der Nordsee- und der Ostseestation, sowie der Flottenadmiral den Rang von kommandierenden Admiralen, den kommandierenden Generalen der Armee entsprechend, die beiden Stationschefs freilich mit dem Unterschiede, daß sie ein eigentliches Kommando nur über die unter sie gestellten Marineteile am Lande führen, über die Häfen, die Wachtschiffe, die Befestigungen usw., dagegen über Bestandteile der schwimmenden Flotte nur soweit, als diese aus dem Befehlsbereich ihrer Verbände in den Befehlsbereich der Station übertreten. In aktive Schlachtflotte und Reserveflotte gliedert sich das für den Kampf bestimmte schwimmende Flottenmaterial, der weitere Zuwachs wird natürlich bei der Reserveflotte zu weitern Gliederungen führen, schon die Beschleunigung der Ausrüstung im Mobilmachungsfalle verlangt das.

Unsre beiden Flottengesetze von 1898 und 1900 haben bei aller Förderung, die sie der Entwicklung der deutschen Seemacht ermöglicht haben, einen nicht unbedenklichen Nachteil: der deutsche Zeitungleser verwechselt den gesetzlich festgelegten systematischen Ausbau der Flotte, der uns erst für das Jahr 1920 ein wirklich nach allen Richtungen hin vollendetes Kampfwerkzeug verspricht, mit einem tatsächlichen Vorhandensein dieser Wehrkraft zur See, und neigt nur zu leicht zu der Annahme, daß mit der Votierung der Novelle von 1900 alles getan sei. Wozu also alle weitere Aufregung? Man darf sich doch nun endlich umdrehen und auf das andre Ohr legen, ohne von dem Lärm der Flotten-

bewegung gestört zu werden. Nein, so liegt die Sache nicht. Der Lärm der Flottenbewegung sollte jetzt erst recht und mit aller Kraft anfangen. Zunächst um dem Deutschen klar zu machen, daß die Flotte zwar beschlossen, aber nicht beschafft ist, sodann daß diese Beschaffung noch einen Zeitraum von siebzehn Jahren und große Mittel in Anspruch nimmt! Was das in heutiger Zeit bedeutet, wird dem Leser klar werden, wenn er sich vergegenwärtigt, daß zwischen dem Tilsiter Frieden und der Schlacht bei Leipzig nur sechs Jahre liegen, und welche ungeheuern Opfer unser Vaterland in jener Zeit hat bringen, welche Anstrengungen es hat machen müssen, bis es endlich die Hauptlast des Befreiungskampfes hat auf sich nehmen können. Wir dürfen nicht damit rechnen, daß der Friede noch weitere siebzehn Jahre erhalten bleibt, und daß in dieser Zeit nichts geschieht, was eine volle Machtentfaltung zur See verlangt. Die andern Mächte werden uns schwerlich den Gefallen tun, zu warten, bis wir mit unsrer Rüstung fertig sind. Als die Novelle von 1900 im Reichstag beraten wurde, dachte noch niemand daran, daß wenig Wochen später der leistungsfähigste Teil unsrer Flotte auf dem Wege nach Ostasien sein und dort Jahr und Tag festgehalten werden würde. Welche Anforderungen sonst noch unvermutet zugleich hätten entstehn können, hat u. a. der Streitfall mit Venezuela erwiesen; es hätte sich leicht um noch ernstere und größere Dinge handeln können. „Rechnen wir mit dem schlimmsten Fall, mit dem Überfall, und wir werden uns nicht verrechnen“ — hat Bismarck zu Moltke im Jahre 1879 gesagt, als die erste Armeeverstärkung von 34 Bataillonen und 40 Batterien für 1880 vorbereitet wurde. Seit dem bedeutenden, fortdauernden Anwachsen unsrer überseeischen Interessen gilt dieses Wort auch für unsre Seerüstung. Die Formierung der aktiven Schlachtflotte für die Heimat, die Indiensthaltung des Kreuzergeschwaders für Ostasien, der Kreuzerdivision für Amerika beweisen, daß der Mahnung Rechnung getragen wird, beweisen aber zugleich auch die große Unzulänglichkeit unsrer Mittel, und daß wir allen Grund haben, uns wegen der Flotte vor einer gefährlichen Selbsttäuschung und Selbstüberschätzung zu hüten.

Nach dem Gesetz von 1900 soll die aktive Schlachtflotte aus zwei Geschwadern, dem ersten und dem zweiten, und einem Flottenflaggschiff, den nötigen Aufklärungsgruppen und Torpedoformationen bestehn. Die außerdem noch vorgesehene Materialreserve wollen wir hier völlig beiseite lassen. Das dritte und das vierte Geschwader, dem die ältern Schiffe überwiesen werden, bilden die Reserveflotte. Von der aktiven Schlachtflotte sollen sämtliche, von der Reserveflotte die Hälfte der Linienschiffe und Kreuzer dauernd im Dienst gehalten werden. Hiernach sollen also ständig im Dienst sein:

A. Linienschiffe: 1 Flottenflaggschiff, 24 Linienschiffe (16 der Schlachtflotte und 8 der Reserveflotte).

B. Kreuzer: 6 große oder Panzerkreuzer, 18 kleine Kreuzer. (1 Kreuzer auf 1 Linienschiff ist das Minimum des Ansatzes, die Franzosen rechnen deren $1^1/_2$ bis 2, und französische Seeoffiziere haben nach der diesjährigen Maifahrt unsers ersten Geschwaders in die spanischen Gewässer geurteilt, „daß der sonst so vorzüglich organisierten deutschen Flotte die Augen fehlen,“ die Kreuzer).

C. Torpedoformationen: Mindestens 4 Divisionen.

Was ist nun gegenüber diesem Sollbestande tatsächlich jetzt vorhanden?

Erstes Geschwader: 1 Flottenflaggschiff (Kaiserklasse), 4 weitere Schiffe der Kaiserklasse, 3 Schiffe der Wittelsbachklasse (Wittelsbach, Wettin, Zähringen). Diese 8 statt 9 Schiffe bilden das erste Geschwader, ein viertes Schiff der Wittelsbachklasse, Linienschiff „Mecklenburg," ist eben einstellungsbereit geworden und löst ein Schiff der Kaiserklasse ab.

Zweites Geschwader: Ist zunächst nur aus 4 Küstenpanzern der Siegfriedklasse gebildet, statt aus 8 Linienschiffen. Eigentlich gehören diese Küstenpanzer der Reserveflotte an, jetzt repräsentieren diese 4 Schiffe nicht nur das zweite Geschwader der Schlachtflotte, sondern auch das aus der Reserveflotte zu stellende dritte Geschwader. Hier ist also ein Manko von 16 Linienschiffen vorhanden. Bis zum Sommer soll die umgebaute Brandenburgdivision dienstfähig werden, und auch das fünfte Schiff der Wittelsbachklasse (jede Klasse Linienschiffe besteht aus 5 Schiffen, von denen 1 in Zukunft als Materialreserve dienen soll), Linienschiff „Schwaben," dürfte dann verwendungsbereit sein. Es kommt hierbei noch in Betracht, daß die Besatzungsetats der großen Schiffe bedeutend stärker sind als die der Siegfriedklasse, der Zuwachs an Offizieren, Unteroffizieren und Mannschaften muß also mit dem Zuwachs an Schiffen gleichen Schritt halten. Eine weitere Ergänzung wird das zweite Geschwader im Laufe des Jahres 1905 durch 2 Schiffe der Braunschweigklasse: „Braunschweig" und „Elsaß," 1906 durch das Linienschiff „Hessen" erhalten, sodaß im Jahre 1906 das zweite Geschwader aus 8 Linienschiffen formiert werden kann, die freilich 3 verschiednen Klassen angehören: „Schwaben" (Wittelsbachklasse), „Braunschweig," „Elsaß," „Hessen" der Braunschweigklasse und der Brandenburgdivision.

Das dritte Geschwader (Reserveflotte), das jetzt noch völlig fehlt, wird dann voraussichtlich aus 4 Schiffen der im Umbau begriffnen Sachsenklasse und 4 Schiffen der Siegfriedklasse formiert werden. Erst nach der Vollendung der Braunschweigklasse, deren letztes Schiff im Laufe dieses Monats den Stapel verlassen soll, und nach der Vollendung von 4 Schiffen der in diesem Jahre begonnenen neuen Klasse wird das zweite Geschwader seinen vollen Wert haben, voraussichtlich also, wenn wir das jetzige langsame Tempo beibehalten, im Jahre 1908. Dann tritt die Brandenburgdivision zum dritten Geschwader und damit zur Reserveflotte über, als deren erste Hälfte sie weiter im Dienst bleibt. Diese Schiffsdivision muß somit weit über die Grenze ihrer Ersatzpflicht hinaus im aktiven Dienst verbraucht werden.

Einstweilen also gleicht unsre Schlachtflotte den meisten andern Großmachtflotten gegenüber noch auf lange Jahre hinaus der bekannten Potsdamer Wachtparade; möge ihr im Ernstfalle der Führer nicht fehlen, der wie einst der alte Fritz mit seiner genialen Taktik bei Leuthen den schönsten Sieg gegen die Übermacht davontrug. Aber daneben macht sich mit zwingender Gewalt die Frage der Geldmittel geltend, die aufzubringen das Reich imstande sein muß — und imstande ist.

Die angeführten Tatsachen werden auch dem Laien ein hinreichend klares Bild

von dem jetzigen Zustande der Flotte und ihrem sehr langsamen Anwachsen bieten. Nicht besser steht es um die Kreuzer. Augenblicklich bestehn die Aufklärungsgruppen der aktiven Schlachtflotte aus neun Schiffen, zwei großen Kreuzern (Prinz Heinrich und Viktoria Luise, von denen nur der erste ein Panzerkreuzer ist) und sieben kleinen von verschiednen Abmessungen. Die „Viktoria Luise“ wird voraussichtlich in einiger Zeit durch den eben vollendeten Panzerkreuzer „Prinz Adalbert“ abgelöst werden und dann ebenso wie die „Freya“ für Artillerie-Schulzwecke Verwendung finden. Außer dem „Prinz Adalbert“ sind noch die Panzerkreuzer „Friedrich Karl“ und „Roon“ im Bau, sodaß erst in zwei Jahren für das erste und das zweite Geschwader die notwendigste Zahl der Panzerkreuzer vorhanden sein wird. Den Aufgaben der Aufklärungsgruppen entsprechend werden auch diese mit der Zeit in taktische Einheiten, Divisionen, zu gliedern sein, die je aus einem Panzerkreuzer und drei kleinen Kreuzern zu bestehen haben. Für jedes Doppelgeschwader werden mindestens vier solcher Einheiten als Vorhut, Flankendeckungen und Nachhut nötig sein, deren Verwendung selbstverständlich je nach der Kriegslage sehr vielseitig werden kann: außer der Beobachtung auch die Beunruhigung des Gegners in Rücken und Flanken, seiner ihm etwa folgenden Kohlentransporte, seiner Depeschenschiffe usw. Ebenso aber können die Panzerkreuzer der Aufklärungsgruppen zum Verfolgungsgefecht gegen den abziehenden Feind oder beim Rückzug der eignen Flotte zum Rückzugsgefecht gegen dessen Vorhut zusammengezogen werden, sie müssen schon deshalb mindestens in der Stärke von vier für zwei Geschwader vorhanden sein.

An kleinen Kreuzern sind der Schlachtflotte zugeteilt: Amazone, Ariadne, Medusa, Frauenlob, Arkona, Niobe und Blitz. Die sechs ersten Schiffe sind ziemlich gleichwertig in Tonnenzahl (2650 bis 2700) und Pferdekräften (8000), Blitz hat nur 1388 Tonnen und 2700 Pferdekräfte, kommt also neben den andern kaum in Betracht. Von Neubauten ist „Undine“ vollendet, „Hamburg,“ „Bremen“ und „Berlin“ sind im Bau; diese vier Schiffe dürften der aktiven Schlachtflotte im Laufe des nächsten Jahres zutreten. Die drei letztgenannten repräsentieren eine neue größere Art, von 3200 Tonnen und 10000 Pferdekräften, die nun wohl für alle Neubauten dieser Kategorie maßgebend bleiben und ihnen größere Bewegungs- und Gefechtskraft verleihen wird. Von den Panzerkreuzern hat „Prinz Heinrich“ 8900 Tonnen; die Marineverwaltung scheint hier auf 10000 Tonnen übergehn zu wollen zugunsten der Vermehrung der Artillerie, der Bewegungsfähigkeit und des Kohlenfassungsvermögens, sodaß die deutschen Panzerkreuzer den größern Schiffen dieser Art bei den andern Marinen wenigstens annähernd gewachsen sein werden. Für unsre Bedürfnisse ist das ausreichend. Die vorhandnen Torpedodivisionen genügen bei regelmäßiger jährlicher Vermehrung um eine Division dem Bedarf.

Unsrer aktiven Schlachtflotte fehlen demnach im gegenwärtigen Augenblick, wenn wir die Linienschiffe des ersten Geschwaders als vollzählig ansehen, sechzehn Linienschiffe des zweiten Geschwaders und der Reserveflotte — die vorhandnen Küstenpanzer können hier als Figuranten nicht mitzählen — und wenigstens acht Kreuzer (zwei Panzerkreuzer und sechs kleine Kreuzer). Die Kreuzerlücke wird innerhalb zweier Jahre geschlossen sein, sie erweitert sich aber

sofort wieder, sobald das dritte Geschwader, der aktive Teil der Reserveflotte, zu eigner Verwendung befähigt wird. Ein Panzerkreuzer steht ferner noch auf dem Stapel, zwei bleiben nach dem Flottengesetz noch zu fordern, aber es würde dann immer noch ein Panzerkreuzer für die Aufklärungsgruppen des dritten und des vierten Geschwaders fehlen. Von kleinen Kreuzern sind vier im Ausbau, zwei auf dem Stapel, vier nach dem Gesetz noch zu fordern. Damit wäre die für das erste und das zweite Geschwader nötige Zahl knapp vorhanden, die für die Reserveflotte können zum kleinen Teil noch den Schiffen in Reparatur entnommen werden: Prinzeß Wilhelm, Irene; die andern sind gleichfalls noch zu fordern, zum größern Teil allerdings als Ersatzbauten für alte Schiffe. Das jetzige Verfahren, wonach alljährlich zwei Linienschiffe, ein Panzerkreuzer, zwei bis drei kleine Kreuzer und eine Hochsee-Torpedodivision auf Stapel gelegt werden, erscheint somit durchaus richtig, weil auf diese Weise alle Bestandteile der Schlacht- und Reserveflotte zwar langsam aber gleichmäßig wachsen, der schließliche Sollstand also ziemlich zugleich für alle diese Bestandteile erreicht wird. Der Leistungsfähigkeit der deutschen Industrie und der deutschen Werften entspricht dieses Tempo freilich bei weitem nicht, und eine Abkürzung der Bauzeit für die Linienschiffe und Panzerkreuzer sollte wohl in Betracht gezogen werden. Aber Hand in Hand damit gehn muß die Vermehrung von Offizieren, Mannschaften, Ärzten, die Erweiterung der Liegeplätze und Docks, der Lazarette, Ausrüstungsmagazine usw.; die Beschleunigung des Schiffbaus bleibt also, ganz abgesehen von der Finanzlage, auch von der Beschleunigung der Erweiterung auf all diesen Gebieten abhängig. Die Marine gleicht einer großen, aus vielen Teilen bestehenden Scheibe, auf der sich sämtliche Teile zugleich und gleichmäßig drehen müssen.

Sodann wird spätestens in zwei Jahren der Schiffbau ohnehin eine Erweiterung erfahren durch die nicht länger zu umgehende Erweiterung der **Auslandflotte**. Nach dem Flottengesetz von 1898 sollte die Auslandflotte bestehn aus drei großen und zehn kleinen Kreuzern gleich dreizehn Schiffen, ohne die auf drei Schiffe bemessene Materialreserve, der Gesetzentwurf von 1900 verlangte für den Auslanddienst weiter noch zehn Schiffe, fünf große und fünf kleine Kreuzer gleichfalls ohne die Materialreserven, die auf drei Schiffe angesetzt waren. Hätte der Reichstag diese Forderung bewilligt, so würde die deutsche Auslandflotte über acht große (Panzer-)Kreuzer und fünfzehn kleine Kreuzer, zusammen dreiundzwanzig Schiffe, ohne die Materialreserve, verfügen, die allerdings zum großen Teil noch im Bau wären. Der Bestand ist augenblicklich folgender:

Ostasien	3	große,	2	kleine Kreuzer
Australische Station	—	„	3	„ „
Ostafrika	—	„	2	„ „
Amerika	1	großer,	3	„ „
zusammen	4	große,	10	kleine Kreuzer = 14

(zu den dreizehn Schiffen des Gesetzes von 1898 ist der Panzerkreuzer „Fürst Bismarck“ getreten).

Das ostasiatische Kreuzergeschwader mußte jedoch aus bekannten Gründen verstärkt werden, und es sind deshalb die Kreuzer der australischen und die beiden Kreuzer der ostafrikanischen Station dorthin abkommandiert worden, sodaß diese Station, von einem kurzen Besuch des „Sperber" abgesehen, leider dauernd unbesetzt ist. Zum Ansehen der deutschen Flagge trägt das sicherlich nicht bei. Die im überseeischen Dienst außerdem noch verwandten Kanonenboote sind hier außer Ansatz geblieben. Der Auslanddienst beansprucht somit zur Zeit nicht nur die gesamten für diesen Zweck vorhandnen Schiffe, sondern er entzieht deren drei auch noch dem Kolonialdienst, ist also heute schon um drei Schiffe zu schwach. Für weitere Entsendungen, wenn sie notwendig werden sollten, Ablösungen usw. ist kaum noch Material vorhanden.

Durch eine Indiskretion des „Vorwärts" sowie durch Erklärungen des Staatssekretärs des Reichsmarineamts ist hinlänglich bekannt, daß über 1906 hinaus mit der Erweiterung der Auslandflotte nicht gewartet werden kann und soll. Neuerdings ist die Frage entstanden, ob statt der im Jahre 1900 geforderten fünf großen Kreuzer nicht besser fünf Linienschiffe gebaut würden, da die deutsche Stellung in Ostasien, und namentlich Kiautschou, durch Kreuzer allein nicht geschützt werden kann. Die Anwesenheit der Brandenburgdivision in Ostasien ist für das Ansehen der deutschen Flagge dort von weittragender Bedeutung gewesen. Ob es sich nun empfiehlt, die umgebaute Brandenburgdivision wieder hinauszusenden und in der Reserveflotte durch Neubauten zu ersetzen, oder für den Auslanddienst fünf Linienschiffe zugleich auf Stapel zu legen, die freilich dann erst in drei bis vier Jahren verwendungsbereit wären, ist eine Zweckmäßigkeitsfrage, die nur auf Grund einer genauen Abwägung der politischen Verhältnisse entschieden werden kann. Richtiger wird es wohl sein, die Brandenburgdivision so lange in der aktiven Schlachtflotte zurückzubehalten, bis ihre Entsendung nach Ostasien unbedingt geboten ist und ohne Gefährdung heimischer und andrer Interessen erfolgen kann, inzwischen aber jene fünf Linienschiffe, sei es zum Ersatz in der Heimat, sei es zur Verwendung im Auslande, zu bauen. Denkbar wäre ja auch, daß wir in Zentral- oder in Südamerika einmal eine Liniendivision gebrauchten.

Denkt man weiter hinaus, so stellt sich für die Zukunft je eine Kreuzerdivision für Ostasien, Amerika, Afrika und Australien, daneben für den gesamten Auslanddienst noch ein Liniengeschwader mit zwei Aufklärungsgruppen als nötig dar; zusammen — ohne Materialreserven — acht Linienschiffe und vierundzwanzig Kreuzer, die Linienschiffe neu und von Kreuzern noch zehn Stück zu dem jetzigen gesetzlichen Bestande. Vielleicht würde es ebenso dem Bedürfnis wie der finanziellen Erschwinglichkeit entsprechen, wenn auch hiervon jährlich zwei Linienschiffe und zwei bis drei Kreuzer auf Stapel gelegt würden. Für das Auslandgeschwader würde Tsintau die Heimatstation sein. Die deutsche Flotte würde damit in der Zeit von 1915 bis 1920 ihren Sollbestand erreichen, der genügen wird, so lange nicht überseeische Interessen und überseeische Bedrohungen einen wesentlich größern Umfang verlangen. Doch das ist Sorge einer spätern Zeit. Unsre Stärke zur See hängt für die Dauer weit weniger von uns als von den andern Mächten ab.

Ähnlich wie das Landheer alljährlich von der Rekruteneinstellung bis zum Manöver einen regelmäßigen Studiengang im Waffenhandwerk durchzumachen hat, ist das auch bei der Marine für ihre ungleich vielfachern und vielseitigern Anforderungen der Fall. Der jetzigen aktiven Schlachtflotte fallen alle die Aufgaben zu, die bisher der Übungsflotte oblagen und sich von der Einzelausbildung des Rekruten an Land und an Bord bis zur Forcierung der Hafeneinfahrt von Kiel oder Wilhelmshaven fortsetzen.

Kommandierender Admiral der aktiven Schlachtflotte ist Admiral von Köster, der schon seit einigen Jahren die Übungsflotte befehligt und so an dem guten Ergebnis der letzten Manöver einen hervorragenden Anteil hat, neben ihm Prinz Heinrich, der bisher das erste Geschwader befehligt hat, sowie die einzelnen Schiffskommandanten. Eine jüngst erschienene Broschüre „Flottenmanöver 1903" (Berlin, E. S. Mittler und Sohn) hebt namentlich den Umstand hervor, daß nur bei einem Torpedoboot-Nachtangriff am 15. August ein Torpedoboot stark beschädigt worden ist, sonst ist, weder bei Tage noch während der gefährlichen Nachtmanöver, ein einziger Zusammenstoß zwischen Schiffen oder Booten vorgekommen, obwohl vierzig bis fünfzig Schiffe beisammen waren, ebensowenig an den Maschinen und Kesseln irgendwelche Betriebsstörung, ungeachtet großer Dauerfahrt, schwerer Stürme und des täglichen Wechsels der Geschwindigkeiten von langsam auf äußerste Kraft. Die Schulung der großen Torpedoboote in allem, was Manövrieren und Seetüchtigkeit anbelangt, war überraschend, der gesamte Schiffsdienst der Flotte und die Ausbildung der Mannschaften nur dem einen Ziele zugewandt, die Flotte kriegsbrauchbar und jederzeit kampfbereit zu machen. In jeder Hinsicht war eine wesentliche Vervollkommnung wahrzunehmen. Das Vorhandensein so wesentlich vervollkommneter Schiffe wie die der Kaiser- und der Wittelsbachklasse hat zu diesem Ergebnis auch nicht wenig beigetragen, ebenso sind die Erfahrungen der chinesischen Expedition der Flotte von hohem Nutzen gewesen. In allen Konflikten hat sich die Marine dort als ein dem Heere ebenbürtiges Kampfmittel bewährt. Ein hochintelligentes, pflichtbewußtes, heldenmütiges Offizierkorps, eine wackere hingebungsvolle Mannschaft, über allen eine weitschauende, fürsorgende und umsichtige organisatorische Kraft ersten Ranges, um die jede andre Seemacht uns beneiden darf — so wächst unsre Flotte ehrenvoll in die großen Geschicke des Vaterlandes hinein, bereit, ihm in Krieg und Frieden eine sichere Stütze seiner Größe und seiner Blüte zu sein.

Einstmals eins der Jugendideale der deutschen Einheitsbewegung ist die deutsche Flotte unserm Volke ein lieber und werter Gedanke gewesen, so lange sie noch dem Reich der Träume, einer schier unerreichbaren Wirklichkeit angehörte wie der Einheitsgedanke selbst, dem sie gleichbedeutend war. Aus dem Morgenrot ist der Tag geworden, aus dem Ideal greifbare Wirklichkeit. Auch die Flotte ist zu einer Wirklichkeit geworden, aus dem Kinde wurde ein Jüngling, aus dem Jüngling ein Mann, den schon der Ruhmeskranz ziert. Der ideale Schimmer jedoch, der einst ihre Wiege umwoben hat, ist an der heranwachsenden Flotte haften geblieben, ein Abglanz der teuersten Hoffnungen, die sich einst an ihren Namen knüpften, Hoffnungen, die dann eine große eherne Zeit ihrer

Erfüllung entgegengeführt hat. Aber auch auf dem Wege zur Höhe ihrer Entwicklung wird die deutsche Flotte niemals aufhören, den Idealen des deutschen Volkes beigezählt zu werden, das an ihr hängen wird mit all der Liebe, die es der stolzen Erfüllung eines schönen Jugendtraums zuzuwenden berechtigt ist. Die Flotte ist es, von deren Masten die Flagge als ein Wahrzeichen nationaler Blüte und Größe winkt, die Flotte, die dem Deutschen auch in den fernsten Ländern den festen Händedruck der Heimat und die Bürgschaft bringt: Du hast ein Vaterland! H. J.



Die ungarische Verfassungskrise

Von Julius Patzelt in Wien



Das ungarische Abgeordnetenhaus ist beinahe seit einem Jahre arbeitsunfähig. Trotz einer scheinbar riesigen Mehrheit hat die Opposition schon drei Ministerien gestürzt, aus dem Kampf um die Erhöhung des Rekrutenkontingents entwickelte sich ein heftiger Streit um die gemeinsame Armee und zugleich eine Verfassungskrise, die den Rahmen der seit 1867 geltenden dualistischen Organisation der Monarchie zu sprengen droht. Für das Ausland vielleicht überraschend, sind diese Zustände tatsächlich doch in der innerpolitischen Entwicklung Ungarns seit dem Jahre 1867 begründet.

Nach dem Jahre 1848 waren bekanntlich die Krone und die magyarische Nation darüber in Streit geraten, ob die Verfassung von 1848 für Ungarn noch zu Recht bestehe oder nicht. Die Krone verneinte diese Frage, während die Nation an der Kontinuität dieser Verfassung festhielt. Im Jahre 1867 kam endlich auf folgender Grundlage ein Vergleich zustande: Die Krone erkannte die staatsrechtliche Selbständigkeit Ungarns an und genehmigte die Einführung eines verantwortlichen Ministeriums, wogegen die magyarische Nation die Notwendigkeit anerkannte, eine Reihe die Gesamtmonarchie betreffender Angelegenheiten (äußere Politik, Heerwesen und gemeinsame Finanzen) im Einverständnis mit Österreich zu behandeln, und das Majestätsrecht auf die Führung, das Kommando und die innere Organisation der gemeinsamen Armee nicht mehr anzweifelte (Paragraph 11 des ungarischen Ausgleichsgesetzes). Die liberalen und die konservativen Gruppen des ungarischen Reichstags hatten diesen Ausgleich rückhaltlos anerkannt, nur die äußerste Linke verwarf ihn, indem sie die bedingungslose Wiederherstellung der Verfassung von 1848 forderte. Gewiß war damals die Mehrheit der „Nation“ auf der Seite der Anhänger des „Ausgleichs,“ und er schien für alle Zeiten gesichert zu sein, als Mitte der siebziger Jahre die große Krise in der seit 1867 in Ungarn herrschenden liberalen Partei durch den Eintritt eines Teils der staatsrechtlichen Opposition unter Koloman Tiszas Führung in die Regierungspartei beendet wurde. Jedoch Tisza selbst war im Herzen kein grundsätzlicher und aufrichtiger Anhänger der Gesetzgebung von 1867 geworden. Indem er

deutlich aussprach, daß Ungarn an ihr solange unverbrüchlich festhalten werde, als es den Interessen des ungarischen Staates entspreche, hatte er die 1867 geschaffne staatsrechtliche Grundlage als etwas veränderliches hingestellt, und wenn ihm auch die ihm klare Notwendigkeit, daß das Magyarentum Hand in Hand mit der Krone gehn müsse, wenn es seine Herrschaft über die nichtmagyarische Mehrheit der Bevölkerung des Landes sichern wolle, einen Bruch mit der Gesetzgebung von 1867 nicht als wünschenswert erscheinen ließ, so verrieten die ungarischen Regierungskreise seitdem doch jederzeit das Bestreben, sie allmählich mit Elementen der Verfassung von 1848 zu durchsetzen. Diese beschränkende Treue Tiszas gegen den Ausgleich wurde dadurch belohnt, daß die Krone ihm in der Durchführung seines innerpolitischen Programms völlig freie Hand ließ. Er selbst hatte es mit den wenigen Worten skizziert: Die nichtmagyarischen Volksstämme müssen als nationale Eigenarten vernichtet werden.

An sich war die Politik Koloman Tiszas durchaus klar und folgerichtig: erst mußte unter Duldung der Krone durch Aufsaugung und Vernichtung der nichtmagyarischen Nationalitäten der magyarische Nationalstaat geschaffen und erst dann mit der Krone im Sinne der Verfassung von 1848 abgerechnet werden. Aber Tisza hatte die organisatorische Kraft des Magyarentums überschätzt. Er selbst ging zwar festen Schrittes seinen Weg. Mit derselben Brutalität, mit der er den Siebenbürger Sachsen ihre verbrieften Rechte nahm, die Rumänen unterdrückte, Serben und Kroaten verhetzte und Slowaken und Ruthenen in einem erbarmungswürdigen Kulturzustand erhielt, suchte er auch die staatsrechtliche Opposition, die sich als Unabhängigkeitspartei konstituiert hatte, als zurzeit schädlich und seine weitsichtigen Pläne störend niederzuzwingen. Das gelang ihm jedoch nicht. Gerade weil die magyarische Öffentlichkeit Tisza als keinen aufrichtigen Anhänger des Ausgleichs kannte, gewann die Unabhängigkeitspartei immer mehr an Boden, indem sie, von der Teilnahme an der Regierung beharrlich ausgeschlossen, Tiszas vorsichtige, aber folgerichtige Politik als eine Nachgiebigkeit gegenüber der „Wiener Camarilla" agitatorisch gegen die Regierungspartei verwertete. Diese fühlte mit der Zeit auch, daß man die Opposition irgendwie beschäftigen müsse, um sie von ihrer unzeitgemäßen staatsrechtlichen Agitation abzulenken. In der kirchenpolitischen Reform, die von den zumeist extrem liberalen Elementen der Unabhängigkeitspartei gefordert wurde, glaubte man, das geeignete Mittel hierfür gefunden zu haben; die beabsichtigte Wirkung blieb jedoch aus, die Unabhängigkeitspartei acceptierte das Dargebotne, ohne doch nur einen Augenblick ihr staatsrechtliches Ziel: die Wiederherstellung der Verfassung von 1848, aus dem Auge zu lassen. Mitten zwischen der Regierungspartei und der Unabhängigkeitspartei trat nun eine der merkwürdigsten Persönlichkeiten Ungarns immer mehr in den Vordergrund: Graf Albert Apponyi.

Einer katholisch-konservativen Familie entsprossen, in der korrupten, modernen magyarischen Gesellschaft eine seltene Erscheinung moralischer Reinheit, ein feingebildeter Geist, der mit einem grüblerischen Gemüt unbezähmbaren Ehrgeiz verbindet, mußte Graf Apponyi im politischen Leben zu einem

Theoretiker werden. Es wäre schwer zu sagen, was Graf Apponyi wollte, als er seinerzeit die gemäßigte Opposition um sich scharte. Jahrelang ein beredter Anwalt der Reinigung des öffentlichen Lebens in Ungarn von allen unlautern Elementen, kam er damit — wegen der landesüblichen Verhältnisse, unter denen der magyarische Kleinadel die Politik als Geschäft zu betrachten gelernt hatte — auf keinen grünen Zweig. Schon damals aber begann Graf Apponyi, die steigende Hinneigung des Magyarentums zu der Verfassung von 1848 erkennend, sich immer mehr der staatsrechtlichen Auffassung der Unabhängigkeitspartei zu nähern. Allerdings war er weit davon entfernt, ihre Taktik zu billigen, er wollte keinen Bruch mit der Verfassung. Nach der Theorie, die er sich zurechtgelegt hatte, enthielt sie schon alle Elemente eines selbständigen Ungarns mit der dekorativen Spitze eines kraft- und machtlosen Königtums; und es bedurfte nach seiner Ansicht nur einer nachdrücklichen Politik der regierenden Partei, daß sich diese Keime entwickelten.

Der Unterschied zwischen dem Praktiker Koloman Tisza und dem Theoretiker Apponyi bestand also darin, daß Tisza erst nach völliger Unterdrückung der nichtmagyarischen Bevölkerung an die Auseinandersetzung mit der Krone gehn wollte, während Apponyi vor allem die Erweiterung der Rechte der „Nation" gegenüber der Krone festzustellen suchte, und zwar zunächst in der Armeefrage, denn — so hatte einst der Abgeordnete Eötvös von der Unabhängigkeitspartei erklärt: „Wenn wir einmal ein schlagfertiges nationales Heer haben, dann wird auch das Einvernehmen zwischen der Nation und der Armee hergestellt sein."

Zunächst fand Graf Apponyi allerdings noch in einem Schüler Tiszas, dem ehemaligen „Pascha von Bistritz" Baron Desider Banffy, ein Hindernis auf seinem Wege. Politisch weit weniger bedeutend als Tisza, aber noch im Besitze seiner vollen körperlichen Kraft und von verblüffender Rücksichtslosigkeit, die bald zu roher Brutalität ausartete, ging Banffy, als er im Jahre 1894 zur Führung der Geschäfte berufen worden war, unverweilt daran, Ungarn im Geiste Tiszas zu verwalten — regieren kann man nicht sagen — und jedes sich ihm auf diesem Wege entgegenstellende Hindernis niederzuwerfen. Er wurde nicht nur für die Nichtmagyaren ein Tyrann, sondern auch für die magyarische Opposition. Die Gewaltherrschaft muß in einem konstitutionellen Staate natürlich zur Wahlfälschung im größten Stil führen. Auch in dem Ungarn vor Banffy war das nichts ungewohntes. Auch damals hatte die von magyarischen Händen geleitete Verwaltung auf Grund eines künstlichen Wahlmodus die Wahlen in weit mehr als hundert Bezirken gefälscht und dadurch die Nichtmagyaren vom ungarischen Abgeordnetenhause ausgeschlossen; auch Koloman Tisza hatte einmal, als sich eine antisemitische Bewegung zu zeigen begann, die Wähler einfach durch Pulver und Blei zur Raison bringen lassen; unter Banffy wurden jedoch diese Gewalttaten bis aufs äußerste gesteigert, und sein Sturz war in der Hauptsache die Folge seiner Wahlpraktiken vom Jahre 1896. Soweit nichtmagyarische Bezirke in Betracht kamen, hätte die Opposition, den Grafen Apponyi miteingeschlossen, nicht den leisesten Protest gegen die Banffysche Wahlpolitik erhoben, aber er hatte auch die

Opposition, die sich fast ausschließlich aus magyarischen Bezirken rekrutierte, zu zertrümmern versucht. Dadurch zur Raserei getrieben, begann sie zu obstruieren, und Banffy fiel, nachdem Herr von Szell, zur Kabinettsbildung berufen, den parlamentarischen Frieden dadurch wiederhergestellt hatte, daß er der Unabhängigkeitspartei und der unter der Führung des Grafen Apponyi stehenden Nationalpartei gesetzliche Maßnahmen zur Sicherung der Wahlfreiheit gewährleistete. Um sich aber gegen Überraschungen durch die Tisza-Banffysche Fraktion innerhalb der Regierungspartei zu schützen, nahm er zugleich die Apponyische Nationalpartei in die Regierungspartei auf. Dieses Szellsche „Paktum“ schuf zwar eine äußerlich imposante Majorität, wurde jedoch auch der unmittelbare Ausgangspunkt der gegenwärtigen Verfassungskrise.

Das Endziel Tiszas und Banffys auf der einen, und das Apponyis und der Unabhängigkeitspartei auf der andern Seite stimmen überein: die Wiederherstellung der Verfassung von 1848. Wäre Banffy am Ruder geblieben, dann wäre der Ausbruch der Verfassungskrise noch um Jahre hinausgeschoben worden, durch seinen Sturz, durch die Vereinigung der Nationalpartei mit der Regierungspartei und durch die die Wahlfreiheit sichernden Gesetze mußte ihr Ausbruch beschleunigt werden, denn nur Wahlfälschungen konnten es verhindern, daß sich die revolutionäre Entwicklung im Schoße des Magyarentums nicht vorzeitig in der Zusammensetzung des ungarischen Abgeordnetenhauses zeigte.

Nach den Banffyschen Wahlen (1896) hatten, abgesehen von den Abgeordneten für Kroatien, die liberale Regierungspartei 290, der kossuthistische Flügel der Unabhängigkeitspartei an 50, die Ugronsche Fraktion derselben Partei nur 7, die Nationalpartei 33 und die katholische Volkspartei 23 Mann. Nach der Bildung des Kabinetts Szell und vor den Wahlen von 1901 hatte die Regierungspartei infolge der Vereinigung mit den Leuten Apponyis über 320 Mann, also mehr als drei Viertel des ganzen Hauses. Jeder unbefangne Kenner der ungarischen Verhältnisse konnte schon damals voraussagen, daß die mittlerweile geschaffnen Gesetze zum Schutze der Wahlfreiheit bei den nächsten Wahlen eine außerordentliche Stärkung der staatsrechtlichen Opposition bewirken würden. Und so geschah es auch. Nach den Wahlen von 1901 hatte die Kossuthpartei 78 (+ 28), die Ugronpartei 10 (+ 3), die Volkspartei 21 (— 2) und die Regierungspartei 283 (— 35) Mann, während zugleich 11 unabhängige Sachsen, 5 Slawen und ein Rumäne den Reichstag betraten. Die dadurch hervorgerufne Veränderung in der Zusammensetzung des Hauses wird aber aus diesen Zahlen insofern nicht ganz klar, als der Gesamtverlust der Regierungspartei wohl 40, der Verlust der alten, vor der Vereinigung mit der Apponyipartei 290 Mann starken liberalen Partei 71 Mandate betrug, die mit Ausnahme der 17 an die Nichtmagyaren gefallnen Mandate an die Apponyigruppe und an die Unabhängigkeitspartei, also an die verhüllte und offne staatsrechtliche Opposition abgegeben wurden. Geht schon daraus hervor, daß sich das Magyarentum in revolutionärer Richtung entwickelt, so wird dies noch auffälliger, wenn man die Aufteilung der Mandate betrachtet.

Vergleicht man die Wahlkarte mit der Nationalitätenkarte Ungarns

(Kroatien ausgenommen, dessen Abgeordnete von dem kroatischen Landtag in das ungarische Abgeordnetenhaus entsandt werden), so ergibt sich, daß von den 413 Mandaten 396 in magyarischen Händen sind, obgleich auch nach der bestehenden künstlichen Wahlbezirkseinteilung nicht weniger als 140 Wahlbezirke durchaus oder zum allergrößten Teil von Nichtmagyaren besetzt sind (58 rumänisch, 30 deutsch, 34 slowakisch, 9 ruthenisch und 9 südslawisch). Von diesen 140 Wahlbezirken werden jedoch nur 17 von Deutschen, Slawen und Rumänen vertreten, während 123 in magyarischen Händen sind, und zwar zu mehr als drei Vierteln in den Händen der Regierungspartei, oder noch genauer gesagt in den Händen der alten liberalen (Tisza-Banffy) Partei, die sich mithin fast zur Hälfte nur noch aus magyarischen Wahlbezirken rekrutiert, während die Mehrheit dieser magyarischen Bezirke schon jetzt Männer der staatsrechtlichen Opposition, sei es von der Farbe Kossuths, Apponyis oder Ugrons, in das ungarische Abgeordnetenhaus schickt. Erwägt man aber, daß auch bei den Szellschen Wahlen, also unter einem damals staatsrechtlich nicht oppositionellen Ministerium, von einer Wahlfreiheit in den nichtmagyarischen Bezirken nur in vereinzelten Fällen die Rede sein konnte, mithin dort Regierungskandidaten einfach oktroyiert wurden, und die Verwaltung auch in den magyarischen Wahlbezirken die Regierungskandidaten begünstigte, so kann man sich ungefähr einen Begriff davon machen, wie das ungarische Abgeordnetenhaus aussehen würde, wenn Apponyi an die Regierung käme: alle mit Hilfe der Regierung gewählten Abgeordneten würden aus Furcht vor Neuwahlen sofort von der alten liberalen Partei abfallen und in das Lager Apponyis übertreten.

Diese Sachlage muß man sich vor Augen halten, daß man begreift, wie die einst so mächtige altliberale Partei im ungarischen Abgeordnetenhause im Lauf der letzten Jahre zermürbt worden ist. Weil ihr Bestehn von jeher zum großen Teil auf der Fälschung der Wahlen beruhte, mußte das Gesetz über die Reinheit der Wahlen ihren Bestand insofern erschüttern, als in den magyarischen Bezirken der staatsrechtlich oppositionelle, revolutionäre Geist des Magyarentums immer stärker zum Ausdruck kam. Die weitere Folge davon war, daß die altliberale Partei in ihren politischen Grundsätzen wankend wurde und das Bestreben verriet, zur Sicherung ihrer Mandate mit der staatsrechtlichen Opposition an Radikalismus zu konkurrieren. Daraus erklärt es sich, daß die altliberale Partei beinahe ein Jahr lang im ungarischen Abgeordnetenhause die Obstruktion und einen diese offen begünstigenden Präsidenten ertrug und in voller Auflösung ist, weil ihre Mehrheit, um sich nicht den Wind der Volksgunst aus den Segeln nehmen zu lassen, ebenso wie die staatsrechtliche Opposition den klaren Inhalt der Gesetzgebung von 1867 zu leugnen begann. Der Sturz Banffys und seiner Verwaltungsart, die Vereinigung der Apponyipartei mit der liberalen Partei, das Gesetz über die Freiheit der Wahlen und endlich der Ausfall der Wahlen von 1901 selbst haben also den Ausbruch der wahrscheinlich über die Zukunft der Monarchie entscheidenden Verfassungskrise bewirkt. Ob Graf Apponyi bei seinem Eintritt in die Regierungspartei Herrn von Szell Bedingungen staatsrechtlicher Natur gestellt hat oder nicht,

ist ohne Belang; jedenfalls hat Graf Apponyi nicht gesäumt, der Unabhängigkeitspartei — wie er sich selbst einmal ausgedrückt hat — innerhalb der Regierungspartei bessere Dienste zu leisten, als es ihm außerhalb von ihr möglich gewesen war. Ein Anlaß hierzu fand sich bald.

Der damalige Ministerpräsident Herr von Szell, kein Mann der Tat, wohl aber ein Mann fein ausgeklügelter Kompromisse, glaubte durch die Heranziehung Apponyis die Regierungsmehrheit von neuem konsolidiert zu haben, und so war es ausschließlich seine Sorge, durch die zarteste, liebevollste Behandlung der Anhänger Apponyis diese an die Majorität zu fesseln und durch persönliche Beziehungen zu einer Schar von nicht immer einwandfreien Zeitungsreportern — auch für die Popularisierung seines großen Versöhnungswerkes zu sorgen. Auch die Opposition ließ er nicht unberücksichtigt. Allerdings dachte er nicht daran, ihr, die durch eine fünfunddreißigjährige Herrschaft der liberalen Partei ausgehungert war, irgend einen Knochen hinzuwerfen und sie dadurch von ihren staatsrechtlichen Bestrebungen abzulenken, aber er bereitete mit ihr alle Aktionen der Regierung vor und steigerte dadurch ihr Selbstbewußtsein, während er sich zugleich durch seine Haltung gegenüber den Apponyianern, der Presse und der Unabhängigkeitspartei die eigne altliberale Partei entfremdete, die sich von den Ansichten des Ministerpräsidenten immer später und immer mangelhafter unterrichtet fand als alle Welt. Die altliberale Partei, der Zahl nach immer noch weitaus die stärkste Gruppe im ungarischen Abgeordnetenhause, wurde dadurch nicht nur tief verstimmt, sondern überdies in ihrem Zusammenhang gelockert, als an die Regierung Aufgaben herantraten, deren Erledigung gerade eine straffe Zusammenfassung der Regierungspartei zur Voraussetzung hatten. Das Rekrutenkontingent (die Zahl der jährlich auszuhebenden Mannschaft) sollte erhöht werden. Mit einer geradezu namenlosen Ungeschicklichkeit — Herr von Szell hatte dagegen nichts einzuwenden — hatte die Kriegsverwaltung es zunächst versucht, die Erhöhung durch stärkere Heranziehung der Ersatzreservisten zu bewirken. Eine Erklärung dieses Vorgehens kann nur in der Überzeugung der leitenden Wiener Kreise gesucht werden, daß die Erhöhung des Rekrutenkontingents von den Magyaren zu neuen Erpressungen werde benutzt werden. Man hatte nicht den Mut, diesen die Stirn zu bieten und die Erhöhung in der Form der Erneuerung des Wehrgesetzes auf zehn Jahre, wie das früher üblich war, zu verlangen, sondern beschied sich damit, auf einem Umwege die Vermehrung für ein Jahr zu erlangen. In Pest, wo die staatsrechtliche Opposition nur auf einen Anlaß wartete, die Armee als das Rückgrat des Ausgleichs anzugreifen, beeilte man sich, aus diesem Fehler Nutzen zu ziehn. Man lief Sturm, die Vorlage mußte zurückgezogen werden, und seit dieser Zeit blieb die Armeefrage im ungarischen Abgeordnetenhause auf der Tagesordnung. Ein an sich unbedeutender Anlaß ließ schon damals einen deutlichen Überblick über die staatsrechtliche Gruppierung der Parteien und den Grafen Apponyi als den geistigen Leiter der Bewegung erkennen. Der der Unabhängigkeitspartei angehörende Abgeordnete Nessi, ein junger Advokat, der den politischen Radikalismus als den besten Weg zu einem einträglichen Kundenkreis betrachtet,

hatte bei der Enthüllung des Matthiasdenkmals in Klausenburg Demonstrationen gegen das ausgerückte Militär geleitet, als dessen Musik beim Erscheinen des Erzherzogs Joseph die reglementmäßig vorgeschriebne Ehrenbezeugung leistete, nämlich die Haydnsche Volkshymne spielte. Da Nessi auch die Offiziercharge hatte, leitete das militärische Ehrengericht gegen ihn die Untersuchung ein. Nessi dagegen beeilte sich, den Fall vor das Abgeordnetenhaus zu bringen und über Verletzung seiner Immunität zu klagen. Seine Parteigenossen verlangten in formeller Beziehung, daß ohne Zustimmung des Hauses die Untersuchung des militärischen Ehrengerichts nicht weitergeführt werden dürfe. Da beging nun die Regierung den verhängnisvollen Fehler, „um des lieben Friedens willen" in dieser scheinbar formellen Frage nachzugeben. Das Bestreben des Ministerpräsidenten von Szell, sich bei dieser Gelegenheit des Landwehrministers Freiherrn von Fejervary, auf dessen Einfluß bei Hof er eifersüchtig war, zu entledigen, mag dabei mitgespielt haben. Auf jeden Fall hatte diese Nachgiebigkeit der staatsrechtlichen Opposition Terrain gegeben; Freiherr von Fejervary erklärte zwar unmittelbar darauf mit anerkennenswertem Mut im Abgeordnetenhause, daß laut Paragraph 11 des ungarischen Ausgleichsgesetzes die Führung der Armee und die Aufrechterhaltung der Disziplin im Heere zu den Majestätsrechten gehörten, und daß sich das Abgeordnetenhaus zu einem Konvent umwandeln würde, wenn es diese Rechte für sich in Anspruch nähme — aber Graf Apponyi schloß den Zwischenfall mit der hinterhältigen Erklärung, daß er den Äußerungen des Ministers nicht entnehmen könne, daß sich die militärischen Behörden den Beschlüssen des Abgeordnetenhauses nicht unbedingt zu fügen hätten. In Wien konnte man sich nicht dazu entschließen, auf eine sofortige Korrektur dieser verfassungswidrigen Äußerungen des Präsidenten des ungarischen Abgeordnetenhauses zu dringen, und auch Herr von Szell hatte nicht den Mut dazu. Dem Grafen Apponyi entgegentreten hieße ja das Werk zerstören, auf das Herr von Szell am stolzesten war: die Vereinigung der liberalen Partei mit der Apponyigruppe. Graf Apponyi und mit ihm die gesamte staatsrechtliche Opposition gewannen infolge dieses Versäumnisses eine feste Grundlage zu dem Angriff auf den Paragraphen 11 des ungarischen Ausgleichsgesetzes, das heißt, sie hatten ihn in einem konkreten Falle schon in sein Gegenteil verkehrt.

Graf Apponyi hatte schon im Januar d. J. seine militärischen Forderungen folgendermaßen formuliert: Alle ungarländischen Offiziere sind in die ungarischen Regimenter zurückzuversetzen, die „nationale" Embleme und Fahnen zu erhalten haben, in denen die staatsrechtliche Selbständigkeit Ungarns ihren Ausdruck findet; alle nicht ungarländischen Offiziere in den ungarischen Regimentern seien zu verpflichten, innerhalb eines gewissen Zeitraums die ungarische Staatsbürgerschaft zu erwerben, und endlich sei in den ungarischen Regimentern die magyarische Kommandosprache einzuführen. — Daß diese Forderungen insgesamt sofort verwirklicht werden sollen, darauf legte Graf Apponyi kein Gewicht, die Hauptsache war ihm, daß die Krone ihre grundsätzliche Berechtigung anerkenne, das heißt einer Auslegung des Paragraphen 11 des ungarischen Ausgleichsgesetzes in dem Sinne zustimme, daß die dort aufgezählten Majestäts-

rechte nur auf verfassungsmäßigem Wege, das heißt unter Mitwirkung verantwortlicher ungarischer Minister ausgeübt werden können. Dieser vielberufne Paragraph 11 hat folgenden Wortlaut: „Infolge der verfassungsmäßigen Herrscherrechte Seiner Majestät in betreff des Kriegswesens wird alles dasjenige, was auf die einheitliche Leitung, Führung und innere Organisation der Armee und somit auch des ungarischen Heeres als eines ergänzenden Teils der gesamten Armee Bezug hat, als der Verfügung Seiner Majestät zustehend erkannt.“ — Der Sinn dieser Bestimmung ist: über alles, was die einheitliche Leitung, Führung und innere Organisation der Armee betrifft, hat der Monarch allein zu bestimmen. Dieser Sinn wird noch klarer dadurch, daß in den folgenden Paragraphen im Gegensatz zu den in Paragraph 11 aufgezählten Majestätsrechten alle die Armeeangelegenheiten aufgezählt werden, deren Ordnung dem Zusammenwirken der Parlamente und der Krone überlassen bleibt.

Graf Apponyi will nun aus den in Betracht kommenden absoluten Majestätsrechten verfassungsmäßige in dem Sinne machen, daß sie nur durch verantwortliche Minister ausgeübt werden dürfen, die nach magyarischer Auffassung wiederum nichts andres sein dürfen, als Beauftragte der jeweiligen Parlamentsmehrheit. Der Verfassungskonflikt in Ungarn spitzte sich also in einen Streit des Parlaments mit der Krone um die Oberhoheit über die ungarischen Regimenter zu, zumal da ein großer Teil der Regierungspartei der Auffassung Apponyis zuneigte. Herrn von Szells Plan, die Obstruktion durch „passive Resistenz“ zu brechen, war darum von vornherein aussichtslos. Stand er wirklich, wie er behauptete, und wie man ihm glauben darf, auf der Seite der Krone, dann konnte er nur dadurch ihr Recht und seine Anschauung zur Geltung bringen, daß er die wirklich verfassungstreuen Elemente um sich sammelte und sie gegen die Opposition führte. Wenigstens hätte das eine klare Situation geschaffen und verhindert, daß die Krone in den Sommermonaten Konzessionen auf Konzessionen in der Armeefrage machte, wofür sie nur Niederlage auf Niederlage erleiden mußte. Embleme und Fahnen für die ungarischen Regimenter, die Zurückversetzung der ungarischen Offiziere, eine Vorzugsstellung der magyarischen Sprache in dem neuen Militärstrafprozeß, die Vermehrung der Stiftplätze an den Militärbildungsanstalten und endlich die Einführung der magyarischen Unterrichtssprache in einer Anzahl von Gegenständen an diesen Anstalten war zugestanden worden, ohne daß damit ein Erfolg erreicht worden wäre; im Gegenteil, die Opposition war dadurch nur ermutigt worden, denn sie obstruierte nunmehr nicht nur die Erhöhung des Rekrutenkontingents, sondern auch das alte Kontingent.

Da erschien plötzlich der Armeebefehl von Chlopy, worin der Kaiser erklärte, daß er die Gemeinsamkeit und Einheitlichkeit der Armee aufrechterhalten und von seinen durch die Verfassung verbrieften Rechten über die Armee nichts opfern werde. In Pest war man konsterniert; seit 35 Jahren hatte man eine solche feste Sprache vom Kaiser nicht vernommen, man zerbrach sich den Kopf darüber, wer der „schlechte“ Ratgeber des Kaisers bei diesem Akt gewesen sei, aber man fühlte um so deutlicher den Ernst der Lage, als in den Schlußsätzen

des Armeebefehls von Chlopy ein Appell an alle Volksstämme Ungarns herausklang. Ein halbes Jahr früher hätte eine Kundgebung wie diese wahrscheinlich die Obstruktion niedergeschlagen, weil sie den gemäßigten Elementen im ungarischen Abgeordnetenhause einen Rückhalt gegeben hätte, aber auch noch im September hätte sie die Entwirrung befördert, wenn man in Wien fest geblieben wäre. Es ist anzunehmen, daß man sich in Wien, als der Armeebefehl vorbereitet wurde, nicht klar darüber war, was zu geschehen habe, wenn er nicht sofort die niederschlagende Wirkung ausüben sollte; anders kann man es sich wenigstens nicht erklären, daß der mittlerweile in Wien erschienene ungarische Ministerpräsident Graf Khuen mit einem Reskript nach Pest zurückfuhr, das gewissermaßen die Sprache des Chlopyer Armeebefehls vor der „Nation“ entschuldigte. Das war eine sich wahrscheinlich aus der Unsicherheit über die weiter zu ergreifenden Maßnahmen ergebende Inkonsequenz, die zur Folge hatte, daß der Chlopyer Armeebefehl zwar nicht zum Gegenstand der parlamentarischen Kritik gemacht wurde, aber nur auf Grund eines Beschlusses der Regierungspartei, worin ausdrücklich die Apponyische Auffassung über den Paragraphen 11 des Ausgleichsgesetzes ausgedrückt war. Damit war der Armeebefehl wirkungslos gemacht, die Dinge standen genau auf demselben Punkte wie vor seiner Erlassung, ja sie standen noch schlechter durch den Sturz des neuerdings zur Kabinettbildung berufnen Grafen Khuen: die Auflösung der alten liberalen Partei war vollendet, Graf Julius Andrassy und Graf Stephan Tisza geboten zwar noch über ihre persönlichen Anhänger, eine politische Organisation hatte innerhalb der Regierungspartei aber nur noch die Gruppe Apponyis, der es deshalb gelang, allmählich die ganze Regierungspartei samt den persönlichen Gegnern Apponyis in den Bannkreis ihrer staatsrechtlichen Anschauungen zu ziehen. Hatte die Regierungspartei bisher die Obstruktion der Opposition geduldet, so begann sie jetzt selbst zu obstruieren, und zwar gegen die Krone, indem sie die Bildung eines verantwortlichen Ministeriums verweigerte, wenn nicht der Kaiser zuvor grundsätzlich auf seine in Paragraph 11 des ungarischen Ausgleichsgesetzes verbrieften Majestätsrechte verzichtete.

Nach der Lage der Dinge bieten sich der Krone zwei Möglichkeiten: entweder sie setzt den Kampf um ihre Rechte und um die Einheit der Armee fort, oder sie kapituliert und beruft ein Kabinett, dem sie als Patengeschenk die Oberhoheit über die ungarischen Regimenter in die Wiege legt. Damit würde der Friede in Ungarn vorläufig allerdings wiederhergestellt, jedoch auch die Verfassung von 1867 preisgegeben sein, und zwar nicht nur für ihre Reservatrechte der Armee gegenüber, sondern auch für jede Gemeinsamkeit der beiden Reichshälften, ausgenommen die der Dynastie. Denn wenn nicht Ungarn — das aus wirtschaftlichen Gründen die gänzliche Trennung von Österreich noch nicht wünschen kann —, so würde doch Österreich das Tischtuch zerschneiden, nachdem durch die Konzessionen wegen der Armee ohnehin das Rückgrat der Realunion zwischen beiden Reichshälften gebrochen wäre.

Wie es heißt, sei nun der Kaiser entschlossen, nicht nachzugeben, sondern dem Plane geneigt, die Kabinettsbildung einem „starken Mann“ anzuvertrauen,

dem die Aufgabe zufiele, die Reste der alten Tisza-Banffygruppe zusammenzufassen als den Kern einer gegebnenfalls durch Neuwahlen zu schaffenden Majorität. Ein ganz aussichtsloser Plan. Man scheint in Wien noch immer nicht zu erkennen, daß sich die dabei in Betracht kommende altliberale, vom Geiste Koloman Tiszas und Banffys erfüllte Fraktion in ihren Zielen nicht grundsätzlich von der staatsrechtlichen Opposition unterscheidet, sondern mit ihr nur nicht wegen der Reihenfolge der zum unabhängigen ungarischen Nationalstaat führenden Stationen übereinstimmt. Die Reorganisation der altliberalen Partei und ihr Sieg über die Obstruktion würde augenblicklich die Verfassungskrise zwar beseitigen und für ein paar Jahre Ruhe schaffen, schließlich aber doch wieder zur Aufrollung der Verfassungsfrage führen. Aber es ist auch wenig wahrscheinlich, daß es dem Sohne Koloman Tiszas, dem Grafen Stephan Tisza, gelingen sollte, aus dem Trümmerhaufen der altliberalen Partei eine leistungsfähige Majorität zu formieren oder sie durch Neuwahlen zu schaffen. Schon bei den letzten Wahlen im Jahre 1901 ist die Regierungspartei in einigen nichtmagyarischen Bezirken, wo also allein die Stimmen der öffentlichen magyarischen Beamten den Ausschlag gaben, der Unabhängigkeitspartei unterlegen, ein deutlicher Beweis dafür, daß der ungarische Verwaltungsorganismus schon tief von der staatsrechtlichen Opposition durchsetzt ist. Seitdem haben sich in der Provinz wiederholt Beamte an die Spitze der Steuerverweigerer gestellt, sodaß man annehmen kann, daß Neuwahlen, auch von der kräftigen Hand Stephan Tiszas geleitet, eher eine Stärkung als eine Schwächung der Opposition ergeben würden. Aber auch noch ein andrer Umstand ist hierbei in Rechnung zu ziehen. Die zehn Millionen Nichtmagyaren, die in Ungarn leben, sind zweifellos der Dynastie ergeben, sie halten vom „Kaiser" mehr als vom „König" und haben oft ihre Treue mit ihrem Blute besiegelt. Unter den gegenwärtigen Verhältnissen würden sie aber nicht einen Finger rühren, in den Kampf der Krone mit der staatsrechtlichen Opposition einzugreifen, wenn nicht die Krone mit ihrer der brutalsten Unterdrückung der Nichtmagyaren freie Hand gebenden Politik bricht. Und kann man auch vernünftigerweise von ihnen verlangen, daß sie sich für die Krone exponieren, ohne irgend eine Gewähr dafür zu haben, daß sich die Krone auch ihrer annimmt? Weder unter den Rumänen und Sachsen und Schwaben, noch unter den Slowaken, Ruthenen und Südslawen Ungarns stößt man heute auch nur auf eine Spur einer irredentistischen Bewegung; wohl aber beschäftigt sie immer stärker der Gedanke, ob es nationalpolitisch nicht klüger sei, bei Wahlen die Unabhängigkeitspartei zu fördern, in der Annahme, daß dadurch die Lostrennung von Österreich und die Bildung eines selbständigen ungarischen Staats beschleunigt würden, der unter den gegebnen Verhältnissen kein starkes Gebilde sein könnte, und worin die nichtmagyarischen Nationalitäten um so eher zur Geltung gelangen könnten.

Wenn man also in Wien glaubt, daß die Nichtmagyaren in Ungarn im Fall von Neuwahlen entweder die ungarische Regierungspartei gegen die Opposition unterstützen oder sich mit aller Wucht für eigne nationale Kandidaten in den Wahlkampf stürzen werden, auch wenn ein außerparlamentarisches

Ministerium etwa unter einem General mit der Durchführung von Neuwahlen betraut würde, so ist man in einem verhängnisvollen Irrtum. Um die politische Kraft der Nichtmagyaren dem Staatszweck dienstbar zu machen, müßte man sie erst von den Fesseln befreien, in die die magyarische Verwaltung sie geschlagen hat. Kein Rumäne oder Slowak wird für einen kaisertreuen Kandidaten seines Stamms agitieren, wenn er weiß, daß er nach der Wahl der rohen Willkür der magyarischen Beamten preisgegeben ist, die Stimme der nichtmagyarischen Wählerschaft kann aber auch so lange gar nicht zur Geltung kommen, als die Bestimmungen des ungarischen Wahlgesetzes bestehn bleiben, die die — obgleich schon jetzt wahlberechtigten — Nichtmagyaren systematisch von der Ausübung ihres Wahlrechts ausschließen. In einem Land ohne entsprechende Kommunikationen ist zum Beispiel die Bestimmung, daß jeder Wahlbezirk nur einen Wahlort hat, von weittragender Bedeutung, die ganz jedoch nur dann erkannt wird, wenn man weiß, daß diese Wahlorte in den nichtmagyarischen Bezirken in der Regel kleine weltvergessene Nester sind und oft nicht im Zentrum, sondern an dem äußersten Ende des Bezirks liegen, jedoch einen Stab magyarischer Beamten beherbergen, der natürlich die Wahl beherrscht.

Neuwahlen allein, gleichviel unter welchem Ministerium, werden also die Lage nicht verbessern, sondern noch verschlechtern. Ein magyarischer Parlamentarier brächte es nicht über sich, die Nichtmagyaren zu Worte kommen zu lassen; aber auch wenn die Krone einen Vertrauensmann fände, der entschlossen wäre, in allen Bezirken die Freiheit der Wahl zu sichern, so würde die bestehende Wahlordnung ihn daran hindern. Es gibt in Wien politische Projektenmacher, die einflußreichen Kreisen einzureden suchen, daß man an die Spitze der ungarischen Regierung nur einen „starken Mann" zu stellen brauchte, um sofort die Nichtmagyaren für Neuwahlen mobil zu machen. Es sind das abenteuerliche Ratschläge, denen Gehör zu schenken einen unverbesserlichen Fehler begehen hieße, denn eine Niederlage der Krone bei Neuwahlen — und mit einer solchen muß man rechnen — ließe dem Wiener Hof nur noch die Wahl zwischen bedingungsloser Kapitulation oder Anwendung von Gewalt. Vor beiden kann man sich in Wien aber bewahren, wenn man von der magyarischen Nation an das Land appelliert, das heißt Neuwahlen auf Grund einer Wahlordnung ausschreibt, die auch die politische Meinung der Nichtmagyaren zum Ausdruck bringt. Ob hierfür schon die Vermehrung der Wahlorte genügte, oder ob auch eine entsprechende Abgrenzung der Wahlbezirke notwendig wäre, kann unerörtert bleiben. Ein Staatsstreich wäre es allerdings, aber in anderm Sinne, als es der war, den man 1849 mit so wenig Glück versucht hatte. Damals glaubte man eine nicht nur bei den Magyaren tief eingewurzelte Verfassung mit einem Federstrich beseitigen zu können, heute würde es sich aber im Gegenteil darum handeln, die bestehende Verfassung auf eine bessere und breitere Grundlage zu stellen, indem man die Ausübung des Wahlrechts erleichterte und gegebnenfalls auch erweiterte. Ein solcher Staatsstreich würde die nichtmagyarischen Volksstämme mobilisieren; sogar in den reinmagyarischen Wahlbezirken des Alföld wird auch die Forderung

nach Erweiterung des Wahlrechts schon jetzt so kräftig erhoben, daß an einen erfolgreichen Widerstand gegen einen solchen Staatsstreich, ja nicht einmal an eine Passivität der rein magyarischen Wahlbezirke gedacht werden kann. In dem Abgeordnetenhause, das aus solchen Wahlen hervorginge, würden die Magyaren wahrscheinlich in der Mehrheit sein, aber sich gegenüber sähen sie eine mannhafte Vertretung der nichtmagyarischen Volksstämme, und damit wäre die Kraft ihrer staatsrechtlichen Opposition gebrochen, die nur auf ihrer unumschränkten Herrschaft im ungarischen Parlament, also darauf beruht, daß sie gegenwärtig als die einzigen Repräsentanten des ungarischen Staats der Krone gegenüberstehn.

Vom Standpunkt der habsburgischen Dynastie aus betrachtet erscheint dieser Weg als der allein zum Ziel führende, denn jeder andre würde die Krone in eine ungünstige Position für den Endkampf bringen, der ihr nicht erspart bliebe. Ein paar Jahre Ruhe mögen ja unter den jetzigen Verhältnissen in Österreich viel bedeuten, aber nach einem Kompromisse in diesem Sinne suchen, heißt die Zukunft gefährden und wahrscheinlich auch verlieren.

Für das Ausland kommt allerdings eine andre Frage zunächst in Betracht, nämlich die, ob die Entfesselung der nichtmagyarischen Volksstämme nicht die Erhaltung des Friedens im Osten Europas gefährden möchte.

Die Alleinherrschaft des Magyarentums in Ungarn ist seit dreißig Jahren ein Gegenstand der politischen Berechnung, und besonders in Deutschland hat man sich daran gewöhnt, damit als einem Gegengewicht gegen slawische Einflüsse zu rechnen. Bei allen Sympathien und Antipathien, die man gegenüber den einzelnen Ungarn bewohnenden Volksstämmen empfindet, würde man sich vom Standpunkt einer nur mit Tatsachen rechnenden Politik mit der Herrschaft des Magyarentums in Ungarn und mit der allmählichen Umgestaltung des Landes in einen einheitlichen magyarischen Nationalstaat abfinden können, wenn das Magyarentum die Fähigkeit hätte, seine Bestrebungen zu verwirklichen und so die Aufgaben zu lösen, die ihm in den Augen derer gestellt sind, die es als ein Bollwerk gegen die Gefahr vom Osten betrachten. Ein unbefangner Vergleich der jetzigen Zustände in Ungarn mit denen vor dreißig Jahren zwingt jedoch dazu, diese Frage zu verneinen. Auch die brutalsten gesetzlichen und Verwaltungsmaßregeln haben die Bevölkerungsverhältnisse nicht zugunsten der Magyaren zu verschieben vermocht, den Magyaren aber den Haß aller Nichtmagyaren eingetragen und die Stellung der Monarchie in der orientalischen Frage äußerst ungünstig beeinflußt. Sogar die Juden, die sich doch politisch mit allen magyarischen Parteien vermengt haben, setzen, was die Sprache anlangt, ihren Freunden den härtesten Widerstand entgegen. Noch kürzlich war im Herzen der magyarischen Stammbezirke, in Balassa-Gyarmat, in der Synagoge eine förmliche Revolte ausgebrochen, die mit Waffengewalt unterdrückt werden mußte, als der Rabbiner, statt wie bis dahin im polnisch-jüdischen Jargon, in magyarischer Sprache predigen wollte. Daß aber die Nichtmagyaren, wie schon erwähnt worden ist, heute nicht mehr einer Trennung von Österreich und der vollen staatlichen Unabhängigkeit Ungarns widerstreben, weil sie damit rechnen, daß ein selbständiges

Ungarn unter der Alleinherrschaft des Magyarentums kein starkes, lebensfähiges Gebilde sein werde, beweist am besten, daß das Magyarentum unfähig ist, die Völker zwischen den Karpathen, der Save und den transsylvanischen Alpen mit sich zu einem einheitlichen politischen, geschweige denn nationalen Ganzen zu verschmelzen. Und spricht nicht die bedenkliche Torheit, mit der die Pester Parteien durch ihre revolutionären Ansprüche das Band zerreißen, das sie bisher mit der Dynastie verband, und das allein die Aufrechterhaltung ihrer Alleinherrschaft ermöglichte, für ihre politische Unfähigkeit? Die Errichtung eines selbständigen Ungarns müßte logischerweise entweder zur Befriedigung der nationalen Ansprüche der Nichtmagyaren und damit zur Depossedierung des Magyarentums oder — und das ist das Wahrscheinlichere — dazu führen, daß die dann zu erwartende Verschärfung der schon jetzt gewalttätigen Regierungsweise zunächst Rumänen, Serben und Kroaten zwingen würde, das Zentrum ihres nationalen Lebens außerhalb der Grenzen des Staats zu suchen. Die Errichtung eines selbständigen Ungarns würde aber auch aus der Grundlage der heutigen, die in der europäischen Politik vorhandnen Gegensätze paralysierenden, Gruppierung der Mächte den konservativsten Bestandteil, die österreichisch-ungarische Monarchie, herausbrechen und damit das politische Gleichgewicht in der Alten Welt zerstören. Die beiden Teilstaaten, die an die Stelle der Monarchie träten, wären zwei politisch und militärisch leistungsunfähige Gebilde, die sich nur widerwillig unter einem Herrscher zusammenhielten — der Abgeordnete Barabas hat ja bei der letzten Rakoczyfeier schon ausdrücklich erklärt: „Wir wollen einen Staat, dessen Bürger niemand anders als dem Gott der Magyaren gehorchen" —, kurz, das Gebiet der orientalischen Frage wäre um 676000 Quadratkilometer erweitert, es erstreckte sich vom Bosporus bis zum böhmischen Erzgebirge, vom Arlberg bis an die Donaumündungen, und man braucht keine reiche Phantasie dazu zu haben, daß man sich ausmalt, welche neuen, unversöhnlichen Interessengegensätze eine solche Entwicklung der Dinge herbeiführen würde. Wem eine solche Perspektive verlockend erscheint, der mag allerdings jeden Mißgriff, den man in Wien in der Behandlung der ungarischen Sache begeht, mit Befriedigung begrüßen, wer aber der Ansicht ist, daß die Erhaltung der österreichisch-ungarischen Monarchie als einer die friedliche Gestaltung der Dinge im Orient verbürgenden Macht notwendig ist, der kann nur wünschen, daß die Krise in Ungarn eine Lösung finde, die es der Dynastie ermöglicht, dieses polyglotte Reich und seine Völkerschaften mit fester Hand zu leiten und besonders in Ungarn durch die Heranziehung der Nichtmagyaren zum politischen Leben das Magyarentum aus den revolutionären Bahnen, die es seit 1848 nicht verlassen hat, zur positiven, staatserhaltenden Arbeit zurückzuführen.





Wesen und Wirkung der gesetzlichen Freiheitsentziehung

Ein Beitrag zur Gefängnispsychologie

(Fortsetzung)

4



Je länger die Untersuchungshaft andauert, um so unerträglicher wird sie natürlich, und um so verhängnisvoller werden ihre wirtschaftlichen und gesundheitlichen Folgen, die dann oft überhaupt nicht wieder gut zu machen sind. Die Möglichkeit einer wirklichen „Entschädigung" für unschuldig erlittene Untersuchungshaft ist ebenso ausgeschlossen, wie die der Entschädigung unschuldig Verurteilter. In welcher Weise eine lange Freiheitsentziehung auf den geistigen und seelischen Zustand des Gefangnen einwirkt, werden wir später bei Behandlung der Strafhaft noch sehen. Jetzt möchte ich nur mit ein paar kurzen Worten auf die Besonderheiten hinweisen, die in dieser Beziehung bei der Untersuchungshaft zutage treten. Hier geht mit einer gewissen Abstumpfung für manche Dinge eine immer wachsende, sich bisweilen zur völligen Verzweiflung steigernde Ungeduld Hand in Hand. Namentlich der Unschuldige verlangt immer stürmischer nach dem Tage der Hauptverhandlung, in der er den Tag seiner Befreiung sieht. Ich kann darin keine geeignete Vorbereitung für diese entscheidende Stunde, kein geeignetes Mittel zur wirklichen Erforschung der Wahrheit sehen. In seiner Weltabgeschiedenheit verzerrt sich ihm das Bild des Gegenstandes, um den es sich handelt; die Wirklichkeit tritt hinter seinen eignen Hirngespinsten ganz zurück. Was ihm bei etwaigen Vernehmungen aus den Aussagen andrer Zeugen vorgehalten wird, oder was er bei Gegenüberstellungen mit solchen erfährt, sind nur Bruchstücke, und auch wenn ihm nach Abschluß der Voruntersuchung die Anklageschrift zugestellt wird, gewinnt er häufig noch nicht das richtige Verständnis für die Bedeutung des gegen ihn vorliegenden Anklagematerials. Es geht ihm wie einer Fliege, die in die klebrigen Fäden eines Spinngewebes geraten ist; die vollständige Lähmung seiner Bewegungsfähigkeit verhindert ihn, seine Lage klar zu übersehen und die zu seiner Verteidigung zweckmäßigen Wege einzuschlagen. Nun erwäge man, daß dieser ganzen Schilderung normale, verhältnismäßig günstige Voraussetzungen zugrunde gelegt worden sind; man vergegenwärtige sich die mannigfachen Erschwerungen der Lage, die eintreten, wenn die Untersuchungshaft von Kranken, von geistig Unnormalen, von Frauen mit Säuglingen, von Sprachunkundigen usw. erlitten werden muß, wenn ein harter Winter, Überfüllung der Gefängnisse, rohe oder übermäßig strenge Beamte alle diese Leiden verschärfen. Mit dem so gewonnenen Bilde

vergleiche man dann den erwähnten Zweck der Untersuchungshaft. Sollte diese Fülle von Quälereien und Leiden unentbehrlich sein, das so einfache Ziel zu erreichen? Sollte der eingeschlagne Weg wirklich der Gerechtigkeit im höchsten Sinne des Wortes entsprechen? Oder gilt hier Geibels Wort:

Das ists, was mich am Freund zumeist verdrießt,
Daß er nach Spatzen mit Kartätschen schießt.

Bevor wir auf diese Fragen eine Antwort zu geben versuchen, müssen wir unser Bild noch vervollständigen, indem wir den schuldigen Untersuchungsgefangnen vor unsre kritische Lupe nehmen. Für ihn ist die Untersuchungshaft oft, wenigstens anfänglich, eine Art Erlösung. Sie ist eben die Lösung einer, je nach dem Temperament des Betreffenden, vielleicht fast bis zur Unerträglichkeit gestiegnen Spannung. Auch wenn der Täter keine Luftveränderung vorgenommen hat, lebt er seit seiner Tat mehr oder weniger in steter Angst vor Entdeckung. Er mag äußerlich noch so ruhig erscheinen, er mag es versuchen, durch eifrige Tätigkeit oder durch Zerstreuungen aller Art die Gedanken abzulenken, die Furcht vor Entdeckung begleitet ihn doch auf Schritt und Tritt, sie schlingt sich um jeden seiner Gedanken, sie mischt sich in jeden Becher der Freude, sie grinst ihn an aus der Reihe seiner Freunde, sie drängt sich zwischen ihn und das Herz seines Weibes, zwischen seine Lippen und die unschuldigen Stirnen seiner Kinder. Er mag noch so sehr davon überzeugt sein, alles auf das schlaueste eingerichtet zu haben, er mag mit größter Sicherheit darauf rechnen, unentdeckt zu bleiben — Angst hat er doch! Sie mag sich bei manchen Personen abstumpfen; der unverbesserliche Gewohnheitsverbrecher empfindet sie selbstverständlich weniger, als der, der zum erstenmal bewußt die Bahn des gesetzlich bedrohten Unrechts betreten hat; sie mag sich beim sogenannten fortgesetzten Verbrechen (z. B. durch Jahre fortgesetzte Unterschleife) aus dem akuten Zustand in einen permanenten verwandeln, der an Intensität einbüßt, was er an Dauer gewinnt; sie mag sich paaren mit unbegreiflicher Unvorsichtigkeit, ja sogar Frechheit — vorhanden ist der Angstzustand fast immer, und fast immer ist er auch eine — selbstverständlich gerechte — Folter für ihn. Mir ist aus der gesamten Literatur keine so zutreffende, psychologisch bis in die feinsten Regungen ausgearbeitete Schilderung dieser Seelenstimmung bekannt, wie die Dostojewskis in seinem „Raskolnikow." Treffend ist hier auch die Erleichterung geschildert, die der Mörder empfindet, wenn er nun endlich als der Täter erkannt wird; ein verwandtes Gefühl stellt sich wohl, natürlich abgeändert und verschieden abgestimmt, je nach dem Charakter des Täters und der Schwere des Delikts bei jedem ein, der nach vollbrachter Tat die erwähnte Angst durchlebt hat. Nur in solchen, verhältnismäßig seltnen und kriminalistisch ganz besonders zu behandelnden Fällen, wo nach mehr oder minder schwerem Seelenkampf die Tat von vornherein mit ihren gesamten Folgen als vorausgesehen und gewollt betrachtet wird, z. B. bei manchen politischen Verbrechen, bei denen der Täter gar nicht daran gedacht hat, sich den Folgen der Tat zu entziehen; bei manchen Beleidigungen, bei Zweikämpfen, wo die Genugtuung über die Tat gewissermaßen das Äquivalent für die zu erwartende Strafe in sich trägt, ja sogar bei

manchen ganz schweren Verbrechen, wie in einzelnen Fällen des Mordes, bei denen dem Entschluß des Täters zur Tat der weitere Entschluß, die Sühne der Tat auf sich zu nehmen oder an sich selbst zu vollstrecken, vielleicht schon vorausgegangen ist, fehlt es an dem geschilderten Angstgefühl. Hier sind eben die entsprechenden psychologischen Vorgänge aufs engste verwoben mit denen, die zur verbrecherischen Tat selbst geführt haben; die Angst vor den Folgen der Tat wurde durchgekämpft mit der Angst vor der Tat selbst, und wir pflegen deshalb, ganz folgerichtig, verbrecherischen Taten solcher Art nicht einen gewissen Zoll des Mitleids zu versagen. Aber auch in diesen Fällen ist die Verhängung der Untersuchungshaft, sofern die Schwere einer solchen Maßregel überhaupt der Schwere der Tat entspricht, eine Spannungslösung und damit fast eine Wohltat für den erregten menschlichen Organismus. Natürlich tritt diese Wirkung nicht immer im Augenblick der Verhaftung ein, namentlich wenn diese noch von besonders dramatischen Umständen begleitet ist, oder wenn ihr ein längerer Transport folgt; aber sie wird wohl kaum noch ausbleiben, sobald die Einsamkeit der öden Zelle auf den Gefangnen zu wirken beginnt. Dann folgt meistens die Reaktion auf die vorherige Aufregung; eine starke Niedergeschlagenheit bemächtigt sich des Verhafteten, die bisweilen fast zur Apathie wird oder zu Selbstmordgedanken auch in solchen Fällen führt, wo die zu erwartende Strafe, und was damit zusammenhängt, zu der Schwere eines solchen Entschlusses in keinem vernünftigen Verhältnis zu stehn scheinen. Wenn ich hier den Selbstmord von Untersuchungsgefangnen gerade bei der Besprechung der Wirkung der Untersuchungshaft auf solche, die sich schuldig fühlen, erwähne, so will ich damit nicht etwa sagen, daß ein während der Untersuchungshaft verübter Selbstmord oder Selbstmordversuch gewissermaßen ein Schuldbekenntnis einschließe. Es ist sehr wohl denkbar, daß die oben geschilderten psychischen Wirkungen der Untersuchungshaft auch einen besonders empfindlich oder melancholisch angelegten Unschuldigen zum Selbstmord treiben, und vereinzelt sind Fälle dieser Art festgestellt worden, namentlich bei längerer Dauer der Untersuchungshaft.

Die Periode der Niedergeschlagenheit ist natürlich von ganz verschiedner Länge; sie kann während der ganzen Untersuchungshaft anhalten und sich während der Strafhaft fortsetzen, aber sie kann auch, namentlich bei verbrecherisch angelegten Naturen, sehr schnell verfliegen und einer energischen Tätigkeit Platz machen, die auf Vereitlung der staatlichen Gerechtigkeit gerichtet ist. Es würde zu weit führen, hier auch nur andeutungsweise zu schildern, mit wie raffinierten Mitteln dieses Ziel oft angestrebt wird. Daß Fluchtpläne und alle die verschiednen Versuche, sich mit der Außenwelt in verbotne Verbindung zu setzen (Kassiber, Mitteilungen durch andre früher zur Entlassung gelangende Gefangne usw.), im Gefängnis am besten reifen, liegt in der Natur der Dinge, aber auch die meisten der phantasievollen Märchen, die zur Entlastung dienen sollen und die Untersuchung oft auf das äußerste erschweren, sowie alle die unzähligen andern, nicht selten erfolgreichen Kniffe, die als Verteidigungsmittel zur Anwendung gelangen, verdanken ihr Dasein der erzwungnen Muße und Einsamkeit des Untersuchungsgefängnisses.

Damit hängt aber noch etwas andres zusammen, das zwar dem nur

„juristisch" denkenden Richter gleichgiltig zu sein pflegt, dem Menschenfreunde aber desto schwerer in die Wagschale fällt.

Wie ich schon bemerkt habe, bewirkt die Einsamkeit der Haft sehr bald, daß der Gefangne den Sinn für die Wirklichkeit da draußen verliert und damit auch das Maß, nach dem sich die Beziehungen von Mensch zu Mensch regeln. Wenn sich nun jemand andauernd damit beschäftigt, sich weißzubrennen, oder wenigstens seine Tat zu entschuldigen, sich alle möglichen guten oder edeln Beweggründe auszudenken und allerlei Milderungsgründe zu ersinnen, so fängt er zuletzt selbst an, an seine Unschuld zu glauben oder wenigstens sich einzubilden, daß nur eine unglückliche Verkettung widriger Umstände ihn zu seiner Tat getrieben habe, daß er nur das unglückliche Opfer unentrinnbarer Verwicklungen, Neigungen oder Affekte geworden sei, daß er, abgesehen davon, eigentlich ein herzlich guter Kerl sei, der keine Strafe verdient habe, sondern nur in bessere, glücklichere Verhältnisse versetzt zu werden brauche, daß er sich zu einem wahren Juwel von Herzensgüte und Seelenadel auswachse. Nichts ist geeigneter, die Begriffe Schuld und Sühne zu verwischen, ja sie geradezu zu ekelhaften Zerrbildern zu machen, als die Untersuchungshaft. Der Richter ist kein guter Menschenkenner, der über das bisweilen anmaßende und pharisäische Gebaren eines offenbar schuldigen Untersuchungsgefangnen erstaunt ist; die Lüge und die Selbstberäucherung gedeihen am besten in der Untersuchungszelle.

Und nun zum Schluß noch ein Wort über die Dauer der Untersuchungshaft! Eine Maximaldauer ist gesetzlich nicht festgelegt; der Paragraph 126 der Strafprozeßordnung bestimmt nur, daß im Falle einer ohne richterliche Voruntersuchung verhängten Untersuchungshaft die öffentliche Klage innerhalb vier Wochen nach Vollstreckung des Haftbefehls erhoben werden müsse. Da nun die Staatsanwaltschaft außer in den unwichtigen Sachen, die zur Zuständigkeit der Schöffengerichte gehören, jederzeit die Voruntersuchung beantragen kann, ist eine gesetzliche Zeitgrenze für die Länge der Untersuchungshaft überhaupt nicht gegeben. Dazu kommt, daß nach Erhebung der Anklage noch recht lange Zeit vergehn kann, bis eine endgiltige Entscheidung erfolgt. Und mit dieser unbegrenzten Ausdehnungsfähigkeit der Untersuchungshaft wird leider ein entsetzlicher Mißbrauch getrieben. Daß die Beschuldigten bei Prozessen, die so verwickelte Gegenstände betreffen, wie die bekannten Bankprozesse der letzten Jahre, bisweilen jahrelang in Untersuchungshaft bleiben müssen, ist, wenn auch nicht entschuldbar, so doch immerhin erklärlich. Wenn aber bei verhältnismäßig einfachen Sachen die Untersuchungshaft monatelang andauert, wenn sie dazu mißbraucht wird, einen Angeschuldigten „mürbe zu machen," oder wenn sie absichtlich in die Länge gezogen wird, um jemand, dessen Freisprechung zu erwarten steht, durch die Länge der Untersuchungshaft zu „strafen" für Taten, die nicht gerichtlich verfolgbar sind, oder gar nur wegen seiner politischen Gesinnung, wenn die Akten nach Abschluß der Voruntersuchung viele Wochen lang bei der Staatsanwaltschaft liegen, weil der Dezernent beurlaubt ist, oder irgend ein Referendar sich daran in juristischen Kletterkunststückchen übt, wenn bei mehrfachem Gerichtsstand erst eine Entscheidung des Reichsgerichts herbeigeführt

werden muß, um eins der Gerichte zum Anbeißen in den sauern Apfel zu zwingen, und wenn man dann glaubt, sich gegen jeden Vorwurf über solche Verschleppungen durch den Schild des Paragraphen 60 des Strafgesetzbuchs decken zu können, der bestimmt, daß bei Fällung des Urteils die Untersuchungshaft auf die Strafe ganz oder teilweise angerechnet werden kann (was aber nachher sehr häufig nicht geschieht), so darf ich wohl fragen, ob sich eine so lange Freiheitsentziehung vom Standpunkt des Rechts, „das mit uns geboren ist," noch rechtfertigen läßt. Wie muß wohl jemand über unsre Rechtspflege denken, der unschuldig viele Monate lang die Qualen der Untersuchungshaft erlitten hat, während draußen Weib und Kind in Sorgen und Schmach lebten und vielleicht der bittersten Not ausgesetzt waren, und der dann, vielleicht mit gebrochner Gesundheit und verdüsterter Seele, wieder hinaustritt in die Welt, die doch auf sein Kommen nicht gewartet hat, seine Arbeitsstelle besetzt, sein Heim verödet, seine Habe zerstört, seine Familie entfremdet und verbittert wiederfindet, während die Leute mit Fingern auf ihn weisen und sich zuraunen: „Der hat in Untersuchung gesessen! Sie haben ihm aber nichts beweisen können."

5

Ich habe düstre Bilder entworfen, die leider ausnahmlos nach der Natur gezeichnet sind; gibt es denn nun gar keine Vorzüge, die zur Verteidigung der angegriffnen gesetzlichen Einrichtung dienen könnten? O doch, einen: es läßt sich nicht leugnen, daß die Untersuchungshaft den Zweck erreicht, Schuldige und Unschuldige, sofern sie sich nicht etwa durch Selbstmord der irdischen Gerechtigkeit entziehn oder wahnsinnig werden, dem Richterspruche zuzuführen. Insofern also ist sie zweckmäßig. Aber heiligt der Zweck denn das Mittel? Und von neuem fragen wir: Ist es zur Erreichung dieses Zwecks wirklich nötig, ist es in allen den Fällen, wo es jetzt geschieht, praktisch oder auch nur wünschenswert oder gar nur statthaft, dieses Mittel anzuwenden, das neben der Erreichung jenes Zwecks noch so verhängnisvolle andre Folgen hat? Ist es das einzige Mittel, diesen Zweck zu erreichen? Und ist dieser Zweck so hoch und so heilig, daß seine Erreichung die traurigen Erscheinungen unter allen Umständen aufhebt?

Mein Gewissen und meine Erfahrungen heißen mich diese Fragen verneinen, und ich stehe mit dieser Auffassung zum Glück nicht allein. Von den vielen, die diese Frage in der Öffentlichkeit behandelt haben, will ich mir nur einen als Eideshelfer heranrufen, nämlich den Landgerichtsrat Bozi, der sich in einem im Januar 1902 in den „Preußischen Jahrbüchern" erschienenen Aufsatze mit großer Milde gegen etliche Übelstände wendet, die im Laufe der Jahre bei der Ausübung der Untersuchungshaft zutage getreten sind. Er sagt darin u. a.: „Die Untersuchungshaft können wir nicht entbehren, aber wir dürfen uns nicht dagegen verschließen, daß wir dem Untersuchungsgefangnen ein der Strafe gleichkommendes Übel zufügen. Auf dieses Zugeständnis hat er ein Recht und auch darauf, daß die Folgerungen daraus gezogen werden." Als solche bezeichnet Bozi sehr richtig, daß die Untersuchungshaft unter allen Umständen auf die Strafe angerechnet werden müsse, daß sie aufgehoben werden

müsse, sobald der Angeschuldigte so lange in Haft gewesen ist, daß die zu erwartende Strafe damit verbüßt sein würde, und daß der Freigesprochne für die unschuldig erlittene Untersuchungshaft Entschädigung erhalte. Prinzipiell verwirft Bozi ferner die Verhängung der Untersuchungshaft wegen der sogenannten Kollusionsgefahr und sagt hierüber treffend: „Dagegen wird der zweite Haftgrund, die sogenannte Kollusionshaft, von der Mehrzahl der Kriminalisten verworfen und andrerseits in einer Weise verteidigt, die die Verteidiger selbst zu Anklägern macht. Denn mit der Kollusionshaft wird von dem Angeklagten verlangt, daß er durch Erhaltung der gegen ihn vorliegenden Beweise zu seiner Überführung beitrage. Dieses Verlangen widerstreitet aber dem Anklageprinzip, wonach sich der Angeschuldigte der Anklage gegenüber passiv verhalten, seinerseits den Schuldbeweis erwarten darf. Mag aber früher aus praktischen Gründen eine solche Beschränkung gerechtfertigt gewesen sein, so stehn doch in der sofortigen Beschlagnahme der Überführungsstücke, in der eidlichen Vernehmung der Zeugen, vor allem aber in der freien Beweiswürdigung, die auf Verdunklung des Tatbestands gerichtete Bestrebungen des Angeschuldigten als Belastungsgründe verwerten kann, so viele Sicherheitsmittel zur Verfügung, daß es einer Einsperrung des Angeschuldigten nicht bedarf, und es zum mindesten der Erwägung wert ist, ob ihm nicht mit dem gleichen Erfolge für die Untersuchung lediglich das Betreten bestimmter Räumlichkeiten untersagt werden könnte. Mit einem solchen Verbot wären namentlich in Prozessen der jüngsten Zeit Erfolge zu erreichen gewesen, wo es darauf ankam, einem Beschuldigten die Einwirkung auf Korrespondenzen und kaufmännische Bücher unmöglich zu machen. Der möglichen Zweckmäßigkeit der Kollusionshaft in einzelnen Fällen steht zudem bei der Dehnbarkeit der Bestimmung die große Gefahr gegenüber, daß diese Haft zu einer willkürlichen, vom Gesetz nicht gewollten Freiheitsberaubung ausgenutzt werde."

Diese Vorschläge und Erwägungen werden bei der Reformierung des Strafprozeßrechts in Betracht gezogen werden müssen; man wird dabei aber nicht stehn bleiben dürfen, sondern auf die Festsetzung einer Maximaldauer der Untersuchungshaft, auf Abänderung der Bestimmungen über ihre Vollziehung und auf ihre Beschränkung auf Ausnahmefälle Bedacht nehmen müssen. Damit berühren wir einen Punkt, bei dem schon auf der Grundlage der bestehenden Gesetzgebung eine Besserung beginnen könnte. Die geltende Strafprozeßordnung und ebenso die Militärgerichtsordnung erlauben die Untersuchungshaft nur, wenn der Beschuldigte „dringend verdächtig" ist, die ihm zur Last gelegten Taten vollführt zu haben. Es ist unglaublich, wie genügsam oft Staatsanwälte und Richter sind, sich die Überzeugung von einem solchen „dringenden Verdacht" zu bilden, oder, um die Sache der Phrase zu entkleiden, was für ein leichtfertiges Spiel häufig mit diesem Worte „dringend verdächtig" und dadurch mit Freiheit, Gesundheit und Ehre vieler Menschen getrieben wird. Es ist bedauerlich, daß keine der Öffentlichkeit zugängliche Statistik darüber besteht, wie viele der in Untersuchungshaft genommnen Personen alljährlich wieder entlassen werden müssen, ohne daß auch nur das zu einer Anklage ausreichende dürftige Material gegen sie zusammengebracht werden konnte; ferner wie viele nach er-

hobner Anklage freigesprochen werden, nachdem sie monatelang, vielleicht mehrere Vierteljahre lang in Untersuchungshaft gesessen haben, und in wie vielen Verurteilungsfällen die erkannte Strafe infolge ganz andrer Qualifizierung der begangnen Tat so geringfügig ist, daß sie zu der vorher verbüßten Untersuchungshaft in keinem Verhältnis steht und diese in keiner Weise rechtfertigt. Aber auch ohne solche Statistik wird mir jeder einsichtige Kenner der Verhältnisse bestätigen müssen, daß das Wörtchen „dringend" in dem Haftbefehl in den allermeisten Fällen nichts als eine jedes materiellen Hintergrundes entbehrende Formsache ist. Nicht viel anders steht es mit der auf Fluchtverdacht gestützten Begründung des Haftbefehls. Sehr treffend sagt hierzu Landgerichtsrat Bozi in seinem schon erwähnten Aufsatz:

„Ich mindestens nenne es keine materielle Begründung, wenn je nach Bedarf zwischen einer Anzahl allgemeiner und typischer Formeln in der Weise unterschieden wird, daß von zwei Angeschuldigten der eine wegen seines Vermögens, das ihm die Mittel zur Flucht gewähre, der andre wegen seiner Vermögenslosigkeit in Haft behalten wird, da er durch nichts davon abgehalten werde, sich der Bestrafung durch die Flucht zu entziehn. Hiermit ist allerdings der Formelschatz noch nicht erschöpft, sondern der Angeschuldigte kann auch, weil er ledig ist und auf seine Familie keine Rücksicht zu nehmen hat, oder weil er als verheirateter Mann seiner Familie die Schande ersparen will, das Weite suchen. Einen solchen Grund findet man immer, und wenn es auch nur die bekannte Nähe der Grenze wäre, oder was man ebensogut anführen könnte, die Schnelligkeit der Züge, die es dem Angeschuldigten ermöglichen, in wenig Stunden außer Landes zu sein. Dem Leser klingt diese Schilderung vielleicht scherzhaft, die hinter ihr liegende Wirklichkeit ist aber für den Angeschuldigten bittrer Ernst, wenn er durch einen Federstrich für Monate hinter Schloß und Riegel gebracht wird."

Das ist vollständig richtig, und darum sollte man die Forderung erheben daß die Untersuchungshaft nur in den allerdringendsten Fällen, nur aus den schwerwiegendsten Gründen und nur nach sorgfältigster, eingehendster Prüfung aller einschlägigen Verhältnisse verhängt werden darf. Das läßt sich schon auf dem Boden der heutigen Gesetzgebung erreichen; von der Strafrechtsreform bleibt dann noch zu wünschen, daß sie für die strikte Durchführung dieser Forderung Garantien errichtet, vielleicht durch Haftbarmachung der Richter für die Kosten und Schäden einer allzu leichtfertig verhängten Untersuchungshaft.

Wir haben das Wesen der Freiheitsentziehung in der absichtlich durch äußere physische Gewalt bewirkten Beschränkung oder Verhinderung eines Menschen gefunden, seinen Willen der Außenwelt gegenüber zu betätigen, und wir haben gesehen, wie weit diese Beschränkung schon im Falle der Untersuchungshaft geht. Sollten sich die Ziele, die diese erstrebt, nicht in vielen Fällen sicherer und ohne die oben geschilderten bedauerlichen Nebenwirkungen durch andre Mittel erreichen lassen? Sollte es dazu immer der äußern physischen Gewalt bedürfen? Gibt es nicht Mittel, die einen moralischen Zwang auf den Willen ausüben? Und muß die Beschränkung des Willens so vollständig sein, wie sie durch die Untersuchungshaft bewirkt wird? Daß man

durch das Betreten der hier angedeuteten Wege die Untersuchungshaft wegen Kollusionsgefahr entbehrlich machen kann, ist oben angedeutet worden. Für die Fluchtgefahr ist zu bedenken, daß der Unschuldige wohl niemals flieht. Es liegt also in dem Ergreifen der Flucht eine Art Geständnis, zwar nicht ein solches der bisweilen recht phantasievollen Anschuldigung, die die Anklagebehörde zusammenbraut, sondern ein solches der wirklich begangnen Tat, zu deren genauer Feststellung allerdings oft die Aussagen der Beschuldigten kaum entbehrlich sind. Ich würde es deshalb nicht für unbillig halten, wenn die Strafprozeßordnung für den Beschuldigten, der nachgewiesenermaßen die Flucht ergriffen hat, die Beweislast umkehrt und ihn für schuldig erklärt, wenn es ihm nicht gelingt, sich von dem durch die Flucht begründeten Verdacht zu reinigen. Natürlich wäre dazu nötig, daß der Begriff der Flucht genau und nicht zu engherzig, vor allen Dingen aber in Übereinstimmung mit dem volkstümlichen Empfinden festgestellt wird. Erwägt man ferner, daß ein endgiltiger Erfolg der Flucht durch die polizeilichen Ordnungsvorschriften und durch die zwischen fast allen Staaten bestehenden Auslieferungsvertragsverhältnisse in den meisten schwerer wiegenden Fällen nahezu ausgeschlossen ist, und daß für die übrig bleibenden, von wenig Ausnahmen abgesehen, die durch die Flucht übernommne freiwillige Verbannung als eine hinreichende Sühne erscheinen muß, so wird man der auch neuerdings in der französischen Literatur mit Lebhaftigkeit erörterten Forderung zustimmen müssen, die Untersuchungshaft nur auf seltne Ausnahmen zu beschränken. Eine solche Maßregel, verbunden mit der Einführung der bedingten Verurteilung, würde meines Erachtens auch eine Abnahme der Delikte zur Folge haben. Im Mittelalter gehörten zu den gefürchtetsten Menschen die outlaws, die Friedlosen, die Geächteten, die wegen irgend einer Tat den Arm der Gerechtigkeit zu fürchten hatten und sich darum in den Wäldern versteckt hielten und von Räubereien lebten. Es ist ganz unglaublich, wegen wie geringfügiger Dinge heutzutage die Menschen outlaws moderner Art werden. Ich könnte aus der Praxis viele Dutzend von Fällen erzählen, in denen eine recht geringfügige Tat, manchmal fast nur eine Art Dummerjungenstreich die Ursache zur Flucht und damit der Ausgangspunkt einer Reihe schwerer Verbrechen, Betrügereien, Totschlägen und Mordversuchen gewesen ist. Hört man diese Leute, so ist es nie die Angst vor der Strafe selbst, sondern die „Angst, verhaftet zu werden“ gewesen, die die Leute in die Flucht getrieben und damit erst recht auf die Bahn des Verbrechens geworfen hat. Ich halte das nicht für eine Selbsttäuschung der Leute, sondern für eine Wahrheit, die auf der dunkeln Empfindung beruht, daß die Untersuchungshaft ein unverhältnismäßig schweres Übel sei, das dadurch keineswegs erträglicher wird, daß es gesetzlich nicht als Strafe gilt.

6

Freiheitsentziehung als Strafe! Wie einleuchtend das klingt! wie human, ich möchte fast sagen, wie ideal! Die Strafe ist ja, nach Liszt, die zielbewußte soziale Reaktion gegen antisoziale Handlungen; was könnte da näher liegen, als dem Verbrecher zur Strafe die Freiheit und damit die Möglichkeit zu antisozialen Handlungen zu entziehen! Man nimmt ihm nicht das Leben, man

verstümmelt nicht seinen Körper, man zerstört nicht seine Gesundheit, man stößt ihn auch nicht außer Landes, man entzieht ihm ganz einfach — die Freiheit. Man macht ihn damit auch nicht etwa zum Sklaven, denn man läßt ihm ja das Recht der Persönlichkeit; er wird keine Sache, er bleibt Mensch; man nimmt ihm „nur" die Freiheit, und diese auch nicht für immer, sondern entweder ein ganz klein bißchen, ein oder ein paar Tage, oder auch länger, auf Monate, auf Jahre, auf Jahrzehnte — je nachdem; bloß in ganz vereinzelten Fällen auf Lebenszeit!

Ist diese Freiheitsentziehung nun aber auch wirklich eine „zielbewußte Reaktion," und was sind diese bewußten Ziele? Wenn meine Hand von einer Mücke gestochen ist, so kann eine zielbewußte Reaktion gegen diese Verletzung meiner Integrität darin bestehn, daß ich die Mücke totschlage, oder wenn ich sie nicht erwische, mir einen für Mückenstiche undurchdringlichen Handschuh anziehe. Eine entsprechende Reaktion der Gesellschaft gegen antisoziale Handlungen wäre es, wenn sie den Täter, nur zu dem Zweck, ihn in Zukunft an dergleichen Taten zu verhindern, tötete oder sich in der Weise gegen ihn abschlösse daß sie ihn auf einsame Stellen im Weltmeer oder hinter dicke Gefängnismauern steckte. Das wäre aber nicht das, was wir Strafe nennen, denn die Isolierung des Verbrechers geschähe ganz ausschließlich zum Zweck der Abschließung gegen ihn und schlösse jede fernere Beziehung zwischen beiden Teilen vollständig aus. Die Strafe stellt dagegen eine Beziehung zwischen beiden her, sie ist also nicht, oder wenigstens nicht zunächst Prophylaxis, sondern eine Reaktion gegen die antisoziale Handlung mit dem Ziel einer Einwirkung auf den Täter wegen der schon geschehenen Tat, und nicht wegen befürchteter künftiger Taten. Das unmittelbare Ziel dieser Einwirkung ist der Schmerz. Jede wirkliche Strafe will Schmerzen zufügen und muß sich also gegen einen der beiden empfindungsfähigen Teile, wenn man so sagen darf, richten, aus denen der Mensch besteht, gegen seine körperliche oder seine seelische Empfindsamkeit, oder gegen beide zugleich. Nun gab und gibt es wohl keine einzige Strafart, die so ausschließlich gegen die körperliche Empfindung gerichtet ist, daß sie diese ganz allein trifft, ohne auch seelische Empfindungen wachzurufen; aber immerhin gibt der Umstand, daß ein Strafmittel zunächst und unmittelbar Schmerzempfindungen des Körpers hervorrufen soll, das Merkmal ab, wonach wir körperliche und — andre Strafen unterscheiden, die ich der Kürze halber als seelische bezeichnen werde, da es an einem einheitlichen Namen für sie fehlt. Dieser Mangel einer gemeinsamen Bezeichnung ist charakteristisch. Man scheut sich, sie Seelenstrafen oder Gemütsstrafen zu nennen, teils weil man vielleicht einen Konflikt mit religiösen Begriffen vermeiden möchte, teils weil es uns überhaupt an einem allgemein anerkannten und in den Sprachgebrauch übergegangnen Ausdruck für den unkörperlichen Teil unsers Selbst fehlt, dem wir die Lust- und die Schmerzgefühle verdanken, die wir als seelische Empfindungen, im Gegensatz zu den körperlichen, zu bezeichnen pflegen.

Die ursprünglichste, älteste und auch heute noch dem rohen Empfinden sozusagen nächstliegende Strafart sind die körperlichen Strafen. In ihnen offenbart sich am deutlichsten die nahe Verwandtschaft der Strafe mit der Rache. Sie

entsprechen am meisten einer Kulturstufe, in der die körperliche Integrität das wichtigste durch das Strafrecht zu schützende Rechtsgut war, dessen Verletzung nach dem Grundsatz der Talion auch wieder am Körper gerächt wurde. Als später der Besitz ein des Strafrechtsschutzes bedürftiges Gut wurde, entstand die Vermögensstrafe, die zunächst auch nach strengen Vergeltungsgrundsätzen geübt wurde. Sie zielt darauf hin, dem Betroffnen unmittelbar seelischen Schmerz zu bereiten, nämlich ihn durch die Entziehung ihm wertvoller Besitzstücke zu kränken und ihn vielleicht sogar der Pein der Armut auszusetzen. Rein seelische Strafen sind auch die Ehrenstrafen, die freilich in frühern Zeiten meist mit körperlichen Strafen verbunden waren.

Die Freiheitsstrafe will Schmerz zufügen, indem sie den Willen des Täters unterdrückt; sie ist also im wesentlichen eine seelische Strafe. Indem sie sich zunächst gegen den Willen richtet, erfaßt sie den Menschen bei seiner wertvollsten seelischen Funktion. Denn der Wille unterscheidet ihn, der vom Baum der Erkenntnis des Guten und des Bösen gegessen hat, von allen andern Wesen, die wir kennen; das Gute wollen, um des Guten willen, oder wie des Dichters blühende Sprache es nennt, edel sein, hilfreich und gut, das macht den Menschen erst zum Menschen, das hebt ihn himmelhoch über das Tier. In dem Grade, worin man ihm diesen Willen nimmt, degradiert man den Menschen zum Tier. In dieser Degradation besteht aber die Freiheitsstrafe! Ist sie wirklich so ideal? Freilich, eins unterscheidet den zum Tier degradierten Menschen noch vom geschaffenen Tier; der Schmerz, ein Tier sein zu müssen! Und das gerade ist der Sinn der Freiheitsentziehung als Strafe! Ist sie wirklich so human?

Fassen wir sie etwas näher ins Auge, wie sie sich in heutiger Zeit bei uns gestaltet hat. Wir können dabei im wesentlichen von den verschiednen Arten der Freiheitsstrafen und ihrer Vollstreckung absehen, da ihre Verschiedenheiten teils auf Äußerlichkeiten beruhen, teils nur im Grad Unterschiede dessen enthalten, was mir das Wesentliche zu sein scheint, nämlich der gewaltsamen Beschränkung der Willensbetätigung. Im ganzen schweben mir aber bei der folgenden Untersuchung die schwerern Formen der Freiheitsstrafe vor, also die Art, wie sie bei uns in Gefängnissen und Zuchthäusern vollstreckt wird.

Den Verurteilten, der die Schwelle der Strafanstalt überschreitet, in der er einen mehr- oder minder großen Teil seines Lebens zubringen soll, umfängt eine neue Welt, in der ihm alles das zum lästigsten Ballast wird, was das Leben draußen, das Leben in der Freiheit erst lebenswert macht, und in der er auch das meiste von dem nicht gebrauchen kann, was das Leben draußen von ihm fordert. Mit dem Inhalt seiner Taschen, der ihm im Bureau der Anstalt abgenommen und in Verwahrung gegeben wird, sollte er auch jede Erinnerung an Vergangnes, alle Ansprüche an die Gegenwart und alle Hoffnungen für die Zukunft deponieren, und auf die Rückgabe der Hoffnung könnte er auch bei seiner Entlassung meist verzichten. Mit dem Anzug, den er ablegt, um ihn mit der Sträflingskleidung zu vertauschen, streift er am besten auch seine eignen Anschauungen und Gedanken ab und stellt sich vollständig auf die nicht eben hohe Stufe der Durchschnittsbewohner des Hauses, dem er zugewiesen ist. Jeden Rest von Eigenwillen, jede letzte Spur von Individualität läßt er dann durch

das Douchebad von sich wegspülen, das auf ihn herniederträufelt, ehe er die Anstaltstracht anlegt. Wenn ihm das alles gelingt, wird er ein Mustergefangner nach dem Herzen der Strafanstaltsbeamten sein. Freilich ist ein solches Gelingen wohl nur den wenigsten möglich; sehen wir darum zu, wie es wohl im Herzen des Durchschnitts der Gefangnen aussieht.*)

Von dem Augenblick an, wo er in das Strafhaus eingetreten ist, beherrscht ein Gedanke des Sträflings ganzes Sinnen und Trachten: der Gedanke an den Tag, der ihm die Freiheit wiedergeben soll. Das ist wohl ausnahmlos bei jedem der Fall, sogar bei denen, die zu lebenslänglicher Freiheitsstrafe verurteilt oder begnadigt worden sind; denn auch diese hoffen noch, durch einen Gnadenakt oder durch irgend einen Zufall die Freiheit wiederzuerlangen, und diese Hoffnung ist es meist allein, die ihnen den Mut gibt, einer jahrzehntedauernden Gefangenschaft entgegenzusehen, ohne zu verzweifeln, und die auch ihrem Körper die Widerstandskraft verleiht, die furchtbaren Qualen einer so lange währenden Unfreiheit zu überstehn. Erlischt dieser Hoffnungsschimmer völlig, so ist es auch mit der Widerstandsfähigkeit meist schnell vorbei, und die Annalen der Strafanstalten wissen von manchem Fall zu erzählen, wo auf die unerwartete Ablehnung eines nach zwanzig- oder dreißigjähriger Gefangenschaft eingereichten Gnadengesuchs ein langsames Hinsiechen und nach wenig Monaten der Tod erfolgt ist. Das Verlangen nach der Freiheit ist ein Teil der Schmerzempfindung, die, wie wir vorhin sahen, der Gefangenschaft erst den Charakter der Strafe gibt. Für einen Gefangnen, der diesen Schmerz nicht fühlen würde, der mit dem ihm in der Strafanstalt bereiteten Lose eines willenlosen Haustiers völlig zufrieden wäre und keine Änderung wünschte, wäre der Aufenthalt im Gefängnis oder im Zuchthaus keine Strafe mehr, sondern ein Versorgung. Ich bezweifle, daß es solche Menschen gibt, außer als ganz seltne Ausnahmen. Auch die Unglücklichen, die zur Winterszeit Fensterscheiben einschlagen oder Majestätsbeleidigungen ausstoßen, bloß um im Gefängnis „versorgt" zu sein, empfinden doch bald den Wunsch nach Abwechslung und würden, wenn der Frühling wiederkommt, oder wenn man sie sonst nach einigen Monaten fragte, ob sie lebenslänglich im Gefängnis zu bleiben wünschten, auf das lebhafteste dagegen protestieren. Auch die Stammgäste der Gefängnisse und Zuchthäuser, die immer wieder Rückfälligen, die die wiedererlangte Freiheit zu neuen Verbrechen benützen und so, von ihrem ersten Falle an gerechnet, bei weitem den größten Teil ihres Lebens hinter den Eisengittern zubringen, sehnen sich doch immer auf das heißeste nach den paar Wochen oder Monaten, wo sie das Leben

*) Während diese Zeilen in Druck gingen, ist im Verlag von Räde in Berlin ein Buch erschienen, das gewiß in weitern Kreisen großes Aufsehen machen wird. Hans Leuß, der frühere antisemitische Reichstagsabgeordnete, der im Jahre 1894 wegen Meineids zu einer längern Zuchthausstrafe verurteilt worden war, hat die von ihm während des gerichtlichen Verfahrens und während seiner Strafverbüßung gemachten Erfahrungen unter dem Titel „Aus dem Zuchthause" veröffentlicht. Seine Darstellung, die mit rückhaltloser Offenheit und mit hohem sittlichen Ernste geschrieben ist, bestätigt die Ausführungen dieses Aufsatzes fast Punkt für Punkt. Das Leußsche Buch ist ein überaus wertvoller Beitrag zur Frage der Strafrechtsreform und sei jedem, der für die Strafrechtspflege auch nur eine Spur von Interesse hat, aufs angelegentlichste empfohlen.

— nach ihrer Weise und Auffassung — genießen können. Das Verlangen nach Freiheit regelt auch meist das Verhalten des Sträflings. Es ist eine traurige Wahrheit, daß wohl nirgends in der Welt die Heuchelei so viel Nährboden findet, wie im Gefängnis, und es ist sicher kein schlechtes Zeichen, wenn ein Gefangner es vorzieht, ein schroffes und intransigentes Verhalten zu zeigen, um nur ja nicht in den Verdacht der allgemeinen Heuchelei zu geraten, die er rings um sich üppig wuchern sieht.

Von der Welt da draußen, die sich gegen ihn abgeschlossen hat, bekommt der Gefangne nichts zu hören und zu sehen, sofern er nicht etwa zur Außenarbeit benützt wird, was ja nur ausnahmsweise geschieht. Er kann mit ihr nur in Verbindung treten durch die Briefe, die er in größern Zwischenräumen schreiben und empfangen darf, und die natürlich der Kontrolle durch die Anstaltsleitung unterliegen. Über diesen Briefwechsel ließe sich manches sagen. In vielen Anstalten darf der Gefangne nur aller Vierteljahre einen Brief schreiben. Das macht vier Briefe im ganzen Jahre! Nun ist ja ganz sicher, daß er von sich selbst nicht viel zu berichten hat, und für die da draußen dürfte es ja genügen, aller drei Monate darüber benachrichtigt zu werden, daß der „Verlorne“ noch lebt. Für diesen selbst aber sind vier Briefe im Jahre viel zu wenig. Die Briefe, die er schreibt, sind noch in viel höherm Maße als die, die er empfangen darf (monatlich höchstens einen!), für ihn das letzte Band, das ihn noch mit den Menschen verbindet, auf deren Urteil über ihn er Wert legt, deren Gefühle für ihn ihm nicht gleichgiltig sind, sondern ihm Pein oder Freude, Hoffnung oder Verzweiflung bedeuten. Mag er sich schuldig fühlen oder nicht, er weiß, daß mit seiner Verurteilung zwischen ihm und den Menschen da draußen noch eine andre Scheidewand aufgerichtet worden ist, als die meterdicke Mauer seines Gefängnisses, eine Schranke, die noch nicht fällt, wenn er dieses wieder hinter sich gelassen hat, und die vielleicht nie mehr fallen wird, weil sie moralischer Natur ist. Er ist ein Bestrafter, einer, „der gesessen hat,“ auf den die da draußen mit dem Finger weisen werden. Nur ein paar Menschen werden das nicht tun; seine gramgebeugte Mutter vielleicht, seine gute Schwester, vielleicht gar sein treues Weib, das seiner Rückkehr harrt in Not und Entbehrung. Das sind die einzigen Menschen, die für ihn noch in Betracht kommen, für die er gern anders werden möchte, denen er es gern noch einmal zeigen möchte, daß er zu besserm fähig ist, als zu den Dingen, die ihn hinter diese Gitter und Riegel gebracht haben. Und dazu, in jenen diese Hoffnung rege zu halten, ihn selbst aber auch immer wieder von neuem in seinen Vorsätzen zu bestärken, dienen vor allem seine Briefe, die Briefe, in denen er diese Vorsätze vielleicht nur schüchtern zwischen den Zeilen andeutet, die aber für seine innere Wandlung viel hundertmal mehr wert sind, als die erzwungnen Kirchgänge eines ganzen Jahres. So lange auch nur die Möglichkeit besteht, daß solcher Briefwechsel zur Hebung — mir widerstrebt der Ausdruck „Besserung,“ der etwas abscheulich Pharisäerhaftes an sich hat — des Gefangnen beiträgt, halte ich es nicht nur für bedenklich, sondern geradezu für unsittlich, ihn durch öde Reglements in einer Weise einzuschränken, die das gänzliche Verlöschen dieses schwachen Hoffnungsschimmers zur Folge haben kann. Mag man sich auf den Boden der klassischen

oder der soziologischen oder sonst irgend einer Strafrechtsschule stellen, unter allen Umständen muß man vom Strafvollzug verlangen, daß während seiner Dauer nichts geschehe, was eine innere Wandlung der Gefangnen zum Guten erschwert oder hindert. Darum halte ich es für dringend nötig, daß der Briefverkehr der Strafgefangnen mit ihren nächsten Angehörigen, sofern nicht im Einzelfalle begründete moralische Bedenken obwalten, möglichst wenig beschränkt werde.

Mit dieser Korrespondenz erschöpft sich der Verkehr des Gefangnen mit der Welt außerhalb der Gefängnismauern. Innerhalb ihrer kommen für ihn zweierlei Menschen in Betracht, die Gefängnisbeamten und seine Mitgefangnen. Den Beamten gegenüber hat er Kadavergehorsam zu beweisen; einen eignen Willen hat er ihnen gegenüber unter keinen Umständen. Im ganzen kann man unsern deutschen Gefängnisbeamten kein schlechtes Zeugnis ausstellen; räudige Schafe gibt es in jedem Beruf. Daß sie selten, und zwar nicht nur die Unterbeamten, sondern auch die leitenden Persönlichkeiten, bis in die Zentralbehörden hinein, ihrer Aufgabe gewachsen sind, sobald man diese etwas höher auffaßt, als in dem landläufigen Kerkermeistersinne, ist nicht ihre eigne Schuld. So lange man den Strafanstalten nicht höhere Ziele steckt, als das, eine Horde der verschiedensten Menschen mit möglichst geringen Kosten in äußerlicher Zucht und Ordnung zu halten, ist es vollständig genügend, wenn man die Direktionsposten mit Offizieren a. D. besetzt und als Unterbeamte ausgediente Soldaten oder andre körperlich kräftige Personen verwendet. Man darf dann aber auch natürlich nicht erwarten, daß die Gefangnen den erzwungnen Schein einer Achtung vor Vertretern der Staatsgewalt in die Wirklichkeit der Freiheit übertragen oder den im Gefängnis erzwungnen Gehorsam in der Freiheit als sittliche Notwendigkeit betrachten.

Eine besondre Stellung neben der eigentlichen Beamtenschaft nehmen der Arzt und der Geistliche ein. Dieser kann und jener könnte unter Umständen sehr segensreich wirken. Die Aufgabe des Geistlichen ist sehr schwer und vielseitig; ihr einigermaßen gerecht werden kann nie ein Eiferer, nie ein düsterer strenger Zelot, ebensowenig wie ein flacher, allzu weichlicher Charakter, sondern nur ein Mann, der die tiefe, unauslöschliche Liebe hat, einen wirklichen Abglanz der Liebe, mit der Christus die Mühseligen und Beladenen einlud und dem neben ihm sterbenden Sünder das Paradies versprach, jener Liebe, von der Paulus sagte, daß wer sie nicht habe, ein tönendes Erz und eine klingende Schelle bleibe. Auch ein solcher Geistlicher wird unendlich Schweres erleben; er wird trotz des Scharfblicks, den gerade die Liebe verleiht, viel Heuchelei noch für bare Münze nehmen, schwärzesten Undank aller Art erleben und die bittersten Enttäuschungen verwinden müssen; aber er wird auch aus einzelnen Samenkörnern, die er pflanzt, Blüten aufgehen sehen, die sonst keinem seiner Amtsbrüder zu Gesicht kommen. Dem Gefängnisarzt ist eine so üble Aufgabe gestellt, daß man sich eigentlich wundern muß, daß immer noch Leute bereit sind, diesen Posten anzunehmen (nicht: „auszufüllen“). Er wird vom Staate dafür bezahlt, zuzusehen, wie dieser selbe Staat hunderte von Menschen zwingt, in den übelsten hygienischen Verhältnissen zu verharren, und er hat, abgesehen von der Ausbesserung vorübergehender Schäden und von der Aufnahme einer Statistik, die

er meist dem Lazarettaufseher überläßt, nur die Aufgabe, die schweren Verheerungen, die durch das Gefängnisleben an Geist und Körper der Betroffenen angerichtet werden, in eine Behandlung zu nehmen, die in den seltensten Fällen zu wirklicher Heilung führen kann.

Das Verhältnis des Gefangnen zu seinen Leidensgefährten gestaltet sich natürlich ganz verschieden, je nachdem er in Gemeinschafts- oder in Isolierhaft ist. Über das Verderbliche der Gemeinschaftshaft auch nur noch ein Wort zu verlieren, ist überflüssig, weil jeder weiß, daß sie für die, die nicht zu Gewohnheitsverbrechern werden wollen, eine Höllenpein, für die Widerstandslosen aber und für die absichtlich Schlechten eine Hochschule und eine Brutstätte aller Verbrechen und Laster ist. Trotz aller Überwachung, die übrigens bei manchen Arbeiten überhaupt nicht möglich ist, findet auch bei Tage, während der Arbeit und während der Pausen, ein unaufhörlicher Verkehr unter den Gefangnen statt, dem des Nachts, sobald die Leute in die Schlafsäle eingerückt sind, überhaupt keine Schranken mehr gezogen werden können. Wenn man erwägt, daß die Tonangebenden in diesem Verkehr die alten Stammgäste des Hauses sind, so kann man vielleicht ahnen, auf welcher Stufe sich Rede und Gegenrede bewegen. Auffallend ist, daß, obwohl sich alle untereinander sogleich mit dem brüderlichen „du" anreden, das gemeinsame Unglück sie keineswegs besonders aneinanderkettet, sondern daß unter diesen Menschen in weit höherm Maße als draußen in der Freiheit Haß und Neid, Bosheit und Schadenfreude die Beziehungen zu einander beherrschen. Wirkliche Freundschaften kommen vor, sind aber sehr selten; meist sind es nur vorübergehende Gruppierungen oder auch Bündnisse zur gemeinsamen Vollführung neuer verbrecherischer Taten, die oft schon im Gefängnis bis ins kleinste ausgedacht und beraten werden. Ein erfolgreiches Ankämpfen gegen den Geist der bewußten und gewollten Verworfenheit, der, meist nur von einer kleinen Gruppe ausgehend, doch die ganze Gemeinschaft beherrscht, ist auch dem Energischsten nicht möglich; denn so wenig Zusammenhalt sonst zu bemerken ist, gegen eine Opposition aus dieser Richtung würden fast alle einig sein. „Der will was Besseres sein, als wir!" — dieser Schlachtruf genügt, alle Niedertracht und Gemeinheit, über die diese Leute verfügen, gegen den zu entfesseln, der nicht mit den Wölfen heulen wollte. Und wehe ihm, wenn er sich etwa bei den Beamten beschwert! Nicht allein in der nächtlichen Stille des Schlafsaals, sondern auch bei der Arbeit und bei allen möglichen und undenkbaren andern Gelegenheiten würde er Anlaß haben, seine Auflehnung gegen den herrschenden Geist auf das bitterste zu bereuen. Auch der Willenskräftigste der von den besten Vorsätzen beseelt ist, muß sich da scheinbar fügen und — schweigen. Für die andern aber, welche Erziehung! Einen zum erstenmal Bestraften in Gemeinschaft mit dem richtigen „Verbrecher von Beruf" zu bringen, halte ich für genau so verbrecherisch, wie wenn man in einem Krankenhause Pestkranke und syphilitisch Erkrankte mit Leuten in dieselben Betten legen wollte, die an Lungenentzündung oder an akutem Magenkatarrh leiden. Man stelle sich vor, daß so etwas irgendwo in der zivilisierten Welt „wegen Überfüllung der Anstalten" geschähe — welcher Schrei der Entrüstung nach sofortiger Beseitigung solcher Übelstände würde mit vollstem Recht ertönen und die ver-

schlossensten Geldbeutel zu großen Opfern bereitwillig machen; der vereinzelte Wehruf über die angedeutete moralische Verseuchung der Strafanstalten scheint keins der eingeschlafnen Gewissen erwecken zu können.

Auch in der strengsten Isolierhaft ist es den Gefangnen noch möglich, bei irgendwelchen Gelegenheiten, z. B. beim Spaziergang, beim Kirchgang, beim Unterricht, beim Baden usw., mit ihren Nachbarn hin und wieder ein paar Worte zu tauschen; daran können weder die strengsten Vorschriften noch Masken, Stalls usw., die vollständig unnütze Spielereien und Quälereien sind, etwas ändern. Dagegen ist es in der Isolierhaft dem, der von den andern nichts wissen will, wohl möglich, sich vollständig von ihnen abzuschließen, ohne sich Rachegelüsten auszusetzen, und diese Möglichkeit sollte unter allen Umständen jedem Gefangnen geboten sein. Übrigens sind die wenigen Mitteilungen, die die Gefangnen in der Isolierhaft durch Plaudern, Klopfen, Zettel usw. miteinander austauschen können, zu geringfügiger Natur, als daß sie auf ihre innere Entwicklung von nennenswertem Einfluß sein oder den Charakter der Isolierhaft beeinträchtigen könnten, auf den wir noch mit einigen Worten eingehn müssen.

(Schluß folgt)



Das Nackte in der Kunst

Betrachtungen eines Laien



Der heutzutage Wert und Wirkung des Nackten in der Kunst einer öffentlichen Besprechung unterzieht, darf sich nicht verhehlen, daß er eine Frage behandelt, die den Kunstverständigen von Beruf schon längst nicht mehr als Frage gilt. Dennoch gehört sie zu den Gegenständen, die den menschlichen Geist immer von neuem beschäftigen werden. Wem es darum gelingt, den unmittelbaren Eindruck der künstlerischen Darstellung des Nackten aufzufangen und festzuhalten, dem ist auch der Versuch erlaubt, sich und andern von diesem Eindruck Rechenschaft zu geben. Hält er sich nur getreu an seine wirklichen Empfindungen, so braucht er den lauten Widerspruch vorgefaßter Meinungen nicht zu scheuen. Gegen gelehrte und gegen ungelehrte Besserwisser getröstet er sich des Zuspruchs unsers Goethe, dem sie auch nicht hold waren:

> Den Sinnen hast du dann zu trauen,
> Kein Falsches lassen sie dich schauen,
> Wenn dein Verstand dich wach erhält.

1

Bevor wir das Nackte in der Kunst auf seine Wirkungen untersuchen, werden wir uns darüber verständigen müssen, welche Vorstellungen wir mit dem Begriff des Nackten verbinden. Das Wort nackt bezeichnet einen menschlichen Zustand. Nackte Tiere oder nackte Dinge gibt es nicht, weil es keine bekleideten Tiere oder Dinge gibt.

Heißt also nackt soviel wie unbekleidet?

Es wäre dann nicht verständlich, welches Sprachbedürfnis neben der negativen Wortbildung unbekleidet noch das positive nackt hervorgebracht hat; nicht erst und nicht allein in Deutschland, sondern in den europäischen Kultursprachen überhaupt, auch schon in denen des Altertums.

Folgen wir dem Sprachgebrauch; er führt uns schrittweise vorwärts.

Wir sprechen von nackten Armen und nackten Füßen, von nackten Schultern und nackten Leibern, aber niemals von nackten Händen oder nackten Wangen. Offenbar deshalb, weil wir im täglichen Leben Hände und Wangen unbekleidet sehen, Füße und Schultern dagegen bekleidet.

Nackt verhält sich hiernach zu unbekleidet wie der engere Begriff zum weitern. Alles Nackte ist unbekleidet, aber nicht alles Unbekleidete ist nackt. Das negative Äquivalent von nackt heißt nicht unbekleidet, sondern entkleidet oder entblößt.

Nackt nennen wir die Erscheinung entkleideter menschlicher Körperteile, die wir im Verkehrsleben gewohnt sind, bekleidet zu sehen.

2

Eine bekannte Eigentümlichkeit des Nackten ist mit dieser Begriffsbestimmung ohne weiteres erklärt: der Reiz des Nackten.

Aller Reiz ist nicht eine dauernde, sondern eine vorübergehende Wirkung. Reizen kann uns im angenehmen wie im unangenehmen Sinne nur ein ungewohnter, mehr oder weniger plötzlicher Eindruck. Reizende Berührungen finden also niemals zwischen ruhenden Kräften statt; wo immer sie auftreten, sind sie die Folge von Bewegungen und Veränderungen. Es ist nicht notwendig, daß diese Bewegungen und Veränderungen an dem reizenden Gegenstande vorgehn; sie können auch an dem gereizten Subjekt stattfinden. Wer eine hohe Düne betritt und zu seinen Füßen das bis dahin verdeckte Meer erblickt, wer um eine Straßenecke biegend den Straßburger Münster vor sich sieht, der empfängt einen plötzlichen und gewaltigen Eindruck, nicht weil das Meer oder der Dom an ihn, sondern weil er an sie herangetreten ist.

Den Reiz des Nackten empfinden wir bei dem Anblick menschlicher Gliedmaßen, an deren hüllenlose Erscheinung wir nicht gewöhnt sind, weil wir im täglichen Leben nicht sie selbst mit ihren wirklichen Farben und Linien sehen, sondern an ihrer Stelle Stoffe wahrnehmen, die von den Farben des Menschenleibes nichts und von seiner Gestalt nur andeutende Umrisse wiedergeben.

Es ist der allgemeine Reiz des Ungewohnten, aus dem wir uns den Reiz des Nackten erklären müssen. Jede Nacktheit berührt uns zuerst überraschend; ähnlich wie etwa der Anblick von Blut, das ja ebenfalls unsrer unmittelbaren Wahrnehmung gewöhnlich entzogen ist.

Gefärbt wird dann die reine Überraschung durch den bekannten — wenn auch darum noch lange nicht erklärten — Vorgang der Ideenassoziation. Das aufnehmende Sinneswerkzeug war noch unbefangen, aber in unsrer Seele ruft das aufgenommene Bild Erinnerungen und Vorstellungen wach, die nun ihrerseits auf den Leib zurückwirken und unsre Nerven in Tätigkeit setzen. Beide

Übertragungen vollziehen sich ohne eine Beteiligung unsers Willens mit der blitzartigen Schnelligkeit jeder Reflexbewegung.

Nicht nur das Bewußtsein hat ein Gedächtnis; auch der Leib hat das seinige. Der Anblick fremden Blutes ruft unwillkürlich in unser leibliches Gedächtnis das schmerzhafte Gefühl zurück, das wir empfanden, als wir unser eignes Blut fließen sahen; sie erweckt in uns die häßliche Vorstellung von einer naturwidrigen Unterbrechung der zusammenhängenden Oberfläche des Körpers, von einer schädlichen Störung seiner Verrichtungen. Unter dem Eindruck eines starken Blutergusses können diese ungerufnen Bilder in dem Zuschauer Empfindungen der Furcht und des Schreckens erregen, die sein seelisches und sein leibliches Gleichgewicht aufheben, sodaß er die Farbe wechselt, zu zittern anfängt, wohl gar in Ohnmacht fällt, ohne daß ihm selbst ein Leides zugefügt wäre. In unserm Innern also empfängt die an sich weder angenehme noch unangenehme Wirkung des Ungewohnten die Willensfärbung einer entschiednen Unlustempfindung.

Auf unser Auge wirkt auch der Anblick des Nackten nur mit dem neutralen Reiz des Ungewohnten; aber in unsrer Seele ruft er Vorstellungen wach, die unser Blut in Wallung bringen. Ohne daß wir es hindern können, steigen sie aus dem dunkeln Grunde des großen Lebenstriebes auf, der allen störenden und zerstörenden Gewalten zum Trotz die Arten erhält. Der hinzutretende Einfluß dieser Vorstellungen verleiht dem farblosen Eindruck der Überraschung den ausgesprochnen Charakter eines mehr oder weniger starken Lustgefühls.

Die Wirkung des Nackten im Leben enthält demnach zwei Bestandteile, die an sich verschieden sind, aber in ihrer Vereinigung einander steigern: erstens den Reiz des Ungewohnten und zweitens den Reiz des Sinnlichen.

Dabei muß vorweg dem Irrtum begegnet werden, daß der nackte Manneskörper und der nackte Frauenkörper auf Angehörige des andern Geschlechts mit gleicher Stärke wirkten. Sondern wie die einzelne Fortpflanzung den weiblichen Organismus weit nachhaltiger und vollständiger in Anspruch nimmt als den männlichen, ebenso nehmen auch die zu dieser Aufgabe bestimmten Werkzeuge einen ungleich breitern Raum in dem Gesamtorganismus des Weibes ein als in dem des Mannes — ein wesentlicher und unabänderlicher Unterschied der beiden menschlichen Geschlechter, dessen weittragende Konsequenzen von den männlichen und den weiblichen Vorkämpfern der Frauenbewegung beharrlich übersehen werden. Mit sicherm Instinkt hat dagegen die Sitte zivilisierter Völker dieser Tatsache von jeher Rechnung getragen, indem sie für das Weib eine Kleidung erfand, die seine natürliche Erscheinung durchaus verändert, während so weitgehende Verhüllungen der männlichen Gestalt von derselben Sitte niemals für nötig gehalten wurden.

Von den beiden Ursachen, die, wie wir sahen, in der besondern Wirkung des Anblicks lebendiger Nacktheit zusammentreffen, dem Reiz des Ungewohnten und dem Reiz des Sinnlichen, zeigt sich hiernach weiter, daß beide der weiblichen Nacktheit in höherm Grade eigen sind als der männlichen. Die enthüllte Gestalt des Weibes wirkt überraschender als die enthüllte Gestalt des

Mannes, weil sie im täglichen Verkehr viel undeutlicher wahrgenommen wird; und zugleich reizt der weibliche Körper die Sinnlichkeit des Mannes stärker als der männliche die Sinnlichkeit des Weibes, weil der weibliche Körperbau in unmittelbarer und einseitiger Weise auf die geschlechtlichen Aufgaben hinweist, während das für den Körper des Mannes in keinem Sinne zutrifft.

Soviel über den Eindruck des Nackten im Leben. Wir müssen jetzt untersuchen, ob die künstlerische Darstellung des Nackten wesentlich anders wirkt.

3

Auch die täuschendste Nachbildung einer nackten Menschengestalt in Stein und Farbe wird in dem Beschauer niemals dieselben Gefühle wachrufen wie der nackte Körper eines lebendigen Menschen. Halten wir uns an die beiden Bestandteile der Wirkung des Nackten, so ist weder der überraschende Abstand von einem gewohnten Anblick hier wie dort derselbe, da wir die Urbilder nackter Darstellungen in der Regel nicht von Angesicht kennen; noch vermag jemals das Bildnis eines Menschen denselben Sinnenreiz auszuüben wie der leibhaftige, lebende Mensch. Das ist doch Fleisch von meinem Fleisch und Bein von meinem Bein, läßt die biblische Schöpfungsgeschichte den Menschenvater bei dem Anblick seiner Gefährtin ausrufen. Auf diesem doppelten: derselbe Stoff und andre Gestalt, beruht die dauernde Trennung der Geschlechter wie ihr unabänderliches Zusammenstreben. Das künstlerische Bildwerk, gleichviel ob Skulptur oder Gemälde, kann die Gestalt überzeugend vor unser Auge stellen, aber nicht in demselben Maße den Stoff. In der Ausscheidung des stofflichen Elements und in der Darstellung der vom Stoffe losgelösten Gestalt besteht ja das Wesen aller Kunst. Das Auge des Künstlers fängt die Umrisse und Flächen, die Licht- und Farbenwirkungen eines Körpers, den Rhythmus einer Bewegung auf; von seinem Auge geführt zieht seine Hand behutsam und entschlossen das festgehaltene Bild in irgend einer leblosen Masse nach. So streift er die Gestalt von ihrem Körper ab und vollbringt damit ihre Befreiung von dem gebrechlichen Stoffe, mit dem sie in der Wirklichkeit verwachsen ist. Ohne jeden stofflichen Träger kann sie freilich auch jetzt nicht bestehn. Denn die Kunst ist eine Frucht des menschlichen Geistes und kann den Zusammenhang mit ihm nicht verleugnen; wie er selbst, bedarf auch das Kunstwerk eines Leibes. Nur begnügt es sich mit einem beliebigen leblosen Stoff — Stein oder Leinwand —, der für sich selbst nichts bedeutet, der deshalb in dem Bilde, zu dem er gebraucht worden ist, aufgeht und an seiner Wirkung auf den Beschauer keinen Teil hat. Das Bild behauptet also über den geringern aber dauerhaftern weil unorganischen Stoff, aus dem es verfertigt ist, ein viel entschiedneres Übergewicht als die Erscheinung eines Stücks Wirklichkeit über die Körper, an denen sie wahrgenommen wird; seien es nun Menschen, Tiere, Pflanzen oder eine Landschaft in der Zusammenfassung des auf ihr ruhenden Blickes.

Diesem unvergleichlichen Mehrwert gegenüber ihrem stofflichen Träger verdankt die Gestalt im Kunstwerk ein freieres, selbständigeres Dasein, als ihrem körperhaften Urbild erreichbar ist. In der wirklichen Welt, der Welt

des Raumes und der Zeit, ist die Gestalt dem Körper untertan: an ihm entsteht sie, mit ihm vergeht sie. Hat sie aber die Seele eines Künstlers durchlaufen und aus seiner Hand eine neue Verkörperung empfangen, so ist das Verhältnis umgekehrt: die Erscheinung ist nun alles; der Stoff liegt hinter ihr. Auch ihre Fortdauer ist von ihrem neuen Körper unabhängig, weil dessen Beschaffenheit und relative Wertlosigkeit jede beliebige Vervielfältigung ermöglicht. Menschen und Dinge erlangen in ihrem gemalten oder gemeißelten Bilde eine an Unvergänglichkeit streifende Fortdauer; erneuert doch das Bild, wenn auch in abgeschwächtem Maße, den Eindruck ihrer Erscheinung noch auf jeden Betrachter, wenn ihre Körper längst in Staub zerfallen sind.

In dieser Umkehrung des der Wirklichkeit eignen Verhältnisses zwischen Gestalt und Körper oder Form und Stoff zugunsten der Gestalt entfaltet sich, aber erschöpft sich auch alles künstlerische Vermögen. So wenig wie die Wirklichkeit einen Stoff ohne Form, bringt die Kunst eine Form ohne Stoff hervor. Was sie von der Wirklichkeit, was ihre Darstellungen von den dargestellten Gegenständen unterscheidet und über sie erhebt, ist nicht die Ausbildung einer stofflosen Form, sondern die Ergreifung der Erscheinung ohne den besondern Stoff, an den sie in der Wirklichkeit gebannt ist, und ihre Wiederholung mit Hilfe eines beliebigen untergeschobnen Stoffes, der nur ihr stummer Träger ist und ihre reine Wirkung kaum noch beeinträchtigt.

Wir sehen also, eine stofflose Form ist dem Menschen unzugänglich, und eine stofflose Kunst kann es nicht geben. Nun ist es aber ein unverbrüchliches Naturgesetz, daß anziehend wie abstoßend nur Gleichartiges auf Gleichartiges wirkt, Ungleichartiges dagegen unvermittelt nebeneinander lagern kann, ohne daraus den Anreiz zu einer Annäherung oder einer Entfernung zu empfangen. Stoffliche Wirkungen gehn deshalb nur von Stoffen aus, und geistige nur von Formen. Die Wirkung eines Kunstwerks, und wäre es das vollendetste, kann demnach niemals eine rein geistige sein; immer wird ihr, wie dem Kunstwerk selbst, ein Zusatz anhaften. „Uns bleibt ein Erdenrest, zu tragen peinlich, und wär er von Asbest, er ist nicht reinlich.“ Wir können die Wirkung des Stoffes in der Kunst nicht missen, und wir möchten sie auch nicht missen. Es tut wohl, wenn uns aus dem gemalten Waldidyll etwas wie Waldodem anweht, wenn wir vor dem Gemälde oder bei der Schilderung eines Seesturms die frische feuchte Salzluft an unsrer Wange zu spüren glauben, oder wenn bei dem Anblick eines gemalten Reiterangriffs in unserm eignen Innern eine Anwandlung von wildem Kampfeszorn aufsteigt. Je gesünder und je kräftiger der Organismus des Beschauers ist, um so stärker werden sich solche Empfindungen in ihm regen. Wir sind einmal keine Geister.

Verwerten wir diese allgemeinen Wahrheiten zur Beantwortung der Frage, inwieweit der Reiz lebendiger Nacktheit auch dem Nackten in der Kunst zu eigen ist, so werden wir sagen dürfen, daß er im Kunstwerk um soviel schwächer auftritt, wie es an stofflicher Wirkung dem lebenden Körper nachsteht. Und wenn damit freilich festgestellt ist, daß der stoffliche Reiz des Nackten im Bilde nicht an den im Leben heranreicht, so erweist es sich doch zugleich als unmöglich, ihn zu übersehen und als einzige Wirkung des Nackten

in der Kunst das ästhetische Gefallen am Schönen gelten zu lassen. Ja, wir dürfen stark vermuten, daß von allen künstlerischen Werken die Darstellung des Nackten am meisten der Gefahr eines Übermaßes an stofflicher Wirkung ausgesetzt ist, da ihr Gegenstand im Beschauer den Trieb berührt, der das natürliche Empfinden aller gesunden Menschen während der längsten Zeit ihres Lebens am tiefsten erregt.

Bei näherer Betrachtung entdecken wir also in den Wirkungen der lebendigen Nacktheit und der dargestellten Nackheit eine weitgehende Gleichartigkeit, die darin ihre Ursache hat, daß die Form, d. h. die Darstellung, nicht imstande ist, den stofflichen Reiz des nachgebildeten Körpers ganz zu unterdrücken. Und sicher sind in dieser stofflichen Wirkung des Nackten im Kunstwerk dieselben Elemente tätig, die schon in dem besondern Eindruck lebendiger Nacktheit unterschieden wurden: der Reiz der Überraschung und der Reiz des Sinnlichen.

4

Ein Unterschied besteht zwischen den Eindrücken wirklicher Nacktheit und künstlerischer Darstellungen des Nackten nur insofern, als in den Wirkungen der lebenden Nacktheit auf die meisten Menschen eine sinnliche Erregung vorherrscht, die dem geistigen Vorgange der Befruchtung des Schönheitssinnes nur eine spärliche Entfaltung vergönnt. So gestaltet sich das Verhältnis fast überall, wo nicht abstumpfende Gewöhnung als verwirrende Zufälligkeit dazwischen tritt. Künstlerische Darstellungen des Nackten dagegen — mit den unkünstlerischen haben sich diese Zeilen nicht zu befassen — sprechen durch ein unverbildetes Auge in vernehmlicher Weise zu dem Geist des Beschauers, auch wenn sie seine Sinnlichkeit nicht unberührt lassen. Hier findet also immer eine geistige Formenwirkung statt, die dort nur in der Minderzahl der Fälle und nicht mit Notwendigkeit eintritt.

Ausdrücklich abzuweisen ist jedoch nach dem Ausfall unsrer Untersuchung die weitergehende Vorstellung, daß eine wahrhaft künstlerische Wiedergabe des Nackten einen von jeder sinnlichen Empfindung freien Eindruck hervorzubringen vermöchte. Diese oft vertretne Meinung verkennt das soeben geschilderte Wesen aller Kunst und die mit ihm gegebnen Gesetze des künstlerischen Schaffens. Wenn also darin die hauptsächliche Verschiedenheit zwischen der Abbildung des Nackten und seiner leiblichen Erscheinung gefunden wird, so sei hier noch einmal festgestellt, daß die stoffliche Wirkung des geschlechtlichen Sinnenreizes dem Nackten weder im Leben noch in der Kunst genommen werden kann. Gewiß ist sie wirklicher Nacktheit in höherm Grade eigen als der gemalten oder gemeißelten; aber dieser Unterschied zwischen den beiderseitigen Wirkungen ist eben nur ein gradueller, kein substantieller.

Auf der so gewonnenen Grundlage finden wir uns dann vor die weitere und wichtigste Frage gestellt, ob und unter welchen Bedingungen sich dennoch das Nackte zur künstlerischen Behandlung eignet.

Unzweifelhaft sind die geistige wie die stoffliche Wirkung der Kunst unendlicher Abstufung fähig: je nach der Natur der Betrachter, von denen der eine mehr für diese, der andre mehr für jene Seite eines Kunstwerks

empfänglich ist; und noch weit mehr nach der Beschaffenheit des Kunstwerks. Je vollendeter die künstlerische Behandlung eines Gegenstandes ist, je mehr also das stoffliche Element durchgeistigt, d. h. von der Form überwältigt ist — „darin besteht das eigentliche Kunstgeheimnis des Meisters, daß er den Stoff durch die Form vertilgt,“ sagt Schiller —, um so schwächer wird sich die eigentümliche Wirkung des Nackten fühlbar machen. Und nicht nur in der Ausführung betätigt sich die größere oder geringere Meisterschaft der künstlerischen Behandlung, sondern in hervorragender Weise schon in der Wahl des Gegenstandes. Wie viel gerade sie dazu beiträgt, die stoffliche Wirkung des Nackten zu steigern oder zurückzudrängen, weiß jeder Gebildete aus Erfahrung. Wenn auf Raffaels Gemälden Galatea das Meer durchzieht, Tages- und Nachtstunden zur Erde herniederschweben, die Bewohner des brennenden Borgo, aus nächtlichem Schlummer aufgeschreckt, ihr nacktes Leben retten, so ist die mehr oder weniger hüllenlose Erscheinung dieser Gestalten ein so ungesuchtes Zubehör der dargestellten Vorgänge, daß sie vom Beschauer kaum als Nacktheit empfunden wird. Wie eine Ohrfeige trifft sie ihn dagegen im Vordergrunde des Makartschen Bildes: Einzug Karls des Fünften in Antwerpen. In dem Rahmen einer Begebenheit der neuern Geschichte, inmitten eines Gewühls von Figuren in der Tracht des sechzehnten Jahrhunderts wirken die weißen Mädchenleiber im Mittelpunkt des Bildes, rein gegenständlich betrachtet, nicht wie Menschen sondern wie Fabelwesen. Dieser unmotivierte und darum harte und störende Kontrast ist für die ästhetische Beurteilung das Entscheidende; für sie ist es vollkommen gleichgiltig, ob tatsächlich dem einziehenden Kaiser entkleidete Mädchen vorausgeschritten sind oder nicht. Daß es geschehen ist, beweist noch nicht, daß es malerisch war. Daß es das nicht war, hätte ein unverdorbner Instinkt dem Künstler sagen müssen. Derselbe Zug aber, der den Kunstwert dieses Gemäldes beeinträchtigt, hat ohne Frage den Erfolg, die animalische Wirkung der nackten Gestalten zu verstärken. Von den bunten Gewändern ihrer Umgebung hebt sich ihre blendende Hautfarbe in aufdringlichster Weise ab; und noch entschiedner als der koloristische Gegensatz isoliert die historische Physiognomie dieser Umgebung den sinnlichen Reiz des Werkes. In einer mythologischen Szene würden dieselben Mädchengestalten weder so ins Auge fallen, noch so unzüchtig erscheinen wie in der volkreichen Straße einer deutschen Stadt an der Schwelle der Neuzeit. Eben die Eigenschaften also, die das Bild im ganzen entstellen, müssen den besondern Eindruck seiner nackten Figuren steigern. War es etwa diese Rücksicht, die den Künstler bei der Wahl seines Gegenstands leitete, so war allerdings seine Berechnung unanfechtbar.

Vielleicht ist das Beispiel nur um so beweiskräftiger, weil Makart kein Extrem bezeichnet. Unstreitig sind es die neuern Franzosen, die in der malerischen und bildnerischen Behandlung des unverhüllten Frauenkörpers, zum mindesten was die Quantität der Produktion betrifft, bisher und hoffentlich für alle Zeit die höchste Stufe erreicht haben. Um gerecht zu sein: nicht bloß durch die Quantität, sondern auch durch den virtuosen Realismus der Darstellung. Als vollzöge der Genius der Kunst ein Strafgericht für die be-

schränkten und gespreizten Zerrbilder des Schönen, mit denen sich dieses Volk seit zweihundert Jahren an dem guten Geschmack versündigt hat, läßt er es fast alle künstlerischen Fähigkeiten, die ihm noch geblieben sind, an die Verherrlichung der Dirne verschwenden. In der nie versagenden Erfindung von Vorwänden für dieses Motiv sind unsre Nachbarn unerreicht. Die Genügsamkeit, mit der sie ihre Einbildungskraft aus diesem einen trüben Brunnen speisen, ist ein lehrreiches kunstgeschichtliches Gegenstück zu der unerschöpflichen Ausbeutung und hingebenden Ausgestaltung des Madonnenbildes bei den Italienern der Renaissance. Dort das sichere künstlerische Gefühl dafür, daß im Umkreise der uns bekannten Erscheinungen die Palme der Schönheit dem erblühten und dennoch reinen Weibe gebührt, das Anmut und Hoheit am vollkommensten vereinigt; der jungen Mutter mit dem Kinde, als deren erhabenste Verkörperung „Marie die reine Magd“ erschien. Hier das ohnmächtige Haften einer erschöpften Phantasie an dem Gegenstande täglicher sinnlicher Erregung, der Aphrodite Pandemos. Wer die Zeichen der Geschichte versteht, wer Blüte von Verfall unterscheiden kann, der richtet durch den Lärm der Kritik und der Reklame hindurch den Blick auf solche Tatsachen und erkennt an ihnen den Hochstand oder den Tiefstand eines Kunstzeitalters so deutlich, wie der Schiffer seine Stelle im Ozean an den Gestirnen.

Mit ihren ganz oder halb entkleideten Dämchen erneuert die moderne Pariser Schule den fragwürdigen Triumph des griechischen Malers, dessen Fruchtstücke von Vögeln angepickt wurden; auch die Urbilder französischer Nacktheiten glaubt man zu kennen und leibhaftig vor sich zu sehen. Wer freilich die Aufgabe der Kunst nicht darin sieht, die Natur abzuschreiben und dieselben Gefühle wie sie noch einmal, nur abgeschwächt hervorzubringen, der entnimmt aus der öden Beharrlichkeit der Franzosen in dem Ausspinnen dieses einen Fadens nicht ohne eine Regung des Mitleids den pathologischen Befund, daß die offenbare und fortschreitende Unfruchtbarkeit dieses Volks auch vor seiner künstlerischen Schaffensfähigkeit nicht Halt gemacht hat.

5

An Makarts Gemälde fiel uns die gewaltsame Anbringung nackter Gestalten auf; aus der unverhohlnen Absichtlichkeit ihrer Einschaltung erklärten wir uns die Aufdringlichkeit ihrer malerischen Wirkung, die jeden unbefangnen Betrachter des Bildes stört. Diese Wahrnehmung enthält schon die Antwort auf unsre letzte Frage: ob und wann sich das Nackte trotz seiner stofflichen Wirkungen zur künstlerischen Behandlung eignet. Denn Makarts Fehlgriff ist nur die Bestätigung einer allgemeinen Wahrheit im gegebnen Fall; dem Künstler ist jeder Zug, jede Zutat, jede Besonderheit erlaubt, die durch seinen Vorwurf ausreichend motiviert ist.

Vollkommen motiviert ist die vorherrschende Nacktheit der antiken Skulpturen. Die heitern Göttergestalten, zu denen sich in der Einbildungskraft der Hellenen die Naturkräfte ihrer sonnigen Heimat verdichteten, konnten sich ihrem geistigen Auge kaum anders darstellen, als in natürlicher Gestalt. Die Alten selbst entledigten sich des Gewands bei zahlreichen Gelegenheiten ohne jede

Mitwirkung unsittlicher Absichten. Wer vermöchte sich den sterbenden Fechter oder den Diskuswerfer bekleidet zu denken?

Es war eine natürliche Folge andrer Sitten, andrer klimatischer Einflüsse und andrer Darstellungsmittel, daß schon die erste Blütezeit der bildenden Kunst im christlichen Europa, die Malerei des spätern Mittelalters, dem Nackten abgewandt war. Nahezu ihren gesamten Bedarf an Schilderungen des Nackten befriedigt sie in Darstellungen des heiligen Sebastian, wie er nackend an einen Pfahl gebunden den Märtyrertod durch Pfeile erleidet, und namentlich in der Vorführung des Sündenfalls. In beiden Vorwürfen wird also das Gesetz der Motivierung streng befolgt. Der Maler hätte ja gegen die Heilige Schrift verstoßen, wenn er Adam und Eva unter dem Baume des Lebens bekleidet hätte. Dieser naive Selbstbetrug genügte ihm wie seinem Publikum. Daß es ein solcher war, verrät uns die unverhältnismäßig große Zahl der Sündenfallbilder. Ihre ungezwungne Erklärung liegt in dem zufälligen Umstande, daß ihr Gegenstand in dem Stoffgebiet der damaligen Malerei fast der einzige war, der zur Wiedergabe des unverhüllten Menschenkörpers nötigte, also berechtigte. Denn darüber, daß eine ausgesprochne Neigung der Maler und der Bildhauer zur Schilderung des Nackten zu allen Zeiten bestanden hat, kann unter Freunden wie Gegnern dieser Neigung keine Meinungsverschiedenheit herrschen. In ihr begegnet sich das berechtigte Verlangen, an einem ebenso naheliegenden wie schwer zu meisternden Stoffe das künstlerische Darstellungsvermögen zu erproben und zu steigern, mit dem instinktiven Gefallen gesunder Menschen am Sinnlichen.

Von dem größten Bildner der Renaissance, von Raffael, war schon die Rede. Wer von dem Wesen des Genius die Ansicht hat, die seit Schiller und Carlyle unter Gebildeten allein noch möglich ist, die Ansicht nämlich, daß aus seinem Schaffen Gesetze abzuleiten sind, für den ist Raffaels Zurückhaltung gegenüber dem Nackten im höchsten Grade belehrend. An dieser geschichtlichen Tatsache zerschellen alle Deklamationen der Künstler und der Kunstgelehrten unsrer Tage, die uns einreden möchten, ein vollendeter Akt bezeichnete den Gipfel der bildenden Kunst. Raffaels Malerei beweist das Gegenteil. Wohl war auch ihm der nackte Menschenkörper ein Gegenstand unablässigen Studiums; auch er umhüllte seine menschlichen Gestalten erst, nachdem er sie nackt entworfen hatte. Aber er fühlte, wie es scheint, deutlicher als seine heutigen Kunstgenossen, daß die Notwendigkeiten der künstlerischen Werkstatt und die Ziele der Kunst nicht ein und dasselbe sind. Mit seiner Vollendung verläßt das Kunstwerk die Werkstatt, in der alles zurückbleibt, was zu seiner Herstellung nötig war.

Unmittelbar neben Raffael tritt in diesem Zusammenhang unser deutscher Meister Albrecht Dürer. Beide Künstler zeigen uns die Möglichkeit oder vielmehr die Tatsache vollster zeichnerischer und malerischer Beherrschung der menschlichen Erscheinung ohne Hervorhebung ihrer nackten Gestalt. Max Klinger nennt in seiner Schrift „Malerei und Zeichnung" (3. Auflage, S. 52) „das Studium und die Darstellung des Nackten das A und O jeden Stils." „Betrachten wir die Werke der besten Meister, sagt er, so finden wir, besonders

bei der Antike, schlagende Beweise für das Gesagte. Sie waren Meister des Gewandes, weil sie Meister der Körperformen waren.“ Darauf ist zunächst zu erwidern, daß mit der Antike alles und nichts zu beweisen ist. Ihre Vorzüge und Schwächen werden sich niemals wiederholen, so wenig wie die Umstände, die jene wie diese hervorgebracht haben. Davon wird noch des nähern zu handeln sein. Aber weiter: unter allen Malern, die je gelebt haben, hat es keinen größern Meister des Gewandes gegeben als Albrecht Dürer. Ob er diese Meisterschaft ausschließlich oder auch nur hauptsächlich seiner genauen Kenntnis des menschlichen Körpers verdankt hat, ob seine unerreichte Behandlung des Faltenwurfs auch dem besten Kenner dieses Körpers gelungen wäre, wenn er nicht wie Dürer die schweren und kostbaren Tuche der Nürnberger Kaufherren von Kindheit an vor Augen gehabt und seine Vorstellung mit ihren Eigenschaften vertraut gemacht hätte, das kann hier dahingestellt bleiben. Dürers Einsicht in den Bau und in die Bewegungen des menschlichen Körpers soll in keiner Weise verkleinert werden. Wenn aber Klinger eine unmittelbare Abhängigkeit der Beherrschung des Gewandes von einer häufig geübten Fertigkeit in der Wiedergabe des Nackten annimmt, so erscheint sein Standpunkt mit dem seltnen Vorkommen nackter Gestalten in Albrecht Dürers Werken nicht vereinbar. Denn nach Klingers ausdrücklicher Erklärung kommt es ihm nicht allein auf das Studium sondern vor allem auf die Darstellung des Nackten an; in beredten Worten beklagt er den unwürdigen Zustand, daß der Künstler von heute die unbeschränkte Nacktheit nur für sich selbst und für den engsten Freundeskreis nachbilden darf. Die Kunst Raffaels und Dürers hat unter solchem Zwange keinen Schaden gelitten. Sie macht durchaus den Eindruck, als hätten beide Meister ihn niemals als Zwang empfunden.

In Venedig aber, von dessen malerischem Schaffen Dürer nachwirkende Eindrücke mit sich über die Alpen nahm, kamen noch zu seinen Lebzeiten eine Vorliebe für die Darstellung des Nackten und eine neue Art seiner Behandlung auf, die von Raffaels keuschem Gleichmut ähnlich abstechen wie in Miltons Paradies die Lüsternheit des ersten Menschenpaares nach dem Sündenfall von seiner Unschuld vor dem Genuß der verbotnen Frucht. Wir begegnen dem Widerschein des reichen und prächtigen, des frohen und frechen Lebens in den italienischen Stadtrepubliken des sechzehnten Jahrhunderts. Männer und Frauen hüllten ihre blühenden Leiber in schwere Stoffe; das Auge der Maler schwelgte in leuchtenden Farben. Zwar haben auch die damaligen Venezianer noch nicht den Freimut der Modernen, das entblößte Weib nur als solches zu malen. Nach wie vor müssen die Bibel und die griechisch-römische Mythologie zu den Darstellungen des Nackten passende Vorwände hergeben. Aber die Behandlung der Stoffe läßt ihre Nebensächlichkeit für die malerische Absicht immer deutlicher hervortreten. Dem Hellenen bedeutete jedes Abbild der Aphrodite in Marmor oder Farbe die Göttin, der er Opfer brachte und Tempel baute. Wenn dagegen Tizian und seine Schüler die reife Schönheit ihrer Landsmänninnen in freier Natürlichkeit malten und alsdann ihren Bildern mythologische Namen beilegten, so entsprachen diese Benennungen nur einer naheliegenden Anstandsrücksicht; aber keinen aufmerksamen Betrachter vermag die Wahl des Namens darüber zu täuschen, daß die venezianische Venus mit einer

antiken Gottheit nichts gemein hat. Die Etikette paßt schlecht zum Inhalt. Und wieder bewahrheitet sich, was wir oben fanden: je ungezwungner sich die Darstellung dem Gegenstande anfügt, um so einheitlicher und künstlerischer ist die Wirkung. Galateas Nacktheit bleibt fast unbemerkt; an Tizians Pseudo-Venus, die sich auf venezianischem Polster in geschliffnem venezianischem Glase spiegelt oder von einem venezianischen Lautenspieler feiern läßt, an diesem Gemälde ist die Nacktheit der Hauptfigur das erste, was in die Augen fällt.

Unter den biblischen Stoffen, die für die Schilderung des Nackten in Frage kommen, treten zu jener Zeit Susanna und Magdalena neben Eva in den Vordergrund. Das Publikum war ja bibelkundig genug, sich bei dem Anblick der badenden Susanna ihrer Tugendhaftigkeit zu erinnern und vor dem Bilde der Magdalena ihrer Bußfertigkeit. Es war gewiß nicht die Schuld des Malers, wenn auf der Leinwand die verhängnisvollen Reize der Susanna sichtbarer wurden als ihre Ehrbarkeit, oder Magdalenas Schönheit bestechender wirkte als ihre Zerknirschung.

Mit dem Vordringen des fleischlichen Elements beginnt der Verfall der venezianischen Kunst. Die Höhenlinie der Malerei verläßt die sonnigen Gestade der Adria und wendet sich in scharfer Kurve nach der niederdeutschen Nordseeküste.

Wie Dürer verdankt auch Rubens einem Aufenthalt in Oberitalien und seiner Vertiefung in die dortigen Meisterwerke eine nachhaltige Befruchtung seines Schaffens; aber ebenso wie Dürer behauptet er diesem kräftigen Einfluß gegenüber seine volle künstlerische Eigentümlichkeit. Auch in der Behandlung des Nackten ist er ganz neu und selbständig. Er geht ihm nicht nach aber er geht ihm auch nicht aus dem Wege. Seine Schilderungen weiblicher Nacktheit zeigen weder die Zartheit und die Zurückhaltung Raffaels noch die heiße Sinnlichkeit der Venezianer. Sie atmen eine dreiste und derbe Natürlichkeit, die reiche Fülle des Lebens, das den Maler umgab und beseelte; vor allem aber spricht aus ihnen das beste Gewissen von der Welt. In der Unbefangenheit seiner Auffassung des Nackten nähert sich Rubens der Antike, aber freilich nicht in seiner nordischen Vorliebe für schwellende Körperfülle. Wenn unter dem Meißel des Atheners das griechische Mädchen zur Göttin wurde, geht umgekehrt aus Rubens Werkstatt Diana als vlämische Bauerndirne hervor.

Ein letzter Erneuerer hellenischen Natursinns in der Nachbildung des nackten Frauenkörpers ist der Schweizer Arnold Böcklin. Hellenisch ist jedoch auch bei ihm hauptsächlich die Bevorzugung der nackten Gestalt und die Freiheit von unkünstlerischen Absichten. Im übrigen haben seine Meer- und Waldnixen ebenfalls wenig mit der Antike gemein; es sind germanische Reflexe des hellenischen Geistes wie Goethes mythologische Fabelwesen im zweiten Teil des Faust.

(Schluß folgt)





Krauskopf



u den nicht eben zahlreichen Errungenschaften der Neuzeit, deren man sich ohne Aber und Jedoch freuen darf, gehört die Kenntnis der Seele des Kindes und das Verständnis für ihre Entwicklung. Liebe, und meist nicht sehr verständige, haben die kleinen Kinder ursprünglich nur bei den Müttern gefunden, denen sie die Natur einpflanzt. Gab der Mann ausnahmsweise Liebe kund, so bezog sich diese nicht auf das gegenwärtige, ihm unbequeme Geschöpflein, sondern auf das, was seine Selbstsucht von dessen Zukunft erwartete. Auch der pädagogisch angelegte Grieche wandte sein Interesse erst dem reifenden Knaben zu, mit dem er schon philosophieren konnte. Der göttliche Kinderfreund hat dann den unendlichen Wert der Seele des Kindes eingeschärft; aber jahrhundertelang hatte die von der Christenheit gehorsam angenommne neue Wertschätzung keine andre Wirkung, als daß die verantwortlichen Hüter voll Angst, das Kleinod möchte verloren gehn und samt ihnen der Hölle anheimfallen, die Kinder so früh wie möglich taufen ließen. Nur einzelnen Männern von zartem Gemüt, einem Anselm von Canterbury, einem Wolfram von Eschenbach, einem Victorin von Feltre waren Einblicke in die jungen Seelen vergönnt. Luther liebte die Kinder, sorgte sich sehr um ihre Erziehung und verstand mit ihnen zu reden. Aber erst das pädagogische Zeitalter ist methodisch in das verschlossene kleine Reich eingedrungen, wo alle edeln geistigen Gewächse keimen, und hat begriffen, was das zu bedeuten hat, daß das Kind der Vater des Mannes ist; in den letzten Jahrzehnten aber hat die Physiologie die psychologische Einsicht erweitert und vertieft, und die Familienblätter, die Zeitungen wimmeln von pädagogischen Unterweisungen, die im ganzen verständig und zutreffend ausfallen und wohl auch nicht ganz fruchtlos bleiben. Das Verdienst, die Entwicklung der Kinderseele in den Roman eingeführt zu haben, gebührt, so viel ich weiß, Dickens. In den letzten Jahren hat sich die Zahl seiner Nachfolger gemehrt, und unter andern Wildenbruch, die Ebner-Eschenbach, mehrere der durch Grunows Verlag bekannt gewordnen Novellisten, wie Reichenau (Aus unsern vier Wänden), Charlotte Niese, Bröndsted, Speck (in der Erzählung, die wir eben jetzt in den Grenzboten lesen), haben bedeutendes geleistet. Dazu erscheinen unzählige kleine Skizzen, die zeigen, wie weit verbreitet heute die Kunst ist, in dem so lange verschlossen gebliebnen Buche der Kindheit zu lesen.

So tief jedoch scheint mir keiner in das Geheimnis eingedrungen zu sein wie Hermann Wette, dessen Roman Krauskopf eben bei dem Verleger dieser Blätter herauskommt. Und ein ganz eigentümlicher Vorzug zeichnet

diese psychologische Studie aus. Nicht außerordentliche Schicksale oder furchtbare Leiden sind es, die unsre Teilnahme für den kleinen Helden erregen. Der krausköpfige Detmar Wecking wird weder von Zigeunern entführt, noch von einer bösen Stiefmutter oder einem ruchlosen Hauslehrer mißhandelt (die Püffe und Schläge, die er sich mitunter zuzieht, sind weder gesundheitschädlicher noch seelenmörderischer Art, sondern gehören zu der Gattung der stärkenden Lebenswürzen), noch wird er vorzeitig mit dem gräßlichen Latein geplagt, noch erduldet er Proletarierelend. Vielmehr wächst er als Kind wohlhabender und wohlwollender Eltern in einer ländlichen Freiheit auf, die durch Aufsicht nicht mehr als nötig beschränkt wird, besucht bis zum zehnten Jahre die in ihren Anforderungen sehr bescheidne Dorfschule und erfreut sich einer nur zweimal von Zufällen gestörten guten Gesundheit. Dennoch erhalten uns seine kleinen äußerlichen und innerlichen Erlebnisse beständig in Spannung, und wie er einem Jesuwider in die Hände fällt, der sein Seelchen mit Gewissensängsten foltert, da bangen wir nicht weniger lebhaft für ihn als etwa für den von Verbrechern geraubten Oliver Twist.

Die innern Erlebnisse sind nämlich vorherrschend religiöser Art. Der Kleine wächst im frommen Münsterlande auf, und — das ist nun das zweite Besondre an diesem Buche — der Verfasser führt uns die Haupttypen katholischer und einen Typus protestantischer Frömmigkeit vor; nicht Karikaturen, nicht Phantasiebilder, sondern nach dem Leben gezeichnete oder vielmehr nicht gezeichnete, sondern von seiner Kunst neubelebte Gestalten. Da haben wir den Bauern, dessen mit gediegner Selbstsucht gepaarte Religion dem aufgeklärten Beschauer zwar als ein grober Aberglaube erscheint, ihm selbst aber ein unentbehrlicher Stab für die mühselige irdische Pilgerfahrt ist. Da haben wir den verständigen und rechtschaffnen Kaufmann Hermann Wecking, Detmars Vater, der kirchliche Gläubigkeit mit einem für sein Geschäft und zum wohltätigen Wirken ausreichenden Maße weltlicher Bildung verbindet. Als ihn einmal der Verlust von zehntausend Talern zum Grübler zu machen droht, da rettet er sich beizeiten auf den festen und sichern Grund seines Seelenfriedens zurück: die Gewohnheit, über das Unerforschliche gar nicht nachzudenken. Da haben wir Nettchen, das Donnerwettermütterchen, in dem abergläubische Frömmigkeit und praktischer Verstand, Zornmütigkeit und schalkhafte Heiterkeit, gesunde Sinnlichkeit und ehrbare Zucht samt Wirtschaftlichkeit zu einem Ganzen verschmolzen sind, das durch seine Drolligkeit erfreut und doch den Aufgaben der Gattin, Hausfrau und Mutter gewachsen ist; bei den echten Weckingsprößlingen wenigstens, die einen Puff vertragen; bei dem aus der Art geschlagnen, d. h. fein organisierten und genialen Detmar freilich würde die unerleuchtete Pädagogik der wackern Frau Unheil anrichten, wenn nicht in jedem kritischen Augenblick ihr Schwager, der Ohm Doktor oder Patohm, als Schutzengel eingriffe. Da haben wir den Pastor Wiemer, den idealen katholischen Geistlichen, der kindliche Frömmigkeit mit so viel praktischem Verstande vereinigt, als er für andre braucht — zum Wohltun und zur Erfüllung seiner Pflichten —, und dessen Orthodoxie sich darauf beschränkt, daß kein Zweifel die Unbefangenheit seiner Herzensreligion stört. Da haben wir sein

Widerspiel, den in einem Jesuitenkonvikt erzognen Kaplan Henri Sauvage, einen beschränkten Kopf kammerdienerlicher Herkunft und bedientenhaften Sinns, der seiner geistlichen Richtung nach ein ehrlicher Fanatiker und finstrer Zelot ist. Den Bekehrungsüchtigen schlägt das einemal Mutter Nettchen mit einem nackten Badebüblein, das andremal Vater Hermann mit einer dröhnenden Lache und der boshaften Erinnerung an seine Abstammung in die Flucht. Mit seiner Charakteristik hat sich Wette ein Verdienst erworben. Die Gefahren der jesuitischen Frömmigkeit liegen nicht dort, wo sie die Graßmänner zeigen, aber sie sind vorhanden, und eine dieser Gefahren tritt uns hier vor Augen, die als Tradition aus der Zeit der von Jesuiten geleiteten Gegenreformation auch in solchen stockkatholischen Gegenden fortbesteht, die in all den vier Jahrhunderten niemals einen Jesuiten zu sehen bekommen haben. Ich meine den verderblichen Unfug, daß zehnjährige Kinder auf die Seelenfolter der Gewissenserforschung gespannt und in den Beichtstuhl geschleppt werden. Das geschieht nicht, wie die Graßmänner verleumderisch behaupten, in böser Absicht; es geschieht aus ehrlicher Überzeugung und in reiner Absicht. Aber die Absicht entspringt aus dogmatischen Irrtümern, und die Überzeugung beruht auf einer falschen Psychologie. Die feiner organisierten Kinder macht die Folter seelenkrank; die gröbern Naturen empfinden sie zwar nicht, werden aber durch den vorzeitigen Gebrauch eines nur in höhern Lebensaltern und in besondern Fällen angezeigten Heilmittels gegen alle geistigen Einwirkungen abgestumpft und zur heillosen Gewohnheit einer rein äußerlichen und mechanischen Frömmigkeit gedrillt. Ich bin sonst grundsätzlicher Gegner jeder Einmischung der Staatsgewalt in das religiöse Gebiet, sage aber doch in Beziehung auf diesen Unfug: die Regierung sollte ihn verbieten und keine Übertretung des Verbots dulden; sollte die Beichte nicht früher erlauben als nach vollendetem dreizehnten Lebensjahr und nicht öfter als einmal vor der ersten Kommunion, die um das vierzehnte Jahr herum bei der Entlassung aus der Schule zu spenden ist. Auf den höhern Lehranstalten können beide Akte gleich der evangelischen Konfirmation bis zu der Zeit der Verstandesreife verschoben und etwa in das sechzehnte Lebensjahr verlegt werden.

Dann haben wir den Magister Roß, den Lehrer der Oberklasse, der, im übrigen ein brauchbarer Schulmeister, zeitlebens von Gott und dem Teufel, wie er meint, nach zwei Seiten auseinandergerissen, zwischen Höllenfurcht und Fleischeslust einherschwankt, und der den kleinen Ketzer Detmar, weil er den schlauen Erzvater Jakob entrüstet einen ganz gemeinen Hund geschimpft hat, dem Jesuwiderchen Sauvage in die Kur gibt. Wir haben des Magisters Töchterlein, die kleine altkluge Toni, die, echt jesuitisch, den ehrlichen Detmar zu tausendeinhundert Jahren Fegefeuer verurteilt, den Freiherrnsohn aber nur zu sieben Monaten, weil er seinen Eltern Geld stiehlt, um dem Beichtmütterchen Schokolade zu kaufen. Wir haben Rossens Schwager, den unter die westfälischen Blondköpfe verschlagnen schwarzlockigen Kesselflicker Zingaro, einen Burschen von hellem Kopf und gutem Herzen, der mit seinen spaßhaften Einwürfen den Höllenfurcht predigenden Signore Schwager nicht wenig ärgert, denn er hat den katholischen Rummel gründlich verachten und verspotten ge-

lernt — in Italien, wo sie alle getauft sind, wo alle alles glauben, auch das allerdümmste, wo sie gegen jedes Leid einen andern Padrone anrufen und am inbrünstigsten beten, wenn sie sich übernatürliche Hilfe zu einer Schandtat wünschen. Wir haben das heuchlerische, schmeichlerische, schmarotzende Küsterehepaar, das der vierbeinige Freund des ahnungslosen Pastors, der gelehrte Pudel Strumpel, entlarvt, und noch ein Dutzend männliche und weibliche Käuze — darunter einen strauchelnden Engel —, deren jeder eine andre Schattierung der Frömmigkeit darstellt. Wir haben vor allem den Onkel Doktor, den Doktor Ekstatikus, wie ihn der seraphische Pastor nennt, der zwar ein arger Ketzer, aber trotzdem in seiner Gottinnigkeit ein treuer Sohn der Kirche und grimmer Feind aller materialistischen Stoffpintscher, ungläubigen Totengräber des Gottesgefühls und pessimistischen Zärtlinge ist. Über sein Familienelend erhebt er sich mit den Fittichen poetischer Begeisterung und tröstet er sich mit vielseitiger Schutzengel- und Heiltätigkeit, verschmäht aber weder einen fetten Bissen noch einen guten Rotwein als Heizmaterial für sein göttliches Feuer. Wir haben zum Schluß seine durch die konfessionelle Scheidewand auf immer von ihm getrennte alte Liebe, die schöne und edle protestantische Pantheistin Johanna, die ihm den Kopf wäscht, weil er den Pfaffen hilft, Detmars Kinderseele mit phantastischer religiöser Metaphysik vollzustopfen, statt dafür Sorge zu tragen, daß dem Knaben nützliche Kenntnisse beigebracht werden, und daß er endlich einmal neben dem Himmelreich und dem Papste auch sein Vaterland und seinen König kennen lerne.

Wenn wir Johannas Brief an den Doktor lesen, glauben wir, nun enthülle der Verfasser sein Herz; er habe uns die verschiednen Arten katholischer Frömmigkeit nur gezeigt, um sie alle, auch die reinsten und edelsten, zu verwerfen und sich zu dem Glauben zu bekennen, daß einzig im Protestantismus des deutschen Volks Heil liege. Aber wenn wir darauf des Doktors Verteidigung seines katholischen Glaubens vernehmen, werden wir wieder irre. Will der Verfasser Johannas Glauben predigen, oder lehrt er, daß beide Konfessionen berechtigt seien, die eine sich nur vom Aberglauben und der Jesuwiderei, die andre vom hochmütigen und dummen Unglauben zu reinigen habe? Vielleicht erfahren wir es in der verheißenen Fortsetzung, die in den von Johanna vorausgesagten Kulturkampf hineinführen wird. Das vorliegende Buch erzählt Detmars Leben nur bis zu seinem zehnten Jahre.

Da Wette ein echter Dichter ist, so bedarf er keiner Tendenz. Es wäre also wohl möglich, daß er gar keine Tendenz hätte — abgesehen von der Tendenz, die Leser zu erfreuen und zu erheben — und nur eben die Wirklichkeit, und zwar die Wirklichkeit eines westfälischen Dorfes darstellen wollte, womit er übrigens Nutzen genug schaffen würde, mehr als mit irgend einer bewußten Tendenz, wenn ihm die Kraft, die Wirklichkeit darzustellen, fehlte. Über diese Kraft aber verfügt er zum Glück in hohem Grade, und auch an der Echtheit der Lokalfarbe wird kein Leser zweifeln. Die Färbung verstärken prächtige Lieder und Sprüchlein, teils aus dem Schatze der Volkspoesie, teils Kunstprodukte des Doktors. Ein solches, für den Ort seiner Bestimmung außerordentlich passendes, läßt dieser dem zweijährigen Patenkinde in die

ersten Höschen einsticken, die er seiner Gewohnheit nach mit einer feierlichen Rede überreicht. Von einem der Volkslieder: Bur, holl stur! lautet die erste Strophe:

Min Fell is grof,
Min Härt is fin,
Ik mögg üm alls
Nich anners sin!

Auf der zweiten Seite schreibt der dem Publikum als Erzähler noch ganz unbekannte Autor — er hat bisher nur Gedichte und Dramatisches veröffentlicht — von seinem Buche: „Es ist ein volkstümliches Buch, denn was es enthält, es wurzelt im ureignen Wesen des deutschen Volks. Es ist ein ernstes Buch, es ist ein heiteres Buch. Ja beim Krauskopf kann man lachen, herzlich lachen, wenn man das Lachen noch nicht gänzlich verlernt hat. Und reine Luft weht dort. Reine Luft aber und herzliches Lachen, sie tun dem Menschen so gut, sie sind ihm gesund." Ein bißchen kühn, sagt sich der kritische Leser zunächst wohl; aber nicht im mindesten aufgeschnitten, fügt er hinzu, wenn er mit der letzten Seite fertig ist. Es ist ein köstliches Buch.

Carl Jentsch



Zwei Seelen

Ein Lebensbild von Wilhelm Speck

(Fortsetzung)

11



rübe Wolken hingen am Himmel, das Korn war abgemäht, und der Wind fuhr über die Stoppelfelder, als ich zum zweitenmal an die Gefängnispforte anklopfte. Diesesmal verlief mein Gefangnenleben anders, als das vorigemal, da die Verletzung, die ich beim Sturz erlitten hatte, nicht heilen wollte. Ich mußte mich darauf einrichten, mit einem lahmen Bein durch das Leben zu humpeln. Man nahm mich sogleich ins Lazarett auf und behandelte mich mehr als einen Kranken, als einen Gefangnen. So verlief meine Zeit ohne besondre Erlebnisse, und doch wurde auch in diesen stillen Tagen, in denen ich nur hinnehmen, nicht aber etwas eignes tun konnte, an dem weichen Ton geformt, aus dem sich das, was ich zu werden bestimmt war, langsam entfaltete. Ich machte eine Bekanntschaft, die für mein weiteres Leben von verhängnisvoller Bedeutung wurde.

Wir lagen in einem geräumigen Saale, der lang und schmal, mit einer hellen Ölfarbe gestrichen und von unbeschreiblicher Nüchternheit war. Auch von außen her kam nichts freundliches herein, die untern Scheiben waren geblendet, und wenn wir uns aufrichteten, so übersahen wir nur ein begrenztes Stück grauen Himmels und sahen die Wolken kommen und gehn. Die schönen sonnigen Tage waren vorüber, die Schwalben waren heimwärts gezogen, und die Blätter fielen.

Es standen fünf Betten nebeneinander im Saale, die sämtlich belegt waren. Meine Leidensgefährten waren wenig zugängliche Menschen, und ich selber in keiner mitteilsamen Stimmung. So hörte man nur wenig Worte. Jeder war mit sich selbst beschäftigt, und langsam schlichen die Stunden hin, unterbrochen nur von

den Schlägen einer Glocke, die unser Dasein regelte. Wir hatten Bücher, aber selten beschäftigte sich einer lange damit. Man blätterte ein wenig und legte dann das Buch auf die Decke vor sich hin, griff nach einer Weile wieder danach, sah da und dort hinein und warf es wieder verdrossen zur Seite. Und man war froh, wenn die Nacht kam, und man schlafen konnte.

Ich lag in einer Ecke des Zimmers. Mein Nachbar war ein alter Mann, wohl über die siebzig hinaus, mit einem hagern Gesicht, schwerhörig und immer verdrossen. Er hielt die Beamten sämtlich für Spitzbuben, fast schlimmer als seine Stubengenossen, und stöhnte in einem fort über das armselige Leben, obwohl er jetzt weit behaglicher daran war als jemals in seinem Leben. Denn er war zwar ehedem ein Mann von leidlichem Auskommen gewesen, aber er hatte sich nie etwas gegönnt, vielmehr alles, was er erworben hatte und hatte zurücklegen können, in irgend einem Winkel verscharrt, mit der Absicht, sich mit dem Häuflein Geldes, wenn es erst die nötige Höhe erreicht hätte, ein besondres Gütchen anzutun, und er hatte also sein ganzes Leben trocken Brot gegessen, um am Ende die Wurst mit einemmal zu verspeisen. Dazu war er nun nicht gekommen, da mittlerweile ein Dieb das Nest mit den goldnen Eiern entdeckt und ausgehoben hatte. Wer der Schlaupeter gewesen war, war niemals herausgekommen; der Alte hielt jedoch an der Meinung fest, seine eignen Kinder hätten ihn beraubt, und so hatte er ihnen allen die Hölle heiß gemacht und ihnen das Leben verbittert, wogegen sie ihn wieder aufs knappste gehalten hatten und nach Herzenslust hatten hungern und darben lassen. Schließlich hatte er Gelegenheit gefunden, ein paar Taler, die in einer Schublade unter Strümpfen und Hemden verborgen gehalten wurden, zu erwischen und sich damit wenigstens einen guten Abend zu bereiten. Da waren seine Leute des ungenießbaren Alten, aus dem sich ohnehin nichts mehr herausziehen ließ, satt geworden und hatten ihn zur weitern Verpflegung dem Gefängnis überliefert. Hier benahm er sich in derselben unleidlichen Weise und wäre wohl, wenn dies angegangen wäre, längst weiter geschickt worden. Die dargebotnen Krankensuppen erklärte er für ungenießbar, löffelte sie jedoch bis zum letzten Tropfen aus und übernahm, wenn es irgend geschehen konnte, auch noch die Portion seines todkranken Nachbarn. Dieser war ein junger Mensch, blaß und still und mit großen traurigen Augen. Fast den ganzen Tag lag er in tiefen Gedanken, seufzte wohl einmal auf oder versuchte in den Briefen zu lesen, die er unter seinem Kopfkissen verwahrte. Die beiden andern, die mir am entferntesten lagen, habe ich kaum beachtet, sie blieben ein paar Tage, ruhten sich aus und machten dann andern Platz, die eben so schnell wieder weiterzogen. So verflossen die Tage.

Da wurden eines Nachmittags zugleich zwei neue Gäste bei uns eingeführt, ein uraltes Männchen mit einer Vogelphysiognomie und einem bissigen Charakter, das sich, sowie es nur sein Plätzchen erreicht hatte, gleichsam mit gesträubtem Gefieder umsah und nach allen Seiten hieb, und ein andrer junger Mensch mit einem Biedermannsgesicht, der in der höflichsten und artigsten Weise hereintänzelte, und dem man es auf den ersten Blick ansah, daß er eine unterhaltsamere Luft in unser Gefängnis bringen werde.

Er machte sich zunächst seine Lagerstatt sorgfältig zurecht, schob die Kissen hin und her, probierte dann, wie er nun liegen werde, und streckte sich, als er alles in der erwünschten Verfassung hatte, mit einem tiefen Seufzer behaglich aus. Nach einer Weile fuhr er wieder in die Höhe und fragte: Sagte jemand etwas? worauf er jedoch keine Antwort erhielt.

Wieder legte er sich zurück und ließ nur die Augen im Zimmer umherschweifen. Unten in der Stadt schlug eine Turmuhr.

Fünfe, zählte unser neuer unruhiger Gesellschafter und fuhr dann fort: Kinder, ist das aber gemütlich bei euch. Euch ist wohl aller Frohsinn eingefroren. Es ist aber auch kalt hier, hundekalt.

Es antwortete niemand, nur der Alte mit dem Vogelgesicht richtete sich im

Bett auf und sah ihn zornig an, als hätte er Lust, zu ihm hinüberzuflattern und ihm einen Schnabelhieb zu versetzen.

Der Behagliche ließ sich jedoch nicht zurückschrecken, sondern fing von neuem an: Ich störe offenbar. Na, nichts für ungut. Freiwillig bin ich nicht zu euch gekommen, wäre auch lieber wo anders und kann übrigens auch für mich sein. An Gedanken fehlt es mir Gott sei Dank nicht, hat es mir noch nie gefehlt, und wird es mir auch nie fehlen. Beschäftigen wir uns also mit uns selber!

Er schien damit auch einen Anfang zu machen, war aber wohl schnell am Ende angelangt, denn schon nach einigen Minuten fing er wieder mit uns an. Er wollte wissen, wer wir wären, und was wir begangen hätten, und woher wir stammten. Da kam er aber bös an. Das uralte Männlein geriet in einen Mordszorn, schlug mit den Armen um sich und schrie: Will denn der Lumpenhund nicht endlich sein verfluchtes Maul halten?

Ich wies auf den Schwerkranken hin, der sich seufzend auf die andre Seite gelegt hatte. Blitzschnell war unser neuer Gefährte, dessen Name Heinemann war, an dem Bett und bei dem sterbenden Menschen. Er besah ihn von allen Seiten und schüttelte dabei den Kopf. So so, also so sieht es mit dir aus, mein armer guter Bursch. Wie liegst du denn? Nicht wahr, schlecht? Und während er diese Fragen an ihn richtete, hob er die Kissen auf und bereitete dem Kranken eine bessere Lage. Dann legte er sich wieder in sein Bett und verhielt sich nun ruhig. Während er sich mit dem Kranken beschäftigt hatte, hatte ich ihn näher betrachten können. Er war ein Mann von mittlerer Größe und einer untersetzten Gestalt, die auf frühere behagliche Lebensverhältnisse schließen ließ. Er hatte ein rundes, bartloses Gesicht, eine starke Platte, die von zwei schwarzen Haarbüscheln wie von Teufelshörnchen an beiden Seiten überragt wurde, und gutmütige, wasserblaue Augen. Wie alt er sein mochte, ließ sich schwer sagen, es war unmöglich, aus diesem mit zahllosen Falten bedeckten Gesicht das richtige Alter herauszulesen; er konnte in den Fünfzigern stehn, war aber vielleicht auch jünger. Jetzt weiß ich, daß er damals kaum das vierzigste Jahr erreicht hatte. Wer ihn in Gedanken in das Treiben des freien Lebens hineinversetzte, der mußte sich ihn unbedingt mit einer weißen Weste und einem modischen Röckchen bekleidet denken und dafür halten, daß diese matten freundlichen Äuglein gewohnt waren, durch eine goldne Brille in die Welt hinein zu schauen.

An diesem Abend wurde das Befinden des jungen Menschen noch schlimmer, als es schon immer gewesen war. Der Arzt kam, und nachher der Geistliche, der eine Zeit lang leise mit ihm sprach und ihm dann das Abendmahl reichte. Nun wußten wir, daß es zu Ende ging. Das gereizte Männchen wurde noch aufgeregter, wir andern hielten uns schweigsam. Heinemann, der sich am wohlsten befand, wenn er überhaupt krank war, machte sich aus seinem Bett heraus und setzte sich neben den sterbenden Menschen, dem das Wasser in den Augen stand. Wir hörten zuweilen einen Laut von ihm, nur wie einen Hauch, dann sahen wir, wie er seine Briefe wieder hervorholte, ohne darin zu lesen, und endlich seine Hände faltete.

Gegen Morgen hatte er ausgelitten und lag nun still neben uns, die Augen zur Decke gerichtet, bis sie ihm Heinemann sanft zudrückte. Draußen regnete und stürmte es in den grauen dunkeln Morgen hinein.

Als der Tote hinausgebracht worden war, wurden die beiden wunderlichen Greise nebeneinander gebettet, während Heinemann es möglich machte, daß er neben mir zu liegen kam. Ich war damit sehr zufrieden. Was er auch sonst sein mochte, er war jedenfalls ein gutmütiger und teilnahmvoller Mann, und seine Gesellschaft deshalb tausendmal der meines bisherigen Nachbarn vorzuziehn. Der Tod, der so plötzlich in unsre Mitte getreten war, hatte ihn überdies ernster gestimmt und ihm Gelegenheit gegeben, sich in einer neuen Rolle zu zeigen, die ihm gut lag. Er sprach mit anscheinend aufrichtiger Rührung von dem unabweisbaren Schicksal, dem keiner zu entrinnen vermöge, er sei, wer er wolle, und schien an dieser Phrase ein

ganz besondres Gefallen gefunden zu haben, denn er wiederholte sie öfters und immer genau mit denselben Worten und in demselben Tonfall. Und dann fragte er, was dem armen jungen Menschen wohl so schwer auf der Seele gelegen haben möge, er habe so sanfte gute Augen gehabt und sei noch so jung gewesen. Aber freilich, Sterben sei schwer, und diesem Schicksal entgehe keiner, er sei, wer er wolle.

Einige Tage darauf läutete in aller Frühe die Anstaltsglocke, wie ein Armsünderglöckchen. Wenn wir auf unser Bett hinaufstiegen, so konnten wir den Friedhofsweg bis zu dem Kranz von Bäumen verfolgen, unter denen sich ein großes aufgemauertes Kreuz erhob. Wir waren denn auch am Fenster, als der Leichenzug erschien, zuerst ein Aufseher mit dem Gewehr, dann der Geistliche, hierauf der von einem schwarzen Tuch verhüllte Sarg, den einige Sträflinge trugen, und hinter dem Sarg ein einsames altes Mütterchen aus irgend einem fernen Dorf, das sich das Gesicht mit einem buntkarierten Taschentuch bedeckte. Den Beschluß machte wieder ein Beamter, und so ging der Zug langsam im strömenden Regen den gelben Lehmweg hinunter und verschwand endlich unter den Bäumen.

Wir können uns nun wieder legen, sagte Heinemann. Die Geschichte ist aus, nun stecken sie noch einen Stab auf den Hügel und schreiben eine Nummer darauf, dann gehn sie nach Hause und essen ihre Morgensuppe. Und nach einer Weile sagte er: Ich möchte doch wohl wissen, wie das mit dem Tode ist. Er sah mich fragend an, aber ich konnte ihm keine Antwort geben. Nachher aßen wir unsre Morgensuppe, und der Tote war vergessen. Ein paar Stunden darauf lag ein andrer an der Stelle, wo der Tod gestanden hatte, und die Spule des Lebens schnurrte weiter.

Jetzt erst lernte ich Heinemann kennen. Er war im ganzen Vaterland herumgekommen und an allen Orten, wo es was zu sehen gab, gewesen. Aber davon, was sonst die Menschen hinaus in die weite Welt zieht und von Stadt zu Stadt und von Fels zu Fels lockt, war nichts in seinem Herzen geschrieben, sondern wie etwa ein Geschäftsreisender die Landkarte als eine weiße Tafel vor sich hat, auf der seine Marktplätze, die Gasthöfe, worin er einzukehren pflegt, und die Straßen, die er fahren muß, verzeichnet stehn, alles übrige aber als ein leeres weißes Feld erscheint, so hatte sich auch Heinemann seine besondre Geographie zurechtgelegt, indem er die verschiednen Punkte der Erde von dem Standpunkte beurteilte, ob sich dort für einen unternehmenden Menschen etwas machen lasse oder nicht. Die Hauptplätze auf seiner Landkarte aber waren die Gefängnisse und Zuchthäuser, deren Besonderheiten ihm aufs genauste bekannt waren, obwohl er unmöglich in allen gewesen sein konnte. Er rühmte sich dieser Kenntnisse auch mit nicht geringem Stolz und behauptete, daß sie von großem praktischem Werte seien, indem der mit ihnen ausgerüstete sich, wenn ihn sein Weg einmal in ein solches Haus führe, viel leichter zurechtfinden könne und darum auch besser gebettet sei als die andern. Auch käme es vor, daß ein marode gewordner Mensch Neigung verspüre, sich für einige Zeit zurückzuziehen und sich von seinen Strapazen zu erholen. Da könne es ihm doch nicht gleichgiltig sein, wo er Rast halten werde, sondern er werde es klüglich so einzurichten haben, daß er zu einem möglichst guten Platze gelange. In dieser Wissenschaft nun war Heinemann groß, er kannte die Beamten, die gutmütigen sowohl wie die boshaften, die wunderlichen Herren und die gütigen und gelinden, und wußte von ihren Eigenschaften mancherlei zu erzählen. Auch von den Leuten, die in diesen Häusern für kürzere oder längere Zeit einzukehren pflegen, wußte er allerlei zu berichten und wollte mir, um auf mich Eindruck zu machen, einreden, es bestünde unter ihnen ein verborgner Zusammenhang, und sie seien verpflichtet, einander beizustehn, sodaß also die Verbrecherwelt als eine Art verbotner Freimaurerei anzusehen sei, mit geheimen Erkennungszeichen und mit einer eignen Sprache, von der er mir einiges zu hören und zu lernen gab. Ich habe aber von allen diesen Herrlichkeiten nachher keine gefunden. Es mochte früher

etwas derart bestanden haben, und auch jetzt waren einige Worte von seltsamem Klange unter den Leuten dieser Art noch im Gebrauch, aber sie wurden nur grob und ungefüge in die sonstige Sprache hineingebaut, so wie etwa ein Bauer sich einige Quadern von einer zerfallnen Ritterburg holt und sein Häuschen mit ihnen flickt. Und wenn sich je zwei Kumpane treulich beistanden, so taten sie es nicht auf Grund eines geheimen Bundes, sondern auf Grund des Eigennutzes, der sie eine Zeit lang aneinander kittete und sie nachher mit ebensolcher Gewalt auseinander sprengte.

Eine sehr schlechte Meinung hatte Heinemann von dem Meister Schöne. Das will ein Einbrecher sein, sagte er verächtlich, aber bald tut er dies, bald jenes. Er stiehlt, betrügt, er ist ein Falschspieler, ein Straßenräuber, und was weiß ich. Und das wechselt so alle Tage. Wer heute etwas sein will, der kann nur auf eine Art arbeiten, darin aber sucht er es zur Vollendung zu bringen. Hierin besteht auch die Ehre unsers Geschäfts, ohne dies wäre es nichts als Spitzbüberei, von der sich unsereins verächtlich abwendet. Die Lumperei überläßt man dem Konsortium.

Unter dem Ausdruck Konsortium begriff er das arme Volk, das sonst um uns her lebte und litt, den Tagelöhner, der sich eine Last Holz geholt hatte, den Bauernknecht, der der Kirmes wegen einen Sack Hafer beiseite gebracht hatte, und überhaupt alle, die ihre Schelmenstückchen ohne eigentliche Methode, und nur wenn die Gelegenheit besonders verlockend gewesen war, verübt hatten, und man mußte ihn dieses Wort aussprechen hören, so begriff man ohne weiteres, wie verächtlich diese Sorte Menschen, und wie wenig ehrenvoll der Verkehr mit ihnen war. Auch sonst warf er gern mit Fremdwörtern um sich, die er aber häufig in einem andern als dem gebräuchlichen Sinne anwandte. Hier kam der ungebildete Mensch unter dem äußern Schliff hervor, und in der Tat, obwohl er sich gab, als hätte er sich von jeher in der besten Gesellschaft bewegt, war er von niedriger Herkunft und seinem ursprünglichen Berufe nach ein Korbmachergeselle, dem, als er von einer Welle in die Großstadt verschlagen worden war, erst die Erkenntnis seiner eigentlichen Talente aufgegangen war. Er war ein Taschendieb geworden und hatte es nach den Proben, die er von seiner Fertigkeit gab, zu einer achtungswerten Geschicklichkeit gebracht. Von diesem neuen Beruf sprach er denn auch mit einer großen Begeisterung. Welche Umsicht gehört dazu, welche Selbstbeherrschung, welche Geduld und welche Unerschrockenheit. Von dem Augenblick an, wo man eine bestimmte Person aufs Korn genommen hat, heißt es die Augen unabläßig nach allen Seiten schweifen zu lassen, jede Kleinigkeit zu beobachten, sich durch nichts aus der Fassung bringen zu lassen, den richtigen Moment zu ergreifen, schnell zu handeln und dann kaltblütig zu verschwinden. Das Gesicht muß unbeweglich sein, das Auge ruhig und sinnend, und das Herz darf nicht klopfen. Ja, aber das Herz klopft dennoch, es schlägt stärker und feuriger als sonst und macht die doppelten und dreifachen Schläge. So ist es eine gefährliche und aufreibende Arbeit und kostet immer ein Stück Leben. Denn wie jedes Uhrwerk nur eine ganz bestimmte Anzahl Schwingungen zu machen hat, dann aber ruiniert ist, so ist es auch dem menschlichen Herzen genau zugemessen, wie oft es schlagen darf. Indem ich also bei der Arbeit bin und für mein Fortkommen sorge, schneide ich mir jedesmal ein beträchtliches Stück von meinem Lebensfaden ab. Das ist das Tragische, lieber Freund.

Diesesmal war er jedoch nicht wegen Ausübung seines Berufs, sondern als einer, der in ein andres Fach hinübergegriffen hat, nämlich wegen Falschspielerei bestraft worden, dieses Abweichen von seiner eignen Regel aber, wonach ein rechter Mann nur immer denselben Trick ausüben solle, erklärte er mir als ein Freundschaftsopfer. Er hatte nur einem Bekannten, dessen Genosse gerade abhanden gekommen war, in einer stillen Stunde, und als er selbst arbeitsunfähig war, beispringen wollen. Die Ursache dieser Arbeitsunfähigkeit war nun für ihn eine Quelle ständigen Schmerzes, da sie durch die Bosheit eines Beamten herbeigeführt worden war. Dieser hatte nämlich in Heinemanns Akten herumgestöbert und war zufällig

auf den von Heinemann längst abgelegten Titel gestoßen, worauf er es veranlaßte, daß der feine und vornehm auftretende Mann, der sich fast nicht mehr daran erinnerte, jemals so grobe Sachen in der Hand gehabt zu haben, von nun an viele Jahre rohe und ungefüge Anstaltskörbe anfertigen mußte. Er geriet jedesmal in hellen Zorn, wenn er darauf zu reden kam: Das war ordinär, das war eine Niedertracht. Unsereins braucht die feinsten und zartesten Hände von der Welt, und nun eine solche Arbeit! Und, so schloß er gewöhnlich betrübt seine Klage, wenn ich dem Menschen wieder einmal unter die Finger komme, so komme ich ganz gewiß wieder an die Ruten!

Unter solchen Belehrungen floß die Zeit hin, und meine Entlassung nahte heran. Einige Tage vorher schrieben mir meine Eltern, daß mein alter Meister mir in einer entfernten größern Stadt eine Stelle ausgemacht habe, und daß er bereit wäre, wenn erst etliches Gras über meine Sache gewachsen wäre, mich wieder in sein Geschäft aufzunehmen und mir weiter zu helfen. Auch sei an einer bestimmten Stelle für mich etwas Geld für die erste Notdurft niedergelegt worden. Endlich wurde ich gebeten, meinem Jähzorn zu entsagen und ein braver Mensch zu werden. Du hast nun genug ausgebadet, schrieb mein Vater, und wirst nun wohl klug geworden sein. Aber die bloße Klugheit hilft dir nicht, man muß an den lieben Gott denken, alle Morgen und jeden Abend, und ich weiß nicht, ob du das jemals getan hast. Der liebe Gott! Da kam wieder von ihm eine dunkle Kunde, und ein Strahl seines ewigen Lichtes glänzte in den Augen meines Vaters, die ich mit Schmerz und Liebe auf mich gerichtet sah. Eine weiche Wolke zog mir über das Herz, und ich war bereit, alles zu tun, was man von mir verlangte. Auch Heinemann bot mir seine Hilfe an und sprach dabei viel von einflußreichen Verbindungen und von geheimen Mitteln, die ihm zur Verfügung stünden, und mit denen er, wenn er erst wieder frei wäre, was freilich noch eine Zeit lang dauern werde, gern einem guten Freunde zu Hilfe kommen werde. Ich dankte ihm herzlich für seine freundliche Gesinnung, hielt es aber vor ihm geheim, daß mein Weg in die Stadt, worin er sein Wesen hatte, führen werde, und war entschlossen, auch wenn er Berge von Geld zu vergeben hätte, nichts von ihm anzunehmen. Auch den Tag seiner Entlassung und den Ort, wo ich ihn, falls ich nach ihm ein Verlangen hätte, antreffen würde, gab er mir an, worauf ich mir vornahm, beides aufs schnellste und gründlichste zu vergessen.

12

Die Tür öffnete sich, und ich trat auf die Straße hinaus, wieder ein freier Mensch. Die Schuld war abgebüßt, und ein neuer Weg lag wieder vor mir. Ich war noch immer krank, das lahme Bein wollte nicht recht vorwärts, aber was tats! Kann ich nicht gehn, dachte ich, so fahre ich, und bei meinem Handwerk brauche ich weniger gesunde Beine, als gesunde Arme und Finger, und vor allem brauchte ich ein gesundes Herz. Und ein reines ruhiges Herz. Es kam nach alledem, was ich erlebt hatte, und nach all dem sinnlosen Hin- und Hertreiben eine unaussprechliche Sehnsucht nach Ruhe über mich und nach Frieden. Ich hatte bisher immer eine bunte Menge von Wegen vor mir gesehen und war bald auf diesen bald auf jenen gesprungen, nun verlangte ich nach einer festen Straße, sie mochte auf und nieder gehn, nur zu einem Ziele mußte sie führen. Wolken waren die ganze Zeit über um mich gewesen und hatten mir die Ferne verhüllt, nun gingen sie auseinander, und aus dem tiefen Blau leuchtete wieder mein Stern.

Gutes Muts fuhr ich in die Stadt, in der ich Aufnahme finden sollte. Leider war der Herr, mit dem die Unterhandlungen gepflogen worden waren, nicht anwesend, ich traf vielmehr seinen Sohn an, der entweder von der Sache nichts wußte oder darüber ungehalten war. Denn als ich ihm meine Papiere vorlegte, runzelte er die Stirn und sagte, einen Mann, der aus dem Gefängnis komme, könne er nicht einstellen. Mit einer Stimme, die vor Aufregung zitterte, stieß ich hervor: Was er

denn dazu beigetragen habe, daß bei seiner Geburt eine goldne Wiege bereit gestanden hätte? Was er jetzt wäre, das sei doch nur das Ergebnis seiner Verhältnisse, auf die er sich nichts einzubilden habe. Wenn er in meinen Schuhen gestanden hätte, wer weiß, ob dann nicht vielleicht ein größerer Lump aus ihm geworden wäre, als ich es in seinen Augen sei.

Das war weder fein noch klug gesagt, und die Folge war denn auch, daß mich der junge Herr zornig hinauswies, und als ich nicht sogleich gehn wollte, mit Hilfe einiger seiner Leute hinaus beförderte. Da stand ich nun auf der Straße, das Herz voll Grimm und Bitterkeit; ich war zornig auf meinen Beleidiger, fast mehr aber noch auf mich selber, der ich mich noch immer nicht zu beherrschen verstand, sondern immer sogleich aus dem Häuschen geriet.

Es war ein nasses Schneetreiben auf der Straße, und ich fror. Der Wind schlug mir ins Gesicht, und das Wasser drang durch meine dünnen Kleider. Was nun? Ich hatte wohl Mittel, einige Tage zu leben, aber was dann? Noch war ich es nicht gewöhnt, selber herumzulaufen und um Arbeit zu bitten, sondern immer hatten andre für mich gesorgt. Ach was, wer bekümmert sich um die Zukunft. Stehts nicht irgendwo geschrieben, daß man nicht um den andern Morgen sorgen solle? Das Schicksal fährt ja doch immer wieder wie eine Windsbraut durch die überlegtesten Pläne und wirbelt sie wie einen Haufen dürrer Blätter auseinander. Man soll nicht überlegen, sondern lieber den Augenblick genießen.

Ja, den Augenblick genießen! Aber wie ihn genießen? Wenn ich unruhig werde, muß ich umherlaufen, unaufhörlich, bis ich müde zusammensinke. So begann ich auch jetzt meinen Trott durch die morastigen Straßen, an gleichgiltigen Häusern und Menschen vorüber, hinauf und herunter, gerade aus und seitwärts, bis an die Grenzen der Stadt, wo die Häuser mitten im Felde standen, und wieder zurück, immer fort durch Schnee und Straßenkot stapfend. Allmählich geriet ich in einen Zustand der Gedankenleere, während ich in eins der schwarzen Gewässer starrte, von denen die Stadt durchflossen wurde, wobei es in mir selber dunkel dahinfloß, bis aus der Finsternis ein Licht aufblitzte, eine Frage, die, ob es nicht gut wäre, in dem Schmutzwasser mit allem, was mein Leben beschmutzt hatte und noch weiterhin besudeln werde, unterzugehn.

Und dann dachte ich daran, daß ich Hunger hätte. Es war ein Wirtshaus in der Nähe, und ich hörte Musik darin. Ja, nun wollen wir einmal lustig sein; spielt auf, ihr Musikanten, wir werden tanzen, und wenn ihr wollt, werden wir singen. Es war eine öde Gaststube. Ein junger Mann saß am Klavier und spielte, die Kellnerin hatte sich neben ihn gesetzt und hörte zu. Als ich eintrat, wurde das Spiel abgebrochen, und die beiden Leutchen setzten sich verstimmt in eine Ecke. Ich bestellte mir zu trinken und war schon berauscht, ehe ich getrunken hatte, und als ich getrunken hatte, geriet das ganze Zimmer in Bewegung nnd drehte sich um mich herum. Dann aß ich etwas und trank wieder, und so ging es bis in den Abend. Das Pärchen hatte sich, als es sah, daß ich mich fest vor Anker gelegt hatte, wieder am Klavier zusammengefunden und flüsterte während des Spiels miteinander. Andre Gäste kamen, der Wirt setzte sich zu mir und half mir trinken, zuletzt erbarmte sich auch die Kellnerin, deren Galan sich verabschiedet hatte, meiner, und obwohl sie mir trotz meines Rausches nicht um eine Spur liebenswürdiger schien, erlaubte ich ihr doch, auf meine Kosten zu trinken. Ich aber saß wie ein großes Tier an dem Tisch und war glücklich, ein paar vergnügte Gesichter um mich zu sehen.

Als ich am andern Morgen erwachte und mich in dem verkommnen Quartier, worin ich genächtet hatte, umsah, ergriff mich eine große Traurigkeit. Ich stand auf und wandelte wieder durch die Straßen. Und dann stand ich wieder an dem Wasser und dachte daran, was ich wohl an diesem Tage beginnen und womit ich ihn enden würde. Wie viel Geld hatte ich noch? Ich zählte es. Sehr lustig konnte ich davon nicht werden, den Großen konnte ich nicht mehr spielen. Was

sollte ich nun anfangen? Da stand ich also wieder auf derselben Stelle, wie am vorigen Tage, nur noch verzagter und kleinmütiger. Alles um mich her sah aus wie Treiben und Drängen, wie finsteres Wasser und darüber jagende Wolken, und es gab in dieser Flut nur ein Festes, eine kleine Insel mit einer niedrigen Hütte, das Vaterhaus, und nur ein Heiliges, die Elternliebe. Dorthin mußte ich mich flüchten, denn wenn noch aus mir einmal etwas werden konnte, so konnte es nur dort geschehn.

Ich stand still und schüttelte den Kopf. Es war doch kläglich, so heimzukehren. Wie stolz gedachte ich auszufahren in die Welt, und nun blieb ich immerfort an den Rockschößen von zwei armen alten Leuten hängen. Nein, es ging nicht, ich mußte sehen, selber durchzukommen. Aber wieder kam es über mich, Luft aus der Heimat, ein Grüßen aus der Ferne. Da lag es plötzlich vor mir, unser kleines Haus mit den niedrigen Fenstern und dem roten Ziegeldach, dahinter das Gärtchen. Und vorüber läuft die Straße, still und einsam. Selten fährt ein Wagen, wenig Leute wandeln darauf hin und wieder, und sie bleiben stehn, plaudern vom Wetter und von dem, was auf dem Felde wächst oder im Hause geschieht, alles einfache, ruhige Dinge. Freundlich klingen die Glocken, nicht mächtig und dröhnend, wie dort von dem Dome her, sondern ein helles, lautes Geläute, wohinein die zwei tiefen Glocken eine Melodie weben, und man hört den Ton über die ganze Stadt hin bis in den Wald hinaus. Wie schön und still das ist, und wie ruhig man lebt!

Da nahm ich meinen Stock und führte einen kräftigen Streich durch die Luft, um alles, was mich anderswohin ziehen wollte, durchzuhauen. Es war noch hell, als ich ankam. Das Städtchen lag in seinem reinen feinen Schneekleid freundlich vor mir, der Himmel hatte sich aufgehellt und zeigte blaue Flecken, ein wenig Sonnenschein war auch in der Winterstimmung, und etliches Abendgold glänzte über der dunkeln Linie des Waldes, die das Bild abschloß. Jetzt durfte ich mich noch nicht nach Hause wagen, zu hell war es noch für die Heimkehr des verlornen Sohnes. Am Bahnhof waren wenig Leute gewesen, ich hatte mich unbemerkt zur Seite schleichen können, und so schlich ich noch etwas weiter über die schneebedeckten Wiesen, an dem Wirtshaus vorüber, wo mein Unglück angefangen hatte, und in den Wald hinein. Wie lag das alles so rein und unberührt um mich her, die Bäume mit weißen Häuptern, das Unterholz mit weißen Mützen, ein einsamer Wald, von keines Menschen Fuß betreten. Und von der Stadt her klangen wirklich die Glocken, die beiden helltönenden und die andern von dunklerem Klang. Die mannigfaltigen Töne wirrten sich in einander und lösten sich wieder, überstürzten sich und zogen dann wieder friedlich nebeneinander. Jetzt redete nur noch die Große, neun feierliche Schläge, dann war es zu Ende. Es war Zeit, nach Hause zu gehn.

Vor der Tür blieb ich noch einmal stehn, und mir stockte der Atem. Eine stickige Luft schlug mir entgegen, die alten Zweifel erhoben sich wieder, und mit starken Armen wollte es mich festhalten und weitertreiben. Da faßte ich den Türgriff mit beiden Händen, und um mich vor mir selber zu retten, warf ich die Tür zurück, daß sie dröhnend gegen die Wand schlug und die beiden Alten drinnen in die Höhe fuhren.

Es war ein schmerzliches Wiedersehen, aber zuletzt war alles gut. Und als ich in meinem Bett lag, streckte ich mich wohlig aus und schlief sogleich ein. In der Nacht wachte ich noch einmal auf und mußte mich zuerst besinnen, wo ich sei, und als ich darüber im klaren war, dankte ich Gott dafür, daß ich zu Hause war, und freute mich über den schönen Stern, der durch das Fenster zu mir herein leuchtete.

13

Am andern Morgen kam der Meister Liebezeit selber zu uns heraus. Der gute Mann war auf sich böse, daß er mich in die Welt hinausgeschickt hatte, denn

der Grund, warum er es getan hatte, stand mit seiner Lehre in Widerspruch. Ich hätte mein Kreuz auf mich nehmen und es geduldig tragen sollen, statt dessen hatte er mir geraten, ihm auszuweichen. Er nahm mich auf der Stelle wieder an. Das Geschäft ging zwar in der letzten Zeit nicht besonders, und man hätte kaum einen Gesellen nötig gehabt, aber vielleicht machte es sich auch wieder, und die Leute, die uns untreu geworden waren, kehrten reumütig zurück.

Darin hatte er sich auch nicht getäuscht. Wer einen alten Rock im Hause hatte, der brachte ihn uns in den nächsten Tagen. Und sie setzten sich zu uns, schwatzten und fragten und blieben noch auf der Schwelle stehn, um sich den Unglücksmenschen nur recht genau anzusehen. Der Meister hätte dem Gesindel gern heimgeleuchtet, aber er mußte stillhalten, und ich selber reckte mich und hielt mich aufrecht, so gut es ging: Das mußt du tragen, sei ein Mann! Sie werden dir nichts von deiner Herrlichkeit heruntergucken. Wenn sie sich satt gesehen haben, so hast du für immer Ruhe! Die bekam ich denn auch, vor ihnen, aber nicht vor mir selbst. Ich versuchte mich in der Arbeit zu vergessen, aber ich fand mich darin nur deutlich wieder. Die Arbeit des Schneiders verlockt zum Sinnen und Grübeln. Man zieht den Faden hin und her, währenddessen gehn andre Fäden gleichfalls auf und nieder und wehen durch die Luft. Es läßt sich viel träumen und phantasieren, derweil man still auf einem Fleck hockt und Stich an Stich setzt. Die Uhr geht leise an der Wand und pendelt hin und her, und mit ihr gehen und schwingen die Gedanken. Schön ists, so zu sitzen und zu träumen, wenn die Gedanken aufwärts ziehn und die Seele mit hinauf nehmen in ein fernes goldnes Land, aber wenn Träume zu Schmerzen werden, so ist das für den armen Schneider eine harte Zeit, er kann nicht wie der Schmied mit schwerem Hammer auf das glühende Eisen schlagen, still muß er halten und schweigend Stich an Stich setzen. Das sah ich ein, ein andrer saß jetzt auf dem Platze, auf dem ich einst gesessen hatte. Der frühere Mensch hatte Pläne und Hoffnung, er lief dem Wind entgegen und rang mit dem Leben. Eine Feder trug er am Hute und eine Blume im Knopfloch und war ein dummer leichtsinniger Junge, aber die Rauchwölkchen, mit denen er seine Welt verqualmte, zeigten doch wenigstens an, daß Feuer in ihm brannte. Dem, der jetzt an seiner Stelle saß, war das Feuer ausgebrannt, und nun saß er da und fror. Und aus dem Herrlein mit dem Federhut war ein trübseliger Knecht geworden, der nichts mehr zu erwarten hatte, als unter der Hand mit verbraucht zu werden.

Im Frühjahr schmückte sich die Mühle zum Hochzeitsfest. Die Braut ging in einem schönen weißen Kleide zur Kirche und zertrat mit festem Fuße die Blumen, die man ihr in den Weg streute. Auch der Bräutigam sah gut aus, ich selber hatte ihm das Hochzeitskleid gearbeitet und allen Fleiß daran gewandt, dem schönen Ännchen nichts an ihrem Erkorenen zu verderben. Wie angegossen saß ihm das festliche Gewand und wurde ihm deshalb bald zu enge, da er mit den behäbigen Verhältnissen, in die er nun hineinwuchs, schnell in die Breite ging. Dies würde ihn früher schwer gekränkt haben, jetzt aber konnte er sich seiner zunehmenden Fülle ohne quälende Nebengedanken ruhig erfreuen und sich, so oft es ihn immer gelüstete, nach dem augenblicklichen Status neu bekleiden lassen. Auch seinen Schulmeisterrock, der ihn längst auf allen Seiten gedrückt und eingezwängt hatte, zog er nach einem kurzen Zaudern endgiltig aus und vertauschte ihn gegen das bequemere Gewand eines Mühlenbesitzers, worauf Ännchens Vater, nachdem er den Schwiegersohn in aller Eile eingeführt hatte, mit seiner kranken Tochter auf Reisen ging und dem jungen Paare das weitere Sorgen überließ. Horst stürzte sich denn auch mit Eifer in seine neue Beschäftigung. Seine Bücher wurden mit seinen und seiner Frau Sammlungen auf den Boden unter das überflüssig gewordne Gerät geschafft, und an deren Stelle Handelsbücher und Getreideproben in seinem Zimmer aufgestellt. Nach und nach kam es jedoch heraus, daß Ännchen der klügere Teil der jungen Familie war, wenigstens der geschäftsgewandtere, was ja auch nicht zu verwundern war, da in ihren Adern das Blut einer alten Handelsfamilie

floß, wogegen Horst aus engen Verhältnissen stammte und auch während seines Schulmeisterlebens genötigt gewesen war, kurze Schritte zu machen. Zwar hatte er hinreichend Gelegenheit gehabt, sich an den verwickeltsten und wagehalsigsten Rechenexempeln zu versuchen und sie auch mit der größten Gemütsruhe zu lösen verstanden. Wie er es aber jetzt nicht mehr mit friedlichen Beispielen zu tun hatte, sondern mit wirklichem Geld, wurde er ängstlich und zaghaft, ließ sich manches gute Geschäft aus Vorsicht entgehn und machte sich auch der einen und andern Dummheit schuldig. Da nahm ihm seine Frau das Zepter sachte aus der Hand und hielt es hinfort in ihrer eignen kleinen, aber festen Faust, und bald war sie die Seele und der Vorstand des Geschäfts, während Horst immer mehr aufs Trockne geriet und gewissermaßen als ein überzähliges Rad in seinem Mühlenwesen zu figurieren hatte.

So verging ein Jahr und noch eins, und mit der Zeit glitten Sommer und Winter an mir vorüber. Ich trieb bald dieses bald jenes, um mich aufzuheitern. Am liebsten lief ich in den Wäldern herum und konnte auf einem sonnigen Hügel stundenlang liegen, ohne etwas zu denken, horchend auf den Wachtelschlag in den Feldern, auf den Kuckucksruf, auf das Zirpen der Grillen und irgend welche ferne Töne. So ließ ich mir das Leben zwischen den Händen hingleiten und verlor einen schönen Tag nach dem andern. Dennoch habe ich von jenen flattrigen Stunden manches in mich hineingenommen, was mir jetzt zugute kommt. Wenn ich jetzt in meinen kahlen Wänden eine stille Stunde habe und den Kopf in beide Hände gestützt vor mich hinbrüte, dann fliegt so ein Tag vor mir auf, wogende Felder, spielende Sonnenlichter im Waldesschatten, eine goldne Abendröte über dunkeln Wipfeln. Wie die gefrornen Töne in jenem Posthorn ruhen diese Stimmungen in meiner Seele, alle die kleinen bunten Bilder, die ich, ohne es zu merken, in mir aufgespeichert habe, und dieses Betrachten tröstet mich nun und hilft mir über vieles hinweg.

Nach und nach geriet ich jedoch auch auf einen gefährlicheren Zeitvertreib. Ich fing an, bald da bald dort in einem Wirtshaus einzusitzen und mich hinter die Flasche zu machen. Namentlich war es ein Wirtshaus in einem entlegnen Dorf, worin ich gern verweilte. Es kamen wenig Leute dahin, und man konnte sich mit der Frau oder ihrer Tochter, die beide von sehr aufgeräumter Art waren, nach Herzenslust und ohne alle Zimperlichkeit unterhalten. Ich hatte jedoch dazu keine Neigung, und so gaben die beiden Frauenspersonen, nachdem sie eine Zeit lang verzweifelte Versuche gemacht hatten, mich lebendig zu kriegen, das Spiel endlich auf und wären nun wohl das Klümpchen Unglück, das ihnen die Ofenbank absaß, gern losgeworden. Ich hatte mich aber nun einmal festgerannt und klebte an meinem Platze, und als ich erst merkte, daß ich ihnen zuwider war, gefiel mir mein Sitz noch besser als vorher. So versaß ich also manchen Sommerabend und manchen langen Winternachmittag. Schließlich wurde der hölzerne Mann der guten Frau so unheimlich, daß sie sich wohl selbst einen Gast ins Haus lud, irgend ein armes altes Männlein aus der Nachbarschaft, das nicht viel verzehren durfte und mir darum so verdrießlich gegenüber saß, als müßte es mir zum Spiegel dienen, mein krauses Antlitz darin wiederzufinden.

Wenn ich jetzt auf diese Zeit zurückschaue, so sehe ich in ein Bild ohne feste Formen, es verfließt alles in einem Dämmer und schwimmt durcheinander, ein Nebelbild an einem Novembertag, ein stilles ödes Gewässer, und darüber eine weite graue wolkige Fläche, in die die Phantasie so gern die kühnen und kräftigen Linien eines aufsteigenden Gebirges einzeichnen möchte. Aber es gab damals noch kein Aufsteigen. Wolken und Nebel wallen niederwärts, und wenn sie sich zu Wasser verdichtet haben, stürzen sie über die Felsen und durchsägen den Grund, der sie trägt. Es rang in mir nach einem Entschlusse, aber die von Traumluft eingehüllte Seele konnte sich nicht von der Stelle regen, zitterte nur wie das in einen Spinnenfaden verwickelte Insekt leise hin und her.

Am Ende dieses Jahres nahm sich einer unserer Nachbarn plötzlich das Leben.

Jeder wunderte sich. Der Mann hatte in leidlichen Verhältnissen gelebt ohne besondre Sorgen, freilich auch ohne rechte Freude. So scharf man aber auch sein Leben durchforschte, es ließ sich keine Ursache finden, die seine Tat erklärlich machte, man mußte annehmen, er sei eben zu der Ansicht gekommen, es lohne sich nicht, weiterzuleben, da etwas Neues und Besseres schwerlich eintreten werde. Nun lag er ruhig zu unsern Füßen, mit einem zufriednen Ausdruck, fast einem Lächeln auf seinem Gesicht, als mache er sich über uns lustig. Springt ein Mensch aus eignem Entschluß in den Tod hinein, so steht zu erwarten, daß andre hinter ihm herstürzen. Die Nebel haben sich unter ihm zerteilt und plötzlich eine feierliche Tiefe geöffnet. Aus dieser Tiefe aber strecken sich unsichtbare Hände empor und suchen zu ergreifen, was nur noch lose und äußerlich mit dem Leben zusammenhängt. Sterben? Darüber ließe sich reden. Der liebe Gott hatte sich längst wieder hinter seine Wolken zurückgezogen, ich fühlte mich als aufgeklärten Menschen. Die Aufklärung hat aber bei dem Menschen eine ganz andre Wirkung als in der Natur. Wenn sich die Natur aufklärt, schwindet der Dunst, der die Welt um uns her überschwemmt hatte, Berg und Hügel bis zu den letzten fernen Kuppen entfalten sich in dem reinen Licht, und darüber spannen sich die Weiten des Himmels aus, in dessen Tiefen neue großen Welten glühn. Der Mensch aber beugt sich vor dieser Unendlichkeit und ahnt die Kraft, die alle Räder treibt. Wenn aber er selber in die Aufklärung hineingerät, so verhüllen sich alle Fernen, verschließen sich Höhen und Tiefen, er sieht nur noch sich selber und was er mit Händen greifen kann. Der liebe Gott war mir also verloren gegangen, aber den Teufel fürchtete ich noch immer. Wer weiß, was das ist, wovon der Vorhang zittert? Nicht die Furcht Gottes, der Eindruck seines allmächtigen, die Menschen richtenden Wesens, auch nicht Pflichtgefühl hielt mich zurück, es war allein die Scheu vor dem Unbekannten und Ungewissen, was mich in meinem Kreise auszuharren zwang. Ich hüllte jedoch meine Feigheit in ein anständiges Mäntelchen, indem ich zu mir sagte, es sei doch unklug und würde als ein rechter Narrenstreich anzusehen sein, ein Spiel verloren zu geben, ehe die letzten Züge zu überblicken wären.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. Nach dem „bayrischen“ Schatzsekretär hat das Reich soeben auch noch einen „württembergischen“ Präsidenten seines obersten Gerichtshofes erhalten. Süddeutschland darf sich nicht beklagen. Für die sonst im Süden wohl noch kolportierte Meinung, daß das Reich von „ostelbischen Junkern“ regiert werde, ist fortan kein Boden mehr. Zwei Männer aus den Ländern der Reservatrechte sind in die obersten Ämter des Reichs berufen worden, der Bayer von Stengel zum Reichssäckelwart, und der Schwabe Gutbrod auf den Stuhl Simsons. Die Berufung beider ist weithin beifällig aufgenommen worden. Der „bayrische“ Säckelwart will etwas mehr besagen, als wenn ein preußischer Geheimrat diesen Platz erhalten hätte. Denn den Bayern in Berlin wird ein gewisser Unabhängigkeitssinn, ein festes Rückgrat nachgerühmt, wie es auf der Stufenleiter der preußischen Beamtenschaft neuerdings nicht mehr so oft zu finden ist, wobei die erfreulichen Ausnahmen nur die Regel bestätigen. Belege dafür, daß in jedem Bayer in Berlin, soweit er eine hohe amtliche Stellung einnimmt, gleichviel ob Franke, Schwabe, Oberbayer oder Pfälzer, ein Stück Hochgebirgler steckt, gehn in der Reichshauptstadt von Mund zu Mund, und in München weiß man schmunzelnd noch manches mehr darüber zu erzählen. Ein „bayrischer“ Säckelwart mag sich also auch wohl mit sehr viel größerm Unabhängigkeitssinn in die Rolle des Drachen finden, der

den Reichsschatz, oder eigentlich das Reichsdefizit hütet. Der Reichsdrache, aber einer, der seiner Sache gewiß ist und sich auch mit seinen engern Landsgenossen im Reichstage in der heimatlichen Deutlichkeit zu unterhalten nicht anstehn wird. Nach Bismarcks ursprünglicher Idee sollte eigentlich der preußische Finanzminister auch Reichsschatzsekretär sein. Allmählich aber fehlte jemand, der dem Reichskanzler die Reichsfinanzsachen ressortmäßig vortrug und nach den Intentionen des Kanzlers mit weniger Selbstgefühl bearbeitete, als den preußischen Finanzministern — namentlich Camphausen — eigen war. So entstand zunächst die Finanzabteilung des ehemaligen Reichskanzleramts, mit einem Unterstaatssekretär an der Spitze; erst nach Auflösung des Reichskanzleramts im Jahre 1879 wurde diese Abteilung ein selbständiges Reichsschatzamt. Dieses hatte in Herrn von Scholz den ersten und zugleich den begabtesten Schatzsekretär, den es freilich bald an Preußen abtreten mußte. Zu der Zeit, als Miquel Finanzminister war, war wohl wiederholt davon die Rede, daß er auch das Reichsschatzamt mit übernehmen müsse.

Aber er wollte nicht Caprivis, überhaupt keines Reichskanzlers Untergebner sein, erkannte auch sehr bald, daß das Doppelamt mit den verdoppelten Friktionen und dem Kampf mit zwei Parlamenten in drei Häusern weit über seine physischen Kräfte gehe. Dadurch, daß nun ein bayrischer Schatzsekretär an die Spitze dieses Reichsamts tritt, rückt es gewissermaßen von Preußen noch weiter ab. Herr von Stengel ist als langjähriges Bundesratsmitglied nicht nur mit den Verhältnissen seines Ressorts, sondern mit den gesamten Verhältnissen in der Berliner Regierungssphäre genau bekannt. Er hat schon manche Berliner Exzellenz kommen und gehn sehen, er wird seinen Kurs zwischen der Scylla der großen Anforderungen und der Charybdis der reichstäglichen Verneinung zu nehmen wissen. Alle Aktionen von Bedeutung im Reich sind auf ein Zusammengehn von Preußen und Bayern angewiesen. Diesem Zusammengehn wird in den Reichsfinanzfragen und allem, was damit zusammenhängt, fortan ein großer Nutzen aus dem Umstand erwachsen, daß Herr von Stengel genau weiß und zu übersehen vermag, wie weit München zu haben ist. So lange dort Herr von Riedel das Ehrenamt des obersten Chefs der Hofbräuhausverwaltung führt — vielleicht das einflußreichste Ressort des bayrischen Finanzministers —, wird zwischen dem Berliner Wilhelmsplatz und der Münchner Ludwigstraße sicherlich die drahtlose Telegraphie vollster Übereinstimmung gut weiter funktionieren, die herbeizuführen Herr von Stengel als bayrisches Bundesratsmitglied jederzeit beflissen gewesen ist. Aber wenn Miquel in beweglichen Worten klagte, daß „Bayern der Reichsgans die besten Federn ausrupfe“ — seine Besucher zwischen neun und elf Uhr Abends haben bei der Zigarre und beim Münchner Bier das oft aus seinem Munde hören können —, so liegt die Frage nahe, ob Herr von Stengel auch die hinreichende Selbstüberwindung haben wird, seinen bayrischen Finanzfreund, dessen rupfende Tätigkeit er bisher in Berlin zu vertreten hatte, fortan daran zu hindern, ihm vielmehr liebevoll in den Arm zu fallen und die schönen Federn für die Reichsgans zu retten, zu deren Hüter er bestellt worden ist. Norddeutschen, die im Sommer den Starnberger See befahren, ist dort wohl auf einer der Landungsbrücken ein älterer Herr aufgefallen, das kluge charakteristische Gesicht von einem großen Strohhut beschattet, in Hemdärmeln, den Rock über den Arm gelegt, den Dampfer erwartend. Wenn dann hinter ihnen eine Stimme erdröhnte: Schauns, dös is der Riedl, unsre Finanzexzellenz — so war das in einem Ton befriedigter und wohlwollender Anerkennung gesprochen, und die Gäste aus dem Norden hatten, auch wenn sie politisch noch schuldlos und unbestraft waren, doch das Gefühl, in diesem Manne mit dem charaktervollen Haupt, der sich aus der Ferne äußerlich kaum von einem Landmann unterschied, den klügsten und schlauesten aller deutschen Finanzminister vor sich zu sehen. Und das ist „der Riedl“ zweifellos. Er ist auch dem seligen Miquel „über“ gewesen, und dieser hat manches von ihm gelernt. Der bayrische Finanzfiskus darf nicht wie der preußische unliebenswürdig, habgierig und schikanös zupacken. Die Methode, die Kassen des Staats zu füllen, ist dort anders als in Preußen, und wer in Bayern

nicht mit Grund und Boden, Haus und Hof angesessen ist, den sieht der Finanzfiskus eigentlich als armen Schlucker an, dem er mitleidsvoll zwar auch einiges seiner Barschaft für Staatszwecke, aber doch mit unverkennbarer Gutmütigkeit abnimmt. Alle das Publikum belästigenden Sachen, in deren Erfindung Miquel schier unerschöpflich war — man denke an die Bahnsteigkarten und die Zuschläge in den D-Zügen —, hat Bayern erst in Preußen erproben lassen, und wenn ganz Deutschland sich über diese preußischen Einrichtungen satt geschimpft hatte, dann ist auch Bayern damit herausgekommen. Man kann nach dem allem sagen, daß für die Bewertung der neuen Reichsfinanzexzellenz eigentlich an erster Stelle in Betracht kommt, wie sie sich mit dem Vaterhause ihrer Beamtenlaufbahn, dem Münchner Finanzministerium, abzufinden weiß. Sodann mit dem Reichstage. Das Reich braucht Geld, und Herr von Stengel hat nichts Eiligeres und auch wohl nichts Besseres tun können, als seine Finanzkollegen aus ganz Deutschland nach Berlin zu berufen und sie zu einem Konsilium am Krankenbett des Reichsdefizits zu versammeln. Über diese Finanzkonferenz ist viel ungereimtes Zeug geschrieben worden. Irgend eine Berliner Zeitung oder Korrespondenz wußte ganz genau, daß die finanzweisen Männer über Handelsverträge und Zolltarif zu Rate gesessen hätten. Jeder, der Verständnis für öffentliche Dinge hat, mußte sich sagen, das sei ein Unding, da die beiden Reichsressorts, die für Handelsverträge und Zollfragen in Betracht kommen, die Reichsämter des Innern und des Äußern, an dieser Konferenz in keiner Weise, höchstens an ihrer Bewirtung, beteiligt waren. Trotzdem ließ eine Berliner Zeitung die Finanzminister über „die deutschen Prohibitivzölle" stöhnen. Eine neue Spezies von Sprachdummheiten.

Vorläufig sind noch keine Handelsverträge abgeschlossen worden, mithin bestehn auch noch keine Prohibitivzollsätze, überhaupt noch keine Zollsätze. Aber der deutsche Michel kann sich auch im 33. Jahre der Aufrichtung des Reichs noch nicht verleugnen, und namentlich die ehrsame Zunft der Zeitungsschreiber ist reich an den merkwürdigsten Exemplaren dieser Gattung. Unverstand und Phrase im Überfluß, aber von Staatssinn keine Spur. Sonst würden sie nicht so kurzsichtig sein, dem ausländischen Gegner solche Waffen in die Hand zu geben. Nachdem der Bundesrat eben mit Ach und Krach, arte et marte, seinen Zolltarif unter Dach und Fach gebracht hat, hart an einer Reichstagsauflösung vorbei, läßt so ein Berliner Welterleuchter die vereinigten Finanzminister, also doch wiederum den Bundesrat, über Prohibitivzölle schreien! Man sieht fast, wie sie wehklagend einherschreiten, in die langen Mäntel der Zolltarifspalten eingehüllt, gleich dem Chor in der griechischen Tragödie. Nur daß dabei nicht „das Riesenmaß der Leiber," sondern das Riesenmaß der Dummheit „weit über Sterbliches hinausragt." Das Reichsschatzamt hat weder mit den Handelsverträgen noch mit dem Zolltarif zu tun, eine unter dem Vorsitz des Schatzsekretärs tagende Finanzkonferenz erst recht nicht. Man konnte und mußte von der mutmaßlichen Wirkung der künftigen Zolleinnahmen auf die Reichsfinanzen reden, aber man konnte sich doch unmöglich von noch gar nicht vorhandnen Handelsverträgen und ihren Zollsätzen unterhalten oder gar darauf hin Beschlüsse fassen. Im übrigen hat das Geräusch, das die Finanzkonferenz weniger in der Wilhelmstraße als in den Zeitungsspalten verursacht hat, die Aufmerksamkeit von den tatsächlich zu derselben Zeit abgehaltnen Handelsvertragsverhandlungen ganz abgelenkt und solchergestalt das Verdienst, zugleich den Markt unterhalten zu haben. Bei dem Zustande der Reichsfinanzen und bei den großen Aufgaben und Ausgaben, denen sich das Reich gewachsen zeigen muß, wenn es seinen sauer erworbnen Platz im Rate der Nationen behaupten will, hat Herr von Stengel ein hartes Stück Arbeit zu leisten, zu dem der neugewählte Reichstag wenig erfreuliche Aussicht bietet. Möge dem neuen Schatzsekretär die stahlharte bayrische Zähigkeit dabei zu statten kommen; wir haben in gar so manchen Dingen die letzte Probe auf das Exempel zu machen.

Auch der neue Präsident des Reichsgerichts findet manche Aufgabe vor. Das Reichsgericht ist überlastet, und der Modus seiner Besetzung ist nicht zweckmäßig.

Es kommt doch weit weniger darauf an, daß jeder Staat dort seine bestimmte Anzahl Räte in den Hafen der Ruhe bringt, als daß die tüchtigsten Kräfte hineinkommen. In dem einen wie in dem andern Falle vermag der Reichsgerichtspräsident aus sich heraus nicht Abhilfe zu schaffen, aber seiner wohlerwognen, kräftigen und nachhaltigen Initiative kann manches gelingen. Der Umstand, daß er dem Reichsjustizamt angehörte, und daß er somit einen Überblick über alle in Betracht kommenden Verhältnisse von ihrem Mittelpunkt aus hat, wird ihm das wesentlich erleichtern. Es kommt bei dem Reichsgericht doch nicht an erster Stelle darauf an, daß die landsmannschaftlichen Wünsche und Interessen Genüge finden, sondern daß die Rechtspflege an oberster Stelle so gut wie möglich geordnet ist und von den besten Kräften verwaltet wird.

Zu der ernsten Lage, in der unsre innere Reichspolitik ist, um nur von dieser zu reden, steht in auffälligem Gegensatz die von Jahr zu Jahr wachsende Pflege des Äußerlichen. Denkmalsenthüllungen ohne Ende, Feste aller Art, Reden über Reden, Kongresse, die kaum noch zu zählen sind. Bei diesen letzten hat sich jetzt die Spezialität ausgebildet, daß sich nicht nur die gelehrten und geehrten Mitglieder in Person einfinden, sondern daß sie auch die Gattinnen, Schwestern, Töchter und Nichten mitbringen. Sicherlich wird das Bild des Kongresses, namentlich das photographische, dadurch wesentlich anmutiger, der Empfangsabend und das Festmahl weniger langweilig, auch der Spielraum für die Erfindung von Festabzeichen in Broschen und Schleifen wesentlich größer. Das alles ist gewiß für viele Leute und namentlich für die betreffenden Damen recht erfreulich, aber der Ernst der Sache leidet darunter. Das Vergnügungs- und Sehenswürdigkeitenprogramm wird immer umfangreicher, Berlin bildet sich immer mehr zu einer Stadt der Phäaken aus, wo sich ununterbrochen am Herde der Spieß dreht. Freilich ist es in ganz Deutschland nicht viel anders. Die Nation in ihren gebildetern Schichten ist in einen Erschlaffungszustand verfallen. Festlichkeiten, Ausstellungen, Feiern aller Art, aber kein Sichaufraffen zu ernster politischer Arbeit. Man spricht so oft von „regierenden Klassen." Das sollen doch nicht die Berufsklassen sein, denen die höhern Beamten usw. entstammen, sondern es sind darunter die Klassen, d. h. die gebildeten Kreise unsers Volks zu verstehn, die an der Regierung des Reichs und seiner Teile unter ernster Verantwortlichkeit mitzuwirken haben: die große Phalanx, durch die allein das Reich auf seiner Höhe zu erhalten ist. Es gewinnt den Anschein, als ob diese Klassen anfangen zu versagen. — Brauchen wir wirklich schon wieder ein großes Läuterungsfeuer? Sokrates, aber nicht „der Sturmgeselle"

Weil sie nicht rasch genug vorwärts kamen, soll nach einem der Prozeßberichte, deren Richtigkeit zu prüfen ich nicht in der Lage bin, der unglückliche Bankdirektor seine Söhne aus der bewährten Erziehungsanstalt Haubinda weggenommen und in die unumschränkte Gewalt eines unbekannten jungen Menschen gegeben haben, dessen Scheusalnatur eine sorgfältige längere Beobachtung wohl erkannt haben würde, auch wenn man ihr nicht die bequeme Gelegenheit dargeboten hätte, sich voll zu entfalten. Wenn die Lesart richtig ist, dann ist sie charakteristisch für unsre Zeit im allgemeinen und für die eine Seite unsers Erziehungswesens im besondern. Rasch vorwärts kommen, das ist heute die Losung. Wohin und zu welchem Zweck? Danach wird erst nachträglich und manchmal gar nicht gefragt. Bloß des Rekords wegen, um eher den Hals zu brechen als alle andern. Bricht man ihn nicht, so radelt, autelt oder spekuliert man zurück, ist auf demselben Fleck wie vorher und sieht sich nach einer Gelegenheit zu einem neuen Rekord um. Freilich ist das Leben Bewegung, aber nur die vernünftigen Wesen bringen es fertig, sich zwecklos zu bewegen; die Gestirne und die Tiere haben einen Zweck bei jeder Bewegung. So treibt man denn auch die Schüler vorwärts, immer vorwärts, ohne danach zu fragen, ob das Tempo der ihnen zugemuteten geistigen Bewegung ihren Anlagen entspricht. Manchmal ist es ja sogar zu langsam, denn es gibt Genies, und es gehört eben zu den für unvermeidlich gehaltnen Übelständen

des Massenunterrichts, daß er der Verschiedenheit der Individualitäten nicht Rechnung tragen kann. Für die Mehrzahl der Schüler aber geht es in den höhern Lehranstalten, so lange nicht alle minderbegabten grundsätzlich von ihnen ausgeschlossen werden, zu rasch, und viele Eltern verschlimmern das Übel noch, indem sie ihre Söhne zu jung aufs Gymnasium schicken und sie dann, um dem unter diesen Umständen unvermeidlichen Sitzenbleiben vorzubeugen, durch Nachhilfeunterricht gewaltsam vorwärts treiben lassen, womöglich mit Prügeln. Die Schulpein verkürzen durch einen zweckmäßigen Privatunterricht, der ohne größere Anstrengung des Schülers diesem in fünf Jahren, vom vierzehnten bis zum neunzehnten Lebensjahre, dieselbe Menge von Kenntnissen beibrächte, wie sie das Gymnasium in neun Jahren vermittelt, das hätte seinen guten Sinn, und in dem Falle, wo den Eltern das Geld fehlt, läßt sich die Hetze wenigstens entschuldigen; aber wo die Mittel da sind, hat sie gar keinen Sinn. Kommt der Junge zwei Jahre später zum Ziel, so ist das längere Schulehocken sein Schaden, sonst schadet es niemand in der Welt. Eugen Dühring ist ein verschrobner Kerl, aber von Haus aus ein grundgescheiter und ein edler Mensch, der in solchen Dingen, die nicht mit seinen Schrullen zusammenhängen, sehr vernünftig denkt. Er hat einen ausgezeichneten Vater gehabt, der ihn selbst unterrichtet und ihm die Schulpein bis zum dreizehnten Lebensjahre erspart hat, und dieselbe Wohltat hat er dann wieder seinen Söhnen erwiesen, von denen nur der eine am Leben geblieben ist. Diesen hat er in gar keine weder niedere noch höhere Schule geschickt, sondern ganz allein ausgebildet zum Mathematiker, Physiker und Chemiker, ja zum Forscher und Entdecker, leider freilich auch zum publizistischen Apostel der väterlichen Schrullen. Dieser Dühring nun schreibt in seiner Autobiographie über die Erziehung Worte, die sich wenigstens alle leidlich bemittelten Eltern vor Augen halten sollten. „Nicht bloß das Lernen, sondern überhaupt alles war meinen alten Grundsätzen gemäß darauf eingerichtet, das Dasein in jedem seiner Stadien lebenswert zu machen und nicht durch eine vorwaltende Rücksicht auf die Zukunft die Gegenwart des frühern Lebensalters zu verlieren. Ich hatte es einst (in der ersten Auflage des Buches: Vom Wert des Lebens, 1865) den Eltern ans Herz gelegt, die Erziehung so einzurichten, daß wenn das Leben eines Kindes früh abschneidet, es doch etwas für sich selbst gewesen und nicht dem spätern unerfüllten Zweck zum Opfer gebracht sei. Die Freude am Leben muß das entscheidende Richtmaß der Kinder- und Jugendbehandlung sein. Das jugendliche Alter ist kein bloßes Mittel, zu einem reifern zu gelangen, sondern ein Zweck an sich selbst. Nach diesem Prinzip habe ich von vornherein in meiner Familie gehandelt. Es wirkt immer wohltätig; aber seine Vernachlässigung wird zum vollständigen Raub des Jugendlebens, wenn der Tod den Faden vorzeitig abreißt." Diese Erwägung gilt mit zehnfachem Gewicht allen denen, die an kein jenseitiges Leben glauben. Solche müßte der Gedanke, daß auf das unverschuldete Elend einer in Qualen zugebrachten Kindheit kein entschädigendes und versöhnendes Glück folgt, zum Wahnsinn treiben.

Professor Bücher hat in einem Vorwort zu der zweiten Auflage seiner Schrift „Der deutsche Buchhandel und die Wissenschaft" mit zwei Bemerkungen über meinen Artikel in Heft 33 der Grenzboten quittiert. Die ganze Sache hat für mich kein großes Interesse mehr, und für unsre Leser wahrscheinlich gar keins. Ich gehe nur noch einmal auf sie ein, weil manchen Leuten Schweigen Schwäche bedeuten könnte. Herr Professor Bücher hebt hervor, daß „der Verleger der Buschschen Tagebuchblätter" andern Leuten einen Vertrauensbruch vorwerfe. Er glaubt offenbar, mir damit einen empfindlichen Stoß zu versetzen. Ich verkenne die wohlwollende Absicht nicht, aber ich bedaure, ihm sagen zu müssen, daß er es auch hier wieder wohl hat läuten hören, aber nicht zusammenschlagen. Denn ich kann ihm mitteilen, daß Fürst Bismarck von den Teilen der „Tagebuchblätter," die in Betracht kommen, sorgfältig Korrektur gelesen hat; er hat dazu Abzüge mit großem Rand erhalten, die Raum für seinen großen Bleistift boten, und diese

Bogen sind natürlich sorgfältig aufgehoben worden. — Die andre Bemerkung, ich hätte „den ganzen Gelehrtenstand und speziell die Professoren mit Schmähungen überhäuft," gehört zu dem Übrigen des Herrn Professors, das mich veranlaßt hatte, zur Feder zu greifen — nicht mit „Zorn," sondern mit einem ganz andern Gefühl. Mein Artikel liegt ja gedruckt vor aller Augen da, und wer es noch nicht weiß, kann sich leicht davon überzeugen, wie Herr Professor Bücher mit den Tatsachen umspringt. Blinder Eifer schadet nur! J. Grunow

Vom deutschen Christuslied. Friedrich Nippold hat eine Geschichte der deutschen religiösen Dichtung im neunzehnten Jahrhundert Das deutsche Christuslied des neunzehnten Jahrhunderts (Leipzig, Ernst Wunderlich, 1903) betitelt. Der Titel könnte auch lauten: Deutsche Kirchengeschichte des neunzehnten Jahrhunderts, illustriert durch Proben aus den deutschen Dichtern. Schon die zahlreichen Kapitelüberschriften würden diesen Titel rechtfertigen; zum Beweise führen wir einige an: Einigung des katholischen und des protestantischen Ideals im Christusliede; Die Feindseligkeit der päpstlichen Politik gegen das gemeinsame deutsche Christuslied; Die Selbstzerfleischung der protestantischen Parteien auch auf diesem Gebiete; Novalis und die Dichter der Brüdergemeinde; Unter der Nachwirkung der Befreiungskriege; Das Erbe Goethes; Die schwäbische Dichterschule im geistlichen Liede; Der Schleiermachersche Kreis; Die Gesangbuchreform und die Zurückdrängung der mildern Richtung; Die neue konfessionelle „Gläubigkeit"; Die aus der Kirche herausgedrängte Frömmigkeit; Die nationale religiöse Dichtung; Die dichterischen Pioniere der innern Mission; Die zwei Seelen im deutschen Katholizismus; Die offizielle „katholische Dichtung" als „modernes Warenhaus"; Das altkatholische Martyrium und das Christuslied; Das Christuslied in der außerkirchlichen Literatur. Für die aufgenommnen Proben, die das Buch zu einer Liedersammlung machen, werden dem Verfasser alle religiösen Gemüter dankbar sein; das Urteil über Auffassung und Darstellung überlassen wir den Kirchenhistorikern. Nur zu zwei Stellen möchten wir uns einige Bemerkungen erlauben. Seite 241 schreibt er: „Seit der neuen Niederlage des deutschen Volkstums im Kampf mit dem Papsttum ist die Inspiration des religiösen Volksgeistes so gut wie versiegt." Gegen diesen Satz ist zweierlei einzuwenden. Wenn nun einmal durchaus von Sieg und Niederlage im Kulturkampfe gesprochen werden soll, so ist der Sieger nicht der Papst gewesen, der so gut wie nichts getan hat, sondern der katholische Teil des deutschen Volks. Und auf die religiöse Begeisterung des protestantischen Teils hätte der Ausgang doch eher zündend als löschend wirken müssen, wenn sie vorhanden wäre. Aber der Verfasser klagt ja selbst, daß heute „die Person Jesu aus der Geschichte ausgestrichen wird," und führt ein Lied Fr. Th. Vischers an, das mit den Worten beginnt: „Wir haben keinen lieben Vater im Himmel." Daß jedem, der an eine Offenbarung glaubt, rundweg der Anspruch auf Wissenschaftlichkeit abgestritten wird, muß ein Jenenser Professor doch schon reichlich erfahren haben. Wenn also die Religion geschwunden ist, wo soll denn da die religiöse Inspiration herkommen? Dann: von Diepenbrock sagt er, unter seinen eignen Liedern stünden allerdings die Marienlieder obenan, aber den Marienliedern stehe doch noch eine Anzahl wirklicher Christuslieder zur Seite. „Wir folgen in ihrer Charakteristik am einfachsten wieder der Aufzählung Wetzsteins" („Die religiöse Lyrik der Deutschen im neunzehnten Jahrhundert"), und er lobt nun ein Pfingstlied und ein Passionslied, erwähnt auch die freie und deutsche Gesinnung des Breslauer Bischofs, wie sie sich in seinem Briefwechsel mit dem evangelischen Freunde Passavant ausspricht. Nippold hat offenbar Diepenbrocks „Geistlichen Blumenstrauß" nicht in der Hand gehabt, und Wetzstein hat darüber nicht genau berichtet. Das soll kein Tadel gegen Nippold sein, denn bei der ungeheuern Menge von Dichtern, mit der er es zu tun hatte, mußte er Sammlungen benutzen, wenn er nicht die Abfassung des vorliegenden Buches zu seiner ausschließlichen Lebensaufgabe machen wollte. Aber hätte er den Blumenstrauß gekannt, so würde er wissen, daß Diepenbrock

überhaupt keine eignen Lieder gedichtet hat: seine Gedichte sind von eigner poetischer Begabung zeugende Übersetzungen italienischer und spanischer Dichter; als Anhang hat er Gedichte von Eduard von Schenk, von Luise Hensel und von Clemens Brentano aufgenommen. Das Pfingstlied ist die lateinische Sequenz der Pfingstmesse in deutscher Bearbeitung, und das Passionslied ist ein Lied, „wie es die Pifferari in Rom während der Fastenzeit sehr rührend singen.“ Hätte das Nippold gewußt, und hätte er außerdem Diepenbrocks Amtsführung genauer gekannt, so würde er sich gesagt haben, daß trotz allen nationalen Besonderheiten romanisch-katholische und deutsch-evangelische Frömmigkeit nicht durch eine unüberbrückbare Kluft voneinander geschieden sind, und daß ein erleuchteter und wahrhaft frommer Katholik trotz aller Entrüstung über das Treiben der römischen Kurie aus Gewissensgründen dem Papste treu bleiben kann, daß deshalb das „Los von Rom“ keine so einfache Sache ist.

Vom literarischen Erfolg. Leo Berg hat zwei witzige und bissige Aufsätze: „Büchererfolge“ und „Die Kritikerschlacht“ unter dem gemeinsamen Titel Literaturmacher (Berlin, Johannes Räde, ohne Jahreszahl) als Broschüre herausgegeben. Im Gegensatz zu Grunow (dessen Ansicht er noch nicht kennen konnte, da der Artikel „Vom Bücherkaufen und von Bücherpreisen in Deutschland“ erst im 33. Heft, am 13. August, erschienen ist) denkt er mit den meisten Schriftstellern und Verlegern sehr schlecht vom deutschen Publikum. Man wisse ja, daß der Deutsche „viel lieber einem Dienstmann eine Mark gibt und ihn zu einem Freunde schickt, um ein Buch zu leihen, als daß er es sich für fünfzig Pfennig ersteht.“ Der Verfasser charakterisiert alle Bücher, die in den letzten Jahrzehnten großen Erfolg gehabt haben, als unbedeutend oder langweilig oder schlecht gemacht, zerzaust namentlich Jörn Uhl recht unbarmherzig und erklärt solche Erfolge aus Ursachen, die für das Lesepublikum so wenig schmeichelhaft sind wie für die Autoren: daß das Buch einer Zeitstimmung entspricht, daß der Autor fest im Erdreich seiner Zeit und seines Volkes wurzelt, d. h. ihre Dummheiten teilt, daß er nicht zu hoch über den Durchschnitt hinausragt, daß er dem Publikum mit sanftem, wohlwollendem Tadel oder direkt und plump schmeichelt, daß er Sensationelles und Pikantes, am besten Schweinereien auftischt, daß er durch Langweiligkeit oder durch Unverständlichkeit (hier werden Chamberlain und Wilhelm Bölsche angeführt) den Schein der Wissenschaftlichkeit zu erwecken versteht, daß der Verleger durch schönen Einband und „Buchschmuck“ das Publikum der Mühe des Lesens überhebt, indem nun das Buch auch ungelesen einen Zweck erfüllt, und daß sich die Presse seiner annimmt, womöglich durch die Vermittlung eines Kritikers, der es „entdeckt“; das übrige ergibt sich dann von selbst, da immer einer dem andern nachspricht. Vielleicht steht es nicht ganz so schlimm um die deutsche Literatur und das deutsche Publikum, wie der Kritisierer der Kritik es darstellt, aber ganz aus der Luft gegriffen sind die von ihm angegebnen Ursachen vieler Erfolge wahrlich nicht. Was die durch Sudermanns Klage über die Verrohung der Kritik veranlaßte Kritikerschlacht betrifft, so kann ich darüber nichts sagen, weil ich das Theater weder kenne noch für etwas wichtiges halte. Vergnügen hat mir allerdings die Schlacht bereitet, wie jeder Ringkampf und jede Jungenprügelei, bei der man ja auch von der Richtigkeit des strittigen Gegenstandes von vornherein überzeugt ist und nur den Kampf an sich als ein sehenswertes Schauspiel würdigt. Wenn man das Theater, diese pompöse Kulturblüte, gering schätzt, kann man sich selber leicht als ein Barbar vorkommen. Da tröstet es denn einigermaßen, in Bergs Schriftchen eine Äußerung Erich Schlaikjers zu lesen: „Blumenthals Tantiemen stinken zum Himmel.“ Die Herren vom Fach schätzen einander doch wohl richtig ein. C. J.





Amtliche Veröffentlichungen ausländischer Statistik. Es wird eine ganz ungeheure Masse ausländischer Statistik amtlich veröffentlicht. Schon immer befaßte sich das vom Reichsamt des Innern — früher vom preußischen Handelsministerium — herausgegebne „Handels-Archiv“ damit. Seit einigen Jahren sind die in diesem Amt ausgearbeiteten „Nachrichten für Handel und Industrie“ hinzugekommen, und in neuerer Zeit ist der nichtamtliche Teil des Reichs- und Staatsanzeigers immer mehr von der ausländischen Statistik mit Beschlag belegt worden. Ob Viele viel von diesen amtlichen Veröffentlichungen selbst lesen, wissen wir nicht, wohl aber lehrt ein Blick in die Zeitungen aller Parteien und in die volkswirtschaftlichen und die technischen Fachblätter, daß sich das Leserpublikum für diese ausländischen Zahlen ganz außerordentlich interessieren muß. Das kann auch gar nicht anders sein, da die Politik fast nur noch Wirtschaftspolitik ist, die deutsche Volkswirtschaft an allen Ecken und Enden in die Weltwirtschaft hineinreicht, und gerade die die Mehrheit ausmachenden Parteien, die diesen Zusammenhang wieder beseitigen möchten, für ihre Gründe und Scheingründe nichts nötiger brauchen als die Statistik des Auslandes. Wenn der alte Merkantilismus im Zusammentragen aller möglichen und unmöglichen Statistiken groß war, so ist der Neumerkantilismus darin noch weit größer. Jedenfalls steht fest, daß das Bedürfnis nach Kenntnis der ausländischen Statistik in Deutschland überaus reichlich vorhanden ist. Und genügt nun die erwähnte amtliche Massenveröffentlichung ausländischer Statistik zur wünschenswerten Befriedigung dieses Bedürfnisses? Das ist nicht der Fall.

Die genannten amtlichen Veröffentlichungen geben ihrer ganzen Anlage entsprechend die ausländischen Zahlen in der Regel für die einzelnen Länder und die einzelnen Wirtschaftszweige getrennt, so, wie sie gerade hier bekannt werden. Je länger, je mehr wird es dabei dem Benützer, wenn er nicht gerade Berufsstatistiker oder Berufsvolkswirt ist, unmöglich, sich zurecht zu finden oder gar, worauf es ihm meist ankommt, die Verhältnisse der verschiednen Länder und ihre Entwicklung miteinander zu vergleichen. Um dazu zu gelangen, muß er das ihm — in wer weiß wie viel Heften und Bänden zerstreut — gebotne Material erst einer langwierigen Bearbeitung unterziehen, zu der fast immer eine gewisse statistische Schulung nötig ist, die er selten hat. Ganz besonders schwierig ist dabei die Prüfung der von den verschiednen Staaten veröffentlichten Zahlen auf ihre Vergleichbarkeit, worauf wir in den Grenzboten wiederholt aufmerksam gemacht haben. Zwar wird in nichtamtlichen Publikationen, namentlich in wissenschaftlichen Werken und Fachzeitschriften, diese Aufgabe vielfach in sehr anerkennenswerter Weise gelöst, aber davon hat das große an der Kenntnis der Verhältnisse des Auslandes und damit auch an seiner Statistik lebhaft interessierte Publikum sehr wenig. Es ist fast ganz auf die Zeitungsstatistik angewiesen, und die ist natürlich sehr oft Partei- und Tendenzstatistik, zu der sich das Zahlenmaterial, wie es jetzt der Öffentlichkeit vorliegt, nur zu leicht zurechtstutzen läßt.

Bei dieser Sachlage drängt sich der Wunsch auf, daß sich doch die amtliche Statistik des Deutschen Reichs, oder um es bestimmter auszudrücken, das Kaiserliche Statistische Amt in Berlin der Aufgabe unterziehn möchte, die Veröffentlichung der ausländischen Statistik, soweit danach ein allgemeines Bedürfnis vorliegt, von Amts wegen zu besorgen.

Schon bisher hat das Kaiserliche Statistische Amt sowohl in den sogenannten Textbänden des unter dem Titel „Statistik des Deutschen Reichs“ erscheinenden Quellenwerks wie auch in den „Vierteljahrsheften zur Statistik des Deutschen Reichs“ für einzelne Materien die ausländischen Zahlen mit den deutschen verglichen. Es hat ferner in besondern Abhandlungen die Methode der ausländischen Statistiken einzelner Zweige klar zu machen und so dem Vergleichen unvergleichbarer Daten vorzubeugen versucht. Aber auch damit ist natürlich dem oben anerkannten Bedürfnis des großen Leserkreises nicht gedient. Erst in allerneuster Zeit hat das genannte Amt in einem Anhange zu dem von ihm herausgegebnen „Statistischen

Jahrbuch des Deutschen Reichs" versucht, „eine Reihe von statistischen Nachweisen international darzustellen." Wir glauben, daß wenn dieser „Versuch" — der, wie das Amt selbst sagt, nichts andres sein will als ein Versuch — zu einer vollwertigen, offiziellen, regelmäßigen Leistung des Kaiserlichen Statistischen Amts ausgestaltet wird, die genau mit derselben wissenschaftlichen und amtlichen Gewissenhaftigkeit ausgeführt wird, die den glänzenden Ruf der deutschen Reichsstatistik seit einem Menschenalter fest begründet hat, das „Statistische Jahrbuch" in der zweckmäßigsten Weise dem Bedürfnis nach Kenntnis der Auslandstatistik in Deutschland entsprechen wird. Freilich darf dann mit dem Papier nicht gegeizt werden, namentlich bei den Erläuterungen nicht, die die Vergleichbarkeit der Zahlen betreffen. Wollte man dem leidigen Schema zuliebe im Jahrbuch dem zur Prüfung unfähigen Publikum einfach internationale Massentabellen vorsetzen, ohne es vor den Irrtümern, zu denen die Tabellen vielfach führen müssen, zu bewahren, so würde das der Würde der deutschen amtlichen Statistik schlecht entsprechen, auch wenn die ausländischen statistischen Stellen kein Bedenken tragen, es so zu machen. Vielleicht könnte eine häufigere Besprechnng der Auslandstatistik in Rücksicht auf ihre Methode und den Wert ihrer Zahlen in den „Vierteljahrsheften zur Statistik des Deutschen Reichs" die im „Jahrbuch" gegebnen Erläuterungen zweckmäßig ergänzen. Wir können hier auf die amtlichen Übersichten ausländischer Statistik, wie sie zum Beispiel in England schon seit vielen Jahren veröffentlicht, neuerdings aber auch besonders in Schweden und Dänemark mit Geschick versucht worden sind, nicht eingehn. Die deutsche Reichsstatistik wird daraus vielfach lernen können, wie sie es nicht machen soll.

Die Kurse der oberschlesischen Steinkohlenbergbau- und Eisenhüttenaktien im Jahre 1903. In Oberschlesien lassen sich die den Steinkohlenbergbau betreibenden Aktiengesellschaften von den dem Eisenhüttenbetrieb obliegenden noch weit schwerer trennen als in Rheinland-Westfalen, da in Oberschlesien fast bei allen Gesellschaften der Eisenhüttenbetrieb mit Steinkohlenbergbau für den Verkauf verbunden ist. Über das 1902 dividendenberechtigte Aktienkapital und über die im Laufe von 1903 und 1902 ausgeschütteten Dividenden gibt zunächst folgende Zusammenstellung für die 7 bedeutendsten Gesellschaften Oberschlesiens Aufschluß.

	Aktienkapital 1902 (Millionen Mark)	Dividende (%) letzte	vorletzte
Bismarckhütte	6	11	10
Donnersmarkhütte	10	14	14
Huldschinsky	20	3	0
Kattowitzer Bergwerk	22	11	12
Laurahütte	27	11	10
Oberschlesischer Eisenbahnbedarf	20	$2^1/_2$	3
Oberschlesische Eisenindustrie	25	0	2

Das Gesamtkapital von 130000000 Mark weist bei vier Gesellschaften einen sehr befriedigenden Gewinn auf, bei dreien einen sehr unbefriedigenden. Doch auch die Lage der Mehrzahl der zurzeit wenig rentierenden Gesellschaften ist bei ihrer vertrauenswürdigen, technisch und kaufmännisch auf der Höhe stehenden Verwaltung aussichtsvoll. Das findet auch in der Kursbewegung der Aktien im Laufe des Jahres 1903 eine Bestätigung.

	Berliner Kurse vom Ende der Monate: Dezember 1902	März 1903	Juni 1903	September 1903	Kurs vom 24. Oktober 1903
Bismarckhütte	220,00	234,75	228,00	225,00	237,50
Donnersmarkhütte	210,10	219,25	211,25	227,60	237,50
Huldschinsky	101,25	110,00	95,25	111,75	115,90
Kattowitzer	201,00	221,50	201,50	208,00	216,00
Laurahütte	211,75	225,00	222,90	226,90	240,10
Oberschlesischer Eisenbahnbedarf	105,50	118,80	109,40	124,90	131,00
Oberschlesische Eisenindustrie	91,90	108,75	97,60	106,10	109,00

Nach der Haussebewegung im ersten Vierteljahr folgte im zweiten bei allen Gesellschaften ein meist starker Rückschlag, der aber nur in einem Falle den Kurs unter den Stand vom Ende des Jahres 1902 herabdrückte. Das dritte Quartal hat allen Gesellschaften mit Ausnahme der Bismarckhütte eine bedeutende Kurssteigerung gebracht, die bei 4 Gesellschaften über den Stand am Ende des ersten

Vierteljahrs hinausgeht. Die Kursbewegung seit dem 1. Oktober zeigt hier einen ebenso bedenklichen Haussecharakter, wie wir ihn (Heft 42) bei den rheinisch-westfälischen Steinkohlenaktien gesehen haben. Oberschlesiens Montanindustrie ist mit ihrer Syndikatsbildung noch weit vom Trust entfernt und scheint sich auch vorläufig nicht allzu heiß danach zu sehnen. Der große Anteil, den neben den gesellschaftlichen Unternehmungen ein kapitalkräftiger Privatbesitz noch an der oberschlesischen Montanindustrie hat, sei beiläufig erwähnt. Ihre Aktien sind aber trotzdem viel zu sehr zu Spielpapieren geworden; das muß immer wieder tief beklagt werden. Mögen sowohl die neuen Handelsverträge wie auch durchgreifende Maßnahmen der Wasserstraßen- und Eisenbahntarifpolitik der zukünftigen Entwicklung des oberschlesischen Bergbaus und Hüttenbetriebs bald kräftig zu Hilfe kommen. Schon die geographische Lage und die Art der Eisenerze rechtfertigt eine solche Fürsorge. Dabei wäre allerdings zu wünschen, daß die Herren Oberschlesier über ihren partikularistischen Forderungen nicht, wie das überall zu oft vorkommt, die im Interesse auch andrer Leute und im Gesamtinteresse dem Reich und dem Staat obliegenden Aufgaben vergessen oder gar bekämpfen und erschweren möchten. Das gilt auch für den Mittellandkanal, der doch gebaut werden wird.

Der Seeverkehr Großbritanniens und Irlands mit dem Auslande. (a. Der Auslandsverkehr im allgemeinen und der Anteil der verschiednen Flaggen daran.) Wie wir schon in der Besprechung der Statistik der Küstenschiffahrt im Vereinigten Königreich (Heft 43 der Grenzboten) bemerkt haben, ist es nicht ausgeschlossen, daß die mit dem Namen Chamberlain verknüpfte schutzzöllnerische Strömung auch auf die britische Schiffahrtpolitik übergreift, und zwar nicht nur auf die Küstenschiffahrt (Coasting trade), sondern auch auf den Seeverkehr mit dem Auslande (Foreign trade). Wegen der Begriffe Coasting trade und Foreign trade beziehen wir uns auf das dort Gesagte und wiederholen nur den Hinweis auf den Grundsatz der britischen Statistik, daß die vom Ausland ankommenden oder dorthin abgehenden Schiffe nur in dem ersten Hafen des Vereinigten Königreichs gezählt werden, wo sie Fracht vom Ausland löschen oder Fracht fürs Ausland laden, und daß zum Ausland auch alle britischen Kolonien und sonstigen überseeischen Besitzungen mit Einschluß der Kanalinseln, aber ohne Irland, gerechnet werden. Heute werden die im Foreign trade ankommenden und abgehenden Schiffe aller Flaggen den britischen Schiffen gleich behandelt, wogegen die Schutzzollpartei in den Reederkreisen Stimmung zu machen sucht. Natürlich mit Hilfe statistischer Zahlen, die, mit der gehörigen Einseitigkeit zurechtgemacht, nicht ungeeignet erscheinen, auf den geschäftlichen Konkurrenzneid und die nationale Eifersucht kleiner Geister einen gewissen Eindruck zu machen.

Von diesen Zahlen wollen wir zunächst nur die den Anteil der britischen und der fremden Flaggen am Seeverkehr in den Häfen des Vereinigten Königreichs im allgemeinen darstellenden betrachten, während wir die Frage nach dem Herkunfts- und Bestimmungsland — sie ist die wichtigere — demnächst besonders behandeln wollen.

Im Kalenderjahr 1902 sind in den Häfen des Vereinigten Königreichs

vom Ausland angekommen . . . . 65475 Schiffe aller Flaggen mit 49620117 Tons
nach dem Ausland abgegangen . . 64507 „ „ „ „ 50252602 „

Wir ziehen auch hier fernerhin nur die angekommnen Schiffe in Betracht und fassen die mit Ladung und die in Ballast gehenden zusammen. Unter den Tons ist immer der Nettoraumgehalt verstanden.

Ein Bild von der Entwicklung des Seeverkehrs im Foreign trade während der letzten 20 Jahre geben folgende Zahlen. Es sind in den Häfen des Vereinigten Königreichs jährlich angekommen:

Segel- und Dampfschiffe zusammen

	Schiffe	Tons
1883/87	59678	31773668
1888/92	61497	36168729
1893/97	62053	41492400
1898	64745	45125344
1899	67405	48875918
1900	68554	49222806
1901	65933	48601016
1902	65475	49620117

Der Verkehr weist also im Jahre 1902 gegen den Durchschnitt des Jahrfünfts 1883/87 eine Zunahme um 18 Millionen Tonnen oder fast 50 Prozent auf. Der Jahresdurchschnitt des letzten Jahrfünfts stellt sich auf 48289020 Tonnen und zeigt somit gegen das vorletzte Jahrfünft eine absolute Zunahme von 6,8 Millionen Tonnen, wogegen die Zunahme in den frühern Jahrfünften ziemlich stark — und zwar auch prozentual — zurückbleibt.

Über den Anteil der britischen und der fremden Flaggen an diesem Verkehr geben nachstehende Zahlen Auskunft. Es kamen jährlich (der Tonnage nach) an:

	Segelschiffe		Dampfschiffe		Zusammen	
	britische	fremde	britische	fremde	britische	fremde
			in 1000 Tons			
1883/87	3185,5	3961,4	19943,4	4683,4	23128,9	8644,8
1888/92	2460,7	3694,9	23809,3	6204,0	26270,0	9898,9
1893/97	1816,9	3221,7	27705,2	8129,2	30121,7	11370,7
1898	1414,3	2932,4	30442,6	10336,0	31856,9	13268,4
1899	1264,0	2861,3	31600,6	13150,1	32864,5	16011,4
1900	1208,4	2846,0	30236,9	14931,5	31445,3	17777,5
1901	1064,4	2600,3	30272,2	14664,1	31336,6	17264,4
1902	927,5	2414,5	31375,0	14903,2	32302,4	17317,7

Danach ergeben sich im Jahre 1902 gegen das Jahrfünft 1883/87 folgende Zunahmeprozente:

Segel- und Dampfschiffe aller Flaggen zusammen .	+ 50	Prozent
" " " unter britischer Flagge .	+ 39	"
" " " " fremder Flagge . .	+ 100	"
Britische Dampfschiffe	+ 57	"
Fremde Dampfschiffe	+ 216	"

Das sind Zahlen, die der kritiklosen Masse gegenüber die protektionistischen Agitatoren natürlich sehr gut brauchen können, und doch wäre es wahrhaft jämmerlich, wenn die britischen Reeder sich damit graulich machen ließen. Es genügt auf folgende kleine Zahlengruppe hinzuweisen.

Von je 100 in den Häfen des Vereinigten Königreichs angekommenen Schiffen (Tonnage) aller Flaggen waren

	1880	1890	1900	1902
britische . . .	67,8	72,7	63,9	65,1
fremde . . .	32,2	27,3	36,1	34,9

So minimal — und nicht einmal andauernd — hat der Anteil der britischen Flagge abgenommen, der der fremden Flaggen zugenommen. Es wäre eine unerhörte merkantilistische Überspanntheit, wollten ernsthafte englische Politiker sich darüber aufregen. Es hieße das einfach, der ganzen nicht britischen Welt jeden Fortschritt verwehren wollen, auch wenn die gewaltige Überlegenheit der britischen Flagge trotzdem erhalten bleibt.

Auf die einzelnen fremden Flaggen ausgedehnt ist das Bild folgendes: Von 100 angekommenen Schiffen (Tonnage) waren

	1880	1890	1900	1902
britische	**67,8**	**72,7**	**63,9**	**65,1**
deutsche	6,0	5,9	6,0	5,6
russische	1,2	0,7	1,2	1,0
schwedische	2,9	2,1	3,6	3,6
norwegische	6,9	6,7	7,8	6,8
dänische	2,6	2,4	3,5	3,5
niederländische	2,2	2,6	3,2	3,3
belgische	1,1	1,2	1,6	1,7
französische	3,4	2,3	2,9	2,8
spanische	1,2	1,7	2,7	3,0
italienische	2,2	0,6	1,4	0,9
österreichische	0,6	0,2	0,5	0,8
der Vereinigten Staaten von Amerika	1,7	0,4	0,6	0,6
andrer Staaten	0,2	0,5	1,1	1,3
zusammen fremde	**32,2**	**27,3**	**36,1**	**34,9**
Im ganzen	**100**	**100**	**100**	**100**

Auf wen haben denn nur die Engländer Grund, eifersüchtig zu sein? Vielleicht auf die Spanier?

Wir werden die Eifersuchtsfrage bei Betrachtung des Anteils der verschiednen Flaggen an dem Verkehr mit verschiednen Herkunfts- und Bestimmungsländern noch besser würdigen lernen.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig



Die Grenzboten

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

Jährlich 52 Hefte

62. Jahrgang

Nr. 45

Ausgegeben am 5. November 1903

Inhalt:

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig



Joseph Sarto

Von Otto Kaemmel



Selten, und im neunzehnten Jahrhundert sicherlich niemals, hat man auch außerhalb der katholischen Welt dem Ausgang eines Konklaves mit solcher Spannung entgegengesehen wie dem der Wahlhandlung, aus der am 4. August dieses Jahres der Kardinalpatriarch Joseph Sarto von Venedig als Papst Pius der Zehnte hervorgegangen ist. Mögen die Katholiken darin einen neuen Beweis für das gesteigerte Ansehen des Papsttums erkennen, auch wir deutschen Protestanten wissen recht wohl, warum wir mit solcher Teilnahme einem Ereignis zusahen, das uns doch gar nichts anzugehn schien. Denn von der Persönlichkeit des Kirchenoberhaupts hängt doch im letzten Grunde die Haltung unsrer katholischen Mitbürger uns gegenüber und dem Reiche gegenüber ab, das haben wir schmerzlich genug erfahren. Die Macht der Tradition in der römischen Kirche ist gewiß ungeheuer, aber in wie verschiedner Art sie gebraucht werden kann, das haben uns Pius der Neunte und Leo der Dreizehnte deutlich gezeigt. So ist es ein glücklicher Gedanke gewesen, wenn ein seit mehr als dreißig Jahren in Rom lebender Priester deutscher Nationalität, ein Rheinländer aus Emmerich, Anton de Waal, apostolischer Protonotar und Rektor der uralten deutschen Nationalstiftung zum Campo Santo bei St. Peter, der Herausgeber der Römischen Quartalschrift für christliche Altertumskunde und für Kirchengeschichte, den Versuch gemacht hat, uns in einem sehr vornehm ausgestatteten Buche die Persönlichkeit des neuen Papstes in ihrer bisherigen Wirksamkeit vorzuführen und menschlich nahe zu bringen.*) Die ersten Kapitel über „Leos des Dreizehnten letzte Tage" und die Tage des Konklaves, die der Verfasser in nächster Nähe mit erlebt hat, beruhen auf ausführlichen Tagebuchaufzeichnungen und haben den Charakter des ganz persönlich Erlebten auch in dem Buche bewahrt, sodaß de Waal sogar, nachdem er die Verkündigung der Wahl erzählt hat, eine unter diesem Eindruck aufgezeichnete Bitte an den neuen Papst

*) Papst Pius X. Ein Lebensbild des heiligen Vaters mit einem Rückblick auf die letzten Tage Leos XIII. von Mgr. Dr. Anton de Waal. Mit einem Titelbild: Papst Pius X. und 137 Abbildungen im Text. VIII und 164 S. gr. 8⁰. Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H. in München (1903).

„im Namen aller Katholiken deutscher Zunge“ einflicht, die mit den Worten schließt: „Segne mein liebes deutsches Vaterland.“ Für seinen Hauptgegenstand hat er alles in dieser kurzen Zeit ihm erreichbare Material emsig zusammengetragen, über die Jugend Sartos wie über seine geistliche Tätigkeit als Kaplan, Pfarrer, Domherr, Bischof und Patriarch; er hat sich in den Stätten seiner Wirksamkeit aus mündlicher und schriftlicher Überlieferung Auskunft aller Art geholt, noch am Abend des Wahltags einen der besten römischen Photographen dahin geschickt, um Aufnahmen zu machen, die dann in meist guter, nur zuweilen zu klein geratner Wiedergabe sein Buch wirklich illustrieren; er hat vor allem durch die Zuvorkommenheit des Kardinals Vincenzo Vannutelli die (fünf) amtlichen Berichte benutzen dürfen, die Sarto als Bischof von Mantua und Patriarch von Venedig aller drei Jahre über die Zustände seiner Diözese nach Rom erstattet hat, er hat endlich auch manche einzelne Notiz vom Papst selbst erhalten. Daraus ist natürlich keine vollständige und erschöpfende Biographie geworden, die ein viel weitschichtigeres Material nötig haben würde und jetzt noch gar nicht möglich wäre, wohl aber ein anschauliches und anziehendes Lebens- und Charakterbild, das auch der Protestant mit Teilnahme betrachten wird, denn J. Sarto ist wirklich ein Muster für Geistliche aller Konfessionen gewesen, und es ist für jeden interessant, in die Tätigkeit eines hervorragenden katholischen Priesters, von der die wenigsten von uns eine Vorstellung haben, einmal einen Blick zu tun. Mag sein, daß de Waal allzusehr hell in hell malt und auch den Ton der Erzählung zuweilen durch erbauliche Betrachtungen unterbricht, die mancher Leser gern entbehren würde; aber er hat das ehrliche Bestreben, wahr zu sein und die Tatsachen sprechen zu lassen; er ist sicherlich ein eifriger Priester seiner Kirche, dem das Herz weit wird bei dem Gedanken an ihre Macht und Herrlichkeit, aber er betont überall sein Deutschtum, schreibt auch ein gutes Deutsch und enthält sich jedes herben Wortes gegen Andersgläubige; sogar die nicht unbegründete Verstimmung gegen die unzweifelhaft etwas gewalttätige Kirchenpolitik der italienischen Regierung tritt nur selten und in sehr gedämpfter Weise hervor. Vollends über die Aussichten in die Zukunft äußert er sich sehr zurückhaltend. Man wird kaum fehlgehn mit der Annahme, daß das der Sinnesart des gegenwärtigen Papstes entspricht. Hat er doch das Buch durch einzelne Mitteilungen unterstützt und ihm das Motto vorgesetzt: Omnia vestra in charitate facite (Tut alles in der Liebe). Pius PP. †. Es ist das Thema seiner eignen ersten Encyklika.

Zu den bemerkenswertesten Grundsätzen der römischen Hierarchie gehört es, daß sie der Begabung und dem Verdienst ohne Rücksicht auf die Abkunft freie Bahn eröffnet bis in die höchsten Stellen hinauf. Auch Leo der Dreizehnte stammte nicht aus adlichem Geschlecht, mit den Grafen Pecci in Siena waren die Pecci von Carpineto bei Anagni, seine Vorfahren, nicht verwandt, und Leos Name wurde nur deshalb in das Patrizierbuch von Anagni eingetragen, weil ihm der dortige Bischof auf diese Weise den Eintritt in das kirchliche Adelsinstitut in Rom eröffnen wollte. Giuseppe Melchiore Sarto aber ist ein Bauernsohn aus der kleinen Ortschaft Riese bei Castelfranco nicht

weit von Padua, wo er am 2. Juni 1835 als ältestes Kind des Giovanni Sarto und der Margherita Sanson geboren wurde. Da ihm noch ein Bruder, Angelo, und sechs Schwestern nachfolgten, so konnten sich die Eltern von dem Ertrage eines kleinen Gütchens und dem bescheidnen Gehalt eines Gemeindedieners (cursore municipale) nur in harter Arbeit und unter großen Entbehrungen durchschlagen. Die ungewöhnliche Begabung des ältern Sohnes, der in der Familie natürlich Beppo hieß, entdeckte der Ortspfarrer Tito Fusarini; er gab ihm Unterricht im Lateinischen und bereitete ihn so zum Eintritt in das Gymnasium von Castelfranco vor. Den einstündigen Weg dorthin mußte Beppo, später mit seinem Bruder Angelo, bei jedem Wetter und in jeder Jahreszeit, mit einem Stück Brot oder kalter Polenta (Maiskuchen) in der Tasche, zu Fuße machen, bis der Vater in die Lage kam, für die Knaben ein landesübliches Eselfuhrwerk anzuschaffen. Heimgekehrt mußten beide in Haus, Garten und Feld tüchtig mit zugreifen. Durch die Vermittlung seines Pfarrers erhielt dann Beppo eine Freistelle im bischöflichen Seminar zu Padua, die von einem Ortsangehörigen, dem damaligen Kardinalpatriarchen Giacomo Monico in Venedig, vergeben wurde, und im September 1850 trat er dort in die dritte Klasse ein. Welchen Eindruck die erinnerungsreiche Stadt, die Stadt des Titus Livius und des schrecklichen Ezzelino da Romano, mit ihren engen Arkadengassen, ihren alten kunstgeschmückten Kirchen, Klöstern und Palästen, ihrer Universität und den Denkmälern berühmter Paduaner, ihren Kanälen und Brücken auf das empfängliche Gemüt des jungen Sarto gemacht hat, erfahren wir nicht. Ihn selbst umgab der mächtige, reich ausgestattete Bau eines frühern Benediktinerklosters (nicht weit vom Prato della Valle und Sant' Antonio im stillen Süden der Stadt). Seine Leistungen waren auch hier hervorragend; schon am Schlusse des ersten Schuljahres erhielt er einen Preis, und die (im Faksimile mitgeteilten) beiden Zeugnisse des zweiten Schuljahres 1852/53 spenden ihm in allen Unterrichtsgegenständen (Religion, Philosophie, Italienisch, Lateinisch, Griechisch, Geographie und Geschichte, Mathematik und Physik) hohes Lob. Am (fakultativen) deutschen Unterricht hat er nach diesen Ausweisen damals wenigstens nicht teilgenommen. Bei allem Fleiß war er kein Kopfhänger, er zeichnete sich auch beim Ballspiel aus, und bei den regelmäßigen Theateraufführungen im Seminar vertraute man ihm gern in ernsten wie in komischen Stücken die erste Rolle an. Daß kein finstrer Geist durch die Anstalt wehte, würde schon das milde, freundliche Antlitz seines alten noch lebenden Lehrers, des Professors Anselmi, verraten, das dem Buche beigegeben ist. Freilich war die Vollendung des Seminarkursus nicht ohne Schwierigkeit möglich. Der Vater starb schon am 4. Mai 1852 und ließ die Mutter mit ihren acht Kindern in sehr kargen Verhältnissen zurück, sodaß der Gedanke nahelag, den ältesten Sohn ins Vaterhaus zurückzurufen. Aber die tapfere Frau, deren Zügen man die Energie ansieht, lehnte das ab, und sie hat noch die Erhebung ihres Beppo zum Kardinal und Patriarchen erlebt. Den ersten Schritt zu dieser Höhe bezeichnete, nachdem er im August 1858 das Seminar verlassen hatte, die Priesterweihe in Castelfranco am 18. September desselben Jahres. Unmittelbar nachher ernannte

ihn der Bischof Farina von Treviso zum Kaplan in Tombolo an der Brenta, eine Stunde nördlich von Castelfranco.

Hier richtete er sich mit einer Schwester seinen knappen Haushalt ein, dessen bescheidne Ansprüche er bei dem schmalen Einkommen nur durch Erteilung von Privatstunden befriedigen konnte, und dessen größter Verbrauch, wie die sparsame Schwester klagte, die Kerzen bei nächtlicher Arbeit waren. Das Verhältnis zu dem kränklichen und eigensinnigen Pfarrer war nicht ganz leicht und verlangte viel Geduld, aber in der hingebenden Seelsorge und in fleißigem Predigen fand der junge Kaplan seine Befriedigung. Die nationale Begeisterung für die Befreiung Veneziens im Jahre 1866 ergriff auch ihn; sein Bruder Angelo, der als österreichischer Soldat schon 1859 bei Solferino mitgefochten hatte, stand bei Custoza wieder im Feuer; Castelfranco und seine Umgebung sahen den Rückzug der Österreicher und den Einmarsch der Italiener und begrüßten „mit unermeßlichem Jubel“ das Ende der Fremdherrschaft. Schon unter der nationalen Regierung erhielt Sarto im Juni 1867 die Berufung zum Pfarrer von Salzano bei Mestre, und am 14. Juli bezog er das stattliche Pfarrhaus; das Geld für die ihm bestimmten Festlichkeiten bat er den Armen zu geben.

Es war eine weitausgedehnte Gemeinde, gegen 4500 Seelen, an deren Spitze er sich jetzt gestellt sah. Nur mit Hilfe eines Eselfuhrwerks konnte er die großen Entfernungen zurücklegen. Aber er war unermüdlich unterwegs, vor allem um Kranke zu besuchen, und wenn ihn da einmal die Mittagsstunde weit vom Pfarrhause überraschte, dann trat er ins erste beste Bauernhaus und aß mit, was die Leute gerade hatten. Seine Aufopferung zeigte er besonders bei der Cholera im Jahre 1870; stundenlang verweilte er da täglich im Spital. Mit dem Gutsherrn von Salzano, dem Unterstaatssekretär und Abgeordneten und spätern Senator Romanin-Jacur, einem Juden, der im Orte zugleich eine Weberei mit dreihundert Arbeiterinnen hatte, stand er im besten Verhältnis; er war in seiner Familie ein gern gesehener Gast und brauchte nur zu bitten, um alles, was er wollte, für Bedürftige zu erhalten. Denn seine Mildtätigkeit überschritt immer die Grenzen seiner eignen Mittel. Hier begann er auch zuerst seine eifrige Tätigkeit für das Vereinswesen und für soziale Zwecke. Eine alte, schon 1400 gestiftete, aber verkommene Bruderschaft brachte er wieder in die Höhe, er sicherte seiner Gemeinde durch einen geschickt geführten Prozeß die Stiftung eines frühern Pfarrers von Salzano, die opera pia Bosa, für Ausstattung armer Mädchen (im Betrage von 30000 Gulden), er leitete ein Kinderasyl und gründete die erste ländliche Darlehnskasse (cassa rurale) der Gegend. Sein Ruf als Prediger und Redner verbreitete sich rasch, sodaß er zu Fastenpredigten nach Treviso und Venedig, zur Leitung geistlicher Exerzitien auch nach Vicenza berufen wurde. Das alles veranlaßte den Bischof Zinelli von Treviso, ihn im Jahre 1875 zum Domherrn dieser alten Bischofsstadt zu ernennen, deren rotbraune, um den hohen Dom hinter der finstern Zinnenmauer eng zusammengedrängte Häusermassen sich so scharf von der weiten, grünen, fruchtbaren Ebne, dem „Garten Veneziens,“ abheben.

Hier trat Sarto in eine Genossenschaft von siebzehn Kanonikern ein, in der er sich bald tatsächlich die erste Stellung errang. Er wußte in Prozessen

und in den oft schwierigen Verhandlungen mit der Regierung die Interessen des Domstifts geschickt und erfolgreich zu vertreten, er wirkte am bischöflichen Seminar als Lehrer der Dogmatik, der Moral, des Kirchenrechts und der Liturgik und wurde bald zu seinem Leiter bestellt, der Güte und Freundlichkeit mit Festigkeit und Strenge zu vereinigen wußte und sich die herzliche Liebe seiner Zöglinge erwarb; endlich wurde er Direktor der bischöflichen Kanzlei und Generalvikar, also Vertreter seines Bischofs, den er 1878 als solcher bei einer Visitation der ganzen Diözese begleitete. Als Zinelli 1882 in hohem Alter starb, wählte das Kapitel für die Zeit der Sedisvakanz Sarto zum Kapitelvikar, also zum einstweiligen Leiter der Diözese.

Zwei Jahre später, im November 1884, erhielt er zu seiner fast bänglichen Überraschung auf Veranlassung des Kardinals Parochi, der ihn von seiner eignen Wirksamkeit in Pavia her kannte, die Ernennung zum Bischof von Mantua und empfing durch ihn am 16. November in Sant' Apollinare, der Kirche des römischen Priesterseminars, die bischöfliche Weihe. Die Erteilung des Exequaturs der Regierung, ohne das der Bischof weder in den Genuß seiner Einkünfte noch seiner Amtswohnung eintreten konnte, zog sich aber noch einige Zeit hin, sodaß Sarto erst am 19. April 1885 in Mantua einziehen konnte. Er stand vor einer sehr schwierigen Aufgabe. Die ausgedehnte Diözese, die 270000 Seelen mit 308 Priestern umfaßte, war seit 1871 verwaist gewesen, denn sein Vorgänger Pietro Rota hatte niemals das Exequatur erhalten und war schließlich 1882 nach Rom ins Kardinalkollegium berufen worden. Die Kirchengüter und die Klöster waren größtenteils eingezogen, die Verwaltung der frommen Stiftungen (opere pie) wie der Spitäler und sogar der Bruderschaften war in weltliche Hände gelegt und der Aufsicht des Bischofs entzogen worden. So war das Einkommen der Geistlichen ärmlich, es mangelte an Priestern und namentlich an der Hilfe geistlicher Orden; im Domkapitel und unter den Pfarrern war Nachlässigkeit aller Art eingerissen, namentlich die Residenzpflicht wurde oft nicht beachtet. Dazu arbeitete die Sozialdemokratie mit besonderm Erfolge unter dem gedrückten Landvolke, das sie in festen Verbänden zur Verbesserung seiner Lage durch Lohnerhöhung zusammenschloß, und das Volk war vielfach der Kirche völlig entfremdet. Die Sakramente wurden sogar zu Ostern wenig begehrt, die kirchliche Trauung vernachlässigt, die Messe schlecht besucht, um so eifriger Wirtshäuser und Ballsäle. Die Gebildeten aber standen meist unter der Herrschaft der liberalen Presse, die von der in Mantua sehr zahlreichen Judenschaft stark beeinflußt wurde, und auch unter der Geistlichkeit gab es viele „Anhänger der Regierung.“ Zum erstenmal vielleicht stand hier Sarto vor der verhängnisvollen Tatsache, daß die freiern Köpfe seiner Nation, die sich der kirchlichen Autorität nicht unbedingt unterwerfen wollen, leicht dem völligen Unglauben und der Religionsfeindschaft verfallen, und daß auch patriotische Priester aus dem Zwiespalt zwischen Vaterlandsliebe und kirchlicher Pflicht niemals herauskommen, weil das Oberhaupt ihrer Kirche dem nationalen Staat ablehnend gegenübersteht. Auch er selbst hat ihn wohl tief empfunden.

Es bedurfte eines besonders hohen Maßes von Klugheit, Festigkeit und Milde für den Bischof, der hier gedeihlich wirken wollte. Sarto faßte von

Anfang an zwei Ziele scharf ins Auge: seinen Klerus zur eifrigsten und umfassendsten Erfüllung seiner Pflichten anzuhalten und auf die sozialen Verhältnisse im Sinne der democrazia cristiana einzuwirken. Persönlich ging er überall als Vorbild voran. Zum erstenmal seit etwa zweihundert Jahren hielt er im September 1888 wieder eine Diözesansynode ab, er versammelte seine Priester zu regelmäßigen „Pastoralkonferenzen," er wirkte auf sie durch Veranstaltung geistlicher Exerzitien, er war bei einer Konferenz der lombardischen Bischöfe zugegen. Zweimal visitierte er während seiner Amtsführung seine ganze Diözese von Pfarre zu Pfarre, und drei ausführliche Berichte hat er über ihre Zustände 1885, 1888 und 1891 nach Rom erstattet. Seine ganz besondre Sorgfalt widmete er dem bischöflichen Seminar, das unter ihm von 123 auf 160 Zöglinge stieg; er erweiterte deshalb auch seine Sommervilla in Sailetti und besuchte sie häufig. Um dem Priestermangel abzuhelfen, zog er die Franziskaner wieder nach dem vielbesuchten Gnadenorte Madonna delle Grazie. Die Kirchenfeste gestaltete er möglichst glänzend, vor allem die Erinnerungsfeste populärer Heiliger, wie des St. Anselm von Lucca und des St. Aloysius; er pflegte die gregorianische Kirchenmusik und sorgte für die Ausbildung des jungen Lorenzo Perosi, der jetzt päpstlicher Kapellmeister ist; er predigte selbst sehr oft, war unermüdlich im Beichthören, in der Spendung der Firmung und der Priesterweihe, hielt gern Missionspredigten ab, sorgte dafür, daß seine Pfarrer durch Bibelerklärungen und „Christenlehre" auf Erwachsene wie auf Kinder wirkten. Dabei war er von jeder Frömmelei weit entfernt. Er selbst beantragte in Rom den Dispens von den sonntäglichen Fastengeboten, die doch nicht mehr gehalten würden, und die Beschränkung der Heiligenfeste.

Soziale Aufgaben hat sich die Kirche immer gestellt, insofern als sie sich von jeher der Armenpflege annahm. Auch für Sarto war diese immer eine teure Pflicht, wie es schon seinem menschenfreundlichen Herzen entsprach. Er hat ein paarmal sogar seinen Bischofsring versetzt, um helfen zu können. Dahin gehört auch die Begründung einer Armenschule für Mädchen. Die jungen Leute suchte er in „Oratorien," die Erwachsenen in „Bruderschaften" zu vereinigen, gegen die sozialdemokratische Arbeiterorganisation gründete er „katholische Vereine," gegen die liberale Presse unterstützte er ein katholisches Blatt, den Cittadino di Mantova. Mit den königlichen Behörden wußte er trotz mancher Schwierigkeiten gut auszukommen, sodaß er niemals Streitigkeiten mit ihnen hatte. Die ihm ursprünglich feindliche Stadt gewann er sich so, daß ihm der Munizipalrat nach seiner Erhebung auf den heiligen Stuhl einen herzlichen Glückwunsch sandte. „Mantua, so schließt ein englisches Blatt eine längere Schilderung, ist durch Bischof Sarto eine Musterdiözese geworden."

So konnte kein besserer Mann gefunden werden, den 1891 verstorbnen Patriarchen von Venedig Domenico Agostini zu ersetzen, als Sarto, und Leo der Dreizehnte, der ihn seit 1880 kannte, erhob ihn zugleich im Juli 1893 zum Kardinal mit der Titelkirche San Bernardo alle Terme. Doch hier machte die königliche Regierung besondre Schwierigkeiten mit der Erteilung

des Exequatur, weil sie als Rechtsnachfolgerin des Dogen von Venedig und des Kaisers von Österreich das Patronat, also das Ernennungsrecht für das Patriarchat beanspruchte. Erst als ein von ihr eingefordertes Rechtsgutachten dargetan hatte, daß die Grundlagen des Anspruchs nicht mehr haltbar seien, und als der Vatikan in der Colonia Eritrea die Ersetzung der französischen Lazaristen durch italienische Franziskaner, sowie die Errichtung einer apostolischen Präfektur für diese Kolonie zugestanden hatte, wurde das Exequatur erteilt, und der neue Kardinalpatriarch hielt am 24. November 1894 seinen Einzug in der alten Dogenstadt auf einer Dampfjacht, die ihm die königliche Marine zur Verfügung gestellt hatte, also unter der italienischen Flagge. Als Patriarch hatte er 9 Bistümer zu leiten, und sein eigner Sprengel umfaßte 161000 Seelen in 45 Pfarren und 3 Dekanien mit 275 Priestern. Die Einkünfte waren im ganzen dürftig; er selbst bezog 23000 Lire und hatte daneben seine stattliche Amtswohnung im Patriarchatspalast hinter San Marco. Aber es ist allgemein bekannt, wie anspruchslos er sich auch hier mit drei Schwestern seinen Haushalt eingerichtet hat. Erst auf vieles Zureden hat er für sie durch eine bescheidne Lebensversicherung gesorgt. Von seinem Einkommen hat er auch in Venedig sehr wenig für sich verbraucht; er erhielt davon u. a. zehn arme Seminaristen zu 500 Lire jährlich; und so begnügte er sich auch als Patriarch und Kardinal noch mit seiner alten Nickeluhr und einer Schnupftabakdose von Zinn; eine kostbare goldne Uhr, die ihm einmal geschenkt worden war, hatte er schon nach wenig Tagen wieder verkauft. Zu seiner eignen Bedienung genügte ein lombardischer Kammerdiener, Giovanni Gornati, der von den Pflichten eines solchen „weniger als wenig“ verstand und weder lesen noch schreiben konnte, aber treu an seinem „Herrn“ hing. Die Patriarchatsgondel unterschied sich von den gewöhnlichen Privatgondeln nur etwa durch die schönen Bronzebeschläge, aber sie war ihm von der Stadt geschenkt worden, und wenn er in der guten Jahreszeit jeden Morgen nach dem Lido hinausfuhr, um dort die frische Seeluft zu atmen und auf einsamem Spaziergange sein Brevier zu beten, dann benutzte er einen der flinken vaporetti für zehn Centesimi hin und her. Wenn er jemand, was häufig geschah, zum einfachen „Frühstück“ (collazione) einlud, so war das seine Hauptmahlzeit; aber er würzte sie durch seinen gesunden Humor und seinen treffenden Witz, der ihm schon über manche ernste Schwierigkeit hinweggeholfen hatte, und er sprach dabei am liebsten das weiche Venezianisch.

Die Hemmungen, denen er in seiner Diözese begegnete, waren dieselben wie anderwärts, aber nicht so schwerer Art wie in Mantua; namentlich war die Bevölkerung im ganzen kirchlicher gesinnt als dort, und die Geistlichkeit pflichttreu. Auch hier hielt Sarto regelmäßige Pastoralkonferenzen, im Jahre 1898 auch eine Diözesansynode ab, und zweimal visitierte er den ganzen Sprengel. Er selbst predigte häufig in San Marco und auch in andern Kirchen, er nahm neue Weihen von Kirchen gern selbst vor und ritt am 3. August 1901 unter großem Zudrang sogar auf den Monte Grappa, den höchsten Berg des Venezianischen (1784 Meter), hinauf, um dort am nächsten Tage — genau zwei Jahre vor seiner Papstwahl — eine neue Kapelle zu weihen.

Das Priesterseminar mit seiner schönen Bibliothek und dem meteorologischen Observatorium erfreute sich seiner ganz besondern Fürsorge; für die Leitung des Kirchengesanges in San Marco berief er Perosi nach Venedig, und wissenschaftliche Studien unterstützte er mit hilfsbereitem Verständnis und fast väterlichem Wohlwollen. Um auch Gebildete für kirchliche Interessen mehr zu gewinnen, ließ er monatlich von Priestern öffentliche Vorträge halten, bei denen die freieste Aussprache erlaubt war.

Seine soziale Tätigkeit trat in Venedig fast noch mehr hervor als in Mantua. Seine Mildtätigkeit überstieg auch hier oft so sehr seine Mittel, daß er nicht selten bei einem jüdischen Bankier, der sich eine Ehre daraus machte, ihm zu dienen, kleine Anleihen aufnehmen mußte. Indem er sich eine Anzahl einflußreicher Freunde gewann, gelang es ihm, das katholische Vereinswesen aufs kräftigste zu fördern, ihm in einem Diözesanausschuß eine einheitliche Leitung zu geben und ein Netz von ländlichen Darlehnskassen zu gründen. Er genoß deshalb solches Vertrauen bei allen Parteien, daß man bei Streitigkeiten zwischen Unternehmern und Arbeitern gern seine Vermittlung anrief.

Die katholische Presse, namentlich ihr Hauptorgan, La Difesa, unterstützte er energisch, auch finanziell, und er erlangte schließlich solchen Einfluß, daß bei den letzten Wahlen zum Munizipalrat im Dezember 1901 die „katholische" Partei in Verbindung mit den gemäßigten Liberalen die bisher herrschenden Radikalen gänzlich aus dem Felde schlug und die Stadtverwaltung in ihre Hände brachte, ein Sieg auch des monarchischen Gedankens über die in Italien bekanntlich starken republikanischen Tendenzen. Zu den königlichen Behörden bestand das beste Verhältnis. Gegen den Wunsch des Vatikans stattete er dem König Humbert bei dessen letzter Anwesenheit in Venedig im Oktober 1898 seinen Besuch ab, und bei der Grundsteinlegung für den Neubau des am 14. Juli 1902 zusammengestürzten Markusturmes im Mai 1903 sprach er in Gegenwart des Grafen von Turin freundliche Worte über das Königshaus. „Er ist ein Politiker ersten Ranges — schrieb die römische (liberale) Tribuna von ihm —, der es wunderbar verstanden hat, die klerikale Partei in Venedig zu organisieren und mit ihr die städtische Behörde, das öffentliche Leben und die Stadt zu beherrschen." Die größte Popularität, eine wahrhafte Verehrung war ihm zuteil geworden, und bei seiner Krönungsfeier am 9. August bedeutete mehr als der prunkvolle Gottesdienst in San Marco für die Spitzen der Behörden und der Bevölkerung der bescheidne Schmuck, den im Westen und im Norden der Stadt, in den armen Stadtteilen fast jedes Haus angelegt hatte, und wenn es (nach der Mitteilung eines Augenzeugen) auch nur ein Teppich mit dem Bilde des neuen Papstes aus irgend einer illustrierten Zeitung womöglich zwischen den Porträts von Garibaldi und König Humbert war, und am Abend war dort kein Haus, das nicht illuminiert hätte.

Als der Kardinal Sarto am 26. Juli Nachmittags zum Konklave nach Rom abreiste, da haben schon viele seiner Venezianer gefürchtet, daß er für immer von ihnen scheide; er selbst ahnte in seiner tiefen Bescheidenheit nichts von dem, was ihm bevorstand. Er hatte schon die Stelle seines Grabes bestimmt, denn in Venedig gedachte er zu sterben. Für sich und seine Begleiter

nahm er Rückfahrkarten, und lächelnd versprach er einem Priester auf dessen halb im Ernst, halb im Scherz ausgesprochne Bitte, ihm zu telegraphieren, wenn er Papst würde, das zu tun. Am Morgen des 27., Montags, traf er in Rom ein und stieg im lombardischen Kolleg hinter der Engelsburg ab. Er nahm natürlich an den Vorberatungen teil, die die Kardinäle im ganzen oder in nationalen Gruppen über die Wahl pflogen, aber von keiner der beiden dabei sofort hervortretenden Parteien, der französischen, die einen „politischen" Papst wollte, und der entgegengesetzten war Sartos Name ernsthaft ins Auge gefaßt, obwohl er schon zu den papabili zählte, als er am Nachmittag des 31. Juli, Freitags, mit den übrigen Kardinälen in den Vatikan zum Konklave einfuhr. Beim ersten Wahlgange des Sonnabends zersplitterten sich die 61 Stimmen noch auf 13 Kandidaten, doch erhielt davon der bisherige Staatssekretär Rampolla, unzweifelhaft der Kandidat der französischen Kardinäle und der französischen Regierung, 24, Hieronymus Gotti, der frühere Ordensgeneral der Karmeliter, 17, Sarto nur 5 Stimmen. Aber schon am Nachmittag stieg die Zahl seiner Stimmen auf 10, sodaß er neben die beiden ersten trat. Am Sonntag Morgen hatte er schon 21 Stimmen, Rampolla zwar 29, aber Gotti nur noch 9, die Partie stand also jetzt zwischen Rampolla und Sarto. Das erfüllte den Patriarchen mit Schrecken; er beschwor die Kardinäle, ihn nicht zu wählen. Da gab Österreich ganz unerwartet die Entscheidung: der Kardinal-Erzbischof Puzyna von Krakau erklärte, Rampolla sei dem Kaiser „minder genehm"; er gab ihm also in aller Form die „Exklusive," die seit Karl dem Fünften überhaupt nur achtmal angewandt worden ist. Wohl protestierte der Kardinal-Camerlengo Oreglia gegen diesen „Eingriff in die Wahlfreiheit," und Rampolla erhielt bei dem nächsten Skrutinium am Nachmittag sogar 30 Stimmen, aber Sarto schon 24, und Rampolla selbst sprach jetzt den Wunsch aus, nicht gewählt zu werden. Nach einer französischen Mitteilung im Correspondant der Pariser katholischen Revue, hat er sich in einer vertraulichen Unterredung, die der Kardinal Perraud unmittelbar nach dieser Sitzung mit ihm hatte, um ihm zu sagen, seine Wahl sei jetzt unmöglich, geweigert, seine Kandidatur nach dessen Vorschlag formell zurückzuziehn, weil er damit das Recht der Exklusive anerkannt hätte, was er nicht könne, und er hat es demgemäß auch abgelehnt, einen Kandidaten seiner Richtung zu bezeichnen, dem dann die französischen Kardinäle ihre Stimmen gegeben hätten. So ging die Zahl seiner Stimmen am Montag Morgen auf 24 zurück, Sarto stieg auf 27, am Nachmittag auf 35, während Rampolla nur noch 16 erhielt. Abermals bat Sarto fast flehentlich, von ihm abzusehen, da er der Aufgabe nicht gewachsen sei, aber unmittelbar nach dem Wahlgang erschien einer der französischen Kardinäle bei ihm, um ihm zu erklären, daß auch er und seine Landsleute ihm nunmehr am nächsten Tage ihre Stimme geben würden. Umsonst warf Sarto ein, daß er kein Französisch spreche, ein Argument, das anfänglich von andern gegen ihn angewandt worden war, jetzt machte es keinen Eindruck mehr, und am Dienstag Vormittag, am 4. August, wurde Joseph Sarto mit 50 Stimmen von 61 zum Papst gewählt. Es war für ihn ein Augenblick tiefster Erschütterung. Zitternd und zögernd antwortete er auf die Frage Oreglias, ob

er die Wahl annehme, mit den Worten des Heilands: „Kann der Kelch nicht an mir vorübergehn, ohne daß ich ihn trinke, so geschehe der Wille des Herrn, ich nehme an“ (accepto); die Baldachine über den Sitzen der übrigen Kardinäle senkten sich, und mit Kniebeugung huldigten sie ihrem bisherigen Genossen.

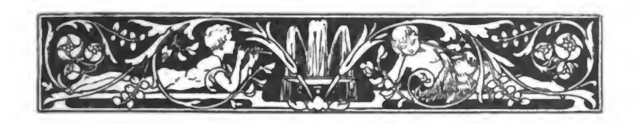
Als aber sein Kammerdiener mit seinem Sekretär Bresson bei ihm in einem Nebenzimmer der Sistina eintrat, um ihm die weißen päpstlichen Gewänder anzulegen, während die Peterskirche mit allen ihren Glocken zu läuten begann, alle die andern zahllosen Kirchen der weiten Stadt allmählich einfielen und von dem menschenwimmelnden Petersplatze her vieltausendstimmig der Ruf: Evviva Pio decimo! zum Vatikan empordrang, da fanden sie den Greis in Tränen; er hat in diesem Augenblicke wohl auch von dem goldnen Zauberglanz seines geliebten Venedig und von der Freiheit seiner persönlichen Bewegung still Abschied genommen.*)

Über die Aussichten für die Zukunft spricht de Waal natürlich sehr vorsichtig und zurückhaltend. Pius der Zehnte werde „ein andrer Papst“ sein als Leo der Dreizehnte, auch ein „sozialer Papst,“ aber auf Grund vielfacher praktischer Erfahrung, während der Vorgänger „mehr Theoretiker“ gewesen sei. In den einzelnen Staaten werde er möglichst Hand in Hand gehn mit der weltlichen Gewalt. Über seine Beziehungen zu Deutschland und zu Österreich insbesondre hat sich Pius der Zehnte bei der Abschiedsaudienz gegenüber dem Fürstbischof Kardinal Kopp von Breslau sehr entgegenkommend ausgesprochen: es werde an seinem guten Willen nicht fehlen, sie noch freundlicher zu gestalten. Die deutsche Nation stehe ihm schon deshalb nahe, weil er über dreißig Jahre österreichischer Untertan gewesen sei. In der Tat hat er eben durch den Prälaten Joseph Wilpert mit dessen großem Katakombenwerk auch ein Handschreiben an unsern Kaiser gelangen lassen.

„An dem Verhältnis zu Italien, sagt de Waal weiter, wird der neue Papst nichts ändern, kann es auch kaum. Pius wird so wenig wie Leo im Quirinal einen Besuch machen. Allein wenn Pius die Trennungsmauer nicht einreißen kann, so wird er über sie hinweg die Hand entgegenstrecken, so weit er nur immer zum Heile der Seelen und zum Segen für sein Vaterland es tun kann und darf.“ Eine Wiederherstellung des Kirchenstaats in irgendwelcher Ausdehnung erwartet auch de Waal nicht. Was soll dann die Lösung sein? Pazienza! sagt in solchen Fällen der realistische Italiener, dem es leichter fällt als uns Deutschen, sich mit einander widersprechenden Prinzipien abzufinden, und auch Pius der Zehnte ist — zum Glück — ein Italiener.

*) Sehr genau über den Gang des Konklaves und die Tage nach der Wahl A. de Waal S. 60 ff., 143 ff.





Partikularismus in Deutschland



Der Deutsche kann ohne Streit mit seinem Nächsten nicht leben. Kaum haben uns die Jahre 1866 und 1870/71 die so heiß erstrebte Wiederaufrichtung des Deutschen Reichs gebracht, kaum sind die Vollender dieser Riesenarbeit, Wilhelm der Erste, Bismarck, Moltke, Roon, Bennigsen u. a., in das Grab gesunken, so erhebt sich die Zwietracht von neuem. Die ganze Entwicklungsgeschichte des Deutschen Reichs wird vergessen, und Preußen muß dieselben Erfahrungen abermals machen, die es z. B. bei der Einrichtung des Zollvereins zu machen hatte. Wenn auch der Zollverein im großen und ganzen 1834 nach sechzehnjähriger Anstrengung als fertig angesehen werden konnte, so waren doch immer noch einzelne Staaten, z. B. Anhalt, außerhalb des Vereins, sodaß man auf der Elbe, die das Ländchen durchströmt, innerhalb weniger Meilen beim Eintritt in das Land Anhalt und beim Austritt Zoll bezahlen mußte. Ähnlich verhält es sich jetzt mit der Eisenbahngemeinschaft, die von Preußen erstrebt wird. Bis jetzt hat sich nur Hessen dazu herbeigelassen, dasselbe Land, das auch zu den ersten Ländern gehörte, die dem von Preußen 1818 angeregten Zollverein beitraten. Im Jahre 1828 hatten Bayern und Württemberg auch einen besondern Zollverein für sich gegründet, aber 1834 traten sie doch dem preußischen bei. Geradeso ist es jetzt mit der Eisenbahn und der Post. Es muß doch jedem Kinde, möchte man sagen, klar sein, daß gleiche Personen- und Gepäcktarife den Verkehr ganz besonders erleichtern würden, ebenso, wie gleiche Postwertzeichen Zeit und Geld sparen würden. Das Gefühl staatlicher Selbständigkeit, das ein eignes Postwertzeichen dem Bürger einflößt, kann doch nur auf Einbildung beruhen, denn von einem Eingreifen eines deutschen Bundesstaats in die Weltereignisse ist doch sogar bei eigner Eisenbahn- und Postverwaltung keine Rede mehr. Die Verkürzung der Fahrt durch die Erhöhung der Schnelligkeit, mit der die Wege durch Dampf und Elektrizität zurückgelegt werden, bringt die Völker immer näher aneinander, verknüpft ihre Interessen und reißt mit Gewalt alle Hemmnisse nieder. Wenn man z. B. mit dem Schnellzug von Frankfurt a. M. über Darmstadt nach Heidelberg fährt, so durchschneidet man innerhalb einer Stunde drei Landesgrenzen. Niemand wäre dabei imstande, seinen Koffer dreimal für die Zollrevision zu öffnen. Der Zollverein hat das ja auch schon lange innerhalb Deutschlands beseitigt.

Auch andre Verkehrshindernisse, z. B. verschiedne Eisenbahngeleisbreiten, sind der Gewalt des Verkehrs gewichen. So hatte Baden noch 1849 eine andre Geleisbreite als Hessen, und infolge davon mußte z. B. die hessische Artillerie bei ihrer Rückkehr aus Baden 1849 in Heidelberg ausgeladen werden und den Weitermarsch nach Darmstadt zu Fuß antreten. Hätte Hessen dieselbe

Geleisbreite gehabt wie Baden, so wären die Truppen noch an demselben Tage, an dem sie in der Nähe von Offenburg eingeladen worden waren, abends in ihren Kasernen in Darmstadt angelangt. Wenn ich nicht irre, hatte auch das Königreich Hannover noch Einrichtungen, die den Eisenbahnverkehr erschwerten und erst 1866 aufgehoben werden konnten. In der Tat hat die Erleichterung des Verkehrs zu jeder Zeit eine Steigerung des Verkehrs zur Folge gehabt. Ein drastisches Beispiel dafür fand ich einst in der bei Cotta erschienenen „Deutschen Vierteljahrsschrift." Dort wurde erzählt, im Landtage in Stuttgart sei von mehreren Abgeordneten die Anlegung einer Eisenbahn von Stuttgart nach Ulm beantragt worden. Die Regierung habe versprochen, den Antrag in Erwägung zu ziehen. Nach Jahresfrist habe der Minister der Kammer mitgeteilt, der Bau der gewünschten Eisenbahn sei unmöglich, denn das Fahrgeld aller mit der Post oder mit Frachtfuhrwerk von Stuttgart nach Ulm und umgekehrt beförderten Personen und Güter betrage im abgelaufnen Jahre noch nicht so viel, wie eine einzige Lokomotive koste. Ähnliche Berechnungen und Ansichten sind bekanntlich auch bei den preußischen Landtagsverhandlungen über den Mittellandkanal zutage getreten. Das sollte doch endlich jedermann klar sein, daß die Erleichterung des Verkehrs den Verkehr steigert und schließlich dem Ganzen zugute kommt. So wurde vor wenig Tagen in der Zeitung angegeben, daß die preußisch-hessische Eisenbahngemeinschaft im abgelaufnen Geschäftsjahre 7 Prozent verdient habe, während Württemberg es mit seiner eignen Eisenbahn kaum auf 3 Prozent bringen würde; deshalb haben sich schon jetzt die Stimmen für eine Anschließung Württembergs an die preußisch-hessische Eisenbahngemeinschaft gemehrt. So wird es in Sachsen und so wird es schließlich auch in Bayern gehn.

Wir verkennen immer noch zu sehr die, wenn ich so sagen soll, mechanische Einwirkung der Verhältnisse auf die Entwicklung der Völker und der Staaten. Die Steigerung des Verkehrs bringt die Menschen einander näher, schafft gleiche Interessen, mindert somit die Kämpfe untereinander, ja man kann sagen, daß die Eisenbahn ein größeres Verdienst an Deutschlands Einigung gehabt hat, als der Krieg von 1866, und es unterliegt keinem Zweifel, daß sich auch die Völker Europas trotz aller Zolltarife infolge des immer mehr wachsenden und erleichterten Verkehrs näher aneinanderschließen werden. Das allerdings kleine Luxemburg hat schon eine Zolleinigung mit Deutschland abgeschlossen. Nachrichten, daß Holland auch Anschluß an Deutschland suche, tauchen von Zeit zu Zeit immer mehr auf, sodaß der Gedanke eines europäischen Zollvereins, der schon öfters in Zeitungen und bei großen Versammlungen verschiedner Vereine und Genossenschaften besprochen worden ist, nicht so ohne weiteres von der Hand gewiesen werden kann.

Die beste und überzeugendste Probe auf die Richtigkeit dieser größern Vereinigungen ist die, zu fragen, ob die Staaten, die solche Vereinigungen geschlossen haben, ihre Auflösung wünschen. Da wird überall, trotz aller Stürme, die der Vereinigung vorausgingen, mit einem kräftigen „Nein!" geantwortet werden. Auch die sogenannten Rechtsvereine, wie sie in Hannover und Kassel bestehen, die die Wiederherstellung des Königreichs Hannover und des Kurfürstentums Hessen erstreben und die durch die Ereignisse von 1866 geschaffne Lage Deutsch-

lands nicht anerkennen wollen, würden in argen Zwiespalt geraten, wenn man ihren Wünschen, die Verhältnisse vor 1866 wiederherzustellen, erfüllen wollte. Mir sagte einst ein Hannoveraner: „Lassen Sie sich durch die gelben Bänder, die wir zur Feier des Tages von Langensalza tragen, nicht täuschen! Wenn heute wirklich abgestimmt würde, ob wir jetzt Preußen bleiben oder wieder Hannoveraner werden wollten, würden alle für Preußen stimmen." Ähnlich sagte mir ein Braunschweiger Rechtsanwalt, mit dem ich noch zu Lebzeiten des letzten Herzogs zusammentraf und über Braunschweigs Zukunft nach dem Tode des Herzogs sprach: „Ach, da ist kein Zweifel, am besten werden wir alle Preußen." Das heutige Geschlecht weiß nicht, wie es vor 1866 in manchen deutschen Staaten aussah, wie Post, Eisenbahn usw. beschaffen waren. Ihm ist auch gänzlich fremd, daß damals in allen wichtigen Weltfragen von Deutschland gar nicht die Rede war.

Jetzt sprechen wir überall mit. Unsre Kriegsflagge erscheint in allen Meeren und nimmt die Deutschen in Schutz. Ein alter Achtundvierziger, der noch bis in die siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts in Amerika gelebt hatte, sagte mir einst: „Sie können sich unsre Freude und unsern Stolz, überhaupt unser gehobnes Gefühl gar nicht vorstellen, als wir zum erstenmal ein deutsches Kriegsschiff in Amerika sahen!" Aus allen Äußerungen ausländischer Zeitungen können wir entnehmen, mit welchem Neid man Deutschlands Aufblühen betrachtet. Und was ist denn die eigentliche Grundursache unsers Aufblühens? Das ist die allgemeine Schulpflicht, unsre systematische geistige Ausbildung durch die Schulen und die Universitäten und die allgemeine Wehrpflicht, die nun auch bald hundert Jahre in Preußen und bald fünfzig Jahre in ganz Deutschland besteht. Wir würden in unsrer Entwicklung schon viel weiter sein, wenn sich einzelne Staaten, z. B. Bayern nicht auf seine Reservatrechte, namentlich im Postwesen, Sachsen und Württemberg auf ihre Reservatrechte im Eisenbahnwesen so fest stützten, wenn unsre Parteien im Reichstage und im Landtage, namentlich das Zentrum, auch die Konservativen, nicht ihre eignen Interessen höher stellten als die des Vaterlands, und die Sozialdemokraten sowie die Freisinnigen gegen alles stimmten, was für Heer und Flotte gefordert wird. Und ein größeres Ansehen des Deutschen Reichs im Auslande würde schließlich doch allen zugute kommen.

Zur Charakterisierung der oft kleinlichen Gründe, auf die sich tatsächlich öfters der deutsche Partikularismus, namentlich die Abneigung der Süddeutschen gegen Preußen stützt, möchte ich folgende eignen Erlebnisse anführen. Ende der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts fuhr ich mit einem in der Wolle gefärbten Frankfurter auf der Eisenbahn zusammen. Im Verlaufe unsrer Unterhaltung schimpfte er ganz gewaltig auf die „Preiße." Auf meine Frage, ob Frankfurt seit seiner Annektierung an Preußen nicht mehr der Mittelpunkt des Handels und der Geldwirtschaft in Süddeutschland sei, ob Baulust, Mietpreise usw. zurückgegangen seien u. s. f., erhielt ich die Antwort: „Gott bewahre, alles ist in die Höhe gegangen, alles blüht und gedeiht mehr als sonst!" Frage: „Was haben Sie denn also gegen Preußen?" Antwort: „Ich kann die Preiße net leide!" Der Süddeutsche vermißt bei dem gemessenen Benehmen, das dem

Norddeutschen meist eigen ist, das, was er „gemütlich“ nennt. Das stramme Wesen und die straffe Tätigkeit sind ihm unbehaglich. So sagte auch Ende der sechziger Jahre ein süddeutscher Offizier im kameradschaftlichen Kreise zu einem preußischen, der mit der Aufgabe in das süddeutsche Kontingent kommandiert worden war, bei der Überführung in preußische Militärverhältnisse tätig und behilflich zu sein: „Ja, das ist ja alles ganz schön und gut in Preußen, aber ihr Preußen selbst, ihr müßt gemütlicher sein!“ Sofort antwortete der Preuße schlagfertig: „Ja, lieber Freund, zur Gemütlichkeit haben wir gar keine Zeit!“ Und darin hatte er Recht, denn von 1866 bis 1870 mußten die süddeutschen Kontingente den preußischen Truppen gleich organisiert und ausgebildet werden. Dazu konnte man keine Gemütlichkeit brauchen. Daß aber der Zweck 1870 erreicht wurde, ist wieder ein Beweis von der deutschen Leistungsfähigkeit, sobald der ernste Wille da ist. Möchte doch dieser ernste Wille auch in unserm Reichstage wieder hervortreten. Sachlich sollte beraten und beschlossen werden, nicht nach Parteiinteressen, und vor allem, wer sich wählen läßt, der müßte auch im Reichstag gegenwärtig sein und dürfte sich nicht mit der Diätenlosigkeit entschuldigen, denn er hat ja vor seiner Wahl gewußt, daß er keine Tagegelder bekommt.

So wenig ich Frankreich und England als Musterstaaten aufstellen will, so muß man doch die Einigkeit in beiden Staaten darin anerkennen, daß sie die Forderungen der Regierung für Heer und Flotte jederzeit annehmen, manchmal sogar noch erhöhen. Wo es das Wohl und die Größe des Vaterlandes gilt, herrscht in jedem dieser beiden Völker unbedingte Einigkeit. Möchten sich unsre Bundesstaaten und unser Reichstag endlich daran ein Beispiel nehmen und den deutschen Partikularismus, der ja in Zeiten wie 1870 schwindet, aber in andern Zeiten sofort wiederkehrt, endlich für immer verbannen! C. v. H.



Wesen und Wirkung der gesetzlichen Freiheitsentziehung

Ein Beitrag zur Gefängnispsychologie

(Schluß)

7



as Charakteristische der Isolierhaft liegt in der Einsamkeit. „In der Einsamkeit des Kerkers über seine Schandtaten nachdenken“ — das ist so eine beliebte gedankenlose Romanphrase, der man übrigens auch bisweilen in Staatsanwalts-Plaidoyers begegnet. Tun das wohl die Isolierten? Sie denken gar nicht daran, und sie wären Narren, wenn sie es täten. Es ist eine wunderbar schöne Sache um die Einsamkeit für den, der davon Gebrauch zu machen weiß. Gerade in der aufreibenden Hast unsers heutigen Verkehrs, in der drängenden, lärmenden Jagd nach dem Glück, in dem Übermaß gesellschaftlichen Treibens

und rauschender Vergnügungen kann eine so lange und vollständige Einsamkeit, wie die des Gefängnisses ist, überaus wohltuend und heilsam wirken und empfunden werden. Sie kann es, wenn die übrigen Bedingungen dazu da sind. Wenn große Männer, wie Buddha, Elias, Jesus die Einsamkeit der Wüste suchten, wo sie einer gewaltigen Natur gegenüber allein mit ihren Gedanken ringen konnten, so wußten sie wohl, warum sie das taten. Man denke sich einen Kneißl vierzig Tage oder vierzig Monate in der Wüste — ich glaube nicht, daß seine Einsamkeit dort die Menschheit auch nur um den allerarmseligsten Gedanken bereichert. Daß in der Einsamkeit der Klosterzelle gar mancher hohe und große Gedanke geboren worden ist, der nicht bloß dem einsamen Kämpfer, sondern Millionen neben und nach ihm zum Heile gereicht oder der Wissenschaft und der Kunst wertvollste Schätze zugeführt hat, ist noch kein Beweis dafür, daß die Menschheit von einer Adele Spitzeder oder einem Sternberg ähnliche Gaben zu gewärtigen hätte, wenn deren Einsamkeit auch noch so lange gedauert hätte. Mit andern Worten: die Einsamkeit allein kann in keinen Menschen etwas hineinlegen. Sie kann nur entwickeln, was er in sich trägt, was er bewußt oder unbewußt in sie hineingebracht hat, oder was ihm in dieser Zeit von außen zugetragen ist. Ihre Wirkung wird also ganz verschieden sein, je nach der Art der Gefangnen. Ein Mensch von reichem Innenleben wird sie vielleicht, auch wenn sie sich auf Jahre ausdehnt, als Wohltat empfinden. Er gewinnt endlich einmal Zeit, über sich und sein Leben, über Gott und Welt nachzudenken, und zwar so ungestört durch äußere Eindrücke und so nachhaltig, wie es sonst auch bei einem langen Krankenlager nicht leicht möglich ist. Die Arbeit, die von ihm verlangt wird, ist ja in der Regel eine rein mechanische, die nach einiger Übung nur wenig Aufmerksamkeit verlangt und dem Gefangnen erlaubt, seinen Gedanken nachzuhängen; außerdem bleibt ihm auch außerhalb der Arbeitszeit, beim Spaziergang und am Sonntag, Zeit genug zu ganz ungestörter innerlicher Einkehr. Wohl dem, der bei solcher innerlichen Einkehr etwas findet, was des Verweilens wert ist; aber bei wie wenig Gefangnen ist das wohl der Fall? Ob bei dem einen von frühester Jugend an das böse Beispiel die Neigung zum Bösen geweckt, Laster und Schande sie großgezogen haben, ob bei dem andern die harte, bittere Not den Armen von den Pfaden der Rechtlichkeit verdrängt und ihn dem Verbrechen in die Arme getrieben haben, ob bei diesem Leichtsinn und Oberflächlichkeit nie einen ernstern Gedanken haben Wurzel fassen lassen, oder ob bei jenem der Sinn für höhere Dinge in erschlaffendem Genießen und in zügelloser Hingebung an tierische Leidenschaften erstickt ist — das Ergebnis ist dasselbe; das Herz ist öde und leer, und eine innere Einkehr ist unmöglich oder wertlos. Für solche Menschen ist die Einsamkeit zwecklos, und sie wird ihnen zur Qual. Es fragt sich nun, ob in solchen Fällen nicht von außen hereingebracht werden kann, was den Leuten innerlich fehlt. Gewiß, in manchen Fällen können die Teilnahme am Gottesdienst, Besuche des Geistlichen und das Lesen guter Bücher, oft auch Briefe der Angehörigen viel nützen; aber es bleiben noch unendlich viel Fälle übrig, bei denen das verödete Herz unzugänglich und verschlossen bleibt. Wie schwer es dem Geistlichen oft wird, Zugang zu solchen Herzen nicht bloß scheinbar, sondern in Wirklichkeit zu finden,

habe ich oben schon angedeutet; Bücher können aber nicht jedem nützen. Ist auch die Zahl der Analphabeten verschwindend klein geworden, so sind doch nur verhältnismäßig wenig Gefangne in der Lage, aus einem ernsten Buche wirklich Nutzen zu ziehn. Gelesen wird ja in den Strafanstalten mit großem Eifer, und der Tag, wo der wöchentliche oder vierzehntägige Bücherwechsel geschieht, ist vielen ein oft ungeduldig erwarteter Freudentag. Aber wie sieht es mit den Büchereien der Gefängnisse aus? Das Gerichtsgefängnis, wo vor einigen Jahren für einen zum Tode verurteilten Mörder wochenlang keine Bibel aufzutreiben war, und wo die Bücher am Sonntag in der Weise verteilt wurden, daß in jede Zelle, soweit der Vorrat von etwa 50 Stück reichte, völlig wahllos irgend ein Buch hineingeworfen wurde, mag ja eine Ausnahme sein; aber auch anderwärts ist es mit dem Bestande der Bibliotheken oft mangelhaft genug bestellt. Mit den dafür zur Verfügung stehenden, natürlich nur geringfügigen Mitteln läßt sich, wie die Büchereien einzelner Strafanstalten beweisen, viel erreichen, wenn eine geeignete Persönlichkeit die Sache mit Geschick in die Hand nimmt. An einer solchen fehlt es aber oft, und das Geschick hat nicht jeder. Wer glaubt, daß es genügt, alljährlich etliche Dutzend Erbauungsbücher und ebensoviel Kampfschriften gegen den Alkohol zusammenzukaufen, hat sich noch nie in die Seelenvorgänge eines Gefangnen hineinzuversetzen verstanden. Fehlen dürfen auch solche Sachen nicht, denn hin und wieder kann ein Bedürfnis danach vorhanden sein. Man bilde sich aber doch nicht ein, daß auf einen Gefangnen, der dem Alkohol verfallen ist, Mäßigkeitstraktätchen auch nur den allergeringsten Eindruck machen können; und ebenso werden Erbauungsbücher regelmäßig ihren Zweck gerade da am sichersten verfehlen, wo jede Grundlage zur Erbauung fehlt. Was not tut, ist unterhaltende Lektüre, die den Gefangnen lockt, seinen Geist beschäftigt und dabei, möglichst wenig lehrhaft, ganz unmerklich, den Samen des Guten und des Edeln in das leere oder verödete Herz streut, zum Beispiel Roseggers Werke. Aber auch unterhaltsame Bücher historischen und geographischen Inhalts, namentlich Biographien und Reisebeschreibungen werden gern gelesen und sind empfehlenswert. Ungemein vorsichtig muß ja bei der Auswahl vorgegangen werden, denn die Wirkung eines aufmerksam gelesenen Buches ist in der Einsamkeit der Gefängnisse um so größer, als die Lektüre oft die einzige geistige Anregung und Nahrung ist. Was am Sonntag gelesen worden ist, muß oft für die ganze Woche den Stoff hergeben, mit dem sich die schweifenden Gedanken beschäftigen, und die paar Seiten, die vielleicht noch in der Mittagspause genossen werden, sind der Glanzpunkt des ganzen öden Tagewerks.

Außer den Büchern und dem Zuspruch des Geistlichen kommen die Besuche der Gefängnisbeamten, die in bestimmten Zeiträumen mindestens einmal jede Isolierzelle besuchen sollen, als Einwirkungen auf die Gefangnen in Betracht. Sie sind in dieser Beziehung fast vollständig wertlos. Auch wenn, was fast nie der Fall ist, sich der Beamte die genügende Zeit nähme, eine nicht bloß auf die Frage: „Na, wie gehts?“ beschränkte Unterhaltung mit dem Gefangnen anzuknüpfen, wird er den wenigsten von ihnen mit seinem Besuche etwas Anregung bieten. Der Gefangne sieht in ihm, so verkehrt diese Auffassung auch sein mag, nur den Machthaber und allzu oft auch den Peiniger,

den Feind, dem er sich nicht erschließen darf, dessen Mitgefühl er nicht traut, und dessen Meinungen und Mahnungen ihm vollständig gleichgiltig sind. Ich bin nicht eben der Ansicht, daß man diese Beamtenbesuche abschaffen sollte; sie sind vielmehr nötig, den Gefangnen Gelegenheit zur Anbringung etwaiger berechtigter Wünsche und Beschwerden zu geben; aber wenn man von ihnen irgend eine Einwirkung auf die Gefangnen erwartet, müßten sie ganz und gar umgestaltet werden. Eine erfolgreiche Reform müßte sich dann allerdings nicht bloß auf die Besuche, sondern auf die Beamten selbst erstrecken.

Wem nun weder die Bücher noch die wenigen Menschen, mit denen der Gefangne in Berührung kommt, die geistige Öde und die Leere des Herzens ausfüllen können, was soll dem die Einsamkeit? In einem 1879 erschienenen, leider allzuschnell vergessenen Buche „Gegen die Freiheitsstrafe" schrieb der bekannte Reichsgerichtsrat Mittelstedt über die Isolierhaft folgendes: „Ob die dauernde und unbedingte Isolierung dem Einzelnen zum Heil oder zum Verderben gereicht, das hängt in erster Linie davon ab, wes Geistes Kind das Einzelwesen ist, das man auf den ausschließlichen Verkehr mit sich selbst verweist. Wo Geist und Seele ein gewisses Maß, einen gewissen Inhalt von Intelligenz, Empfindung, sittlicher Kultur in die Einsamkeit mitnehmen, wenn auch noch so verwildert und verschüttet durch Laster und Frevel, da ist freilich Stoff vorhanden für die Beschäftigung des Menschen mit sich selbst, und ein Ziel für die Einkehr in das Innere. Wo das fehlt, starrt das sich selbst beschauende Individuum in das öde, inhaltsleere Nichts. — Die arme Menschenseele, sich selbst überlassen, losgelöst von den tausend Fäden jahrtausendalter Zivilisation, besitzt an sich gar keine Triebe höherer Organisation: das natürliche Schwergewicht körperlicher Bedürftigkeit und Sinnlichkeit zieht sie unabwendbar zur tierischen Existenz herunter." Das ist ein hartes Wort, dessen Richtigkeit aber durch die Beobachtung bestätigt wird. Der Durchschnittsgefangne wird, je länger die Freiheitsstrafe andauert, um so sicherer und um so mehr zum Tier; in der Gemeinschaftshaft nur allzuleicht zum gefährlichen, reißenden Tier, in der Isolierzelle zum stumpfsinnigen Haustier. Genau wie solches leistet er tagein tagaus sein Arbeitspensum, erhält zur bestimmten Stunde sein Futter und seine Nachtruhe, wird genau wie ein Haustier, von dem einen besser, von dem andern schlechter, behandelt, hat wie ein Haustier seinen bestimmten Stall, an dem er auch nicht die geringste Änderung vornehmen darf, die irgend eine Spur von Individualität verriete. Seine Willenstätigkeit ist auf die Stufe des Haustiers hinabgedrückt: er hat zu wollen, was von ihm verlangt wird, nichts weiter. So geht es tagein tagaus, jahrein jahraus; und was erst widerwillig ertragen wurde, wird bald zur Gewohnheit und dann allmählich zur zweiten Natur. Und das Ende? Was wird aus einem Haustier, das man eines schönen Tages vor die Tür jagt? — Und dann gibt es noch Menschen, die sich über die vielen Rückfälligen unter den Bestraften wundern!

8

Aber die Arbeit, der segensreiche Einfluß der Arbeit! In seinem herrlichen Buche von der „deutschen Arbeit" widmet W. H. Riehl auch der „Arbeits-

kur im Zuchthause" ein Kapitel. Mit seinem Scharfblick und seiner Feinheit erkennt er sehr richtig, daß die Zwangsarbeit „eben nicht frei, also auch sittlich gleichgiltig, also auch streng genommen so wenig eine wahre Arbeit ist," wie die „Spitzbubenarbeit." „Man muß wohl sagen: nicht der Geist der ehrlichen Arbeit, sondern bloß der äußere Mechanismus derselben bildet das Haupterziehungsmittel im Zuchthause." Wenn er nun doch diesem Erziehungsmittel die auch nach seiner Ansicht erst noch durch die Erfahrung zu bewährende Fähigkeit zuschreibt, daß Zwangsarbeit zur freien Arbeit erziehn könnte, so macht diese Auffassung seinem gesunden Optimismus alle Ehre, entbehrt aber der praktischen Bestätigung. Es ist eine traurige Erfahrung der Strafanstaltsverwaltungen, daß die Menschen, die in der Freiheit draußen die Arbeit wie eine entsetzliche Krankheit scheuen, in den Zuchthäusern und Gefängnissen oft zu den fleißigsten gehören, aber unfehlbar in die alte Arbeitsscheu zurückfallen, sobald mit der Wiedererlangung der Freiheit das Arbeiten von ihrem freien Willen abhängig gemacht worden ist. Arbeitenmüssen und Arbeitenwollen haben eben nichts miteinander gemein. Durch Zwangsarbeit ist noch niemand zur freien Arbeit erzogen worden; von ihr kann die Erfüllung dieser Aufgabe ebensowenig erwartet werden, wie von dem Zwange, nicht arbeiten zu dürfen. Als Strafe im Sinne der beabsichtigten Zufügung von Schmerz wäre die Arbeitsentziehung höchst zweckentsprechend; sie wäre für die meisten Menschen geradezu entsetzliche Pein; ihr erziehender Wert wäre natürlich gleich Null, d. h. ebensogroß wie der der Zwangsarbeit. Die Auffassung von der Gefängnisarbeit, die Krohne, der Dezernent für das Gefängniswesen im preußischen Ministerium des Innern, im Handwörterbuch der Staatswissenschaften niedergelegt hat, entbehrt nicht des Interesses: er weist darauf hin, daß Töten, Quälen, Eigentumsvernichtung, Verbannung und ähnliche Strafen „die Zerstörung wirtschaftlicher Werte" in sich schließen. Da nun jeder Rechtsbruch die Schädigung wirtschaftlicher Interessen Einzelner oder der Gesamtheit nach sich zieht, so wird durch solche Strafmittel der durch den Rechtsbruch angerichtete Schaden noch vermehrt. Die Wirtschaftspolitik verlangt daher, die Strafe so zu gestalten, daß sie nicht nur neue Rechtsbrüche verhütet, sondern zum Ersatze des angerichteten Schadens beiträgt." Man wird diesem letzten Satz nicht den Vorwurf allzu logischer Folgerichtigkeit machen können, aber es liegt in ihm ein Gedanke verhüllt, der in der Tat geeignet wäre, die Zwangsarbeit des Gefangnen mit einem erziehenden Wert auszustatten. Wenn man den Rechtsbrecher zwänge, den materiellen Schaden, den er angerichtet hat, ganz oder teilweise wieder gut zu machen, während seiner Freiheitsstrafe also für den zu arbeiten, dessen Leben und Gesundheit, Ehre und Gut er gefährdet oder beschädigt hat, und wenn es gelänge, ihm diesen Zweck und diese Beziehung seiner Arbeit immer wieder und möglichst eindringlich zu Gemüte zu führen, so würde dadurch der erzwungnen Arbeit ein sittlicher Wert verliehen, der auf viele Menschen nicht ohne Rückwirkung bleiben könnte, denen der abstrakte Gedanke einer Arbeitspflicht für den Staat, als den Repräsentanten der verletzten Rechtsordnung, weit über ihr Fassungsvermögen geht.

Fragen wir uns, was für uns freie Menschen das Leben ausfüllt, so ist es

unser Beruf (im weitesten Sinn), die Betätigung unsers Verhältnisses zu unsern Angehörigen und Freunden, und endlich das, was uns als Zeitvertreib dient, mag es in geistigen oder in materiellen Genüssen bestehn, unsrer Bildung oder unserm Wohlbehagen dienen oder zu dienen scheinen. Des Gefangnen Beruf ist sein Nichtswollen und seine Zwangsarbeit; von seinen Angehörigen und Freunden scheiden ihn die Gefängnismauern; und wie es mit seinem Zeitvertreib steht, soweit ihm dazu überhaupt die Zeit bleibt, ist aus den hier gegebnen Schilderungen zur Genüge zu sehen. So wäre sein Leben die absoluteste Öde, die sich denken läßt, aber die Menschenseele hat einen solchen horror vacui, daß sie sich mit irgend etwas anfüllen muß, und so treten beim Sträfling an die Stelle der Freuden und Sorgen des Berufs die unfruchtbaren Zukunftspläne und phantastischen Luftschlösser, an Stelle von Liebe und Freundschaft die Verschwörungen und Zänkereien mit den Leidensgenossen, und aus Mangel an erhebenden Genüssen erfreut sich ein fast tierisches Behagen an den allerniedrigsten Gelüsten. Denn so lüstern nach ein bißchen Freude ist das menschliche Herz, daß es auch in der Öde der Gefängnisse nach ein wenig Sonnenschein hascht, und wenn es nichts besseres findet, begnügt es sich mit dem allererbärmlichsten Ersatz. Ich hörte von einem sehr gebildeten Menschen, der eine lange schwere Strafe durchgemacht hatte, daß er im Laufe der Jahre gelernt habe, sich wie ein Kind tagelang auf den Freitag zu freuen, weil an diesem Tage das Anstaltsessen aus Fisch bestand, und kaum minder auf den Samstag, weil da ein Stückchen Käse zum Abendbrot gereicht wurde. Dieses Verlangen nach Freude ist nicht zu ertöten, und wenn man die Freiheitsstrafen noch durch entsetzliche Martern verschärfen wollte, so fände das Herz doch noch irgend etwas heraus, woran es sich hängte, und worauf es hoffte.

9

Wir haben im Vorstehenden schon wiederholt die Frage des Strafzwecks gestreift, und ich kann es mir nicht versagen, auf diese noch mit einigen Worten einzugehn, zwar nicht insofern, als ob ich mich für eine der verschiednen Schulmeinungen entscheiden und eine Lanze für die Vergeltungs-, die Abwehr- oder die Besserungstheorie brechen wollte, sondern nur in der Weise, daß ich die Frage aufwerfe: Wie entspricht die als Strafe vollstreckte Freiheitsentziehung den Zwecken, die von den verschiednen Strafrechtsschulen der Strafe zugeschrieben werden?

Stellen wir uns zunächst auf den Boden der klassischen Schule, also der reinen Vergeltungstheorie, so ist es eine zweifellose und unbedingte Forderung der Gerechtigkeit, daß die Größe des Strafübels der Größe der Straftat entspreche. Beim reinen Talionsrecht macht die Erfüllung dieser Forderung keine große Schwierigkeit; die Losung „Auge um Auge, Zahn um Zahn“ enthält eine wenn auch äußerst grobe Richtschnur für diese Forderung der Gerechtigkeit. Heute ist es anders; freilich darf man nicht fragen: Auf wieviel Jahre deines Menschenbruders schätzest du den Hundertmarkschein, den er dir entwendet hat? sondern: Findet der Rechtsbruch, der dadurch begangen ist, daß aus deiner verschlossenen Kassette ein Hundertmarkschein gestohlen worden ist, eine angemessene

Vergeltung, wenn der Täter auf ein Jahr sechs Monate ins Zuchthaus gesperrt wird, oder sind zwei Jahre die entsprechende Sühne, oder ein Jahr acht Monate usw.? Ein Mord ist geschehen; ob an einem Kind oder einem Greise, an einer Dirne oder einem Geisteshelden, ist gleich; das deutsche Strafgesetzbuch kennt nur eine Strafe: den Tod. Ist aber ein Menschenleben durch einen andern in der Weise vernichtet worden, daß nicht mit Sicherheit festzustellen ist, ob Totschlag oder Körperverletzung mit tödlichem Ausgang vorliegt, wird dann an dem Täter gerechte Vergeltung durch drei Jahre Gefängnis oder durch fünfzehn Jahre Zuchthaus geübt? Den Richter stellt das Strafgesetzbuch täglich vor solche Fragen, die dem denkenden Laien unlösbar erscheinen, und kann er sie nicht beantworten, so muß er den gordischen Knoten durchhauen. Wie das geschieht, weiß jeder, der einmal nach Schluß der Beweisaufnahme und der Plaidoyers einer richterlichen Beratung in Strafsachen beigewohnt hat. Auch weiß jeder Jurist, der Gelegenheit gehabt hat, bei mehreren Landgerichten zu arbeiten, wie ungemein verschieden genau dieselbe Straftat von den verschiednen Gerichtshöfen „bewertet" wird. Ja bei den größern Landgerichten tritt diese Verschiedenheit sogar zwischen den einzelnen Strafkammern bisweilen so auffällig hervor, daß die eine im Scherz als die „Blutkammer" bezeichnet wird, weil ihre Urteile auf besonders hohe Strafmaße auszulaufen pflegen. Daß bestimmte Delikte in den großen Verkehrszentren milder abgeurteilt werden als in der Provinz, daß wiederum andre Vergehen in einer bestimmten Gegend besonders hart geahndet zu werden pflegen, sind Tatsachen, die nicht nur den Anwälten, sondern sogar manchen Mitgliedern des gewerbsmäßigen Verbrechertums wohl bekannt sind und von ihnen berücksichtigt werden. Am besten haben die Leitungen der zentralen Strafanstalten, denen Abgeurteilte aus einer größern Zahl von Landgerichtsbezirken zugeführt werden, Gelegenheit, sich von der Ungleichheit zu überzeugen, die im Strafmaß herrscht, und ich habe aus dieser Quelle, der ja auch die Gerichtsakten zur Verfügung gestellt werden, oft bestätigen hören, daß bisweilen genau dieselbe Straftat von dem einen Gerichtshof doppelt so schwer bestraft wird wie von dem andern, bei völlig gleichen begleitenden Umständen. Gewiß sind solche Verschiedenheiten durchaus erklärlich, denn ein Messerstich und eine Zeitspanne Zuchthaus, ein Paletotdiebstahl und einige Monate Gefängnis sind durchaus inkommensurable Größen. Aber die Tatsache der Ungleichheit und damit der Ungerechtigkeit im Strafmaß besteht, und sie sollte den Vergeltungstheoretiker doch bedenklich machen. Wenn nun aber wenigstens zwei Jahre Gefängnis des A genau gleich zwei Jahren Gefängnis des B wären! Hier aber liegt eine weitere Schwierigkeit, die die Freiheitsstrafe für den auf dem Standpunkt der Vergeltungstheorie stehenden Kriminalisten zu einem ganz ungeeigneten Strafmittel machen müßte. Nicht nur die verschiedne Lebensdauer der Menschen, die bewirkt, daß vier Jahre Gefängnis für den einen den Verlust von einem Fünftel, für den andern nur von einem Zwanzigstel seines Lebens bedeuten, während für den dritten die Verurteilung zu zwei Jahren Gefängnis schon gleichbedeutend ist mit Einsperrung auf Lebenszeit, sondern namentlich die Verschiedenheit der geistigen und der körperlichen Beschaffenheit, der äußern Lebensumstände und der Empfindsamkeit bewirken, daß

der eine unter einer kürzern Freiheitsstrafe äußerlich und innerlich vollständig zusammenbricht, während ein andrer nach doppelter oder sechsfacher Zeitdauer das Gefängnis nicht viel anders verläßt, als er es betreten hat. Ich möchte hier der weitverbreiteten Anschauung entgegentreten, daß die Gefängnis- oder Zuchthausstrafe für den Gebildeten schwerer zu ertragen sei als für den Ungebildeten. In dieser Allgemeinheit ist die Annahme jedenfalls unrichtig. Was dem Angehörigen der obern sozialen Schichten zunächst freilich wohl am schwersten erträglich erscheint, die ungewohnte Nahrung, der Mangel an allen den Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten, die ihm sonst das Leben erleichterten und verschönten, die mechanische Arbeit, zu der er gezwungen wird — das sind alles Dinge, an die er sich verhältnismäßig schnell gewöhnt, und es sind im Grunde genommen Äußerlichkeiten, die gegenüber dem eigentlichen Wesen der Unfreiheit, dieser drückenden Willenseinschränkung, sehr wenig empfunden werden. Andrerseits darf man ja nicht glauben, daß dem Mann aus den untern Schichten des Volks, der vielleicht niemals so regelmäßig und bisweilen auch weniger schmackhaft beköstigt worden ist, als in der Strafanstalt, hier das Essen wirklich mundet. Man hört bisweilen von flüchtigen Besuchern der Strafanstalten äußern, daß diese „Kerls" es doch im Zuchthaus viel besser hätten, als sie es draußen jemals bekämen, und als so viele, die nicht vom Pfade des Rechtes abgewichen sind und draußen hungern und darben. Wer so spricht, vergißt, daß der Staat einem Menschen, von dem er täglich zwölf bis vierzehn Stunden schwere Arbeit verlangt, eine Nahrung geben muß, die ihn einigermaßen bei Kräften hält, daß er ihn in Räumen halten muß, die soviel Luft und Licht haben, daß die Arbeit darin möglich wird, endlich, daß durch Reinlichkeit und Ordnung Epidemien vermieden und Kosten gespart werden. Er vergißt, daß trotz alledem die Lungenschwindsucht infolge der auf das denkbar geringste notwendige Maß beschränkten Ernährung und der trotz aller Ventilationsvorrichtungen oft entsetzlichen Luft in den Arbeits- und Schlafsälen, wie in den Zellen, unter den Gefangnen eine ungeheure Menge von Opfern fordert, daß die Verwendung entlassener Gefangner in der Landwirtschaft oft deswegen unmöglich ist, weil es diesen ausgemergelten Leuten an den notwendigen Körperkräften mangelt, und er vergißt vor allen Dingen, daß sich der moderne Mensch ja etwas darauf einbildet, in der Freiheitsstrafe ein „humanes" Strafmittel gefunden zu haben, die sich nicht gegen das Leben und die leibliche Integrität des Verurteilten richten *soll*. So empfindet auch der Arme die Kost und die Wohnung, die er in der Strafanstalt erhält, keineswegs als eine Wohltat. Die Wohnung, d. h. die Säle, die er mit fünfzig bis achtzig andern Gefangnen teilen muß, oder seine dumpfige Zelle, wird er niemals für besser halten als die elende Hütte, die ihm vielleicht draußen Schutz von den Unbilden der Witterung bot; die Kost in ihrer entsetzlichen Schmalheit und Gleichförmigkeit wird, wenn sie besser ist, als er sie gewöhnt war, ihm anfangs das Gefühl des Ungesättigtseins etwas schmerzhafter machen, bald aber ihm völlig gleichgiltig sein oder mangelhaft erscheinen. Wenn dem Gebildeten, an geistige Arbeit Gewöhnten die mechanische Arbeit, zu der er in der Strafanstalt meist genötigt ist, anfangs auch schwer fällt, so darf man doch nicht vergessen, daß auch der Ungebildete die Arbeit, die ihm zugewiesen

wird, immer als eine Erniedrigung empfindet. Ist diese Arbeit den Körperkräften und dem Gesundheitszustande nicht angemessen, so leidet der gebildete Sträfling ebenso darunter wie der ungebildete. Auch die rauhe Behandlung erträgt jener nicht schwerer als dieser; der Gebildete wird sich sogar viel eher mit philosophischer Ruhe über eine ihm von einem ungebildeten Beamten zugefügte Unbill hinwegsetzen können, als ein armer dummer Kerl, der vielleicht für Niedertracht hält, was die Notwendigkeit fordert, und für Bosheit, was die Dummheit verursachte.

Wie eben das Wesen der Freiheitsstrafe nicht in den damit verbundnen materiellen Entbehrungen oder der übeln Behandlung zu suchen ist, denen der Gefangne ausgesetzt ist, sondern in der gewaltsamen Unterdrückung seiner Willensbetätigung, so ist auch in dieser Richtung die Ursache der großen Verschiedenheit zu suchen, mit der die Freiheitsstrafe ertragen wird. Je mehr ein Mensch gewöhnt ist, sich zu betätigen, je mehr Initiative, je mehr innern Trieb er hat, den kategorischen Imperativen zu folgen, die ihn zur Erfüllung seiner Pflichten gegen sich selbst und gegen andre mahnen, je reicher an Aufgaben und an Hoffnungen ihm sein Leben zu sein scheint, je reicher sein Empfindungsvermögen ist, um so lastender und unerträglicher liegt auf ihm die Unfreiheit. Der Vagabund, der losgelöst von allen Banden der Familie und der Heimat sich halb willenlos vom Schicksal bald hierhin bald dorthin werfen läßt, leidet im Gefängnis nicht die Hälfte der Qualen, die ein dorthin geratner fleißiger und gewissenhafter Familienvater zu erdulden hat, wenn ihn tagein tagaus die Sorge um die darbenden Seinen verfolgt; den in ungestümem Vorwärtsstreben aus dem Geleise geratnen jungen Mann, der erkannt hat, daß das Leben ihm Aufgaben stellt, und der sich ein festes Ziel gesetzt hat, dünkt jeder Tag eine halbe Ewigkeit, während sein Nachbar an der Hobelbank, ein alter Stammgast der Strafanstalten, mit stumpfsinnigem Gleichmut Jahr um Jahr dahinrollen sieht; der von seiner Familie ausgestoßene, von der Unfähigkeit, sich jemals wieder einen Platz in den Reihen der ehrlichen Leute erwerben zu können, überzeugte Taugenichts weiß nichts von dem Gram um die fernen Angehörigen, den ein mit reichem Familiensinn begabter Gefährte um die Seinen erleidet, die trotz der ihrem Namen bereiteten Schande die Liebe zum Sohn oder Bruder nicht aus dem Herzen verwischt haben, und weiß nichts von den Sorgen um die so furchtbar dunkle Zukunft, die ein vom Wege des Gesetzes Gestrauchelter mit dem Tage heranwartet, der ihm die Freiheit wiedergibt. Daß Empfindsamkeit oder Stumpfsinn, Gesundheit oder körperliche oder geistige Gebrechen, Leichtsinn oder Ernst der Lebensauffassung geeignet sind, genau dieselbe Strafdauer für die einzelnen davon Betroffnen zu einer ganz verschieden schweren Strafe zu gestalten, liegt auf der Hand. Wem aber die Strafe Selbstzweck ist, der muß alle diese Unterschiede ignorieren; der Vergeltungstheoretiker legt der strafenden Themis eine Binde um die Augen und läßt sie den Rohen und den Feinfühligen, den Familienvater und den heimatlosen Vagabunden, den Gesunden und den Gebrechlichen mit genau demselben Maße messen, mit einem Maße, das, wie wir oben gezeigt haben, ein vollständig vages, irrationelles ist.

Auch vom Standpunkt der Abschreckungstheorie ist die Freiheitsstrafe von

recht ungleichem Wert. Es ist selbstverständlich, daß die noch unbekannten Schrecken des Gefängnisses eine ganz andre Macht der Abschreckung auf den ausüben, der noch nie mit dem Strafgesetz in Konflikt gekommen ist, als auf den, der ganz genau weiß, daß seiner im Gefängnis ein Leben wartet, das er schon einigemal als erträglich empfunden hat. Viel zu weit geht also die Behauptung, die vor Jahresfrist in einer juristischen Zeitschrift*) aufgestellt wurde, wo es hieß: „Das Eingesperrtsein in einer der beiden Anstalten [Gefängnis oder Zuchthaus] hat für die untern Schichten unsrer Volksgenossen längst seinen Schrecken verloren. Wer weiß, daß drei Viertel aller Deutschen von einem Einkommen von nicht über 900 Mark jährlich leben, der findet es begreiflich, daß so mancher Halt- und Existenzlose Licht, Wärme, Reinlichkeit, gute Kost [?] und Geselligkeit [!] bei nicht allzu drückender [?] Arbeit in den Zuchthäusern und Gefängnissen dem rauhen, unsteten, da arbeitslosen Leben in den Unbilden eines fast acht Monate dauernden deutschen Winters vorzieht, ja daß er sogar erfreut ist, wenn ihm eine hohe Strafe den länger dauernden Genuß solcher Annehmlichkeiten sichert." Es ist wohl selten aus der Feder eines Juristen eine ärgere Übertreibung geflossen; nicht nur, daß diese nach Lampenlicht und grünem Tisch duftenden Hirngespinste eine lächerliche Entstellung der Tatsachen bedeuten, so enthalten sie auch einen vollständig ungerechten und schmählichen Vorwurf gegen das sittliche Empfinden der untern Schichten unsrer Volksgenossen. Wenn man von dem Gewohnheitsverbrechertum absieht, so wird ein überaus geringer Prozentsatz übrig bleiben, der nicht das Übel des Gefängnisses bitter empfände. Aber freilich, das Maß dieser Bitterkeit und damit die Macht der Abschreckung ist, wie schon gezeigt worden ist, in der Tat außerordentlich verschieden und entspricht durchaus nicht immer den Abstufungen, die das Gesetz in seinen Androhungen kürzerer oder längerer, milderer oder härterer Strafen macht.

10

Daß der Wert der Freiheitsstrafe als Besserungsmittel im günstigsten Falle gleich Null ist, weitaus am meisten aber nur ein negativer sein kann, geht aus meinen Schilderungen wohl schon zur Genüge hervor. Bei wem nicht die ganze Schicksalsschwere, die nach einer begangnen Straftat über den Täter doch meist hereinbricht, die innere Umwälzung und Umwandlung hervorbringt, die man sehr oberflächlich und pharisäerhaft „Besserung" nennt, den wird weder eine kurze noch eine längere Freiheitsstrafe zu „bessern" vermögen. Die erbaulichen und beschaulichen Geschichtchen, die man bisweilen aus der Feder von Strafanstaltsgeistlichen oder auch ehemaligen Gefangnen über angeblich durch die „Zucht im Gefängnis" gebesserte Verbrecher zu lesen bekommt, beruhen entweder auf Täuschung oder auf Selbstbetrug und Heuchelei. Der Gipfel der Lächerlichkeit wird nun aber dadurch erreicht, daß genau das im voraus vom Gericht festgesetzte Maß der Freiheitsentziehung diese Besserung hervorbringen soll: soviel Jahre Zuchthaus bessern den Totschläger, soviel Monate Festung den Duellanten, soviel Jahre Gefängnis den unter „mildernden Umständen" verurteilten Wechselfälscher. Es gehört wirklich ein bergeversetzender Glaube — oder Aberglaube? —

*) L. Zöller in dem „Recht" vom 25. Mai 1902.

dazu, der Freiheitsentziehung, und noch dazu der im voraus fixierten, bessernde Kraft zuzuschreiben, und doch steht offenbar die preußische Regierung auf diesem Standpunkt, denn in der Hausordnung preußischer Strafanstalten findet sich folgender Satz: „Die Zuchthausstrafe ist nicht dazu da, den Gefangnen aus der menschlichen Gesellschaft auszustoßen, sondern ihn zu einem brauchbaren und nützlichen Mitgliede derselben zu erziehen." Wie sich eine Regierung, in deren Strafvollzug die seelenverderbende Gemeinschaftshaft aus fiskalischen Rücksichten eine geradezu erdrückend dominierende Rolle spielt, auf den Standpunkt der Besserungstheorie stellen kann, ist mir, und vielleicht auch ihr selbst, rätselhaft.

Die Freiheitsentziehung als solche kann keinen Menschen bessern; denn wie könnte die durch äußere physische Gewalt erzwungne Willensunterdrückung erzieherisch wirken? Sie kann abstumpfen, sie kann verkrüppeln, aber nimmermehr erziehen. Nichts ist heutzutage notwendiger im Kampf ums Dasein, als ein energischer Wille. Der Gefangne verlernt zu wollen. Und wohlverstanden, er verlernt nicht nur, das Unrechte zu wollen, sondern er verlernt das Wollen überhaupt. Verläßt er das Gefängnis, so steht er — trotz Kirchgängen, Schule und nachgeholtem Konfirmieren durch Zwang — den Anforderungen des Lebens viel ungewappneter gegenüber als vorher. Wer ein halbes Dutzend Jahre oder gar noch länger hinter den Mauern und Riegeln der Strafanstalten gesessen hat, ist sozusagen reif für die nächste Strafanstalt, bisweilen auch fürs Irrenhaus, aber er ist verloren für die Welt da draußen; er ist total abgestumpft; er ist nicht mehr gewöhnt, sich selbst einen Weg zu suchen, für sich selbst geeignete Entschlüsse zu fassen. Die Zukunftspläne, die er im Kerker geschmiedet hat, vergehen wie Morgennebel in der aufsteigenden Sonne; sie waren Hirngespinste, aus Einsamkeit und Langeweile geboren und großgezogen mit der vollständigen Verkennung der Möglichkeiten und Wirklichkeiten der Welt, die sich so schnell bei jedem einstellt, der sich der Einsamkeit ergibt; in dem Beruf, den er einst ausgeübt hat, sind die Verhältnisse ganz anders geworden; neue Methoden sind aufgekommen, neue Spezialitäten ausgebildet worden, oder er selbst hat die einstige Geschicklichkeit längst verlernt; für allerlei andre Arbeit gibt sein ausgemergelter Körper die nötigen Kräfte nicht mehr her; in der Tätigkeit, die er jahrelang im Gefängnis ausgeübt hat, findet er draußen keine Beschäftigung, weil sich der Erwerbszweig als „freie Arbeit" nicht mehr konkurrenzfähig erwiesen hat; dazu allüberall der Makel seiner jüngsten Vergangenheit, der ihm wie ein Kainszeichen anhaftet, daß er unstet und flüchtig über die Erde jagt; und immer wieder — gar nicht scharf genug kann es betont werden — diese Willenslähmung, die Frucht der Gefängniszucht, die es ihm fast zur Unmöglichkeit macht, einen ernsten Entschluß zu fassen und an dem gefaßten festzuhalten, und die ihn zum Spielball augenblicklicher Eingebungen und zweifelhafter Einflüsse macht. Kein Wunder, wenn dann die in der Strafanstalt vielleicht gefaßten „guten Vorsätze" in der Tat den sprichwörtlich gewordnen Weg ebnen! Das ist der Erfolg der „Erziehung zum brauchbaren und nützlichen Mitglied der menschlichen Gesellschaft"! Kain, wo ist dein Bruder Abel, zu dessen Hüter du dich aufgeworfen hast?

So wäre denn die Freiheitsentziehung als Strafe von jedem Standpunkt

aus zu verwerfen? Ich muß es dem Leser überlassen, auf diese Frage selbst die Antwort zu geben; denn wie ich schon im Anfang dieses Aufsatzes betont habe, beabsichtigte ich nur eine kritische Beleuchtung der Freiheitsentziehung in ihren beiden Formen der Untersuchungs- und der Strafhaft zu geben. Ob es möglich sein wird, besseres an ihre Stelle zu setzen, ob wir sie jemals werden ganz entbehren können, wenn sich vielleicht dereinst ganz neue Gedanken in der Strafrechtspflege Bahn brechen, ist heute noch nicht zu entscheiden. Einschneidende Umwälzungen sind weder auf diesem noch auf andern Gebieten von der bevorstehenden Strafrechtsreform zu erwarten; angesichts dieser aber darauf hinzuweisen, daß in bezug auf die gesetzliche Freiheitsentziehung keineswegs ideale Zustände herrschen, schien mir um so mehr Menschen- und Juristenpflicht zu sein, als unsre Brüder, die wir durch dicke Mauern und eiserne Riegel von uns absondern, doch auch in mehr als einem Sinne unsre Opfer sind.



Das Nackte in der Kunst

Betrachtungen eines Laien

(Schluß)

6



Wir haben versucht, uns an hervortretenden Erscheinungen zu vergegenwärtigen, welchen Gang die Behandlung des Nackten in der Kunst genommen hat, und unsre Behauptung, daß über die Wirkung des Nackten in der Kunst vor allem seine Motivierung durch den behandelten Gegenstand entscheidet, an tatsächlichen Beispielen zu prüfen. Erhebt auch unsre flüchtige Übersicht keinen Anspruch auf Vollständigkeit, so verlangt doch die besondre Bedeutung des Nackten für die Skulptur, daß dieser Kunst hier noch besonders gedacht wird.

Unter den bildenden Künsten ist sie die erste, der Werke von unvergänglicher Schönheit entsprossen sind: Schöpfungen, die wohl zeitweiliger Verkennung und Vergessenheit verfallen konnten, auf die Dauer aber immer wieder die Bewunderung und das Entzücken führender Geister erregt haben, die also nicht von wechselnden Zeitrichtungen ihren Wert empfangen, sondern den Geschmack aller Zeiten an ihrem Teil bestimmen und entwickeln. Es kann schon heute als sicher gelten, daß alle Ausgrabungen assyrischer und babylonischer, ägyptischer und phönizischer Kunstdenkmäler, wie sehr sie auch unsre Kenntnis ihrer Perioden bereichern und unser Verständnis der spätern Kunst und Kultur vertiefen mögen, in unserm Empfinden ohne Anknüpfung bleiben. Die geistigen Funken Vorderasiens sind vor drei Jahrtausenden nach Hellas übergesprungen; dort haben sie gezündet; in den Lichtstrahlen, die von Hellas ausgingen, leben sie weiter. Der griechische Geist nahm die Schätze des orientalischen Geistes auf und verarbeitete sie auf seine eigne Weise zu bleibenden Werken; jene selbst haben seitdem die künstlerische Wirkung gegen das wissen-

schaftliche Interesse vertauschen müssen. Das Vorrecht ewiger Jugend blieb den hellenischen Schöpfungen vorbehalten; Zeus und Hera, Hermes und Apollo, Pallas und Aphrodite reden in ihren schweigenden Marmorbildern eine Sprache, die verstanden werden wird, so lange die Kinder der Menschen den Erdball bewohnen.

Es ist vorhin bemerkt worden, daß unter den bildenden Künsten die Skulptur die erste war, der Würfe von bleibendem Wert gelangen; und es ist ja bekannt, daß die Malerei der Alten — wie noch mehr ihre Musik — hinter ihrer plastischen Kunst weit zurückblieb. Zur Erklärung solcher Tatsachen kann man sie von verschiednen Seiten betrachten und auf jeder Seite eine neue Ursache entdecken. Unter den zusammenwirkenden Umständen, denen die Skulptur im Altertum ihre beherrschende Stellung verdankte, ist die glückliche Ausgiebigkeit der vorhandnen Vorräte an brauchbaren Rohstoffen, also namentlich an dem besten Marmor, gewiß nicht an letzter Stelle zu nennen. Die Bedeutung des Materials für den Bildhauer hat erst neuerdings Max Klinger durch eine befreundete Feder weitern Kreisen auseinandersetzen lassen. Die Triebfeder des Schaffens eines Praxiteles und seiner Genossen lag gleichwohl nicht in den griechischen und den italischen Steinbrüchen, sondern in der Eigentümlichkeit des hellenischen Geistes einerseits und der des plastischen Schaffens andrerseits. Der antike Schönheitsbegriff gipfelt in dem einzelnen Menschenkörper; die Darstellung dieses Gegenstandes in seinen tausendfältigen Erscheinungen ist aber das eigenste Stoffgebiet der Meißelkunst. In seiner Behandlung entfaltet sie ihre größte Stärke, und seine Behandlung gelingt keiner andern Kunst in demselben Maße wie ihr, weil nur ihr die Dimension des Raumes erreichbar ist. Aus demselben Zusammenhange erklärt es sich, daß die Nacktheit als künstlerischer Vorwurf von allen Künsten der Plastik am nächsten liegt. Denn die Erscheinung des einzelnen Menschen läßt sich in ihrer reinsten Gestalt nicht anders als nackend darstellen und wirkt in solcher Darstellung befreiender und erhebender als in der schönsten Gewandung, die immer einer bestimmten Zeit und einem begrenzten Raumgebiet angehört. Allerdings gilt das nur von den vollendetsten Werken, also von denen, die aus der Einbildungskraft entspringen. Die plastische Abbildung wirklicher Menschen muß auch ihre wirkliche Bekleidung nachahmen; sonst belastet sie das Bild mit einem fremdartigen Eindruck.

Im Vergleich mit den ältesten Anfängen der Kunst auf einem hohen Standpunkt stehend erscheint doch das hellenische Zeitalter uns Spätergebornen als die Stufe der Kindheit in der Entwicklung der Künste. Eng angelehnt an Gottesdienst und Gottesvorstellung, den wahrscheinlichen Ursprung aller Kunst, behandelt die griechische Plastik das einzelne Menschenbild mit Notwendigkeit als ihren häufigsten und höchsten Vorwurf, da zu keiner Zeit die Menschen als Masse das unreife Bedürfnis unterdrückt haben, der Gottheit ein sichtbares Bild unterzuschieben, und sie dann immer wieder auf ihre eigne Gestalt verfielen, als auf das vollkommenste Stück der sichtbaren Schöpfung. Die Kunstanschauung der Alten hat sich über den einzelnen Menschen selten hinausgewagt; wie das ja auch der Plastik nach ihren Darstellungsmitteln nur

in beschränktem Umfang möglich ist. Beide Tatsachen standen in Wechselwirkung: die Beschränktheit des Darstellungsvermögens der Plastik hemmte eine weitere Entfaltung des antiken Kunstsinns, und dessen innere Gebundenheit hinderte ihn an umfassenderer Betätigung in der Malerei wie in der Musik.

Mit den meisten Bestandteilen römisch-hellenischer Kultur verschwand auch die Marmorkunst der Alten in der gewaltigen Umwälzung, die nach dem greifbarsten äußern Vorgang die Völkerwanderung genannt wird. Ihr bezeichnender Grundzug: die „Umwertung aller Werte“ durch das Zusammentreffen der Entstehung des Christentums mit dem Eintritt der Germanen in die Geschichte, dieser Zug offenbart sich auch in dem Schicksal der antiken Plastik. Die schon vorher bekannte Unterscheidung zwischen Leib und Seele wird von dem jungen Christentum zu einem unversöhnlichen Gegensatz erweitert. Die Seele ist ewig und gehört dem Schöpfer; der Leib ist ihr vergängliches und beschwerliches Gehäuse, ein notwendiges Übel während der kurzen Spanne ihres Erdendaseins, die ihr zur Wahl zwischen ewiger Seligkeit und ewiger Verdammnis eingeräumt ist. Diese Herabsetzung der Gestalt, die Predigt von der Ertötung des Fleisches konnte an steinernen Bildern des Menschenleibes keinen Gefallen finden; und wie auf so vielen andern Gebieten begegnete sich auch hierin die Anschauung der neuen Glaubenslehre mit der der germanischen Eroberer, deren Lebensgewohnheiten in ihrer nordischen Heimat für eine häufige und gelassene Betrachtung des nackten Menschen keinen Raum boten. Der Schutt zerstörter Städte und das Schlinggewächs neuer Vorstellungen bedeckten die glänzenden Standbilder der Götter und der Helden. Was an Fähigkeit und Neigung zum Modellieren den Einsturz der alten Welt überdauerte, begnügte sich mit dekorativen Arbeiten im Auftrage der Baukunst. Die Skulptur als führende Kunst dankte ab und begab sich in ein enges Abhängigkeitsverhältnis zur Architektur. Mit den Bauwerken wuchs dann auch die plastische Darstellung im Laufe der Jahrhunderte wieder zu selbständigerer Bedeutung empor. Die Germanen hatten steinerne Häuser nicht gekannt; und ebensowenig vergönnten der weltabgewandte, kunstfeindliche Sinn der ersten Christen und ihre gefährdete Lage gefälligem Beiwerk eine Stätte in ihren Wohn- und Versammlungsräumen. Als aber nach der „Erhebung“ des Christentums zur „Staatsreligion“ mächtige Gotteshäuser entstanden, als die Springflut der wandernden und kämpfenden Stämme ebbte und diese auf dem eroberten Grunde anwuchsen, als zerstörte Städte wieder erstanden und neue gegründet wurden, da entwickelte sich im Gefolge der Baukunst das Ornament; anfangs nur an der gefälligern Ausarbeitung der Pfeiler und Gewölbe, später in der Anbringung von steinernem Ranken- und Blätterwerk, zuletzt auch in figürlichem Schmuck. Langsam genug erwacht die körperliche Darstellung des Menschen zu neuem Leben; noch nach der Hohenstaufenzeit entstehn Skulpturen und Schnitzereien von seltsamer Steifheit und Häßlichkeit. Als Ergänzung der Architektur, als Ausstattungskunst erscheint die Plastik auch bei dem größten Bildhauer der christlichen Zeit, bei Michelangelo. Erst Canova und Thorwaldsen betreiben ihre Kunst wieder wie die Meister des spätern Altertums:

zur Verkörperung ihrer freien Eingebungen in selbständigen, von bestimmten Standorten unabhängigen Bildwerken — und auch im Geschmack der Alten: mit sorgfältiger Vermeidung eckiger Umrisse und ungestümer Bewegung, dagegen mit bewußter Vorliebe für ein vollendetes Ebenmaß der Glieder und für gefällige Linien, die in rhythmischem Schwunge niemals ihr Gleichgewicht einbüßen. Und weil in solcher Bewältigung des spröden Korns beide Künstler ihre antiken Vorbilder beinahe erreichen, so nehmen sie auch teil an deren Freibrief zur Darstellung des nackten Menschen. Die Neigung zu ihr ist von dem eben gekennzeichneten runden Stil nicht zu trennen. Bei Thorwaldsen wie bei Canova erscheint denn auch die Nacktheit immer motiviert und ungezwungen. Freilich vermag ihre Meisterschaft nicht darüber zu täuschen, daß sie im letzten Grunde nur geniale Nachahmer sind, die keine neue Ära ihrer Kunst heraufgeführt haben. Eine Blüte der Plastik, wie sie Hellas sah, kann nicht mehr wiederkehren, weil die Kulturvölker so wenig zu dem einfachen Schönheitsbegriff des isolierten Menschenleibes zurückkehren können wie Erwachsene zu dem Ideal ihrer Kinderjahre. Wie großes auch auf dem Felde des Porträtstandbildes seit Schlüter geleistet worden ist, das Porträt bezeichnet doch niemals eine Höhe des Kunstschaffens. In unsern Tagen nähert sich die Plastik mehr und mehr der Stufe des Kunsthandwerks. Viele unsrer Bildhauer sind achtbare Talente, die ihren Beruf in der Hauptsache darum betreiben, weil Bildhauerarbeit nicht entbehrt werden kann und nach wie vor ihren Mann ernährt. So ist es, und wenn nicht alle Zeichen trügen, wird es dabei sein Bewenden haben.

Auch an dieser Stelle verdient Max Klinger besondre Erwähnung. Wie Michel-Angelo und Lionardo genügt eine Kunst ihm nicht zur Entlastung seiner fruchtbaren Einbildungskraft; den Meißel wie den Griffel handhabt er mit gleicher Meisterschaft. Klingers Überschätzung des künstlerischen Wertes der Nacktheit ist schon erwähnt und an den Beispielen Raffaels und Dürers gemessen worden. Sie hat ihn neuerdings zu einem Wagnis verleitet, das viel besprochen worden ist und ohne Frage die Unabhängigkeit und die Eigentümlichkeit des Künstlers aufs neue bekundet, trotzdem aber nicht als gelungen gelten kann. Sein Marmorstandbild Beethovens zeigt den Meister in der Stellung des Zeus von Olympia und zum Überfluß auch in dessen Gewandung, nämlich mit entblößtem Oberkörper. Die Absicht war offenbar, den Menschen Beethoven ohne „störende“ Hülle zu erfassen, wobei nur übersehen ist, daß unsre Gewöhnung an das Bild des bekleideten Beethoven seine Entblößung viel störender wirken läßt, als es irgend ein Gewand vermöchte. Klinger scheint hier in den Fehler des Barockstils und des Empire verfallen zu sein, deren Bildhauer den Denkmälern zeitgenössischer Herrscher eine größere Wirkung zu sichern meinten, wenn sie ihnen den Aufputz römischer Imperatoren liehen, worin sie nie ein menschliches Auge gesehen hatte. So kann auch der erste Eindruck eines nackten Beethoven zivilisierte Menschen nur verblüffen; Verblüffung ist aber gewiß keine glückliche Disposition zur Aufnahme eines Kunstwerks. Wie wir uns den olympischen Zeus nicht in Generalsuniform denken und ihn deshalb auch nicht so dargestellt sehen möchten, so kennen wir Beethoven nicht als Griechengott verkleidet.

Auf diesem Wege werden der Plastik keine neuen Bahnen gefunden werden.

7

Als Ergebnis unsers vergleichenden Rückblicks dürfen wir folgende Erfahrungstatsachen verzeichnen.

Die bildenden Künste haben auf die Darstellung des Nackten zu keiner Zeit verzichtet.

Im Vordergrunde des Kunstschaffens hat das Nackte während der Blüte der Plastik gestanden, deren Schwerpunkt immer in der Darstellung des einzelnen Menschenkörpers lag und dauernd nicht von dort verrückt werden kann.

Von den führenden Meistern der Malerei haben nur wenige — Tizian, Correggio — dem Nackten eine bemerkbare Vorliebe entgegengebracht. Die Mehrzahl räumt ihm die ihm gebührende Stelle ein und bringt es an, wo der behandelte Gegenstand nackte Gestalten verlangt.

Mit dem Vordringen der Kultur und der Künste von den warmen Gestaden des Mittelmeers in die nördlichern und kühlern Küstenländer des Atlantischen Ozeans, der Nordsee und der Ostsee hat sich die im Altertum den Künstlern wie dem Publikum eigne Gewöhnung an den Anblick des Nackten im Leben allmählich verloren.

Zugleich mit dieser Verschiebung der geschichtlichen Schauplätze vollzog sich unter dem zusammenwirkenden Einfluß des Christentums und des germanischen Geistes eine Vertiefung des Denkens und Empfindens, die zur Folge hatte, daß der Menschenleib nicht mehr vorzugsweise als höchstentwickeltes Erzeugnis der sichtbaren Schöpfung betrachtet wurde, sondern als geringerer Teil des menschlichen Doppelwesens: als vergänglicher Behälter eines unvergänglichen Seelenlebens. Das erstarkende Bewußtsein und das geschärfte Gewissen sahen den Menschen nicht mehr vereinzelt sondern in der Mitte seines Volkes; nicht bloß stehend oder liegend, wachend oder schlummernd, sondern liebend und hassend, helfend und hindernd, kämpfend und leidend.

Seit Lessing wissen wir, welche engen Grenzen der plastischen Vorführung seelischer Erregungen durch das Wesen plastischer Schönheit gezogen sind, wie es durch die Natur des Materials bestimmt wird. Noch handgreiflicher widersetzt sich dieses Material einer Schilderung vielgestaltiger Gruppen. Zur Bewältigung umfassenderer Vorwürfe sieht sich der Bildhauer auf das Relief angewiesen und muß auf jeden tiefern Hintergrund verzichten.

Die Einbeziehung komplizierter und ausgedehnter Vorgänge in das Stoffgebiet der räumlichen Künste nahm dem menschlichen Körper als isolierter Erscheinung seine bisherige Vorherrschaft und entwand damit der Plastik ihren überlieferten „Schlager." Ein veränderter Schönheitsbegriff und ein erweiterter Gesichtskreis führten im Verein miteinander diese Wendung herbei.

War nun der menschliche Leib nicht mehr das erhabenste Objekt der Kunst, so verloren auch seine Zuständlichkeiten ihre frühere Bedeutung. Weder in den geräumigen Ausschnitten der Natur, die wir Landschaften nennen, noch in bewegten Szenen sozialen oder geschichtlichen Inhalts vermag die Nacktheit einzelner Menschengestalten den Eindruck des Bildes wesentlich zu steigern.

Wer diesem Wandel der Anschauungen und seiner Tragweite nachsinnt,

der bedarf keiner andern Erklärung für die zurückhaltende Verwendung des Nackten, die wir an den Kunstwerken der christlichen Zeitalter beobachten können. Die christliche Sittenlehre ist an ihr nur mittelbar beteiligt, insofern sie nämlich bei dem Umschwung der Geschmacksrichtung als eine der treibenden Kräfte mitwirkte. Es liegt auf der Hand, daß dieser mittelbare Einfluß folgenreicher und nachhaltiger sein mußte als die zufällige Wirkung der Frömmigkeit und der Sittenstrenge einzelner Künstler auf ihre Kunsttätigkeit. Der Laie ist häufig versucht, den breitern oder knappern Raum, den das Nackte in den Werken eines Künstlers einnimmt, mit dessen grundsätzlicher oder tatsächlicher Stellung zur christlichen Moral in Verbindung zu bringen — ein unreifes Beginnen, das leicht zu schiefen und ungerechten Urteilen führt. Der Künstler darf sich das nicht anfechten lassen; das Schöne steht über dem Guten. Es begreift das Gute in sich, überträgt es aber aus dem Reich des Willens in die höhere Region des Geistes. Zum Überfluß ist die voreilige Folgerung aus Ästhetischem auf Ethisches durch geschichtliche Tatsachen längst widerlegt. Es braucht nur an Raffael erinnert zu werden, dessen malerische Behandlung des Weibes an Keuschheit nicht übertroffen werden kann, und der sich doch dem Dienst der lebendigen Schönheit in der freien Weise seiner Zeit so zügellos hingab, daß sein vorzeitiges Ende auf diese Schwäche zurückgeführt werden konnte — ob mit Recht oder Unrecht, ändert nichts an der Tatsächlichkeit seines ungebundnen Lebenswandels. Was ihn von einer breiten und sinnlichen Ausmalung des Nackten in der Manier der spätern Venezianer zurückhielt, waren nicht moralische Grundsätze, sondern sein malerisches Genie in der besondern Betätigung eines unvergleichlich entwickelten Instinkts für die Bedürfnisse seiner Kunst.

Nicht besser als um die moralische Bewertung der Darstellungen des Nackten steht es um die moralische Abwehr des Eindrucks solcher Darstellungen. Unser Gefallen an dem Anblick des Nackten ist weder moralisch noch unmoralisch. Moralisch oder unmoralisch ist erst der Widerstand oder die Nachgiebigkeit unsers Willens gegen dieses Gefallen, also nicht die Empfindung, sondern das auf sie folgende Verhalten. Das Gefallen selbst ist eine unvermeidliche Reaktion wie das Wärmegefühl bei hoher Temperatur. Fremd ist es nur völlig wilden Stämmen, die keine Bekleidung und deshalb auch keine Nacktheit kennen.

Das Gefallen am Nackten kann jedoch von einer andern Regung überwogen, wohl auch im Keim erstickt werden, nämlich von einem angebornen oder anerzognen Gefühl der Schamhaftigkeit. Schamhaftigkeit ist eine natürliche Anlage des Menschen, die durch eine fortschreitende Gesittung ausgebildet wird. Zwischen Schamhaftigkeit und Fruchtbarkeit besteht eine nahe Verwandtschaft, ebenso wie umgekehrt zwischen Schamlosigkeit und Unfruchtbarkeit. Für die Erhaltung und die Vervollkommnung des Menschengeschlechts hat die Schamhaftigkeit eine große Bedeutung und ist von Prüderie durchaus zu unterscheiden. Die Prüderie verhält sich zur Schamhaftigkeit wie die Karikatur zur Schönheit.

Schamhaftigkeit ziert Männer wie Frauen; daß sie der Frau noch not-

wendiger ist als dem Manne, ist eine Folge des natürlichen Verhältnisses der Geschlechter, das die Völker nur im Zustande der Wildheit oder in dem entgegengesetzten der Fäulnis zu mißachten pflegen. Tatsächlich finden wir die Schamhaftigkeit am Weibe soviel häufiger und soviel stärker entwickelt als am Manne, daß sie vorzugsweise eine weibliche Tugend genannt werden darf. Es hängt das offenbar mit der besondern Aufgabe des Weibes zusammen, die von der Sitte durch eine ganz verschiedne Behandlung der beiden Geschlechter anerkannt wird. Nur dem Unverstande entgeht an dieser Verschiedenheit ihrer Behandlung, die ihn Ungerechtigkeit dünkt, die weise Anpassung an unumstößliche Naturgesetze, von deren Hochhaltung die Würde der Frauen und somit die Zukunft der Menschheit abhängt.

Daß die unbefangne Aufnahme künstlerischer Darstellungen des Nackten durch die Schamhaftigkeit erschwert wird — wie es täglich beobachtet werden kann —, ist nicht zu verkennen und nicht zu ändern. Namentlich dem weiblichen Kunstsinn, der ohnehin mit ungünstigern Bedingungen seiner Entfaltung kämpfen muß als der des Mannes, erwächst auch aus dieser Tugend ein ästhetisches Hemmnis.

So wenig aber auch moralische Vorbehalte gegenüber dem Nackten in der Kunst zu bedeuten haben, so unbestreitbar ist andrerseits eine empfindliche Beeinträchtigung des Kunstgenusses durch die gefährliche Nachbarschaft der Sinnlichkeit und ihres Gegengewichts, der Schamhaftigkeit. Das Kunstwerk soll den trüben Strudel unsrer werktäglichen Vorstellungen niederschlagen und abklären. Dadurch, daß es unsre Anschauungen in Anspruch nimmt, soll es unsre Gefühle beruhigen und läutern und unsern Geist von ihrem Andrang entlasten, damit ihn seine entfesselten Schwingen zu freiern Höhen und reinerer Luft emportragen können. Das Nackte in der Kunst kann so nicht wirken. Denn wie das Nackte im Leben den mächtigsten unsrer leiblichen Triebe erweckt, so wirkt auch im Kunstwerk der Anblick des Nackten auf unverbildete Sinne weit häufiger beunruhigend als reinigend und befreiend.

Wer diesen unabänderlichen Stand der Dinge leugnet und sich und andern einreden will, ein gebildetes und kunstsinniges Auge vermöchte auf Darstellungen des Nackten so gelassen zu verweilen wie auf irgend einem andern Bilde, der verwechselt das wache Bewußtsein des heutigen Kulturmenschen mit der träumenden Unschuld des Paradieses. „Und sie waren beide nackend, der Mensch und sein Weib, und schämten sich nicht“ — mit diesem einen Satz zeichnet die biblische Erzählung den Zustand des ersten Menschenpaares vor dem Sündenfall. „Da wurden ihrer beider Augen aufgetan, und wurden gewahr, daß sie nackend waren“ — das ist die erste Veränderung nach dem Genuß der verbotnen Frucht von dem Baum der Erkenntnis. Und das Bewußtsein ihrer Nacktheit verrät die Betörten dem göttlichen Richter. „Ich hörte deine Stimme im Garten und fürchtete mich,“ sagt Adam zum Herrn, „denn ich bin nackend, darum versteckte ich mich.“ Und er sprach: „Wer hat dirs gesagt, daß du nackend bist?“

Seitdem sind unser aller Augen „aufgetan,“ und keine Sophistik vermag ihnen den verlornen Blick der Unschuld zurückzugeben.

8

Als Frucht unsrer Untersuchung ergibt sich uns hiernach die allen landläufigen Meinungen widerstreitende Erkenntnis, daß in Wahrheit das Nackte zu den schwierigsten und undankbarsten Problemen künstlerischer Darstellung gehört, weil es fast notwendig in dem männlichen Beschauer die geschlechtliche Empfindung und in dem weiblichen die Schamhaftigkeit aufstört, eine künstlerische Wirkung aber erst möglich wird, wenn solche Erregungen überwunden sind. Wir haben gesehen, daß die Möglichkeit ihrer Überwindung weniger in dem Belieben des Betrachters liegt als in der Hand des Künstlers, da nur eine meisterhafte Behandlung des Nackten seinen stofflichen Reiz durch die reine Schönheit der Form aufzusaugen vermag. Es heißt deshalb freilich über das Ziel hinausschießen, wenn man dem Nackten seinen Platz unter den Erscheinungen der Wirklichkeit anweist, die außerhalb des rechtmäßigen Darstellungsgebiets der Künste liegen. Grundsätzliche Vermeidung der Wiedergabe des Nackten ist keineswegs geboten. Absichtliche Umgehung nackter Schilderungen mit Hilfe von erklügelten Notbehelfen ist sogar ein künstlerischer Fehler, denn sie beeinträchtigt die Ungezwungenheit des Kunstwerks und damit eine seiner unentbehrlichsten Eigenschaften. Darüber aber dürfen wir uns keiner Täuschung hingeben, daß eine Behandlung des Nackten, wie sie gegenwärtig vorherrscht, unter den mancherlei Anzeichen eines Niedergangs der bildenden Künste eine hervorragende Stelle einnimmt.

Die unverkennbaren Eigentümlichkeiten der modernen Kunst in ihren Darstellungen des Nackten sind einmal deren Häufigkeit, die an der wirklichen Physiognomie unsrer Kultur keinen Anhalt findet, und zweitens in der Wiedergabe des Nackten ein ungesundes Übergewicht des sinnlichen Elements; worunter für die ästhetische Betrachtung nichts andres zu verstehn ist als eine merkbare Absicht, durch die Nacktheit als solche zu wirken, also nicht mehr, wie es die Alten verstanden, durch die Schönheit der unverhüllten Gestalt, sondern durch ihre Unverhülltheit.

In diesen beiden Neigungen beobachten wir an der Stelle des überlegnen künstlerischen Instinkts, der jeden ihm zusagenden Stoff ergriff und meisterte, ein unsicheres und unruhiges Umhertasten nach seltnen und neuen Reizen. Das Bedürfnis, den endlich erhaschten Eindruck dem Stein oder der Leinwand ungeschwächt zu vermitteln, verlangt und erzieht eine Kunst, die ihre höchste Stärke und ihren Wertmesser in der Genauigkeit der Nachahmung sieht. Der Geist des Griechentums und der Geist der Renaissance sind in solcher Verwendung des Nackten nicht mehr tätig.

* * *

Seltsam genug erscheint in dem Lichte der ästhetischen Tatsachen, an die wir uns in dem Vorstehenden erinnert haben, die verletzte Empfindlichkeit, mit der so viele Künstler und eingebildete Kunstfreunde jeden Widerspruch gegen Darstellungen des Nackten wie einen Angriff auf das Allerheiligste der Kunst zurückweisen. Ein wohlgemeinter, aber in jedem Sinne mißglückter Gesetzentwurf entfachte vor wenig Jahren um den Gegenstand unsrer Untersuchung

einen so lebhaften Meinungsstreit, wie ihn die materielle Gegenwart sonst nur noch auf den Kampfplätzen der wirtschaftlichen Interessen entbrennen sieht. Mit Kopfschütteln gewahrte der nachdenkende Betrachter, welchen trüben Schaum auf beiden Seiten die hochgehenden Wogen der Erregung aufspritzten. Wenn damals die Widersacher des Nackten von einem „Entrüstungsrummel" seiner Verteidiger sprachen, so war daran sicher so viel richtig, daß der unverständige, auch der kunstunverständige Haufe am lautesten lärmte. Der echte Kern der Bewegung lag — wie immer bei solchen Bewegungen — mehr in einem richtigen Gefühl als in einem richtigen Urteil. Die Künstler und ihre Freunde hatten den Eindruck, daß Männer, die aller Kunst fern standen, mit Polizeivorschriften in das Gebiet des Kunstschaffens übergreifen wollten; dagegen lehnten sie sich auf. Sie wehrten einem Einbruch in die Grenzen ihres Landes, das allen edeln Geistern aller Zeiten als heiliger Boden galt, den ungeweihte Füße nicht betreten sollen.

Wenn sie aber Schaden für die Kunst befürchteten, so verfielen sie einem groben Irrtum. Die leidet unter solchen Übergriffen nicht; die folgt unaufhaltsam den Gesetzen ihrer Entwicklung: aufwärts, so lange sie es vermag, abwärts, wenn ihr Höhepunkt erreicht ist.



Aus der Jugendzeit

Erinnerungen von D. Dr. Robert Bosse

(Fortsetzung)

11. Das Gymnasium (Fortsetzung)



Von Tertia an wurden wir Jungen in der Schule von den Lehrern mit Sie angeredet. Viel zu früh für Jungen, wie ich, der ich noch nicht dreizehn Jahre alt war. In Tertia saßen freilich auch ältere Jungen. Denn hier blieben die unbegabten und faulen Schüler zurück. Die meisten wurden aus Tertia konfirmiert. Es waren aber auch noch ältere in der Klasse. Denn von Tertia an begegnete man auch Jungen, die schon auf einem andern Gymnasium gewesen und dort nicht vorwärts gekommen waren oder sonst nicht gut getan hatten, Großstädtern, die zur bessern Überwachung ihrer Erziehung in die kleine Stadt gebracht wurden, weil da ein letzter Versuch mit ihnen gemacht werden sollte. Namentlich das Kloster Unsrer lieben Frauen in Magdeburg lieferte damals jahrelang eine Reihe solcher schiffbrüchigen Jungen auf unsre Anstalt. Sie waren unter uns ein überaus schädliches Element. Sie wußten Dinge, von denen wir jüngern Provinzler noch keine Ahnung hatten, und renommierten mit Ansprüchen und auch mit Geldausgaben, an die wir Quedlinburger Jungen vorher noch nie gedacht hatten. Sie rauchten heimlich, tranken bayrisches Bier in allerhand Winkelkneipen und bei den Ausflügen in den Harz und machten Stimmung dafür, daß man sich von den Lehrern nichts gefallen lassen dürfe. So kam man in der Tertia unvermerkt in eine Atmosphäre sittlicher Gefahren hinein. Wunderbar genug, daß wir noch so leidlich und mit einigen im Grunde ziemlich harmlosen Dummheiten durchgekommen sind. Unsre Lehrer waren gegen diese Gefahren wie mit Blindheit geschlagen. Wir arbeiteten allerdings für die Klasse fleißig und hatten auch im ganzen Lust

am Unterricht und am Lernen. Durch diese Klassenleistungen ließen sich die Lehrer täuschen. Nach ihnen beurteilten sie uns, und zwar durchschnittlich viel zu günstig. Um unser Leben außerhalb der Schule kümmerten sie sich so gut wie gar nicht. Daß der eine oder der andre Lehrer einmal eine Schülerpension besuchte und sich überzeugte, wie die Jungen dort untergebracht waren, wollte gar nichts sagen. Unordnungen bekamen sie dabei natürlich nie zu sehen, und wir Jungen lachten sie hinter ihrem Rücken über ihre unpraktische Harmlosigkeit aus. Sie fanden immer alles in bester Ordnung.

Einer unsrer Mitschüler in Tertia überragte auch die größten unter uns um mehr als Haupteslänge. Er war der Sohn eines wohlhabenden Bauern aus dem benachbarten Dorfe Warnstedt und hieß Leonhard Bodenstein. Er saß schon seit drei Jahren in der Tertia und mußte wenigstens achtzehn bis neunzehn Jahre alt sein. Er war ein gutmütiger, harmloser Bursche. Sein Interesse beschränkte sich auf Essen und Trinken, aber mit dem Lernen wollte es durchaus nichts werden. Eines Tags kam während der Unterrichtsstunde der „Herr Direktor," für uns eine gewaltige Respektsperson, in die Klasse und hörte dem Unterricht zu. Am Schlusse der Stunde fragte er zu unserm höchlichen Erstaunen unsern großen Mitschüler: Nun, Bodenstein, Sie wollen abgehn? Wie hängt denn das zusammen? So mitten im Semester? — Ja, Herr D'rekter, erwiderte Bodenstein, mein Vater will, daß ich mich verändern soll. — Die ganze Klasse brach in ein homerisches Gelächter aus. Sich verändern heißt in meiner Heimat soviel wie heiraten. Sogar der Direktor und der Klassenlehrer konnten sich des Lachens nicht erwehren. Aber Bodenstein, sagte der Direktor, Sie wollen doch nicht heiraten? — Doch, Herr D'rekter, entgegnete Bodenstein gleichmütig. Er ging wirklich ab, um aus Tertia heraus in den Stand der heiligen Ehe zu treten. Das war freilich in unsrer Tertia noch nicht dagewesen, und wir erzählten zuhause unsern Eltern den Vorgang mit sehr gehobnem Tertianerbewußtsein. Auch ich dreizehnjähriger Knirps glaubte seitdem an den Anspruch der Tertianer, mit Sie angeredet zu werden. Um so empfindlicher kränkte es mich, daß bald nachher unser Ordinarius Dr. Schmidt, als ich einmal während der Stunde unzeitig gelacht hatte, sich nach mir umdrehte und rief: Ach, Bosse, das Kind! Im Grunde war das ein großer Lobspruch für den jungen Tertianer. Gemeint und verstanden wurde das Wort aber mit Recht als Tadel meiner kindischen Lebhaftigkeit. Immerhin war es noch nicht so schlimm, wie die von Dr. Schmidt im höchsten Zorn ausgestoßne Anrede an einen andern Tertianer: Sie Esel, er! Dies Wort empörte den Stolz der Tertianer aufs höchste.

Von Tertia an war der Kursus der drei Oberklassen zweijährig. Doch konnte man bei besonders guten Leistungen schon nach anderthalb Jahren versetzt werden. Das ist mir in Tertia auch gelungen. Dadurch kam ich meinem gleichaltrigen Vetter Ludwig Kramer, mit dem ich bis dahin immer gleichen Schritt gehalten hatte, um ein halbes Jahr voraus. Unsrer Freundschaft tat das aber keinen Abbruch.

In jenen Jahren kam der König Friedrich Wilhelm der Vierte alljährlich nach Quedlinburg, um in der dortigen Feldmark große Hasenjagden abzuhalten. Der König residierte dann auf dem Schlosse. Dort waren die Zimmer der vormaligen Äbtissin für ihn eingerichtet. Der große blaue Saal und der mit rotseidnem Damast ausgeschlagne Thronsaal erstrahlten dann in festlichem Glanze. Der König und seine fürstlichen Gäste kamen mit Extrapost angefahren, und der König selbst zog jedesmal unter dem feierlichen Geläut aller Glocken in die festlich bewegte alte Stadt ein. Die Häuser waren mit Guirlanden und Fichtenzweigen bekränzt, und Abends war die ganze Stadt illuminiert. Aus den Häusern der wohlhabenden Bürger wehten schwarz-weiße Fahnen. Von der heutigen Virtuosität im Flaggen wußte man aber damals noch nichts. Bei diesen Gelegenheiten habe ich unsern leutseligen König und seine fürstlichen Jagdgäste oft gesehen. So namentlich den König Ernst August von Hannover, den Herzog Wilhelm von Braunschweig, die Prinzen Karl und Albrecht von Preußen und — last not least —

den damaligen Prinzen von Preußen, unsern nachmaligen großen Kaiser Wilhelm. Ich erinnere mich seiner stattlichen Gestalt und schönen, männlichen Erscheinung noch sehr genau. Wir Jungen liefen natürlich auch mit zur Jagd hinaus und bewunderten die Treffsicherheit des Prinzen Wilhelm, während der König bei seiner Kurzsichtigkeit nur mäßigen Jagderfolg hatte. Diese Jagden wurden von dem Hofjägermeister, Grafen von der Asseburg-Falkenstein aus Meisdorf, geleitet. Er war ein weit und breit berühmter, weidgerechter Jäger und erfreute sich trotz oder vielleicht wegen seiner Derbheit großer Popularität. Abends waren die Spitzen der Behörden zur Tafel aufs Schloß befohlen, der Landrat, der Kreisgerichtsdirektor, der Superintendent, der Gymnasialdirektor und andre. Wir Jungen standen dann oben im Schloßhofe und sahen staunend in die Küche. Dort brieten die weißgekleideten Hofköche Hasen oder Geflügel und bereiteten das Lieblingsgericht des Königs, Schweinsknöchel mit Sauerkraut. Auch in die hell erleuchteten Säle konnten wir sehen. Ich erinnere mich noch genau des Königs in blauem Frack mit hellen, karierten Beinkleidern, wie er Cercle machte und sich mit den Geladnen freundlich und augenscheinlich scherzend unterhielt. Für uns Jungen waren das herrliche Tage, und für unsern preußischen Patriotismus waren sie Wasser auf die Mühle. Diese Jagden gaben in der Tat dem Könige in Quedlinburg eine gewisse Popularität. Man erzählte von ihm allerlei anekdotenhafte, witzige Äußerungen, und die Quedlinburger taten sich etwas darauf zugute, daß der König alljährlich ein paar Tage in ihrer Stadt zubrachte. Einmal war dieser bei dem Landrat Weyhe zum Tee gewesen. Daß die stattliche Frau Landrat dabei dem Könige den Tee selbst serviert und ihm auf seine Bitte den Zucker in die Tasse geworfen hatte, wurde in den Bürgerfamilien ebenso als Leutseligkeit des Königs wie als Beweis der guten Manieren der Frau Landrat gerühmt. Schmunzelnd erzählte man sich, der König habe scherzhaft davon gesprochen, es freue ihn, daß die Neigungen seiner Kürassieroffiziere sich mit denen der Quedlinburger Bürger und ihrer hübschen Töchter begegneten. Die Leutnants liebten die „Fonds" der reichen Quedlinburger und diese samt ihren Töchtern die „Vons" (das Adelsprädikat) der Offiziere. In der Tat verlobten sich damals eine Anzahl hübscher und wohlhabender Quedlinburgerinnen mit Kürassieroffizieren.

Auf den Hofjagden wurden erstaunliche Mengen von Hasen geschossen. Diese mußten in Quedlinburg und dessen nähern Umgebungen abgesetzt werden, denn Eisenbahnen gab es damals bei uns noch nicht. Dadurch wurden die Hasenbraten in meiner Heimat sehr billig. Ein Hase kostete damals fünf bis allerhöchstens zehn Silbergroschen, nach heutigem Gelde eine halbe bis eine Mark. Für das Fell bekam die Köchin überdies beim Kürschner auch noch einen Groschen. Unter diesen Umständen konnte sich auch der einfachste Bürger seinen Hasenbraten gönnen. Dies, die während der Jagdtage herrschende festliche Erregung, die über die in der Begleitung des Königs anwesenden Fürstlichkeiten und Kavaliere zirkulierenden Schwänke und Anekdoten, der Verdienst an barem Gelde, der vom königlichen Hoflager den Gewerbetreibenden zufloß, alles das wirkte in den Bürgerkreisen eine gute und freundliche Stimmung. Diese gehobnen Tage der Hofjagden gingen — namentlich für uns Jungen — nur allzuschnell vorüber. In langem Zuge fuhren die fürstlichen Gäste auf der Straße nach Halberstadt wieder ab. Dem scheidenden Könige wurde noch ein letztes begeistertes Hoch zum Abschiede zugerufen. Dann trat der helle, fröhliche Sonnenschein der belebten Jagdtage wieder zurück hinter die graue, nüchterne Prosa des alltäglichen Lebens.

* * *

Als ich eben Tertianer geworden war, machte ich meine erste Brockenreise. Zwei Herren, die in dem Hause meiner Eltern verkehrten, hatten eine Fußreise nach dem Brocken verabredet und erboten sich, mich mitzunehmen. Mein Vater sah es gern, daß ich hinauskam, und ich war glücklich, die Reise mitmachen zu

dürfen. Denn auf dem Brocken gewesen zu sein, galt unter uns Tertianern damals als ein großes Erlebnis. Daß man mir, dem kaum dreizehnjährigen Jungen, die nicht geringe Strapaze zutraute, und daß ich sie aushielt, war ein Zeugnis meiner gesunden körperlichen Entwicklung.

Wir gingen früh, etwa um sieben Uhr, von Quedlinburg fort. Über Westerhausen, Börneke, Heimburg und Benzingerode erreichten wir um die Mittagszeit nach fünfstündigem Marsche Wernigerode, fühlten uns aber frisch genug, auch die weitern zwei Stunden bis Ilsenburg noch zurückzulegen. Sie sind mir zuletzt blutsauer geworden. Jedoch das Versprechen, daß ich in Ilsenburg in der „Forelle“ zum Mittagessen Forellen bekommen sollte, spornte die müden Kräfte immer wieder an. Todmüde setzten wir uns in Ilsenburg zu Tisch. Forellen gab es zwar nicht, aber das Mittagbrot schmeckte herrlich, und nach Tisch fühlte ich mich so erfrischt, daß ich mit meinen beiden Mentoren noch nach der Gräflich Stolbergschen Maschinenfabrik gehn und diese unter Führung eines den Herren befreundeten Fabrikdirektors bis in die Einzelheiten besichtigen konnte. Dort wurde festgestellt, daß nach Mitternacht der Mond aufgehn werde, und daß mit Rücksicht auf die gewaltige Sommerhitze, die uns am Tage ermüdet hatte, ein nächtlicher Brockenaufstieg vorzuziehen sei. Wir gingen also in unser Gasthaus zurück, legten uns zu Bett, wurden eine halbe Stunde vor Mitternacht geweckt und traten um zwölf Uhr bei völliger Dunkelheit unsern Marsch an. Der Weg führte an feuersprühenden Hammerschmieden und Eisenhütten vorbei an der Ilse aufwärts, und es war so finster, daß ich mit meinem Stocke in den Tragriemen der Botanisiertrommel des vor mir gehenden Herrn einhaken mußte, um nicht vom Wege abzukommen und in die Ilse hinabzustürzen. Als wir oberhalb der Ilsefälle an die sogenannten Pflasterstrecken kamen, war der Mond aufgegangen und beleuchtete zauberisch den schweigenden Wald. Zwischen drei und vier Uhr früh erreichten wir das Brockenhaus, gerade als der damalige Brockenwirt Nehse, ein sehr bekannter Mann, die Gäste zum Sonnenaufgang weckte. Die Temperatur war oben freilich frisch. Das Thermometer zeigte 5 Grad unter Null, während am Tage vorher in Ilsenburg 27 Grad Wärme gewesen waren. Die Sonne ging unvergleichlich schön auf. Dann frühstückten wir, und inzwischen hatte sich eine Nebelwand zwischen uns und die Sonne geschoben, sodaß wir vom Turm aus die Erscheinung des „Brockengespenstes,“ eine Abschattung unsrer ins Riesengroße verlängerten und mit einem regenbogenfarbnen Schein umgebnen Figuren, in seltner Schönheit genossen. Dann ging es auf der Südostseite des Brockens abwärts nach Schierke, damals einem kleinen, unansehnlichen Waldarbeiterdörfchen mit einer zwar reinlichen, aber ganz komfortlosen kleinen Schenke. Hier wurde nochmals gefrühstückt, und dann ging unser Marsch über Elend und Rotehütte weiter nach Rübeland, vom Brockenhause an immerhin ein Marsch von sechs Stunden. Hier erst gab es ein vollständiges, treffliches Mittagessen. Dann legten wir uns zu Bett, und ich habe von Nachmittags vier Uhr durchgeschlafen bis zum andern Morgen um sieben Uhr. Die Übermüdung war verschlafen. Wir besuchten noch die Tropfsteinwunder der Baumannshöhle und wanderten dann durch den Wald in vier bis fünf Stunden nach Thale. Dort trafen wir meine Eltern, die uns mit andern Verwandten zu Wagen entgegengekommen waren. Mit einem heitern Picknick auf einer Waldwiese schloß diese Reise, die meinen Mitschülern in Tertia gewaltig imponierte.

* * *

Jeder Schüler des Gymnasiums hatte bei seiner Aufnahme von dem Direktor ein Druckexemplar der „Schulgesetze“ ausgehändigt bekommen. Dieses kodifizierte Lokalschulrecht schien aber hauptsächlich nur dazu da zu sein, daß es nicht gehalten wurde. Das Rauchen war den Schülern darin streng verboten, nicht bloß auf der Straße, sondern auch zuhause. Die Primaner und die Sekundaner rauchten aber zuhause Pfeifen und Zigarren, wie die Alten, und auf der Straße wurde die Zigarre höchstens versteckt, wenn von ferne ein Lehrer in Sicht kam. Ebenso verpönt war

natürlich das Kneipen. Wir Tertianer wußten aber recht gut, daß die Primaner und die Sekundaner in gewissen Winkelkneipen stark verkehrten, daß sie sogar eine Verbindung „Hercynia" hatten, in dieser grün-weiß-schwarze Bänder trugen und auf ihren Kneipabenden unter Innehaltung des studentischen Komments ganz gehörig oder vielmehr ungehörig zechten. Die Lehrer des Gymnasiums schienen davon nicht die leiseste Ahnung zu haben. Wenigstens ist zu meiner Zeit niemals ein Schüler wegen solcher Ungehörigkeiten abgefaßt oder bestraft worden. Es ist mir ein völliges Rätsel, daß das durchweg aus tüchtigen, treuen und gescheiten Männern bestehende Lehrerkollegium von diesem höchst verderblichen Treiben nichts gemerkt hat oder hat merken wollen. Dieses Treiben war ein heimlich wuchernder Krebsschaden, der das sittliche Leben der die höhern Klassen des Gymnasiums besuchenden Schüler schwer gefährdete, ja vergiftete. Dieser Unfug hätte unsern sonst so treuen Lehrern nicht verborgen bleiben dürfen. Die Schule hätte vielmehr allen Anlaß gehabt, mit Strenge und aller Weisheit dagegen einzuschreiten.

Es ist gar nicht zu verwundern, daß sich unter den Tertianern die Lust regte, das studentische Treiben der Primaner und Sekundaner nachzuahmen. Ein Tertianer — er ist später durch eine Erbschaft ein sehr reicher Mann geworden — hatte Bekanntschaften auf der Latina in Halle. Er versammelte eines Tags acht oder zehn von uns um sich und machte uns — unter ehrenwörtlicher und eidesstattlicher Verpflichtung zu unverbrüchlicher Geheimhaltung — den Vorschlag, eine geheime Verbindung zu stiften, uns blau-weiß-rote studentische Bänder und lange Tabakpfeifen mit Quasten in denselben Farben anzuschaffen, zwei Rapiere zu kaufen und jeden Mittwoch und Sonnabend Nachmittags von 5 bis 7 Uhr Kneipabend zu halten. Wir andern ahnten nicht, was das alles bedeutete. Aber der geheimnisvolle Anstrich des Plans und besonders die Lust, es den Primanern und Sekundanern gleichzutun, auch wohl die Furcht, als Spielverderber und Philister zu erscheinen, überwog alle Bedenken. In kleinen Raten brachten wir von unserm Taschengelde jeder einen bis zwei Taler auf, erhielten jeder einen Kneipnamen — der Stifter hieß in der Verbindung Harry, ich Busso —, und so wurde wirklich die Tertianerverbindung Germania gegründet. Harry verschrieb die Bänder, Pfeifenquasten und Rapiere, beschaffte für jedes Mitglied ein die Verbindungsfarben tragendes Kommersbuch und schaffte den ganzen Apparat in eine hinter dem Klerse liegende, wenig besuchte Tabagie, in deren oberm Stockwerk ein Tanzsaal und hinter diesem ein kleineres Zimmer war. Dieses Zimmer war die Kneipe der Germania. In der Mitte stand ein langer Tisch, an dem wir, die blau-weiß-roten Bänder auf der Brust, saßen. Harry war „Erster" und präsidierte, schlug mit dem vor ihm liegenden Rapier auf den Tisch, ließ ein Lied aus dem Kommersbuch singen und rief uns dann „Smollis" zu, worauf wir mit „Fiducit" antworten und trinken mußten. Wir tranken jeder zwei Seidel Bier, rauchten — nicht ohne körperliche Nöte — unsre neuen Pfeifenköpfe an und gingen um 7 Uhr mit dem Bewußtsein, uns sehr „forsch" benommen zu haben, nach Hause. Dieses Treiben wiederholte sich den Winter über Mittwochs und Sonnabends, wenn auch nicht regelmäßig, so doch ziemlich häufig. Dann hörte es allmählich von selbst auf. Die Verbindung hielt auch ein Blatt, den damals bei Ernst Keil in Leipzig erscheinenden radikalen, wenn nicht geradezu revolutionären „Leuchtturm." Schon dies zeigt den ganzen kindischen Unverstand, mit dem die Sache betrieben wurde. Denn keiner unter uns dachte auch nur von ferne an revolutionäre Tendenzen. Wir waren, wie unsre Lehrer, gute und königstreue Preußen. Im übrigen kümmerten wir uns nicht um Politik und hatten nicht das mindeste Interesse oder Verständnis dafür. Aber dieser ganze unverständige Verbindungsunfug der dummen Jungen hatte doch die allerbedenklichsten Seiten. Schon die ängstliche Verheimlichung vor den Eltern, das Bewußtsein, etwas Verbotnes und von uns selbst als ungehörig Empfundnes fortgesetzt zu treiben, die Zeit- und Geldvergeudung, das vorzeitige Tabakrauchen und Biertrinken, die inhalt- und sinnlose Nachäffung unverstandner studentischer

Formen, das alles stand im Widerspruch mit unsrer bis dahin unschuldigen Naivität. Es wurde dadurch ein gutes Teil des bis dahin unbewußt uns verbliebnen Dufts kindlicher Harmlosigkeit abgestreift. Uns ist das damals freilich nicht klar zum Bewußtsein gekommen; aber innerlich geschädigt worden sind wir durch jenen kindischen Unsinn ohne allen Zweifel. Merkwürdig genug, daß unser sonstiges Verhalten der Schule gegenüber so wenig davon beeinflußt wurde. Wir blieben wenigstens fleißige Schüler, und ich wurde sogar zu Michaelis 1846 nach Sekunda versetzt. Eine Teilung der obern Klassen in Ober- und Unterprima usw. gab es damals noch nicht. Das Pensum der Tertia habe ich spielend erledigt. Freilich war der innere Gewinn mäßig. Wir lasen in Tertia Cäsars Gallischen Krieg und lernten ihn geläufig übersetzen, waren auch in der Grammatik fest und sicher. Daneben lasen wir Ovids Metamorphosen. Die mythologischen Kinkerlitzchen darin interessierten uns zwar, aber was die Sprache anlangte, hatten wir die Schwierigkeiten dieses Buchs nur äußerst dürftig überwunden. Das lag zum Teil wohl daran, daß der lateinische Unterricht nicht in einer Hand lag. Lateinische Grammatik und Prosa hatte der Ordinarius Dr. Schmidt, und er brachte uns überall eine solide Grundlage bei. Ovid dagegen lasen wir bei einem andern Lehrer, der es weniger genau nahm. Ähnlich war es im Griechischen, nur noch mangelhafter. Wir lernten zwar das Nötigste in der Grammatik, aber der Prosa von Xenophons Anabasis gewannen wir weder Verständnis noch Interesse ab. Daneben lasen wir bei einem andern Lehrer Homers Odyssee. Leider hatte dieser sonst so treffliche Mann keine Lehrgabe. Er elendete uns mit den Dialektformen, aber für die wundervolle Poesie Homers wußte er unsre Augen nicht zu öffnen. Wir präparierten uns mit Hilfe einer recht mäßigen Prosaübersetzung — ich glaube, sie war von Zauppe —, diese und allenfalls die schöne Voßsche Übersetzung las wohl der eine oder der andre aus Neugierde einmal für sich. Im ganzen aber blieb uns die Schönheit der Odyssee verschlossen. Auch im Französischen waren unsre Leistungen jämmerlich. Etwas besser ging es in der Mathematik. Wir mußten da in der Geometrie ein Heft ausarbeiten. Ein trefflicher Mitschüler, einer der besten und unverdorbensten Jungen, tat dies, da er sich dem Baufach widmen wollte, mit größtem Fleiße und schrieb sein Heft äußerst sauber und kalligraphisch tadellos. Das gefiel mir so, daß ich mich bemühte, es ihm gleich zu tun. Dadurch habe ich mir meine deutliche Handschrift angewöhnt. Sie kommt mir noch heute zugute, und der Fleiß, den ich auf das mathematische Heft verwandte, wurde für mich um so nützlicher, als ich für die Mathematik wenig Anlage und gar keine Neigung hatte. Ganz mangelhaft war es mit Geschichte und Geographie bestellt. Sie wurden stiefmütterlich behandelt, und die Lücken in der Geschichte, die damals entstanden, habe ich auf dem Gymnasium, wenigstens soweit es sich um neuere Geschichte handelte, nie wieder ganz ausgefüllt. Diesen Mangel habe ich nach der Schulzeit lange sehr schmerzlich empfunden. Besser dagegen war in Tertia der Unterricht im Deutschen bei Dr. Schmidt. Er führte uns in die poetische Literatur ein und wußte uns auch für die Aufsatzthemata zu interessieren. Er legte vielleicht zu viel Wert auf eine schwunghafte und blumenreiche Sprache, und so kamen in unsern deutschen Aufsätzen wortreiche und poetische Phrasen mehr zur Geltung, als zu wünschen gewesen wäre. Dieser Mangel wurde später in Sekunda und namentlich in Prima mit gutem Erfolge bekämpft. Dem trefflichen Dr. Schmidt aber hatten wir es zu danken, daß er uns in Tertia mit Begeisterung für die deutsche Poesie erfüllte. Er selbst hatte dafür ein Herz, und sein mit warmer Empfindung erteilter deutscher Unterricht fand bei uns den empfänglichsten Boden. Wir lernten auch viele poetische Stücke auswendig und mußten sie in der Schule deklamieren. Der deutsche Unterricht interessierte mich lebhaft, und im Deutschen war ich bald den übrigen Jungen voraus. Darauf wird wohl meine frühzeitige Versetzung nach Sekunda zurückzuführen sein. Ich glaube nicht, daß sie mir geschadet hat. Auch wenn ich noch ein Halbjahr länger in Tertia geblieben wäre, würde ich schwerlich mehr gelernt haben.

In Sekunda wurden mir freilich die Lücken meines aus Tertia mitgebrachten Wissens sehr fühlbar. Aber ich kam in die Hand eines Lehrers, der es verstand, uns zu fesseln. Sein Unterricht im Lateinischen und in der alten Geschichte war unvergleichlich fruchtbar und wirkte auch erziehend auf uns, wie der keines andern Lehrers. Dieser Lehrer war der Professor Goßrau. Sein Andenken wird mir gesegnet bleiben, so lange ich lebe.

Goßrau war nicht eigentlicher Ordinarius der Sekunda. Er gab aber den gesamten Unterricht im Lateinischen, in der Geschichte und der griechischen Grammatik und Prosa. Er imponierte uns durch seine Gelehrsamkeit ebenso wie durch seinen tiefen sittlichen Ernst. Er beeinflußte seine Schüler bis in die Tiefen des Herzens und Willens und galt uns weitaus als der wichtigste und bedeutendste aller unsrer Lehrer. Neben ihm unterrichteten in Sekunda nur noch zwei wissenschaftliche Lehrer, der schon bejahrte, würdige Professor Ihlefeldt und der Mathematikus, Professor Schumann. Ihlefeldt hieß bei den Schülern der Alte und Professor Schumann der Kleine.

Der alte Ihlefeldt trug eine in der Mitte gescheitelte, braune Perücke und konnte als Typus eines in ernster wissenschaftlicher Arbeit und peinlicher Gewissenhaftigkeit bewährten Philologen alten Schlages gelten. Seiner Würde und Autorität beugten wir uns unbedingt, obwohl uns seine Persönlichkeit einigermaßen hinter der Zeit zurückgeblieben vorkam. Er genoß auch bei dem Direktor und dem übrigen Lehrerkollegium großes Ansehen. Als ich nach Sekunda versetzt wurde, mochte sein Alter ihm wohl an seiner frühern Frische schon ein wenig Eintrag tun. Er erteilte in Sekunda den Religionsunterricht nach einem Lehrbuche von Niemeyer. Er war ein Mann der Aufklärung, Philolog aus der Fr. Aug. Wolfschen Schule, und von irgendeiner religiösen Anregung durch ihn konnte keine Rede sein. Der Bibel und dem kirchlichen Christentum stand er durchaus kritisch gegenüber. Ich entsinne mich, wie er in einer der ersten Religionsstunden, die ich bei ihm hatte, mit tiefem Ernst die Frage untersuchte, ob man im Namen Jesu beten dürfe. Er kam dahin, die Frage schlechthin zu verneinen. Darüber kam dann bei uns die Berechtigung des Gebets überhaupt ins Schwanken. Dieser Religionsunterricht wußte nur einzureißen, aber nicht zu bauen. Nichtsdestoweniger imponierte uns Schülern der sittliche Ernst des Alten. Wir haben ihn trotz seiner hie und da wunderlich erscheinenden Eigentümlichkeiten immer mit einer gewissen Ehrfurcht betrachtet. Etwas wunderlich war auch sein Unterricht in Homer. Wir lasen bei ihm die Odyssee weiter, haben auch wohl die Ilias angefangen. Für die poetische Schönheit der wundervollen Dichtungen im Zusammenhang uns die Augen zu öffnen, verstand auch er nicht. Die griechischen Partikeln bei Homer ἄρα, μέν, δέ, ἀλλά usw. waren sein Steckenpferd, und auf ihre Bedeutung kam er immer wieder zurück. Er besaß die griechisch-lateinische kommentierte Ausgabe des Homer von Samuel Clarke (1758). Darauf tat er sich ein wenig zugute, und bei jedem entstehenden Zweifel über den Text oder dessen Bedeutung pflegte er zu sagen: „Wir wollen zunächst einmal sehen, was mein alter Clarke dazu sagt." Sehr anregend war diese Behandlung des Homer nicht. Interessant und förderlich war dagegen der Unterricht des Alten im Deutschen. Nüchtern und verständig schnitt er die aus Tertia mit herübergekommnen, oft schwülstigen und überschwenglichen Auswüchse unsers Stils zurück, führte uns mit dem Idealismus der ältern Philologen tiefer in die Schönheiten der deutschen Klassiker ein und gab uns dadurch einen wertvollen Schatz für das Leben mit. Nicht ohne Rührung kann ich an das würdevolle Pathos des guten Alten zurückdenken. Einst faßte er mich ab, wie ich während des französischen Unterrichts unter der Bank einen Roman der Schwedin Emilie Flygare-Carlén las. Nach der Stunde bestellte er mich zu sich und redete mir väterlich ins Gewissen. Dabei berief er sich darauf, daß er in seinem Leben nur einen einzigen Roman — ich weiß nicht mehr, welchen — gelesen habe. Diese Szene hatte wenigstens den Erfolg, daß ich das Romanschmökern während der Unterrichtsstunden aufgab.

Eine ganz andre Persönlichkeit war der Kleine, der Mathematiker Professor Schumann. Er war viel jünger als der Alte, ohne alles Pathos, lebendig und lebensfroh. Ursprünglich Theologe, hatte er an seinem Glauben Schiffbruch gelitten und sich auf Mathematik und Naturwissenschaften geworfen. Er war Rationalist vom reinsten Wasser. Er lehrte in Sekunda Mathematik und Physik und brachte uns wenigstens soweit, daß wir im Maturitätsexamen die mathematischen Aufgaben notdürftig zu lösen vermochten. Weit her war es damit freilich nicht. Es war ein starkes Stück, daß der Direktor ihm in Prima den Religionsunterricht und die philosophische Propädeutik übertragen hatte. Seine Leistungen in diesen beiden Fächern waren, wie wir uns damals ausdrückten, unter der Kanone. Die Wunder der Bibel erklärte er frischweg nach Art des Heidelberger Theologen Paulus als natürliche Vorgänge, die Auferstehung Jesu als Scheintod, das Wandeln auf dem Meere als ein Wandeln am Meere, unbekümmert darum, daß der Zusammenhang der biblischen Erzählungen dadurch zum hellen Unsinn wurde. Das, was er uns in der philosophischen Propädeutik als Psychologie vortrug, war ein seltsames Gemisch von Ernst und anekdotenhaften Belegen für einzelne Erscheinungen des Seelenlebens. Wir lieferten ihm dazu angeblich vorgekommne Beispiele von Sinnestäuschungen, Wahnvorstellungen und als natürliche Vorgänge aufgeklärten Spukgeschichten der abenteuerlichsten Art. Bei seiner natürlichen Gutmütigkeit nahm er unsre Erzählungen derartiger Phantasiegebilde mit rührender Unbefangenheit auf. So wurde die philosophische Propädeutik für uns eine höchst vergnügliche Stunde. Zur Dankbarkeit aber sind wir ihm für den Unterricht im Deutschen verpflichtet, den er in Prima erteilte. Freilich war der Kleine eine durch und durch prosaische Natur, und die Ausschließlichkeit, mit der er uns fast nur auf Lessing hinwies, ging zu weit. Aber er war ein unerbittlicher Feind jeder Phrase, jeder Überschwenglichkeit, jedes leeren Wortgeklingels. Dabei hielt er auf kurze Sätze und auf präzise Durchsichtigkeit des Stils. Damit hat der kleine freundliche Mann seinen Schülern doch eine wertvolle Mitgabe für das Leben gegeben. Nicht ohne ein Lächeln dachten seine frühern Schüler an den Kleinen zurück, aber bei allen Seltsamkeiten seiner Schultätigkeit hat er sich doch viel Liebe und Dankbarkeit erworben.

Ganz verschieden freilich von beiden, dem Alten und dem Kleinen, war die Persönlichkeit des Professors Goßrau. Er hatte eine zarte, etwas gebeugte Gestalt und trug den Kopf ein wenig schief. Aber mit eiserner Disziplin wußte er die Klasse in Zaum und Zügel zu halten. Wenn er mit uns Tacitus, Livius oder Cicero las, wenn er mit uns lateinische Verse machte, wenn er Herodot oder Lucian, Plutarch oder Thukydides erklärte, und namentlich wenn er griechische oder römische Geschichte vortrug, dann leuchteten seine hellen, braunen Augen in hoher Begeisterung, und in formvollendeter Beredsamkeit floß bei meisterhafter Beherrschung des Stoffs die Rede von seinen Lippen und fesselte auch die langweiligsten Jungen. Wohl präpariert kamen wir in seine Stunden, und für die lateinische Privatlektüre wußte er uns so zu begeistern, daß wir ganze Nächte saßen, um „Adversarien," d. h. kommentierende Bemerkungen zu Ciceros Reden oder zu Tacitus zu schreiben. Sah ich dann wohl am andern Morgen in der ersten Stunde des Professors Ihlefeldt ein wenig übermüdet aus, so rief dieser mir mit warnender Stentorstimme zu: „Bosse! Sie haben lukubriert! Das dürfen Sie nicht tun!" Er hatte ja Recht, aber Goßrau zuliebe lukubrierten wir gelegentlich immer wieder einmal. Nötig hätten wir es nicht gehabt. Wären wir weniger in die Kneipen oder auch in den Harz gelaufen, so hätte unsre Zeit vollkommen ausgereicht, den Anforderungen der Schule auch an unsern Privatfleiß zu genügen. Von wirklicher Überbürdung war gar keine Rede. Wir hielten uns auch nicht für überbürdet.

Ich war, als ich nach Sekunda kam, vierzehn Jahre alt geworden. Zu Ostern darauf sollte ich konfirmiert werden. Ich besuchte deshalb den Winter über den Konfirmandenunterricht des Superintendenten. Im Winter vorher hatte ich schon als „Zuhörer" am Konfirmationsunterricht des zweiten Geistlichen unsrer Parochie, des Pastors Heinisch, teilgenommen. Beide Geistliche nahmen den Konfirmanden-

unterricht sehr ernst. Aber bei allem Respekt, mit dem wir uns vor ihnen und namentlich dem Superintendenten beugten, und bei allem Fleiß, mit dem wir über jede Konfirmandenstunde ein ausführliches Heft ausarbeiteten, empfingen wir doch in diesem Unterricht nur überaus dürftige religiöse Anregungen. Ich habe die damals von mir ausgearbeiteten Konfirmandenaufsätze noch. Mit Wehmut ersehe ich aus ihnen, mit welcher verstandesmäßigen Trockenheit uns ein willkürlich zurechtgestutztes, erschreckend dürftiges System angeblich christlicher Lehre damals eingeprägt worden ist. Von anthropologischen Notizen ausgehend, gibt dieses System eine Reihe dürftiger Begriffe von Gott und der als Erlösung bezeichneten Erscheinung Christi, für einfache Kindergemüter zu hoch und für die aufkeimenden Zweifel und Fragen des Sekundaners nicht ausreichend. Alle wirklich die Herzen bewegenden Fragen werden stillschweigend umgangen, und die Versuche, einzelne religiöse Begriffe zu erläutern, sind so platt und unzureichend, daß sie auch ein bescheidnes Kindergemüt nicht zu befriedigen vermögen. Wenn uns dieser Unterricht und die darauffolgende Konfirmation wirklich etwas gegeben haben, so war es der Respekt vor dem sittlichen Ernst unsrer Geistlichen und allenfalls die äußere Konfirmationsfeier vor der Gemeinde und den Eltern. Sie wirkte auf das Gefühl und machte wenigstens soviel Eindruck auf uns, daß wir gerührt den Vorsatz faßten, gute und ordentliche Menschen zu werden und unsre Eltern nicht zu betrüben. Am 28. März 1847, am Palmsonntag, wurde ich in der Benediktikirche meiner Vaterstadt von dem Superintendenten Schmidt konfirmiert und empfing zum erstenmal das heilige Abendmahl. Mein Konfirmationsspruch war: „Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben." Ich entsinne mich wohl, daß ich bewegt war; aber mit Betrübnis muß ich bekennen, daß ich die Treue nicht gehalten habe. Es war alles herzlich gut gemeint, von den Geistlichen, den Eltern und den Kindern; aber in die Tiefe ging es nicht. Alles war unklar. Ans Herz war uns die evangelische Kirche mit ihren reichen Gaben nicht gedrungen.

Mehr als vorher fühlte ich mich nach der Konfirmation als erwachsen, obwohl ich noch nicht fünfzehn Jahre alt war. Natürlich wurde ich von den ältern Sekundanern nunmehr auch für ihre Verbindung Hercynia geworben. Wir trugen die grüne Verbindungsmütze mit schwarz und weißem Rande ganz offen. Die Lehrer hatten daraus nichts Arges. Warm geworden bin ich aber unter den Hercynen nicht. Sie trieben das Kneipen und Fechten weit studentischer, als wir als Tertianer es getan hatten. Ich aber hatte damals mehr Interesse an der Schule, als an diesem heimlichen Treiben. Übrigens hörte der ganze Verbindungsschwindel, da die ältern Mitglieder die Schule verließen, ohne Sang und Klang bald ganz von selbst auf. Das war für die Schule ein entschiedner Gewinn. Unsre Lehrer aber waren daran unschuldig. Überdies erschien das Jahr 1848.

(Fortsetzung folgt)



Zwei Seelen

Ein Lebensbild von Wilhelm Speck

(Fortsetzung)



Es war in diesen Tagen, daß mich der Meister fragte, ob ich nicht für ihn zu dem Großhändler, mit dem er in Geschäftsverkehr stand, reisen wolle. Sonst hatte er diesen Weg selbst gemacht, aber er fühlte sich nicht mehr so sicher wie sonst auf den Beinen und fürchtete sich vor dem Gedränge und Gestoße in den Straßen der großen Stadt; vielleicht daß er auch glaubte, es sei meinem wirren Kopf eine kurze Luftveränderung förderlich. Ich ging gern. Es war doch einmal etwas neues und andres. Die Reise erfreute und erheiterte mich. Die Sonne

strahlte am Himmel, die Wiesen dampften, und bald hier bald dort lugte ein Dörfchen aus frischem Grün hervor, und weiter glitten Mühlen und einzelne Gehöfte vorüber. Dann kam ein schimmernder Fluß, wieder Wiesen und Felder, und endlich ein langer stiller sonniger Wald. Ein fröhliches Gefühl, wie ich es lange nicht mehr gekannt hatte, kam über mich und begleitete mich in die Stadt, die mich ehemals in einer so elenden Verfassung gesehen hatte. Weil ich ihr nun so frisch und wohlgemut entgegentrat, lachte sie mich gleichfalls an und enthüllte nun ihre Häuser und Villen, ihre Alleen und Rasenplätze, ihre plätschernden Springbrunnen und die Menschenscharen, die sie in sich beherbergte, in einem glänzenden Sonnenschein. In der aufgeräumten Stimmung, in der ich meine Reise unternommen hatte, gelang es mir auch, das Geschäft, womit mich der Meister betraut hatte, in aller Geschwindigkeit, eher als ich gedacht hatte und dennoch mit dem erwünschten Erfolg abzuwickeln, sodaß ich den schönen Tag in aller Ruhe genießen konnte. Nachdem ich irgendwo eine einfache Mahlzeit gehalten hatte, suchte ich ein großes Kaffeehaus auf und fand ein Plätzchen am Fenster, von wo ich mich an dem Schauspiel der vorüber wandelnden Menschen, die gleichfalls in einer festlichen Stimmung zu sein und den fröhlichen Tag ebenfalls im Herzen zu tragen schienen, nach Herzenslust weiden konnte.

Wie ich da saß und bald auf die Straße hinaus sah, bald an dem braunen Trank nippte, der mir bei der freudigen Bewegung, in der mein ganzes Wesen glühte, ein wenig zu süß geraten war, bemerkte ich, daß mich ein Herr, der an einem Nebentisch in derselben angenehmen Beschäftigung begriffen war, aufmerksam betrachtete. Auch ich richtete nun meine Augen auf ihn und fuhr zusammen. Der Fremde jedoch erhob sich und trat mit einem Lächeln an mich heran. So hast du mich denn endlich bemerkt und erkannt! Ich sitze dir schon eine Viertelstunde gegenüber.

Heinemann, stammelte ich.

Ja, Heinemann. Du erinnerst dich also meiner noch. Ich glaubte, du hättest mich ganz vergessen.

Ich sprach von meiner Überraschung, und daß ich ihn in dieser Verwandlung allerdings nicht vermutet hätte. Er lächelte mich geschmeichelt an und fuhr sich über sein wohlfrisiertes Haar. Darauf fragte er, warum ich ihm nicht geschrieben hätte, und wie es mir seitdem — mit einem bedeutungsvollen Augenzwinkern gesprochen — ergangen wäre, und was ich hier triebe. Um alle diese Fragen zu beantworten, mußten wir uns zusammensetzen.

Und nun, was fangen wir an? rief Heinemann, als ich ihm in aller Kürze Bericht gegeben hatte. Du bleibst doch heute hier, wir müssen unser Wiedersehen feiern. Es paßt famos, ich bin heute frei und stelle dir den ganzen Nachmittag und Abend und soviel du willst auch von der Nacht zur Verfügung. Aber du bist wohl gewohnt, früh zu Bett zu gehn. In den kleinen Nestern gehn sie mit den Hühnern zur Ruhe und stehn mit ihnen auf, kurios. Du kannst es also halten, wie du willst. Aber für den Nachmittag und Abend gehörst du mir.

So sprudelte er die Worte heraus und winkte zugleich dem Kellner. Der sprang herbei und empfing die Bestellung auf ein Getränk, das mir unbekannt war, nichtsdestoweniger aber herrlich mundete.

Und nun stecken wir uns eine Zigarre an, sagte Heinemann. Da nimm von den meinigen, die deinigen sehen verdächtig aus. Aber diese werden dir schmecken, es ist eine vornehme Sorte.

Wirklich, das waren sie. Die Rauchwölkchen wirbelten durch die Luft, und draußen spazierten geputzte Leute, rollten die Karossen, wogte es auf und nieder, und dazwischen wandelte noch immer der Sonnenschein. Es war wunderbar, köstlich. Wie anders sah man hier in die Welt, wie bewegte sich das alles so leicht und frei. Hier war Leben, Freude, Genuß, hier sah man, daß es noch lebendige Quellen gab. Narr, der ich gewesen war! Das Gespräch sprang hin und her, wie bei Leuten, denen die Brücke zu ihrem gegenseitigen Wesen fehlt, und die, wo ihnen noch etwas gemeinsames angehört, Ursache haben, ihm weit aus dem Wege zu

gehn. Heinemann verstand es, unangenehmen Erinnerungen auszuweichen; nicht mit einem Worte berührte er die Umstände, unter denen wir uns vor Zeiten begegnet waren. Dagegen schwamm er mit Wonne in der schönen Gegenwart, und mit vielen Worten schilderte er die Herrlichkeiten der Stadt, die das Schicksal hatte, ihn in ihren Mauern zu beherbergen. Immer wieder hieß es: Das mußt du noch sehen, herrlich, wundervoll, und darüber wirst du staunen. Und wenn du das nicht gesehen hast, so hast du nichts gesehen. Du bist in Rom gewesen und hast den Papst nicht gesehn.

Höre auf, sagte ich endlich lachend, als er kein Ende finden konnte. Du machst mir das Herz schwer. Und indem ich lachte, sprach dieselbe Stimme wieder in mir: Narr, der du gewesen bist!

Wie wärs, wenn wir jetzt etwas Musik hörten, rief Heinemann. Das müßte uns wohltun. Er winkte den Kellner heran, um zu bezahlen. Ich wollte nun auch mein Beutelchen hervorholen, da fuhr er mich heftig an: Das fehlte auch noch! Wie könnte ich das dulden! Nein, heute bist du mein Gast, ganz selbstverständlich. Ich freue mich, daß ich dir einen angenehmen Tag bereiten kann. Nicht daß ich es immer vermöchte, es gibt auch magere Zeiten. Aber jetzt fahren wir auf einem Goldstrom, Freundchen.

Er machte ein bedeutendes Gesicht und öffnete die Augen weit, als sähe er den Strom, von dem er sprach, um sich her dahinrauschen, und dabei fuhr er, wie ich bald darauf sah, nur noch auf einer seiner letzten Wellen und stand schon mit einem Fuß auf dem Trocknen.

Also ganz ungeniert, mein Bester. Komme ich einmal zu dir hinaus, so hältst du es ebenso. Er lachte herzlich, und in diesem Lachen klang es: Wie könnte ich je den Einfall haben, zu dir hinaus zu kommen, und was könntest du mir in deinem verlornen Winkel bieten? Sonderbar, daß man da überhaupt leben kann!

Wir ließen uns nun von dem Menschenstrom, der immer stärker anschwoll, eine Weile hin und her tragen, steuerten dann aber durch einige ruhige Straßen dem Konzertgarten zu, oder vielmehr einem weitläufigen Parke mit alten schönen Bäumen und einem großen dunkeln Wasserspiegel, der von einigen glänzend weißen Schwänen belebt wurde. Die Sonne war schon im Untergehn und glühte in einem dichten Gewölk aus. So lag denn ein rosiger Schimmer über den grünen Massen der Laubgruppen, während der See schon im Abendschatten ruhte und nur an einigen entfernten Stellen noch sanft beleuchtet wurde. Von einem Pavillon her begrüßten uns fröhliche Weisen, und zahlreiche Menschen saßen an weißgedeckten Tischen oder ergingen sich unter den Bäumen. Über dem ganzen festlichen Bilde aber schwebte auf hoher Stange ein buntes Fähnchen und flatterte lustig in dem leichten Abendwinde.

Als wir einen gelegnen Platz auf einer Terrasse gefunden hatten, von der wir sowohl das frohe Getümmel der hin und her ziehenden Menschen wie auch die ruhige Fläche des Wassers überschauen konnten, erteilte Heinemann den Auftrag zu einem opulenten Abendessen. Schon die Aufzählung der mir fremden Gerichte, mit denen er mich bewirten wollte, bereitete ihm ein unbeschreibliches Vergnügen, und er warf mir, während er sich mit dem Kellner beriet, hin und wieder einen bedeutsamen Blick zu, als wollte er sagen: Da siehst du, wie wir hier leben. Und als der Kellner weggeeilt war, bemerkte er: Das haben wir hier nun alle Tage. Für ein Billiges, wenn man will. Man braucht sich nur auf eine Bank am Wasser oder dahinten im Walde hinzusetzen und von fern zuzuhören. Heute tun wir es jedoch nicht so billig, heute heißt es: Schenk ein, feins Brüderlein!

Es muß dir wirklich gut gehn, versetzte ich mit einem Blick auf sein von Eifer und Vergnügen glühendes Gesicht.

Es passiert. Ich bin zufrieden, lieber Freund. Er strich sich über seinen feinen Rock und schnippte etwas Zigarrenasche ab.

Du hast einen guten Schneider, hob ich wieder an. Das Zeug muß schweres Geld gekostet haben.

Heinemann lachte laut auf. Komisch, es kann doch keiner aus seiner Haut hinaus. Mir wär es in meinem ganzen Leben nicht eingefallen, über den Kostenpunkt deines Röckchens Betrachtungen anzustellen. Man riecht die Profession, mein Guter. Aber, fuhr er ernsthaft fort, dein Blick hat dich nicht betrogen. Es hat mich wirklich ein Heidengeld gekostet. Schadet nichts, die Schneider wollen auch leben, und sie sollen auch leben. Sie leben hoch! Er stieß mit mir an und lachte dann noch einmal in seiner herzlichen und ausgiebigen Weise.

Und treibst du noch — Ich hielt verlegen ein und verbesserte mich mit einem Stottern: Und wovon lebst du eigentlich?

Heinemann sah mich spöttisch an. Ich könnte antworten, ich hätte geerbt oder in der Lotterie gespielt. Aber die Lüge steht mir nicht an, immer die Wahrheit. Also vom Gelde wie jedermann. Aber mein altes Geschäft treibe ich nicht mehr, das wolltest du doch gern wissen. Ich habe eine andre Beschäftigung, eine lohnendere und weniger angreifende. Die frühere lag mir nicht mehr, man wird älter, schwerfälliger, bequemer, und außerdem — er beugte sich zu mir herüber und flüsterte — du weißt ja, die Ruten! Das werde ich dir übrigens ein andresmal erzählen, denn ich kalkuliere, daß wir uns nicht zum letztenmal gesehen haben. Heute reden wir lieber von dir.

Von mir ist nichts zu sagen.

Papperlapapp! Warum nicht? Erst recht. Ich beobachte dich nun schon den ganzen Nachmittag aufs genauste, studiere dich sozusagen, und du weißt, daß ich darin Übung habe. Einen Menschen auf seinen Inhalt taxieren, ihm bis auf die innersten Taschen hinein zu schauen, das war ja eine Hauptsache bei meiner ehemaligen Kunst. Übrigens bei dir wars kein sonderliches Kunststück, dir guckte die Sehnsucht deutlich genug aus den unschuldigen blauen Augen, und man hätte dein Herz wohl unter der Weste klopfen hören können. Freund, du befindest dich übel. Du mußt in eine andre Luft hinein, unter andre Menschen, aus deinem Dorfe mußt du heraus. Sonst wirst du ein kümmerlicher Mensch und zuletzt ein verbrauchter alter Gesell, der sein lebenlang geschunden wird und zuletzt froh ist, in einem Spittel das Gnadenbrot zu essen.

Vielleicht könntest du mich deinem Schneider empfehlen, scherzte ich.

Warum nicht? Ich werde dich ihm recht gern rekommandieren. Aber darüber reden wir später. Erst mußt du vor mir stehn und sagen: Hier bin ich, der Anker ist gelichtet, das Schiff fährt durch die Wellen, nun lotse mich ins offne Meer hinein.

Du hast Recht, antwortete ich mit einem Seufzer. Aus meinem bisherigen Leben muß ich hinaus, sonst verkomme ich. Wenn ich nur wüßte, wie ich es anzufangen habe, daß es mir anderwärts besser geht.

Muß man denn das im voraus wissen? Nein. Vor allem soll man erst einmal am Wasser wohnen, dann lernt man schwimmen. Ins Wasser hinein, sage ich daher. Und hinaus auf die großen Straßen, wo Menschen sind, und das Leben pulsiert, und dann die Ellbogen gebrauchen und vorwärts drücken. Die hintersten müssen doch immer den Staub schlucken, den die vordern aufwirbeln, und den letzten beißen die Hunde.

Nach dieser mit wichtiger Miene erteilten Belehrung lud er mich ein, nach den guten Dingen zu greifen, die der Kellner inzwischen vor uns aufgebaut hatte. Goldner wurde der Abend, die Musik spielte, und der Wein glühte in meinen Adern. Dabei vergaß ich nach und nach meine Sorgen und genoß mit Dankbarkeit das dargebotne edle Gut. Bald darauf erglänzte der Park im Schein vieler Lichter, und am Horizont stieg der Mond auf und leuchtete in den See hinein.

Die Stunde des Abschieds rückte immer näher. Heinemann hatte schon eine Weile überlegt, jetzt sah er auf die Uhr und sagte: Wir haben noch Zeit genug. Ich muß dir doch noch meine Stammkneipe zeigen. Vielleicht treffen wir es gut. Die meisten sind freilich draußen, irgendwo im Grünen, im Gebirge oder in den

Bädern, aber den einen und den andern werden wir wohl vorfinden. Wir nehmen noch einen Abschiedstrunk, und dann, da du durchaus nicht bleiben willst oder darfst, Gott befohlen!

Ich erwartete, daß er mir mit einer neuen glänzenden Überraschung aufzuwarten gedächte, sah mich aber in dieser Vermutung getäuscht. Heinemanns Tafelrunde versammelte sich in einer Kellerwirtschaft, zu der eine enge und gefährliche Treppe hinabführte, und man mußte durch eine gewöhnliche Gaststube, in der wohl Kutscher und ähnliche Leute einen Imbiß einzunehmen pflegten, zu einer Hinterstube gehn, deren Einrichtung ebenfalls von der einfachsten Art war. Wir fanden eine kleine Gesellschaft vor, die behaglich plauderte und rauchte. Ich lernte sie später alle recht gut kennen, an diesem Abend kam ich jedoch nicht dazu, sie zu beachten, da meine Augen sogleich von dem Anblick eines Mädchens gefesselt wurden, das abseits vom Tisch im Halbdunkel des Zimmers saß. Als ich sie zuerst erblickte, überlief es mich heiß und kalt, denn etwas so schönes hatte ich in meinem Leben noch nicht gesehen, und ich glaube auch nicht, daß es ein Antlitz gibt, das feiner und schöner wäre, als es das ihrige war. Tiefe dunkle Augen schauten aus einem ernsten bräunlichen Kopfe heraus, dunkles lockiges Haar umwallte die freie hohe Stirn, die ganze Gestalt war von der zierlichsten und doch von kräftiger Form, und wie sie in ihrem leuchtenden roten Kleid in dem finstern Winkel saß und mit übergeschlagnen Armen und leicht zurückgelehntem Körper träumerisch ins Weite schaute, war sie wie eine Erscheinung aus einer fremden Welt. Man mußte sie sogleich in einen Palast zwischen Marmorsäulen und prunkende Spiegel versetzen und sich den schönen Körper von Seidengewändern umkleidet denken. Sie hieß Laurette und war die Tochter eines ältlichen Herrn, der den Sofaplatz inne hatte und das Wort führte. Hätte ich sie an einem andern glänzenderen Orte getroffen, so wäre der Eindruck, den sie auf mich gemacht hätte, vielleicht nicht so stark gewesen. Aber Eindruck hätte sie auf mich gemacht, wie auf jeden, der in ihre Nähe geriet. Wohin sie immer kam, da brachte sie Menschen um ihren Verstand und versetzte sie in eine Verwirrung der Sinne, in der sie sich selber und alles um sich her vergaßen und von einer unwiderstehlichen Gewalt hingerissen in dieses brennende Feuer hineinstürzten und darin jämmerlich umkamen.

Das Bild dieses Mädchens war das letzte, was ich an diesem Abend in mich aufnahm. Alles, was ich sonst noch sah, hörte, tat und sprach, ging in diesem Eindruck unter, sodaß ich mich später durchaus nicht mehr darauf zu besinnen vermochte. Das Bild erblaßte allmählich wieder und trat gleichsam hinter Wolken zurück, und dennoch ging von ihm das Licht aus, das mir meinen Weg zeigte. Ich holte nachher andre Gründe hervor und spiegelte mir vor, sie hätten bei dem, was ich tun wollte, den Ausschlag gegeben, in Wahrheit aber war es eben wohl ihr Schatten gewesen, der sich auf die Wagschale legte und sie niederzusinken zwang.

Der den Kopf voller fieberischer Träume und lebensdurstiger Sehnsucht jetzt durch die dunkle Nacht dahinfährt, vorüber an schlafenden Dörfern, Mühlen und stillen Wäldern, die er wenig Stunden vorher im klaren Morgenlicht fröhlich betrachtet hatte, wird hinfort jedem Pfade nachlaufen, der ihm vorkommt. Die Kette zerreißt, die ihn, wie er glaubt, gefesselt hat, und von der er doch nur gehalten und getragen worden ist, und wenn sich auch treue Hände nach ihm ausstrecken und zuletzt ihm noch eine zärtliche Gestalt entgegentritt und ihn zurückzuhalten versucht, er muß erst hinunter in die Tiefe, vielleicht daß er sich dort zurechtfindet.

Das war der Spruch, der über ihn ergangen war.

14

Der Vater war allein zuhause. Die Tante, bei der ich meine Jugend verlebt hatte, war plötzlich gestorben, und meine Mutter war auf die Anzeige davon sogleich abgereist, um bei dem Begräbnis die Verwandtschaft zu vertreten und zugleich der armen Martha zur Seite zu stehn.

Eine günstige Gelegenheit, unbemerkt fortzukommen, dachte ich.

Nach einigen Tagen kam von meiner Mutter ein Brief. Sie schrieb, sie müsse noch eine Woche wegbleiben, da es mancherlei zu überlegen und einzurichten gäbe. Und es sei ein wahres Glück, daß sie sich zu dieser Reise entschlossen hätte. Nun erfuhren wir auch, daß Martha ganz allein stand. Bauer, ihr zweiter Vater, hatte sich schon längst von der Familie getrennt und war einige Jahre mit einem schlimmen Weibe zusammengewesen, das ihm anfangs geschmeichelt, als sie ihn aber sicher für sich gewonnen hatte, ihm die Krallen gezeigt und ihn in Trab gebracht hatte. Nachdem er mehrere Jahre die Strafe für die seinem ersten Weibe angetanen Unbilden ertragen hatte, war er endlich mit seiner Klarinette und einigen Büchern, in denen er das letzte Andenken an seine einstmalige Größe rettete, entwichen und spurlos verschollen.

Wieder nach einigen Tagen kam von der Mutter die Nachricht, sie kehre nunmehr zurück und bringe auch das verwaiste Mädchen mit sich, denn es sei unmöglich, daß es in dem ausgestorbnen Hause bleibe, man werde nun zusammen beratschlagen müssen, auf welche Weise man ihm am besten dienen könne. Vorerst sei jedoch nichts nötiger, als es auf andre Gedanken zu bringen und aus seiner Trauer herauszureißen. So wurde ich also angewiesen, vor der Pflegeschwester das Feld zu räumen und mich inzwischen in meinem Kämmerchen neben der Stube der Eltern einzuquartieren. Der Brief atmete eine seltsame Mischung von Trauer und Vergnügen aus, wie sich ja, wenn ein Baum gefallen ist, seine Nachbarn rings herum fröhlich regen, und sobald sie den ersten Schrecken abgeschüttelt haben, tröstlich von dem gewonnenen Raume Besitz ergreifen.

Es war nicht schwer zu erraten, daß meine Mutter wieder über einen Plan sann, worin ich eine Rolle zu spielen bestimmt war. Ich verspürte jedoch keine Lust zu weitern Seiltänzerstückchen und war meiner ehemaligen Schwester in meinem Herzen auch viel zu sehr zugetan, als daß ich sie zum Ziel berechnender Pläne hätte machen mögen. Ich mußte also schnell handeln, und so fiel denn auch noch dieses eine Rosenblatt auf die Wagschale und setzte sie in Bewegung. Meine Ersparnisse waren bald flüssig gemacht, und den noch ausstehenden Lohn sollte mir der Meister mit einem Zeugnis nachsenden. Was ich von meinem Eigentum sonst noch mitzunehmen für nötig hielt, verpackte ich in eine Kiste, die ich, da meine Mutter mir nicht im Wege, mein Vater aber außer Hause beschäftigt war, in aller Ruhe und ohne Aufsehen wegschaffen lassen konnte. Nur ein kleines Bündel behielt ich zurück, wohinein ich die wertvollsten Dinge und das, was ich sogleich bedurfte, bringen wollte. Wie ich nun bald diesen bald jenen Gegenstand herauskramte und ihn unschlüssig, ob ich ihn mitnehmen oder zurücklassen solle, in den Händen hielt, ergriff ich auch unversehens den Fingerhut und das Nadelbüchschen, die ich von Martha empfangen hatte, und die verbognen und abgegriffnen Stücke erregten in mir eine starke, mir unbegreifliche Bewegung, als rühre die Unschuld, die sie mir einst dargeboten hatte, selber meine Hand an. Ein helles, frisches Frühlingsbild trat vor meine Seele, und zwei ruhige, treuherzige Augen sahen mich aus der Ferne an.

Ich muß ihr doch eine Zeile hinterlassen, sagte ich zu mir und holte mein Schreibgerät hervor. Es stand neben einer Reihe schöner Bücher, die ich mir nach und nach angeschafft, und an denen ich ehedem meine Freude gehabt hatte, und dicht dabei lag ein Haufen blauer Hefte, in die hinein ich meine Schreibübungen gemacht hatte, als ich noch mit fröhlichem Herzen für meine Zukunft baute. Das alles sollte zurückbleiben und manches andre, an dem meine Seele hing. Wieder wirbelten die Gedanken durch und über einander, wie Nebelschleier, bis über ihnen das strahlende Bild des schönen fremden Mädchens erschien und die Nebel niederdrückte. Auf einem Ententeiche fährt man ruhig hin, vorüber an den Weiden, deren Zweige sich auf das trübe Wasser legen, an dem Büschel Schilf, das drüben am Ufer wächst, und dann zurück gegen den Pflock hin, der seit einem Menschenalter im

Wasser modert. Und so immer im Kreis herum. Wer vorwärts will, muß aufs Meer hinaus, wo die Wellen auf und nieder steigen, und dahinter unbekannte Fernen schimmern. Kommen Stürme, geht man unter und sinkt mit vielen andern hinunter in sein feuchtes Grab, so ist eben das bunte Spiel aus, und der Vorhang schließt sich zusammen. Man ist doch einmal auf blauen Wogen gefahren, hat geschwärmt, des Lebens Süßigkeit gekostet und die Flügel weit ausgebreitet. Und wer sagt denn, daß es mißlingen müsse? Träumen denn alle vergeblich, denen die Sehnsucht ein schönes goldnes Land enthüllt? Man darf nur nicht bloß träumen, man muß auch handeln können. Träume sind schimmernde Wolken im himmlischen Äther, sie schweben hoch über uns, und es ist doch mancher in ihren Kreis hinaufgestiegen und hat den Fuß über ihnen fest auf die Erde gesetzt.

Ich schrieb meinen Eltern einen Brief, worin ich ihnen Aufschluß gab, warum ich heimlich aus ihrem Hause gegangen wäre, und versprach, daß ich von mir hören lassen würde, sobald ich Gutes zu berichten hätte. Es war schwer, so zu schreiben. Zwischen das, was ich sagen konnte, drängten sich immerfort Gedanken und Wünsche, die ich verschweigen mußte. Der Verwandten gegenüber aber versagten mir vollends die Worte, ich geriet in hochtrabende Phrasen hinein, die vor meinem Ohre wie blecherne Glocken klangen, wie, daß die Verschiedne in eine bessere Welt eingegangen und einem Dasein entronnen sei, das so reich an Übeln und so arm an wirklichem Glück wäre, daß sich jeder in das Unvermeidliche eines Todesfalls zu finden habe, und was dergleichen so hingesprochen wird, um den Mangel an einfachem und herzlichem Mitgefühl zu verdecken. Da ich nun sah, daß in meiner Seele keine rechten Trostblumen zu pflücken waren, so gab ich meine Schreiberei auf und stellte in mein zum Empfang des Gastes hergerichtetes Zimmer einige wirkliche Blumen, die für mich reden mochten. Damit wäre das stille Jugendbild wohl für immer in den Schatten meines Lebens versunken, wäre sie mir nicht von einem unsichtbaren Faden gezogen noch selber leibhaftig in den Weg getreten.

Als ich wieder aufstand, um mein Bündel zu schließen, lagen die beiden Erinnerungszeichen noch auf dem Tisch mitten in einem stillen Mondschein, der zum Fenster herein leuchtete und über die Dielen lief. Nach einem kurzen Bedenken wickelte ich sie in ein Stück Papier und legte sie zu dem übrigen. Darauf verschnürte ich das Bündel.

Es war schon tief in der Nacht, als ich mit meinen Vorbereitungen zu Ende war, eine weiche, warme Sommernacht. Vor mir lagen die Wiesen in einem leichten Dunst, und darüber dunkelte der Wald. In der Stille der Nacht aber rauschte laut der Brunnen. Lange hatte ich ihn nicht mehr vernommen, jetzt erhob er plötzlich seine Stimme und ließ sie anschwellen, mehr und mehr, als wollte er sich mit aller Gewalt bemerkbar machen. Vom Kirchturm schlug es zwei Uhr. Ich ergriff mein Bündel, als der Ton verhallt war, und ging leise die Treppe hinunter. Vor dem Zimmer, worin mein Vater schlief, hielt ich an. Gern wäre ich hineingeschlichen und hätte mich über seine Hand gebeugt, aber ich durfte ihn nicht wecken. Wer so in die Welt geht, muß auf leisen Sohlen schleichen. Wie ein Dieb muß er hinaus, der seiner Eltern Frieden mit sich trägt.

Drinnen schnarrte die Uhr, holte lange aus und schlug endlich an. Zwei Uhr! Sie geht immer hinter der Zeit her, die alte Uhr, die so viele Stunden geschlagen hat, sie kommt nicht mehr mit, ebensowenig wie der Mann mit dem hölzernen Fuß, der unter ihr ruht.

Ich öffne die Tür und lasse sie vorsichtig ins Schloß zurückgehn. Über mir unter dem Dachgesims rührt sich etwas, das Schwalbenpaar, dessen Nest dort oben anklebt, wird wach und zwitschert. Jenseits der Straße aber rauscht der Brunnen noch lauter als zuvor und schimmert zu mir herüber in der mondhellen Nacht. Nebenan im Nachbarhaus schlägt ein Hündchen an, im Traum, oder hat es meinen Schritt gehört? Jetzt regt es sich auch im Hause und geht mühsam durchs Zimmer

nach dem Fenster hin. Die Uhr hat den Vater geweckt, wäre die Mutter daheim, sie hätte still stehn müssen. Jetzt ist sie gegangen die lange Nacht und hat alle Stunden gerufen, eine nach der andern, auch die Stunde, in der der Sohn sein Vaterhaus verläßt, immer ein wenig zu spät. Du kommst nicht mehr zurecht. Vater, er ist schon draußen, an den du denkst, und steht im Dunkel der Linde, unter der du so gern sitzest. Ich höre, wie er schwer atmet und dann leise ruft: Heinrich! und nun stärker noch einmal: Heinrich! Es klingt Angst aus diesem Ruf heraus, als wüßte er schon, was sich begeben hat. Nun schließt er das Fenster wieder und verriegelt es sorgfältig. Er hat sich beruhigt und glaubt von einem Traum aufgeschreckt zu sein. Bald wird er wieder in den Schlummer zurücksinken und sachte schlafen bis zum Morgen, wo er dann sehen wird, daß ihn kein Traum genarrt hat, und daß der Sohn wirklich gegangen ist.

Ich stehe noch immer wie angewurzelt auf derselben Stelle, wo ich seine Stimme gehört habe. Zum letztenmal. Als ich ihn später wiedersah, war er stumm vor Schmerz. Wenn doch der Schlaf, der ihn wieder umfing, kein Ende gefunden hätte, es wäre gut gewesen, aber Unschuldige müssen leiden, wenn die Schuldigen sündigen.

15

Da bin ich, sagte ich, und als wäre mir eine Lektion aufgegeben, die ich Wort für Wort herzusagen hätte, fuhr ich fort: Die Anker sind gelichtet, nun hilf mir aufs offne Meer hinaus.

Heinemann lächelte und war scheinbar hoch erfreut. Er begrüßte mich mit einem Übermaß von Herzlichkeit und rief ein über das andremal: Es ist gut, daß du dich aufgerafft hast. Ausgezeichnet. Ich sehe, du hast Courage. Zweifel waren mir schon gekommen, ich gesteh dirs, und ich habe den Kopf geschüttelt, als ich dich im Feuer der Laurette verglühen sah. Du warst wie geistesabwesend, Freund. Das war nicht gut. Man muß kühl bleiben, bis ans Herz hinan. Und daß ich dir es gleich rate, als Freund und Mensch: Nimm dich in acht. Man spielt nicht mit dem Feuer, man kocht damit.

Und dann drückte er mir wieder die Hände und sagte: Ich freue mich, daß du da bist. Nun machen wir uns wieder einen guten Tag.

Es lag etwas Verlegnes in seinem Tun, seinem Hin- und Herrennen, seinem Händedrücken und seinem grundlosen Lachen, und wie ich ihn genauer betrachtete, war es mir, als ob der Glanz, worin ich ihn das vorigemal gesehen hatte, um einen Schein matter geworden wäre.

Um ganz offen zu sein, begann er wieder: Es wäre mir ganz recht, wenn wir wieder so fröhlich zusammensitzen könnten. Aber die Konstellation ist gegenwärtig anders, total verändert, sage ich dir. Wir befinden uns in der Ebbe. Die Zeit war zu schön, wir haben sie nach Herzenslust genossen und liegen nun wieder einmal krumm. Tut nichts, es kann schon morgen anders sein.

Darauf ließ sich nichts sagen. Man trifft die Menschen das einemal in einer Feiertagsstimmung, das andremal mitten in ihren Sorgen. Den Feiertag hatte ich genossen, so war der Werkeltag an der Reihe.

Heinemann brachte mich bei einem Meister meiner Zunft unter, einem gedrückten Schneiderlein namens Leopold, der für einen Trödler Flickarbeiten verrichtete und ihm die alten Kleider, mit denen er handelte, wieder anständig zurechtmachte. Er war ein Mann von winziger Gestalt, schmalbrüstig, verwachsen und mit einem Gesicht, aus dem jede Farbe gewichen war, ein blasses Schattenwesen, das aber eine erstaunliche Arbeitskraft hatte. Den ganzen Tag vom ersten Morgengrauen bis in die späte Nacht saß er in einem engen Raum und gönnte sich kaum die Zeit zum Essen und zum Trinken. Wie Heinemann an die sanfte und schüchterne Kreatur, die ihrem ganzen Trachten nach in eine gute und ordentliche Welt hineingehörte, geraten war, war mir solange ein Rätsel, als ich die Hausfrau noch nicht gesehen hatte. Diese war das Widerspiel ihres Mannes, hoch gebaut, von strotzender

Gesundheit, mit funkelnden Augen und roten Wangen, eine Schönheit, deren Anreiz auf Leute vom Schlage Heinemanns ich später erkannte. Sie führte das Wort im Hause und gab zu meiner Aufnahme in die Familie die Zustimmung. Wie ich nachher entdeckte, bestand zwischen ihr und Heinemann eine alte Liebe, die zwar zeitweilig vergessen, nie aber ganz begraben und allmählich auf der Grundlage gegenseitiger Hilfeleistung zu einer festen und in ihrer Art treuen Freundschaft herangereift war. Die Frau stand mit allerlei Gesindel in Verbindung und vermittelte mancherlei dunkle Geschäfte. Anfangs hatte ich auch ihren Mann in dem Verdacht eines versteckten Menschen, als drehe er, der sich den Anschein eines ehrbaren Handwerkers gab und aussah, wie wenn er kein Wässerchen zu trüben vermöchte, in der Stille mit seinem Weibe an demselben Rade. Das war jedoch nicht so, die Frau ging vielmehr ihre eignen Wege und legte ganz heimlich Stein auf Stein zu einem Hause, worin sie Unterstand nehmen wollte, wenn einmal ein rauhes Windchen ihr Schneiderlein hinwegblasen würde. Auch ein Sohn war in der Familie, ein starker, korpulenter Junge von etlichen dreißig Jahren, der Mutter vollkommnes Ebenbild, großartig in seinem Auftreten, genußsüchtig und prahlerisch. Er war in einem großen Geschäft angestellt und hatte eine gute Einnahme, da er, wie töricht er sonst sein mochte, eine ausgezeichnete Nase für profitliche Unternehmungen hatte. Da jedoch sein langer Körper mit einem starken Appetit von der Art gesegnet war, der sich nur mit auserlesenen Dingen beschwichtigen läßt, so krankte er fortwährend an Geldnot. Auch lief er jeder Schürze nach und war überglücklich, wenn ihm ein Lumpenwesen voll Bewunderung nachsah. Immer kleidete er sich aufs vornehmste, eine mächtige goldne Uhrkette von dunkler Herkunft funkelte auf der angehenden Rundung eines nur aus den edelsten Stoffen gebildeten Bäuchleins; er ließ sich das Haar brennen, ging immer in einer Wolke von Wohlgerüchen und war überhaupt ein unleidlicher Mensch. Dennoch genoß er seines bescheidnen Vaters ganze Bewunderung, da dieser in ihm lieben mochte, was ihn ehemals an seinem Weibe angezogen hatte. Auch war doch einiges von der Natur seines Vaters in ihn hineingeflossen, nämlich eine große Ängstlichkeit, die in sonderbarem Gegensatz zu seinem stattlichen Korpus stand. Es muß gesagt werden, daß der Sohn des Vaters Zärtlichkeit erwiderte. Er streichelte ihm wohl das spärliche Haar, klopfte ihm wohlwollend auf den vom vielen Arbeiten gekrümmten Rücken und behandelte ihn in einer freundlichen und achtungsvollen Weise, sodaß die einzige Liebe, die der arme Alte noch erfuhr, unter der weißen Weste seines Sohnes ihren Ursprung nahm. Die Frau Leopold lachte über die Zimperlichkeiten der beiden großen Kinder, war aber auf ihren Sohn nicht weniger stolz und ihm nicht minder zärtlich zugetan.

In dieser Familie fand ich also Unterkunft, jedoch war es nicht Heinemanns Meinung, daß ich hier als Geselle eintreten sollte, ich sollte vielmehr hier nur einen Unterschlupf haben. Über das, was weiter geschehen müsse, war noch immer Zeit zu reden. Diesen Abend mußte er mich mir selber überlassen, ließ mich auch den folgenden Tag bis in den Spätnachmittag allein, so daß ich, nachdem meine Kiste ausgepackt war, in Langeweile im Zimmer herumsaß und eine förmliche Sehnsucht nach ihm empfand. Endlich ging ich in die Werkstatt, sah dem alten Manne bei seinem emsigen Tun eine Zeit lang zu und erbot mich endlich, ihm ein wenig zu helfen. Das war nun ein Anerbieten, wie es der Meister von keinem seiner Mieter erwartete. Er schob die Brille auf die Stirn hinauf, sah mich verwundert und fast hilflos an und wußte zuerst nichts zu sagen. Schließlich schob er mir schweigend ein Kleidungsstück hin und überließ es mir, mich mit ihm, so gut ich es verstand, abzufinden. Kurze Zeit darauf kam Heinemann, sah mir ein Viertelstündchen vergnüglich zu, meinte dann aber, es sei nun genug gearbeitet, und man könne sich nun etwas in der Stadt umsehen.

Das geschah denn auch. Eine Stunde ging vorüber, und es wurde allmählich Nacht. Wir waren schon einigemal eingekehrt und in rosiger Stimmung. Jetzt

sagte Heinemann: Nun werden wir die Welt einmal von einer andern Seite betrachten. Die Welt, die er meinte, waren Spelunken der jämmerlichsten Art, dennoch machte er jedesmal, wenn wir in eine solche Herberge eintraten, ein Gesicht, als führe er mich in ein Museum voll auserlesener Raritäten, und schon unterwegs erzählte er mir von den großen Leuten, die ich dort möglicherweise antreffen werde, verkannten Genies, voll Witz und Laune, vom Schicksal bedrückt und dennoch obenauf, jedoch mochte diese Gattung entweder ausgegangen oder anders wohin verschickt worden sein, denn wir trafen immer nur ein armseliges Volk, das sehnsüchtig nach der Flasche äugte und mit dem ganzen Gesicht lachte, wenn es mittrinken durfte. Von der schönen Laurette, auf die ich allein begierig war, war dagegen nicht die Rede. Wegen der Warnung, die mir Heinemann hatte zuteil werden lassen, und um nicht wegen meiner Leidenschaft verspottet zu werden, drängte ich die Frage nach ihr, die mir fortwährend auf den Lippen lag, immer wieder zurück, indem ich mich damit tröstete, sie werde, wenn ihre Zeit gekommen sei, schon ganz von selbst aus ihrer Verborgenheit hervortreten, eine Vermutung, in der ich leider nicht betrogen wurde.

So ging es diesen Tag und die andern Tage, ich eignete mir eine ganz nette Kenntnis der Wirtschaften an, an deren Tischen der Hunger und das Elend zu dinieren pflegte, und kehrte, trotzdem daß wir immerfort tief unter der Linie des wirklichen Genusses dahin schwebten, alle Tage mit leeren Taschen heim. Das war auch das einzige, was ich erlebte, und ich hatte die Lust daran schnell verloren. Auch litt mein Schneiderauge schmerzlich unter dem Anblick dieser verkrumpelten und versessenen Röcke und zerfransten Hosen, und das, was mir an Unterhaltung geboten wurde, wurde mit jedem Tage weniger. Heinemann dagegen schwebte in einem großartigen Behagen, er spielte den Beschützer und Gönner, der einen Grünling in wunderbare Dinge hineinschauen läßt. Wenn wir dann eine Menge getrunken und eine größere Menge unter das ewig hungrige Volk, dessen Lebensgewohnheiten wir zu studieren vorgaben, verschüttet hatten, dann hieß es immer: Bezahle die Kleinigkeit, oder: Diesmal magst du zahlen. So kamen mir meine Forschungen nach dem unterirdischen Treiben einer Großstadt teurer, als wenn ich an Marmortischen studiert hätte, und ich war dessen gewiß, daß, wenn es so weiter ging, mir die Verwahrung meiner in vielen Jahren Heller zu Heller gesammelten Schätze keine Sorge mehr bereiten werde.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel

Der Zar in Wiesbaden. Die Ferien des russischen Selbstherrschers gehn zu Ende. Kaiser Nikolaus hat sich in Darmstadt und Wolfsgarten außerordentlich heimisch und wohl gefühlt. Er hat die benachbarten Landschaften auf dem Automobil durchkreuzt, sich auf Burg Rheinstein des herrlichen Bildes unsers Rheinstroms erfreut, hat in Frankfurt inkognito auf der Zeil und der Kaiserstraße flaniert, gleich einem fröhlichen Touristen dort Einkäufe besorgt, er ist zum Freiherrn von Heyl nach Herrnsheim gefahren, um als Gast des deutschen Reichstagsabgeordneten und Großindustriellen Ausgrabungen aus römischen und fränkischen Grabfeldern beizuwohnen, endlich hat er in Wiesbaden den Kaiser besucht und Abordnungen seiner preußischen Regimenter begrüßt — kurzum er hat sich in der Ferienkolonie, zu der das Hessenland ihm geworden ist, mit einer Freiheit und Befriedigung bewegt, die auch auf seine Stimmung vom wohltätigsten Einfluß gewesen ist, und es ist begreiflich, daß er ungern von dieser Heimat seiner Gemahlin und von

einem Verwandtenkreise scheidet, in dessen Mitte er eine Reihe glücklicher Tage verlebt hat. Auch sein Großvater, Alexander der Zweite, liebte Darmstadt; namentlich Jugenheim war ein von ihm bevorzugter Aufenthalt. In Deutschland wird man es nur mit Befriedigung begrüßen, wenn auch diese Tradition in dem Enkel wieder auflebt, und der russische Kaiser seine Ferienzeit auf deutschem Boden verbringt und deutsches Land, deutsches Volk und Heer auf diese Weise näher kennen lernt, als es bei gelegentlichen Galabesuchen in Berlin oder Potsdam möglich gewesen wäre. Kaiser Nikolaus ist kein Freund offizieller Feste. Er bringt mit der Erfüllung fürstlicher Besuchspflichten jedesmal ein großes Opfer. Der stark gemütliche Zug seines Vaters, der sich von der offiziellen Repräsentation soviel wie möglich frei machte und in einem ungezwungnen Familienleben ein Gegengewicht gegen den Zwang und die Unfreiheit suchte, zu denen sich ein russischer Herrscher verurteilt sieht, ist auch dem Sohn eigen. Aber von dem Gesetz der Schwere, das die russische Politik beherrscht, hat sich weder Alexander der Dritte noch Nikolaus der Zweite loszulösen vermocht, post equitem sedet atra cura. Wir sahen den Zaren in Wiesbaden vom Grafen Lamsdorff begleitet, auf des Zaren Wunsch begleitete auch Graf Bülow seinen Kaiserlichen Herrn. Damit hat die Wiesbadner Begegnung von russischer Seite eine politische Färbung erhalten, von deutscher Seite durch höfische und militärische Veranstaltungen ein offizielles Gepräge. Graf Lamsdorff ist kurz zuvor in Paris gewesen. Es ging nicht wohl an, daß Kaiser Nikolaus mit zwei Monarchen des Dreibunds — beinahe mit allen dreien — in persönlichen Verkehr trat, ohne bei dem ami et allié in Paris wenigstens eine Visitenkarte abzugeben. Dort mag man ohnehin scheel dazu gesehen haben, daß der Zar in Darmstadt immer den Prinzen Heinrich von Preußen, seinen Schwager, zur Seite hatte; auch der intime Verkehr des russischen Herrschers mit dem Offizierkorps der Darmstädter Regimenter, denen ja eine starke altpreußische Beimischung nicht fehlt, ist an der Seine nicht unbemerkt geblieben. Aber es sind ja auch andre Zeiten geworden. Die Franzosen haben ein Flirt in London angefangen, zu einem solchen mit Italien sind sie nach langem Harren und heißem Bemühen endlich zugelassen worden, mehr als seit langer Zeit ist in der englischen und der französischen Presse wieder von den „Mittelmeermächten“ die Rede, zu denen Rußland nicht nur nicht gehört, sondern deren Gruppierung sich gegen Rußland und gegen russische Interessen richtet. Crispis zu Bismarck geäußerte Besorgnisse über einen von Rußland durch den Besitz von Konstantinopel angestrebten Supremat über das Mittelmeer sind gleichsam als Präludium zu den Pariser Empfangsfeierlichkeiten für das italienische Königspaar wieder ausgegraben worden, und das zu einer Zeit, wo Rußland die Notwendigkeit einer freien Durchfahrt durch die Dardanellen immer zwingender empfindet. Damit würde es allerdings zur Mittelmeermacht, vielleicht zur stärksten, gegen die sich vorzeitig jene Gruppierung zusammenschließt, einstweilen freilich wohl nur in den Zeitungsspalten. Aber unvermeidlich markiert sich hierbei ein gewisses Abrücken Frankreichs von Rußland deutlich genug. Daran ändert die Tatsache nichts, daß Kaiser Nikolaus in seinem Handschreiben Herrn Loubet Rußlands Befriedigung über Frankreichs neue Freundschaften mit England und Italien ausspricht nach dem Grundsatz: Meines Freundes Freunde müssen ja auch meine Freunde sein.

Unverkennbar sind die Fäden des bulgarischen Kriegslärms von Paris aus gezogen worden, ob mit oder ohne Zustimmung Rußlands ist dabei nicht ganz sicher. Aber das 1887 durch Crispi erneuerte Rezept des Berliner Kongresses, durch Errichtung „lokaler Autonomien“ die türkische Herrschaft, so lange es geht, zu erhalten, zugleich aber auch ihre Auflösung, ohne daß es zu Zuckungen für Europa kommt, vorzubereiten, ist ebenso der von Frankreich und von Italien eingenommenen Stellung wie der russisch-österreichischen Aktion zugrunde gelegt. Durch den russisch-österreichischen Vorschlag schimmern die sich vorbereitenden „lokalen Autonomien“ deutlich genug durch, und Graf Lamsdorff hat somit schwerlich großer

Überredungskunst bedurft, die Zustimmung des Herrn Delcassé zu erhalten. Dieser wird zweifellos seine Vorbehalte für gewisse französische Interessen gemacht haben, aber er hatte keinen Grund, sich im jetzigen Stadium dieser Frage von dem russischen Verbündeten zu trennen. Doch die Türken sehen klar genug, wohin die Reise geht, und es ist durchaus verständlich, wenn sie sich den russisch-österreichischen Vorschlägen nicht widerspruchlos fügen und nach dem Grundsatz handeln: Kommt Zeit, kommt Rat. In der Balkansache hat Graf Lamsdorff in Paris den Erfolg erreicht, daß sich Frankreich einstweilen nicht von dem ami et allié trennt. Da der russische Staatsmann auf dem Wege nach Wiesbaden zum deutschen Kaiser war, wäre es von Herrn Delcassé auch sehr gewagt gewesen, in diesem Augenblick seine Zustimmung zu versagen. Wiesbaden war ein starker Trumpf in den russischen Karten, Graf Lamsdorff hat ihn zur rechten Zeit ausgespielt und seinen Stich damit gemacht.

Dasselbe gilt von Ostasien und dem dortigen russisch-japanischen Gegensatz. „Auf dem Wege nach Wiesbaden“ hat Graf Lamsdorff dem Freund an der Seine auf den Zahn gefühlt, ob dessen neues Einvernehmen mit England ein Engagement in Ostasien im Sinne des englisch-japanischen Vertrags bedeute, oder ob Rußlands kecker Schachzug, mit dem es den Abschluß dieses Vertrags durch die Ankündigung erwiderte, daß das russisch-französische Bündnis auch für Ostasien gelte, von Frankreich noch als giltig angesehen werde. „Auf dem Wege nach Wiesbaden“ — da konnte Herr Delcassé freilich nicht nein sagen, ohne an den Grundlagen des Zweibundes zu rütteln, der für die heutige französische Regierung weit mehr ein Dekorationsstück ihrer innern Politik, dem eignen Lande gegenüber, als der praktischen auswärtigen Politik ist. Eine französische Regierung, die dem Lande die Illusion des russischen Bündnisses zerstörte, wäre keine vierundzwanzig Stunden länger haltbar. Auch kam Graf Lamsdorff nicht mit leeren Händen: er hatte — trotz des Mittelmeermächtegespenstes — die Zustimmung Rußlands zu den marokkanischen Wünschen Frankreichs zu überbringen. Rußlands Rechnung geht wohl dahin, daß die Ausdehnung Frankreichs im Mittelmeer das beste Mittel ist, ein wirkliches Einvernehmen mit England zu verhindern. Die russische Politik schlägt da zwei Fliegen mit einer Klappe: Frankreich wird sich nie ganz von Rußland trennen können, und England wird in der Behandlung Rußlands um so vorsichtiger sein müssen, je stärker Frankreich im Mittelmeer ist. Aber auch wenn der Apfel für Herrn Delcassé noch viel saurer gewesen wäre, er hätte hineinbeißen müssen am Vorabend der von Rußland mit einer starken politischen Färbung versehenen Begegnung von Wiesbaden; denn durch alle Liebenswürdigkeiten des Zaren und seines Staatsmannes klang doch ein vernehmliches: Ich kann auch anders! Herr Delcassé ist klug genug gewesen, einzusehen, daß „Wiesbaden“ von russischer Seite geschickt arrangiert war, sowohl Frankreich die russische Zügelfaust fühlen zu lassen, als auch zugleich Deutschland bei guter Laune zu erhalten. Mit diesen zwei Eisen im Feuer konnte Graf Lamsdorff die Fahrt nach Wiesbaden getrost antreten.

Was Deutschland anbelangt, so sind wir weder an den Balkanfragen noch an den russisch-japanischen Gegensätzen direkt interessiert und haben namentlich keinen Grund, Rußland dort Schwierigkeiten zu machen. Die Zustimmung Deutschlands zu allen Balkanabmachungen, über die sich Rußland und Österreich verständigen, ist altes Bismarckisches Prinzip. In Ostasien ist die Situation für uns neu, aber unsre Beziehungen zu Japan sind so, daß wir einer russischen Politik, die nicht auf einen Konflikt ausgeht, in Tokio mit Aussicht auf Erfolg unsre guten Dienste leihen können, im Konfliktsfalle aber neutral bleiben, solange unsre unmittelbaren Interessen nicht berührt werden. Auf alle Fälle wird die Schale, in die Deutschland sein Votum legt, stark sinken. Deutschlands sicher zu sein, ist für die russische Politik somit von großem Wert. Das weiß man auch in Paris und fügt sich, wiewohl die auswärtige Politik Frankreichs ausschließlich von dem einen Gedanken beherrscht wird, eine politische Kombination zu schaffen, die einem Kriege gegen Deutschland

mit einiger Sicherheit den Erfolg verbürgt. Dazu gehört auch die fortgesetzte Unterwühlung unsrer Allianzen zu dem Zweck, sie innerlich wertlos zu machen, sie auszuhöhlen. Der nagende Wurm der französischen Politik ist in Rom wie in Wien, Pest und Prag vernehmbar. Dem gegenüber muß die deutsche Politik fortgesetzt an allererster Stelle die Erhaltung des 1870 Errungnen im Auge haben. Es ist dies die Richtschnur für unser gesamtes Tun und Handeln, jede andre Erwägung ist diesem einen Gedanken untergeordnet. Trotz Kronstadt und Toulon, trotz der Feste von Paris und Petersburg bestand die praktische Bedeutung der russisch-französischen Allianz bisher für uns doch darin, daß Frankreich damit an das Schlepptau Rußlands gebunden und eine französische Offensivpolitik gegen Deutschland, so lange eine solche nicht im russischen Interesse lag, ausgeschlossen war. Es war dies eine russische Deckung, die wir nicht durch eine Allianz oder durch ein Abkommen, sondern indirekt durch die einstweiligen Bedürfnisse Rußlands hatten. Je mehr aber Frankreich neuerdings seine politische Befriedigung auch in andern Kombinationen sucht, desto mehr vermindert sich für uns der Wert dieser indirekten Deckung. Wir können uns jedoch daran genügen lassen, so lange das russische Dekorationsbedürfnis der französischen Politik vorhält, namentlich wenn wir dafür sorgen — unter „wir" sei hier ganz besonders die deutsche Presse verstanden —, daß die Franzosen mit der von ihnen in England und in Amerika sorglich gepflegten Animosität gegen Deutschland nicht als mit einer dauernden Einrichtung rechnen dürfen. Es ist für Deutschland auf alle Fälle besser, die andern Nationen rechnen mit unsrer Freundschaft mehr als mit unsrer Feindschaft, aber auch unsre Freundschaft muß eine solche sein, die den Druck einer festen und starken Hand verspüren läßt.

Der Reichskanzler und sein Kutscher. Die Preußen ziehen gegenwärtig in die Landtagswahlschlacht. Da es auch für die nichtpreußischen Deutschen von einigem Interesse ist, wie der preußische Landtag, vulgo das Abgeordnetenhaus, aussieht, so glauben auch die Grenzboten ein paar Worte dazu sagen zu dürfen.

Berliner Blätter haben sich und ihre Leser eingehend darüber unterhalten, daß nach dem heute in Preußen geltenden Wahlrecht der Reichskanzler Urwähler in der dritten Abteilung sei und demzufolge in seiner Wählereigenschaft keine größern politischen Rechte habe als sein Kutscher. Wenn der Reichskanzler nun aber mit seinem Kutscher zusammen wähle, so sei kein Grund vorhanden, weshalb dieses Prinzip nicht anerkannt und zum Gesetz erhoben, d. h. das allgemeine gleiche und geheime Wahlrecht auch für die preußischen Landtagswahlen eingeführt werden solle.

So lange es noch eine Monarchie in Preußen gibt, wird das nicht geschehn. Das sei hier gleich vorweg ausgesprochen. Die Einführung des allgemeinen, gleichen und geheimen Stimmrechts zu den preußischen Landtagswahlen käme für die Krone Preußen einem zweiten 19. März gleich. Sie wird nimmermehr daran denken, ein Wahlrecht, dessen Abänderung im Reich seit zwanzig Jahren Gegenstand patriotischer Erwägung ist, in Preußen einzuführen. Das allgemeine, gleiche und geheime Wahlrecht ist die ärgste Fälschung der öffentlichen Meinung, die es geben kann, weil es die Minorität der Gebildeten der Majoritätsherrschaft der Ungebildeten unterwirft, Gelehrte und Staatsmänner mit ihren Dienern grundsätzlich auf eine Stufe stellt und die Massenherrschaft an die Stelle der Herrschaft der geordneten Gewalten setzt. Es kann ohne weiteres zugestanden werden, daß das jetzige preußische Wahlrecht seine großen Mängel hat. Aber der Reichskanzler, der nach diesem Wahlrecht zur Wahl geht, steigt damit vielleicht auf die politische Geltung seines Kutschers hinunter, während beim allgemeinen Stimmrecht der Kutscher auf die politische Stufe des Reichskanzlers hinaufsteigt. Das ist doch noch ein großer Unterschied. Für den Reichskanzler beruht bei dem heutigen preußischen Wahlrecht seine persönliche politische „Minderwertigkeit" auf Zufall, auf dem Zufall nämlich, daß seine Dienstwohnung in einem Bezirke liegt, wo die reichsten

Leute Berlins wohnen. Irgendwo müssen diese Leute doch ihr Domizil aufschlagen, und bei einem Wahlrecht, dem der Steuerertrag zugrunde liegt, werden selbstverständlich hohe Beamte nicht auf der Stufe reicher Bankiers stehn können. Aber was hier Zufall ist, ist bei dem allgemeinen Stimmrecht Zweck und Plan. Der bis zum Überdruß wiederholte Hinweis auf die bekannte Äußerung des Fürsten Bismarck aus dem Jahre 1867 über das preußische Wahlrecht will gar nichts sagen. Bismarck hatte in den Jahren 1862 bis 1866 mit diesem preußischen Wahlrecht die schlimmsten Erfahrungen gemacht; es hatte den Staat an den Rand des Abgrunds geführt. Damals waren die Massen noch gut monarchisch gesinnt — ein Sozialdemokrat war noch eine Sehenswürdigkeit —, da konnte Bismarck sehr wohl einen solchen Ausspruch zugunsten des allgemeinen Wahlrechts tun, das er sich obendrein keineswegs als ein geheimes dachte. Zum „geheimen“ haben es später leider die Nationalliberalen gemacht, eine ihrer größten Versündigungen am Reich.

Durch das allgemeine Stimmrecht wollte Bismarck den Partikularismus brechen, Deutschland für den nationalen Gedanken erobern; der Preis war ihm eines solchen Einsatzes wert. Zudem war bekanntlich das allgemeine Stimmrecht in dem Bericht des preußischen Staatsministeriums vom 16. September 1863 an den König unmittelbar nach dem Frankfurter Fürstentage als Gegengewicht gegen diesen und gegen die österreichische Hegemonie proklamiert worden: was man 1863 vor dem Siege versprochen hatte, mußte man 1867 nach dem Siege halten. Ferner hätte sich das preußische, auf den preußischen Steuern beruhende Wahlrecht gar nicht auf die andern Staaten des Norddeutschen Bundes mit ihrer wesentlich anders gearteten Steuergesetzgebung übertragen lassen, noch weniger wäre das 1870 dem Süden gegenüber möglich gewesen. Vor allem andern aber war die 1863 öffentlich gegebne Zusage bindend, die ein Fundament der deutschen Politik der preußischen Regierung darstellte. Nach seinem Ausspruch von 1867 über das preußische Wahlrecht ist Bismarck noch 23 Jahre lang Minister gewesen, aber er hat nie auch nur den geringsten Versuch gemacht, dieses Wahlrecht zu ändern. Damit ist der Ausspruch von 1867 als das bezeichnet, was er war: eine Gelegenheitswaffe in einer Phase hochgehenden Kampfes, in der Bismarck bekanntlich auch nach Petersburg telegraphierte: „Wenn Revolution sein soll, wollen wir sie lieber machen als erleiden,“ und mit der Proklamierung der Reichsverfassung von 1849 drohte, falls Preußen von Rußland weitere Schwierigkeiten gemacht werden sollten. Aber zu einer Änderung des preußischen Wahlrechts hat Bismarck tatsächlich nie die Hand geboten; schwachen Anläufen, die zu der Zeit des Ministers Herrfurth gemacht worden zu sein scheinen, hat er die Hand sogar versagt. Es ist auch bekannt, daß Bismarck bei verschiednen Anlässen, als der Reichstag zu versagen drohte, einen Appell an den preußischen Landtag in Aussicht nahm. Hieraus geht gleichfalls hervor, daß er diesen Landtag als ein politisches refugium ansah, von dessen Zerstörung oder Umgestaltung er innerlich weit entfernt war. Er hat in dem letzten Teil seiner Amtszeit wie in den letzten Jahren seines Lebens den wachsenden Erfolgen der Sozialdemokratie mit großer Besorgnis zugesehen, und wenn er ein Wahlrecht hätte geändert wissen wollen, so wäre es nicht das preußische, sondern das Reichswahlrecht gewesen. Dieses war ja einer gewissen Modifikation unterworfen, so lange das Sozialistengesetz in Kraft bestand. Mit dessen Aufhebung war der Sozialdemokratie die Bahn freigegeben, und sie hat nicht gesäumt, sich des Reichswahlrechts mit wachsendem Erfolge zu bemächtigen. Das Schlagwort „der Reichskanzler und sein Kutscher“ ist von Berliner liberalen Blättern in Kurs gesetzt worden, daß es auf den Reichskanzler Eindruck machen soll. Für so impressionabel halten wir den Grafen Bülow nicht. Wohl aber ist er Humorist genug, sich die seltsame Komik nicht entgehn zu lassen, die darin liegt, daß 1867 die damalige „Fortschrittspartei“ gegen das allgemeine Stimmrecht war, weil sie davon eine Herabdrückung des preußischen Abgeordnetenhauses zugunsten des Reichstags befürchtete.

Heute ist die Partei im Reiche tatsächlich nahezu verschwunden und beruht nur noch auf einer kleinen Anzahl von Persönlichkeiten, weil sie mit Hilfe des allgemeinen Stimmrechts durch die radikalere Sozialdemokratie, die natürliche Erbin der bürgerlichen Demokratie, erdrückt worden ist. Trotzdem sind ihre Organe fortdauernd bemüht, auch zum preußischen Abgeordnetenhause den Erben, der Sozialdemokratie, die Pforten zu öffnen, indem sie nicht müde werden, das allgemeine Stimmrecht für die preußischen Landtagswahlen zu fordern! Es ist das Schicksal unsers vorgeschrittenen Liberalismus, durch politischen Selbstmord zu enden, heute wie vor dreißig und vor fünfzig Jahren — brave Theoretiker, die aus der Geschichte nichts lernen. Wir wünschen dem preußischen Abgeordnetenhause eine Zusammensetzung, die es ermöglicht, einige notorische Mängel des preußischen Wahlgesetzes zu beseitigen, auch einen Minister des Innern als schaffende Kraft. Aber der Reichskanzler wird wahrscheinlich die „Wahlgesellschaft" seines Kutschers dem politischen Selbstmorde unsrer Liberalen vorziehn. Die verhüllte Drohung der Vossischen Zeitnng: „Und wenn die Regierung diese Reform nicht beizeiten willig beantragt, wird sie sie zu spät gegen ihren Willen vorzunehmen sich genötigt sehen" — kann einen Staatsmann nicht schrecken. Käme diese Drohung jemals zur Erfüllung, so wäre die liberale Bourgeoisie wohl der letzte, der einen Nutzen davon hätte.

H. J.

Italien, Frankreich und Rußland. Der Besuch des Königs von Italien in Paris hat ohne Zweifel das seit Jahren vorbereitete Einverständnis mit Frankreich über gewisse Fragen der Mittelmeerpolitik besiegelt. Wahrscheinlich hat Italien zugesichert, daß es in der marokkanischen Frage den Franzosen freie Hand lasse, Frankreich dagegen, daß es Tripolis als ausschließliche Interessensphäre den Italienern überlasse. Damit hat auch die französische Stellung in Tunis ihren bedrohlichen Charakter für Italien verloren, und die sehr starke italienische Kolonistenbevölkerung in Tunesien hat Beeinträchtigungen ihrer nationalen Entwicklung nicht mehr zu fürchten. Es ist die wichtigste Wendung der Mittelmeerpolitik seit 1881, die übrigens der Zugehörigkeit Italiens zum Dreibunde so wenig Abbruch tut, wie der Rückversicherungsvertrag, den Fürst Bismarck 1887 mit Rußland schloß, ihm sogar insofern zugute kommt, als damit die Gefahr eines französischen Angriffs auf Italien für absehbare Zeit beseitigt wird, und damit auch Deutschlands Bundespflichten erleichtert werden. Ist das ein Erfolg der italienischen Diplomatie, so hat sie dagegen in den ebenfalls längst angebahnten Beziehungen zu Rußland, die auf die Balkanhalbinsel berechnet waren, eine empfindliche Schlappe erlitten, da der angekündigte Besuch des Zaren in Rom unterblieben ist. Gewiß tragen daran nicht nur die Demonstrationen der italienischen Sozialisten und Anarchisten die Schuld, sondern auch die Ungeschicklichkeit des italienischen Auswärtigen Amts, das sich keine unbedingte Sicherheit vor „Inkonvenienzen" zu geben getraute, und darüber ist das Ministerium Zanardelli gefallen. Aber es hat wohl noch etwas andres mitgewirkt, was nicht ausgesprochen wird, die Abneigung Rußlands nämlich, sich irgendwie für gewisse Ansprüche Italiens auf Albanien zn verpflichten. Denn diese stoßen mit österreichischen Ansprüchen zusammen, und Rußland darf in diesem Augenblicke sein Einvernehmen mit Österreich, von dem die nächste Zukunft der Balkanländer abhängt, nicht gefährden. Eben haben ja, am 22. Oktober, beide Großmächte in Konstantinopel ihre in Mürzsteg vereinbarten Reformvorschläge über Makedonien überreicht, die das Land und seine Verwaltung unter europäische Kontrolle stellen sollen. In Italien empfindet man es sehr bitter, daß die eigne Regierung es nicht verstanden hat, sich Anteil an diesen Verhandlungen zu verschaffen, und sieht darin eine neue Schlappe, „einen Beweis von kolossaler Dummheit" (una prova di ingenuità colossale). Man setzt dabei voraus, daß auch Deutschland damit einverstanden sei, und daß ein deutscher, schon in türkischen Diensten stehender General die Reorganisation der Polizei in Makedonien übernehmen werde, wie man denn dort überhaupt Österreich nur als die Vorhut Deutschlands in der Türkei betrachtet.

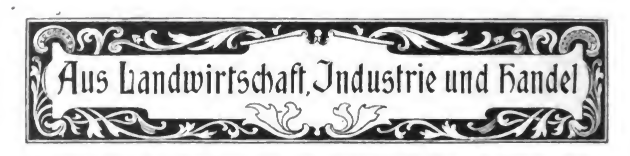
Und doch könnten sich die Italiener darüber mit einem höchst bedeutsamen Erfolge für ihre innere Politik, also auf einem ganz andern Felde trösten. Die Annäherung Italiens an Frankreich hat dem weltlichen, „politischen" Papsttum den letzten Rückhalt genommen und den Nachfolger Leos des Dreizehnten vor eine ganz neue Situation gestellt. Der im Dezember 1901 verstorbne katholische Theolog und Historiker Franz Xaver Kraus hat in einem nachgelassenen Aufsatz (in Nr. 219 der Münchner Allgemeinen Zeitung vom 9. August d. J.) gezeigt, daß Leos höchstes Ziel von jeher die Wiederherstellung des Kirchenstaats gewesen ist. Er hat das, wie sein Vorgänger Pius der Neunte, zunächst mit der Hilfe Deutschlands zu erreichen gesucht; als es — trotz des „Kulturfriedens" — mißlang, wußte der Kardinal Lavigerie, Erzbischof von Karthago, 1891 den Papst für die Anerkennung der noch 1889 von ihm verdammten französischen Republik zu gewinnen, weil sie die einzige Macht sei, die seinen Wunsch erfüllen könne; ja Leo gab 1895 in einer Encyklika dem mit Frankreich verbündeten Rußland zu Gefallen sogar die Polen preis, indem er sie ermahnte, sich in ihr hartes Schicksal zu finden, und tat aus demselben Grunde nichts, die katholischen Stiftungen im türkischen Orient gegen das rasche Vordringen der griechisch-russischen zu unterstützen. In dieser Hoffnung vermied er auch jeden ernsten Schritt gegen die Auflösung der Ordensgenossenschaften in Frankreich, denn er beobachtete mit wachsender Sorge die zunehmende Annäherung Italiens an Frankreich. „Er hatte Spiel und Einsatz verloren," als er starb. In dieser ganz neuen Lage ist der neue Papst ans Ruder gekommen, und sie hat wohl auch dazu beigetragen, das Votum des Konklaves auf ihn zu lenken, denn ein „politischer Papst" im Stile Leos wäre jetzt unmöglich. Er hat, wie es heißt, allerdings erklärt, er werde den Präsidenten Loubet nicht empfangen, wenn er nach Rom komme. Aber italienische Politiker meinen, das bedeute keineswegs schon den Bruch mit Frankreich, es gebe noch eine dritte Möglichkeit zwischen diesem und dem Empfange Loubets im Vatikan. Der Papst werde nämlich seinen Nuntius nicht aus Paris abberufen. Das würde bedeuten: ein katholisches Staatsoberhaupt darf Rom als Hauptstadt des Königreichs Italien besuchen, ohne dadurch mit dem Papsttum in Gegensatz zu treten, und das wäre tatsächlich der unausgesprochne Verzicht auf den Kirchenstaat, nachdem es sich abermals erwiesen hat, daß das Streben nach seiner Wiederherstellung nicht nur aussichts- und zwecklos wäre, sondern daß es auch die Interessen der katholischen Kirche schwer geschädigt hat.

Ein höchst gefährlicher Schwindel. Im 41. Heft haben wir Dressers Schrift über Methoden und die Probleme der geistigen Heilbehandlung angezeigt und dabei hervorgehoben, daß der Verfasser mit der „Christlichen Wissenschaft" der Mrs. Eddy nichts zu schaffen haben will, und daß wir zwar die Möglichkeit solcher Heilungen nicht leugnen, aber auch diesesmal, wie bei jeder solchen Gelegenheit, daran erinnern müssen, daß auf diesem Gebiet die Gefahr der Selbsttäuschung groß, die Täuschung andrer leicht, darum äußerste skeptische Zurückhaltung und Vorsicht geboten ist. Nachträglich erfahren wir, daß in New-York ein Institute of Science besteht, dem gegenüber nicht skeptische Zurückhaltung sondern entschiedne Verurteilung, Entrüstung und obrigkeitliches Einschreiten Pflicht sind. Die ungeheure Reklame, die das Institut in allen Ländern der zivilisierten Welt bezahlt — eine Annonce in Nr. 41 der Berliner Illustrierten Zeitung, die uns vorliegt, nimmt beinahe eine ganze Doppelspalte ein —, beweist, daß den Schwindlern viel tausend Neugierige, Dumme, Gewinnsüchtige und von allerlei bedenklichen, wo nicht verbrecherischen Leidenschaften getriebne ins Garn gehen müssen; nur aus diesen Kategorien nämlich kann sich die Kundschaft dieser Herren Yankees zusammensetzen. Sie verschicken gratis eine Broschüre: Die Philosophie des persönlichen Einflusses, nebst einer Menge Beilagen, die Zeugnisse aus allen europäischen und amerikanischen Staaten, Bildnisse der Zeugnisaussteller (darunter solche von hoch-

stehenden und berühmten Männern), Nachweisungen der Finanzkraft des Instituts, Versprechungen wegen Ersatzes für erfolglos gebliebnen Unterricht und dergleichen enthalten. Der Zweck dieses Pakets von Reklamen ist, zum Kauf eines Kurses der Hypnotisierungskunst zu verlocken, der in Gestalt eines Buches (oder dreier Hefte) verschickt wird. Der Kursus, heißt es, koste eigentlich 125 Mark. Aber es seien 10000 Exemplare gedruckt worden, die das Stück zu 25 Mark abgelassen würden; diese seien beinahe vergriffen, und dann trete der ursprüngliche Preis wieder ein. Der Untertitel der umsonst verschickten Broschüre lautet: „Eine wissenschaftliche Abhandlung über die Anwendung und [die] Möglichkeiten von persönlichem Magnetismus, Hypnotismus, Mesmerismus, Suggestiver Heilkunde, Magnetischer Heilung und verwandten Erscheinungen. Zusammen mit einem Kapitel über: »Wie die Macht erlangt wird.« Illustriert mit tatsächlichen hypnotischen Szenen.“ Es braucht wohl nicht erst ausdrücklich gesagt zu werden, daß von Wissenschaft in dem ganzen Wisch keine Spur zu entdecken ist. Er enthält nur Reklamephrasen und Geschichten, in denen erzählt oder dargestellt wird, wie angeblich Menschen durch Magnetismus, Hypnose, Suggestion von Krankheiten und Lastern geheilt, vom Willen des Magnetiseurs gelenkt und diesem Willen gefügig gemacht worden seien, z. B. „in Herzensangelegenheiten,“ und um sich im praktischen Leben den Erfolg zu sichern. In einer der Beilagen wird gesagt: „Viele unsrer Schüler machen eine Spezialität aus den medizinischen Phasen des Hypnotismus und der magnetischen Heilung und erzielen einen Reinverdienst von fünfzig bis hundert Mark täglich... Beim Veranstalten von Unterhaltungen wird der Hypnotismus Ihnen dazu verhelfen, ohne Rivalen in Ihrem Wohnort dazustehn. Nichts in der Welt gewährt ein Drittel so viel unschuldiges Vergnügen und unbezwingliche Heiterkeit wie eine Salonvorstellung.“ In der Broschüre sind mehrere solcher Salonvorstellungen abgebildet, die darin bestehn, daß der Hypnotiseur einige junge Leute zwingt, sich albern zu benehmen und allerlei dummes Zeug anzustellen.

Entweder ist das Institut reiner Schwindel, und dann muß man dem deutschen Publikum begreiflich machen, wie dumm es ist, wenn es mit seinem sauer verdienten Gelde überseeische Schwindler zu Millionären macht; oder die Unternehmer vermögen wirklich eine magische Gewalt über den Nebenmenschen in solchen, die sie von Natur haben, zu wecken und andern methodisch beizubringen; dann bedroht die Verbreitung dieser magischen Gewalt die Menschheit mit furchtbaren Gefahren. Denn nur Böse und Schlechte werden davon Gebrauch machen (auch das Scheusal Dippold scheint seine Opfer hypnotisiert zu haben). Der gute und rechtschaffne Mensch wird in der Erziehung, im Geschäftsverkehr, bei der Brautwerbung, in der Politik niemals durch andre Mittel Einfluß zu üben versuchen als durch Belehrung, vernünftige Überredung, gutes Beispiel und durch die Sympathie, die Wohlwollen und eine sympathische Persönlichkeit einflößen. Zu Heilzwecken darf die Suggestion nur von geprüften Ärzten unter der strengen Aufsicht des Staats verwandt werden. Jungen Leuten aber muß man sagen, daß wenn sie sich zu hypnotischen Experimenten hergeben, um eine Gesellschaft zu belustigen, sie sich auf die Stufe der Sklaven entwürdigen, die der lakedämonischen Jugend im Zustande der Berauschung vorgeführt wurden. Goethe, unter dessen Vorzügen seelische Gesundheit nicht der kleinste war, äußerte bei der Erwähnung der Seherin von Prevorst zum Kanzler von Müller: „Ich habe mich immer von Jugend auf vor diesen Dingen gehütet, sie nur an mir vorüberlaufen lassen. Zwar zweifle ich nicht, daß diese wundersamen Kräfte in der Natur des Menschen liegen, aber man ruft sie auf falsche, oft frevelhafte Weise hervor. Wo ich nicht klar sehen, nicht mit Bestimmtheit wirken kann, da ist ein Kreis, für den ich nicht berufen bin. Ich habe nie eine Somnambule sehen mögen.“





Die Arbeiten des Vereins für Sozialpolitik über die letzte Krisis. Sechs von den acht Bänden, die der Verein für Sozialpolitik — außer den Verhandlungen seiner Hamburger Generalversammlung über das Thema — unter dem nicht gerade geschmackvollen Gesamttitel: „Die Störungen im deutschen Wirtschaftsleben während der Jahre 1900 ff." erscheinen läßt (Leipzig, Duncker und Humblot), liegen uns jetzt vor. Sie betreffen die Textilindustrie in 3 Arbeiten (Band 105 der Schriften des Vereins); die Montan- und Eisenindustrie in 3 Arbeiten (Band 106); die Maschinenindustrie, die elektrotechnische Industrie, das Schiffbaugewerbe und die Papierindustrie in 4 Arbeiten (Band 107); das Verkehrsgewerbe in 3 Arbeiten (Band 108); den Geldmarkt und die Kreditbanken in 9 Arbeiten (Band 110) und die Hypothekenbanken, die Immobiliarverhältnisse und das Baugewerbe in 7 Arbeiten (Band 111). Das ist schon eine recht stattliche Reihe von Abhandlungen mit einem gewaltigen statistischen Material, durch das sie die verschiednen Seiten der Krise zu beleuchten suchen. Den Band 109, der den Arbeitsmarkt behandelt, und den Band 112, der sich auf Österreich bezieht, haben wir noch nicht erhalten. Die Oberleitung der ganzen Enquete und die besondre Fürsorge für die die Industrie betreffenden vier Bände hatte Professor Sombart in Breslau übernommen. Er hat der Sammlung ein ganz kurzes Vorwort geleistet, worin er sagt: „Was meine Bände anbetrifft, so lehne ich jede Verantwortung für die Qualität der einzelnen Arbeiten ab. So sehr ich mich darum bemüht habe, Gutes zu bringen, so verhehle ich mir doch nicht, daß auch minderwertige Beiträge Aufnahme gefunden haben. Ich ging von dem Grundsatz aus: lieber eine schlechte Arbeit als gar keine — vorausgesetzt natürlich, daß sich auch aus der mäßigen Arbeit irgend etwas lernen ließ." Man darf schon froh sein, wenn Sombarts Art nichts geschadet hat, auch wenn sie nichts bessern konnte. Die vorliegenden Arbeiten verdienen zum Teil auch wegen der wissenschaftlichen Bearbeitung des Stoffs und wegen der Ideen, die sie zeigen, hohes Lob, in ihrer Gesamtheit sind sie eine sehr reiche Materialiensammlung, die der wissenschaftlichen Bearbeitung und Prüfung noch harrt. Die gelehrten Führer des Vereins für Sozialpolitik und unsre gelehrte Nationalökonomie überhaupt verdienten allen Kredit zu verlieren, wenn sie sich nicht ernstlich bestreben sollten, auf diesen freilich meist noch rohen und lückenhaften Fundamenten zu einer befriedigenden Lösung der Frage nach den Ursachen, dem Wesen, dem Verlauf der letzten Krisis und nach den daraus für die zukünftige Wirtschaftspolitik (Arbeiter-, Transport-, Syndikats-, Zollpolitik usw.) zu ziehenden Lehren zu gelangen. Vorläufig scheint uns das Gesamtergebnis dieser Massenproduktion von Einzelheiten in der Hauptsache noch ein großes Fragezeichen zu sein. Die Einzelarbeiten werden wir wahrscheinlich in der nächsten Zeit häufiger zu erwähnen Gelegenheit haben, wenn wir Einzelheiten besprechen. Eine nähere Darlegung und Kritik des Inhalts dieser acht Bände im Zusammenhang hätte hier nicht den geringsten Sinn.

Die Kursbewegungen der rheinisch-westfälischen Eisenhüttenaktien seit Anfang des Jahres 1903. Die Eisenindustrie, und namentlich die rheinisch-westfälische Eisenhüttenindustrie, ist von so großer Bedeutung für unser nationales Wirtschaftsleben, daß wir ihr ganz selbstverständlich eine fortlaufende und eingehende Beachtung widmen müssen. Auch diese Industrie ist, vielleicht mehr als wünschenswert, zu einem Hauptgegenstande der Börsenspekulation geworden, und die Bewegungen ihrer Aktienkurse mögen deshalb nicht jederzeit die wirkliche Lage der Eisenhütten widerspiegeln. Es ist ihnen jedoch, wenn man sie längere Zeit verfolgt, ein starker symptomatischer Wert nicht abzusprechen. Wir können wieder die Grenzbotenleser nur recht dringend bitten, auch den nachstehenden, freilich sehr trocknen Zahlenreihen ihre Aufmerksamkeit einige Minuten zuzuwenden. Ohne sie kann man sich nun einmal von dem Industrialismus und von seinen Beziehungen

zum Kapitalismus und zu der Börse, wovon heutzutage jedermann redet, kein Bild machen.

Wir haben 14 der bedeutendsten Hüttenwerke ausgewählt, wobei die Rombacher Hütte und die Georg-Marienhütte, obgleich sie nicht in Rheinland-Westfalen liegen, einbegriffen sind. Von der Dortmunder Union sehen wir ab. Zunächst mögen auch hier das für 1903 dividendenberechtigte Aktienkapital und die letzte und die vorletzte Dividende der einzelnen Gesellschaften mitgeteilt werden.

	Aktienkapital 1902 Millionen Mark	Dividende (%) letzte	vorletzte
Phönix (Laar)	30,0	8	0
Rheinische Stahlwerke	27,0	8	5
Bochumer Gußstahl	25,2	7	7
Rombacher Hütte	20,0	8	5
Georg-Marienhütte	12,9	3	2
Hoesch	15,0	8	0
Buderus	7,5	5	7
Westfälische Stahlwerke	7,0	0	0
Menden und Schwerte	5,7	2	0
Rhein. Bergb.- u. Hüttenw. (Duisburg)	5,4	4	0
Friedrichshütte	4,0	4	10
Wittener Gußstahl	4,0	4	7
Wissener Bergwerk	3,8	10	12½
Hasper Eisenwerk	3,0	7	2

Das Geschäftsjahr reicht bei 12 Gesellschaften von Juni bis Juli; nur bei Buderus und bei der Rheinischen Bergbau- und Hüttenwesen-Aktiengesellschaft zu Duisburg fällt es mit dem Kalenderjahr zusammen. Bei der Georg-Marienhütte sind die 3 Millionen Stammprioritätsaktien nicht berücksichtigt worden. Auf sie wurde in den beiden letzten Jahren eine Dividende von 5 Prozent verteilt. Das für 1902 dividendenberechtigte Aktienkapital der 15 Gesellschaften machte zusammen 170,5 Millionen Mark aus. Außerdem waren sehr bedeutende Anleihen zu verzinsen.

Bei 7 Gesellschaften machte die letzte Dividende 7 Prozent und darüber aus, unter 5 Prozent gleichfalls bei 7 Gesellschaften, wovon 1 gar keine Dividende gab. Im Vergleich mit der vorletzten war sie bei 9 Gesellschaften höher, bei 1 unverändert und bei 4 niedriger.

Über die Kursbewegungen seit Anfang des laufenden Jahres gibt die nachstehende Übersicht Auskunft.

Berliner Kurse am Ende der Monate

	Dezember 1902	März 1903	Juni 1903	September 1903	Oktober 1903
Phönix	123,90	143,20	128,00	146,50	156,00
Rheinische Stahlwerke	140,00	175,00	162,00	164,00	178,00
Bochumer Gußstahl	179,10	196,00	175,50	180,10	189,60
Rombacher Hütte	150,25	183,50	175,00	173,80	175,50
Georg-Marienhütte	100,10	115,90	105,00	108,50	114,00
Hoesch	145,10	168,00	156,75	166,00	178,60
Buderus	105,50	121,75	110,50	113,25	114,00
Westfälische Stahlwerke	122,00	126,25	106,50	115,90	121,10
Menden und Schwerte	82,00	93,10	76,00	92,00	94,75
Rhein. Bergb. (Duisburg)	98,50	120,00	109,00	110,75	117,00
Friedrichshütte	135,00	149,00	140,00	131,00	132,50
Wittener Gußstahl	153,00	178,00	155,75	150,00	153,25
Wissener Bergwerk	145,75	173,90	172,10	172,75	176,00
Hasper Eisenwerk	148,00	178,75	159,00	173,75	189,00

Scharf prägt sich die Hausse des ersten Vierteljahrs aus, an der alle Gesellschaften teilnahmen. Sie war übermäßig und wurde in den Börsenberichten fast nur durch das Ausfuhrgeschäft nach Amerika motiviert, obgleich von dessen kurzer Dauer jeder Vernünftige von vornherein überzeugt sein mußte. Der Rückschlag erfolgte denn auch prompt im zweiten Vierteljahr bei allen Gesellschaften. Die sehr kräftige Erholung im dritten Vierteljahr, an der nur 3 Gesellschaften nicht beteiligt waren, konnte man als ein günstiges Zeichen dafür begrüßen, daß der deutsche Markt die in den neunziger Jahren übermäßig gesteigerte Produktion der Eisenhütten zu verdauen in den Stand käme, daß also unsre eisenverbrauchende Industrie und damit auch unsre Eisenindustrie selbst endlich über den Berg hinweg wäre. Sie schoß aber schon wieder über das Ziel hinaus, und die Hausse im

Oktober, die eintrat, nachdem man die Hoffnung auf weitere gute Geschäfte in den Vereinigten Staaten aufgegeben hatte, ja als die „amerikanische Gefahr“ erst recht von sich reden machte, scheint vollends ungerechtfertigt zu sein. Viel wird von der Politik der Syndikate abhängen, der scharf auf die Finger gesehen werden muß, so unangenehm die Herren auch über jeden, auch den bescheidensten Versuch einer Kritik zu werden pflegen. Der Minister Möller ist ja Fachmann, aber hoffentlich trotz seiner Trustfreundlichkeit nicht blind gegen die Gefahren, die uns eine spekulative Vertrustung der rheinisch-westfälischen Eisenindustrie bringen könnte.

Die deutsche Roheisenproduktion 1895 bis 1903. Nachdem jetzt die Statistik des Vereins deutscher Eisen- und Stahlindustrieller über die Produktion deutscher Hochofenwerke im September 1903 veröffentlicht worden ist, werfen wir in nachstehendem einen Rückblick auf die deutsche Roheisenproduktion seit der Mitte der neunziger Jahre.

Die Roheisenproduktion Deutschlands (mit Luxemburg) betrug nach der Reichsstatistik in den Jahren

	Tonnen zu 1000 kg	Gegen das Jahr vorher
1895	5464532	
1896	6360983	+ 14,4 %
1897	6889067	+ 8,3 „
1898	7312766	+ 6,2 „
1899	8143132	+ 11,3 „
1900	8520543	+ 4,4 „
1901	7880087	— 7,5 „
1902	8529900	+ 8,2 „

Die sogenannten Aufschwungsjahre 1895 bis 1900 hatten die gewaltige Steigerung der Roheisenproduktion um 3 Millionen Tonnen oder 56 Prozent zuwege gebracht, wobei zu beachten ist, daß an Stelle der Mehrausfuhr von 1,27 Millionen Tonnen an Eisen und Eisenwaren von 1895 im Jahre 1900 eine solche von 0,56 Millionen Tonnen getreten war. Der deutsche Markt hatte also das so stark gewachsne Plus an Roheisen mehr und mehr allein aufgenommen. Dann kam die Krisis und mit ihr zunächst eine Abnahme der Roheisenproduktion um 734656 Tonnen oder 7,5 Prozent im Jahre 1901. Dazu trat im Krisenjahr 1901 eine Steigerung der Mehrausfuhr auf 1,94 Millionen Tonnen. Schon im nächsten Jahre, 1902, hatte sich die Roheisenproduktion wieder auf 8,5 Millionen Tonnen, also auf den Stand der Jahres 1900 — den höchsten jemals erlebten — gehoben. Das wurde nur möglich durch die gewaltige Steigerung der Mehrausfuhr von Eisen und Eisenwaren im Jahre 1902 auf 3,04 Millionen Tonnen.

Wie sieht es nun mit der Roheisenproduktion in den ersten 3 Vierteljahren von 1903 aus? Um davon ein Bild zu geben, stellen wir die Zahlen der 3 Jahre 1901 bis 1903 nebeneinander.

Die Roheisenproduktion betrug nach den Angaben des Vereins deutscher Eisen- und Stahlindustrieller in Tonnen

im	**1901**	**1902**	**1903**
ersten Vierteljahr	1992010	1935371	2359967
zweiten „	1961764	2078405	2522304
dritten „	1918080	2161459	2590061
1. bis 3. Vierteljahr	**5871854**	**6175235**	**7472333**
gegen das vorhergehende Jahr .	—	+ 303381	+ 1297098
oder Prozent	—	+ 5,2	+ 21,0

Im vierten Vierteljahr 1901 wurden 1914028, im vierten Vierteljahr 1902 dagegen 2227425 Tonnen produziert. Wenn im vierten Vierteljahr 1903 auch nur so viel wie in demselben Vierteljahr von 1901 produziert würde, so würde das ganze Jahr 1903 eine bedeutend größere Produktion aufzuweisen haben als 1900 und 1902 und damit die höchste bisher dagewesene. Dieser Verlauf der Krisis verpflichtet zu besonders scharfer unausgesetzter Beobachtung unsrer Roheisenwirtschaft und rechtfertigt doch auch eine ganze Portion Mißtrauen in den Bestand dieses neuen Aufschwungs.

Die Eisenausfuhr Deutschlands. Der Außenhandel mit Eisen und Eisenwaren (Gruppe 6 der Handelsstatistik) — wobei die Maschinen und die Fahrzeuge der Gruppe 15 nicht mitgerechnet sind — wies in den 9 Monaten Januar—September olgende Mengen in Tonnen zu 1000 kg auf:

	1903	1902	1901
		Januar—September	
Einfuhr	218166,0	208168,2	329764,8
Ausfuhr	2071070,9	2372025,2	1590476,7
Mehrausfuhr	**2452914,9**	**2163859,0**	**1269711,9**

Von dieser Mehrausfuhr kamen auf die 8 ersten, die gröbsten und geringwertigsten Erzeugnisse enthaltenden Warengattungen*) der Gruppe 6:

Tonnen	1682142,9	1466386,6	645811,6

Es kamen also auf diese 8 Warengattungen von der Gesamtmenge der Mehrausfuhr der Gruppe Eisen und Eisenwaren

Prozent	68,6	67,8	50,8

Vergleicht man die Mehrausfuhr von Eisen und Eisenwaren des ganzen Jahres 1902 mit der von 1897, so ergeben sich folgende Zahlen. Die Mehrausfuhr betrug (Tonnen):

	1902	1897	Zunahme
Eisen und Eisenwaren überhaupt	3040089,1	828208,7	2211880,4 oder 267 %
die ersten 8 Warengattungen	2119352,5	235908,4	1883444,1 „ 798 „
die übrigen Warengattungen	929736,6	592300,3	337436,3 „ 57 „

Von der Menge der Mehrausfuhr der Eisen und Eisenwaren überhaupt kamen auf

	1902	1897
die ersten 8 Warengattungen	67,8 %	28,5 %
die übrigen Warengattungen	32,2 „	71,5 „

Die starke Zunahme der Mehrausfuhr beruht also hauptsächlich auf einer unerhörten Steigerung der Mehrausfuhr der primitivsten Erzeugnisse. Auch im Jahre 1903 hat sich der Anteil dieser Massenprodukte mit dem geringsten Arbeitswert noch weiter zu ungunsten der Fabrikate höherer Ordnung vergrößert.

Die Zahlen geben ohne weitern Kommentar ein scharf ausgeprägtes Bild der Entwicklung, die unsre Großeisenindustrie infolge des Aufschwungs in der zweiten Hälfte der neunziger Jahre und der darauffolgenden Krisis genommen hat. Einer ausgesprochnen Vernachlässigung der Ausfuhr folgte das Übertreiben einer volkswirtschaftlich weniger wertvollen, ja ungesunden Ausfuhr, die wohl in der ersten Zeit zur „Entlastung" des Roheisen- und Halbzeugmarkts nötig und nützlich erscheinen konnte, je länger je mehr aber für die „Weiterverarbeiter" in unsrer Eisenindustrie und für ihren Export schädlich erscheinen muß. Die den Weiterverarbeitern von den Rohstofferzeugern zugestandnen Exportprämien haben diesen Schaden nicht aufgewogen und konnten ihn nach Lage des Weltmarkts nicht aufwiegen. Auch die Syndikatspolitik hat in bezug auf den Export bisher wahrscheinlich mehr geschadet als genützt, wenn auch die Aktienkurse der Eisenhütten in Rücksicht darauf wieder eine ganz gewaltige Hausse erlebt haben. Von der Notwendigkeit einer Entlastung des deutschen Rohstoffmarkts durch die Ausfuhr zu unlohnenden Preisen jetzt noch zu reden, hat keinen Sinn, vielmehr ist rücksichtslos die Frage zu stellen, ob die moderne deutsche Eisenausfuhrpolitik nicht schon auf Abwege geraten ist, auf denen weiterzugehn sie im Interesse der Gesamtheit verhindert werden muß. Viel beachtenswertes hat Dr. Vogelstein in seiner kürzlich vom Verein für Sozialpolitik veröffentlichten Arbeit über die rheinisch-westfälische Montan- und Eisenindustrie zu der Frage beigebracht, worauf wir hier vorläufig nur kurz hinweisen können. Wenn auf dem besprochnen Gebiet noch vielfach ein non liquet besteht, so erwächst den Leitern unsrer Wirtschaftspolitik daraus nur die Pflicht, den Dingen ernstlich auf den Grund zu gehn. Um so mehr, je mehr sich die Allmacht der Syndikate entwickelt, deutsches Eisen ins Ausland verschickt wird, und je höher die Eisenhüttenaktien daraufhin getrieben werden.

Betriebsergebnisse deutscher Eisenbahnen im dritten Vierteljahr von 1903. Die der Berechnung zugrunde gelegte Betriebslänge betrug im Juli

*) Brucheisen und Eisenabfälle (Einheitswert der Ausfuhr für 1 dz 5,80 Mark); Roheisen (5,53); Eck- und Winkeleisen (9,93); Eisenbahnlaschen, Schwellen (10,50); Unterlagsplatten (11,50); Eisenbahnschienen (9,58); schmiedbares Eisen in Stäben usw. (10,30); Luppeneisen, Rohschienen, Ingots (7,80).

46360,22, im August 46384,78 und im September 46429,96 Kilometer. Die Verkehrseinnahmen betrugen im Jahre 1903 im

	Juli Mark	August Mark	September Mark
aus dem Personen- und Gepäckverkehr	61699680	59129418	50057739
also auf 1 Kilometer	1361	1303	1103
aus dem Güterverkehr	102388591	104895634	107556421
also auf 1 Kilometer	2217	2269	2325
aus dem Gesamtverkehr	**164088271**	**164025052**	**157614160**
also auf 1 Kilometer	**3543**	**3538**	**3397**

Die Einnahmen aus dem Personen- und Gepäckverkehr sind also im September noch weiter, und zwar stark, zurückgegangen. Die Einnahmen aus dem Gepäckverkehr sind zwar weiter gewachsen, haben aber die Einnahmen aus dem gesamten Verkehr nicht vor einem Abfall bewahren können. Aus „sonstigen Quellen“ traten zu den Verkehrseinnahmen hinzu: im Juli 10306234 Mark; im August 10179564 Mark und im September 10560302 Mark. Trotzdem blieben die Einnahmen aus allen Einnahmequellen im September mit 168174462 Mark hinter denen im August (174204616) und im Juli (174394505) zurück.

Verglichen mit dem Jahre 1902 ergaben sich auch im September durchweg Mehrerträge. Gegen die entsprechenden Monate von 1902 betrugen die Mehreinnahmen im Jahre 1903 im

	Juli Mark	August Mark	September Mark
aus dem Personen- und Gepäckverkehr	+1548917	+2560729	+1125439
aus dem Güterverkehr	+6765396	+5967610	+7301197
aus dem Gesamtverkehr	**+8314313**	**+8528339**	**+8426636**

Die Einnahme aus sämtlichen Einnahmequellen ergab im Jahre 1903 gegen 1902 **+8310470** **+8541370** **+8681463**

Im ganzen hat sich der Güterverkehr nicht ungünstig entwickelt, doch sind auch seine Zahlen noch lange nicht dazu angetan, eine neue Hausse unsrer Industrie- und Bergwerksaktien zu begründen. Wenn es so fortgeht, werden übrigens die Eisenbahneinnahmen z. B. in Preußen für das Etatsjahr 1903/4 wahrscheinlich hinter dem Sollbetrage zurückbleiben.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig



Die Grenzboten

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

Jährlich 52 Hefte

62. Jahrgang

Nr. 46

Ausgegeben am 12. November 1903

Inhalt:

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig



Galizische Wirtschaft



Im Hasse gegen das Deutschtum sind sich alle Polen gleich, ebenso in der Hoffnung auf ein selbständiges polnisches Reich. Wer ihr gesamtes Treiben in den drei dabei in Betracht kommenden Reichen verfolgt, kann über dieses Ziel keinen Augenblick im Zweifel sein. Ob polnische Zustände nach unserm Geschmack und ein Gewinn für die allgemeine Kultur sein würden, und welche Rangstufe die Polen unter andern Völkern in politischen und in Kulturleistungen einnehmen, fällt dabei gar nicht ins Gewicht. Nichts deutet darauf hin, daß sich die Polen selbst aufgeben, und keine Erscheinung kann man als Merkzeichen deuten, das sonst das Verschwinden eines Volks in der Geschichte einzuleiten pflegt. Weder die straffe staatliche Ordnung Rußlands, die den Polen eine leidliche wirtschaftliche Entwicklung sichert, noch die nahezu bis zur Selbständigkeit gediehene herrschende Stellung in Österreich, noch das reiche Maß an politischen Rechten und wirtschaftlichen Freiheiten, die Preußen und Deutschland den Polen gewähren und ihnen einen ganz unerwarteten Aufschwung gebracht haben, haben sie diesen Staaten innerlich genähert und in ihnen Gefühle der Dankbarkeit und Anhänglichkeit erweckt. Sie nehmen das als selbstverständlich hin, nutzen die ihnen zugestandnen staatlichen Rechte und Vorteile ausschließlich zur Kräftigung ihres Volkstums aus, und ihr ganzes Sinnen und Trachten ist allein auf Wege gerichtet, die sie zur staatlichen Selbständigkeit zurückführen können. Keine patriotischen Versicherungen in Österreich, auch nicht die geschicktesten Verschleierungen von ihrer Seite in Deutschland und Rußland können darüber hinwegtäuschen. Nur teilt sich das Polentum in zwei Lager, sobald das Verhältnis zu Rußland in Frage kommt. Die sogenannte nationaldemokratische Partei will auch von den „mongolischen Barbaren“ ebensowenig wissen wie von den Deutschen. Die scheinbar russenfreundlichen Polen dagegen, die meist in den Reihen der Schlachta, des polnischen Adels, sitzen, meinen, daß für die Erreichung der polnischen Ziele zunächst die Hilfe Rußlands nicht entbehrt werden könne. Sie wollen, daß es Deutschland niederwerfe, und glauben dann stark genug zu sein, an der Spitze der Westslawen die Verwirklichung der polnischen Forderungen von Rußland erzwingen zu können. Man mag das für eine der polnischen Schwarm-

geistereien halten, die das verflossene Jahrhundert in langer Reihe gezeigt hat, die niemals mit realen Verhältnissen rechneten, sondern sich in den eignen Träumen verfingen; aber der Gedanke ist da und ist politisch vielleicht noch das Vernünftigste von allem, was sich hinter den polnischen Agitationen und Geheimbündeleien verbirgt.

Inzwischen haben die Polen gelernt, daß man den zweiten Schritt nicht vor dem ersten tun darf, und daß die unzeitige Herbeiführung einer gewaltsamen Lösung ihre Zukunft ganz und gar gefährdet. Nach dem Scheitern des Aufstandes von 1863 ist man darum in den leitenden Kreisen von den das Leben und das Vermögen heillos dezimierenden Aufständen abgekommen. Vielleicht hängt das auch mit dem Versanden der revolutionären Strömungen in ganz Europa zusammen, die ein halbes Jahrhundert lang von polnischen Führern, die daraus geradezu ein Gewerbe machten, in allen Ländern geleitet wurden. Jedenfalls versuchen die Polen seit dieser Zeit die Kräftigung ihres Volkstums auf dem Boden der bestehenden Verträge, der Staatseinrichtungen und der Verfassungen, und zwar auf jedem der dabei beteiligten Staatsgebiete in der den Umständen angepaßten, möglichst vorteilhaften Weise. Für Preußen haben sie sich die Aufgabe gestellt, die deutsche Bevölkerung der Gebiete, die sie für ihr „Polen von Meer zu Meer“ brauchen, schrittweise zurückzudrängen, zu überwuchern und zur Annahme ihrer Sprache und Art zu bewegen, dabei in diesem Kampfe zugleich das eigne Volksbewußtsein zu stärken. Wie weit ihnen dies unter dem Schutze der liberalen Gesetzgebung, der zeitweiligen Duldung der Regierung und der Unterstützung durch liberale und durch klerikale Partei- und Oppositionssucht gelungen ist, zeigen die Erscheinungen unsrer Tage.

In Rußland stützen sich die Polen mehr als früher auf die Stammverwandtschaft des slawischen Blutes und suchen Einfluß im Staatsdienst und in der Presse zu erlangen. Daß die deutschfeindlichen Ergüsse und die Verdächtigungen der Politik des Deutschen Reichs in den russischen Blättern fast ausschließlich aus polnischen Federn stammen, ist hinreichend bekannt, ebenso waren politische Intriguen des hohen polnischen Adels im Spiele, so oft in den siebziger Jahren Rußland eine kriegerische Haltung gegen Deutschland oder Österreich annahm. Bei einem Kriege zwischen diesen Mächten hätte leicht der Gedanke der Wiederaufrichtung Polens eine Stelle finden können. In Österreich haben sie sich in die Regierung des Gesamtstaats gedrängt, helfen in dem bunten Gemisch der Nationalitäten die geschichtlich bevorrechtigte Stellung des Deutschtums untergraben und suchen sogar die Führerrolle und einen Stützpunkt für ihre nationalen Pläne zu gewinnen. Aber gerade dort, wo die Polen am meisten unter sich sind, wo man ihnen seinerzeit ein ganzes Land zur Selbstverwaltung ausgeliefert hat, wo sie am einflußreichsten sind, haben sie politisch und wirtschaftlich nichts geleistet. Sie haben bewiesen, daß sie aus sich selbst heraus weder ein politisches Gebilde noch einen wirtschaftlichen Fortschritt schaffen können. Ihr Plan, wenigstens in Galizien den Kern für ein Polenreich der Zukunft zu schaffen, ist gescheitert. Das Land ist so arm und elend geblieben, wie es war; wer dort etwas erworben hat,

ist kein Pole, wenn er sich auch aus Zweckmäßigkeit oder aus andern Gründen zu ihnen hält. Man braucht nur durch „die drei Anteile“ des ehemaligen Königreichs Polen zu reisen, und man wird in den von Polen bewohnten preußischen Provinzen fast überall blühenden Wohlstand, in Russisch-Polen eine mächtig entwickelte Industrie, in Galizien aber nur Not und Elend antreffen, die sogar unmittelbar von der großen Eisenbahnlinie Krakau-Lemberg-Czernowitz aus deutlich zu erkennen sind, von dem Innern des Landes ganz zu schweigen.

Über die Unfähigkeit der Polen, sich selbst zu regieren, hat vor drei Jahren „einer der glänzendsten öffentlichen Redner in Polen,“ wie der Petersburger „Kraj“ ihn nennt, Stanislaus Tarnowski, in einem engern landsmännischen Kreise Geständnisse gemacht, die für die Zukunft aufbewahrt zu werden verdienen. An die damaligen Vorkommnisse in Galizien anknüpfend, sagte er wörtlich: „Das Land war gewissermaßen auf die Probe gestellt worden; es sollte zeigen, daß sich die Polen selbst zu regieren wüßten, es sollte die Probe für alle zum Nutzen aller ablegen. Es rühmte sich sogar seiner Aufgabe und freute sich dieser Hoffnung; und wenn mich nun heute jemand von euch fragt, wie es in diesem Lande stehe, was soll ich da sagen? Politisch ist dieses Land heute schwächer als vor zehn Jahren, in sozialer Beziehung steht es kaum kräftiger da als vor fünfzig Jahren, und moralisch? Es sind Unredlichkeiten in Geldsachen vorgekommen, über die das Gewissen und die Ehre in Entsetzen geraten, und die Übeltäter sind straflos geblieben. Sie sind als schuldlos, unschädlich anerkannt, ja noch mehr, sie sind in Schutz genommen, ihre Taten sind gepriesen worden als Verdienste. Wie denken die Ausländer über uns, was meint ihr Polen dazu, die ihr mit uns gemeinsam auf einen guten Namen haltet? Durch dieses Empfinden niedergedrückt, möchte ich als galizischer Pole mich einschließen und mich der Welt nicht zeigen, vor die ich nicht mit hocherhobner Stirn treten kann.“ Tarnowski hatte dabei namentlich den Prozeß wegen der galizischen Sparkasse im Sinne. Ungefähr zu derselben Zeit äußerte der „Orendownik,“ das führende Blatt des Jungpolentums: „Was sind wir wert, wenn wir da, wo die Regierungen uns freie Hand lassen, wo sie uns die gewünschte Freiheit bieten, uns so regieren, wie es in Galizien geschieht? Vor fünfzig Jahren hat man Galizien den Spitznamen »Glodomerien« (Hungerland) gegeben, heute nennen die Deutschen im Wiener Reichsrat es »Skandalizien« — und es sind keine Aussichten dafür vorhanden, wann dieses Verhöhnen des polnischen Namens sein Ende finden wird.“

Ja, in Galizien sind die Polen unumschränkte Herrscher in der Verwaltung, sie können alle ihre Tugenden frei entfalten; aber das Ergebnis davon ist, daß Galizien nach wie vor die passivste Provinz des habsburgischen Reichs bleibt, und die übrigen Steuerzahler, namentlich die Deutschen, wesentlich dazu beisteuern müssen, daß die galizische Herrlichkeit nicht in Trümmer geht. Die Verwaltung ist korrumpiert, wie die großen Steuerrückstände in Lemberg und in andern Städten beweisen, die große Mehrheit des Volks lebt — unter der österreichischen Verfassung! — kaum in bessern Verhältnissen

als die Bauernschaft Rußlands. Politisch ist die Masse des Volks — einerlei ob ruthenisch oder polnisch — rechtlos, denn die Schlachta terrorisiert alle und macht in ihrer sattsam bekannten Weise die Wahlen. Auf dem Lande werden Hungerlöhne gezahlt, und was der Bauer verkauft, muß er dem jüdischen Dorfwucherer zu Spottpreisen überlassen. „Die Hälfte der Bevölkerung, sagte im Oktober 1902 der sozialdemokratische Abgeordnete Daszynski, ißt in der Hälfte des Jahres überhaupt kein Brot und in der andern Hälfte ein Brot schlechtester Sorte.“ Die Leute leben tatsächlich fast nur von Kartoffeln und Sauerkraut. Die Sterblichkeit in Galizien ist die höchste im ganzen Reich; daß geradezu furchtbare Zustände dort herrschen, ergibt sich aus der amtlichen österreichischen Statistik über die ansteckenden Krankheiten. An Blattern waren im Jahre 1898 in Galizien 6996 Personen erkrankt, die sämtlich ungeimpft waren, und von denen 1228 starben; im ganzen übrigen Österreich (außer der Bukowina) gab es in diesem Jahre nur 20 Blatternkranke. Im Jahre 1899 erkrankten in Galizien 5723 Personen an Blattern, von denen 1037 starben, in der gesamten übrigen Monarchie kamen 2396 Erkrankungen vor; es konnten in Galizien in diesem Jahre überhaupt nur 2135 Geimpfte ermittelt werden. Von 4147 Erkrankungen an Flecktyphus in der ganzen Monarchie fielen 1898 allein 3981 auf Galizien, von den 362 Todesfällen 346; auch im folgenden Jahre kamen von 6056 Erkrankungen an Flecktyphus 5941 auf Galizien, von den 505 Todesfällen 481. Eine weitere Geißel ist der Unterleibtyphus mit 7202 Erkrankungen und 838 Todesfällen im Jahre 1898 und den entsprechenden Zahlen 6042 und 703 für das Jahr 1899; also über $11^1/_2$ Prozent Todesfälle! Von den zahlreichen Masernkranken starben in den erwähnten beiden Jahren in Galizien über 8 Prozent, von den Scharlachkranken über 16 Prozent, an Diphtherie über 36 Prozent. Diese Zahlen reden eine überzeugende Sprache über die Kulturarbeit der galizischen Schlachta, solche Zustände kommen weder im nördlichen „Anteil“ vor, wo die Russen die Herren sind, geschweige im westlichen „Anteil“ bei den deutschen „Barbaren,“ die sowohl in Preußen wie in Österreich ganz anders verstanden haben, die polnischen Gebiete ihrer Grenzbezirke wirtschaftlich und gesundheitlich zu heben und alle Jahre große Geldkosten und die peinlichste Sorgfalt darauf verwenden müssen, die von Galizien unausgesetzt drohende Einschleppung von ansteckenden Krankheiten und Tierseuchen zu verhindern und im Keime zu ersticken. Wie wenig gerade die Polen Galiziens berufen sind, andre Leute „Barbaren“ zu nennen, wird ja trotz aller polnischen Verheimlichungs- und Vertuschungsversuche doch bekannt, denn gerade in Galizien herrscht in Schule, Gericht und Verwaltung tatsächlich noch Barbarei, dazu erhalten von 1021000 schulpflichtigen Kindern 371000, also mehr als der dritte Teil, überhaupt keinen Unterricht, wie der Abgeordnete Daszynski ausdrücklich im Abgeordnetenhause bewiesen hat.

Derselbe Abgeordnete, der übrigens selbst durch und durch nationaler Pole und ein sehr wirksamer Redner voll Temperament und Haß ist, führte u. a. auch aus: Als das Refugium des polnischen Geistes wird der Gutshof hingestellt, und was geschieht mit diesem letzten Refugium des polnischen

Geistes? „Sie (zum Polenklub gewandt) verkaufen oder verpachten es dem Juden; nicht weniger als 1383 Juden sitzen in den Gutshöfen. Sie wollen nicht wirtschaften, und Sie verstehn es nicht, aber die Rente wollen Sie haben, um in Lemberg zu prassen, in Wien Karten zu spielen, in Paris Maitressen zu halten. Es ist keine Landwirtschaft mehr, die sich auf den Bänken des Polenklubs vor uns brüstet, es sind geschickte politische Macher, aber keine Landwirte."

Daszynski nimmt es in seinen lebhaften Schilderungen tatsächlicher Verhältnisse mit der Wahrheit keineswegs peinlich genau, aber diesesmal hat er vollkommen recht. Freilich die galizische Schlachta kann ihre landwirtschaftlichen Betriebe nicht intensiver machen, denn das durch die Nationalitätenhetze verursachte Ausscheiden aller „deutschen" Wirtschaftsbeamten, Forstmänner und dergleichen hat die Erträge der Güter und der Wälder gemindert, da an die Stelle der frühern umsichtigen und berufseifrigen Verwalter Leute getreten sind, denen es vor allem darauf ankommt, als große Patrioten hervorzutreten, und für die die Sorge um das Erträgnis der Güter erst an zweiter Stelle zu kommen pflegt, soweit sie überhaupt etwas davon verstehn. Auf allen Versammlungen und in allen Blättern wird der Ruhm des Polentums gepriesen, und dabei tritt immer deutlicher das Erbteil der Polen hervor, die Unfähigkeit zu nachhaltiger, angestrengter Arbeit. Nationale Feste und Gedenktage werden gefeiert, bei denen jederzeit für nationale Zwecke gesammelt wird, und dazu vermißt sich die polnische Großsprecherei, das gesamte Deutschtum wirtschaftlich zu besiegen; aber nur national glänzen, mühelos genießen wollen sie. Die Schlachta ersehnt die Tage zurück, in denen ihre Mitglieder als Reichsboten ein bequemes Lotterleben führen können, die Arbeit überläßt man einfach andern. Das ist von jeher so gewesen, denn alle die Tätigkeiten, die Edelleute aus Sorglosigkeit oder aus Stolz verschmähten, und für die die Bauern wegen ihres Stumpfsinns, ihrer Unwissenheit und ihrer unterdrückten Lage ungeeignet waren, fielen im gesamten Königreich Polen, das so gut wie keinen Mittelstand kannte, den Juden anheim, die damit ebenso eine nationale Notwendigkeit waren, wie sie später ein nationales Unglück für die Polen wurden. Nach der eignen Angabe jüdischer Quellen lebten schon im Jahre 1540 nur 500 christliche (unzweifelhaft deutsche), dagegen 3200 jüdische Kaufleute und 9600 jüdische Goldarbeiter und Fabrikanten im Lande, heute ist mehr als das halbe Galizien von den Juden finanziell abhängig. Eine alte polnische Anekdote lautet, wenn in Polen einmal eine allgemeine Judenmetzelei angesagt werde, würden die Juden doch mit heiler Haut davonkommen. Jeder Schlachtschitze würde zwar gegen die Vertilgung der Juden im allgemeinen nichts haben, aber er würde seinen Juden davon ausgenommen wissen wollen und ihn beschützen, und so könne keinem Juden etwas geschehen. Diese Judenwirtschaft in gutem wie in nachteiligem Sinne ist eine althergebrachte polnische Einrichtung. Dem Edelmann war es von Standes wegen verwehrt, irgend ein kaufmännisches Geschäft zu betreiben, der deutsche, von den polnischen Königen mit deutschem Recht privilegierte und darum der landesüblichen Gerichtsbarkeit nicht unterworfene Kaufmann war gerade darum dem Schlachtschitzen wider=

wärtig, und dieser bediente sich lieber der Unterwürfigkeit des verachteten Juden, der sich für seine Rechtlosigkeit auf andre Weise schadlos zu halten suchte und das auch verstand.

So hat sich durch eine Jahrhunderte währende Übung der sogenannte „polnische Jude" entwickelt, ein auch im Westen bekannter besondrer, doch kaum bei seinen dortigen Stammesgenossen beliebter Typus. Man kann nicht leugnen, daß dieses genügsame, nur um seine Nahrung besorgte Volk die einzige vermittelnde Klasse im Lande war. Durch sie machte von alters her der Gutsherr alle seine Einkäufe; aber noch viel größere Vorteile ergaben sich für die Juden daraus, daß sie es sind, die den Erzeugnissen des Bodens erst ihren Wert geben, indem sie sie dem Gutsbesitzer verarbeiten oder zu Geld machen. Brennereien, Mühlen und der Handel mit landwirtschaftlichen Erzeugnissen, und in neuerer Zeit die Ausbeutung der Waldungen sind unerschöpfliche Quellen ihres Reichtums gewesen, denn der ganze Ertrag und Bedarf der Güter ging durch ihre Hände. So hatte jeder polnische Schlachtschitz seinen „Hofjuden," der alle Geschäfte besorgte, an denen er reich wurde, was er aber klugerweise zu verhehlen verstand. Der Gutsherr wußte ganz genau, wie stark er übervorteilt wurde, aber er konnte ihn doch nicht entbehren, weil er nur einen andern hätte nehmen können, der nicht besser gewesen wäre. Es blieb ihm nichts übrig, als gelegentlich seine Laune rücksichtslos an dem Juden auszulassen, was dieser mit Gelassenheit hinnahm. Auf größern Gütern waren neben dem eigentlichen „Hofjuden," der mindestens schon recht bemittelt war, noch ärmere Juden als „Faktoren" nützlich, die teils für den Gutsherrn, teils für den jüdischen Hauptagenten allerlei kleine Aufträge vollführten, von denen auch sie lebten. Ähnliche jüdische Existenzen ungefähr mit derselben Beschäftigung fanden sich auch in den polnischen Bauerndörfern, darunter war der Schankwirt von besondrer wirtschaftlich-sozialer Bedeutung, und wir werden auf ihn noch zurückkommen.

Es ist für die gesamte Entwicklung des Polentums bezeichnend, daß eine vermittelnde Klasse ähnlicher Art aus dem Volke selbst nicht hervorgegangen ist, sondern daß sich der landfremde, rechtlose und verachtete Jude in diese Stellung zwischen den alleinberechtigten Adel und den zunächst bloß schollenpflichtigen, später vollkommen leibeignen Bauern einzudrängen verstand. Die ganze rechtliche Lage im Lande, ebenso aber auch ihre eignen Gesetze schlossen die Juden vom Grundbesitz, vom Staatsdienst, von Ämtern und Würden, kurz von aller öffentlichen Tätigkeit unwiderruflich aus. Es sind auch aus der polnischen Geschichte nur wenig Fälle bekannt, wo sich reich gewordne Juden haben taufen lassen, Adelstitel gekauft haben oder geadelt worden sind und sich der polnischen Nation anschlossen, die Mehrzahl hielt fest an ihrem Glauben und Volkstum und stand nach vielhundertjährigem Aufenthalt im Lande noch als Fremdling da, die den Boden, auf dem sie geboren waren, nicht als ihre Heimat, das Volk, unter dem sie aufwuchsen, nicht als ihresgleichen anerkannten. In ihrer nationalreligiösen Abgeschlossenheit verharrend, überall mit Verachtung zurückgestoßen, blieben die Juden auf sich selbst angewiesen, Vaterlandsliebe und politischer Tatendrang boten ihnen kein Feld, auf dem sie sich entwickeln

konnten, und das allgemeine Wohl war für sie kein Ziel des Strebens, dem sie Begabung, Wissen und Fleiß zu widmen hatten. Der höchste Standpunkt, auf den unter diesen Umständen ein Jude in dem Lande gelangen konnte, war der, ein reicher Mann zu sein. Aber auch das machte ihn nicht glücklich, denn es schützte ihn nicht vor der Mißachtung und dem Haß des Volkes, zu dem er nicht gehörte, und das nur zu ihm kam, wenn es ihn brauchte.

Schließlich wurde aber doch das Geld der einzige Zweck seiner Bestrebungen, denn verschaffte ihm auch der Reichtum kein größeres bürgerliches Ansehen, mußte er ihn auch sorgfältig verbergen, und konnte er ihn nicht einmal ohne Gefahr genießen, so gewährte er ihm doch die einzige Befriedigung; seine Benützung gegenüber den Bedrängern aus dem ihm fremden Volk und alle Wege, die zu neuem Erwerb führten, waren ihm Recht und Rache zugleich. Darum verschmerzte der Jude jede Demütigung, ertrug jede Beleidigung, nutzte alle Vorteile aus und blieb immer nüchtern und genügsam. Unter diesen Umständen war es kein Wunder, daß nach und nach alle Reichtümer des Landes in die Hände der Juden zusammenflossen, und daß mehr und mehr die Unterdrücker unter die Abhängigkeit der verachteten Fremdlinge gerieten, die man deshalb dulden mußte, und die man nicht entbehren konnte. Schon unter dem Sohne Kasimirs des Vierten, Johann dem Ersten Albrecht (1492 bis 1501) war durch unglückliche Kriege gegen die Türken und die Tataren, die das Land entsetzlich verwüsteten, der Adel so tief bei den Juden verschuldet, daß der König mit einemmal alle hypothekarischen Einschreibungen vernichtete und einfache, mit gesetzlichen Zinsen zurückzahlbare Darlehen daraus machte, da die Juden im Begriff standen, den größten Teil der Güter des Adels an sich zu bringen, die wegen der Kriegsrüstungen verpfändet worden waren. Trotz solcher Unsicherheit ihres Erwerbes blieben die Juden doch, denn in andern Ländern wäre es ihnen nicht besser ergangen; hier aber boten sich ihnen immer wieder alle Möglichkeiten kaufmännischer Geschäfte, denn sie hatten ja auch die alten Handelsverbindungen der Hansa nach dem fernen Osten in ihre Hände gebracht, dafür aber das Deutsche als alte Handelssprache bewahrt. Noch heute sprechen die polnischen Juden bis nach Litauen hinauf und weit nach Rußland hinein Deutsch, was dem Reisenden sehr zu statten kommt, da er selten die schwierige Landessprache versteht. Sie wissen oder erfragen alles, verschaffen, was man begehrt, und sie sind tatsächlich unentbehrlich, wenn auch ihre Zudringlichkeit lästig wird. Schlechte Behandlung verschnupft sie nicht, erhöht auch kaum merkbar den Preis der von ihnen geleisteten Dienste, nur darf man nicht als ihr Konkurrent auftreten, da erfährt man nicht nur nichts, sondern läuft sicher Gefahr, tüchtig hineinzufallen, denn sie halten eng zusammen und lassen sich von niemand in ihren Erwerb hineinpfuschen.

Tausende von ihnen kann man zu jeder Zeit ohne Händearbeit antreffen, und dennoch leben sie alle. Ihr orientalischer Anzug, ihre Unsauberkeit und die vielfach nur nach außen zur Schau getragne Armut macht ihr Auftreten mehr auffallend als angenehm. Aber da sie deutsch sprechen und auch mit Deutschen geschäftlich verkehren, sogar zu Zeiten, wo die Wogen des polnischen

Übermuts hoch gehn, sind sie namentlich für alle im Osten weilenden Deutschen eine wohltätige Erscheinung. Ihr Hauptunglück ist, daß sie zu zahlreich sind. Da sie meist schon in sehr jungen Jahren heiraten, ist ihre Familie fast in allen Fällen sehr kopfreich, und ihre Zahl ist in einem unglücklichen Verhältnisse gestiegen. Dazu sind im letzten halben Jahrhundert starke Einwanderungen nach Galizien gekommen, namentlich aus den Balkanländern; auch als Kaiser Alexander der Dritte vor zwanzig Jahren drakonische Verfügungen gegen die Juden erließ, kamen sie massenhaft aus Rußland nach Galizien und vergrößerten dort den ohnehin schon überaus hohen Prozentsatz der Juden unter der Bevölkerung. In neuster Zeit kommt auch noch der Zuzug aus Bulgarien. Es ist leicht begreiflich, daß für die heimischen Juden diese Zuwanderung fremder höchst unwillkommen ist; auf einer Versammlung von Vertretern israelitischer Kultusgemeinden Galiziens in Lemberg sprach man sich vor zwei Jahren auch gar nicht gastfreundlich gegenüber den rumänischen und den bulgarischen Stammesgenossen aus. Eine weitere Einwanderung wäre für das Wohl des Landes und auch für die Gesamtmonarchie eine Verlegenheit. Es gibt jetzt schon Ortschaften in Galizien, die kaum fünfhundert Einwohner haben, und in denen es doch zwanzig und mehr jüdische Kramläden gibt, die zugleich Winkelschänken sind.

(Schluß folgt)



Der Zeugeneid im Zivil- und im bürgerlichen Strafprozeß



Die Klage über die Häufigkeit des Verbrechens des Meineids ist nicht verstummt. Sie ist auch heute noch ebenso berechtigt, wie sie es vor Jahren gewesen ist, wenn auch nach den neuesten Feststellungen erfreulicherweise ein Rückgang darin verzeichnet werden kann; denn nach den Mitteilungen, die Professor Kahl kürzlich bei den Verhandlungen des „Evangelisch-sozialen Kongresses" in Darmstadt gemacht hat, sollen die Bestrafungen wegen Meineids in Deutschland von 1011 im Jahre 1882 auf 761 im Jahre 1902 gesunken sein.

Inwieweit dabei die in einer Verletzung des Zeugeneids bestehenden im Verhältnis zu den sonstigen Eidesverbrechen beteiligt sind, ist nicht mitgeteilt worden; aber wenn auch wirklich eine sehr große Abnahme dieser Verbrechen nachweisbar sein sollte, so bleibt doch immer noch Anlaß genug übrig, den Ursachen dieser Verfehlung und den Mitteln zur Herbeiführung einer weitern Besserung nachzuforschen.

Daß sie sich im letzten Grunde aus der menschlichen Natur, aus dem Mangel an sittlichem Ernst, an Religion und an Rechtssinn erklärt, bedarf freilich keiner nähern Untersuchung. In diesen Beziehungen Wandel zu schaffen, muß man der Volkserziehung überlassen; die vorliegende Untersuchung dagegen

soll sich darauf richten, ob und inwieweit etwa die Ordnung unsers gerichtlichen Verfahrens an der beklagenswerten Erscheinung des häufigen Vorkommens von Meineidverbrechen mit schuld ist, und ob es deshalb angezeigt erscheint, durch die Gesetzgebung helfend einzugreifen.

Eine hohe Aufgabe würde damit der gesetzgebenden Gewalt gestellt sein; es würde sich dabei nicht nur darum handeln, die Zahl der Meineidprozesse und der zu bestrafenden Personen zu vermindern, sondern auch dem Eide wieder zu größerm Ansehen zu verhelfen, das durch die zu häufige Anwendung abgeschwächt wird und durch die oft leichtfertige und freche Verletzung, zumal da diese leider nicht immer gesühnt werden kann, so sehr hinabsinkt, daß der Eid Gefahr läuft, nicht länger die Sicherheit zu gewähren, die er sonst im gerichtlichen Verfahren gewähren sollte.

Die Frage, ob die Gesetzgebung dazu beitragen könne, das zu erreichen, ist auch nicht neu; man hat sich mit ihr schon beschäftigt und dabei anerkannt, daß die den Zeugeneid betreffenden gesetzlichen Bestimmungen einer Verbesserung fähig seien. Man hat insbesondre erwogen, ob der Voreid oder der Nacheid der Zeugen vorzuziehen sei, und die Militärstrafgerichtsordnung hat die Frage schon entschieden, indem sie im Paragraphen 196 vorgeschrieben hat, daß der Zeuge nach seiner Vernehmung zu vereidigen sei. Man kann nun auch unbedenklich zugeben, daß bei dem Nacheide dem Richter mehr Gelegenheit gegeben ist, die Verletzung des Zeugeneids zu verhüten, als das bei dem Voreide möglich ist, weil bei jenem die Aussage zu der Zeit, wo die Vereidigung erfolgen soll, schon vorliegt, der Zeuge also, wenn er Unglaubhaftes ausgesagt hat, vor der Eidesleistung noch darauf aufmerksam gemacht und vor der eidlichen Bekräftigung solcher Angaben gewarnt werden kann, während bei dem Voreide, der ebenso wie der Nacheid assertorischen Charakter und nur promissorische Form hat, das Verbrechen mit jedem nach der Vereidigung vom Zeugen gesprochnen unwahren Worte, das abzuschneiden der Richter keine Gelegenheit hat, schon begangen ist. Man wird deshalb nichts dagegen einwenden dürfen, sondern es freudig begrüßen müssen, wenn diese Art der Zeugenvereidigung, die die Militärgerichtsordnung gewählt hat, demnächst im gerichtlichen Verfahren allgemein eingeführt werden sollte; aber man muß sich davor hüten, die Wirkung einer solchen Neuerung zu überschätzen. Wie sie für manche Personen, die gerade durch den vor ihrer Vernehmung geleisteten Eid in die Gemütsverfassung versetzt werden, die durch ihren Ernst geeignet ist, eine Beeinträchtigung der Wahrheit zu verhüten, ohne Bedeutung bleiben wird, so kann sie überhaupt nicht als eine tiefgreifende Maßregel anerkannt werden und kann folglich das Forschen nach einem Mittel für eine gründliche Beseitigung des Mißstandes nicht überflüssig machen.

Professor Kahl empfiehlt, die Eide einzuschränken, wobei er wohl nur den Zeugeneid im Auge gehabt haben kann, denn eine weitere gesetzliche Bestimmung zur Einschränkung der Parteieide ist, nachdem jede formale Beweistheorie gefallen und der Richter durch das Gesetz ermächtigt worden ist, auch bestrittne Tatsachen nach dem gesamten Ergebnis der Verhandlungen wegen ihrer Glaubhaftigkeit zu beurteilen, also auch ohne Eid der Partei für wahr zu halten, kaum noch

denkbar. Darüber, wie er sich diese Einschränkung der Zeugeneide denkt, in welcher Weise die jetzt im Gesetz begründete Eidespflicht ohne Schädigung des Rechtsganges soll ermäßigt werden können, hat sich Professor Kahl nicht geäußert, und dazu war bei der bezeichneten Gelegenheit auch wohl kein genügender Anlaß gegeben. Sollte er dabei nur an eine Vermehrung der jetzt schon zugelassenen Fälle, wo ein Zeuge bei seiner Vernehmung im Prozesse keinen Eid zu leisten braucht, gedacht haben, so würde man von seinem Gedanken keine ausreichende Hilfe erhoffen können. Zwar ist auch schon in dieser Weise, wie hier geltend gemacht werden wird, eine wesentliche Besserung erreichbar, aber wirkliche Hilfe kann man nur von einer grundsätzlichen Änderung in der Regelung der Zeugenvereidigung erwarten. Eine solche muß man darum anstreben.

In unsrer Zeit, wo die Einrichtungen des öffentlichen Lebens so vielfach im Fluß sind, und wo auch besonders das Prozeßverfahren von neuem einer Umwandlung entgegensieht, wo deshalb auch aus dem Kreise der Juristen Vorschläge auftauchen, die seit langer Zeit bestehende Einrichtungen in Frage stellen (wie das z. B. noch kürzlich bei den Verhandlungen der deutschen Gruppe der „internationalen kriminalistischen Vereinigung" zu Dresden geschehn ist, wo man es unternommen hat, die gerichtliche Voruntersuchung aus dem Strafverfahren zu beseitigen und in dem staatsanwaltschaftlichen Ermittlungsverfahren untergehn zu lassen), wird man sich auch nicht zu scheuen brauchen, mit Vorschlägen hervorzutreten, die in der Frage nach der besten Ordnung der Zeugenvereidigung einen von dem bestehenden weit abweichenden Rechtszustand herbeiführen wollen.

Daß dabei nicht die Absicht vorliegt, nur einzureißen, sondern daß man im Gegenteil erstrebt, aufzubauen, Grundsätze zur Geltung zu bringen, die auf einfacher, natürlicher Anschauung und praktischer Erfahrung beruhen, und die ohne Gefährdung der Rechtssicherheit ethische Ziele verfolgen, wird die nachstehende Erörterung hoffentlich beweisen.

Wenn solche Vorschläge hier gemacht und begründet werden sollen, so müssen wir zunächst feststellen, was bei der Zeugenvereidigung im Zivil- und im bürgerlichen Strafprozeß zurzeit Rechtens ist. Zivil- und Strafprozeßordnung befolgen dabei im allgemeinen dieselben Grundsätze, wenn auch mit Rücksicht darauf, daß in jener vorwiegend privates, in dieser hauptsächlich öffentliches Interesse hat maßgebend sein müssen, Abweichungen vorkommen.

Man muß unterscheiden zwischen Zeugnispflicht, der Verpflichtung, sich überhaupt in einer Sache bei Gericht als Zeuge vernehmen zu lassen, und Eidespflicht, der Verpflichtung, die gemachte Aussage mit einem Eide zu bekräftigen.

Von der Zeugnispflicht entbinden die Zivilprozeßordnung (383) und die Strafprozeßordnung (51) die mit einer Partei und dem Beschuldigten nahe verbundnen Personen (Verlobte, Ehegatten und bis zu einem bestimmten Grade Verwandte und Verschwägerte) vollständig. Ferner die Zivilprozeßordnung (a. a. O.) und die Strafprozeßordnung (52) Geistliche für das, was ihnen bei der Ausübung der Seelsorge anvertraut ist; die Zivilprozeßordnung Personen,

denen kraft ihres Amtes, Standes oder Gewerbes Tatsachen anvertraut sind, deren Geheimhaltung durch ihre Natur oder durch eine gesetzliche Vorschrift geboten ist, für Tatsachen, auf die sich die Verpflichtung zur Verschwiegenheit bezieht; die Strafprozeßordnung Verteidiger des Beschuldigten, Rechtsanwälte und Ärzte für das, was ihnen in der Eigenschaft als Verteidiger und bei Ausübung ihres Berufs anvertraut worden ist. Endlich die Zivilprozeßordnung (384) alle Zeugen über Fragen, deren Beantwortung ihnen oder den mit ihnen nahe verbundnen, oben näher bezeichneten Personen einen unmittelbaren vermögensrechtlichen Schaden verursachen würde, über Fragen, deren Beantwortung ihnen zur Unehre gereichen oder die Gefahr strafgerichtlicher Verfolgung zuziehn würde, über Fragen, die der Zeuge nicht würde beantworten können, ohne ein Kunst- oder ein Gewerbegeheimnis zu offenbaren. Diese letzte in 384 der Zivilprozeßordnung aufgestellte Klasse von Befreiungen ist in der Strafprozeßordnung (54) auf die Fragen beschränkt, deren Beantwortung den Zeugen und den weiter bezeichneten Personen die Gefahr strafgerichtlicher Verfolgung zuziehn würde.

Die Art und Weise, in der durch diese Bestimmungen die Zeugnispflicht im Zivil- und Strafprozeß geregelt worden ist, kann unbedingt auch ferner als sachgemäß anerkannt werden; wenigstens hat man in der Praxis bisher nicht das Bedürfnis nach einer Erweiterung der zugelassenen Befreiungen empfunden.

Anders steht es mit der Eidespflicht.

In dieser Beziehung bestimmen die Zivilprozeßordnung (393) und die Strafprozeßordnung (56), daß unvereidigt vernommen werden müssen Personen, die zu der Zeit der Vernehmung das sechzehnte Lebensjahr noch nicht vollendet, oder wegen mangelnder Verstandesreife, oder wegen Verstandesschwäche von dem Wesen und von der Bedeutung des Eides keine genügende Vorstellung haben, und Personen, die nach den Bestimmungen der Strafgesetze unfähig sind, als Zeugen eidlich vernommen zu werden; ferner die Zivilprozeßordnung Personen, die nach 383 wegen ihres nahen Verhältnisses zu einer Partei und nach 384 wegen der Besorgnis vor einem unmittelbaren vermögensrechtlichen Schaden, wegen der aufzudeckenden Unehre oder der Gefahr strafgerichtlicher Verfolgung ihr Zeugnis hätten verweigern können, von diesem Rechte aber keinen Gebrauch gemacht haben, die beiden letzten Klassen aber nur dann, wenn sie nur über solche Tatsachen vorgeschlagen sind, auf die sich das Recht zur Verweigerung des Zeugnisses bezieht; endlich Personen, die bei dem Ausgange des Rechtsstreits unmittelbar beteiligt sind.

Dagegen verordnet die Strafprozeßordnung (36) die unvereidigte Vernehmung außer bei den schon genannten Zeugen nur bei den Personen, die für die Tat, die den Gegenstand der Untersuchung ausmacht, als Teilnehmer, Begünstiger oder Hehler verdächtig oder schon verurteilt worden sind.

Von den aufgeführten Befreiungen abgesehen, müssen nach 391 der Zivilprozeßordnung und nach 60 der Strafprozeßordnung alle Zeugen vereidigt werden. Nur bei den Personen, die wegen ihres nahen Verhältnisses zu dem Beschuldigten zur Verweigerung des Zeugnisses berechtigt sind, hängt es von dem Ermessen des Richters ab, ob sie unvereidigt zu vernehmen oder zu vereidigen sind; diese sollen dann aber den von ihnen geforderten Eid verweigern dürfen.

Der grellste Übelstand, der aus dieser Regelung der Eidespflicht hervorgeht, ist der, daß die Zeugen, die von ihrem Recht, die Auskunft zu verweigern, weil die Beantwortung der ihnen vorgelegten Fragen für sie selbst die Gefahr strafrechtlicher Verfolgung herbeiführen würde, keinen Gebrauch machen, sondern die Fragen beantworten, ihre Aussage, weil auf sie die allgemeine Vorschrift, daß jeder Zeuge zu vereidigen sei, Anwendung findet, und bei ihr eine Ausnahme im Gesetze nicht gemacht ist, mit einem Eide bekräftigen müssen. Zahlreich sind die Fälle, wie jeder Praktiker weiß, wo solche Eide falsch geschworen werden.

Die einzige Erklärung dafür, daß im Strafverfahren, abweichend von den einschlagenden Bestimmungen der Zivilprozeßordnung, die Eidespflicht so weit ausgedehnt worden ist, kann man nur im öffentlichen Interesse suchen, das wegen der Ermittlung der Wahrheit herrscht und für zu gewichtig erachtet wird, als daß hier dieselben Zugeständnisse wie im Zivilprozeß gemacht werden könnten. Aber diese Erwägung kann den Rechtszustand nicht rechtfertigen, der damit geschaffen worden ist, und man muß sich wundern, daß die hervorgehobne, so anfechtbare Folge der Bestimmungen über die Eidespflicht im Strafverfahren während der vierundzwanzigjährigen Herrschaft des Gesetzes nicht mit mehr Entschiedenheit für eine Änderung geltend gemacht worden ist.

Das Gesetz darf nur Menschen von durchschnittlicher sittlicher Kraft voraussetzen, nicht aber Forderungen stellen, denen nur mit besondrer Charakterstärke ausgerüstete Personen genügen können. Diese Grenze überschreitet das Gesetz, wenn es in Fällen der hervorgehobnen Art ein eidliches Zeugnis fordert. Man wende nicht ein, daß der Zeuge sich selbst in die peinliche Lage bringe, daß er sein Zeugnis ja verweigern und sich damit auch dem Eide entziehn könne. Das würde nur dann zutreffend sein, wenn die Verweigerung der Auskunft ohne großen Nachteil für ihn selbst geschehn könnte. Man vergegenwärtige sich doch die Umstände, unter denen das vor sich gehn muß. Der Zeuge ist verpflichtet, auf die Ladung vor Gericht zu erscheinen; er wird in öffentlicher Sitzung, vielleicht vor einem zahlreichen, zum Teil seinem Lebenskreise angehörenden Publikum, vom Richter mit dem Gegenstande seiner Vernehmung bekannt gemacht und darüber belehrt, daß er die Auskunft verweigern könne, wenn die Beantwortung der vorgelegten Frage ihm selbst die Gefahr der Strafe zuziehn würde; darauf muß er sich erklären, ob er antworten will oder nicht. Da ist von Freiheit der Wahl nicht die Rede; denn die Erklärung, die Auskunft verweigern zu wollen, wird, wie er weiß, fast von allen Anwesenden als ein Bekenntnis seiner Schuld aufgefaßt. Da erklärt sich der Zeuge, der nicht die Charakterstärke zu einem solchen öffentlichen Bekenntnis hat, bereit, auszusagen, gibt nun aber der Wahrheit nicht die Ehre und verfällt dem Verhängnis, seine unwahre Aussage beschwören zu müssen. Der Richter, der ihm den Eid abnimmt, und ein großer Teil der sonst anwesenden Personen sind oft in der Lage, sofort zu erkennen, daß ein Meineid geleistet worden ist, ja im Interesse der Bestrafung dieses offenbaren Verbrechens wird nicht selten die sofortige Festnehmung des Zeugen angeordnet.

Ein solcher Eid unterscheidet sich durch nichts von dem sogenannten

Reinigungseide, der im alten Strafprozeß dazu diente, den Beschuldigten, der nicht hatte überführt werden können, aber verdächtig geblieben war, von Schuld und Strafe zu befreien, indem er die Täterschaft abschwor. Auch jener Zeuge ist wie ein Beschuldigter anzusehen, denn über seine Schuld muß er sich erklären, und der Gesetzgeber, der den Reinigungseid beseitigt hat, weil er es für verwerflich hielt, Eid und Schuld in eine so verfängliche Verbindung zu bringen, muß aus derselben Erwägung auch diesen Zeugeneid, der nur eine Abart des Reinigungseides ist, aus dem gerichtlichen Verfahren verweisen. Das könnte in sehr einfacher Weise so geschehn, daß zu der Klasse der Personen, die im Strafverfahren nicht vereidigt werden sollen, auch die hinzugefügt würden, die aus dem angeführten Grunde die Auskunft verweigern können, aber von dieser Befugnis keinen Gebrauch machen.

Nicht ganz so zwingend, aber doch auch dringend empfohlen werden muß die Begründung dieser Befreiung für die Zeugen, die wegen der ihnen persönlich nahe stehenden Personen in dieselbe Lage geraten.

Damit wären Fälle der von Professor Kahl empfohlnen Einschränkungen der Zeugenvereidigung bezeichnet. Aber mit der Beseitigung dieser grellsten Übelstände darf man sich, wie schon bemerkt worden ist, nicht begnügen; es gilt das herrschende Prinzip der Vereidigung, aus dem die Übelstände hervorgehn, auf seine innere Berechtigung zu prüfen und es umzugestalten, wenn es aus dieser Prüfung nicht unversehrt hervorgeht. Man muß also fragen, worauf es beruht, welchen Zweck der Gesetzgeber verfolgt, wenn er von allen Zeugen mit Ausnahme der ausdrücklich befreiten Personen einen Eid fordert. Man wird nicht fehl gehn, wenn man den Grund darin sucht, daß auf diese Weise alle Zeugnisse zu möglichst gleicher Glaubwürdigkeit erhoben werden sollen. Das aber beruht auf Täuschung, auf einer Fiktion, die im heutigen Prozeßverfahren keine Berechtigung mehr hat und nicht nur dazu führt, die Zeugeneide und mit ihnen die Meineide ins ungemessene zu vermehren, sondern die auch auf die Würdigung der Beweisergebnisse im Zivil- und im Strafverfahren selbst nachteiligen Einfluß übt.

Im alten Prozeß, wo Schriftlichkeit des Verfahrens herrschte, wo der erkennende Richter den Zeugen nicht selbst vernahm, der über die zu ermittelnden Tatsachen aussagen sollte, wo insbesondre die Justizkollegien, die als erkennende Strafgerichte tätig wurden, auf Grund eines Berichts, den eines ihrer Mitglieder aus den das Ergebnis der Ermittlungen enthaltenden Akten vortrug, ihr Urteil finden mußten, wo außerdem genau vorgeschrieben war, unter welchen Voraussetzungen ein Beweis für geführt angesehen werden durfte, wie viele Zeugen dazu nötig waren, und wie sie beschaffen sein mußten, war es wohl geboten, die Vereidigung für alle nicht befreiten Zeugen vorzuschreiben, damit sie wenigstens insoweit gleich erschienen.

Dieser Zustand ist Gott sei Dank überwunden. Heutzutage sieht und hört der deutsche Prozeßrichter die Zeugen, deren Aussagen er seinem Urteile zugrunde legen muß, wieder selbst, wenigstens weist das Gesetz ihn dazu an, das zu tun, wenn nicht schwer überwindliche Hindernisse im Wege stehn, die ihn zwingen, die Hilfe eines andern Richters in Anspruch zu nehmen, wie das

leider vielfach in sehr laxer Weise geschieht. Er kommt auf diese Weise, wenn er überhaupt seinem Amte gewachsen ist und seine Pflicht erfüllt, in die Lage, die Befähigung der zu vernehmenden Zeugen zur Wahrnehmung der Tatsachen, über die sie aussagen sollen, die Umstände, unter denen sie ihre Wahrnehmungen gemacht haben, ihre Befähigung zur zutreffenden Wiedergabe ihrer Beobachtungen, ihren durch Freimut und Sicherheit hervortretenden guten Willen, die Wahrheit zu sagen, oder umgekehrt die sich in Zurückhaltung, Unsicherheit und Widersprüchen offenbarende geringe Wahrheitsliebe für sich und die, die neben ihm zur Beurteilung der Tatsachen als Richter, Geschworne oder Schöffen berufen sind, durch die Vernehmung hervortreten zu lassen, und hiervon, nicht von dem Umstande, daß die vernommnen Zeugen einen Eid leisten oder von der Eidesleistung befreit sind, hängt die Glaubhaftigkeit der von ihnen bekundeten Tatsachen ab. Jeder Prozeßrichter kommt oft in die Lage, Personen zu vernehmen, denen er, auch ohne daß sie ihre Aussagen beschworen haben, vollen Glauben beimißt, weil sie sich eben durch die Umstände, unter denen sie aussagen, als glaubwürdig erweisen; und umgekehrt vernimmt er nicht selten solche Personen, denen er, obwohl sie vereidigt sind, den Glauben versagt, weil sie sich bei ihrer Vernehmung als unzuverlässig erwiesen haben. Daß auch diese trotzdem ihre Aussage haben beschwören müssen, führt nicht nur zur Vermehrung der Meineidverbrechen, sondern erschwert auch die Verwertung der wirklichen Sachlage für die Entscheidung dadurch, daß die unglaubwürdigen als vereidigte Zeugen neben den vereidigten einwandsfreien Zeugen erscheinen.

Die Militärgerichtsordnung hat, als sie den Nacheid zuerst eingeführt hat, auch in dieser Beziehung einen neuen Weg betreten, indem sie in 299 bestimmt hat, daß Zeugen, die sich als unglaubwürdig erwiesen haben, nicht vereidigt werden sollen. Dieser Ausweg aber kann bei einer Revision der bürgerlichen Prozeßordnungen nicht zur Nachahmung empfohlen werden; denn wenn daneben die Vereidigung der Zeugen als Regel festgehalten wird, so führt diese Bestimmung dazu, daß im Laufe des Verfahrens über die Glaubwürdigkeit eines einzelnen Beweismittels eine präjudizierende Zwischenentscheidung abgegeben wird, die namentlich in den Arten des Strafverfahrens bedenklich erscheint, in denen die Tatrichter, wie das beim Geschwornengericht der Fall ist, nicht identisch sind mit den die Zwischenentscheidung treffenden Mitgliedern des Gerichtshofs. Auch ist eine solche Bestimmung geeignet, Zeugen, die sich der Eidespflicht zu entziehn wünschen, dazu zu verleiten, das durch ihr Verhalten bei der Vernehmung zu bewirken. Immerhin aber ist die Erscheinung beachtenswert, daß sich die Reichsgesetzgebung für Militärstrafsachen schon entschlossen hat, bei Unglaubwürdigkeit der Zeugen die Vereidigung womöglich zu unterlassen.

Ja auch in der bürgerlichen Strafprozeßordnung findet man hiefür schon einen gewissen Ansatz in der Bestimmung des Paragraphen 57, der es in das Ermessen des Richters stellt, ob er Personen, die wegen ihres Verhältnisses zu dem Beschuldigten ihr Zeugnis verweigern können, von dieser Befugnis aber keinen Gebrauch machen, unvereidigt vernehmen oder vereidigen will. Es kommt nur darauf an, auf diesem Wege mutig fortzugehn, den Zwang, der ein Überbleibsel überwundner Formen ist, abzustreifen und aus dem Wesen des

Zeugeneides, aus der richtigen Erkenntnis seines Wertes für das Gerichtsverfahren die Neuordnung zu treffen.

Die Verpflichtung des Zeugen, bei seiner Vernehmung die Wahrheit zu sagen, ist schon mit der Verpflichtung zur Aussage gegeben; sie muß als eine allgemeine staatsbürgerliche Pflicht angesehen werden, weil das Gemeinwohl sowohl für den Zivil- wie für den Strafprozeß die Ermittlung der Wahrheit fordert. Es würde durchaus berechtigt sein, wenn man sich dazu entschließen wollte, was schon wiederholt gefordert worden ist, ganz ohne Rücksicht auf den Eid die Verletzung dieser Wahrheitspflicht unter Strafe zu stellen. Damit würde ein großer Schritt zur befriedigenden Regelung der Vereidigung der Zeugen im Prozesse getan werden, weil man dann den Eid auf die Fälle beschränken könnte, in denen er nicht der Gleichmäßigkeit wegen, sondern aus innern Gründen am Platze wäre.

Diese innern Gründe können nur darin bestehn, daß das Bedürfnis vorliegt, durch den Eid auf den Zeugen einzuwirken, um ihn von einer Verletzung seiner Wahrheitspflicht abzuhalten, sein Gewissen zu schärfen und damit seiner Aussage eine größere Glaubhaftigkeit zu verschaffen. Diese Maßregel ist unberechtigt, weil überflüssig, wenn der Zeuge auch ohne sie vollen Glauben verdient; sie ist ebenso unberechtigt, wenn man überzeugt sein darf, daß sie ihre Wirkung verfehlen wird. Eine Berechtigung bleibt also nur übrig für Zweifelfälle, für solche Zeugenaussagen, denen der Richter bereit ist, Glauben zu schenken, wenn sie von dem Zeugen in der feierlichen Weise, die der Eid mit sich bringt, die aber wegen der fast ausnahmlos geschehenden Anwendung verloren zu gehn droht, unter Berufung auf die Allwissenheit und Allmacht Gottes und in dem Bewußtsein der unter Umständen eintretenden schweren Strafe als wahr versichert werden. Damit wird dem Eide das Ansehen bewahrt, das er nötig hat, wenn er wirksam bleiben soll, und auf diese Weise wird auch für die Überzeugung des Richters wegen der Wahrheit der zu beweisenden Tatsachen ein Erfolg erreicht. Es steht damit nicht anders als mit den Parteibehauptungen im Zivilprozeß, denen der Richter auch Glauben beimißt, wenn sie wegen ihrer Zweifelhaftigkeit mit einem Eide bekräftigt werden.

Es fragt sich, wie diese Auffassung vom Zeugeneid, wenn sie gut geheißen wird, praktisch zur Geltung gebracht werden kann. Die Antwort kann nur lauten, daß die bisherige Regel, jeder Zeuge müsse vereidigt werden, aus den Prozeßordnungen verschwinden muß; daß in diesen, was den Zeugeneid betrifft, nur die relativen und die absoluten Befreiungsgründe festgestellt werden müssen, im übrigen aber die Vereidigung in das Ermessen des erkennenden Richters gestellt werden muß. In dieser letzten Beziehung würde die Bestimmung genügen: Das Gericht kann, wenn es das zur Ermittlung der Wahrheit für nötig hält, den Zeugen vereidigen.

Das würde sich im Wege der einfachen prozessualischen Anordnung, wie nach 57 der bürgerlichen Strafprozeßordnung bei der Vereidigung von Personen, die zur Verweigerung des Zeugnisses berechtigt sind, vollziehen; es würde keine bedenkliche Zwischenentscheidung erfolgen, wie sie die Militärgerichtsordnung unter Festhaltung der regelmäßigen Vereidigung für die Nichtvereidigung unglaubwürdiger Zeugen zuläßt.

Und was für ein ungeheurer Erfolg in ethischer Hinsicht würde mit einer solchen Regelung der Zeugenvereidigung erreicht werden, wenn auch vor den Gerichten das einfache Wort des braven Mannes und der braven Frau wieder zu Ehren gebracht würde, und die Gerichtssäle nicht mehr widerhallten von dem sich immer wiederholenden, profanierenden Nachsprechen der Eidesformel! Ja wenn auch das Wort der Schrift Matth. 5, 37 „Eure Rede aber sei: Ja ja; nein nein; was darüber, das ist vom Übel“ keine Aussicht hat, auch für den Kampf der streitenden Interessen im gerichtlichen Verfahren zur Geltung zu kommen, so würde doch die vorgeschlagne, die Eidesleistungen so stark einschränkende Reform jedenfalls im christlichen Sinne wirken.

Vorausgesetzt ist bei dem Vorschlage allerdings, daß der erkennende Richter den Zeugen selbst vernimmt; für Vernehmungen, die auf dem Wege des Ersuchens erfolgen, wird der Zeugeneid leider noch vielfach angewandt werden müssen, während der erkennende Richter vielleicht keine Veranlassung dazu gefunden hätte. Aber damit könnte der bedenklichen Praxis, die diesen Weg oft auch in den Fällen einschlägt, wo das Gesetz eine unmittelbare Beweisaufnahme will, zugleich ein Riegel vorgeschoben werden.



Der Einheitstarif der Straßenbahnen

Von A. Voigt



Der Begriff der Einheit hat für manche Naturen einen ganz besondern Reiz. Sie müssen durchaus eine monistische Weltanschauung haben, jeder Dualismus ist ihnen unbehaglich, und wäre er auch im Grunde viel einfacher als der künstlich zurechtgemachte, dem natürlichen Empfinden fremde Monismus. Der impôt unique, die einzige Steuer auf das Grundeigentum, war eine Lieblingsidee der Physiokraten, unter Karl Friedrich von Baden sogar auf kurze Zeit zu wirklichem Leben erwacht und lange noch in einigen Köpfen nachspukend. Dann kam die Theorie vom einheitlichen Münzmetall, vom Monometallismus, ein an sich nicht unvernünftiger Gedanke, wenn auch die Sache nicht ganz so einfach ist, wie sie denen erschien, die den Bimetallismus mehr aus ästhetischen Gründen als aus wirtschaftlicher Einsicht bekämpften. So haben wir ja denn noch heute in einem großen Teile der Kulturstaaten Doppelwährung. Vollkommen und unbedingt hat sich die Einheit des Maß- und des Gewichtswesens sowie des Münzfußes für große Wirtschaftsgebiete bewährt, und es wäre nur zu wünschen, daß hier die Einheit noch größer würde. Ein ähnlicher Triumph schien dem Einheitgedanken auch bevorzustehn auf dem Gebiete des Verkehrswesens. Die Einheit des Briefportos war das erste gelungne Experiment auf diesem Gebiete, wobei allerdings nicht verschwiegen werden darf, daß das Pennyporto des Rowland Hill zunächst die bis dahin guten Erträge der englischen Post beinahe auf Null herabdrückte, und daß sich

erst nach Jahrzehnten mit der Hebung der Frequenz der ursprüngliche Reinertrag wiederherstellte. Von der Briefpost ging dann der Gedanke auf die Paketpost über, und bekanntlich haben wir in Deutschland wenigstens für die kleinen Pakete bis zu fünf Kilogramm Gewicht beinahe ein Einheitsporto. Es wird nur durchbrochen durch den noch billigern Satz für die erste Zone, eine Abweichung von der Einheitlichkeit, die sogar die Schwärmer für diese sich immer gern gefallen lassen. Ob sich dieser Fünfzigpfennigtarif für das einfache Paket eigentlich bewährt habe, ist schwer zu sagen, da sich wegen des Privilegs der Post bei den Staatsbahnen weder die Rentabilität genau berechnen, noch ein sicheres Urteil darüber gewinnen läßt, ob dieser niedrige Tarif nicht einen schädlichen Verkehrsluxus hervorgerufen habe, wie manchmal behauptet wird. Der nächste Schritt in der Vereinheitlichung der Verkehrstarife mußte dann natürlich der Einheitstarif im Personenverkehr sein, wie er von Perrot, Hertzka, Engel eine Zeit lang lebhaft befürwortet wurde. Diese Agitation für das „Personenporto," das Perrot zuletzt auf dreißig Pfennige für die dritte Klasse, fünfzig Pfennige für die zweite Klasse und sechs Mark für die erste Klasse festlegen wollte, ist dann auch nicht ganz ohne Folgen geblieben, indem in der Form des Zonentarifs in verschiednen Ländern, namentlich in Rußland und Ungarn, eine wenn auch nur schwache Annäherung an den Einheitstarif versucht wurde. Der ungarische Zonentarif wurde dann lange allen „rückständigen" fiskalischen deutschen Staatsbahnen als das bewährte Muster zur Nachahmung empfohlen, bis die ungarische Eisenbahnverwaltung mit der Neugestaltung des Tarifs vom 1. Januar 1903 den Verfechtern des Einheitsgedankens den bösen Streich spielte, ihren angeblich so vorzüglich bewährten Tarif gerade in umgekehrter Richtung, nämlich von der Einheit weg, zu entwickeln. Drei neue Zonen mit stark erhöhten Einheitssätzen wurden gebildet; die große Zone, die bei einer Entfernung von 225 Kilometern vom Ausgangsorte begann und sich bis an die Landesgrenze erstreckte, dieser wichtigste Teil des ungarischen Zonenschemas wurde damit wieder beseitigt. Es scheint danach doch nicht so über allen Zweifel erhaben, daß sich die Vereinheitlichung bewähren wird, wie manchmal mit großer Zuversicht behauptet wurde.

Vor kurzem ist nun auch noch ein andrer Zufluchtsort des Einheitsgedankens auf dem Gebiete des Verkehrswesens bestürmt, und wie es scheint, zur Übergabe gezwungen worden, nämlich das der städtischen Trambahnen. Auf der diesjährigen neunten Hauptversammlung des Vereins deutscher Straßenbahn- und Kleinbahnverwaltungen in Dresden beschäftigte man sich eingehend mit der Tariffrage, und unter dem allgemeinen Beifall der Mitglieder wurde hier vom Referenten der Satz ausgesprochen und verteidigt, daß der Zehnpfennig-Einheitstarif sich eigentlich nirgends bewährt habe. Es dürfte ihm damit, soweit nicht vertragsmäßige Bindungen bestehn, das Todesurteil gesprochen sein.

Bevor wir das Schicksal des Trambahneinheitstarifs und die Gründe seines Verdammungsurteils weiter verfolgen, wollen wir zunächst die Frage aufwerfen, was denn überhaupt die Ursache ist, daß sich der Einheitsgedanke, der ohne Zweifel schon an sich etwas Bestechendes hat, auf einigen Gebieten so vorzüglich bewährt, während er auf andern ebenso entschieden Fiasko macht. Der Grund

ist der, daß der Gedanke der Einheit ein rein technischer ist. Sein Ziel ist eine Vereinfachung des Kunstverfahrens und der Verwaltungstechnik. Wo und soweit deshalb das Technische allein in Betracht kommt oder wenigstens überwiegt, wird man mit der Vereinheitlichung Erfolg haben; sobald dagegen wirtschaftliche Gründe ins Gewicht fallen, kann eine zu weitgehende Einheit nur als lästiger Zwang empfunden werden. Maß und Gewicht betreffen nur die Technik des Handels, hier kann Einheit und Einfachheit nur fördern. Eine künstliche und erzwungne Einheit der Preise dagegen, die immer den tatsächlichen, niemals einheitlichen, immer wandelbaren Marktverhältnissen widerspricht, kann sich nur soweit bewähren, ist nur soweit durchsetzbar, als die technischen Vorteile der Uniformierung ihre wirtschaftlichen Nachteile bedeutend überwiegen.

Ohne Zweifel hat nun der Einheitstarif für bestimmte Verkehrsleistungen recht große technische Vorteile. Der Passagier einer Straßenbahn mit Zehnpfennigtarif braucht nie nach dem Preis zu fragen, der Schaffner hat ebenso einfache Rechnung. Der Verkehr zwischen Personal und Publikum wird also sehr vereinfacht, die Kontrolle sehr erleichtert, Irrtum und Betrug werden auf ein Minimum reduziert. Ebenso vereinfachen sich das Rechnungswesen und die Statistik. Die Zahl der Fahrgäste ist identisch mit der Zahl der eingenommnen Zehnpfennigstücke. Es kann an Bureau- und Kontrollpersonal gespart werden, hat man doch stellenweise durch die Einrichtung der Zahlkasten, die ohne Einheitstarif undenkbar wären, sogar den Schaffner überhaupt überflüssig gemacht.

Diesen Vorteilen stehn aber große Nachteile gegenüber, die sich namentlich mit der Erweiterung des Netzes geltend machen. Je länger die Strecken werden, desto geringer ist der Anteil des Fahrgeldes, der auf die Streckeneinheit entfällt. Schließlich fällt er wie auf einigen Berliner Vorortstrecken auf weniger als einen Pfennig für den Personenkilometer, und damit ist auch regelmäßig, wenn nicht schon früher, der Punkt erreicht, wo die Fahrt für die Trambahn gewinnbringend zu sein aufhört. Das ist nun ein Umstand, der den Fahrgast wenig zu genieren pflegt. Er will vor allem billig fahren und tröstet die Gesellschaft oder die Stadtverwaltung, die die Trambahn betreibt, falls er überhaupt soweit denkt, damit, daß sie dafür auf andern Linien soviel mehr verdiene und sich dadurch also schadlos halten möge. Darauf kommt natürlich überhaupt alle Vereinheitlichung hinaus, daß was an der einen Stelle zu wenig, an der andern Stelle zu viel bezahlt wird, und darum sollten es sich auch die Fahrgäste überlegen, ob sie wirklich bei dieser Einrichtung auf ihre Rechnung kommen. Die gewiß, die vorwiegend die längern Strecken benutzen. Liegen aber wirklich hinreichend triftige Gründe vor, daß die Benutzer kurzer Strecken für sie mitbezahlen? Beim Teilstrecken- und Zonentarif gibt es zwar teure Strecken zu fünfzehn und zwanzig Pfennigen, dafür aber auch solche zu fünf Pfennigen, die beim Zehnpfennigeinheitstarif wegfallen. Noch zweifelhafter wird der Vorteil der Einheit für den Benutzer, wenn das einheitliche Fahrgeld nicht zehn, sondern fünfzehn oder gar zwanzig Pfennige beträgt. Bei solchen Sätzen würde wohl auch den heutigen Einheitsschwärmern um ihre Einheit bange werden. Es würde ihnen dann wohl selbst zum Bewußtsein kommen, daß es nicht so sehr die Einheit war, für die sie sich begeisterten, sondern die

Wohlfeilheit, und sie würden sofort ihr bisheriges Ideal aufzuopfern bereit sein, wenn der Fünfzehn- oder Zwanzigpfennigeinheitstarif für kurze Strecken durch einen Zehnpfennigsatz durchbrochen würde. Der Einheitstarif ist ursprünglich eine amerikanische Erfindung und von Amerika zu uns importiert, doch mit einer kleinen aber wesentlichen Änderung: aus zehn Cents wurden bei uns zehn Pfennige, das ist nominell nicht einmal halb so viel wie dort, und sogar wenn wir den Unterschied des Geldwerts bei uns und in Amerika berücksichtigen, höchstens zwei Drittel des dortigen Betrags. Daß die wahrlich ihren Vorteil nicht hintansetzenden amerikanischen Tramway-Companies mit dem Zehncentstarif wohl zufrieden sein konnten, ist darum kein Wunder.

Doch ich möchte nicht den Anschein erwecken, als ob unser Zehnpfennigtarif nur mit Rücksicht auf die Finanzen der Gesellschaften oder der städtischen Trambahnverwaltungen zu verwerfen wäre. Die meisten Straßenbahnen rentieren sich augenblicklich noch so, daß sie einen Abstrich von ihren Einnahmen wohl vertragen können. Doch eine Erscheinung zeigt sich hier fast überall, die dennoch Bedenken erregt: mit der Ausdehnung der Trambahnnetze nimmt, wo der Einheitstarif unabänderlich gilt, die Rentabilität von Jahr zu Jahr ab. Auf die fetten Jahre, als sich das Schienennetz noch hauptsächlich auf das Weichbild der Stadt beschränkte, folgen die magern, jetzt wo immer mehr Vorortlinien gebaut werden, und der Vorortverkehr einen immer größern Teil des Gesamtverkehrs ausmacht. Geht das so weiter, so ist der Zeitpunkt abzusehen, wo der Überschuß ganz verschwindet oder gar einem Verlust Platz macht. Und dieser Zustand wirft, zum Schaden des Publikums, schon jetzt seinen Schatten voraus. Der Ausbau von Vorortlinien stockt. Sie sind bei dem herrschenden Tarif unrentabel, und es ist darum kein Wunder, daß die Verwaltungen, die doch samt und sonders, wenn nicht auf Überschüsse, so doch auf ein Gleichgewicht ihrer Finanzen angewiesen sind, zögern, sich auf geradezu unrentable Unternehmungen einzulassen. Würden die städtischen Trambahnen, von denen einige, wie in Düsseldorf und in München, schon heute mit Zuschüssen aus dem Steuersäckel arbeiten, ihre Ansprüche an die steuerzahlenden Bürger mehr und mehr erhöhen, dann würde wohl auch den Stadtverordneten bald die Freude an der Trambahn vergehn, und es würde von hier aus eine Tarifreform im Sinne der Differenzierung der Fahrpreise verlangt werden. Schon jetzt wird von den Gesellschaften, die durch einen Vertrag an den Einheitstarif gebunden sind, wie die Große Berliner, von den Vorortgemeinden eine Garantie für die Rentabilität der dorthin zu führenden Linien verlangt.

Ein wahres tarifpolitisches Kuriosum ist die Linie von Berlin nach Tegel infolge der Bindung des Zehnpfennigtarifs geworden. Bei der Länge der Linie von siebzehn Kilometern kostet hier das Personenkilometer nur 0,6 Pfennig. Da nun ein großer Teil des Publikums ähnlich denkt wie Itzig, der sich einen Hut von der größten Nummer gekauft hatte, obgleich seines Schädels Umfang nur 55 Centimeter betrug, und, darüber zur Rede gestellt, antwortete: Was soll ich mir kaufen einen kleinen Hut, wenn ich kann haben einen großen für denselben Preis? — so hat sich allmählich eine wahre Sonntagsvölkerwanderung auf dieser billigsten aller Berliner Linien ausgebildet. Wer sollte sich auch in

unsrer auf Kilometerfresserei gestimmten Zeit das große Vergnügen versagen, siebzehn Kilometer für zehn Pfennige zu durchsausen, wofür, wenn ich mich recht erinnere, im Anfang der achtziger Jahre noch fünfzig Pfennige bezahlt wurden? Wie groß in der Tat dieses Vergnügen ist, kann man daraus ermessen, daß, wie Berliner Zeitungen berichten, in diesem Sommer an einzelnen Sonntagen 60000 Personen nach dem ehemals so idyllischen Tegel gefahren sind. Was dabei aus dem Idyll geworden ist, kann man aus folgender Schilderung eines Augenzeugen entnehmen: „Die in Berlin bei festlichen Gelegenheiten wohlbekannten lebendigen Mauern bilden Spalier, um die günstige Gelegenheit zum Sturm auf einen leeren Wagen abzuwarten. Kollisionen zwischen den Straßenbahnwagen einerseits und dem Publikum und dem Fuhrwerksverkehr andrerseits treten jeden Augenblick ein. Die ununterbrochen ein- und abfahrenden Straßenbahnzüge bringen das Publikum, das zudem regelmäßig den noch fahrenden Wagen attakiert, in die ernsteste Gefahr. Das Rangieren der Wagen, die ständigen Glockenzeichen, der vorüberhastende Fuhrwerksverkehr mit seinen oft scheuenden Pferden, das erschütternde Geschrei der Frauen und der Kinder, die sich in Gefahr wähnen, alles zeigt den Sonntagsverkehr an dieser Stelle von seiner unerfreulichsten Seite."

Und welche Abhilfsmittel werden gegen diesen wahrhaft lebensgefährlichen Verkehrsunfug vorgeschlagen? Die Polizei wird herbeigerufen, das Einschreiten der Aufsichtsbehörden wird verlangt, eine größere Verteilung des Publikums durch Anlegen einer der beliebten Geleisschleifen wird vorgeschlagen; das einfachste, natürlichste, mit einem Schlage Abhilfe schaffende Mittel kann und darf dagegen nicht genannt werden: die Erhöhung des Tarifs auf einen der Nachfrage und den Kosten entsprechenden Betrag. Verlangt für solche langen überlasteten Strecken zwanzig oder dreißig Pfennige, und sofort wird sich der Verkehr in vernünftiger Weise verteilen.

Man sieht aus einem solchen Beispiel so recht, welche Fessel man durch eine schablonenmäßige Vereinheitlichung der Tarife einer Trambahnverwaltung anlegt. Das altbewährte sich unmittelbar darbietende Mittel einer Verkehrspolitik, das den Verkehr zu beherrschen erlaubt, während man sich jetzt von ihm beherrschen läßt, die Beweglichkeit des Tarifs, wird in törichter Weise voreilig beseitigt, sodaß man nachher vor unlösbaren Problemen steht.

Es ist so weit gekommen, daß ein sich steigernder Verkehr nicht die Freude, sondern die fortwährende Sorge der Verwaltung ist; denn man glaube nicht, daß ein solcher Massenverkehr mit Zügen von einem Motorwagen und zwei Anhängern in zwei Minuten Abstand für die Verwaltung etwas Erfreuliches sei. Ein solcher Verkehr, sofern er kein regelmäßiger, sondern nur Festtagsverkehr ist, stellt an das Personal, an das rollende Material und an die über den Wagenpark disponierende Direktion Anforderungen, die oft kaum zu erfüllen sind, oder die eine luxuriöse Vermehrung des Parks fordern, von dem sich ein großer Teil in gewöhnlichen Zeitläuften nicht ausnutzen läßt, also nur Zinsen frißt. Kommt noch hinzu, daß sogar bei voller Besetzung der Wagen die Kosten nicht gedeckt werden, wie es auf der Tegeler Linie nach meiner Be-

rechnung der Fall sein muß, dann bringt jede weitere Person nicht Gewinn, sondern Verlust, und das Defizit wächst mit der Verkehrsteigerung.

Anders natürlich ist ein billiger Tarif für den regelmäßigen täglichen Verkehr der Vorortbewohner nach der Stadt zu beurteilen. Möglichst große Herabsetzung ist da zur Belebung des Verkehrs natürlich erwünscht. Allerdings darf er auch hier nicht so niedrig sein, daß er die Kosten nicht deckt. Der in Laienkreisen vielfach umlaufende Satz, daß sich jede Herabsetzung des Tarifs durch Erhöhung der Frequenz in der Gesamteinnahme ausgleiche, ist leider nicht richtig. Unzweifelhaft richtig dagegen ist der andre, daß bei einem Tarif, der die Kosten nicht voll deckt, mit wachsendem Verkehr das Defizit wächst.

An einem Tarif, der nicht nach der Entfernung abgestuft ist, haben übrigens, einer landläufigen Meinung entgegen, nicht einmal die Hauptbenutzer der Trambahn oder des sonstigen Verkehrsinstituts ein Interesse, nämlich die in den Vororten angesiedelten, die täglich in der Stadt verkehren müssen, und zwar aus folgendem Grunde nicht. Heute stufen sich im allgemeinen die Mieten mit der Entfernung vom Stadtzentrum ab, eben mit Rücksicht auf die steigenden Fahr- und Transportkosten zum und vom Verkehrsmittelpunkt. Werden nun diese Unterschiede der Transportkosten durch einen Einheitstarif ausgeglichen, so fällt für die Hausbesitzer die Notwendigkeit weg, bei der Bemessung der Mieten auf die Entfernung in dem bisherigen Maße Rücksicht zu nehmen. Der Besitzer des entferntern Hauses wird dann seine Mieten um den durch die Verbilligung des Verkehrs ersparten Betrag steigern, und der zur Miete wohnende Vorortbürger hat auf die Dauer nichts von der Verkehrsverbilligung. Das darf man bei der Agitation für niedrige Vororttarife auch nicht außer acht lassen. An einem *frequenten* und *schnellen* Vorortverkehr hat jeder Bewohner der Vororte ein Interesse, sofern er ihm das Wohnen dort draußen überhaupt ermöglicht, an einem *billigen* Vorortverkehr hat er solange ein Interesse, wie nicht die dadurch vermehrte Nachfrage die Wohnungspreise um den Betrag der Verbilligung in die Höhe treibt, an einem *Einheitstarif* hat er gar kein Interesse, weil dieser schließlich nur den Hausbesitzern zugute kommt.

Wir kommen also wegen der Einheitstarife der städtischen Trambahnen zu folgendem Schlusse: Der Vorteil der Einheit wird durch Nachteile sowohl für die Unternehmer wie für die Benutzer reichlich aufgewogen. Oft sind diese Nachteile geradezu unerträglich. Der Einheitstarif von zehn Pfennigen ist höchstens dem engern Stadtgebiet angemessen, obwohl ein Fünfpfennigsatz für ganz kurze Strecken auch nicht zu verwerfen wäre. Für längere Strecken, namentlich auf die Vororte, liegt die Festhaltung des Zehnpfennigtarifs, wenn er die Kosten nicht voll deckt, selbstverständlich nicht im Interesse der Verwaltung, aber auch nicht in dem des Publikums, da die Verkehrsentwicklung dadurch nur gehemmt wird, und außerdem die Früchte einer zu weit gehenden Einheit nicht denen zugute kommen, die ihrer eigentlich bedürfen. Vor allem aber weg mit dem Zwange, den jede künstliche Vereinheitlichung auferlegt! Mehr Freiheit für die Verwaltung, damit sie in der Lage ist, wirkliche Verkehrspolitik zu treiben, nutzlos überlastete Strecken zu entlasten und den Ver-

kehr in angemessener Weise zu verteilen. Nicht Starrheit und Einheitlichkeit, sondern Beweglichkeit und Mannigfaltigkeit muß im Tarifwesen der Verkehrsanstalten in Zukunft die Losung sein, und zwar nicht bloß der städtischen Trambahnen, sondern auch der Eisenbahnen, auf deren Tarife wir vielleicht bei einer andern Gelegenheit zu sprechen kommen.



Louise von Sachsen-Weimar

Von Julius R. Haarhaus



Zwischen den uns allen durch zahlreiche biographische und literarhistorische Werke vertraut gewordnen lebenswarmen Gestalten Anna Amaliens und ihres Sohnes Karl August, in denen die Nachwelt die Schöpfer des Weimarischen Musenhofes verehrt, stand bisher die Gemahlin des fürstlichen Dichterfreundes, die Herzogin Louise, wie ein wesenloser stummer Schemen. Was man in weitern Kreisen von ihr wußte, beschränkte sich so ziemlich auf die Andeutungen über ihr zu Anfang nicht glückliches eheliches Leben, die wir in den Erläuterungen zu Goethes „Lila" finden, und auf die Kenntnis der kurzen Zeitspanne, wo sie, die so lange Verkannte und Unbeachtete, tatkräftig in den Gang der politischen Ereignisse eingriff und mit bewundernswertem Mut dem siegreichen Napoleon entgegentrat. Darüber hinaus flößte uns — gestehen wirs nur offen zu! — die kühle stille Frau kein besondres Interesse ein; man hatte die unklare Empfindung, als sei sie in dem lustigen Weimar der Dichterzeit nicht am rechten Platze gewesen. Ihr ganzes Dasein erschien uns wie eine verkörperte Mißbilligung der Ideen und der Bestrebungen, die damals in der kleinen Residenz an der Ilm die Gemüter bewegten.

Das ist anders geworden, seit uns Eleonore von Bojanowski durch einen in der Deutschen Rundschau veröffentlichten längern Aufsatz über die Beziehungen Louisens zu Herder einen Einblick in das Seelenleben der merkwürdigen Frau erschlossen hat. Wir sahen die Fürstin mit einemmal auf die Höhe ihres Gemahls erhoben, sahen, wie sie im engen Anschluß an Herder ein moralisches Gegengewicht gegen das „genialische" Treiben Karl Augusts und Goethes zu schaffen sucht, und wie sie bei aller Zurückhaltnng ihr politisches Talent pflegt und sich für die großen Aufgaben ihrer spätern Lebensjahre vorbereitet.

Mit aufrichtiger Freude haben wir deshalb das Erscheinen einer ausführlichen Biographie Louisens aus der Feder Eleonorens von Bojanowski begrüßt*) und dürfen bekennen, daß unsre Erwartungen nicht getäuscht worden sind. Die Verfasserin hat die Quellen mit großem Geschick benutzt und aus den Mosaiksteinchen der in Briefen, Memorienwerken, Gelegenheitsschriften,

*) Louise, Großherzogin von Sachsen-Weimar, und ihre Beziehungen zu den Zeitgenossen. Nach größtenteils unveröffentlichten Briefen und Niederschriften. Mit einem Porträt. Stuttgart und Berlin, Cotta. 7,50 Mark.

historischen und literarhistorischen Arbeiten verstreuten Nachrichten mit feinem Nachempfinden ein Bild der Großherzogin zusammengestellt, das uns nicht nur die Gestalt der einzigen Frau getreu vor Augen führt, sondern auch des geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Hintergrundes wegen als eine wichtige Ergänzung der ältern Literatur über die große Zeit betrachtet werden muß.

Bei dem ersten Abschnitt des Buches, der die frühe Kindheit und die Jugend Louisens behandelt, überwiegt die kulturgeschichtliche Seite. Das Leben an einem höchst bescheidnen süddeutschen Hofe, dessen eigentlicher Mittelpunkt eine starkgeistige Frau ist, während sich der fürstliche Gatte in bewundernder Nachahmung des großen Preußenkönigs der Soldatenliebhaberei ergibt, entrollt sich vor unserm Auge. Wie ein Gespenst erhebt sich hinter der Mutter die ewige Sorge um die standesmäßige Verheiratung der Töchter.

Als sechstes Kind des Erbprinzen Ludwig von Hessen-Darmstadt, der damals als preußischer Generalleutnant mit König Friedrich dem Zweiten in Dresden weilte, und seiner Gemahlin Karoline, einer Prinzessin von Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld, wurde Louise am 30. Januar 1757 während des Aufenthalts ihrer Mutter in Berlin geboren und mit Resignation in dieser Welt empfangen. Noch an demselben Tage schreibt die Mutter an ihren Gatten nach Dresden: Encore une fille, mon cher prince, c'est tout ce que j'ai eu l'esprit de faire ce matin à six heures, pardonnez moi cette conduite. Mais je vous connais e sais que vous recevez avec bonté toutes les petites créatures que le Ciel nous donne.

Im Herbst desselben Jahres nahm der Erbprinz auf Veranlassung seines Vaters, des Landgrafen Ludwigs des Achten, der die militärischen Neigungen des Sohnes mißbilligte und in dessen naher Verbindung mit Preußen eine Gefahr für Hessens Stellung zum Reiche sah, seinen Abschied aus preußischen Diensten und kehrte mit seiner Familie nach Hessen zurück. Er selbst nahm Aufenthalt in Pirmasens, wo er sich mit dem Drill seines Regiments beschäftigte; Gattin und Kinder wohnten zunächst in Buchsweiler, von 1765 an in Darmstadt. Der regierende Landgraf residierte auf dem nahen Schlosse Kranichstein; der Familie des Erbprinzen wurde ein Teil des alten Schlosses in der Stadt angewiesen, wo auch ein jüngerer Bruder mit den Seinen lebte. Hier entfaltete sich unter dem Drucke der allgemeinen Finanznot ein beinahe ärmliches Hofleben. Die Erbprinzessin widmete sich, von einem Fräulein von Ravanell unterstützt, fast ausschließlich der Erziehung ihrer Kinder, fand aber noch Muße zu einem regen Briefwechsel mit ihren Freunden und zur Verschönerung des ihr zur Benutzung überlassenen Parks. Im Herbst 1768 vermählte sich die älteste Tochter des erbprinzlichen Paares mit dem Landgrafen von Hessen-Homburg, und kurz darauf starb Landgraf Ludwig der Achte am Schlagfluß. Auch nach dem Regierungsantritt änderte der Sohn seine Lebensweise nicht. Er blieb in Pirmasens, erledigte von dort aus mit Hilfe der Minister von Moser und Hesse die dringendsten Regierungsgeschäfte und überließ die Repräsentation seiner Frau. Die Landgräfin arbeitete nun unausgesetzt an Plänen zu einer für Haus und Land vorteilhaften Verheiratung ihrer übrigen Töchter. Friedrich der Zweite von Preußen, mit dessen Schwester

Amalie sie eng befreundet war, und der Karoline hoch schätzte, unterstützte sie hierbei nach Kräften und setzte die Verbindung des preußischen Thronfolgers, des spätern Königs Friedrich Wilhelms des Zweiten, mit der zweiten der hessischen Prinzessinnen, Friederike, durch. „Ich gestehe Ihnen offen, schreibt er an die Landgräfin, der vortreffliche Eindruck, den mir die Mutter gemacht hat, hat einzig und allein veranlaßt, daß unsre Wahl auf die Prinzessin, Ihre Tochter, gefallen ist."

Eine so tatkräftige und geistig regsame Frau wie Karoline konnte auf ihre Umgebung nicht ohne Einfluß bleiben. Und so sammelte sich in Darmstadt damals ein Kreis von Männern und Frauen, der in seiner schwärmerischen Klopstockverehrung gleichsam einen Vorfrühling der spätern Weimarischen Dichterzeit heraufführte. Merck war der Mittelpunkt dieser Gesellschaft, deren geistiges Gepräge freilich einen stark verschwommen-sentimentalen Zug aufweist. Zu den schönen Seelen, die die durchreisenden Dichter, wie Gleim, Wieland, Herder und Goethe, entzückten, gehörten die Hofdamen von Ziegler und von Roussillon, vor allem aber Karoline Flachsland, „die Blume der Menschheit," die sich Herder zur Gattin erkor. Wieweit die Prinzessinnen an diesem Verkehr teilnahmen, wissen wir nicht, gewiß aber haben sie von ihrem Lehrer Merck die Namen der werdenden Dichterheroen nennen hören. Man darf nicht vergessen, daß das Hofzeremoniell streng, und der Zuschnitt des Hofes im Grunde durchaus militärisch war. Die Feste hatten mehr als anderswo einen familiären Charakter; Besuche benachbarter verwandter Fürstlichkeiten waren an der Tagesordnung. Dann gab es Bälle, Theatervorstellungen und Konzerte, auch wohl eine Jagd auf Schwarzwild, der die Damen auf einem Zeugwagen als Zuschauerinnen beiwohnten. Die fürstlichen Kinder veranstalteten mitunter auch selbst Musikaufführungen, bei denen der Erbprinz Louis den Kapellmeister machte.

Als man erfuhr, daß die Kaiserin Katharina die Zweite eine Gemahlin für den russischen Thronfolger Paul suchte und deshalb einen Diplomaten, den Geheimrat von Asseburg, zur Auswahl einer geeigneten Prinzessin an die protestantischen Höfe Deutschlands entsandt habe, war es Friedrich der Große, der die Aufmerksamkeit Assebürgs auf die darmstädtischen Prinzessinnen lenkte und ihm zu verstehn gab, welchen Wert er auf eine Verbindung des russischen Großfürsten mit einer der drei Töchter Karolinens lege. Die Landgräfin selbst war dem Projekt nicht abgeneigt, obwohl sie sich die Schwierigkeiten nicht verhehlte, die unfehlbar aus dem als notwendig hingestellten Religionswechsel entstehn mußten. Was man in Petersburg außerdem verlangte, war, wie Friedrich mit gewohntem Cynismus schrieb, de la douceur, un maintien honnête et de la fécondité.

Endlich erhielt die Landgräfin die Aufforderung, mit ihren drei Töchtern nach Petersburg zu kommen, und trat trotz des Widerstands ihres Gemahls zu Anfang Mai 1773 die Reise an. Die Angelegenheit wurde russischerseits ziemlich geschäftsmäßig behandelt, und Louise, die feinfühligste der Prinzessinnen, scheint aus ihrer Mißbilligung der seltsamen Brautfahrt kein Hehl gemacht zu haben, wie sie auch später, sogar nachdem sie durch die Vermählung ihres Sohnes Karl Friedrichs mit dem russischen Hofe in nähere Beziehungen ge-

treten war, der Reise mit keinem Worte gedenkt. Man fuhr über Frankfurt, wo zufällig Goethe die Reisenden sah und von Louise einen tiefen Eindruck gewann, sodaß er ihr „seit jener Zeit treu ergeben blieb,“ nach Erfurt. Hier traf man beim Statthalter von Dalberg die Weimarischen Herrschaften. In Potsdam verweilten die Reisenden länger, vom König mit Auszeichnung empfangen. Am 8. Juni bestiegen sie in Travemünde die prächtig geschmückte russische Fregatte, die die Kaiserin ihnen entgegengesandt hatte. Von Reval aus wurde die Reise nach Petersburg mit der kaiserlichen Extrapost fortgesetzt. In Gatschina wollte man beim Grafen Orlow das Diner einnehmen. Als die Damen aus dem Reisewagen stiegen, stand die Kaiserin, die ihnen unerwartet bis dorthin entgegengereist war, an einem Fenster des Schlosses und musterte mit kritischem Auge die drei Prinzessinnen. Bei der ersten, der nachmaligen Markgräfin von Baden, sagte sie: C'est un mouton, bei der zweiten, der Prinzessin Louise: C'est une tête; bei der dritten: C'est ce qu'il nous faut. Der jungen Mädchen bemächtigte sich eine ungeheure Verlegenheit, als sie der Beherrscherin des russischen Reichs gegenüberstanden. Aber bei der gemeinsamen Weiterfahrt nach Zarskoje-Selo, bei der sich ihnen auch der Thronfolger anschloß, gelang es ihnen, sich in ihrer Lage zurechtzufinden. Am 29. Juni fiel die Entscheidung: Wilhelmine wurde Pauls Braut. Am 29. August beging man die Verlobung und am 10. Oktober die Hochzeit. Bei den rauschenden Festen, die mit der ganzen Prachtentfaltung des russischen Hofes gefeiert wurden, mußte den armen deutschen Prinzessinnen der Gegensatz zwischen ihren häuslichen Verhältnissen und der Welt, in die sie hier einen Einblick gewannen, so recht zum Bewußtsein kommen. Sie und die Mutter wurden mit Ehren überhäuft, mit Orden geschmückt, mit Diamanten und kostbaren Kleidern beschenkt und erhielten ihre Reisespesen wahrhaft kaiserlich aus Katharinas Schatulle zurückerstattet. Vierzehn Tage später trat die Landgräfin mit ihren beiden Töchtern die Heimreise an, erkrankte unterwegs und traf am 24. Dezember schwer leidend wieder in Darmstadt ein. Ihre Stunden waren gezählt; am 30. März erlag sie der Wassersucht. Völlig gefaßt sah sie ihrem Ende entgegen und ordnete noch an, daß sie in einer von ihr selbst erbauten geheimen Grotte im großen Boskett des englischen Gartens beigesetzt zu werden wünschte.

Louise litt unter dem Verluste der Mutter am meisten. Ihre Schwester Amalie hatte damals schon ein Herzensbündnis mit dem Erbprinzen von Baden geschlossen und durfte voller Hoffnung in die Zukunft schauen. Aber Louise, deren ganze Natur der Elastizität entbehrte, fühlte sich vereinsamt. Der Lebensmut der Siebzehnjährigen war durch den Tod der Mutter für immer gebrochen worden.

Bei der Verheiratung ihrer Schwester folgte Louise dieser nach Karlsruhe, wo am Hofe des alten Markgrafen ähnliche Bestrebungen wie in der Umgebung der „großen Landgräfin“ von Darmstadt gepflegt wurden. Eine mit ihrer an den Landgrafen von Homburg verheirateten ältesten Schwester und deren Gemahl unternommenen Reise nach der Schweiz bot einen neuen Anlaß zur Erweiterung ihres literarischen Bekanntenkreises. In Genf wurde Voltaire, in Zürich Lavater besucht, mit dem Louise in der Folge einen regen Verkehr unter-

hielt, bis der Einfluß von Herders verstandesmäßiger Religiosität sie dem schwülstigen Gefühlschristentum des Propheten entfremdete. Es war deshalb nicht verwunderlich, daß die junge Prinzessin, die in der Welt der Dichter und Denker so heimisch war, den Zeitgenossen wie keine andre geeignet schien, an der Seite Karl Augusts von Weimar die literarischen Beziehungen weiterzupflegen, die dessen geistvolle Mutter, die Herzogin Anna Amalie, mit den größten Geistern der Zeit angeknüpft hatte. Der Plan einer Verbindung zwischen Darmstadt und Weimar mag schon bei dem Aufenthalt der nach Petersburg reisenden Prinzessinnen in Erfurt aufgetaucht sein. Dalberg, der beiden Höfen nahestand, spann ihn weiter und leitete durch einen Briefwechsel mit dem Minister von Moser die Verhandlungen ein. Louise, auf die der junge Erbprinz einen tiefen Eindruck gemacht hatte, war dem Projekt von Anfang an geneigt, wurde aber im Verlaufe der Verhandlungen durch Mitteilungen, die ihr von andrer Seite zukamen, wankend gemacht. Endlich gelang es Dalbergs Umsicht, das Mißverständnis aufzuklären, und am 7. Dezember 1774 trat Karl August in Begleitung seines Bruders Konstantin, des Grafen Görtz, des Kammerherrn von Stein und Knebels die denkwürdige Reise nach Darmstadt und Karlsruhe an, die ihn in Frankfurt zum erstenmal mit Goethe zusammenführte. Schon am 19. Dezember konnte Karl August die Mutter um ihre Einwilligung zur Verlobung mit Louise bitten. Bezeichnenderweise wurde der alte Landgraf, der in seiner Garnison Pirmasens immer mehr zu einem Sonderling und verknöcherten Pedanten geworden war, erst mit der vollendeten Tatsache bekannt gemacht. Er hielt es übrigens später auch nicht für nötig, der Hochzeit des jungen Paares beizuwohnen.

Anna Amalie hätte diese gern noch hinausgeschoben, aber beide und nicht zum wenigsten Louise, die offen eingestand, daß sie sich in Karlsruhe „zu sehr langweile," drangen auf Beschleunigung. Zunächst reisten die Prinzen nach Paris und trafen auf der Rückreise in Karlsruhe nochmals mit Goethe zusammen, der eben aus der Schweiz heimgekehrt war. Im überschwenglichen Tone der Zeit schreibt dieser an Tantchen Fahlmer: „Louise ist ein Engel, der blinkende Stern konnte mich nicht abhalten, einige Blumen aufzunehmen, die ihr vom Busen fielen, und die ich in der Brieftasche bewahre, wo das Herz ist."

Am 22. Juni trafen die Prinzen wieder in Weimar ein. Am 3. September wurde der Regierungsantritt Karl Augusts überaus festlich begangen, und am 18. September reiste er nach Karlsruhe, wo am 3. Oktober die Hochzeit stattfand.

Nicht uninteressant ist ein Blick auf die materiellen Punkte des Ehekontrakts. Louise erhielt ein Heiratsgut von 20000 Gulden, das als Fräuleinsteuer vom Lande erhoben wurde, dazu als Ausstattung von ihrem Vater 28000 Gulden. Die Verfügung über ihr mütterliches und ihr großmütterliches Vermögen sowie über die russische Reiseentschädigung hatte sie sich selbst vorbehalten. Vom weimarischen Hofe wurden ihr eine als Leibrente zu betrachtende Morgengabe von 5000 Talern und außerdem 6000 Taler „als Hand- und Spielgeld" zugesichert. Die Witwengabe sollte 12000 Taler betragen. Ihre Küche hatte Anspruch auf sechs Hirsche, acht Stück Wild, zwölf Rehe vier wilde Schweine, hundert Hasen usw.

Von den weimarischen Ständen wurden zur Deckung der Kosten des Jahres 1775 40000 Taler erhoben, daneben brachten die Städte des Landes noch ansehnliche Summen zu freiwilligen Geschenken für das junge Paar auf.

Am 17. Oktober hielten die Neuvermählten ihren Einzug in die festlich geschmückte Residenz und nahmen im Fürstenhause, gegenüber den Ruinen des Schlosses, Wohnung. Die Verhältnisse, in die Louise eingetreten war, mußten noch als unabgeklärt und unfertig gelten. Der Hofstaat der Herzogin wurde erst nach und nach ernannt, überall vermißte man noch die Ordnung, die jedem seinen festen Platz anweist. Dazu kam, daß Anna Amalie, erst in der Mitte der Dreißiger stehend, zwar die Zügel der Regierung dem Sohne übergeben hatte, aber keineswegs gesonnen war, ihre Stellung als Seele des gesellschaftlichen und des geistigen Lebens Weimars aufzugeben. Die junge Herzogin sah sich in die Rolle der Zuschauerin verwiesen: ihr Verhältnis zu Anna Amalie war und blieb kritisch und kühl. Louise war eine ernste Natur, die Herzogin-Mutter heiter, witzig und lebenslustig, und sogar in dem Punkte, wo eine nähere Berührung möglich gewesen wäre, trennte die Verschiedenheit des Charakters ihre Wege. „Der beiden eigne, klare Verstand, sagt Louisens Biographin, die Freude an Kunst und Wissenschaft, bewegte sich in entgegengesetzter Richtung; fand der Geschmack der Herzogin-Witwe Freude an dem leichten Geistesspiel und dem kaustischen Zuge französischer Aufklärungszeit, so suchte die junge Herzogin den Wert von Literatur und Bildung in einer durch sie bewirkten Geisteserhebung."

Die rauschenden Feste, mit denen man die junge Landesmutter zu ehren suchte, vermochten sie nicht über ihre Vereinsamung zu täuschen. Nur an Frau von Stein schloß sie sich inniger an. Schlimmer als die gesellschaftliche Isolierung war die Kluft, die sich schon bald nach der Verheiratung zwischen den Ehegatten auftat. Die innerlich längst gefestigte Frau fühlte sich von dem kraftgenialischen Treiben Karl Augusts und seines Kreises, zu dem seit dem 7. November auch Goethe gehörte, abgestoßen. Rücksichtslosigkeiten zu übersehen, war ihre Sache nicht. Bezeichnend für das Verhältnis der Gatten ist ein Bericht Goethes vom Januar 1776: „Ich sah ihr in die Seele und begreife nur nicht, was ihr Herz so zusammenzieht, und doch, wenn ich nicht so warm für sie wäre, sie hätte mich erkältet. Ihr Verdruß über des Herzogs Hund war auch so sichtlich. Sie haben aber immer beide Unrecht. Er hätte ihn draußen lassen sollen, und da er hinnen war, hätte sie ihn eben auch leiden können."

Louise war zu verschlossen und zu stolz, als daß sie über ihren Zustand geklagt hätte, aber durch alle ihre Äußerungen aus den ersten Jahren ihrer Ehe „klingt der Grundton einer herben Resignation durch."

Mit Zurückhaltung und Scheu begegnete sie ihr ganzes Leben lang den großen Männern. „Als ich Wieland zum erstenmal sah, erzählt sie selbst, glaubte ich kaum, daß er mich eines Wortes würdigen könne." Vielleicht fürchtete sie, die immer vor einer Aussprache ihrer Gefühle zurückschreckte, den forschenden Blicken Fremder ihr Seelenleben entblößen zu müssen, um so mehr, als schon Nachrichten über die Dissonanz ihrer Ehe in die Öffentlichkeit gedrungen waren, und die Teilnahme Berufner und Unberufner sich in Briefen

aus der Ferne bemerkbar zu machen begann. Lavater beklagte Louisens Leiden in einem gutgemeinten aber sicherlich als taktlos empfundnen Gedichte; Klopstock richtete einen Brief voller Ermahnungen an Goethe mit dem ausdrücklichen Wunsche, daß er ihn dem Herzoge zeigen möchte. Goethes Antwort an beide zeigt eine Gereiztheit, die sich nur aus dem Umstand erklären läßt, daß man in seiner Einwirkung auf Karl August damals allgemein die Ursache des ehelichen Unglücks zu erkennen glaubte. Und doch durchschaute keiner die Sachlage klarer als er, dem die aufkeimende Neigung zu Frau von Stein, der Vertrauten Louisens, den Blick für die verwickelten Verhältnisse schärfte. Und in demselben Maße, wie seine Freundschaft zum Herzog wuchs, fühlte er sich auch Louisen enger und enger durch ein Gefühl verbunden, „dessen Zartheit kein in Worte fassen leidet, das seine Blüte nie entfaltete, und das dennoch die Frucht einer lebenslangen, unerschütterlichen Freundschaft getragen hat.“ So sah sich denn Goethe vor eine Aufgabe gestellt, deren Lösung nichts geringeres war, als eine Aussöhnung der einander entfremdeten Gatten.

Der Geburtstag Louisens bot den Anlaß zu einer Theatervorstellung, für die der Dichter ein Gelegenheitsstück, das Zauberspiel „Lila“ schrieb. In den Gestalten Lilas und des Barons Sternthal erkennen wir auch noch in der spätern, veränderten Fassung des Stücks das fürstliche Paar, dem Goethe selbst als der Magus Verazio den Weg zum Glücke zeigt. Lila, die dem Trübsinn verfallne, wird auf die ihrer wartenden Aufgaben hingewiesen, auf den großen Endzweck, „dem sie heimlich sehnend entgegenhofft.“

Aber auch noch einen andern hatte der Gedanke, dem Goethe in seinem Festspiel Ausdruck zu leihen suchte, beschäftigt: Herdern. Auch er hatte ein Heilmittel für Louisens verwundete Seele: den Hinweis auf die unvergängliche Klarheit einer ewigen Geistesheimat. Am 30. Januar übersandte er ihr ein Gedicht, „einen Hymnus auf den unirdischen Glanz der Fürstin,“ die er als eine Schwester der still wandelnden ewigen Sterne feiert.

Beide Dichtungen sind bezeichnend für die Sinnesart der Dichter und für ihr Verhältnis zu der jungen Fürstin. Goethe fuhr fort, Louise in den Kreis eines fröhlichern Lebens hineinzuziehn. Wie er den Hoffesten und den Landpartien durch mancherlei Veranstaltungen neue Reize zu verleihen wußte, so führte er auch das Schlittschuhlaufen ein, worin sich Louise bald als Meisterin zeigte. An seinen Bestrebungen zur Anlegung des Weimarer Parkes, seiner „Fels- und Uferarbeit“ nahm sie lebhaften Anteil. Am 9. Juli 1778 konnte auf dem heute noch vorhandnen Platze hinter dem Borkenhäuschen zur Feier ihres Namenstags das „Louisenfest“ mit einer von Goethe inszenierten heitern Maskerade begangen werden. Aber bei solchen Veranstaltungen war und blieb die Herzogin nur eine stille Zuschauerin. Sie beteiligte sich nicht wie ihr Gatte, ihr Schwager oder sogar ihre Schwiegermutter an den Liebhaberaufführungen, sie lieferte keinen Beitrag für das Tiefurter Journal, ja sie hat in einer Zeit, wo alles dichtete, nicht einen Vers geschrieben. Ihre ernste Natur fand an den verrauschenden Freuden des Augenblicks keine Befriedigung, und je mehr sie sich davon abkehrte, desto mehr fühlte sie sich von der Geisteswelt, die Herders Heimat war, angezogen.

Herder war auf Goethes Anregung nach Weimar berufen worden und am 1. Oktober 1776 dort eingetroffen. Der herzliche Empfang, den er fand, zeigte ihm zunächst alles im rosigsten Lichte, bald aber glaubte der ewig Mißvergnügte Grund zu Verdruß zu haben. Karl August und Goethe sahen und verehrten in ihm mehr den forschenden Denker als den praktisch tätigen Theologen, sie waren nicht geneigt, ihm die Stellung eines Bossuet, eines Fénelon einzuräumen, die Herder offenbar erstrebte. Er war „damals mehr Theologe, als man von ihm erwartet hatte." Kein Wunder, daß die beiden Menschen, die sich in dem Weimarer Kreise als Abseitsstehende erschienen, daß Louise und Herder sich so eng aneinander anschlossen, als es bei ihrer kritisch-kühlen Natur möglich war. Unter Herders Leitung setzte die Herzogin ihre schon in Darmstadt begonnenen englischen Studien fort, las Shakespeare im Urtext, wandte sich auch bald der lateinischen Sprache zu und vertiefte sich nach einem von ihrem Lehrer sorgfältig ausgearbeiteten Plane in die Schätze der römischen Literatur. Karoline, die feingebildete, temperamentvolle Gattin Herders, nahm an dem Verkehr teil, „sie zog Louise in ihren Kreis hinein, in die Welt der glücklichen Gattin, der in ihren Kindern lebenden Mutter, die in ihrer Familie nicht nur den eignen Mittelpunkt erblickt, sondern mit der persönlichen Wichtigkeit naiver Naturen das gleiche Interesse bei allen mit ihr in Berührung Kommenden voraussetzt."

Es war eine glückliche Zeit der Vorbereitung für Louisens eigne Mutterfreuden. Ihre Hoffnungen waren die Hoffnungen des Landes; Wieland jubelte dem ersehnten „Messias" entgegen, und Goethe, der allzeit praktisch tätige, war damit beschäftigt, das Fürstenhaus den neuen Anforderungen entsprechend umzubauen.

Am 3. Februar 1779 wurde das erste Kind, die Prinzessin Louise Auguste Amalie, geboren. Die Teilnahme des ganzen Landes und die Begeisterung der Näherstehenden vermochten die junge Mutter nicht über ihre zunehmende Vereinsamung zu täuschen. Karl August war nach längerer Trennung in „glücklicher Stimmung und mit schönen Begriffen" von einer Schweizerreise zurückgekehrt, ließ sich aber bald wieder von der schönen Gräfin Werthern, einer Schwester des Freiherrn von Stein, fesseln. Goethe wurde nicht müde, auszugleichen und den Lebensweg der verehrten Fürstin zu ebnen. Vorübergehend schien der gemeinsame Kummer — die Geburt einer toten Tochter — die Gatten einander näher zu bringen. Endlich, am 2. Februar 1783, trat ein Wandel ein, der Louisen für eine Weile in den Mittelpunkt des ganzen Weimarer Lebens rückte: die Geburt des Erbprinzen Karl Friedrich. Herder hielt mit hinreißendem Schwunge die Taufrede, worin er das Kind als den Abkömmling der großen Reformationsfürsten pries und auf seine Pflichten und Aufgaben hinwies. Am 9. März wurde der erste Kirchgang der Herzogin festlich begangen. Vom Chor herab erschallte eine von Herder gedichtete, von Wolff komponierte Kantate, in der die Geister der Vorfahren den jungen Sproß des Hauses begrüßen und zuletzt das totgeborne Schwesterchen, den Zug beschließend, dem Bruder ihre verlornen Jahre zulegt. Die Festlichkeiten, an denen sich das ganze Land beteiligte, dehnten sich über die nächsten Tage aus und fanden mit einem glänzenden Karnevalszug am Abend des 13. März ihren Abschluß.

Das Glück war nicht von langer Dauer. Am 24. März des folgenden Jahres starb plötzlich die kleine Prinzessin, ein blühendes Kind, das nur sechs Stunden krank gewesen war. Wieder ist es Goethe, der die Herzogin zu trösten sucht. Er bittet sich von Herder das Manuskript zu dessen „Ideen der Geschichte der Menschheit“ aus, um Louisen daraus vorzulesen. „Es wird sie erheben, aufrichten und wenigstens Augenblicke über das Gefühl von Vergänglichkeit hinüberheben.“

Die junge Mutter, der jede Spur von Optimismus versagt war, trug solche Prüfungen mit Bitterkeit. Immer tiefer versank sie in Melancholie. Die Stille des Schlosses Wilhelmstal bei Eisenach, wo sie den Sommer 1784 verbrachte, tat ihr wohl und zog sie für immer in ihren Bann. Körperliche Leiden, die Folgen einer neuen Täuschung ihrer Mutterhoffnungen, machten im nächsten Sommer eine Kur in Pyrmont notwendig, aber die Besserung ihres körperlichen Befindens hellte ihr Gemüt nicht auf, und sogar die Geburt einer Tochter, Louise Karoline, am 18. Juli 1786 übte keine heilsame Wirkung auf ihren Zustand.

In diese Zeit fällt ein Besuch Lavaters in Weimar. Louisens einst so schwärmerische Verehrung für den Züricher Propheten hatte längst einer kühlen Achtung Platz gemacht. Dennoch bemühte sie sich, ihm ihre freundschaftliche Teilnahme für seine Person zu beweisen und mit feinem Takt den Anwalt ihres Gemahls und Goethes zu machen, die sich damals mehr und mehr von Lavater abwandten. Sie selbst hat ihn, wie es einmal ihre Art war, nie ganz fallen lassen und die Beziehungen zu ihm bis zu seinem Tode weitergepflegt.

(Schluß folgt)



Wanderungen in der Niederlausitz

Von Otto Eduard Schmidt



Zu beiden Seiten der vielgewundnen, arm- und werderreichen mittlern Spree, südwärts bis zum Mittellauf der Schwarzen Elster, nordwärts bis zu der großen Seenplatte von Köpenick erstreckt sich die Niederlausitz. Von allen den westlich von der Oder liegenden Landschaften, die erst durch Kolonisation deutsch geworden sind, ist die Niederlausitz durch die Fülle fließender und stehender Gewässer und zusammenhängender Wälder die unzugänglichste gewesen; so erklärt es sich, daß sich hier die deutsche Kultur am spätesten und am langsamsten entwickelt hat; hier ist das Slawentum länger als irgendwo lebendig geblieben, hier hat es zwischen Seen und Sümpfen die letzten Inseln einer gewissen Selbständigkeit behauptet, hier hält es sich, wenn auch nur als eine sorgfältig gehütete ethnographische Rarität, an einigen Punkten noch heute. Es hängt damit zusammen, daß sich städtisches Wesen erst spät und nur dürftig in der umfangreichen Landschaft entwickelt hat: Adel und Kirche waren im Mittelalter hier die maßgebenden Gewalten, maßgebender sogar als die Landesherrschaft, die, da die Niederlausitz zwischen Meißen-Sachsen, Böhmen-Österreich und Brandenburg ewig hin und her geschoben wurde, oftmals wechselte

und neben den bleibenden Vertretungen der Stände nicht recht in die Höhe kommen konnte. Diese, Prälaten, Standesherren und Ritter, schufen sich eine stehende Vertretung durch Landtage und Landtagsausschüsse, und nur wenige landesherrliche Städte, wie Luckau, Guben, Lübben und Kalau, wurden als vierter Stand dabei zugelassen.

Seit 1815 ist die Niederlausitz, soweit nicht schon einzelne Teile wie Kottbus und Peitz, Teupitz und Bärwalde (1462), die Lande Storkow und Beeskow (1575) früher in Hohenzollernschen Besitz gelangt waren, an die Krone Preußen gekommen, und zwar ist sie das südlichste Stück der Provinz Brandenburg. Es soll aber unvergessen sein, daß diese Landschaft jahrhundertelang im Besitz der Wettiner gewesen ist, ja daß die Grundlagen einer höhern Kultur und die Anfänge deutschen Lebens dort von den Ahnen des sächsischen Königshauses geschaffen worden sind.

Drei Perioden wettinischen Besitzes lassen sich in der Geschichte der Niederlausitz unterscheiden: die erste und längste reicht mit geringen Unterbrechungen vom Jahre 1034, wo der Wettiner Dietrich der Zweite Markgraf der Niederlausitz war, bis 1303, in welchem Jahre Diezmann das Land an die brandenburgischen Askanier verkaufte; die zweite, 1350 bis 1364, fällt unter die Regierung Friedrichs des Strengen und seiner Brüder; die dritte erstreckt sich von 1620 (1635) bis zu der großen Katastrophe des wettinischen Hauses im Jahre 1815. Die Lausitz hat also von den neun Jahrhunderten ihrer Geschichte (seit 1000 n. Chr.) fünf Jahrhunderte unter wettinischem Zepter gestanden. Unter diesen Verhältnissen ist es selbstverständlich, daß die Geschichte der Niederlausitz als ein wichtiger Bestandteil auch der wettinisch-sächsischen Geschichte gelten muß.

Aber das Interesse für diese Geschichte scheint in der Niederlausitz selbst viele Jahrzehnte geschlummert zu haben; erst neuerdings ist ihr in den „Niederlausitzer Mitteilungen" (herausgegeben von Professor Jentsch in Guben) ein gut geleitetes Organ entstanden. Ferner ist die Anlegung eines großen Sammelwerks der Niederlausitzer Urkunden zwar schon im Jahre 1879 auf Anregung des Prinzen Heinrich von Schönaich-Carolath von den Ständen beschlossen worden, aber infolge mancher Hindernisse ist das Unternehmen erst jetzt soweit gefördert, daß der erste Band, die Urkunden des Klosters Neuzelle enthaltend, erscheinen soll. Unterdessen hat der Dresdner Archivrat Woldemar Lippert durch sein treffliches Buch „Wettiner und Wittelsbacher sowie die Niederlausitz im vierzehnten Jahrhundert" wenigstens für die bezeichnete Zeit eine feste Grundlage der Erkenntnis geschaffen; die spätern Perioden aber harren noch fast alle einer den modernen Anforderungen entsprechenden, auf Urkundenstudium aufgebauten Darstellung. Die folgenden Aufsätze wollen nur das Interesse für die Lausitzer Landschaft und ihre Geschichte wecken und anregen. Denn der Deutsche, der so gern in die Ferne schweift, ist leicht in Gefahr, die Bande, die ihn an die Heimat knüpfen oder doch knüpfen sollen, gering zu schätzen; und zumal die mitteldeutsche Landschaft erfreut sich bei ihren Bewohnern und Nachbarn noch lange nicht der Beachtung, die sie verdient. Wer in der Lausitz reist, der trifft wohl Geschäftsreisende, die Kottbus, Guben, Forst und Spremberg, Sitze einer blühenden Tuchindustrie, aufsuchen, aber Touristen findet man eigentlich nur in einer einzigen Gegend, im Spreewalde, in den an Sonnabenden und Sonntagen eine große Welle Vergnügungsreisender aus Berlin und Dresden hinausflutet. Aber auch minder berühmte Punkte sind für den Gebildeten, der ein Stück vaterländischer Erde mit menschlicher Teilnahme, geschichtlichem Sinn und wirtschaftlichem Verständnis hat betrachten lernen, wohl eines Besuches wert. Gehört doch die Niederlausitz zu den deutschen Landschaften, wo sich die größten zusammenhängenden Waldmassen erhalten haben, und zwischen den dunkelgrünen Wäldern blitzen fast überall die majestätischen Spiegel stiller Seen auf; dazu kommen die interessanten Reste der mittelalterlichen Feudalität und des slawischen Volkstums.

---

1. Senftenberg und Altdöbern (Karl Heinrich von Heineken)

Der bequemste Weg aus dem sächsischen Elbtale in die Niederlausitz ist die von Großenhain nach Frankfurt a. O. führende Bahn. Wir benutzten sie an einem sonnigen Julitage zunächst bis Senftenberg und waren in der rosigen Stimmung, die der Anfang der großen Ferien über alle die auszugießen pflegt, die irgendwie mit Lehren und Lernen zu tun haben. Unwillkürlich richtet man den Rücken steiler empor, und die Falten der Stirn glätten sich in der Erwartung einer unendlichen Fülle kommender Freuden; denn die Zeit von vier Wochen erscheint einem am ersten Ferientage als ein unverwüstliches Kapital, das Zins und Ertrag bringen muß, auch wenn man nicht ängstlich damit wuchert, sondern ins Blaue hineinlebt wie ein sorgloser Verschwender. In solcher Stimmung ist man für den kleinsten Reiz der Natur und für jede geschichtliche Erinnerung, ja sogar für das Menschlich-Alltägliche überaus empfänglich. Und so wunderten wir uns, als wir vom Senftenberger Bahnhof der Stadt zuschritten, nach Gebühr über die rege Bautätigkeit, die hier in den letzten Jahren geherrscht haben mußte, und wie einige ansehnliche Neubauten am Markte zeigten, noch herrschte. Das kommt von der immer fortschreitenden Erschließung der reichen Braunkohlenlager in Senftenbergs Umgebung, die besonders seit dem letzten großen Streik der Braunkohlenarbeiter in Böhmen (1900) eine steigende Wichtigkeit erlangt haben. Die Stadt ist jetzt der Mittelpunkt einer bedeutenden Brikett- und Glasfabrikation und infolgedessen auch der Sitz eines lebhaften Handelsverkehrs, für den es als Knotenpunkt mehrerer Bahnen sehr günstig liegt. Aber auch als Markt landwirtschaftlicher Erzeugnisse ist Senftenberg von Wichtigkeit. Ich fand den ganzen Marktplatz bedeckt mit großen Spankörben, in denen sich Hunderte von allerliebsten Ferkeln mit Quieken und Grunzen bemerklich machten, namentlich wenn sie ein Käufer am Hinterbeine herauszog. Hinter dem Markte liegt der stillere Kirchplatz mit den geistlichen Häusern, der schönen gotischen deutschen Kirche und der unbedeutenden wendischen. Es ist nämlich noch vor wenig Jahren in Senftenberg auch wendisch gepredigt worden, und auf den Dörfern der Umgegend wird noch jetzt viel wendisch gesprochen, aber meist im Familienkreise, wenn kein Fremder dabei ist. Noch im Jahre 1824 schrieb das Schumannsche Lexikon vom Amte Senftenberg: „Die Amtsuntertanen sind meist Wenden ... man hat zwar deutsche Prediger und deutsche Schulen, aber der Bauer spricht lieber die Sprache seiner Väter, und vor Gericht muß er stets einen Dolmetscher haben. Der hiesige wendische Dialekt ist verdorben und von dem in den beiden Lausitzen sehr verschieden."

Der interessanteste Punkt des Städtchens ist das im Süden liegende alte Schloß. Es ist mitten in die Sümpfe der Schwarzen Elster hineingebaut und hat trotz seines unscheinbaren Äußern eine große Geschichte hinter sich. Bestimmt, den wichtigen Elsterübergang der von Ortrand und Kamenz nach Norden zu führenden Straßen zu decken, war es ursprünglich der Sitz eines deutschen Geschlechts, das sich von Senftenberg nannte; aber schon 1326 erscheint auch hier das weitverzweigte Geschlecht der Köckeritz. Seit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts ist Senftenberg im Besitze der Wettiner und wird durch deren Amtshauptleute verwaltet. Die von Kreyßig und Francke herausgegebnen Annales Senftenbergenses (Beiträge zur Historie der sächsischen Lande V, S. 32 bis 109) zählen bis zum Jahre 1761 57 solcher Amtshauptleute auf, unter ihnen auch den bekannten Baumeister des Dresdner Schlosses Hans von Dehn-Rothfelser (1544 bis 1561) und den berüchtigten Alchimisten Hektor Baron von Klettenberg, der wegen seiner Betrügereien „am 1 Martii 1720 nach Kriegs-Recht und Urtheil decolliret" wurde. Das jetzige Schloß ist von Dehn-Rothfelser unter dem Kurfürsten Moritz erbaut worden. Im siebzehnten und im achtzehnten Jahrhundert galt es als Landesfestung und erhielt zu seinen Wassergräben und Zugbrücken auch noch feste Türme und Kasematten. Nebenher diente es als Staatsgefängnis. Seine düstern Kerker

haben manches entsetzliche Bild der alten peinlichen Gerichtsordnung gesehen: „Anno 1577 starb in seiner custodia auff hiesiger Vestung der Calvinische Superintendent von Pirna D. Johann Stößel [wegen Kryptocalvinismus gefangen gesetzt], welcher endlich in Schwermuth und Verzweiffelung gerieth, darinnen auch sein Weib verstarb. Wurden beyde an hiesiger deutscher Kirche unterm Glockenturm eingesenkt und mit einem Grabstein bedeckt, und zwar, nach Art der Ketzer, die quere gelegt.“ „1615. 5 Mai ließ sich ein Schneider von Zschorngosta auffm Schlosse alhier zu Tode martern, weil er keines Weges bekennen wolte.“ Auch sonst enthalten die Casus tragici der Senftenberger Annalen mancherlei Merkwürdiges. Jetzt sind die festen Türme des Schlosses längst wegen Baufälligkeit abgetragen, das Schloß selbst ist um ein Stockwerk niedriger geworden, sein Hauptportal ist vermauert; nur der hohe viereckige Wall umgibt es noch. Das schmale Tor, das durch den Wall gebrochen ist, schmückt der preußische Adler; denn das dahinterliegende Schloß beherbergt jetzt das Königliche Amtsgericht.

Als wir Senftenberg auf der nordwärts nach Kalau führenden Straße verlassen hatten, überschritten wir in ziemlicher Steigung einen Höhenzug, die Raunoer Weinberge, so genannt nach dem Arbeiterdorf Rauno, und weil hier ehedem an der Südseite der Hügel ein schwunghafter Weinbau getrieben wurde. Mit Schaudern lesen wir, daß noch im Jahre 1788 allein auf den kurfürstlichen Weinbergen 108 Faß „Senftenberger“ gewachsen seien, und glauben gern dem Berichterstatter, der etwas resigniert hinzusetzt: „Er wird erst nach mehreren Jahren etwas schmackhaft.“ Jetzt ist der Weinbau hier verschwunden, und alles hat dem Braunkohlenbau und der damit zusammenhängenden Industrie Platz gemacht. Die Industrie in diesen Wäldern ist ältern Datums. Schon der Baron Tschirnhaus hatte gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts eine bedeutende sächsische Glas- und Spiegelfabrikation ins Leben gerufen; außer den Glashütten in Dresden und Pretzsch wollte er eine solche in einem großen Waldgebiet angelegt haben, damit man das Brennholz nicht erst zu transportieren brauche. Man wählte dazu im Jahre 1709 die zum Amte Senftenberg gehörige Pommelheide und gründete in der Nähe des Wendendorfs Kostebrau am Fuß der Ochsenberge die Glas- und Spiegelfabrik Friedrichsthal, deren erster Faktor der böhmische Glasmacher Sebastian Massar war. Die Hütte ist jetzt im Besitz des Grafen Solms-Baruth. Ob Tschirnhaus auch schon den Reichtum dieser Gegend an Ton- und Kohlenlagern gekannt hat, weiß ich nicht, doch ist es nicht unwahrscheinlich.

Die Senftenberger Braunkohlenlager sind aus den Wäldern riesiger Sumpfzypressen entstanden, die in der Tertiärzeit hier den Boden bedeckten. Dieser herrliche Baum, auch Sumpfzeder (Taxodium) genannt, wird dreißig bis vierzig Meter hoch und kommt in einigen Gegenden Nordamerikas und Mexikos noch heute waldmäßig vor. In der Umgebung von Groß-Räschen (acht Kilometer nördlich von Senftenberg) sind die Reste der fossilen Zypressenwälder in Gestalt riesiger brauner Wurzelstöcke, die über die Decke der Kohlenflöze hervorragen oder auf der Sohle des Tagebaus stehn, noch heute sichtbar und sind eine mit Recht bewunderte Merkwürdigkeit. Übrigens ist die Gegend hier sehr reizlos und einförmig. Die Straße führt in endloser Länge durch dürren Kiefernwald, dazu war es heiß und staubig, und die Sehnsucht nach einer behaglichen Rast beherrschte jede andre Empfindung — da öffnete sich plötzlich der Wald, und vor uns lag im Scheine der Spätnachmittagssonne, wie eine Oase nach der Wüste, Altdöbern. Wie mit einem Zauberschlage versank die dürre Heide hinter uns, und vor uns dehnten sich grüne Wiesen und wogende Felder, hie und da auch eine funkelnde Wasserfläche; dunkle Waldlinien umsäumten den Horizont, vor allem aber lockte uns der Ort selbst, der in freier Ungebundenheit zwischen hohen Laubkronen um den altertümlichen Kirchturm lag. Nach wenig Minuten fuhren wir auf den erstaunlich großen quadratischen Markt ein, dessen Grundfläche fast so groß ist wie der ganze übrige Flecken, und waren entzückt über den Schatten und den Duft von mehr als hundert hochstämmigen

blühenden Linden, die ihn schmückten. In den Lüften war ein tausendfältiges honigverkündendes Summen und Surren der Bienen, aber sonst war alles still; still setzten auch wir uns in die mit dichtem Grün bewachsene Laube vor dem Gasthaus und genossen mit wonnigem Behagen die Anmut dieses Ruheplätzchens.

Zur Linken sah man über das Ende des Platzes weg durch ein weitgeöffnetes Tor herrliche Gartenanlagen und dahinter ein verheißungsvolles Schloß, vor uns aber in der Mitte des Marktes und des Lindenhaines lag zur Hälfte hinter Flieder-, Rosen- und Jasminbüschen versteckt, wie ein schlummerndes Dornröschen, die ehrwürdige Kirche. Während wir das alles mit vorahnender Freude betrachteten, hatte uns ein duftender Kaffee die Hitze der Fahrt vergessen lassen — und wir schickten uns an, den interessanten Ort zu durchwandern. Durch schattige Alleen gelangten wir auf den neuen, östlich vor dem Flecken liegenden Kirchhof und machten hier zum erstenmal die Erfahrung, die wir dann noch oft machen sollten, daß die Lausitzer ihre Kirchhöfe mit ganz besonderm Geschick an wirklich weihevollen Plätzen anlegen und mit einem besonders reichen Schmuck von Trauerbirken, Eschen und Zypressen verschönen. Auf dem Rückwege ließen wir uns die Wohnung des Herrn Kantors zeigen, denn wir wollten womöglich noch das Innere der Kirche sehen. Wir fanden ein idyllisches einstöckiges Häuschen, ringsum von einem kleinen Garten umgeben, wo jeder Zoll Landes sorgfältigst ausgenutzt war. Vor dem Häuschen inmitten seiner blühenden Rosen und reifenden Johannisbeeren saß neben Frau und Tochter ein würdiger Herr und schmauchte behaglich die lange Pfeife im Abendsonnenschein. Über die Brille weg betrachtete uns ein Paar freundlicher und doch auch wieder inquisitorischer Augen, den Willkommengruß bot uns eine tiefe sonore Stimme, rollend wie das Grabgeläute eines Gewaltigen und doch auch wieder milde wie das Glück von Edenhall. Er war sofort bereit, mit uns zu gehn. Als wir mit ihm quer über den Marktplatz schritten, grüßte ihn Alt und Jung ehrfürchtig und doch vertraulich; nur ein kleines Mädchen, an das er im Vorübergehn eine Frage richtete, erschrak dermaßen, daß es fast in Tränen ausbrach. Das Thema unsrer Unterhaltung war natürlich zuerst die Schule. Da war er in seinem Element. Seine Schule ist die Schule an und für sich, neben der sich die Seminarübungsschule, der das Ministerium die Ferien vorschreibt, ausnimmt wie das despotisch regierte Rußland neben dem konstitutionellen Königreich Preußen. „Denn sehen Sie, sagte er, wenn so die ersten Mandeln (Getreidepuppen) auf dem Felde stehn, dann schicke ich zu den wichtigsten Bauern und lasse sagen: Ihr wißt, wieviel es für eure Kinder Ferien gibt: wann wollt ihr sie haben? Und so wird in gehöriger Vereinbarung das Wohl der Landwirtschaft und das der Schule gewahrt." Unter solchen Gesprächen waren wir durch die Pforte des alten Kirchhofs gegangen und traten nun in die Vorhalle der aus Feldsteinen erbauten Kirche hinein. Ich äußerte die Befürchtung, daß wir, da es fast vollkommen dunkel geworden war, vom Innern der Kirche nichts mehr erkennen würden. Aber mit überlegnem Lächeln drehte er an einem Knopfe, und im nächsten Augenblick erstrahlte die Kirche uns zu Ehren im hellen Glanze elektrischen Lichts. Wir schritten quer übers Schiff auf die herrschaftliche Kapelle zu und standen bald vor einem eigentümlichen Denkmal. In einer zwischen Rokoko und Klassizismus schwankenden Manier war hier der nicht unschöne Kopf eines Mannes in Marmor gemeißelt, der seines Lebens Ziel und Richtung durch ein beigefügtes Buch, eine Leier und einen Lorbeerkranz zu bezeichnen wünschte, sowie durch den darüber gesetzten Spruch: Principibus placuisse viris. Darunter las man die Inschrift: Carolus Henricus de Heineken Sacri Rom. Imp. Eques Artium liberalium cultor Obiit IX Calend. Feb. An. MDCCXCI Aetatis suae LXXXIV.

Heineken, das war der Name, der mich eigentlich nach Altdöbern geführt hatte. Ich kannte ihn von einem frühern Besuch Altdöberns, vor allem aber aus dem Abschnitte, den ihm Karl Justi in seinem wundervollen Werke über Winckelmann (I^2, S. 267—271) gewidmet hat. Heineken war der einflußreiche Intendant

der Güter des Grafen Brühl, vor allem aber ein Kunstsammler ersten Ranges, der wirkliche Verwalter und Vermehrer der großartigen Kunstschätze Friedrich Augusts des Zweiten, denen Brühl als Oberkämmerer nur dem Namen nach vorstand; als solcher war er auch der Diktator des Dresdner Kunstgeschmacks in den mittlern Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts und später ein klassifizierender und registrierender Kunstschriftsteller von staunenswertem Fleiße. Trotzdem war mir seine menschliche Natur immer dunkel und verschleiert geblieben. Noch vor kurzem hatte ich eine in den höchsten Tönen der Bewunderung gehaltene Biographie des Mannes in einer Dresdner Zeitung gelesen; andrerseits wußte ich, daß er nach Brühls Tode als dessen Mitschuldiger verhaftet und nach der Ansicht wohlunterrichteter Männer nur dadurch der Verurteilung entgangen war, daß er Zeit gehabt hatte, die kompromittierenden Papiere zu beseitigen. Wenn irgendwo, so mußte man in Altdöbern der wahren Natur dieses Proteus näher kommen können. Denn er hat ja dieses Schloß seit 1749 besessen, fast dreißig Jahre nach seinem Sturze bewohnt und ihm sowie den es umgebenden Gärten das Gepräge seines Wesens aufgedrückt; noch sind kostbare Stücke seines Mobiliars und der größte Teil seiner Bibliothek im Schlosse vorhanden, und wenn man vom Seminar und dem neuen Krankenhaus absieht, ist ja auch fast alles andre, was in Altdöbern Bedeutung hat: die balsamisch duftenden Linden des Marktes, der Markt selbst, der Kaufladen, der herrschaftliche Gasthof, die Brauerei Heinekens Werk. Sein Bild begleitete mich auch aus der Kirche in den Gasthof zurück und beschäftigte mich fast die ganze Nacht. Denn an Schlaf war kaum zu denken. Dem heißen Tag war eine gewitterreiche Nacht gefolgt, der Regen rauschte in gewaltigen Strömen hernieder und raschelte in den Weinblättern, die unsre Fenster umrankten — und war dieser Störenfried einmal ruhig, so ertönte gerade unter uns aus der Gesindestube ein eigentümlicher Gesang junger Burschen und Mädchen, die für ein ländliches Fest des kommenden Sonntags Guirlanden und Kränze wanden. Die Worte ihres Gesangs waren deutsch, aber es waren doch fremdartige Klänge, weiche, schwermütige Melodien, ein Nachhall der alten Slawenzeit.

Ehe ich die Eindrücke des folgenden Tages schildre, der namentlich der Besichtigung des Schlosses Altdöbern und des Schloßparkes gewidmet war, will ich hier einen kurzen, teilweise aus Materialien des Dresdner Hauptstaatsarchivs geschöpften Abriß von Heinekens Leben einschalten, weil es an sich nicht uninteressant, andrerseits aber auch typisch ist für die Art und Weise, wie man im Zeitalter Brühls Karriere machte.

Karl Heinrich Heineken wurde im Jahre 1706 zu Lübeck geboren, wo sein Vater als Miniatur- und Emailmaler lebte; auch seine Mutter Katharina Elisabeth geborne Österreich war durch Blumen- und Fruchtstücke bekannt. Sein jüngerer Bruder Christian Heinrich Heineken (geboren 1720) war das berühmte Lübecker Wunderkind, das mit zehn Monaten zusammenhängend sprach, ein Jahr alt die wichtigsten Erzählungen der Bücher Mosis, zwei Jahre alt die alte Geschichte auswendig konnte, mit vier Jahren geläufig Lateinisch und Französisch redete, aber noch vor vollendetem fünften Jahre starb. Als Karl Heinrich Heineken heranwuchs, waren die Verhältnisse des Elternhauses nicht eben glücklich: was der Vater durch seine Kunst erwarb, vergeudete er in nutzlosen Experimenten mit dem ihm befreundeten Alchimisten Christoph von Schöneich; voll Zorn darüber goß der Knabe einmal Nachts den beiden Schwarzkünstlern Tinte in die Retorten. Als junger Mann studierte er in Leipzig die Rechtswissenschaft; später war er in verschiednen adlichen Häusern Dresdens als Hofmeister tätig. Er war von glattem, schmiegsamem Wesen; sein Beruf und einige moralische Schriften, die er verfaßt hatte, brachten es mit sich, daß ein Geruch von Tugend vor ihm herging; eine gewisse Kenntnis von Dingen der Kunst, die wohl auf die im Elternhause empfangnen Eindrücke zurückging, die Gabe, gesammelte Kunstgegenstände zu sichten und leichthin darüber zu plaudern, kam dazu, sodaß er als ein wertvolles Requisit vor-

nehmer Häuser erschien, in denen man eine dilettantische Beschäftigung mit Gemälden, Kupferstichen, alten Drucken und dergleichen für unentbehrlich hielt. So wurde Brühl auf ihn aufmerksam.

Schon 1733 kam er in Brühls Haus, 1739 wurde er sein Bibliothekar, seit 1741 Direktor seiner Güter. Dem privaten Dienst folgte der königliche und entsprechende Titel und Würden: er wurde geadelt, in den Reichsritterstand erhoben und zum Geheimen Kammerrat ernannt. Eine ganz besonders große Rolle spielte er in dem Jahrzehnt 1746 bis 1756, während dessen ihm Brühl die Oberleitung des Baus seiner Schlösser und Parkanlagen in Pförten, Seyffersdorf, Nischwitz (bei Wurzen), Gangloffsömmern (in Thüringen) und anderwärts überließ. In dieser Zeit, 1754, sandte ihn auch Brühl einmal als außerordentlichen Gesandten an den Dauphin nach Paris; wahrscheinlich handelte es sich dabei um den Abschluß eines französisch-sächsischen Bündnisses, an dessen Zustandekommen der sächsische Gesandte in Paris, Graf Bellegarde, seit langer Zeit arbeitete.

Aus den im Königlich Sächsischen Hauptstaatsarchiv erhaltnen zwischen Brühl und Heineken gewechselten Briefen ersieht man, daß Heineken mit den Bildhauern und Malern die Verträge schloß, ihnen auch die Zahlungen übermittelte, und daß sich Brühl in allen Dingen auch beim Ankauf von Bildern für seine eignen und die königlichen Sammlungen auf den künstlerischen Geschmack seines Intendanten verließ. Eine sehr böse und dauernde Störung brachten in dieses Idyll die Kolonnen Friedrichs des Großen, die im August 1756 die sächsische Grenze überschritten und sich auf Brühls niederlausitzer Gütern bald häuslich eingerichtet zu haben scheinen. Wenigstens hat Heineken schon im ersten Kriegsjahre wegen seiner Beziehungen zum Premierminister schlimmen preußischen Arrest ausstehn müssen. Das Altdöberner Kirchenbuch bemerkte darüber: „den 22. Novembris wurde der Kön. Pol. und Churf. Sächs. Cammerrath von Heineken auf Befehl Sr. Kön. Maj. von Preußen arretirt und auf ein in dem Rathhause zu Dresden einzurichtendes Zimmer gebracht, aber den 9. Febr. folgenden Jahres seines Arrestes wieder entlassen."

Doch Brühl wußte auch zu trösten. Unter seinen an Heineken gerichteten Briefen findet sich ein kleines Billett ohne Angabe des Orts und des Datums mit folgenden Sätzen: Monsieur, je n'ai jamais douté de votre sincère amitié et zèle. Soyez persuadé que vous n'avez pas à faire à un ingrat. Le théâtre se changera peutêtre bientôt ... Ne craignez rien, continuez vos sentiments, ils serviront à votre gloire et ceux de ma reconnaissance seront éternels et vifs. Adieu.

Das ist offenbar das Briefchen, mit dem Brühl seinen Intendanten von Warschau aus zu mutigem Ausharren auf dem ihm übertragnen Posten ermahnte. Heineken sollte nämlich die Galerie und die Bibliothek Brühls und vor allem seine kostbaren Schlösser während des Krieges nach Möglichkeit schützen, freilich ein schlimmer Auftrag, da Friedrich der Große, wie an andrer Stelle erzählt werden wird, auch das Privateigentum seines politischen Gegners nicht schonte, sondern rücksichtslos verwüsten ließ. So finden wir Heineken im Sommer 1761 in Paris, wo er die für die Wiederherstellung der Schlösser seines Gebieters nötigen Einkäufe machen sollte.

Brühls Briefe an Heineken zeigen von vornherein einen gewissen äußerlichen Respekt, später werden sie vertraulich und zuletzt, als sich die Verlegenheiten häufen, als die Gräfin in Warschau stirbt und der Premierminister selbst ein kranker Mann wird, fast hilfeflehend.

Augusts des Dritten Tod am 5. Oktober 1763, dem Brühls Rücktritt (am 13. Oktober) und Tod (28. Oktober) folgte, führte auch über seine Günstlinge eine Katastrophe herauf. Ehe noch der Premierminister die Augen schloß, am 27. Oktober 1763 Abends, wurde Heineken in seiner Dresdner Wohnung — einem Hause am Zwinger, das mit dem Salon der Kupferstiche in Verbindung stand — verhaftet, und der Hofrat Ferber wurde mit der Untersuchung seiner Papiere betraut.

Da nämlich bei Brühls Rücktritt die Staatskassen leer und in der größten Unordnung waren, glaubte der neue Kurfürst Friedrich Christian, daß Brühl größere Summen in ausländischen Banken angelegt hätte, und hoffte darüber durch eine gerichtliche Vernehmung seiner Vertrauten: Heineken, Gartenberg und Hausius Licht zu erhalten. Auf Heineken als den, der wissen müsse, wohin alle die durch des Vaters Hand gegangnen Millionen hingekommen wären, hatten besonders die Söhne des Ministers und seine Tochter, die Gräfin Mniszech, hingewiesen. Deshalb verfaßte Heineken am 5. November 1763 in seiner Haft einen „Kurtzen Bericht meiner auf hohen Befehl geschehenen Arretirung nebst Erläuterung über die von mir begehrten Rechnungen," dessen gegen Brühls Kinder gerichteter Schluß folgende interessanten Sätze enthält: „Ist es vielleicht aus Verdruß, daß ich Ihnen [den Kindern] schon bey Ihres Vaters Leben die so nötige Sparsamkeit angepriesen und Ihnen vorgestellt: daß bey der entsetzlichen depense und großen Schuldenlast Sie endlich wenig übrig behalten würden? Denn bey dergleichen Ausgaben und wie es die letzte Zeit im Hause zuging, hätte es Geld regnen müssen. Allein, je mehr ich predigte, je mehr ward ich von jedem ausgelacht. Oder sind diese Herren böse, daß der selige Graf mir das Gut Wollensdorff [bei Dahme; das Gut ist noch heute im Besitz der Familie von Heineken] vor meine langen, treuen Dienste vermacht? Sie selbst, sonderlich aber die Frau Gräfin Mniszech müssen am besten wissen, daß ich alles angewand den Minister davon abzuhalten und Ihn mit Thränen gebeten, mir ein ander Andenken zu geben. Er hat aber nicht gewollt ..."

Noch interessanter ist eine am 1. Dezember 1763 von Heineken abgefaßte kurze Selbstbiographie, die sich bei seinen Akten findet. Sie ist betitelt „Erzählung der Umstände, worin sich Endesbenannter ehedem befunden und worin er sich jetzt befindet" und lautet: „Pro memoria. Wenn ich die Umstände meines Lebens biß auf den gegenwärtigen vor mich so unglücklichen Zeitpunkt genau betrachte, so sind sie zwar auf der einen Seite mit vieler Mühe und Arbeit vergesellschaftet, dagegen aber auch auf der andern Seite mit vielen Glückseligkeiten begleitet gewesen.

Mein Glück hat eigentlich von dem Tage angefangen, da ich in des verstorbnen Cabinets Minister Grafen von Brühl Hauß gekommen und von 1739 an, als mich der seel. Graff, eben wie ich eine Vokation nach Petersburg durch den Feld-Marschall Graffen v. Loewendahl erhielt, zu Sich als Bibliothecarius genommen, habe ich dieses Herrn Gnade in voller Maße verspühret. Ao 1741 vertraute mir derselbe Seine Hauß und Wirtschafts Casse, und ich bekam successive die Direction Seiner Güter. Desgleichen ward ich in Königlichen Diensten aufgenommen, wo ich die Vorträge der General-Accisse exclusive der Geld Sachen biß zur Preußischen Invasion 1756 besorgte, ferner erhielt ich nach Absterben des H. Hoffrath v. Hugers die Inspection über die Kupferstich Gallerie und so ferner über die Antiquen biß zur Ober Aufsicht über die Bilder Gallerie, soweit nehmlich solche zur publication meines Werkes von dieser Gallerie nöthig war.

Alle weitere Stellen und sonderlich alle Besorgungen der Königl. Casse habe ich jedesmal depreciret. Hingegen hat der Cabinets Ministre Graff v. Brühl gleich vom Anfange an auf ein solides Etablissement vor mich Selbst gedacht.

Zu dem Ende stifftete Er Michaelis 1742 meine Heyrath mit der eintzigen Tochter des Küchen Meisters Möller. Dieser Mann, welcher eben so, wie der Geheime Cämmereier Hoffmann mit dem Höchstseeligen Könige auf allen Reisen gewesen, und auf gleiche maße von demselben vielfältig begnadiget worden, besaß, wie bekannt, ein ansehnliches Vermögen. Da ich nun dessen einzige Erbinn geheyratet hatte, so engagirte der Cabinets Ministre meinen Schwieger Vater, sich in der Niederlausitz mit dem Gute Alt-Döbern anzukaufen.

Ich verstand damahls so wenig, was zu meinem Besten diente, daß sogar dieser Kauff wieder meinen Willen geschah, und Altdöbern war würcklich bereits bey der Subhastation einem andern zugeschlagen worden. Allein der Graff schickte den Accis Inspektor Lässig nach Lübben und redressirte das gantze negotium.

Der Cabinets Ministre wollte, daß ich mich auf die Landwirthschafft legen und desto besser seine Güter, sonderlich Forst und Pförtchen dirigieren sollte.

Nach meines Schwieger Vaters Tod gelangte meine Frau zu einem Vermögen von 66/m thl. inclusive Altdöbern, welches vor 45100 rthl. gekaufft worden. Wovon der seel. Graff desto besser informiret war, weil ich Ihm das baare Geld gegeben und dagegen Steuer=Scheine mit der Versicherung bekommen hatte, daß solche bey allem Ankauff so gut als baar Geld wären. Er hat dies Seinen Kindern sonderlich der Frau Gräfien Mnischeck mehr als einmahl Selbst gesagt.

Der seel. Hoff=Rath Richter war meiner Frauen Curator und hat ihr Interesse in allen Stücken redlich besorgt, wie dann auch dieselbe auf dessen Anraten das Guth Dürrenberg bey Merseburg von dem jetzigen Geh. Kriegs=Rath Baron v. Hagen wegen der dortigen Saltz=Quelle vor 22/m thl. kaufte.

Ich hatte also damals mit meiner Frau zwey ansehnliche Güter Altdöbern und Dürrenberg dabey eine perspective durch das dasige Saltzwerck dermahleinst eine jährliche Revenue wenigstens von 50/m thl. zu erlangen.

Allein, so wie Neid und Mißgunst meinem Glücke Schritt vor Schritt nachfolgten, so mußte ich auch dieser Hoffnung entsagen und meine Frau ward genöthiget Dürrenberg an die Königl. Cammer zu überlassen, weil das Saltzwerck vor ein Regale ausgegeben wurde.

Daß ich hiernächst durch meinen Berlinischen Bilder=Handel und durch sonstigen Umtrieb meiner Gelder ein Ziemliches erworben, ist bekannt, ja, ich würde noch weit mehr mit gutem Vortheil übernommen haben, wenn ich mich nicht in die gefährliche Entreprisse zwey Theile von der Königl. Bilder=Gallerie und ebensoviel von der Gräflichen herauszugeben gesteckt hätte [gemeint ist sein großes Werk Recueil d'estampes d'après les plus célèbres tableaux de la galerie r. de Dresde]. Indessen war es genug vor mich einen Graffen v. Brühl zu dienen, welcher Sich gegen mich nicht wie ein Herr, sondern wie ein Vater bezeigte, ja Seine Güte ging, sonderlich nachdem ich 1756 den schweren preußischen Arrest Seinetwegen ausgestanden, so weit, daß ich von Ihm, was Er nur mir an Augen absehen konnte, mit der edelmütigsten Art von der Welt erhielt. Und hierin hat Er biß an Sein Ende fortgefaren, wie das Legatum von Bollensdorff zeiget.

Jedoch mit Ihm hat auch mein Glück aufgehöret. Bosheit, Neid, Mißgunst, Verläumdung und alles, was diejenigen verfolget, von denen man glaubt, daß sie dem Glücke im Schoße sitzen, welche Laster ich desto mehr verachtet hatte, je sicherer ich in meinem Gewissen war, daß ich niemahls etwas böses oder strafbares unternommen, gewannen nunmehr die Oberhand.

Ich war schon längst beschrien worden, als ob ich ein gewaltiges Vermögen besäße. Durch das Bewußtseyn, daß bei meinem Vermögen kein ungerechter oder nur 1 ₰, der den Armen abgedruckt worden, ja daß derjenige, dem ich ordentlich Rede und Antwort zu geben hatte, von allem unterrichtet war, welches bey mir eine stolze Gelassenheit und Sicherheit würckte, sind meine Feinde vielleicht in ihren Verläumdungen bestärcket worden ...

Es ist wahr, wenn ich die gewaltigen Ausgaben an allen Orten gesehen und gehört, so hat die gesunde Vernunfft mich belehren müssen, daß die Einkünffte des Churfürstenthum Sachsens nicht zureichen konnten. Allein, ich bin weder an den Ausgaben schuld, noch habe das geringste darin anzuordnen gehabt ..."

Wie weit diese und die oben angeführte Verteidigungsschrift Heinekens vor den Augen eines Juristen Gnade finden wird, das zu erörtern ist nicht meine Sache. Doch will ich verraten, daß eine auf den genausten Urkundenstudien beruhende Darstellung des Heinekenschen Prozesses aus der Feder des Oberjustizrats Lehmann in Blasewitz demnächst im Neuen Archiv für die Sächsische Geschichte erscheinen soll. Mir kommt es nur auf die allgemein=menschlichen Seiten der Selbstbekenntnisse Heinekens an, und da habe ich den Eindruck, daß Heineken, obwohl seine Darlegungen hier und da einen Stich ins Heuchlerische zeigen, doch im allgemeinen die Wahrheit sagt. Zur Ergänzung dessen, was er über den Ankauf von Altdöbern

bemerkt, füge ich hinzu, daß nach den von mir im Gräflich Witzlebenschen Archiv in Altdöbern durchgesehenen Urkunden der Küchenmeister Röller schon im Jahre 1746 in den Besitz von Altdöbern gekommen sein muß, denn eine Urkunde vom 19. August 1746 verleiht ihm das Recht, fünf Jahrmärkte und zwei Viehmärkte in dem Dorfe einzurichten — daher der große viereckige Marktplatz. Die offizielle Kaufurkunde allerdings, die bestätigt, daß Röller das Gut nebst Klein-Jauer und Muckwar aus dem Konkurs der Brendissin (oder Brandissin?) gekauft hat, ist erst vom 17. Oktober 1747, und der kurfürstliche Ehekonsens, der alle Rechte, die Röller ausgeübt hat, auf Heineken und seine Ehefrau überträgt, ist erst aus dem Jahre 1749. Daß Brühl sich bei dem Ankauf Altdöberns eines Rechtsbruchs gegen einen andern Käufer schuldig machte, läßt sich schon aus Heinekens Worten schließen; es wird aber auch durch das anonyme Buch „Leben und Charakter Brühls“ (1760/61) II, Seite 117 f. bestätigt, obwohl hier mancherlei durcheinander gemengt ist.

Daß aber auch Brühl selbst bei dem Handel sein Schäfchen schor, geht daraus hervor, daß er bei dieser Gelegenheit die schönen harten Silbertaler, die der Küchenmeister Röller zusammengespart hatte, in sächsische Steuerscheine umwechselte, die etwa zu zwölf Prozent im Kurse standen; in solchen Steuerscheinen wurde der Kaufpreis für Altdöbern ausgezahlt.

Sehr naiv ist auch Heinekens Bericht über den Ankauf der Saline Dürrenberg; denn dieser natürlich von Brühl genehmigte Ankauf scheint doch nichts andres zu sein, als der Versuch, die kurfürstliche Kammer um diese wertvolle Salzquelle zu bringen: 22000 Taler zahlt Heinecken für das Gut und hofft davon eine Jahresrente von mindestens 50000 Talern zu bekommen!

Am wertvollsten von allen diesen „Konfessionen“ ist mir das Schlußbekenntnis; die gesunde Vernunft hatte ihn eigentlich belehren müssen, daß für die Brühlsche Verschwendung die Einkünfte des ganzen sächsischen Staats nicht zureichen konnten. Dieser Satz zeigt Heinekens Schuldlosigkeit und seine Schuld zugleich. Getreu dem Worte, das er sich aufs Grabmal gesetzt hat: Principibus placuisse viris hält er sich für unschuldig, wenn er nur zu allem, was er tat, die Genehmigung des Premierministers hatte, hinter dem wieder der unantastbare Wille des Kurfürsten-Königs stand. In der Tat läßt sich gegen ihn vom Standpunkt des absolutistischen Staatsrechts aus kaum ein Schuldbeweis aufbauen; andrerseits liegt seine Mitschuld an der Brühlschen Wirtschaft so offen zutage, daß kein Wort darüber zu verlieren ist, die Schuld ist nur keine juristische, sondern eine moralische: sie ruht in der vollkommenen Skrupellosigkeit, mit der er die Befehle seines Vorgesetzten ausführte. Die Skrupellosigkeit war aber nicht ihm allein eigen, sondern gehört zur Signatur jener Zeit; sie war ein Merkmal des größten Teils der damaligen höfischen Gesellschaft.

(Schluß folgt)



Zwei Seelen

Ein Lebensbild von Wilhelm Speck

(Fortsetzung)



Nachdem wir so einige Wochen immer in derselben Weise herumgeirrt waren, gerieten wir am Ende eines solchen Tages in einen Keller, aus dessen Tiefe uns Musik entgegentönte. Die Wirtschaft war wie alle übrigen, die ich gesehen hatte, nur noch etwas verdorbner. Der rauchgefüllte Raum war dicht gefüllt und sah so wenig appetitlich aus, daß einem das Gelüste, etwas zu essen, von dem wir gerade ergriffen waren, auf der Stelle verging. Im Vorderzimmer saßen die Musikanten, die schauerliche Töne hervorbrachten, denn sie waren betrunken, und jeder von

ihnen spielte nach seinem eignen Kopfe. Da nun der eine in seiner Berauschtheit übermütig, der andre traurig war, und der dritte überhaupt nichts mehr dachte, so ergab das Zusammenklingen ihrer Instrumente ein furchtbares Durcheinander, woran jedoch niemand Anstoß nahm, vielmehr tanzte eine Kellnerin vergnügt mit einem Gaste, und das übrige Volk lallte dazu und stampfte den Takt mit den Füßen. Wir fanden noch ein Tischchen in einem Winkel, von wo aus wir uns das Getümmel ansahen. Heinemann war wieder begeistert. Das betrachte dir nur recht genau, mein Bester, sagte er. Das ist erhaben. So lebt das, ausgelassen und jauchzend, trotz Hunger und Kummer. Sie sind vom Leben ausgemustert und in einen Straßengraben geschleudert worden, nun richten sie sich auch dort ein. Warum sollten sie auch nicht? Sollen sie Grillen fangen? Sollen sie die Köpfe hängen lassen? Hilft das? Es hat keinen Zweck; also jubeln und tanzen sie. Dem Langen dort, der mit dem Mädchen herumhüpft, ist das auch nicht an der Wiege gesungen worden, denn er ist einmal ein großer Herr gewesen und hat in einem Schlosse gewohnt. Er hat Champagner getrunken und ist alle Tage vergnügt gewesen, jetzt trinkt er Schnaps und ist ebenso vergnügt. Ja, wenn man nachdenken wollte Aber das soll man nicht, es führt zu keinem Guten. Wenn ich dir meine Lebensgeschichte erzählen würde — aber Unsinn. Er schwieg und goß sein Glas auf einmal hinunter. Er geriet nun in eine trübe Stimmung, denn er war, wenn er getrunken hatte, darauf erpicht, sich als eine im tiefsten Grunde ernste Natur darzustellen. In dieser stickigen Luft, unter dem Lärm der johlenden Männer und Weiber und beim Anblick der bunten Papierfetzen, mit denen der Wirt seine Hölle herausgeputzt hatte, wurde mir elend zumute, und ich erklärte Heinemann rund heraus, ich wäre dieses Treibens müde und würde es nicht weiter mitmachen. Um von ihm leichter loszukommen, log ich ihm vor, ich sähe schon auf den Boden meiner Ersparnisse und würde vermutlich seine Kasse bald in Anspruch nehmen. Ich glaubte, seine Freundschaft würde nun rasch erkalten, irrte mich jedoch, denn er reichte mir freundlich die Hand und sagte: Selbstverständlich, lieber Freund. Heute du, morgen ich. In Freud und Leid, oder wie die dumme Redensart lautet. Wenn ich etwas habe, verfüge ganz nach Belieben.

Wir gingen einsilbig und ziemlich verstimmt auseinander. Am andern Morgen beschloß ich, mich verschiednen Meistern vorzustellen. Schon daß ich soweit gekommen war, machte mich so wohlgemut, daß ich mich sogleich niedersetzte und meinen Eltern eine Nachricht zukommen ließ, sie meines guten Willens, nunmehr das Glück am rechten Zipfel anzufassen, versicherte und um Erwirkung eines Zeugnisses vom Meister Liebezeit ersuchte. Da es nicht in dessen Wesen lag, einem etwas nachzutragen, so erwartete ich von ihm ein gnädiges Urteil. Nachdem dieser Brief geschrieben war, legte ich mich mit dem angenehmen Gefühl, etwas geleistet zu haben, aufs Ohr und verschlief den halben Tag, und als ich dann gegen Abend erwachte und mich auf mein Vorhaben besann, erfüllte mich von neuem das Behagen eines rechtschaffnen Gewissens, sodaß ich glaubte, mir noch einmal ein rechtes Gütchen tun zu dürfen. Denn wenn ich auch einen Widerwillen gegen das wilde und unordentliche Wesen hatte, so hatte ich doch an dem Bummeln selber Geschmack gewonnen, und die Lust am Arbeiten war mir dabei abhanden gekommen. Als ich gerade mit mir zu Rate ging, ob ich mich wieder einmal in den Konzertgarten begeben und mir dort eine köstliche Mahlzeit vorsetzen lassen sollte, oder ob es vorzuziehen sei, im Kaffeehaus zu sitzen und das herrliche Getränk, dessen Bekanntschaft ich Heinemann verdankte, in süßer Beschaulichkeit einzuschlürfen, trat er selber bei mir ein, strahlend vor Vergnügen, und rief, indem er sich kräftig auf die Brusttasche schlug: Da haben wirs! Wir waren gestern verdrießlich, es war auch jämmerlich. Mir wars elend ums Herz, ich gesteh dirs. Ein beklagenswerter Zustand, wenn man einen auf den Kopf stellen kann, und es fällt nichts aus den Taschen. Du bist zu einer übeln Zeit erschienen, aber nun nimm, so sind die Ausgaben redlich geteilt.

Er erklärte mir, daß seine Freunde, die längere Zeit in Geschäften über Land gewesen wären, weshalb er mich auch nicht in ihre Gesellschaft hätte bringen können, inzwischen wieder eingetroffen wären, worauf er mit einem listigen Lächeln fragte, ob ich noch jetzt bei meinem ihm gestern zu später Stunde kundgegebnen Entschluß beharre.

Selbstverständlich, versetzte ich ärgerlich.

Gut, es hindert dich niemand. Du lebst im Lande der goldnen Freiheit und kannst tun, was dein Herz begehrt. Aber den guten Entschluß müssen wir doch noch begießen, und eh wir auseinandergehn, wollen wir nochmals miteinander fröhlich sein.

Das waren wir denn auch, und zwar kauften wir uns diesesmal unsre Fröhlichkeit wieder zwischen marmornen Wänden und unter strahlenden Lichtern und tranken sie aus kristallnen Schalen. Heinemann wurde bald lustig, geriet jedoch im weitern Verlauf unsers Trinkgelages immer mehr in eine gerührte Stimmung. Er sah mich öfters wehmütig an, als ginge ich einem Unglück entgegen, und schüttelte mir die Hand. Und er sagte: Es ist schade, aber ich habe Respekt vor dir. Du bist ein ganzer Mann. Ich könnte es wahrlich nicht.

Ja du, dachte ich, aber ich kann es! Morgen werde ich ein andrer Mensch. Das soll mir einer nachmachen, mitten im Zuge aufzuhören, das Glas hinstellen und Wasser trinken. Aber ich kann es. Schenk ein, Heinemann, rief ich, heute wollen wir noch einmal fröhlich sein, denn morgen —

Morgen sind wir tot. Er seufzte laut auf. Ich wußte, daß er nun bald weinen würde. Um uns her wurde man aufmerksam und machte über uns Bemerkungen. Heinemann spitzte die Ohren und schien Lust zu haben, sich ebenfalls zu äußern und eine Unterhaltung mit dem Saale zu beginnen. Ich hielt ihn zurück, wie er sich aufrichten wollte, faßte ihn am Ärmel, und als er sich zornig losreißen wollte, flüsterte ich ihm zu: Ruhig, Heinemann! Laß sie reden, der Klügere gibt nach.

Ja, der Klügere gibt nach! donnerte er in den Saal hinein, worauf wir, die wir hier stolz eingezogen waren, unter allgemeinem Lachen das Feld räumten.

Jetzt gehe ich nach Hause, sagte ich, als wir auf der Straße waren.

Wo denkst du hin? versetzte Heinemann. Nach Hause gehn wir nicht. Jetzt besuchen wir die schöne Laurette.

Es war mir, als stiege eine Rakete vor mir auf und zerplatzte unter dem dunkeln Sternenhimmel in einem Feuerregen. Das Herz fing plötzlich an zu klopfen, und über meine Seele legte sich etwas, was mich schwer bedrückte und zugleich leidenschaftlich beglückte. Ja, ich will sie noch einmal sehen. Nein, ich darf nicht! Und doch, ich will! So klangen die Stimmen durcheinander, rangen miteinander und suchten sich zu übertönen, und die Fieberkrankheit begann, in der ich alles um mich her vergessen und wie ein Nachtwandler mit geschlossenen Augen über schwindelnde Abgründe gehn sollte, hingerissen von dem Geisterlicht eines Nachtgestirns, das doch, als es endlich tagte, als eine ausgebrannte Welt ohne eignes Feuer offenbar wurde.

Wir fanden in dem Keller wieder nur eine kleine Gesellschaft und die bekannten Gesichter vor. Der Platz, auf dem das Mädchen damals gesessen hatte, war leer. Die Männer führten eine ruhige Unterhaltung, sie sprachen über das Wetter, über die Ernte und derartiges mehr und rauchten dazu aus langen Pfeifen. So hatte es den Anschein, als ob der Abend friedlich und ohne alle Aufregung verfließen würde. Da, wie ich schon meinte, meinem Verhängnis, nach dem mich doch ein glühendes Sehnen hintrieb, entronnen zu sein, öffnete sich die Tür, und Laurette trat ein. Sie begrüßte die Gesellschaft mit einem kühlen Kopfnicken, warf mir einen verwunderten Blick zu, worin doch ein Lächeln glänzte und mir zeigte, daß sie sich meiner Bezauberung erinnerte, und setzte sich wieder auf ihren Platz. Dort wartete sie still auf den Aufbruch des Vaters.

Wie ich sie da sitzen sah, regungslos, das Haupt schwermütig gesenkt, einem

steinernen Bilde gleich, über dem doch ein Hauch wundersamen Lebens schwebte, züngelte die Glut in mir wieder in hellen Flammen auf, und es bemächtigte sich meiner ein leidenschaftliches Verlangen, hinter das Geheimnis dieses träumenden Götterbildes zu kommen. Denn es war kein Zweifel, daß ich da in eine großartige Natur hineinschauen würde, und daß ein so wunderschöner Leib auch eine wunderschöne Seele umschließen müsse. Da ich ihr nun auf keine andre Weise nahe zu kommen wußte, als indem ich die ganze Gesellschaft in eine fröhliche Stimmung hineintrieb, so setzte ich, den schönen Abend und eine bevorstehende Veränderung in meinen Lebensverhältnissen als Vorwand nehmend, einige Flaschen Wein, so gut sie von dem Wirte geliefert werden konnten, und von dem schwefligen Gifte stieg denn auch bald ein ausgelassener Geist empor und verwirrte unsre Köpfe. Auch Laurette rückte, nachdem sie sich die Geschichte eine Zeit lang von ferne angesehen und nur hin und wieder einmal den Mund flüchtig an das ihr dargebotne Glas gesetzt hatte, allmählich näher und nahm zuletzt neben mir Platz. Schon sah sie ein wenig vergnügter aus, und über ihr Antlitz zog ein rosiger Schein, der mir eine Ahnung davon gab, wie herrlich es erst sein müsse, wenn die Sonne vollends über ihrem Gesicht aufginge.

Als wir so einige Stunden gezecht hatten, und der Wirt seinen Keller schließen wollte, schlug Laurettens Vater vor, in seiner Wohnung noch einige weitere Stunden zu verbringen. Seine Tochter werde uns einen Schlummerpunsch und zuletzt einen Kaffee bereiten, worauf wir den Tag als würdig beschlossen ansehen dürften. Das wurde angenommen. Laurette hängte sich an meinen Arm und plauderte fröhlich, sodaß ich also annehmen konnte, der Augenblick, wo die Sonne aufgehn werde, stehe unmittelbar bevor. In einem dunkeln Hause stiegen wir die Treppen bis fast in den Himmel hinauf, und in den Himmel ging es ja auch, da mich Laurette an der Hand hielt und sich an mich anschmiegte, sodaß sie mir fast in den Armen ruhte. Die Herren nahmen nun ihre Plätze ein und warteten mit einer Ungeduld, als hätten sie den ganzen Abend vor einem trocknen Trog gesessen, auf das köstliche Getränk, das Laurette bereitete. Sie schien in solchen Dingen keine Übung zu haben, denn aller Augenblicke tauchte ihr schöner Kopf an der Türöffnung auf, und sie hatte immer wieder etwas zu fragen, bis ich es endlich wagte, aufzustehn und mich neben sie an den rußigen Herd zu stellen. Dort flüsterten wir miteinander, suchten uns mit den Augen und Händen und lachten. Ich war schon längst berauscht, ehe das Getränk auf dem Tisch stand, und in dieser aus heißem Punsch und sinnlichem Feuer entstandnen Glut schmolz alles, was an besserm Leben in mir war, und wurde zu einem glühenden Lavastrom, der seinen Weg dahin suchte, wohin ein Strom rinnt, niederwärts, und der, wohin er kam, Tod und Verderben mit sich brachte.

Laurettens Vater war ein ehemaliger Schlossermeister, der angeblich eines Augenleidens wegen, weshalb er auch eine blaue Brille trug, seinen Beruf aufgegeben hatte. In Wirklichkeit hatte er schlechte Streiche gemacht, indem er die Kinder seiner Schwester, deren Vormund er gewesen war, um ihr Vermögen betrogen hatte. Um sich nun vor einer Bestrafung zu schützen, hatte er dann ein weiteres Verbrechen begangen. Es wohnte in seiner Nähe eine alte Dame, deren ganzes Lebensbemühen darauf gerichtet war, Geld zu Geld aufzusammeln. Sie hatte also gegeizt, gedarbt und fast gehungert. Weil ihr aber dieser Weg zum Reichtum zu langwierig erschienen war, so hatte sie allmählich auch zu spekulieren angefangen und Geld auf hohe Zinsen ausgeliehen, war hierbei jedoch mehrmals in große Verluste geraten und hatte es erleben müssen, daß die mühsam zusammengelesenen Körner wie Spreu im Winde verwehten. In ihrer Bekümmernis hatte sie sich an Ostroth, so hieß Laurettens Vater, gewandt, der damals noch in dem Rufe eines ehrbaren und ausnehmend klugen Mannes stand, und war von ihm auch so wohl beraten worden, daß sie ihre Augen mit dem ruhigen Bewußtsein schließen konnte, ihren lachenden Erben einen reichen Schatz zu hinterlassen. Als

diese jedoch den Schatz heben wollten, fand sich außer wenig barem Gelde und den verbrauchten Möbeln nichts weiter vor, worüber dann ein großer Lärm entstand, der zur Folge hatte, daß sich das Gericht der schmutzigen Geschichte annahm und nach mühsamem Forschen herausbrachte, daß die goldnen Eier der Seligen in der Küche Ostroths verbacken waren. So wurde er also wegen dieser eigenmächtigen Besitzergreifung eines fremden Gutes und wegen andrer übeln Dinge, die von demselben Haken ans Licht emporgezogen wurden, auf einige Jahre zur Besserung ins Zuchthaus geschickt. Als er entlassen war, breitete er wie ein aus dem Käfig freigelassener Vogel zuerst unschlüssig die Flügel und ließ sich von dem gerade wehenden Winde tragen, bis er endlich über die Richtung, die er nunmehr einschlagen müsse, im klaren war und sie nun auch trotz aller Hindernisse, die man ihm bereitete, und aller Netze, in denen man ihn zu fangen suchte, mit der Hartnäckigkeit eines ausgereiften Charakters verfolgte. Er gehörte also zu der Gattung von Menschen, deren Treiben ich die letzten Wochen mit vielem Eifer beobachtet hatte, nur daß er seine Räubereien im großen betrieb und verächtlich auf die Fliegenschnapper hinuntersah. Die erbrachen wohl einen Bodenraum und wühlten in den Kisten eines armen Dienstmädchens herum. Solche Dinge würde Ostroth als verächtlich bezeichnet haben, dagegen hielt er es für rühmlich, die Vorräte eines großen Kaufmannshauses, eines Geschmeidehändlers oder den Kassenschrank eines Rentners einer Untersuchung zu unterwerfen. Ostroth war verheiratet, lebte jedoch in unglücklicher Ehe, weil sein Weib, aus einem ehrbaren Hause stammend und mit Zähigkeit an den altväterischen Anschauungen, in denen sie erzogen war, festhaltend, ohne Verständnis für seine Größe war, vielmehr ihres Mannes Lebensgang, soweit sie ihn verstand, mit Angst und Entsetzen verfolgte. Dagegen war Laurette als eine wackre Tochter ihrem Vater treulich durch dick und dünn nachgefolgt und ihm eine wertvolle Hilfe geworden, indem sie mit dem Scheine ihrer Schönheit reiche Menschen an sich lockte, aus ihnen herauspreßte, was sich die Liebestollheit gefallen ließ, und wenn der Verstand wiederkehrte, ihrem Vater die Gelegenheit wies, dem ernüchterten Liebhaber noch etwas stärker zur Ader zu lassen. Dieses Geschäft hatten sie nun einige Jahre mit mehr oder weniger Glück betrieben, wobei es freilich nicht gänzlich an bedenklichen Situationen gefehlt hatte, im ganzen aber alles nach Wunsch verlaufen war.

Als weiterer Teilnehmer an diesem Geschäft ist ein vormaliger Schlossermeister zu nennen, ehedem gleichfalls ein braver und angesehener Mann, der von einer Schwindlergesellschaft um Hab und Gut betrogen, und als ihm das Wasser über den Kopf ging, von einer andern Gaunergesellschaft auf die schiefe Bahn gelockt worden war. Er saß fast den ganzen Abend still und in sich gekehrt am Tisch, immer trinkend, und brachte es bei dem hübschesten Scherz höchstens zu einem halben Lächeln. Während die andern ihre Späße machten, sah er vielmehr unter sich und hielt den Kopf gestützt, ein Träumer und schwermütiger Mensch. Derselbe Mann war jedoch ein andrer, wenn er auf einem Raubzug war; dann reckte sich seine Gestalt empor, seine Hand zitterte nicht mehr, und über seinem sympathischen, aber von Leidenschaften zerrissenen Gesicht lag eine friedliche Ruhe und eine ruhige Freude, wie wenn er sich im Nachglanze seiner frühern ehrlichen Kunst sonne. Ein fernerer Gast an unserm Gelage war ein ehemaliger Hausdiener, der sich aus seiner guten Zeit ein biederes und ansprechendes Antlitz gerettet hatte, mit dem er ohne Mißtrauen zu erregen allenthalben eintreten und die Gelegenheit zu einem gewinnversprechenden Unternehmen ausspionieren konnte. Bei der Ausführung selbst spielte er nur eine nebensächliche Rolle, indem er Aufpasserdienste leistete, wenn es einmal auf Kräfte ankam, dazwischen sprang und die schwersten Dinge auf seinem Rücken davon schleppte. Heinemann hatte einen ähnlichen Posten wie die Laurette übernommen. Er suchte sich an die goldne Jugend heranzudrängen, fraternisierte mit reichen Bekanntschaften und benutzte sein geübtes Auge dazu, die Verhältnisse aufzuspüren, in denen Dinge, die des Suchens wert waren, aufbewahrt wurden.

In entfernterer Beziehung zu der betriebsamen Gesellschaft stand endlich noch eine Anzahl Händler und Händlerinnen, unter ihnen auch Frau Leopold, deren Aufgabe es war, die Beute in einer geschickten und unauffälligen Weise zu barem Gelde zu machen.

Als sich diese Verhältnisse allmählich vor mir zu entwirren begannen, und die Personen aus dem Punsch- und Liebesnebel deutlich hervortraten, war ich schon so tief in das Netz des schönen Mädchens verstrickt, daß mir, auch wenn noch eignes Leben in mir gewesen wäre, ein Entweichen nicht mehr möglich gewesen wäre. Dennoch spürte ich es als einen Schmerz, als mir aus diesem Nebel heraus die Hand entgegengestreckt wurde. Da sah mich Laurette mit einem langen Blick an, worin ebensoviel Spott wie verheißende Liebe lag, und sagte: Laßt ihn doch, er fürchtet sich. Die Männer lachten, und unter diesem Lachen ging ich zu ihnen über.

16

Das Jahr floß schnell dahin. Es wurde Herbst und wurde Winter. Aber die Monate vergingen wie in einem Rausch. Nachdenken darf der nicht, der auf solchem Wege wandelt. Mit Gedanken darf er sich nicht belasten. Er darf nicht über sich schauen und nicht unter sich blicken. Über ihm im dunkeln Blau wandelt das Licht, das ihn blendet, unter ihm gähnen die Tiefen. Er muß nur immer Schritt für Schritt, Fuß vor Fuß setzen, nur der Augenblick ist sein. Und der so dahinging, hatte einmal von einem goldnen Lande geträumt und wollte den Fuß über die Wolken setzen. Er träumt nicht mehr. Denkt er einmal an die Traumbilder, die wie stille schimmernde Wölkchen über seinem Haupte dahinzogen, so setzt er die Faust auf das Herz, das ihn betrogen, irre geleitet, in das Verderben hinein gezogen hat, und möchte sie niederfallen lassen auf das Antlitz, das so wundersam schön, so roh und gemein ist.

Von meinen Eltern hörte ich nichts, der Meister hatte mir meine Papiere ohne eine Zeile dazu zu schreiben gesandt, erst viel später entdeckte ich, daß er mit zarter Hand einen Bibelspruch eingetragen hatte. Sprüche 17, Vers 25 las ich da. Da ich aber keine Bibel zur Hand hatte, wußte ich lange nicht, was er mir hatte sagen wollen. Der Spruch lautete: Ein närrischer Sohn ist seines Vaters Traum und Betrübnis der Mutter, die ihn geboren hat. Er klang in mir, dieser Spruch, ohne daß ich ihn kannte. Sie geben dich auf, sprach es in mir, und ringen die Hände über den verlornen Sohn. Kein Haus auf Erden, keinen Gott im Himmel, nichts mehr vor mir, und nichts hinter mir. Über mir Wolken über Wolken, und nur unter mir noch ein Ausblick, in dem ich versinken konnte, wenn ich den Mut hatte, mich in diese lockenden Tiefen hinab zu stürzen. Stundenlang konnte ich sitzen und an einem einzigen Gedanken arbeiten. Ich hätte mich losreißen mögen und konnte es doch nicht. Zwar die Fesseln, in die mich Laurette mit ihrer Schönheit geschlagen hatte, hielten nicht lange. Ihr trauerndes Antlitz war mir bald kein Geheimnis mehr: sie wußte, daß ihr ein schwermütiger Ernst gut stand, darum schmückte sie sich damit wie mit einem aufgeputzten Kleide, befand sich aber sehr wohl und war nur betrübt, wenn ihr irgend ein Anschlag mißlungen war. So wie ich entdeckt hatte, was hinter der prächtigen Hülle steckte, verlor sich meine Befangenheit, und das Feuer erlosch langsam. Bald brannte nur noch eine einzige Kohle, und endlich war alles tote Asche. Dieses Band war also locker geworden, aber mich hielt nunmehr ein andres Band fest, die gemeinsame Schuld. Wenn ich mich so gequält hatte, ging ich wohl zum Meister Leopold hinein und arbeitete mit ihm um die Wette. Die Arbeit sollte mich zerstreuen, sie mußte auch mein Treiben vor der Welt verhüllen. Ein Schneidergeselle, der den großen Herrn spielt, erregt Aufsehen und Verdacht. Arbeitet er am Tag einige Stunden, so kann er den Abend verjubeln. Aber die Arbeit brachte keine Beruhigung, es war kein Segen in ihr, weil sie nur Schein und Lüge sein sollte. Hatte ich dann eine Stunde oder zwei gearbeitet, so schleuderte ich das Zeug weit von mir und starrte

in die Welt hinein. Endlich ging ich dann regelmäßig irgendwohin, wo ich sicher war, meine Gedanken tot zu kriegen.

Laurette ließ den sonderbaren Menschen, der mehr von ihr wollte, als sie geben konnte, kühlen Herzens gehn. Was sie von ihm verlangte, empfing sie ohnehin, all das beschmutzte Gold, das er erwarb, ergriff sie mit gierigen Händen. Zeigte er zu deutlich, daß er sich frei wähnte, so überzeugte sie ihn, daß er noch immer Ton in ihren Händen war, so ließ sie die Fesseln klirren und zog ihn in eine wilde Zärtlichkeit hinein. Die schweren Gedanken scheuchte sie ihm von der Stirn und brachte jede Fiber seines Wesens in eine Erregung, aus der er um so elender erwachte. Im übrigen war ihr der Träumer wohl längst zur Last geworden. Die Leute, die ihr gefallen sollten, mußten aus anderm Holze geschnitzt sein. Lustig mußten sie sein, das Geld springen lassen und begierig den schäumenden Becher leeren, aber sie durften nicht fragen und nicht tiefer in der Seele des andern graben wollen. Ihr Tag hatte immer nur wenig Stunden. Dauert er so kurz, so hat man keine Zeit, sich um das, was innen im Menschen ruht, zu bemühen. Man hält sich an die Schale. Dieses Menschenbild ist schön genug, einige Stunden daran zu wenden, auch wenn hinter ihm nichts andres mehr zu finden ist.

Sie hatte inzwischen mancherlei Abenteuer erlebt, die man jedoch, da man meine Eifersucht fürchtete, vor mir geheim hielt, sie war heiß umworben und schnöde verlassen worden, ohne sich darüber zu grämen, vielmehr hatte sie ihre Schönheit immer wieder mit demselben Vergnügen spazieren geführt. Ging der eine, so kam der andre. Das ist nun einmal der Weltlauf. Eines Tages war sie dem jungen Leopold, als sie seiner Mutter einen geheimen Auftrag zu überbringen hatte, in den Weg gelaufen, und der stattliche Herr mit dem duftenden Haar und dem gutmütigen eiteln Gesicht, der die Augen weit öffnete, um ja nichts von der Schönheit, die auf dunkler Stiege an ihm vorüberglitt, zu verlieren, hatte Eindruck auf sie gemacht. Sie wußte es einzurichten, daß sie ihm in einem hellern Lichte nochmals begegnete und warf ihm einen Blick zu, von dem der Strohkopf in Flammen gesetzt wurde. Das Feuerchen, das sie in meiner unmittelbaren Nähe angezündet hatte, konnte mir denn doch nicht verborgen bleiben; ich begegnete dem Pärchen, als wir von einem Besuch, den wir einem Goldschmied abgestattet hatten, zurückkehrten und in dem stillen Mondschein, der über den schneebedeckten Dächern schimmerte, heimwärts gingen. Heinemann wollte mich beruhigen, ich lachte ihn jedoch aus, worauf er fröhlich in mein Lachen einstimmte und mir anvertraute, die Sorge um mich hätte ihn manche Nacht nicht schlafen lassen. Ich sei ein besondrer Mensch, ein gescheites Kerlchen, aber so blind und so dumm. Nun wäre es aber gut, daß ich endlich meinen Verstand wieder gefunden hätte. Mit einem Feuer spielt man nicht, man kocht damit, das ist meine Maxime, schloß er stolz seine Rede. Du hast sie leider überhört.

Als wir unsre Beute betrachteten und abschätzten, fiel mir ein feines kleines Kunstwerk in die Augen, ein zartes Spinnennetz, in dessen Mitte ein Spinnchen saß und auf ein Opfer lauerte. Laurette war inzwischen eingetreten und betrachtete mich mit einem verlegnen Lächeln. Ich hielt die Brosche in der Hand, besah sie lange und sagte endlich, es sei schade, die wunderbar künstliche Arbeit mit dem übrigen einzuschmelzen. Der das Werk geschaffen habe, hätte die Absicht gehabt, einem schönen Mädchen einen neuen Schmuck zu verleihen, und sein Wille solle erfüllt werden. Mit diesen Worten überreichte ich den Gegenstand der Laurette. Sie steckte das Ding sogleich an, und während sie es an ihrem Kleide befestigte, sah sie mich verwundert über diese plötzliche Huldigung an.

Zugleich ein hübsches Geschäftsschild, antwortete ich auf die Frage, die in ihren Augen lag.

Jetzt wurde sie feuerrot und lachte dann hell auf. Damit war ich mit ihr fertig, glaubte es zu sein.

Aber es geschieht nichts, was nicht die Ursache eines andern würde. Das

Spinnlein spann seinen Faden und ließ ihn von der, die sich mit ihm schmückte, zu mir herüber wehen. Und so geschah es, daß unser Schicksal, ohne daß wir es wußten, miteinander verknüpft wurde. Bloß ein Spinnenfaden, aber die über den Menschen waltende Gerechtigkeit braucht Geringes, ihren Willen auszurichten.

17

Am Morgen nach diesem Bruch, wenn man es einen Bruch nennen kann, was sich von selbst gelöst hat, trat ich bei dem Meister Leopold ein und sagte ihm, ich würde mich nach Arbeit umsehen, er möchte mir, wenn er könne, einen Rat geben. Er reichte mir die Hand und überlegte. Nach einigem Bedenken legte er die Arbeit zur Seite und ging auf mehrere Stunden aus. Als er dann zurückkehrte, brachte er mir die Zusicherung, daß mich ein anständiger Meister in seinem Geschäfte einstellen werde, denn so armselig gegenwärtig sein Dasein war, so hatte er doch unter seinen Fachgenossen noch immer ein gutes Ansehen und auch manchen guten Freund, der ihn herzlich bedauerte, daß er an das starke Weibsbild gekommen war. Ich stellte mich dem Meister vor und ging dann zu Heinemann. Dem sagte ich, unsre Wege müßten sich nun scheiden. Er war bestürzt und fragte, was vorgefallen sei.

Nichts, antwortete ich. Ich will nicht mehr. Und wenn du mir eine letzte Freundschaft erweisen willst, so vergiß, daß du mich gekannt hast, und sorge dafür, daß auch die andern es vergessen.

Er lachte. Ich verstehe dich. Das Löwenfell fällt herunter. Nun, so tue, was du willst, des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Ich sehe ein, daß dir unter uns nicht mehr wohl sein kann. Dir fehlt der frische, freie Mut, du bist ein grübliger Mensch, wagst keinen Schritt, ohne erst den Boden zu untersuchen, worauf du deinen Fuß setzen willst. Solchen Leuten gelingt es nie und nirgends, sie fallen, so klug sie sich auch gebärden, auf jede Dummheit hinein und verbrennen sich an jedem Feuer. Beispiele sind dir wohl bekannt.

Er lachte und faßte dabei meine Hand. Nimm mirs nicht übel, Bester, du bist mir trotzdem ein lieber und angenehmer Mensch gewesen, aber du gehörst auch nur zum Konsortium.

Das Herz wurde mir leicht, als er jetzt meine Hand losließ. Zugleich beschlich mich jedoch ein unzufriednes Gefühl. Einen Mann wie mich sollte man nicht so ohne weiteres laufen lassen. Ich hatte darauf gerechnet, daß man mir Vorstellungen machen und sich Mühe geben werde, mich von meinem Entschluß abzubringen. Ich wußte, wie man um manchen Geringern mit Zuckerbrot herumgegangen war: Du wirst doch nicht! Ein Mann wie du! Einen solchen findet man nicht leicht wieder, den sucht man festzuhalten. Solche Reden hatte ich erwartet, vor allem von Heinemann, der nie an großen Worten Mangel litt, und ich war darauf gerüstet, ihm mit ebenso großen Worten zu begegnen. Nun, da man mich leichthin verabschiedete, wußte ich nicht recht, sollte ich mich freuen oder gekränkt fühlen. Heinemann hielt den Blick spöttisch auf mich gerichtet und lachte endlich von neuem hell auf: Du guter Kerl! Du meintest wohl, wir sängen dir eine Trauerarie nach und kleideten uns in Sack und Asche. Ach, mein Bester, auf Erden ist keiner unersetzlich, das solltest du auch wissen. Der eine geht, der andre kommt. Wir haben dich nicht herbeigelockt, du bist zu uns gekommen, als dein Herz dich dazu trieb. Jetzt, da es dich anderswohin drängt, gehst du weiter. Es tut uns leid, aber wir werden versuchen, es zu ertragen.

Dann sind wir also geschiedne Leute, antwortete ich verletzt. Ich war im Begriff, seine höhnische Weise aufzunehmen und sie womöglich zu übertrumpfen, aber ich besann mich zuletzt noch eines bessern und sagte: Ich habe nur noch die Bitte an dich und euch alle, daß ihr mich so völlig als möglich vergessen möchtet.

So völlig als möglich, wiederholte Heinemann und klatschte vor Vergnügen in die Hände. Das hast du fein ausgedrückt, und ich versteh dich recht gut. Du

bist ein Schlaukopf und willst reine Bahn hinter dir machen. Verstelle dich nur nicht, deine guten, blauen Augen können ja doch nichts verbergen, ich lese darin wie in einem Buch. Soll ich dir sagen, was in dir vorgeht? Du hast Furcht, Freund. Deine vergangnen Sünden liegen dir auf den Nerven, dein unruhiges Herz sehnt sich danach, von ihnen freigesprochen zu werden. Ich soll dir die Hand auf den Kopf legen und sagen: Geh hin, es ist alles vergessen und ausgelöscht. Hab ich Recht?

Ja, Heinemann.

Er betrachtete mich kopfschüttelnd. Das muß ich sagen, einen netten Beichtvater hast du dir ausgesucht. Die Rolle ist mir neu. Aber einerlei, was ich dir an Trost mitgeben kann, soll dir nicht vorenthalten werden. Geh also hin, wir geben dir Frieden. Und dein Name soll unter uns ausgelöscht sein. Du kannst in Ruhe schlafen, du unschuldiges Lamm.

Ich hatte dich wirklich anders eingeschätzt, schloß er in seinem gewöhnlichen Tone. Aber ich lerne dich nun erst kennen. Nun, es ist eben jeder, wie er ist, und das bleibt er sein Leben lang.

Ich habe oft darüber nachgedacht, was ihn ursprünglich wohl veranlaßt haben könne, mich an sich heranzuziehn. Eine Zeit lang hatte ich ihm in meinem Herzen selbstsüchtige Beweggründe zugeschrieben, aber ich habe diese Meinung später als durch nichts bewiesen aufgeben müssen. Er hatte von mir nicht mehr empfangen, als ich von ihm, und die Neigung, den freigebigen Gönner zu spielen, trat bei ihm viel stärker hervor, als der Wunsch, in eines andern Beutel zu greifen. Es war in seiner Natur etwas von ritterlicher Art, die allerdings, da er eben ein bloßer Strauchritter war, auch nur von zweifelhafter Echtheit sein konnte, dennoch aber, wenn auch mit falschem Schimmer, meine ungeübten Augen immer von neuem blendete. Ebensowenig aber konnte Freundschaft zu mir der Grund gewesen sein, deren er wohl überhaupt nicht fähig war. Zusammengeführt mochte uns also eine über den Menschen wirkende Kraft haben, deren stilles, aber wundersam mächtiges Walten ich oft in den Kreisen, unter denen mein Leben hauptsächlich verlief, beobachten konnte. Denn diese Kraft, die das Ähnliche immer zum Ähnlichen ziehen will, versagt zwar sehr häufig gegenüber solchen Menschen, die einen festen Halt in sich tragen und einem sichern Ziel zuschreiten, dagegen wirkt sie unwiderstehlich auf alle lumpenhaften Menschen ein, kehrt sie aus ihren Winkeln hervor und wirbelt sie durcheinander, sodaß ein Stück Elend immer am andern klebt. Wie lange dauert es, bis sich zwei gute Menschen, die für einander geschaffen sind, aus der bunten Menge herausgefunden haben. Dagegen verstreue man die, die sich nie sehen und kennen lernen sollten, noch so sehr, sie werden sich bald entdecken und dann mit aller Kraft zusammenstreben.

Als ich von Heinemann wieder in meine Stube gekommen war, überschlug ich meine Barschaft. Daß das Ergebnis nicht erfreulich sein konnte, wußte ich von vornherein, aber es war doch noch betrübender, als ich vermutet hatte. Die Summe, die ich von zuhause mitgenommen hatte, war bis auf einen winzigen Rest verbraucht. Das, was ich von dem Erlös unsrer Raubzüge eingenommen hatte, war natürlich als leichte Ware in alle Winde verflogen oder im Feuer der Laurette verbrannt. Ich hatte freilich noch ausstehende Forderungen an die Gesellschaft, von der ich mich soeben losgesagt hatte, aber es ging nicht wohl, sie einzutreiben. Man würde mir freiwillig nichts gegeben haben, und wenn sie auch dazu bereit gewesen wären, so hätte ich von diesem Gelde doch nichts genommen. So stand ich also ärmer als je im Leben und war auch noch mit einem ziemlichen Betrag im Schuldbuch der Frau Leopold verzeichnet. Unter diesen Umständen blieb mir nichts andres übrig, als mein Quartier, von dem ich mich nach meinem Bruch mit den bisherigen Freunden gern getrennt hätte, einstweilen noch beizubehalten, darin wie ein armes Käuzlein zu hausen, mich auf die knappsten Rationen zu setzen und mich so aus meiner übeln Lage allmählich herauszuhungern. Ich entwarf also

einen Plan, nach dem ich die nächste Zeit mein Leben einrichten wollte, und schnitt unbarmherzig auch das geringste Behagen heraus, sodaß meine nächste Zukunft aussah wie ein stiller, verlassener Totenacker. Dennoch wehte es mir daraus frisch und klar entgegen wie ein anhebendes Frühlingslüftchen. Meine Absicht ging dahin, wenn ich erst meiner Schulden ledig wäre und eine Kleinigkeit für die erste Not zurückgelegt hätte, so wollte ich in die Fremde gehn und mich so unter den Menschen verlieren, daß mich keiner wieder herauszufinden vermöchte.

In dieser Nacht träumte ich, ich ginge einen langen finstern Weg durch ein winkliges Haus und tastete mich langsam mit den Händen an der Mauer hin. Niemals glaubte ich an das Ende dieses schrecklichen Wegs zu gelangen, niemals mich aus dieser Wirrnis und Finsternis herauszufinden. Da, wie ich schon verzweifelte, rührte meine Hand plötzlich an einen Riegel. Sogleich ging eine Tür vor mir auf, und ein lieblicher Garten mit einem hellen grünen Rasen und schönen großen Blumen breitete sich in klarem Sonnenlichte vor mir aus. Ich wachte vor Freude auf, da guckte der Mond zum Fenster herein, nur noch als schmale Sichel, aber in strahlendem Glanz. Sein Schein lag vor mir auf der Diele, und ein Stück davon schimmerte auf der Bettdecke bis dicht an mein Gesicht herauf. Wie gut ist es, daß ich soweit gekommen bin, dachte ich. Was bin ich für ein glücklicher Mensch! Es liegt alles hinter mir, und vor mir leuchtet es hell. Der gute Mond selber muß mir in meinen Traum hinein meine Zukunft malen.

So freundlich träumte ich auch die folgenden Tage. Ja viele Wochen verflossen in stiller Ruhe, und der Winter ging allmählich in den Frühling über. Infolge meines Geizes, den ich mir zur Pflicht gemacht hatte, war es mir gelungen, meine Schuld abzutragen und auch schon etwas zurückzulegen, also hätte ich recht gut meine weitern Pläne in Angriff nehmen können. Aber ich wünschte erst über reichere Mittel zu verfügen. Es stand ja auch niemand hinter mir, der mich bedrängt hätte. Heinemann und seinen Freunden war ich einigemal begegnet. Ostroth hatte mich von oben her betrachtet, vor ihm war ich so klein geworden, wie die Menschlein, wenn er sie früher vom Dachfirst herab gesehen hatte. Heinemann war der alte geblieben, jovial, freundlich, herablassend, aber es war zwischen uns kein eigentliches Gespräch mehr möglich, und wir gingen später aneinander vorüber. Von ihnen war ich frei, warum also eilen?

Nicht lange nach dieser Begegnung erwachte ich jedoch eines Nachts mit einem lauten Schrei, und das Herz klopfte mir heftig. Es hatte mir etwas auf der Brust gelegen, und nur indem ich mich gewaltig anstrengte, hatte ich es von mir abgewälzt. Nachher, als ich mich besonnen hatte, erkannte ich, daß ich wieder einmal geträumt hatte, aber dunkel und schwer war der Traum gewesen. Schon hatte ich geglaubt, meiner Vergangenheit ledig geworden zu sein, ich hatte gemeint, sie wie einen giftigen Strauch mit kräftiger Hand aus dem Boden meines Lebens herausreißen zu können, aber der Strauch hatte Samenkörner, und die Körner gingen auf, vorerst nur in meinen Gedanken, aber ich fürchtete sogleich, daß sie aus meinen Gedanken heraus den Weg in mein Leben finden würden. Der andre Morgen fand mich in einer tiefen Seelenbedrücktheit. Ich machte mir klar, daß ich von törichten Einbildungen geplagt würde, es half nichts; ich arbeitete bis zur äußersten Ermattung und fand dennoch keine Ruhe. Das schwerste habe ich nachher still getragen, aber diese geringere Not, die nur erst wie eine leichte Wolke über mir schwebte, trieb mir den kalten Schweiß auf die Stirn. Nun war es um meinen ruhigen Schlaf geschehn. Als die Arbeit ihn nicht mehr herbeizunötigen vermochte, versuchte ich es mit einem starken Trunk. Der wirkte denn auch. Wenn ich ihn genommen hatte, versank ich bald in einen tiefen Schlaf, aber kaum mochten einige Stunden bewußtloser Ruhe vergangen sein, so saß ich plötzlich aufrecht im Bett und lauschte angstvoll nach einem Geräusch, von dem ich aufgeschreckt worden war. Es war immer nichts. Ein Stuhl hatte geknarrt, ein Kleidungsstück war zur Erde nieder geglitten. Mir aber war es, als wäre jemand durch die Stube

gegangen und wandelte nun die Stiege hinab auf die Straße. Schliefe ich wieder ein, so würde er wieder herauf kommen und mich von neuem bedrücken. Ich durfte nicht mehr schlafen, ich mußte die Augen offen halten, denn nur wenn ich klar sah und scharf dachte, konnten die Schatten nicht über mich kommen. Ich stand dann gewöhnlich auf und legte mich ins Fenster. Unten gingen noch Menschen, sie plauderten zusammen und lachten. Und über ihnen zogen die Sterne ihre Bahn, alles wie gestern, und so würde es auch morgen sein. Wie töricht war doch die Angst, daß es morgen anders wäre als heute. Wovor fürchtete ich mich eigentlich? Ich machte mir die Lage meiner Verhältnisse Punkt für Punkt klar. Die Zeitungen hatten zwar von unserm Treiben berichtet, sie hatten aber auch mitgeteilt, daß alle Nachforschungen fruchtlos verlaufen wären, und nach und nach waren die Dinge, an denen ich beteiligt gewesen war, über Dingen, die mich nichts angingen, vergessen worden. Torheit! Die Sonne bringt es nicht an den Tag, auch der Mond und die Sterne nicht. Wenn überhaupt alles, was im Finstern geschehn ist, durchaus ans Licht treten müßte, die Welt würde sich wundern. Torheit, sagte ich, und sagte es so oft, bis ich es glaubte, und wenn ich meiner Sache sicher geworden war, fing ich wieder an zu zweifeln. So stand ich in mancher Nacht am offnen Fenster, bis mich der Frost wieder auf mein Lager trieb, oder der anbrechende Tag dem Spuk ein Ende machte. Und draußen fing es mehr und mehr an Frühling zu werden. Zuerst ein stürmisches Rauschen, und dann sein stilles sanftes starkes Wehn. Die Kastanien bedeckten sich mit schwellenden Knospen, schon sangen die Drosseln, bald mußte auch die Nachtigall schlagen. Auf allen Zweigen war ein kräftiges Regen und Bewegen, ein Abschütteln der dürren Blätter, ein Fertigwerden mit der Vergangenheit, allenthalben ein Hineintauchen in das neue Leben. Warum kann nicht auch der Mensch, der doch auch ein Stück der Natur ist, mit hineintauchen, mit hineinversinken und verjüngt auferstehn?

Ich erkannte nun, daß ich krank war und immer kränker werden würde, wenn ich nicht bald den Wanderstab ergriffe und mich von dem Platze meiner traurigen Erinnerungen soweit wie möglich entfernte. So weit, daß dem Gespenst, das meine Gedanken vergiftete, die Lust verging, mich noch länger zu verfolgen. Ich begann meine Reisepläne weiter zu entwickeln.

Unter mir wohnte ein Journalist, mit dem ich hin und wieder ein Wort gewechselt hatte, ein armer dürftiger Mensch mit einem blassen Hungergesicht, das von fortwährendem Mißerfolg redete. Von Beruf Schriftsetzer hatte er einstmals die Leitung eines Parteiblättchens übernehmen müssen und in dieser verantwortlichen Stellung um der Sünden andrer willen das Leben in den Gefängnissen gründlich kennen gelernt, bis ihm endlich seine Würde, die ihm anfangs wie Champagnerwein eingegangen war, lästig wurde. Jetzt schrieb er Aufsätze und lieferte auch Mitteilungen über das, was auf der Straße geschah. Genau angesehen trieb er ungefähr dasselbe Geschäft wie Heinemann und Genossen, indem er jedes neue Buch, das ihm durch einen Zufall unter die Hände geriet, mit der Brechstange angriff und das, was für ihn und die Leser, auf die er rechnete, brauchbar erschien, heraussprengte. Auf diese Art fiel es ihm nicht schwer, über die allerverschiedensten Gegenstände mit derselben Sachkenntnis zu berichten, und seine Arbeit bestand nur darin, die grob herausgebrochnen Stücke ein wenig anzuschleifen und sie dann in einer billigen und gangbaren Fassung eigner Erfindung unter die Leute zu bringen. Bücher waren noch die einzige Welt, in der ich mich für eine Weile wohl befand. Einem guten stillen Buche zu folgen auf den verschlungnen Pfaden, die es führt, da hinabzublicken in einen sonnenbeschienenen Winkel und dort in eine dunkle Tiefe, und so langsam emporzusteigen bis zu dem Punkte, wo sich die mannigfaltigen und unter sich so verschiednen Teile zu einem Ganzen fügen und in ein einziges großes Bild zusammenfließen, dies brachte noch immer am meisten Ruhe über die finstern Gefühle, in deren Gewalt ich gekommen war. Und so empfand ich auch vor dem Manne,

trotzdem daß ich bald hinter das Geheimnis seines Handwerks kam, eine scheue Achtung, weil er in einer wenn auch noch so entfernten Beziehung zur Entstehung meiner letzten Tröster stand. Außerdem hatte er sich infolge seiner zahlreichen Einsperrungen eine beträchtliche Kenntnis des Gesetzwesens angeeignet und konnte deshalb manchem, der eines vorläufigen Rates bedurfte, von Nutzen sein. An diesen Mann machte ich mich heran und befragte ihn mit aller Vorsicht über die Länder, in die sich jemand, der eine gerichtliche Verfolgung zu befürchten hätte, flüchten müsse. Er nannte mir vor allem Ägypten, worauf ich von einer lebhaften Teilnahme für das alte Pharaonenland ergriffen wurde und mich aus allen Schriften, deren ich habhaft wurde, über die Verhältnisse des Landes und die Aussichten eines dahin auswandernden Handwerkers zu unterrichten suchte. Diese Bücher versetzten nun meinen Ratgeber in frohes Behagen, er hatte wieder Stoff für viele Tage und leitete die ägyptische Flut nach seiner Weise in zahlreiche Kanäle ab, von denen jeder ihm zu einer bescheidnen, aber seinem anspruchslosen Sinn vollkommen genügenden Ernte verhalf.

Nachdem ich nun einen festen Punkt hatte, wohin ich meinen Weg richten mußte, war nur noch die Frage zu beantworten, wie ich mein Ziel auf die schnellste und billigste Weise erreichen könnte. Das wenige Geld, das ich hinter mich gebracht hatte, reichte zu einer so weiten Reise nicht aus. Ich würde mich als Kohlenträger verdungen haben, hätte ich die Kräfte dazu gehabt. Da dies nicht anging, verfiel ich auf den Plan, die Stelle eines Stewards zu erstreben. Um mir nun die hierzu erforderlichen Fertigkeiten anzueignen, saß ich viele Abende in einem ruhigen Gasthaus und gab mir Mühe, einem alten Kellner die Feinheiten der Bedienungskunst abzusehen. Auch besorgte ich mir ein Büchlein, betitelt: Der perfekte Kellner mit einem Nachtrag über die Kunst des Serviettenfaltens, und ließ mir von dem Kellner, der zu dieser Lehrtätigkeit Zeit die Fülle hatte, das, was mir etwa unverständlich geblieben war, aufs genauste und eingehendste erklären. Diese neue Aufgabe, die an den Mann so plötzlich herangetreten war, erfüllte ihn nun mit sichtbarem Vergnügen, und er unterzog sich ihr mit zunehmendem Eifer, und einmal aus seinem Phlegma aufgerüttelt, fing er endlich auch an, sich auf den Ehrgeiz seiner jungen Tage zu besinnen. Er bewarb sich also um die Oberkellnerstelle an einem Gasthaus der Provinz und hatte auch das Glück, sie zu erringen. Ich durfte ihm seine Garderobe noch instand setzen, worauf er mir ein mit seinem neuen Titel unterzeichnetes Zeugnis über meine Anstelligkeit übergab und dann überglücklich in sein neues Reich absegelte.

Diese lächerliche und umständliche Vorbereitung auf meine Fahrt ins Blaue läßt die Anlage meines Charakters deutlich erkennen, der immerfort auf solide Grundlagen gerichtet war. Es wäre mir nie möglich gewesen, einen Sprung ins Ungewisse zu tun, immer mußte ich meinen Weg erst sorgfältig vorbereiten. Und wäre ich darauf verfallen, ein Haus zu bauen, so würde ich nicht begonnen haben, ehe nicht der letzte Stein fertig gemeißelt und der letzte Balken fertig zugehauen bereit gelegen hätte. Diese Schwerfälligkeit mochte wohl von meinem Handwerk auf mich übergegangen sein. Da mußte auch erst lange mit der Kreide gearbeitet werden, ehe die Schere zur Hand genommen werden durfte. So verlor ich von meiner kostbaren Zeit einen Tag nach dem andern. Indessen kam doch endlich die Stunde heran, wo ich meine Vorbereitungen als abgeschlossen betrachten durfte. Da wie ich im Begriff war, die Kette zu lösen, von der mein Schifflein gehalten wurde, trat mir zuletzt noch eine liebe und reine Gestalt entgegen, die meine Hand ergriff, und obwohl ihr ganzes Sinnen darauf gerichtet war, mir Gutes zu erweisen, mein Schicksal vollenden half. Ich habe gerade über diese Fügung meines Lebens lange gehadert und mich nicht zufrieden geben wollen, aber die Vorsehung hat mich wohl so geführt, um an den Stachel, der sich mir tief in die Seele paßte, den Faden anzuknüpfen, woran ich gehalten wurde, als mein Leben im Boden-

losen zu versinken drohte. Ich sollte noch erfahren, daß es reines Licht auf Erden gibt, damit ich mich daran erinnerte, wenn mein Weg einmal in völlige Nacht hineinführe.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel

Die Wiesbadner Kaiserbegegnung und Kanzlerbegegnung hat ihren besondern Charakter bewahrt. Sowohl durch die Fortsetzung, die sie am folgenden Tage in der vertraulichen Zurückgezogenheit von Wolfsgarten fand, als auch durch die Haltung, mit der die russische Presse diesesmal den Vorgang begleitete. Die Anregung zu der Begegnung war weder, wie leider in einigen deutschen Blättern zu lesen war, von deutscher Seite gegeben worden, noch hatte Prinz Heinrich sie „mit großer Mühe" zustande gebracht. Es war doch wohl selbstverständlich, daß Kaiser Nikolaus nicht Deutschland nach einer längern Reihe von Wochen verließ, ohne unsern Kaiser begrüßt zu haben. Ebenso ist der politische Charakter der Begegnung von russischer Seite durch den nach Berlin mitgeteilten Wunsch geprägt worden, daß sich auch Graf Bülow dazu einfinden möge. Daß Prinz Heinrich bei seinem Aufenthalt in Berlin vom 18. bis 22. Oktober das Nähere verabredet hat, mag richtig sein. Die Solidität der deutsch-russischen Familienbeziehungen tritt dadurch noch mehr hervor, noch deutlicher freilich durch den Wegfall der Trinksprüche. Dieser Umstand ist fast das eigentlich Charakteristische an der Wiesbadner Begegnung: er sagt für jedermann klar und verständlich, daß die deutsch-russischen Beziehungen einer solchen besondern Betonung nicht bedürfen. Dieser deutschen Auffassung ist Kaiser Nikolaus bereitwillig beigetreten.

Fürst Gortschakow äußerte nach der Berliner Dreikaiserbegegnung von 1872, das beste daran sei, daß es nichts Schriftliches gegeben habe (qu'il n'y avait rien d'écrit). So kann man von Wiesbaden sagen: Das erfreulichste daran war, daß es keine Trinksprüche gegeben hat — ob etwa dafür etwas Schriftliches, wird die Zeit lehren. In der russischen Presse ist der Hauptaccent auf die „traditionellen freundschaftlichen Beziehungen" zwischen den beiden Herrscherhäusern gelegt worden. Die „Nowoje Wremja" hatte hinzugefügt, „daß Deutschland und Rußland wenn auch keine verbündeten Staaten, so doch jedenfalls befreundete Mächte seien," und das Journal de St. Pétersbourg hat in dem bei solchen Anlässen üblichen Galaartikel darauf hingewiesen, daß diese freundschaftlichen Beziehungen „immer die günstigste Wirkung auf die Aufrechterhaltung des allgemeinen Friedens sowohl wie auf die Wohlfahrt der beiden Völker ausgeübt haben." Sodann wurde auf „die besondre Tragweite" hingewiesen, die die Begegnung der beiden Staatsmänner „hinsichtlich der politischen Verhältnisse der gegenwärtigen Zeit" habe. Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" hatte ihrerseits den Gedankenaustausch der beiden Minister mit dem Ausdruck der Zuversicht begrüßt, er werde sich in der Richtung geltend machen, „den Frieden unsers Weltteils vor Erschütterungen zu bewahren und etwaigen auf die Störung des Friedens gerichteten Entwicklungen entgegenzuwirken." Die deutsche Fassung des Gedankens — oder ist es nicht derselbe Gedanke? — mutet immerhin etwas präziser an als die Petersburger, sie nimmt Rußland für die Erhaltung des status quo in Europa in Anspruch.

Als Graf Lamsdorff nach Paris ging, bezeichnete das russische halbamtliche Blatt als Zweck seiner Reise, „über diejenigen Punkte Klarheit zu schaffen, die den Gegenstand der Entente zwischen den beiden Regierungen bilden, und um ihre Aktion in Übereinstimmung zu bringen." Wer sich auf die Feinheiten des diplo-

matischen Stils versteht, mag die drei hochoffiziösen Äußerungen, die der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" und die beiden des Journal de St. Pétersbourg, in eine Gleichung bringen, vielleicht findet er heraus, was x, das große Unbekannte, in der entsprechenden Formel bedeutet. Hinzugefügt mag noch werden, daß der Petersburger Kommentar zu der Zusammenkunft des Grafen Lamsdorff mit Herrn Delcassé in den Worten gipfelte, daß sie „nur der großen Sache der Aufrechterhaltung des Friedens dienen könne, der in den Wünschen und in den Interessen der beiden Länder liegt." Rußland hat schwerlich ein Interesse daran, die Bewegung auf dem Balkan einen europäischen Charakter annehmen zu sehen. Das würde geschehen in dem Augenblick, wo sich Frankreich einmischt, die Einmischung Englands und des ohnehin schon sehr ungeduldigen Italiens wäre damit gegeben. Das könnte allerdings eine Gefahr für den Frieden mit neuen Gruppierungen und unberechenbaren Folgen werden. Voraussichtlich hat Graf Lamsdorff in Paris von Herrn Delcassé Zusagen verlangt und erhalten, die ihm „auf dem Wege nach Wiesbaden" nicht versagt werden konnten.

Ob und welches positive Ergebnis die deutsch-russische Begegnung diesesmal gehabt hat, wird zunächst wohl aus den Entwicklungen selbst entnommen werden müssen. Streitpunkte zwischen uns und Rußland waren nicht zu begleichen, weil keine bestanden, es kamen mithin nur Erwägungen pro futuro in Betracht. Die von Rußland mit Österreich gemeinsam unternommne Aktion in Konstantinopel hatte von Anfang an Deutschlands Unterstützung, weil sie darauf gerichtet ist, die Erhaltung der Herrschaft des Sultans mit der unabweislichen Besserung der Zustände in Makedonien in Übereinstimmung zu bringen. Einstweilen bezeigt die Pforte noch wenig Neigung, sich den Vorschlägen der beiden Mächte anzubequemen. Eine dauernd ablehnende Haltung würde unvermeidlich zur Folge haben, daß die Fortdauer der türkischen Herrschaft über christliche Völkerschaften überhaupt in Frage gestellt würde. Indem Deutschland im Sinne jener Vorschläge in Konstantinopel tätig ist, leistet es zugleich dem Sultan und Rußland einen Dienst, da Rußland wenig daran liegen dürfte, im jetzigen Augenblick durch eine europäische Aktion auf dem Balkan festgelegt zu werden. Andre Mächte werden vielleicht das entgegengesetzte Interesse haben. Die Frage ist, wie weit hier die französisch-englische Entente reicht. Man darf annehmen, daß über die weitern möglichen Entwicklungen in Darmstadt eine Verständigung erfolgt ist. Auch die auf beiden Seiten bestehende feste Absicht, über den Handelsvertrag zu einem Einvernehmen zu gelangen, wird bei dieser Begegnung von neuem erhärtet worden sein.

Bei dieser Gelegenheit kann man in Deutschland wohl hören: Ja, seht diese Russen! Sie halten keine Reden, machen keinerlei Schaugepränge, aber sie stecken sich große Ziele, die sie gegen jeden Widerspruch der Mächte erreichen. So haben sie die Wiesbadner Begegnung durch die gleichzeitige Besetzung von Mugden begangen, die wohl unter allen Umständen als eine endgiltige anzusehen ist. Was tun nun — heißt es weiter — wir Deutschen? Nichts. Wir halten Reden und enthüllen Denkmäler. Solchem Raisonnement gegenüber, das auf den ersten Anblick hin ganz plausibel aussieht, darf wohl daran erinnert werden, daß sich die russische Erwerbung des asiatischen Kontinents nach der Methode des großen Fettflecks vollzieht, der sich unaufhaltsam von seiner Basis aus ausdehnt. Rußland schiebt dabei doch nur seine Landgrenzen vor, ein Kunststück, das wir ihm nicht nachmachen können, weil an unsern Landgrenzen drei europäische Großmächte sitzen, und England als vierte unsre Seegrenzen eifersüchtig bewacht. Wäre Rußland für seine asiatischen Gebietserweiterungen auf den Seeweg von Kronstadt aus angewiesen, so würde es sich wahrscheinlich hüten, das Geschäft in solchem Umfange zu betreiben. Außerdem steht der russischen Politik kein Bundesrat und kein Reichstag, namentlich kein Reichstag zur Seite. In Rußland findet man keinen Abgeordneten Richter, der den gegenwärtigen Augenblick zu der Äußerung in seiner Zeitung für angezeigt hält, „die ostasiatische Expedition müsse doch endlich einmal aufhören," während die Dinge in China eher danach aussehen, daß die Expedition vielleicht bald wieder von neuem anfangen

kann. Ebenso verhält sich die russische Presse in allen Fragen, die die Macht und die Größe Rußlands betreffen, wesentlich anders als die deutsche, die leider nur zu sehr geneigt ist, ihre Stellung zur Macht und zur Größe Deutschlands vom Fraktionsgegensatz der innern Politik aus zu bemessen. Sie treibt Gefühlspolitik und sagt: Die Regierung hält es mit dem Zentrum oder den Konservativen, folglich bewilligen wir Liberalen nichts; oder wie die Agrarier, die von der „gräßlichen Flotte" nichts wissen wollen, weil die Regierung auf ihre agrarischen Zolltorheiten nicht eingehn will und kann. Mit solchen Leuten, die über den Fraktionskirchturm nicht hinwegsehen, kann man freilich keine Weltpolitik machen. Im übrigen wollen wir einstweilen Kiautschou als deutschen Fettfleck betrachten, der sich von dieser Basis aus im Laufe der Jahrzehnte weithin in Schantung ausdehnen wird. Möge seine werbende Kraft nur durch keine Reden und keine Zeitungsartikel beeinträchtigt werden. Nehmen wir uns an Rußlands stiller Arbeit ein Beispiel!

Auch in andern Fragen hat ein großer Teil der deutschen Presse jüngst herzlich wenig Einsicht bewiesen. So wegen der Finanzminister-Konferenz, die angeblich nicht gehalten habe, was sie versprochen hat. Nun hat die Norddeutsche doch klipp und klar erklärt, daß sich die Konferenz neben der Finanzierung des Reichshaushaltsetats für 1904 mit „Anregungen zur Abstellung von Mängeln, die sich in den zur Zeit geltenden finanzgesetzlichen Bestimmungen des Reichs bemerklich gemacht haben," beschäftigt hätte. Die finanzgesetzlichen Bestimmungen des Reichs, die hier in Frage kommen können, sind die sogenannte Franckensteinsche Klausel und der Artikel 70 der Reichsverfassung. Dieser ordnet an: „Zur Bestreitung aller gemeinschaftlichen Ausgaben dienen zunächst die etwaigen Überschüsse der Vorjahre, sowie die aus den Zöllen, den gemeinschaftlichen Verbrauchssteuern und aus dem Post- und Telegraphenwesen fließenden gemeinschaftlichen Einnahmen." Nach Sinn und Wortlaut der Verfassung sind somit Bundesrat und Reichstag ohne vorhergehende Abänderung des Artikels 70 gar nicht berechtigt, über Einnahmen aus den Zöllen und Verbrauchssteuern zu andern Zwecken zu verfügen, wie dies z. B. durch die Franckensteinsche Klausel und neuerdings wieder durch die Zusage, Überschüsse über den jetzigen Status hinaus für die Witwen- und Waisenversorgung verwenden zu wollen, geschehen ist. Aber auch die Bestimmung über die Verwendung der Überschüsse ist zu einer zweischneidigen Waffe geworden. Bei der Feststellung des Etats besteht seit Jahren ein hohes Defizit, das durch Matrikularumlagen, ja jüngst sogar durch eine Zuschußanleihe, gedeckt werden muß. Sind dann beim Abschluß des Rechnungsjahres die kassenmäßigen Einnahmen bei einzelnen Positionen höher als der Voranschlag, so entsteht ein scheinbarer Überschuß, der dem folgenden Etatsjahr zugute kommt, während er streng genommen als zuviel erhobner Matrikularbeitrag zurückerstattet oder zur Schuldentilgung verwandt werden müßte. So aber hat das Reich scheinbare Überschüsse, während infolge der wachsenden Matrikularumlagen die Verlegenheit der Finanzen der Einzelstaaten immer größer wird. In diesen beiden Punkten werden die finanzgesetzlichen Bestimmungen, die dem Reichshaushalt zugrunde liegen, geändert werden müssen. Die Finanzminister konnten in ihrer Konferenz aber freilich nichts weiter tun, als sich über diese Punkte grundsätzlich einigen, und dann zuhause dahin wirken, daß die Einzelregierungen zu derselben Einmütigkeit im Bundesrat für Vorlagen an den Reichstag gelangen. Unter „Überschüssen" hat der Gesetzgeber seinerzeit doch nur wirkliche Mehreinnahmen des Gesamtetats verstanden.

Litteris et patriae! Am 4. November war die Einweihung der königlichen Akademie in Posen, zum Glück ohne zuviel Apparat und ohne zuviel Rede. Denn geredet worden ist in der Angelegenheit der Ostmarken geradezu Unendliches, weit mehr als jemals über Elsaß-Lothringen. Freilich, dort unten das Land an den Vogesen und die alte starke Moselfeste Metz sind nur vom äußern Feinde bedroht, und wir denken, sie mit dem Schwerte zu behaupten. Die Ostmark dagegen ist vom innern Feinde umschlichen, der uns mit unserm eignen deutschen und preußischen

Verfassungsrechte zu erwürgen strebt und die Fundamente der preußischen Königsherrschaft mit kaum noch verhülltem Hoch- und Landesverrat unterwühlt. Die Erinnerung an die Rolle der Polen in der Revolutionsbewegung von 1848/49 ist noch frisch. Im Jahre 1863 ist die polnische Neigung, mitzutun, nur durch ein sehr starkes und rechtzeitiges Prävenire niedergehalten worden. Sie waren die ersten, die Bismarcks eherne Faust fühlten, während zugleich der Feldjäger nach Kassel wie ein Wegzeiger in die deutsche Zukunft ging. Posen aber liegt mit vier bis fünf Eisenbahnstunden Berlin zu nahe, als daß die antideutschen Regungen in der Provinz, soweit sie einen bedrohlichen Charakter haben, nicht mit allen Mitteln bekämpft werden sollten. Mit allen Mitteln — nur mit dem Reden fortan nicht mehr! Es hat wirklich keinen Zweck, den Polen täglich ihre Undankbarkeit und ihre Gefährlichkeit vorzuhalten und ihnen in zweistündiger Dauer vorzuerzählen, wie man ihre Widerhaarigkeit zu brechen gedenke. An die Undankbarkeit glauben sie nicht, die Gefährlichkeit freut sie und ist ihr Ziel; ihre Widerhaarigkeit konnte nur an Zuversicht und Stärke gewinnen, wenn sie die Schlachtlinie der bisherigen Mittel der deutschen Abwehr überschauten. Denn die Hauptwaffe, das Ansiedlungsgesetz, hat sich doch als für uns recht zweischneidig erwiesen. Ebenso wie das Sozialistengesetz seinen Zweck nicht erfüllen konnte, weil es nicht als ein dauerndes gegeben worden war, sondern durch kurze Fristverlängerungen in der Wirkung abgestumpft und bei jeder Neuwahl des Reichstags als Popularitätsköder für den „echten" Volksmann ausgesteckt wurde, so mußte sich die mit dem Ansiedlungsgesetz beabsichtigte Wirkung schließlich in ihr Gegenteil verkehren, weil die Bestimmung fehlte, daß die mit Staatsgeldern ausgekauften Polen damit zugleich die Staatsangehörigkeit aufzugeben und auszuwandern hätten. So blieben sie, durch preußische Staatsgelder vom wirtschaftlichen Niedergange errettet, im Lande, zogen in die Städte, kauften sich dort oder in der Provinz von neuem an, und die durch langjährige Zinslosigkeit ihrer Hypotheken bedrohten Familien empfingen aus den preußischen Staatskassen den schon verloren geglaubten Besitz bar und blank zurück. Das langsam hinsiechende Polentum ist durch das Ansiedlungsgesetz schier wieder gesund und lebenskräftig geworden; ein gut Teil der preußischen Staatsgelder füllt die feindlichen Kriegskassen. Schon fangen die Polen wieder an, die Deutschen auszukaufen, und es finden sich leider deutsche Besitzer, mehr als anzunehmen war, die jedes nationalen Pflichtgefühls bar sich zuerst von der Ansiedlungskommission den Preis machen lassen, damit ihn dann die Polen überbieten. Es gehört in das Ansiedlungsgesetz die weitere Bestimmung, daß jeder Übergang deutscher Güter in polnische Hände der Zustimmung des Oberpräsidenten und der Ansiedlungskommission bedarf. Wenn man den Zweck will, muß man die Mittel wollen und ganze Arbeit machen. Solange das Ansiedlungsgesetz diese Lücken behält, wird es seinen Zweck überhaupt nicht oder nur sehr kümmerlich erfüllen, den Vorteil davon aber werden die Polen haben. Ihre Abgeordneten würden logisch ganz richtig handeln, wenn sie in jeder Session des preußischen Landtags eine Erhöhung des Ansiedlungsfonds beantragten, der sie wirtschaftlich und damit politisch kräftigt.

Bei der Eröffnungsfeier der Akademie hat der Kultusminister das ressortmäßige Sprüchlein gesagt, den politischen Segen erteilte namens des Reichskanzlers der von diesem gesandte Vertreter; Graf Bülow hatte just an dem Tage die neuste deutsch-russische Umarmung verantwortlich zu kontrasignieren. Ist die Wiesbadner Umarmung ehrlich und von Dauer, so gibt sie für die Posener Feier einen sehr passenden Rahmen, der leicht wertvoller werden kann, als das Bild selbst. Wie es sich für einen deutschen gelehrten Mann ziemt, begann der Herr Kultusminister ab ovo. Oder war es nur eine „zeitgemäße" Einleitung, daß er die Anfänge der Kultur in der Ostmark um ein Jahrtausend zurück in die Hände von Ordensbrüdern und Weltgeistlichen verlegte, deren heutige Nachfolger mit die nachhaltigsten Gegner der deutschen Herrschaft und selbstverständlich auch dieser deutschen Akademie sind, wenngleich sich das Domkapitel durch eine Abordnung hatte vertreten lassen und sich auch dem Festschmaus nicht versagte. Hübscher war das Bild von der

„hochschullosen Fläche," die Königsberg von Breslau und Berlin trennt. Diese Lücke soll nun die Posener Akademie ausfüllen, die allerdings nicht für eine heranzubildende akademische Jugend, sondern für die Erwachsenen bestimmt ist. Es gab Zeiten, wo von einer wirklichen Universität in Posen die Rede war. Dann scheute man aber doch vor dem Gedanken zurück, aus Posen ein preußisches Prag zu machen, auch hätte eine Posener Universität zwischen Königsberg, Breslau und Berlin wohl nur ein dürftiges Dasein, als politischer Tummelplatz polnischer Studenten und Privatdozenten, geführt. So kam man auf den Gedanken des cours d'adultes. Der Gedanke verrät seinen Vater, den Ministerialdirektor Althoff, der ihn schon in Straßburg für die dortigen Verhältnisse gehabt hat. Dieser höchst eigentümliche, geistvolle und ideenreiche Mann hat seinerzeit als Straßburger Professor das dortige Oberpräsidium beherrscht, ebenso regiert er jetzt seit Jahren nicht nur das gesamte Kultusministerium, sondern weit darüber hinaus greift er in die verschiedensten Ressorts bestimmend ein, der Typus des herrschenden Kardinals ins Protestantische übersetzt.

Er hat die Gabe, etwas zustande zu bringen. „Althoff machts" oder „Althoff würde es gemacht haben," kann man gelegentlich wohl aus sehr hohem Munde hören. Mit dem seligen Miquel als Finanzminister hat diese schaffende Kraft des Kultusministeriums anfänglich als Vertreter der Universitätswünsche auf Hauen und Stechen, später, nachdem man sich gegenseitig kennen gelernt hatte, vorzüglich gestanden. Beide Männer paßten zueinander. Was bei Herrn Miquel nur wenige Ressortvertreter verstanden, Geld von ihm herauszuholen, das verstand Herr Althoff ausgezeichnet, und vor solchen Leuten hatte Miquel berechtigten Respekt.

Die Straßburger Universität ist nach dem großen Kriege aus der französischen Zersplitterung der Fakultäten heraus errichtet oder eigentlich neu ins Leben gerufen worden. Man konnte dabei an die ruhmreiche Erinnerung der alten Straßburger Hochschule anknüpfen und durfte von der wieder erstandnen Universität erwarten, daß sie der Stolz der Reichslande werden würde, wie vor ihr Bonn der Stolz der Rheinlande geworden war. So war es auch einst für Straßburg und das Elsaß die alte academia Argentinensis gewesen, deren Siegel 1872 die Kaiserliche Stiftungsurkunde der neuen Universität Straßburg zurückgab. Wenn man von der Universität Bonn in gewissem Grade sagen darf, daß sie in fünfzig Jahren die Rheinlande geistig für Preußen erobert habe, vielleicht auch Preußen für die Rheinlande, so läßt sich dasselbe heute nach einem Menschenalter für die Straßburger Universität noch nicht behaupten. Der Zusammenhang mit Frankreich während der bewegtesten und ruhmvollsten Zeit der französischen Geschichte hat die gebildetern Stände des Reichslandes, und nicht nur diese, mit einem Gefühl der französischen Zusammengehörigkeit, mit französischer Kultur und französischen Anschauungen erfüllt, sodaß trotz des deutschen Untergrundes dieser Bevölkerung ein längeres Stück Arbeit und ein längeres Stück gemeinsamer Geschichte nötig sein werden, bevor die deutsche Mission der Straßburger Universität zum vollen Durchbruch gelangen kann. Preußen hat die Rheinlande erst auf dem Schlachtfelde von Königgrätz innerlich erobert; ein ähnliches Läuterungsfeuer, ein ähnlicher gemeinsamer Schritt in eine große geschichtliche Entwicklung hinein, gemeinsames Ringen und Kämpfen unter dem Reichsbanner, werden auch für das Reichsland nötig sein, um es durch gemeinsame Ehren fest an Deutschland zu kitten.

In der Provinz Posen liegen diese Dinge ganz entgegengesetzt. Die Söhne von Posen und Westpreußen haben in den Kriegen von 1866 und 1870 ehrenreiche Lorbeeren um ihre preußischen Fahnen gewunden, sie sind gute Soldaten gewesen. Aber das deutsche Vaterlandsgefühl, das preußische Staatsgefühl der Polen hat — allerdings unter dem Einfluß des Klerus — nicht nur nicht an Stärke gewonnen, sondern es ist allen Segnungen gegenüber, die ihnen das neue Reich und der preußische Staat seit 1871 in so wesentlich erhöhtem Maße zugebracht haben, fort und fort geringer geworden. Immer zahlreicher und immer fester sondert sich das Polentum vom Staate ab, es teilt nicht mehr seine Hoffnungen, seine Ziele,

es wendet sich hoffend eignen Zielen zu, deren Verwirklichung nur auf den Trümmern des preußischen Staates möglich wäre. Oder glaubt man, daß der junge polnische Preuße, der nach einer Reihe von Jahren aus den Sokolvereinen in das Heer tritt, während der kurzen Dienstzeit im Regiment mit preußischem Staatsgefühl, mit Königs- und Vaterlandstreue, mit der Hingebung an die Fahne erfüllt werden wird, die man ihn frühzeitig gelehrt hat, als eine feindliche anzusehen? In dieselben Kreise aber tritt er nach erfüllter zweijähriger Dienstpflicht zurück.

Man hat die polnische Woge zu groß, zu mächtig werden lassen. Wohl wird die neue Akademie einem kleinen Teil der Deutschen im Lande die notwendige geistige Behaglichkeit gewähren, aber ein Wellenbrecher gegen das Polentum wird sie schwerlich sein; höchstens kann sie dazu mitwirken, daß sich die Deutschen in der Stadt Posen selbst wohler fühlen und leichter ausharren. Die Polen werden auch von dieser Einrichtung profitieren, wie sie von allen andern nützlichen Einrichtungen des preußischen Staats zu profitieren verstanden haben, aber nur um sich daran gegen ihn selbst zu stärken. Die preußische Schule in ihrer Entwicklung seit den fünfziger Jahren hat den Polen den 1863 noch völlig fehlenden gebildeten Mittelstand geschaffen, der heute weit mehr und weit gefährlicher als Klerus und Adel die Seele der Auflehnung und die Stärke des Widerstandes gegen die preußische Staatsmacht ist. Der polnische Sensenmann war verhältnismäßig leicht niederzuwerfen, da bedurfte es nur eines wirklichen Wollens; der gebildete polnische Bürger, der sich mit Geschicklichkeit aller Kampfesmittel des konstitutionellen Staates und seiner Einrichtungen bedient, seine Pfeile gleichsam in unserm eignen Blute tränkt, ist kaum noch zu besiegen. Innerhalb der verfassungsmäßigen Ordnung werden sich die Dämme fast nicht mehr errichten lassen, die imstande sind, der heranbrechenden polnischen Woge Halt zu gebieten — und doch ist es hohe, vielleicht höchste Zeit dazu.

In Bonn konnte, in Straßburg kann der deutsche Geist, der deutsche Gedanke seine siegende Kraft bewähren, weil die dortigen Hochschulen mitten in einer im innersten Kern deutschen Bevölkerung errichtet sind, der am Mittelrhein nur französische Tünche abzuwaschen war; in den neuen Generationen des Elsaß wird die reale lebensvolle Gegenwart die französischen Erinnerungen der Vergangenheit aus eigner Kraft zu überwinden wissen. Beide Hochschulen stehn an der Grenzscheide zwischen zwei mächtigen, in ihrer Kultur hoch entwickelten Völkern, sie können in freilich noch fernen Tagen dereinst wirklich eine Brücke der Geister sein. Anders steht die Sache in Posen, wo die Akademie nicht an der Grenzscheide zweier großer Kulturvölker, sondern in einer vom Deutschtum zwar äußerlich beherrschten, aber von ihm ungenügend durchsetzten slawischen Abart steht, deren Ziel und Streben sich dahin richten, dieses „deutsche Joch“ mit Hilfe seiner eignen Einrichtungen zu erschüttern und abzuwerfen. In Straßburg darf die Universität damit rechnen, der elsässischen Bevölkerung von Jahr zu Jahr mehr Fleisch von ihrem Fleisch, Blut von ihrem Blut zu werden, namentlich wenn das Land erst tüchtige eigne Lehrkräfte hervorbringt. Dem Polen wird die deutsche Akademie in Posen so lange als eine feindliche Einrichtung gelten, die man entweder boykottiert oder gegen die Deutschen ausnutzt, bis es den starken realen Kräften des preußischen Staats, seinen Machtmitteln, gelungen sein wird, die landesverräterische Tendenz, die der großpolnischen Idee zugrunde liegt, zu brechen und auszurotten. Das muß durch die Gesetzgebung geschehen, wenn man den sonst schließlich unabweisbaren Appell an die Gewalt der Waffen vermeiden will.

Herr Studt hat der neuen Akademie die Worte als Leitstern mitgegeben, die das allgemeine Kollegiengebäude der Straßburger Hochschule schmücken: Litteris et patriae! Die Anknüpfung an Straßburg lag dem Minister besonders nahe, er hat als Landwehroffizier es einst erobern helfen, er hat später als Mitglied der elsässischen Regierung dort gewaltet. Vielleicht ist ihm auch bekannt, daß, als bei der Einweihung des Kollegiengebäudes die Straßburger Studentenschaft dem Reichskanzler einen Huldigungsgruß sandte, der mit den Worten schloß: Litteris et patriae! — Bismarcks Antwort lautete: Patriae et litteris! Später einmal an dieses Vor-

kommnis erinnert, hat der alte Kanzler geäußert: „Es ist doch selbstverständlich, daß das Vaterland voransteht, zumal im Elsaß, ich weiß nicht, warum man das anders gemacht hat.“ Die Wortstellung: Patriae et litteris! hätten wir auch für die Posener Akademie gewünscht. Graf Bülow hat durch seinen Vertreter an seine Landtagsrede vom 13. Januar vorigen Jahres erinnern lassen, in der der Ministerpräsident sehr zutreffend gesagt hatte: „Wo ihm kein geistiges Leben blüht, wo ihm Kunst und Wissenschaft fehlen, da verkümmert der Deutsche,“ und wo er weiter unter dem lebhaftesten Beifall des Hauses aussprach: „Als preußischer Ministerpräsident erkläre ich, daß unsre Ostmarkenpolitik verharren wird in den nationalen Gleisen, welche ihr der größte deutsche Mann, welche ihr Fürst Bismarck vorgezeichnet hat. In Schwankungen, in Nachgiebigkeit werden wir nicht verfallen.“ In derselben Rede aber hieß es: „Ich halte die Ostmarkenfrage nicht nur für eine der wichtigsten Fragen unsrer Politik, sondern geradezu für diejenige Frage, von deren Entwicklung die nächste Zukunft unsers Vaterlands abhängt.“ Darum — mag für Straßburg allenfalls: Litteris et patriae noch am Platze sein, für Posen muß es heißen: Patriae et litteris! denn jeden einzelnen Deutschen, und es handelt sich dort ja nur um erwachsene Deutsche, nicht um junge Studenten, soll die Existenz der Akademie, soll die Benutzung der Akademie täglich lehren, daß sie um des Vaterlands willen errichtet ist. Pro patria est, dum ludere videmur stand einst am Turnplatz des alten Joachimsthalschen Gymnasiums. Auch die Posener Akademie und ihre rege fleißige Benutzung durch die dortigen Deutschen — est pro patria. Möge der Segen, der von ihr ausstrahlt, in einer fernern Zeit dazu führen, daß aus ihr eine deutsche Universität hervorgehn kann, und daß eine solche in Posen möglich und zulässig wird.

Als im Jahre 1620 Straßburg durch Kriegsgefahr bedroht war, nahmen auch die Studenten bereitwillig und freudig an den Schanzarbeiten teil. Eine in Straßburg im Jahre 1884 erschienene Schrift berichtet darüber nach alten Chroniken, daß eines Tages der Musikmeister der Akademie, Thomas Walliser, mit seinen Schülern auf den Festungswerken erschienen sei, und daß sie bei munterm Fleiß oft den von Walliser komponierten Vers gesungen hätten:

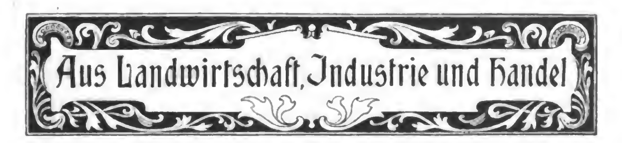
So bauen wir dich, Vaterland,
Zu Gottes Lob und Ehren,
Gott halte ob dir seine Hand,
Woll deinen Feinden wehren.
Frisch her und dran — greifts tapfer an!
Es g'reicht auch uns zu Ehren.

Mögen sich die Deutschen in der Stadt Posen, denen die Akademie zunächst gewidmet ist, von diesem Geiste durchdringen lassen, von dem Gedanken, daß es auch ihnen zur Ehre gereicht, wenn sie dort das Vaterland bauen helfen! Gelingen kann ihnen das freilich nur, wenn sie ihrem gesamten bürgerlichen Dasein das Wort zum Grundstein setzen:

Frisch her und dran — greifts tapfer an! H. J.

Ein Vorschlag zur Organisation der Reichsgesundheitspflege. Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, aber ohne Brot kann er überhaupt nicht leben. Diese leidige Wahrheit macht sich besonders den Angehörigen der nicht verstaatlichten unter den idealen Berufen schmerzlich fühlbar. Nicht ohne die allerpeinlichsten Empfindungen und ohne innige Teilnahme für die idealgesinnten unter den Ärzten kann man ihren Verteidigungskampf gegen die Kurpfuscher und gegen die Krankenkassenvorstände verfolgen, und die Verhandlungen des Kölner Ärztetages sind nicht geeignet, den peinlichen Eindruck zu mildern, den dieser Kampf ums Dasein auf den unparteiischen Beobachter macht. Da tut es denn wohl, einmal die Stimme eines Mannes zu vernehmen, der die Ärztefrage vom höchsten Standpunkt aus,

von dem der Volkskraft, behandelt und zeigt, daß eine Organisation, wie sie die Rücksicht auf das Gemeinwohl fordert, zugleich auch den materiellen Nöten der Ärzte gründlich abhelfen würde. Der hannöversche Arzt Dr. Kniele hat im 5. Hefte von Dr. Woltmanns Politisch-anthropologischer Revue unter der Überschrift „Die Verstaatlichung des Ärztewesens“ die unheilvollen Wirkungen der freien ärztlichen Konkurrenz in ihrer heutigen Form scharf beleuchtet, ist aber trotzdem nicht zur Forderung völliger Verstaatlichung der Heiltätigkeit gelangt. Sein positives Programm nicht einer Verstaatlichung des Krankenheilens sondern einer öffentlichen Gesundheitsfürsorge und Gesundheitspflege hat er in der Broschüre entwickelt: Die Kassenarztfrage und das öffentliche Gesundheitswesen in Beziehung zu der sozialpolitischen Gesetzgebung (Berlin, Verlag der Arbeiterversorgung, A. Troschel, 1903). Die Nr. 19 des Ärztlichen Zentralanzeigers vom 11. Mai enthält einen Auszug aus dieser Schrift. Indem wir die Interessenten und die Sachverständigen auf die angegebnen Quellen verweisen, teilen wir nur noch zur Charakteristik von Dr. Knieles Programm einige Sätze daraus mit. „Das Medizinalwesen der sozialen Versicherung, besonders der Kranken- und der Invalidenversicherung, zeigt die innerliche Tendenz, nach großen Gesichtspunkten geregelt zu werden. Ärztliche Behandlung und Heilmittel im wissenschaftlichen Sinne des Worts lassen sich keineswegs mehr ausschließlich gewähren als Arbeitprodukt einzelner Kassenärzte und als Apothekerware. Die Beschaffung dieser Leistungen ist Sache vieler geworden durch die ineinander greifende gleichwertige Tätigkeit großer zusammenwirkender Kreise. Mit der ursprünglichen Form ärztlicher Therapie, mit Arzneien und chirurgischen Eingriffen, ist es längst nicht mehr getan. Heute haben wir wichtigere Heilmethoden: Sorge für gute Luft, Zusammensetzung der Nahrung, Regelung der Körperbewegung, Beschaffung aller physiologisch notwendigen Lebensreize, z. B. Beeinflussung der Körperoberfläche durch die Einwirkung des Wassers, des Lichtes, der Luft, Einwirkung auf die Seelenstimmung usw. Das alles läßt sich nicht in der Apotheke kaufen. Die moderne Medizin läßt die Apotheke in den Hintergrund treten und wirkt mit Sorgenheimstätten, Wöchnerinnenheimen, Erholungsstätten, mit besserer Pflege der unehelichen und der Waisenkinder, mit Ferienkolonien, mit Kinderheimen, mit Spaziergängen und Lungengymnastik, mit Baden, Schwimmen, Rudern, Turnen, mit Volksküchen, mit Arbeiterschutz, um eine vernünftige Gestaltung der äußern Erhaltungs- und Entwicklungsbedingungen zu erreichen. Ebenso wie für die Entwicklung des geistigen und des moralischen verlangt die Wissenschaft für die des körperlichen Menschen Erziehungs- und Bildungsinstitute. Die soziale Versicherung ist nun berufen, zum Schutze des Volkswohls und der Volksgröße mehr wie jede andre Institution große Reformen in der Lebensführung der Versicherten anzubahnen und selbständige Verwaltungskörper für ihr Gesundheitswesen zu schaffen, in denen sozialmedizinisch geschulte Ärzte und einsichtige Vertreter der Versicherungsanstalten zusammenarbeiten unter Mitwirkung der Medizinalbeamten und der Regierung. Solche Korporationen, in denen Ärzte, Versicherte und Staatsbehörden zur Einheit verschmolzen wären, würden eine weitgehende Entwicklungsmöglichkeit und Freiheit haben, je nach den örtlichen Bedürfnissen. Als Aufsichts- und Zentralbehörde scheint mir das Reichsgesundheitsamt geeignet, falls man nicht aus verwaltungstechnischen oder staatsrechtlichen Gründen die Angliederung an die Gesundheitsbehörden der Einzelstaaten vorzieht. Die Gesundheitsämter würden dann als hygienische Kulturkräfte und Pflanzschulen wirken. Sich bei der Hygiene des Wohnungswesens, des Nahrungsmittelverkehrs, der Lebensgewohnheiten geltend zu machen, würden sich ihnen viele Wege, direkte und indirekte, darbieten. Ich denke auch an die Mitwirkung der Berufsorganisationen, z. B. der Innungen und der Handelskammern.“



Die Aktienkurse in der elektrischen Industrie. Die lebhafte Aufwärtsbewegung der Aktienkurse in der elektrischen Industrie, die im Oktober an der Berliner Börse eingetreten ist, lenkt die Aufmerksamkeit wieder auf diesen Zweig unsers Gewerbfleißes. Die deutsche Elektrotechnik — vor allem dank den unvergeßlichen Leistungen Werners von Siemens — hat zu dem, was an dem Aufschwung unsers Wirtschaftslebens in den letzten fünf Jahren des vorigen Jahrhunderts gesund und dauernd war, einen so großen Teil beigetragen, daß sie trotz der schweren Krisis, von der die deutschen elektrischen Unternehmungen betroffen worden sind, mit vollem Recht auch heute noch der Stolz unsers Gewerbfleißes ist. Ein etwas andres Bild bietet freilich die kaufmännische, die finanzielle, die spekulative Ausbeutung, die die Elektrotechnik in den letzten Jahren erfahren hat. „Großes" ist auch auf diesem Gebiete geleistet worden, aber die Krisis hat gelehrt, daß es nicht durchweg auch gut war, und daß eine Wiederholung solcher „großer" Leistungen der Elektrotechnik nicht zum Segen, der deutschen Volkswirtschaft aber wahrscheinlich zum Schaden gereichen würde.

Die folgende Übersicht gibt zunächst über das Aktienkapital von 14 bedeutenden Aktienunternehmungen der elektrischen Industrie und über die von ihnen verteilte letzte und vorletzte Dividende Auskunft. Auch die höchste Dividende seit 1897 ist angegeben.

	Aktienkapital 1902		Dividende letzte	Dividende vorletzte	Dividende höchste seit 1897
Akkumulatoren-Fabrik, Berlin-Hagen	6200000	Mark	10 %	10 %	10 %
Akkumulatoren-Fabrik Böse & Co. .	4500000	„	0 „	4 „	11 „
Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft	60000000	„	? „	8 „	15 „
Berliner Elektrizitäts-Werke . . .	25200000	„	? „	$7\frac{3}{4}$ „	13 „
Cont. Ges. f. elektr. Untern., Nürnberg	32000000	„	0 „	0 „	7 „
Elektra, Dresden	4500000	„	1 „	1 „	4 „
Elektrisches Licht und Kraft, Berlin	30000000	„	3 „	5 „	$5\frac{1}{2}$ „
Gesellschaft f. elektr. Untern., Berlin	30000000	„	0 „	4 „	$8\frac{1}{2}$ „
Hamburger Elektrizitäts-Werke . .	15000000	„	7 „	7 „	9 „
Lahmeyer & Co.	19800000	„	0 „	0 „	11 „
Mix & Genest	3600000	„	4 „	9 „	14 „
Schuckert	42000000	„	? „	0 „	15 „
Siemens & Halske	54500000	„	? „	4 „	10 „
Union, Berlin	24000000	„	? „	4 „	12 „

Das Aktienkapital dieser 14 Gesellschaften macht also über 350 Millionen Mark aus. Das ist aber nur ein kleiner Teil des seit 1895 in der elektrischen Industrie angelegten Kapitals. In seiner von dem Verein für Sozialpolitik herausgegebnen Arbeit über diese Industrie in ihrem Verhältnis zur letzten Krisis (Band 107 der Schriften des Vereins) gibt Dr. Joseph Loewe an, daß bis zum Jahre 1895 bestanden: 32 Gesellschaften mit einem Gesamtkapital von 156 Millionen Mark; dagegen 1900: 131 mit 891 Millionen. Aber auch diese Zahl reicht nicht an die Kapitalien heran, deren Anlage bis 1900 überhaupt veranlaßt worden ist. — Die letzten Dividenden sind bei fünf Gesellschaften noch nicht bekannt gemacht worden. Soweit die Zeitungen davon etwas wissen wollen, erwartet man bei ihnen so wenig eine Steigerung, wie sie bei den übrigen neun Gesellschaften zu ersehen ist. Gegen den höchsten Stand der Dividende seit 1897 zeigt sich meist ein gewaltiger Abfall.

Die Kursbewegungen der vierzehn Gesellschaften an der Berliner Börse seit Ende des zweiten Quartals 1903 gibt nachstehende Übersicht an.

	Kurse am Ende der Monate Juni 1903	September 1903	Oktober 1903	Höchster Kurs seit 1897	
Akkumulatoren-Fabrik, Berlin-Hagen .	143,50	155,00	172,75	203,00	(1897)
Akkumulatoren-Fabrik Böse & Co. . .	37,50	45,10	52,00	177,00	(1898)
Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft . .	180,75	190,75	212,00	305,00	(1899)
Berliner Elektrizitäts-Werke	189,75	178,00	186,00	329,50	(1898)

	Kurse am Ende der Monate Juni 1903	September 1903	Oktober 1903	Höchster Kurs seit 1897	
Cont. Ges. für elektr. Untern., Nürnberg	60,00	59,00	75,00	156,50	(1898)
Elektra, Dresden	51,75	51,75	59,75	120,80	(1899)
Elektrisches Licht und Kraft, Berlin	102,00	104,90	110,75	139,70	(1899)
Gesellschaft f. elektr. Untern., Berlin	86,00	87,75	105,00	185,00	(1898)
Hamburger Elektrizitäts-Werke	148,00	142,10	147,00	181,75	(1899)
Lahmeyer & Co.	82,80	84,25	93,00	179,75	(1899)
Mix & Genest	143,75	143,10	151,10	213,00	(1899)
Schuckert	92,50	95,50	112,50	288,00	(1897)
Siemens & Halske	128,00	128,50	140,00	199,25	(1899)
Union, Berlin	117,00	122,00	136,00	179,50	(1899)

Der sehr mäßigen Kursbewegung im 3. Quartal ist im Oktober eine Hausse gefolgt. Triftige Gründe, die auf erhöhter Rentabilität beruhten, sucht man dafür in den von den Zeitungen alle Tage an mehreren Stellen gebrachten Berichten vergeblich. Daß die auf diesem Gebiet besonders schnell voraneilende Vertrustung durch die vielgerühmten Ersparungen von Betriebsunkosten und die Vernichtung der schwächern Konkurrenten die Sünden der spekulativen, zum Teil mit außerordentlichem Geschick auf Agiogewinne ausgehenden Gründertätigkeit der letzten fünf Aufschwungsjahre auch nur zum Teil wett machen wird, kann man nicht annehmen. Der schon erwähnte Aufsatz von Joseph Loewe zeigt, wie die Spekulation gerade hier Geld zu machen verstanden hat, und man darf wohl erwarten, daß sie es auch in Zukunft ebensogut verstehn wird. Die oben mitgeteilten höchsten Kurse seit 1897 geben aber auch wenigstens eine Ahnung, mit welchen Verlusten des mit Aktien beteiligten großen Publikums die mehr als fürstlichen Reichtümer bezahlt worden sind, die die kleine Zahl führender Finanzgenies in wenig Jahren gewonnen hat. Gewiß ist durch diese Spekulation auch die deutsche Elektrotechnik „befruchtet," d. h. zu rastlosem Bemühen um neue Erfindungen und Vervollkommnungen angefeuert worden. Gewiß wird sich auch die Auri sacra fames der Haute finance beeifern, die deutsche Ingenieurkunst nach der Krisis erst recht zu den größten Anstrengungen anzutreiben. Aber besser wäre es doch, wenn unsre elektrische Industrie nicht so mit Haut und Haar der Spekulation verschrieben wäre, wie sie es ist. Aber auch so wollen wir uns der zweifellos großen Zukunft unsrer Elektrotechnik freuen.

Getreidemindestzölle und Handelsverträge. Es ist seinerzeit in den Grenzboten gegen die gesetzliche oder parlamentarische Festlegung der Mindestzölle für die vier Hauptgetreidearten angekämpft worden, nachdem die verbündeten Regierungen das Versprechen gegeben hatten, der deutschen Landwirtschaft bei der Vereinbarung neuer Handelsverträge einen höhern Notstandzoll zu gewähren. Auch ist wiederholt auf die Tatsache hingewiesen worden, daß das Prinzip des Doppeltarifs in der Praxis meist durchbrochen, d. h. beim Abschluß von Handelsverträgen doch unter den Minimalsatz hinuntergegangen worden ist, weil man sonst überhaupt nicht zu Verträgen gekommen wäre. Aber ebenso bestimmt haben wir immer die Ansicht vertreten, daß die Regierungen selbstverständlich das den Landwirten gegebne Versprechen halten müßten, wenn nicht eine dauernde Hebung der Getreidepreise die Voraussetzung, unter der das Versprechen gegeben worden sei, aufhöbe, wozu vorläufig gar keine Aussicht vorhanden ist, was auch von keiner Seite behauptet wird. Dieses Versprechen steht hoch über den formellen parlamentarischen Beschlüssen und könnte auch nicht durch einen Kabinettwechsel — wenn man im Reich von einem solchen überhaupt sprechen wollte — außer Kraft gesetzt werden. Die parlamentarische Festlegung der Mindestzölle in der von den Regierungen selbst vorgeschlagnen Höhe ist etwas andres. Sie könnte durch übereinstimmenden Beschluß des Bundesrats und des Reichstags ohne weiteres modifiziert werden, falls die Verträge es nötig machten, die vorbehaltlich dieser Beschlußfassung vom Kaiser vereinbart werden. — Unter welchen Voraussetzungen der Bundesrat und der Reichstag dafür zu haben wären, darüber sich jetzt den Kopf zu zerbrechen, hätte keinen Sinn. Sie müßten jedenfalls von ganz außerordentlicher Bedeutung sein. Tatsächlich ist kein Anzeichen dafür vorhanden, daß sie eintreten, und daß neue Handelsverträge mit vier Mindestzollsätzen nicht glatt vereinbart werden könnten. Wenn sich einige freihändlerische Blätter in Deutschland darin gefallen, den Lesern vorzureden, daß das Ausland die Erhöhung der Getreidezölle nicht auf das gesetzlich im neuen Zoll-

tarif festgelegte Minimalmaß zugestehn könne, sondern lieber keine Verträge schließen werde, so mögen sie dabei zwar nicht die Absicht haben, dem Vaterlande zugunsten des Auslandes zu schaden, aber sie handeln jedenfalls politisch unanständig und töricht. Sie erschweren unsern Unterhändlern das Geschäft und veranlassen die Ausländer, mit ihren Zugeständnissen, die zumeist Industrieerzeugnisse betreffen, doppelt zurückzuhalten. Ganz unverständig ist vollends die Spekulation darauf, daß wenn neue Verträge nicht zustande kämen, die alten einfach verlängert, also überhaupt keine Getreidezollerhöhungen eintreten würden. Dem steht das von den Regierungen gegebne Versprechen schroff entgegen.

Daß neuen Verträgen, die die Mindestzölle respektieren, der Reichstag nicht zustimmen werde, glauben wohl auch die extremen Agrarier nicht mehr, so ungebärdig sie sich auch noch stellen. Die Gegner jeder Getreidezollerhöhung wissen ebensogut, daß sie im Reichstage niemals die Mehrheit haben werden. Wenn sie trotzdem noch von der Möglichkeit reden, daß Verträge mit den Mindestzöllen nicht vom Reichstag beschlossen werden könnten, so rechnen sie allein auf die Verhinderung einer verfassungsmäßigen Beschlußfassung durch eine verfassungswidrige Obstruktion bei den Sozialdemokraten. Es wäre zu wünschen, daß die freihändlerischen, nicht sozialdemokratischen Blätter und Parteimänner so ehrlich wären, das auch offen zuzugeben. Sie gehn zum Teil noch darum herum, wie die Katze um den heißen Brei, weil sie sich schämen. Und schämen müssen sich liberale Politiker in der Tat, wenn sie der von der Sozialdemokratie schon angekündigten Obstruktion das Wort reden. Diese Obstruktion wird das verhängnisvollste und frivolste Attentat gegen den Konstitutionalismus und unsern verfassungsmäßigen Parlamentarismus sein, der sich denken läßt, und sie würde ihn, wenn sie erfolgreich wäre, auf die Stufe der österreichischen Zustände hinabdrücken. Das liegt doch auf der Hand für jeden, der nachdenkt, und eben deshalb werden die Sozialdemokraten obstruieren. Glauben denn die liberalen Obstruktionsfreunde, daß der Reichstag, das deutsche Volk und seine Regierungen es dahin kommen lassen könnten? Wollen sie dem Auslande weismachen, daß das möglich wäre? Das Ausland kennt die deutschen Verhältnisse doch wohl zu gut, als daß es solchen Unsinn glauben sollte. Und glaubt ein gebildeter Liberaler wirklich, daß die Erhöhung der Getreidezölle auf das im Zolltarif angenommene Mindestmaß, oder gar jede Erhöhung praktisch von so schwer schädigenden Folgen sein werde, daß sie das Heraufbeschwören einer solchen Krisis verlohnte, wie sie eine erfolgreiche Obstruktion der Sozialdemokraten sicher heraufbeschwören würde? Wenn die liberalen Freihändler es fertig brächten, daß eine nichtagrarische, nicht schutzzöllnerische, liberale, aber auch nicht sozialdemokratische Mehrheit in den Reichstag gewählt würde, so könnten sie sich dazu Glück wünschen; aber wenn sie die verfassungsmäßige Beschlußfassung durch die vom Volk in den Reichstag gewählte überaus starke Majorität durch die sozialdemokratische Obstruktion gewaltsam verhindern sollten, so müßten sie ihr Haupt für immer verhüllen, denn dann hätten sie den Liberalismus selbst geschändet. Das sollten sich auch endlich unsre gebildeten Kaufleute sagen, die zur liberalen Fahne schwören. Sie sind doch sonst imstande, das Risiko nach allen Seiten einzuschätzen, da müssen sie doch auch einsehen, was bei einer erfolgreichen Obstruktion zu riskieren ist, und was bei den Mindestzöllen. Und darüber können sie doch auch nicht zweifelhaft sein, daß der deutsche Liberalismus jetzt höhere Aufgaben hat, als sich durch das Bündnis mit den Sozialdemokraten zur Obstruktion gegen die Mindestzölle einem so halsbrecherischen Risiko auszusetzen.

Aus der deutschen Kohlenwirtschaft. Die agrarische Presse ruft wieder einmal besonders dringend nach Verstaatlichung des Kohlenbergbaus. Sie begründet dieses Verlangen namentlich durch die fortschreitende Vertrustung der Kohlenindustrie und die dadurch vermeintlich verschärfte Gefahr einer übermäßigen Ausfuhr und Verteuerung dieses für unsre wirtschaftliche Zukunft unentbehrlichsten Hilfsmittels. Wir haben die sehr starke Ausfuhr an Steinkohlen immer als ungesund beklagt und würden eine sie noch weiter forcierende Syndikatspolitik für gemeinschädlich halten. Das nötigt aber noch lange nicht, auf die Verstaatlichung des ganzen Kohlenbergbaus hinzuarbeiten, wenn auch die Erwerbung noch einer beträchtlichen Anzahl von Steinkohlengruben namentlich im rheinisch-westfälischen Bezirk durch den preußischen Fiskus sehr wünschenswert wäre. Die Konsequenzen, die uns den Plan einer Verstaatlichung des gesamten Kohlenbergbaus als vorwitzig erscheinen lassen, können wir jetzt hier nicht darlegen. Daß wir die Steinkohlenausfuhr nicht entbehren können,

daß auch die fiskalischen Gruben sie brauchen, steht für uns auch fest. Nur das Übermaß der Steinkohlenausfuhr scheint uns verhängnisvoll zu sein.

Über die Lage in der jüngsten Vergangenheit belehren uns zunächst folgende Zahlen. Produziert wurden in den 9 Monaten

	Januar-September 1903	Januar-September 1902	Zunahme Tonnen	Zunahme Prozent
	Tonnen zu 1000 kg			
Steinkohlen . . .	86062746	78593701	7469045	9,5
Braunkohlen . . .	32776523	30681651	2094872	6,8
Koks	8483601	6617703	1865898	28,2
Briketts usw. . .	7570127	6620819	949308	14,3

In derselben Zeit hatten wir eine

	1903	1902	Tonnen	Prozent
Mehrausfuhr				
an Steinkohlen von	7785746	6693032	1092714	16,3
„ Koks „	1559001	1231192	327809	26,6
„ Briketts usw. „	568800	424997	143803	33,8
Mehreinfuhr				
„ Braunkohlen „	5884626	5811622	73004	1,3

Von der Produktion an Steinkohlen, auf die es hauptsächlich ankommt, betrug 1903 die Mehrausfuhr 9 Prozent gegen 8,5 Prozent im Jahre 1902. Die Mehrausfuhr hat stärker zugenommen als die Produktion. Noch mehr ist das bei den Koks der Fall gewesen. Von den Braunkohlen und Briketts können wir ganz absehen.

Ein Rückblick bis in die Mitte der neunziger Jahre ermöglicht folgende Zusammenstellung. An Steinkohlen betrug die

	Produktion (in 1000 Tonnen)	Mehrausfuhr (in 1000 Tonnen)	die Mehrausfuhr in Prozent der Produktion
1895	79169,3	5243,5	6,8
1896	85690,2	6122,0	7,1
1897	91055,0	6317,9	6,9
1898	96309,7	8168,9	8,5
1899	101639,8	7722,7	7,6
1900	109290,2	7890,8	7,2
1901	108539,4	8968,9	8,3
1902	107473,9	9675,5	9,0

Die Produktion in den ersten 9 Monaten von 1903 betrug 86062746 Tonnen, während drei Viertel der bisher stärksten Produktion des Jahres 1900 nur 81967500 Tonnen ausmachten. Wenn, wie gesagt wird, die Zechen jetzt stark beschäftigt sind, so könnte man für das ganze Jahr 1903 wieder eine Förderung erwarten, die der höchsten bisher erlebten gleichkommt oder sie noch übertrifft. Ebenso wahrscheinlich ist es, daß die Mehrausfuhr des ganzen Jahres 1903 die Mehrausfuhren aller frühern Jahre absolut und im Verhältnis zur Produktion übertreffen wird.

In der Kohlenindustrie tritt das Forcieren der Ausfuhr nach der Krisis übrigens bei weitem nicht so auffallend auf, wie in der Eisenhüttenindustrie. Die Kohlenindustrie hatte eben auch vorher nicht den Export vernachlässigt. Zu erwägen bleibt ferner immer, daß der Eisenhüttenindustrie durch Schutzzölle die Inlandpreise hochgehalten werden, der Kohlenindustrie, wenigstens unmittelbar durch Kohlenzölle, nicht. Im übrigen verweisen wir auf die schon in Heft 45 erwähnte, vom Verein für Sozialpolitik veröffentlichte Arbeit von Dr. Theodor Vogelstein über die rheinisch-westfälische Montan- und Eisenindustrie (Band 106 der Vereinsschriften) und den Aufsatz von Dr. Felix Kuh darüber: Die Hüttenindustrie Oberschlesiens, ohne uns mit den Ansichten der Verfasser durchweg einverstanden zu erklären. Wir glauben, daß gerade auf dem Gebiete der Kohlenwirtschaft die weitere und straffere Vertrustung in nicht allzulanger Zeit den Widerstand der breiten Konsumentenmasse in Stadt und Land hervorrufen wird, mögen die Syndikate in Verbindung mit den sie protegierenden Großbanken auch noch so geschickt die kartellierte Großeisenindustrie zu schonen und für sich zu interessieren suchen. Das Volk braucht niedrige Produktionskosten für Landwirtschaft und Gewerbe, also billige Kohlen. Dem arbeitet die Vertrustung entgegen, wenn auch der neumodische Doktrinarismus in der deutschen Nationalökonomie noch so viel Bücher und Broschüren, die das beschönigen und bemänteln, auf den Markt wirft.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig



Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Literatur und Kunst
Jährlich 52 Hefte

62. Jahrgang
Nr. 47
Ausgegeben am 19. November 1903

Inhalt:

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Mädler's Patent-Koffer

D. R. P. Nr. 85676. Patentiert in allen Kultur-Staaten, übertreffen alles bisher Dagewesene an Leichtigkeit, Eleganz und Haltbarkeit.



Mädler's Patent Damenhut-Koffer







Preisliste auf Wunsch gratis und franko.

Moritz Mädler, Leipzig-Lindenau.

Verkaufslokale:

Berlin, Leipzigerstrasse 101/102 **Leipzig,** Petersstrasse 8. **Hamburg,** Neuerwall 84.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Von **Wilhelm Speck**, dem Verfasser der jetzt in den Grenzboten laufenden Erzählung „Zwei Seelen", ist früher erschienen:

Die Flüchtlinge

Eine Geschichte von der Landstraße

Gebunden 3 Mark

Ein Erzählung von tiefem, poetischem Gehalt!

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Malergeschichten

von

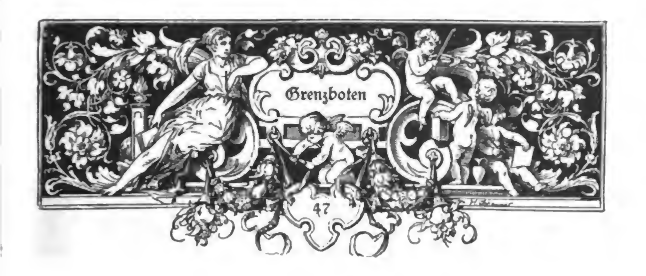
Beate Bonus

Ein Band. Fein gebunden 6 Mark

Inhalt:
Auf klassischem Boden — Adam und Eva — Der Ulmer Meyer — Schlimi — Auf der Akademie

„Ein vortreffliches Buch, diese „Malergeschichten", die sich dem Besten anreihen, was der Verlag an gediegener Unterhaltungslektüre publiziert hat."

(Leipziger Zeitung)



Kanada und sein Zorn gegen England



Man braucht nicht anzunehmen, daß die jetzt herrschende Erbitterung in Britisch-Nordamerika über die Niederlage in der Alaskagrenzfrage immer andauern oder die nächste Politik der Dominion of Canada bestimmen werde. Im höchsten Grade bezeichnend bleibt sie doch. Auf die Aussichten und etwaigen Schicksale des größern britannischen Zollvereins wirft sie ein eigentümliches Licht. Gerade auf Kanada war Chamberlains Zollpolitik zugeschnitten, nach Ansicht von Freund und Feind hatte gerade Kanada weit mehr Vorteil davon als irgend eine andre Kolonie. Und nun schlägt gerade dort die Stimmung in heftigster Weise um, sodaß Chamberlain mit einemmal eine ganz unpopuläre Persönlichkeit geworden ist.

In Deutschland hat man die Entwicklung Britisch-Nordamerikas wohl nicht ganz genügend gewürdigt. Man denkt an Rothäute, Biber, Grizzlybären und neuerdings an Klondykes ziemlich bekannt gewordne klimatische Verhältnisse. Aber Klondyke liegt auf dem 64. Breitengrad, der mitten durch Island und durch den Norden von Norwegen geht. Die Südgrenze der westlichen Hälfte Kanadas liegt auf dem 49. Grad, demselben, der in Deutschland durch Karlsruhe und Regensburg geht, Namen, mit denen man eben nicht die Vorstellung der Eiswüste verbindet. Die Osthälfte geht viel südlicher herunter; das Nordufer des Obern, des Huron-, des Erie- und des Ontariosees gehört Kanada und geht an seinem südlichsten Punkt bis 42 Grad, der Breite von Rom, herunter, Toronto liegt auf $43^3/_4$ Grad, Montreal auf $45^1/_2$ und Quebec auf $46^3/_4$ Grad, also ungefähr der Breite von Interlaken. Die Isothermen liegen allerdings weit ungünstiger, namentlich für das östliche Kanada. Der kalte Polarstrom von Ostgrönland setzt nach der Küste von Labrador herüber, und aus der Baffinsbai kommt der kalte Labradorstrom. Die ganze Ostküste Nordamerikas ist viel kälter als die vom Golfstrom und von vorherrschenden südwestlichen Winden bestrichene Westküste von Europa. Quebec hat eine Jahresisotherme von Null Grad, ungünstiger als die von Island und Hammerfest. Doch unter diesem Nachteil leidet nur der Osten. Westlich von den großen Seen steigt die Jahresisotherme rasch nordwärts an. Die Januarisotherme, also der kalte Winter ist es, die das kanadische Durch-

schnittsklima so herunterbringt, der Sommer ist warm und heiter. Die Januarisotherme von 10 Grad Kälte geht durch Quebec, dagegen auch durch die Südspitze der grönländischen Gletschermasse; Island und das Nordkap läßt sie südlich liegen. Die Juliisotherme von 20 Grad Wärme dagegen geht durch Paris, senkt sich dann an Europas Westküste, streift Newyork, wendet sich dann nordwärts, trifft Montreal, durchschneidet den Michigansee und geht weit nordwärts über die kanadische Grenze; sie reicht etwa bis zum 55. Grad. Mit andern Worten: es ist im Juli am obern Großen Sklavenfluß, in der Provinz Manitoba und in den Territorien Assiniboia, Saskatschewan und Alberta wärmer als in Schleswig-Holstein.

Die Dominion of Canada umfaßt die Provinzen New-Brunswick, Nova-Scotia, Ontario, Quebec, Prince Edwards Island, Manitoba und Colombia mit zusammen 2445000 Quadratkilometern und die Territorien Kewatin, Labrador, Saskatschewan, Assiniboia, Alberta, Athabasca, Mackenzie und Yukon mit zusammen 6322000 Quadratkilometern. Die ganze Einwohnerzahl wurde 1901 auf 5338000 Menschen geschätzt. Newfoundland mit Ostlabrador, 421000 Quadratkilometer mit 214000 Seelen, gehört nicht zur Dominion, ist vielmehr eine selbständige Kolonie.

Die Provinz Manitoba und die Territorien Assiniboia, Saskatschewan und Alberta bilden Jung-Kanada. Es sollen hier zweihundert Millionen Acres (achtzig Millionen Hektar, anderthalbmal der Umfang Deutschlands) an bebauungsfähigem Lande sein, von denen nur erst ein Achtel in Kultur ist. Sogar in Manitoba, dem fortgeschrittensten Gebiet, wovon 47 Millionen Acres, annähernd die Hälfte, aus gutem Boden bestehn, waren 1902 erst drei Millionen Acres unter Kultur — immerhin zehnmal so viel als 1883. Jung-Kanada ist das Ziel einer sehr starken Einwanderung. In den zwölf Jahren vom 1. Juli 1890 bis 1. Juli 1902 sind nicht weniger als 135000 einwandernde amerikanische Farmer verzeichnet worden. Zuwandrer kommen aus Großbritannien, teilweise auch aus dem übrigen Europa, namentlich aber aus den Vereinigten Staaten, wo keine so günstigen Besiedlungsverhältnisse mehr sind. Leute, die das Aufschließen neuen Landes in Dakota oder Utah haben kennen lernen, kommen hierher, lassen sich Land zuteilen und sehen sich nach wenig Jahren in der Lage, ansehnliche Mengen von Weizen verkaufen zu können. Amerikanische Aktiengesellschaften kaufen ganze Komplexe zu Spottpreisen an vom Staat und von den Eisenbahngesellschaften, die meist für die Erbauung einer zunächst unrentabeln Linie große Schenkungen von Land erhalten haben. Einen lebendigen Einblick in das dortige Getriebe gewährt ein Brief an die Times aus Winnipeg, der Hauptstadt der Provinz Manitoba, vom 14. September dieses Jahres. Der Verfasser erzählt uns, daß bis dahin in diesem Jahre schon 45000 Amerikaner aus den Vereinigten Staaten eingewandert seien. Dann berichtet er weiter von den Landumsätzen: die Kanadische Pacificeisenbahn verkaufte 1901 830900 Acres (1 Acre = 0,4 Hektar) für 2643000 Dollar; 1892 2419100 Acres für 8135700 Dollar, in acht Monaten 1903 1545500 Acres für 6177000 Dollar. Die Calgary and Edmonton Land Company, eine englische Gesellschaft mit englischem Kapital,

erwarb nahezu anderthalb Millionen Acres. Davon hat sie schon mehr als die Hälfte wieder verkauft, darunter 311500 Acres an Amerikaner.

Die Winnipeg-Western-Land-Corporation (Limited), eine kanadische Gesellschaft, deren ganzes Kapital in nordostkanadischen Werten steckt, erwarb 430000 Acres gegen das Westende der alten Manitoba- und North-Westerneisenbahn, die von Portage la Prairie an der Hauptlinie der kanadisch-pazifischen Eisenbahn nach Yorkton ging und jetzt weiter westlich fortgeführt wird. Von 250000 Acres, die sie schon wieder verkauft hat, gingen 86000 in die Hände von Amerikanern. — Die Qu'Appelle-Long-Lake- und Saskatschewan-Eisenbahn geht durch die fruchtbaren Bezirke von Assiniboia und Saskatschewan; ihr Südende ist die Stadt Regina, die Hauptstadt der Nordwestterritorien, an der Hauptlinie der Kanada-Pacificbahn; ihr Nordende Prince-Albert am Südufer des Nord-Saskatschewanflusses. Die Qu'Appelle-Long-Lake- und Saskatschewan-Landgesellschaft, die wohl der gleichnamigen Eisenbahngesellschaft ganz nahesteht, hatte von dieser 998000 Acres Land übernommen, und dieses Jahr hat sie schon alles verkauft. Anfänglich verkaufte sie bei kleinem an Ansiedler, dann schlug sie auf einmal den Rest an eine amerikanische Gesellschaft los, die ihrerseits schon alles an amerikanische Einwandrer wieder verkauft hat. Diese amerikanische Gesellschaft, die da 886000 Acres en bloc gekauft hatte (ein Areal von 3500 Quadratkilometern, fast so groß wie das ganze Herzogtum Braunschweig), bestand aus einstigen amerikanischen Westmännern, die mit den nahe verwandten Verhältnissen der Vereinigten Staaten genau vertraut waren. Solche Leute haben der Canadian Northern Railway ein weit größeres Areal abgekauft, von dem sie jetzt 2 Millionen Acres anbieten.

Die letztgenannte Eisenbahn geht von Port Arthur am Kanadischen Nordufer des Obern Sees westwärts und soll einst zum Stillen Ozean durchgehn, eine zweite Kanada-Pacificbahn. Sie berührt Winnipeg, die Hauptstadt von Manitoba und den Mittelpunkt des westkanadischen Weizenhandels. Soweit das Getreide nicht von hier aus — oder auch ohne Winnipeg zu berühren — seinen Weg zu Wasser nordwärts über den Winnipegsee und den Nelsonfluß nach Port Nelson an der Hudsonsbai findet, von wo aus es übrigens nur im Sommer über See verladen werden kann, geht es nach Port Arthur. Ein Teil des kanadischen Getreides geht auch nach Duluth in den Vereinigten Staaten, am äußersten Westende des Lake Superior. Von Port Arthur und Duluth kann der Weizen auf äußerst bequeme Weise nach Europa verladen werden. Er findet hier die Whale-back-Dampfer, die eigens für diesen Getreidetransport gebaut sind, und auch andre ozeanfähige Schiffe. Sie werden hier beladen, gehen die Stromschnelle Sault Ste. Marie in den Huronsee und von hier durch den Eriesee nach dem Niagarafall, neben dem der Wellandkanal, eine Treppenschleusenanlage, zum Ontariosee hinabführt. Von hier segeln sie den St. Lorenz hinunter ozeanwärts. Nachdem sie die Stromschnelle Sault Ste. Marie passiert haben, treffen sie mit den von Chicago kommenden Schiffen zusammen. Diese haben von Süden herauf eine ganz ähnliche Entfernung zurückzulegen, wie von Duluth oder Port Arthur. Außer der direkten Einladung in die Ozeanschiffe findet das Getreide zahlreiche kleinere oder

wenigstens nicht ozeanfähige Dampfer, mit denen es nach Buffalo am Eriesee gebracht wird, von wo es mit Kanalschiffen nach Newyork kommt. Nur die Eisenbahn nach Newyork hat Chicago vor Duluth und Port Arthur voraus; für diesen Transport sind diese Städte zu weit.

Um einen Begriff von der Bedeutung zu geben, die die Weizenausfuhr aus Südwestkanada erlangt hat, sei erwähnt, daß sie nach jenem Briefe betrug aus Winnipeg 51,8 Millionen Bushel (1424400 Tonnen zu 1000 Kilogramm), aus Duluth 42,4 Millionen Bushel (1166000 Tonnen) und aus Chicago nur 37,9 Millionen Bushel (1042000 Tonnen), alles für das Jahr vom 1. September 1902 bis 31. August 1903. In der Transportmenge hat Winnipeg also Duluth und Chicago schon überflügelt. Nun hat aber Südwestkanada noch eine große Zukunft vor sich. Es ist dort noch lange nicht aller Weizenboden in Bestellung, noch weniger in intensiver Bestellung. Für Weizen ist der Sommer dort hervorragend geeignet, während allerdings Mais nicht in Frage kommt. Er gedeiht nicht. Der Weizenbau, der im Osten in Ontario schon auf dem 50. Grad endigt, geht im mittlern Westen bis zum 64. Grad hinauf.

Manitoba und die genannten Territorien haben freilich ihren Weg über Port Arthur. Aber sie wollen nicht allein darauf angewiesen sein. Die Zollgrenze im Süden der Kolonie ist ihnen unerwünscht. Eine Industrie, die durch sie geschützt würde, hat man im Westen noch nicht, die gibt es nur im Osten. Die Schutzzölle zwingen den Westen aber, kanadische Waren teuer zu bezahlen oder sich die amerikanischen durch Zölle verteuern zu lassen. Wäre Manitoba ein Staat der Union, so fielen alle die Zölle weg. Man könnte seinen Weizen, seine Häute und Pelze unverzollt nach dem Süden schicken und dafür Waren aus Pennsylvanien und Wisconsin einführen. Der Gedanke der Zolleinigung mit der großen Republik hat deshalb immer eine ansehnliche Partei gesammelt, namentlich im Westen.

Aber andrerseits gab es auch viele Reibungen. Beide Länder ärgerten sich mit Zollmaßregeln. Solche entwickelten sich namentlich im Holzhandel. Den Vereinigten Staaten gehn die Bestände von gewöhnlichem Tannenholz allmählich aus. Die einst ungeheuern Wälder östlich von der Prärie sind durch Raubbau vernichtet, für Wiederbewaldung ist wenig gesorgt. Kanada hat dagegen Tannenwälder, die vorerst als unerschöpflich anzusehen sind; sein natürliches Absatzgebiet sind die Vereinigten Staaten. In Wisconsin, Michigan, Illinois sind sehr große Sägemühlen, die früher die Stämme der eignen Wälder zersägten und behobelten. Jetzt müssen sie den Rohstoff aus dem nördlichen Nachbarlande einführen. Die Kanadier haben aber selbst eine ansehnliche Sägemühlenindustrie entwickelt und wollen fertige Bretter nach Chicago und Milwaukee ausführen. Das widerstreitet der nordamerikanischen Schutzzollpolitik, ohne Mühe erreichten die Sägemüller einen hohen Zoll auf bearbeitetes Holz. Als Antwort darauf belegten die Kanadier die Ausfuhr von rohem Holz mit einem Zoll. Nach einigen Jahren des Kampfes schloß man Frieden: beiderseits hob man die Zölle auf. Doch schon nach kurzer Zeit griffen die Amerikaner abermals zur Zollwaffe, worauf die benachbarten kanadischen Provinzen Gesetze erließen, daß Holz aus Staatswaldungen nur in

bearbeitetem Zustande ausgeführt werden dürfe. Weitaus die größte Menge der Wälder gehört dem Staate, d. h. den Provinzen. Schwer betroffen wurden die amerikanischen Pächter von kanadischen Staatswaldungen. Einstweilen hilft man sich, indem man die Privatwaldungen niederhaut.

Auch deswegen ist der Zwiespalt der kanadischen Parteien wieder entbrannt. Die eine ist in wachsende Erbitterung geraten und will scharfen Kampf mit dem mächtigen Nachbarstaate. Die andre ist gleichfalls zornig, erklärt aber, das einzige Heilmittel sei eine Zolleinigung mit der Union, wenigstens ein Gegenseitigkeitsvertrag mit ihr, wie Staatssekretär Blaine von 1888 bis 1892 mit einer ganzen Anzahl süd- und mittelamerikanischer Staaten und sogar britischer Kolonien abgeschlossen hatte. Diese unter Führung des frühern Ministerpräsidenten Sir Charles Tupper stehende Partei, die von den Gegnern des Strebens nach Anschluß an die Vereinigten Staaten bezichtigt wurde, unterlag. Sir Wilfrid Laurier, der jetzige Ministerpräsident, kam obenauf und pflegte den Gedanken des großbritannischen Imperialismus. Er wurde die Hauptsäule des großbritannischen Zollvereins und führte diesen in die praktische Politik ein, indem er dem Mutterlande einen Zollvorzug bis zu einem Drittel des Zolles gewährte. Daran nahm der deutsch-kanadische Zollkonflikt seinen Anfang, der noch jetzt nicht erledigt ist. Die Vereinigten Staaten werden davon noch ganz anders betroffen als Deutschland; sie haben sich jedoch auffallenderweise den Schlag vorerst gefallen lassen.

Auf andern Gebieten herrschte auf kanadischer Seite noch älterer Zorn gegen die Nachbarrepublik. An der Pelzrobbenjagd im höchsten Norden des Großen Ozeans, nördlich und südlich von den Aleuteninseln, hatten sich auch die Seeleute von der kanadischen Westküste beteiligt. Amerika wollte die Jagd im freien Meer, auf die die Kanadier doch unbestreitbare Mitberechtigung hatten, ganz verbieten, weil die meisten der angeschossenen Tiere versänken, ohne in den Besitz des Jägers zu kommen, und weil zu viele trächtige Weibchen getötet würden. Es sollte nur ein rationelles Abschlachten betrieben werden, was gerade zu seinem Vorteil gereichte, da es die entscheidenden Ufer besaß, namentlich die Pribyloffinseln im Beringsmeer, wo jährlich über 100000 Pelzrobben erschlagen werden. Ein internationaler Schiedsspruch machte im August 1893 dem Streit ein Ende. Der Anspruch der Vereinigten Staaten, daß das Beringsmeer ein mare clausum sei, wurde abgewiesen; doch wurde ihnen eine Zone von sechzig Seemeilen im Umkreise der Pribyloffinseln und der üblichen drei Seemeilen an jeder andern Küste zugesprochen, endlich in der freien See eine Schonzeit vom 1. Mai bis zum 31. Juli festgesetzt. Tatsächlich ist die Union damit beinahe in den Alleinbesitz des Pelzrobbenfangs gekommen. Kanada grollte.

Dann kamen die großen Goldfunde in Klondyke, einem Revier am Yukonfluß auf dem 64. Grad nördlicher Breite, noch in kanadischem Territorium, aber hart an der Grenze von Alaska. In kurzer Zeit strömten dort viele Tausende von Menschen zusammen, die sehr zahlungsfähig waren und alles, was sie brauchten, von weither einführen mußten. Zum Kummer der Kanadier lagen alle Zugänge nach Klondyke in den Händen der Nordamerikaner. Die Yukondampfer mußten die amerikanischen Zollstätten passieren. Der Landweg

führt mit einer Eisenbahn vom amerikanischen Lynnkanal über den Chilcoot-paß nach Sifton und von dort vorerst ohne Schienen nach Dawson, dem Mittelpunkt des Klondykereviers. Wieder standen am Beginn des Weges amerikanische Zollhäuser. Nur einstweilen verzichtete man in Washington auf die Geltendmachung seiner Rechte. Kanada behauptete nämlich, nach dem russisch-englischen Vertrage vom 28. Februar 1825, auf dem die ganze Grenzverständigung beruht, einen Anspruch auf Zugang zum Meere zu haben. Nach diesem Vertrage sollte die Südgrenze von Russisch- (später Amerikanisch-) Alaska durch den Portlandkanal gebildet werden, und zwar beginnen, wo dieser den 56. Breitengrad schneidet. Über den Lauf des Portlandkanals (die Tiefenlinie) entstand eine ganz nebensächliche Differenz, die zugunsten Kanadas entschieden worden ist. Was den Lauf der Landgrenze, also nordwärts, anbelangt, so sollte sie durch eine Linie gezogen werden, die zehn Seemeilen vom Ozean und seinen Einschnitten (sinuosities) bliebe. Es sollte danach im Besitze Rußlands bleiben a continuous fringe, or strip, of coast on the mainland, not exceeding 10 marine leagues in width, separating the British possessions from the bays, ports, inlets, havens and waters of the ocean. Die Bezeichnung war etwas ungenau, doch hat man sich lange Zeit nicht darum gekümmert. Erst die Frage eines Zugangs nach Klondyke hat der Sache Wichtigkeit gegeben. Die Vereinigten Staaten als Nachfolger Rußlands behaupteten etwa — wir wählen hier eine etwas derbere Kontur —, die Grenze müsse überall zehn Seemeilen von der Salzwasserlinie liegen. Kanada wollte sie dagegen zehn Seemeilen von den größern Buchten gezogen wissen; die engern Einschnitte seien nicht als Ozean, sondern als Flußmündungen anzusehen; natürlich mündet in jede Bucht irgend ein Flüßchen.

Es liegt nahe, auf die unparteiisch gezeichneten Karten aus der Zeit vor dem jetzigen Konflikt zurückzugehn; zum Beispiel die deutschen. Sie geben durchaus den amerikanischen Ansprüchen Recht und fassen die tief einschneidenden Fjorde überall als inlets im Sinne des zitierten Vertrags auf. Nordwärts vom Portlandkanal hat zum Beispiel nach Stieler Kanada nirgends einen Zugang zum Meere, auch namentlich nicht am Lynnkanal, um den sich der Streit dreht.

Um die Schwierigkeiten beizulegen, verständigten sich die beiden beteiligten Mächte, ein Schiedsgericht niederzusetzen, nicht etwa eine dritte Macht anzurufen, sondern sechs angesehene Männer zu ernennen. Drei sollten die Vereinigten Staaten bezeichnen, zwei Kanada, einen England. Eine Mehrheitsbildung war also nur möglich, wenn die eine Partei wenigstens einen der Angehörigen des andern Staats zu sich herüberzog. Das ist denn auch geschehen. Der Engländer, Oberrichter Lord Alverstone, ist auf die Seite der Amerikaner getreten. Zwar hat das Schiedsgericht nicht vollständig die Linie gewählt, die die Amerikaner wollten; es hat zwischen ihr und der von Kanada gewählten eine mittlere gezogen, deren entscheidende Eigenschaft jedoch ist, daß sie alle Häfen und Landungsplätze im Besitz der Amerikaner läßt, namentlich auch den Lynnkanal mit seinen beiden Gabelenden, dem Chilcoot- und dem Chilkat-Inlet; am obersten Ende des erstern liegt die Hafenstadt Dyea, durch die der Verkehr nach Klondyke geht.

Das Ergebnis hat furchtbare Erbitterung in Kanada hervorgerufen. Die beiden kanadischen Bevollmächtigten haben sich so weit daran beteiligt, daß sie sich geweigert haben, das Protokoll zu unterzeichnen, doch bleibt der Schiedsspruch darum rechtskräftig. In Zeitungen und Reden macht sich ein heftiger Groll Luft. Man beschuldigt England, seine nordamerikanischen Kolonien auf dem Altar des Liebeswerbens um die Freundschaft der Vereinigten Staaten geopfert zu haben. Chamberlain ist der Träger dieser amerikafreundlichen Politik. Während er bisher wegen seines Zollvereins zwischen Mutterland und Kolonien der Liebling der Kanadier gewesen war, ist die Stimmung gegen ihn plötzlich stark umgeschlagen. Jetzt spricht man davon, daß alle Bevormundung durch das Mutterland gänzlich wegfallen müsse. Kanada müsse vollständige Vertragsfreiheit haben. Es müsse sein Verhältnis zu den Vereinigten Staaten selbst gestalten.

Freund und Feind waren sich darüber einig, daß Kanada von allen Kolonien weitaus am meisten Vorteil von einer Zollbevorzugung britischer Kolonialartikel vor ausländischen haben müsse. Chamberlain wollte alle fremden Lebensmittel einem Zoll unterwerfen; Kanada ist gerade das Land, das Unmengen Weizen nach England senden kann. Je mehr die Entwicklung in dem oben berührten Sinne fortschreitet, desto mehr muß kanadischer Weizen gegen den aus den Vereinigten Staaten ins Gewicht fallen. Auch Gerste kommt hinzu; ferner lebendes Vieh und gepökeltes Fleisch nebst Schmalz; auch Fleischkonserven in Büchsen. Die Erregung gegen die Zollpolitik der Vereinigten Staaten war in Kanada so groß, daß man die Wahrscheinlichkeit eines Zollkrieges mit ihnen gar nicht beachtete. Jetzt ist sie abermals gewachsen, jedoch mit einer merkwürdigen Wendung.

Die Anhänger einer Zolleinigung mit den Vereinigten Staaten, die zum Teil halbversteckte Annexionisten sind, treten wieder hervor und entwickeln folgenden Gedankengang: Im Streit mit der großen Nachbarmacht ist doch nichts zu machen. Unser weites, nur von fünfeinhalb Millionen Einwohnern bewohntes Gebiet ist gegen sie einfach wehrlos. Auch im Zollkampf erreichen wir nichts. Ebensowenig hat das Eintreten Englands für uns das Geringste nützen können. Wir müssen also auf die Beziehungen innigster Freundschaft ausgehen. Wir müssen nicht mit England, sondern mit dem für uns viel wichtigern Nachbarstaat eine gegenseitige Zollbevorzugung suchen. Damit werden wir leicht eine vollständige Gleichberechtigung unsers Handels auf dem Wege nach Klondyke erreichen, die uns den Verlust unsers Anspruchs auf einen eignen Hafen am Lynnkanal verschmerzen läßt. — Wie weit diese Stimmung im Volke verbreitet ist, läßt sich im Augenblick nicht feststellen. Würde heute ein Parlament gewählt, so würde der frühere amerikafreundliche Ministerpräsident Sir Charles Tupper wohl wieder emporgehoben werden. Da die Wahlen aber noch nicht vorgenommen werden, so tritt vermutlich zuvor eine Beruhigung der Gemüter ein.

Immerhin ist es sehr bemerkenswert, daß die von Chamberlains Projekt am meisten begünstigte Kolonie einem so jähen Stimmungswechsel ausgesetzt ist. Man kann sich danach einigermaßen ein Bild davon machen, wie sehr das aus England und seinen Kolonien zu bildende britische Weltreich engern politischen Gefüges den Gefahren zentrifugaler Bestrebungen ausgesetzt wird. England hat sehr weise gehandelt, indem es den von Europäern bewohnten Kolonien volle

Selbstverwaltung gab. Die jetzt angestrebte Schaffung eines höhern, einigenden Organismus setzt voraus, daß sich die Minderheit der Mehrheit unterwirft. Über den einzelnen Teilen muß das Ganze herrschen, namentlich in kritischen Zeiten. Ob dann aber gemeinschaftliche Willensäußerungen auf so entfernt liegende und verschiedne Bestandteile wie das Mutterland, Kanada, Westindien, Südafrika und Australien ausgedehnt werden können, das ist nicht so ganz sicher, wie es auf den ersten Blick scheinen möchte. Man denke nur einmal an einen Krieg mit Gegnern, die zur See ernstlich in Betracht kommen — und auf einen solchen Fall ist der Plan ja gerade zugeschnitten. Wenn Englands Flotte nicht überall sein kann, so sind entlegne Häfen und die Handelsschiffe auf offner See nicht sicher vor Handstreichen feindlicher Kreuzer. Dann wird z. B. an Australien die Frage herantreten, ob es sich diesen Gefahren aussetzen, oder ob es durch eine Unabhängigkeitserklärung mit einemmal Ruhe gewinnen solle. Je mehr für England darauf ankäme, desto wahrscheinlicher wird ein unerwünschter Entschluß.

Kanada vollends ist ein Besitz, der in dem Augenblick aufs äußerste gefährdet wird, wo ein Krieg Englands mit den Vereinigten Staaten ausbricht. Eine Verteidigung der Grenze ist undenkbar. England kann Quebec, Montreal, Winnipeg und Vancouver nur verteidigen, indem es Newyork, Boston, Neworleans und San Francisco angreift. Kommt es zum Kriege, so werden sich Unionstruppen sofort Kanadas bemächtigen. Wenn dieses nicht etwa durch eine Unabhängigkeitserklärung der Annexion zuvorkommt, so ist ihm die liebevolle Umarmung sicher.

Verwaltung, Behörden und Stände in Rußland*)

as große russische Reich erscheint mit seinen vielen in Sprache, Sitte und Religion verschiednen Völkern wie ein buntes Mosaik, das durch einen verbindenden Kitt zu einem einzigen Stein geworden ist. Es macht in politischer Beziehung ein unteilbares Ganzes aus, worin nur der Wille des selbstherrschenden Kaisers maßgebend sein soll. Dieses Regierungsprinzip wurzelt ebenso tief in der Geschichte des russischen Volks, wie in den geographischen Verhältnissen des Landes: in dem Maße, wie das Großfürstentum Moskau erstarkte und sich in das große allrussische Reich auswuchs, nahm die Herrschergewalt des Zaren zu und befestigte sich die mit ihr verbundne Zentralisation der Verwaltung. Die weiten Ebnen Osteuropas aber begünstigen diese Zentralisation ebenso, wie sie die politische Einigung erleichtert haben. Nur mit Hilfe einer festgefügten Verwaltungsmaschine, mit Hilfe des viel und oft mit Recht geschmähten Tschinownitschestwo, des Beamtentums, konnte es jedoch gelingen, die Masse der auch in ihrer Abstammung so grundverschiednen Volkselemente in ein einheitliches Volk zu verschmelzen. Auch nur durch die Vereinigung

*) Nach Kowalewski, Rußland am Ende des neunzehnten Jahrhunderts.

aller Macht in einer Hand vermochte das nach allen Seiten offne Reich seine Unabhängigkeit gegen seine Nachbarn zu behaupten. Die langen Kämpfe aber, die es darum mit dem Westen und Osten zu führen hatte, beschleunigten trotz aller Rückfälle die Entwicklung zum Absolutismus. Zweifellos hat dieser Absolutismus einen stark orientalischen Anstrich gehabt, wie aus der bekannten Äußerung des Grafen Panin — „Unsre Verfassung ist ein durch den Zarenmord gemäßigter Absolutismus“ — zu entnehmen ist. Zweifellos bedeutet er „Macht.“ Es ist darum entschieden ein Verdienst des Zarentums, diese Macht selbst und freiwillig durch gesetzliche Bestimmungen beschränkt und dadurch den despotischen Absolutismus modern umgestaltet und zu einer erträglichen Regierungsform gemacht zu haben. Selbst Treitschke stellt diesem solchergestalt gemäßigten Absolutismus, den er in den sozialen Verhältnissen und dem Kulturzustande begründet sieht, unter einsichtigen Herrschern noch eine lange Zukunft in Aussicht.

Der Zar vereinigt zwar in seiner Hand die gesetzgebende, die administrative und die höchste richterliche Gewalt, aber er läßt sie in gesetzlich genau festgelegten Formen durch besondre Organe ausüben.

Für die Legislative ist die oberste Behörde des Staats der Reichsrat, der sich aus den durch Allerhöchstes Vertrauen berufnen ständigen Mitgliedern und den Ministern zusammensetzt, dem aber das Recht der Initiative nicht zusteht. Seine Hauptaufgabe ist die Durchberatung der in den Ministerien bearbeiteten, ihm mit Allerhöchster Genehmigung vorgelegten Gesetzentwürfe in den Kommissionen (Departements) und im Plenum. In dieser Beziehung ersetzt also der Reichsrat das Parlament eines konstitutionell regierten Staats, wenn ihm auch bei weitem nicht die Rechte einer Volksvertretung zugebilligt sind, und er durchaus abhängig von dem Willen des Staatsoberhaupts erscheint, denn der Monarch ist nicht an die Beschlüsse des Reichsrats gebunden, und nur sein Wille wird Gesetz. Aber man muß doch anerkennen, daß diese Gesetzesmaschine in aller Stille gut läuft, die Gesetzesmaterie gründlich durcharbeitet, und da eine Obstruktion natürlich ganz ausgeschlossen ist, sich auch keine Opposition geltend macht, die für die nächste Wahlparole zu sorgen hat, in kurzer Zeit meist brauchbare Gesetze liefert. Wer sie studiert, wird allerdings finden, daß die Neigung stark ausgeprägt ist, alles zu reglementieren, für alle möglichen Fälle Vorsorge zu treffen, und daß dadurch die auf eignem Ermessen beruhende Gewalt des Beamtentums zum Schaden des öffentlichen Interesses über Gebühr eingeschränkt wird. — Der Reichsrat hat übrigens auch auf administrativem Gebiet Einfluß: seiner Begutachtung unterliegen gewisse Verwaltungsangelegenheiten, die der Allerhöchsten Entscheidung unterbreitet werden müssen, wie Verfügungen über die Handhabung der Gesetze und über außerordentliche Maßnahmen, z. B. zur Beseitigung von Notständen, sodann besonders wichtige Angelegenheiten der äußern Politik, wie Kriegserklärung und Friedensschluß, ferner der Reichseinnahmen- und Ausgabenetat, die Einzeletats der Ministerien und endlich die alljährlichen Abrechnungen über Einnahmen und Ausgaben. Die Geschäfte des Reichsrats führt die Staatskanzlei mit einem Staatssekretär als Chef.

Die andern Verwaltungsangelegenheiten entscheidet der Monarch nach vorhergegangner Prüfung durch die zuständigen höchsten beratenden Verwaltungsbehörden. Die wichtigsten dieser Behörden sind der Ministerrat und das Ministerkomitee. Der Ministerrat, der aus der Reformzeit der Regierung Alexanders des Zweiten stammt, sollte ein gemeinsames Wirken der Fachminister im Gesamtinteresse des Staats gewährleisten und die vornehmste administrative Behörde unter dem Vorsitz des Herrschers werden. Tatsächlich ist er nicht zu dieser Bedeutung gelangt, auch zu keinem ständigen Organ der Regierung geworden, sondern er wird jedesmal vom Kaiser zu bestimmten Zwecken berufen und durch Personen ergänzt, die das Allerhöchste Vertrauen heranzieht. Anders das Ministerkomitee, das im Grunde derselben Bestimmung dienen soll, aber einen erweiterten Aufgabenkreis gewonnen hat und eine ständige Behörde unter dem Vorsitz eines vom Kaiser ernannten Würdenträgers ist. Mitglieder sind die Vorsitzenden der Departements des Reichsrats, die Minister, der Geschäftsleiter der Kodifikationsabteilung beim Kriegsrat und besonders ernannte Vertrauenspersonen des Monarchen, neuerdings auch der Thronfolger. Der Begutachtung durch das Komitee werden alle Angelegenheiten unterworfen, die mehrere Ministerien angehn oder von ihnen bearbeitet werden müssen, ferner solche, über deren Entscheidung und Ausführung ein Minister in Zweifel ist, oder die außerhalb der ihm eingeräumten Machtbefugnis liegen, und endlich eine Reihe von besondern Angelegenheiten, die entweder grundsätzlich der Entscheidung einer höchsten Verwaltungsinstanz bedürfen oder in Zusammenhang mit der legislativen Tätigkeit stehn (Polizei, Volksernährung, Zensur, Satzungen von Aktiengesellschaften, Gesuche um Eisenbahnkonzessionen u. a.). Als höchstes Verwaltungsorgan des absolut regierten Staats hat das Komitee ebenso wie die übrigen Körperschaften doch nur die Befugnisse einer beratenden Behörde, denn seine Beschlüsse müssen dem Zaren unterbreitet werden und werden durch dessen Zustimmung zu einem Akt des Staatsoberhaupts auf administrativem Gebiete. Nur eine kleine Anzahl weniger wichtiger Entscheidungen fällt das Komitee aus eigner Machtvollkommenheit. Nachdem nun in der letzten Zeit der sehr bedeutende bisherige Finanzminister Witte zum Vorsitzenden des Ministerkomitees ernannt worden ist, will es scheinen, als ob dieser Institution eine größere Bedeutung in der Staatsverwaltung gegeben werden solle. Denn wenn auch aus den Abschiedsworten des Ministers an seine Beamten eine gewisse Elegie klingt, und eine vielleicht vorübergehende Mißstimmung des Zaren gegenüber den Grundsätzen Wittes ahnen läßt, so ist Witte doch nicht der Mann, auf dem wahrscheinlich erstrebten Wege zur Stellung eines Reichskanzlers Halt zu machen. Weil er zugleich mit der Fortführung der Handelsvertragsverhandlungen mit Deutschland beauftragt worden ist und den Vorsitz in der Außerordentlichen Kommission zur Beratung des landwirtschaftlichen Notstandes behält, kann nicht wohl angenommen werden, daß er auf die übliche Weise in einer Sinekure kalt gestellt werden sollte. So ist der Schluß nicht unberechtigt, daß Wittes staatsmännische Befähigung und seine Autorität gegenüber den Fachministern vielleicht dazu ausgenutzt werden soll, die vielfach auseinander strebenden Tendenzen der einzelnen Ministerien in ein einheitliches Gleise zu zwingen, und

daß die Willkürlichkeiten der Minister aufhören, die Zentralgewalt im Ministerkomitee gestärkt und der örtlichen Verwaltung ein etwas weiterer, aber eben durch die Zentralgewalt beschränkter Spielraum gewährt werden soll.

Neben dem Ministerkomitee als oberstem beratenden Kollegium auf dem Gebiete der allgemeinen Verwaltung treten für gewisse Zweige der Verwaltung besondre Kronräte in Tätigkeit, wie der Admiralitätsrat, der Kriegsrat und das Finanzkomitee. Die besondre Aufgabe des Finanzkomitees ist es, Fragen der Finanzverwaltung zu erledigen, die z. B. den Staatskredit oder den Abschluß äußerer Anleihen oder Konversionen betreffen. Abgesehen von diesen ständigen Kronräten gibt es zeitweilige als beratende Organe des Monarchen für ganz bestimmte Fragen von besondrer Wichtigkeit; so hat es ein kaukasisches und ein sibirisches Komitee und ein solches für das Königreich Polen gegeben, und so ist unter der Regierung des verstorbnen Zaren das Komitee für die sibirische Eisenbahn gebildet worden. Es ist also Brauch, daß der Monarch erst nach vorhergegangner, je nach der Wichtigkeit der gegebnen Frage mehr oder minder gründlicher Durchberatung in einer der zuständigen beratenden Körperschaften des Reichs seine Entschlüsse faßt und Verordnungen erläßt.

Während der Monarch aber auf legislativem und administrativem Gebiet selbst und unmittelbar entscheidet, ist die Rechtspflege durch die Justizreform Alexanders des Zweiten selbständig und unabhängig gemacht worden. Es wird im Namen des Zaren Recht gesprochen, er selbst trifft jedoch keine Entscheidung. Auch jeder Einwirkung auf den Gang des Verfahrens bei der Rechtsprechung hat er sich begeben, und er läßt nur die Oberaufsicht darüber in seinem Namen durch eine besondre höchste Behörde, den regierenden Senat, führen. Der Senat ist eine Einrichtung Peters des Großen. Ursprünglich oberste Behörde auf allen Zweigen der Verwaltung hat er im Lauf der Jahre mancherlei Veränderungen über sich ergehn lassen müssen und mit der Einrichtung der Ministerien und des Reichsrats entschieden seine frühere Bedeutung als Spitze der gesamten innern Verwaltung eingebüßt. Heute hat er auf legislatorischem und administrativem Gebiete nur noch über die richtige Ausführung der Befehle des Herrschers zu wachen, die erlassenen Gesetze zu veröffentlichen und einige weniger wichtige Funktionen, wie z. B. die Verleihung von Adelspatenten, wahrzunehmen. Seine wichtigsten Aufgaben liegen auf dem Gebiete des Verwaltungsrechts (Entscheidung über Beschwerden gegen unrichtige Handlungen und Verfügungen von Behörden und Beamten bis zu den Ministern hinauf) und auf dem Gebiete der Rechtspflege, wo er Revisionsinstanz für alle in niedrer Instanz entschiednen Kataster-, Zivil- und Strafprozeßsachen ist. Bei der Einführung der neuen Gerichtsordnung wurden die verschiednen bestehenden Kassationsgerichtshöfe mit dem Senat vereinigt, und ihm die Eigenschaft als oberster Kassationshof beigelegt.

Das Oberhaupt der gesamten Staatsverwaltung, der absolute Monarch, ist zugleich Oberhaupt der rechtgläubigen Kirche, eine Stellung, die besonders gegenüber den angrenzenden Theokratien des Orients für die Machtentwicklung Rußlands in Asien nicht ohne Bedeutung ist. Die Aufsicht auf diesem Gebiet läßt der Zar durch den Heiligen Ssinod führen. Der Heilige Ssinod setzt sich

aus eigens ernannten Metropoliten, Erzbischöfen und Bischöfen zusammen; er hat in Sachen der Kirchenverwaltung der rechtgläubigen Kirche ähnliche Rechte wie der Senat auf dem Gebiete der Zivilverwaltung; er darf sogar dem Monarchen die seiner Kompetenz unterliegenden Gesetzesvorschläge unterbreiten, ohne daß sie im Reichsrat durchberaten werden. Zugleich ist der Ssinod höchste Verwaltungsbehörde in geistlichen Angelegenheiten und oberstes geistliches Gericht. Der Oberprokuror des Ssinod hat seiner Verwaltung gegenüber die Rechte eines Ministers mit dem Rechte des Immediatvortrags im Namen des Ssinod, an den er die Allerhöchsten Anordnungen für kirchliche Angelegenheiten vermittelt. Die Kirche wird also tatsächlich vom Kaiser regiert. Sie „erhebt daher ihrerseits ganz konsequent den Anspruch, daß es unter dem weißen Zaren keine andern Untertanen gebe, als Orthodoxe." *) Sie hält an ihren Rechten streng fest, vermag aber aus Gründen der Politik, eben weil sie vom Herrscher regiert wird, namentlich gegen Angehörige orientalischer Religionsgenossenschaften eine weitgehende Duldung zu beweisen. Russische Kolonisation beginnt niemals mit der sogenannten Heidenmission, sondern sie läßt alle neuen Untertanen, zunächst wenigstens, nach ihrer Façon selig werden. Das ist entschieden eine der Ursachen der großen Erfolge der russischen Politik in Asien. Wohl aber ist die Stellung der orthodoxen Kirche dem römischen Katholizismus gegenüber, der nie eine Landeskirche werden kann, auf Abwehr und Angriff zugleich gerichtet.

Wir haben bisher nur die im wesentlichen beratenden Organe der höchsten Regierungsgewalt kennen gelernt. Ihre ausführenden Organe sind die Ministerien. Sie stammen aus der Zeit Alexanders des Ersten und sind nach Organisation und Befugnissen durchaus denen der andern europäischen Staaten zu vergleichen. Der Minister hat zu seiner Verfügung einen Gehilfen und den Rat, ein Kollegium, dessen Meinung in allen wichtigen Angelegenheiten eingeholt werden soll, aber für den Minister nicht verbindlich ist. In einigen Ministerien hat der Rat seine Bedeutung an Kollegien verloren, die zu bestimmten Zwecken gebildet werden und sich aus Angehörigen des Ministeriums, Vertretern andrer beteiligter Ressorts und sonst berufnen Vertretern interessierter Bevölkerungsklassen zusammensetzen (wie z. B. der Tarifrat beim Finanzministerium und der Statistikrat beim Ministerium des Innern). Die Ministerien bestehn aus Departements, die ohne Unterschied für ihre Bedeutung Kanzleien, Verwaltungen, Hauptverwaltungen und Abteilungen heißen. Sie entscheiden aus eigner Machtvollkommenheit über eine Anzahl laufender Angelegenheiten und bringen andre zum Vortrag bei dem Minister.

Zahl und Zuständigkeit der Ministerien haben im Lauf der Jahre ziemlich häufig gewechselt. Es gibt ein Ministerium des Äußern, ein Kriegs- und ein Marineministerium, ein Ministerium des Innern mit sehr weitgehenden Befugnissen und Abteilungen für Polizei, Zensur, allgemeine Statistik, Post und Telegraphen, ständische Einrichtungen und ländliche Selbstverwaltung, Medizinal- und Veterinärwesen, Volksernährung und öffentliche Armenpflege, Bauwesen und das Kirchenwesen der andern Konfessionen. Weiter sind zu nennen das

*) Treitschke, Politik II, S. 124.

Justizministerium, das sehr wichtige Finanzministerium, zu dessen Aufgaben außer dem Reichsfinanzwesen die Verwaltungen der direkten und der indirekten Steuern, der Zölle, des Branntweinmonopols, ferner Kredit, Handel, Fabriken, Handelsschiffahrt und Häfen (neuerdings Hauptverwaltung unter einem Großfürsten), endlich Eisenbahntarifpolitik gehören, das Ministerium für Landwirtschaft und Reichsdomänen, unter das auch Bergbau und Hüttenbetrieb gestellt sind, das Ministerium für das Verkehrswesen, das Ministerium für die Volksaufklärung, die Hauptverwaltung der Reichspferdezucht und zuletzt die Reichskontrolle, der russische Oberrechnungshof. Außer diesen Ressorts, die sämtlich dem Senat untergeordnet sind und sich eine Prüfung ihrer Etats durch die Reichskontrolle gefallen lassen müssen, gibt es noch vier Ämter mit besondern Befugnissen, die unmittelbar unter dem Monarchen stehn: erstens das Ministerium des Kaiserlichen Hauses für die Verwaltung des Besitztums der Kaiserlichen Familie und der zum Unterhalt des Kaiserlichen Hauses bestimmten Domänen — der Minister ist zugleich Kanzler sämtlicher kaiserlich russischer Orden —, zweitens die Kanzlei Sr. Kaiserlichen Majestät, in der alle Angelegenheiten zusammenlaufen, die der Entscheidung des Monarchen unterbreitet werden müssen, drittens die Kanzlei Sr. Majestät für die Stiftungen der Kaiserin Maria Fjodorowna, eine ganz eigentümliche Institution. Die Gemahlin Kaiser Pauls, Maria Fjodorowna, die ihre ganze Tätigkeit wohltätigen Zwecken und der Fürsorge für den Unterricht des weiblichen Geschlechts widmete, hatte die Gründung einer großen Anzahl von Anstalten und zu deren Erhaltung die Überweisung verschiedner Monopolien, wie z. B. des Spielkartenmonopols und der Theaterbillettsteuer, durchgesetzt. Nach ihrem Ableben im Jahre 1828 übernahmen der damalige Kaiser und die Kaiserin das Kuratorium dieser Anstalten persönlich; die Verwaltung wurde einer besondern Kanzlei übertragen, die durch den Vormundschaftsrat — auch eine der zahlreichen Sinekuren für langgediente Generale und Staatsbeamte — die Entscheidung des Monarchen über die wichtigsten Verwaltungsmaßnahmen und auch einige grundsätzlich zu regelnde Angelegenheiten einholt. Viertens besteht eine Kanzlei Sr. Majestät für Bittgesuche, die alle an die Person des Monarchen gerichteten Bittschriften und Gnadengesuche bearbeitet und auch eine gewisse Bedeutung im russischen Staatsleben hat.

Die örtliche Verwaltung in Rußland hängt von der großen Ausdehnung des Gebiets und der verschiednen Zusammensetzung seiner Bevölkerung nach Sprache, Stamm und Kulturentwicklung ab. Eine volle einheitliche Regelung wäre bei der Verschiedenheit der Volksstämme, die zum Teil der europäischen Kultur nahestehn, zum Teil aber, wie die Bergvölker des Kaukasus, noch halbwild sind, oder wie die nomadisierenden Eingebornen Sibiriens noch fast im Urzustand leben, unmöglich. Die Gesamtheit der örtlichen Verwaltung bietet deshalb ein recht buntes Bild wegen der Vielgestaltigkeit ihrer langsam und allmählich entwickelten Organisation, wegen der Angliederung immer neuer Bausteine an das alte Gebäude und wegen der zeit- und ortgemäßen Umbauten, in denen man mehr oder minder deutlich bemerkbare Spuren des gelegentlichen Wechsels in der Verwaltungspraxis und der Änderungen in der Art und Weise erkennen kann.

Der Grund- und Eckstein des Ganzen ist das schon genannte Prinzip einer weitgehenden Zentralisation, die in den Reformen Peters des Großen ihre Auferstehung feierte und in der Landeseinteilung in „Gouvernements" ihren Ausdruck fand. Ein andres Gepräge zeigen die durch die große Nachfolgerin des großen Autokraten, Katharina die Zweite, getroffnen Einrichtungen: ihre Reformen streben die Dezentralisation und die ständische Selbstverwaltung an. Sie haben, soweit sie die örtliche Verwaltung betreffen, äußerlich zwar den Wechsel der Zeiten überdauert, dem Wesen nach sich jedoch nicht lange gehalten. Nachdem schon unter Paul dem Ersten manches davon abgebröckelt war, fand mit der Einführung der Ministerien das Prinzip straffster Zentralisation wiederum Eingang. Jedes Ministerium schuf sich durch alle Instanzen hindurch seine eignen, von der örtlichen Gouvernementsverwaltung fast unabhängigen Organe. Diese Neuschöpfungen fügten sich ohne weiteres in den Zuschnitt des Vorhandnen ein, jedoch ohne innerlich recht mit ihm zu verwachsen. Ganz neues Leben brachten in die alten ständisch-bureaukratischen Formen der Staatsverwaltung die landschaftlichen und die städtischen Organisationen Kaiser Alexanders des Zweiten, die grundsätzlich die ganze Bevölkerung zur Selbstverwaltung auf wirtschaftlichem Gebiet heranziehn sollten. Leider konnten sich die gesunden Keime der Alexandrinischen Reformen in dem hierfür noch nicht genügend vorbereiteten Boden nicht so entwickeln, wie es der Kaiser und sein geistreicher Ratgeber Graf Bljudoff erwartet hatten. „Vor dem stillen, passiven Widerstande der besitzenden Klassen blieb Alexander der Zweite auf halbem Wege stehn," *) und sein Nachfolger trat einen großen Schritt zurück. So ist es gekommen, daß die schwachen Anfänge der Mitregierung des Volks in ziemlich unharmonischem Zusammenleben neben der straffen Zentralisation in der unmittelbaren Staatsverwaltung, kurz gehalten, fortbestehn. Es ist eine unerläßliche Aufgabe der nächsten Zukunft, die verschiednen Teile des ganzen, ziemlich kompliziert gewordnen Verwaltungsmechanismus zu einem mehr einheitlichen Ganzen zu verschmelzen, dabei aber den örtlichen Gewalten erweiterte Befugnisse und der Bevölkerung einen erhöhten Anteil an der Verwaltung zuzubilligen. Einstweilen hat der jetzige Minister des Innern als seine wichtigsten Aufgaben die Herbeiführung einer Dezentralisation in der gesamten Verwaltung des Reichs und die Besserung der Lage des Bauernstandes bezeichnet und die gesamte Presse zu lebhaftestem Meinungsaustausch über das Für und das Wider der ersten beiden Fragen veranlaßt. Eine Erörterung darüber wird nicht ohne Interesse sein, muß aber einer besondern Bearbeitung vorbehalten bleiben.

Das ganze Reich ist in 78 Gouvernements und 18 Gebiete, die sich aber in der Organisation ihrer Verwaltung nicht voneinander unterscheiden, eingeteilt. Eigne Verwaltungsbehörden haben die Insel Ssachalin und die vier Stadthauptmannschaften Petersburg, Odessa, Ssewastopol und Kertsch-Jenikalé, die von den Gouvernements abgezweigt und unmittelbar unter die Zentralbehörden gestellt worden sind. Die Gouvernements und die Gebiete bestehn aus Kreisen (Ujésd oder Ókrug), die man als niederste Verwaltungseinheit ansehen muß.

*) Treitschke, Politik II, S. 125.

Die Untereinteilung des Kreises ist nicht einheitlich für alle Zweige der Verwaltung: es gibt Polizeibezirke, Landschaftshauptmannschaften, Bezirke für Untersuchungsrichter usw., deren Grenzen sich keineswegs decken.

An der Spitze der Gouvernementsverwaltung steht der Gouverneur, zugleich als Vertreter der höchsten Regierungsgewalt und als Organ des Ministeriums des Innern. In seiner Eigenschaft als Regierungsvertreter liegt ihm die Veröffentlichung der Gesetze, der Erlaß von Ausführungsbestimmungen zu den Verordnungen über die allgemeine Ruhe, Ordnung und Sicherheit und die Aufsicht über sämtliche Verwaltungseinrichtungen und über die Beamten des Gouvernements sowie über die Einrichtungen der ländlichen, gesellschaftlichen und ständischen Selbstverwaltung ob. Als Organ des Ministeriums des Innern verfügt der Gouverneur über die Polizei, und er hat dabei seine Hauptaufgabe in der Erhaltung der Sicherheit und in der Fürsorge für Volksernährung und Wohlfahrt zu sehen. Welche Bedeutung gerade diesem Zweige der Tätigkeit des Gouverneurs beigelegt wird, ergibt sich aus der Maßregelung des Gouverneurs von Poltawa im vorigen Jahre infolge der dortigen Bauernunruhen. — Dem Gouverneur zur Seite steht die Gouvernementsverwaltung, eine kollegiale Behörde, in der er den Vorsitz führt. Nach der ursprünglichen Absicht des Gesetzgebers (Einrichtung der Gouvernements im Jahre 1775 durch Kaiserin Katharina die Zweite) sollte die Gouvernementsverwaltung unmittelbar unter der Aufsicht des Senats und des Herrschers ohne Zwischeninstanz alle Zweige der örtlichen Verwaltung in sich vereinigen. Aber mit der Zeit hat sie diese Bedeutung verloren: die Einrichtung der Ministerien mit ihren besondern Organen, sodann die Reformen Kaiser Alexanders auf dem Gebiet der ländlichen Selbstverwaltung und der Rechtspflege haben sie fast ganz in die beschränkte Stellung eines örtlichen Organs des Ministeriums des Innern hinuntergedrückt.

Unmittelbar dem Gouverneur und der Gouvernementsverwaltung untergeordnet ist die Kreispolizei, deren Wirkungsbereich gemeinhin auch die zum Kreise gehörenden Städte umfaßt. Nur die Gouvernements- und die bedeutendern Kreishauptstädte erfreuen sich der besondern Fürsorge eines Polizeimeisters. An der Spitze der Kreispolizei steht der sogenannte Kreisverwalter (Ißprawnik), der zwar als Kreishauptmann angesehen wird, aber in Wirklichkeit keine dieser Bezeichnung entsprechende Bedeutung hat und fast ausschließlich als Polizeiorgan erscheint, deshalb wohl am besten Kreispolizeichef genannt werden muß. Wie schon erwähnt worden ist, teilt sich der Kreis in verschiedne Polizeibezirke (Stan) mit je einem Polizeivorsteher (Pristaff), dem die niedern Polizeibeamten (Urjadnik) untergeordnet sind; zu deren Aufgabe gehört die Aufsicht über die bäuerliche Ortspolizei (durch Wahl ernannte Hundertmänner und Zehntmänner). In den Städten entsprechen diesen Chargen die der Reviervorsteher und der Schutzleute.

Es heißt nun zwar, daß der Gouverneur neben seinen Aufgaben als Organ des Ministers des Innern die Gesamtverwaltung repräsentieren soll; aber fast sämtliche Ministerien und Hauptverwaltungen haben ihre eignen örtlichen und ziemlich unabhängig von der Gouvernementsverwaltung dastehenden Organe mit sehr verschiednem Wirkungsbereich: teils sind sie für ein Gouvernement, teils für zwei und mehr bestimmt, teils decken sich die Grenzen ihres Gebiets überhaupt

nicht mit denen der Landeseinteilung für die Verwaltung. Liegt in der sich hieraus ergebenden Einschränkung der Machtbefugnis des Gouverneurs schon ein großer Unterschied gegen das Wesen unsrer Provinzialeinteilung, so drückt der Mangel an Übereinstimmung der Territorialeinteilung mit der Gliederung der bewaffneten Macht die Gouvernements auf die Wesenlosigkeit der französischen Departements hinunter: sie sind eben auch nur unhistorische, willkürlich abgeteilte, freilich viel ausgedehntere Landkomplexe. In den Gouvernementsstädten aber drängt sich ein auffallendes Durcheinander verschieden uniformierter — in Rußland trägt alles Uniform, und auch der Adliche ohne Amt hält es für nötig, sich durch eine Uniformmütze mit rotem Rande von andern Leuten abzuheben — Beamtenschaften aller möglichen Ressorts: das Ministerium des Innern hat außer der Polizei noch Gendarmerieverwaltungen, Post- und Telegraphen- und Zensurbezirke, das Ministerium für Landwirtschaft besondre Domänenverwaltungen und Bergbezirke für die Verwaltung der Staatsbergwerke und die Beaufsichtigung des Privatbergbaus, das Ministerium für Volksaufklärung Unterrichtsbezirke, das Finanzministerium Hauptzahlstellen mit Kreis- und Gouvernementskassen, Accisenverwaltungen, Fabrikinspektionen, Zollbezirke und Grenzwachbezirke usw. unter sich.

Die wirtschaftlichen Zweige der Verwaltung in den Gouvernements und den Kreisen sind auf die Organe der ländlichen Selbstverwaltung — der Landschaft (Sjemstwo) — abgeschoben. Es war schon darauf hingewiesen worden, daß diese Reform Alexanders des Zweiten, zu deren Einführung die Mängel, die während des Krimkriegs in der Verwaltung hervorgetreten waren, Veranlassung gegeben haben, etwas völlig neues für Rußland schuf. Sie sollte neben der Beseitigung offenbarer Mißstände auf wirtschaftlichem Gebiet die Entlastung der Regierungsorgane ermöglichen und war ein Zugeständnis an die nach westeuropäischem Muster auf Mitbeteiligung an der Regierung drängenden Bevölkerungsklassen, ein Zugeständnis also an die freilich noch in den allerersten Kinderschuhen steckende öffentliche Meinung. Es ist sehr wohl denkbar, daß auf demselben Wege wie Preußen, nämlich durch Vereinigung der Gouvernementsstände zu einer Nationalversammlung, auch Rußland zu einer Verfassung hätte gelangen können, wenn nicht die sich im Nihilismus und seinen Auswüchsen offenbarende Unreife das Zarentum zum Haltmachen und zur Umkehr auf diesem Wege bestimmt hätte. — Bei der Einführung der Landschaftsordnung im Jahre 1864 wurden den Landtagen (Kreis- und Gouvernementsversammlungen) zwar fast nur wirtschaftliche Angelegenheiten zugewiesen, aber die Grenzen ihrer Zuständigkeit wurden sehr weit, z. B. auch auf Volksernährung und Volkserziehung, ausgedehnt; man beging nur den Fehler, daß man sie nicht scharf genug festlegte, einen Fehler, der bekanntlich immer Begehrlichkeit, Übergriffe und Reibungen im Gefolge hat. Nachdem nun in den sechziger und siebziger Jahren einschränkende Bestimmungen erlassen worden waren, beabsichtigte man Ende der siebziger und Anfang der achtziger Jahre die ganze örtliche Verwaltung auf die Selbstverwaltung zu begründen. Aber das Gesetz vom Jahre 1890 räumte, nachdem man schon auf dem Verwaltungswege gezeigt hatte, daß die Zeit der liberalen Anwandlungen vorüber sei, unter den bestehenden dürftigen Anfängen

einer Mitregierung gründlich auf, stellte die ländliche Selbstverwaltung unter die strenge Aufsicht der Gouverneure und des Ministeriums des Innern, gab ihr durch Verstärkung des Einflusses des Adels ein mehr ständisches Gepräge und beschränkte ihre Zuständigkeit sehr wesentlich.*)

Die Vertreter der ländlichen Selbstverwaltung werden durch Wahl berufen. Die Bevölkerung des Kreises wählt auf drei Jahre Abgeordnete zur Kreisversammlung, die gewöhnlich einmal im Jahr unter dem Vorsitz des Kreisadelsmarschalls zusammentritt und über die Angelegenheiten des Kreises berät und beschließt. Aus ihrer Mitte bildet sie ebenfalls durch Wahl auf drei Jahre die Kreislandschaftsverwaltung als dauernd amtierendes ausführendes Organ ihrer Beschlüsse. Dementsprechend wird für die Behandlung aller das ganze Gouvernement betreffenden Angelegenheiten aus den Abgeordneten der Kreisversammlung die unter dem Vorsitz des Gouvernementsadelsmarschalls zusammentretende Gouvernementsversammlung gewählt, die dann wieder die Gouvernementslandschaftsverwaltung ernennt. Die städtische Verwaltung ist durch die Städteordnung vom Jahre 1870 ganz in entsprechender Weise geregelt worden. Die städtischen Steuerzahler wählen die Stadtverordnetenversammlung (die Duma), die aber im Gegensatz zu den Landschaftsvertretungen dauernd tagt. Die Duma wählt aus ihrer Mitte die Stadtverwaltung (Upráwa) und den Oberbürgermeister, „das Stadthaupt," der in Duma und Uprawa den Vorsitz führt.

Übrigens ist diese ländliche und städtische Selbstverwaltung nur in dem kleinern Teile der Gouvernements eingeführt. In den die rein russischen Gouvernements umgebenden Gebietsteilen, die in Kulturentwicklung, Lebensverhältnissen und Zusammensetzung der Bevölkerung anders gestellt sind als jene, ist die örtliche Verwaltung je nach Bedürfnis abweichend eingerichtet: hier ist die Verwaltungspraxis anders, dort fehlt die ländliche, dort auch die städtische Selbstverwaltung. Ihre Funktionen werden durch Organe der Regierung, Gouvernementsverwaltung und eine Anzahl Spezialbehörden (Gouvernementskomitee, Wohlfahrtskomitee, Volksernährungskommission usw.) unter dem Vorsitz des Gouverneurs und der Mitwirkung der Adelsmarschälle wahrgenommen. In den polnischen Gouvernements z. B. gibt es staatliche Kreisverwaltungen mit einem Kreishauptmann. Der Kreis ist eingeteilt in sogenannte Gminy, Ämter, die aus Bauerngemeinden, Gutsbesitzern und Flecken zusammengesetzt sind, und deren gemeinsame Angelegenheiten durch die Amtsversammlung entschieden werden. Diese wählt für die Geschäftsführung einen Vorsteher (Woit) mit polizeilichen und administrativen Befugnissen. Die Aufsicht über die bäuerliche Selbstverwaltung führen Kommissare für die Bauernangelegenheiten, die, anders als die Landschaftshauptleute, nur administrative, keine richterlichen Befugnisse haben. Den Städten ist überhaupt keine Selbstverwaltung zugebilligt worden: sie stehn unter den vom Staat ernannten Magistraten mit einem Präsidenten oder Burmistr (= Bürgermeister). Über die Besonderheiten der Verwaltung der Kasakengebiete folgen weiter unten noch einige Worte.

Abgesehen von den Sondereinrichtungen der Grenzländer ist teils wegen

*) Vergl. Grenzboten 1901, Heft 33, S. 311: Eine Denkschrift des Ministers Witte.

ihrer Lage an der Grenze, teils wegen ihrer Entfernung von der Zentrale der Notwendigkeit einer Verstärkung der Machtbefugnisse der Ortsgewalten Rechnung getragen. Es gibt außer dem von Moskau neun Generalgouvernements, nämlich Finnland, Königreich Polen, Südwest- und Nordwestland (Kijeff und Wilna), Kaukasien, Irkutsk, Amur, Turkestan und Steppenland. Das Generalgouvernement ist die Zwischeninstanz zwischen den Ortsbehörden und der Zentralverwaltung, die einen großen Teil ihrer Aufgaben und Rechte gegenüber den ersten an die Hauptverwaltung des Generalgouvernements abgegeben hat. Die Generalgouverneure vereinigen meistens mit der Zivilgewalt die militärische als Oberbefehlshaber der in ihrem Bezirk stehenden Truppen. Abgesehen von Finnland, wo bis zur Ära Bobrikoff eine sehr entwickelte Selbstverwaltung blühte, und die Aufgabe des Generalgouverneurs nur beschränkt, mehr aufsichtführend war, sind namentlich in den neuerworbnen Gebieten die Machtbefugnisse außerordentlich ausgedehnt, fast so selbstherrlich, wie in den Satrapien des alten Perserreiches. In Mittel- und Ostasien, wo die Bevölkerung an die Despotie orientalischer Regierungsformen gewöhnt ist, hat die Verwaltung noch rein militärischen Charakter. Der neugegründeten Statthalterschaft in Ostasien, der die — offiziell allerdings ungeschriebne — Aufgabe zuteil geworden sein wird, die Mandschurei endgiltig für Rußland in Besitz zu nehmen, ist sogar die Führung gewisser diplomatischer Verhandlungen mit den Nachbarländern zugeteilt worden. Und im Südwesten erfreut sich der mit dem rötesten Panslawismus liebäugelnde Wauwau Dragomiroff eines offiziellen und inoffiziellen Ansehens, auf das auch der selbstherrschende Zar trotz wahrscheinlich vorhandner innerlicher Antipathie Rücksicht nehmen muß.

Die Ordnung der gesellschaftlichen Verhältnisse in Rußland ist wesentlich anders als in Westeuropa vor sich gegangen. Hier, wo die Bevölkerung fest mit dem Boden verwuchs, erstrebten alle Stände kämpfend die Wahrung persönlicher Rechte und sicherten sie sich durch Ertrotzung und Festhaltung von Genossenschaftsprivilegien. Solche Erscheinungen sind dem Zarentum Moskau fremd geblieben. Da forderte das Land zunächst volle Anspannung aller Kräfte des Gesamtvolkes, um das Joch der Tatarenherrschaft abzuschütteln, selbständig zu werden und an die natürlichen Grenzen, d. h. an die Küsten zu gelangen, deren der Handel notwendig bedurfte. Und die Großfürsten und Zaren von Moskau haben es wirklich verstanden, sich alle Kräfte zu diesen Zwecken dienstbar zu machen und Sonderbestrebungen niederzuhalten. Iwans des Vierten über Leichen schreitende Politik unterdrückte die letzten Spuren der Ansprüche des alten Bojarentums und der Geistlichkeit und machte alle Russen vor der Person des Herrschers gleich. Erst daraufhin wurde die Bevölkerung an die Scholle gefesselt, und es wurden zwischen ihren einzelnen Teilen die Standesunterschiede mit ihren Pflichten und Rechten festgelegt. Zugleich suchte man dem unter der Tatarenherrschaft in seiner Entwicklung zurückgebliebnen Lande möglichst schnell die Segnungen der westeuropäischen Kultur zuzuführen und durch Gewährung vorteilhafter Bedingungen Fremde als Staatsdiener und Untertanen heranzuziehen. Bei dieser gewaltsamen Aufnötigung der Fortschritte fremder Kultur konnten Mißgriffe und Übereilungen nicht ausbleiben; Treibhausgewächse gedeihen draußen auf dem Acker nicht recht. Unfertig wie er war, stieß nun der

Zarenstaat viel zu früh für eine folgerichtige Entwicklung bei seinem Ausdehnungsbestreben nach Westen, Süden und Osten, hier auf Gebiete mit fertiger Staatsordnung, die in irgend einer Form an den erobernden Staat angeschlossen werden mußten, dort auf Völkerschaften niedrigster Kulturstufe, die erst lernen mußten, sich in den Zustand irgend einer Abhängigkeit hineinzufinden. Und da muß man rühmend hervorheben, daß die Russen ihre neuen Untertanen zunächst immer nur als solche, niemals als unterdrückte Nation angesehen oder ausgebeutet und nur sehr allmählich, aber konsequent vorgehend sich in Recht und Sitte angeglichen, ihnen eine lebendige Staatsgesinnung einzuflößen gewußt haben. Das gilt von den kaukasischen Bergvölkern und den mittel- und nordasiatischen Nomaden so gut wie von den Balten, die immer das zuverlässigste Element im Heer- und Staatsdienst gewesen sind.

Diese geschichtliche Entwicklung der Nation muß man sich vergegenwärtigen, wenn man den auf den ersten Blick überaus verwickelt erscheinenden Zuschnitt der gesellschaftlichen Verhältnisse studieren will. Man hat zunächst vier verschiedne Bevölkerungsgruppen zu unterscheiden, eigentliche Untertanen, Finnländer, Fremdvölker und Ausländer. Die Untertanen sind in vier Stände eingeteilt: Adel, Geistlichkeit, Stadtbewohner und Landbewohner. Es gibt erblichen und persönlichen Adel, und bei der städtischen Bevölkerung die vier Klassen der erblichen und persönlichen Ehrenbürger, Kaufleute, Innungshandwerker und Kleinbürger, während die Geistlichkeit sich nach Konfessionen, die orthodoxe Geistlichkeit sich in schwarze und weiße — Kloster- und Weltgeistlichkeit — scheidet. Alle diese Teile der Bevölkerung sind jedoch nicht so scharf voneinander geschieden, daß sie als Stände in westeuropäischem Sinne aufgefaßt werden könnten, denn es ist z. B. niemand verwehrt, Kaufmann zu werden, und die Innungshandwerker haben keine besondern persönlichen Rechte, die Ehrenbürger keine korporative Organisation. In frühern Zeiten gab es überhaupt keine erbliche Klassenstellung; jeder durfte frei mit seiner Beschäftigung wechseln, bei Verschuldung konnte er allerdings unfrei werden. Der Freie durfte sogar nach Belieben in eines andern Fürsten Untertanenverband eintreten. Das Bedürfnis des Staats nötigte die Moskauer Herrscher, hierin Wandel zu schaffen: sie brauchten Leute für den Heeresdienst, brauchten Steuern und Pflichtleistungen. Also mußten sie die Freizügigkeit verbieten und in logischer Folgerung dazu kommen, auch den Übergang zu einer andern Beschäftigung zu untersagen. Sie übertrugen den Staatsdienst den frühern Drushinniks, den Personen ihrer nächsten Umgebung. Der Staatsdienst aber adelte, gerade so wie bei uns der niedere Adel, allerdings sehr viel früher, aus den eigentlich unfreien Ministerialen hervorgegangen ist. Für den Verlust der vollen Freizügigkeit wurde dieser Dienstadel durch Zuweisung von Landbesitz und an die Scholle gefesselter Bauern entschädigt. Jedoch auch Peter der Große, der eigentliche Schöpfer des heutigen Adels, wollte diesen Adel nicht zur geschlossenen Kaste werden lassen. Seine vierzehnstufige Rangordnung, die Leroy-Beaulieu mit einer Pyramide vergleicht, gab ihm und seinen Nachfolgern das Mittel dazu. Jeder Staatsdiener wurde in eine Rangklasse einrangiert und erwarb sich dadurch den persönlichen Adel, während durch den Kriegsdienst und die höhern Stellungen im Staatsdienst der erbliche Adel erdient werden konnte. Im Lauf der Jahre hat sich diese Rang-

ordnung manche Abänderung gefallen lassen müssen. Die Zahl der Tschin ist auf elf herabgesetzt; akademische Bildung verleiht schon drei, jeder akademische Grad einen weitern Tschin, und erst die Erwerbung des Dienstgrades eines Obersten (oder Staatsrats im Zivildienst) gibt das Recht auf erblichen, des Oberstleutnants auf persönlichen Adel. Aber während Peter der Große verlangt hatte, daß jeder Adliche einen Rang in seiner Ordnung einnahm, schenkte Peter der Dritte, der über Rechte und Privilegien des höchsten Standes anders dachte, dem Adel die Verpflichtung zum Dienst, und Katharina die Zweite ließ es unter dem Einfluß Montesquieus dabei sein Bewenden haben. Den Gedanken dieses Philosophen über die vermittelnde Stellung des Adels zwischen Thron und Volk folgend gab sie dem Adel eine korporative Verfassung und einige politische Rechte und zog ihn zur Teilnahme an der örtlichen Verwaltung in richterlichen und administrativen Funktionen heran. Nachdem die Reformen Alexanders des Zweiten, insbesondre die Bauernemanzipation die materielle Lage und die ganze Stellung des Adels schwer erschüttert hatten, wurde unter Alexander dem Dritten wieder einiges zur Hebung des Standes getan: den Adelsmarschällen und den aus dem Adel ernannten Landschaftshauptleuten wurde die Aufsicht über die bäuerliche Selbstverwaltung übertragen; in der „Landschaft“ wurde dem Adel ein entscheidender Einfluß eingeräumt, und zur Hebung seiner materiellen Lage die Reichsadelsbank gegründet, die billigen Kredit gewährt.

Die gegenwärtige Verfassung des Adels ist folgende: Er bildet in jedem Gouvernement eine besondre Adelsgenossenschaft, die sich in die Kreisgenossenschaften teilt. Aller drei Jahre tritt die Gouvernementsgenossenschaft zum Adelstag zusammen, wählt ihre Vertreter und Funktionäre, prüft die Adelsliste (die sechs Geschlechterbücher) und hilft der Adelskasse durch freiwillige Beiträge auf, mit einem Wort, der Adelstag berät zu eignem Nutz und Frommen, wobei er das Recht hat, dem Zaren Bittgesuche in eignen Angelegenheiten zu unterbreiten. Jede Überschreitung seiner Befugnisse wird hart geahndet, wie es der Adel von Twer für sein Unterfangen, die Einführung der Volksvertretung zu erbitten, zu Beginn der Regierung Nikolais des Zweiten hat fühlen müssen. Die Vertreter des Adels sind die auf drei Jahre gewählten Gouvernements- und Kreisadelsmarschälle, deren Stellung nicht nur eine repräsentative ist, sondern eine vielseitige Tätigkeit verlangt und ihrem Inhaber weitreichenden Einfluß verschafft. Als Beispiel sei angeführt, daß der Kreisadelsmarschall, abgesehen von seinen sonstigen Aufgaben, die des Zivilvorsitzenden der Ersatzkommission bei der Rekrutenaushebung wahrzunehmen hat. — Ständige Adelsbehörden sind die Adelsabgeordnetenversammlung, die aus je einem Vertreter jedes Kreises unter Vorsitz des Gouvernementsadelsmarschalls besteht, und das Adelsvormundschaftsgericht, das aus Angehörigen des Kreisadels unter Vorsitz ihres Adelsmarschalls besteht. Die Adelsabgeordnetenversammlung bearbeitet die laufenden Angelegenheiten (z. B. Aufnahme in den Adel des Gouvernements), das Adelsvormundschaftsgericht Vormundschaftsangelegenheiten.

(Schluß folgt)





Galizische Wirtschaft

(Schluß)



Von alters her gehörte in jedem Ort das Gasthaus einem Iden, der die Schänke im Dorfe gepachtet hatte, und von dem der Gutsherr in den meisten Fällen seine Haupteinkünfte bezog. Das Verbot für die Juden, mit den Bauern zu handeln, Wirtshäuser zu halten und Branntwein zu schänken, wurde zwar fast unter jeder Regierung wiederholt, zeitweilig wurde sogar Todesstrafe darauf gesetzt, aber der gemeinsame Vorteil des Adels und der Juden erwies sich als stärker, und die Juden haben nie aufgehört, diesen für sie so einträglichen und für den Landmann so verderblichen Erwerbszweig zu betreiben. Das Schankrecht war seit undenklichen Zeiten ein Privilegium der Schlachta, nur der Dorfherr durfte im Bereiche der Gemeinde, in der sein Edelhof liegt, Schnaps, Bier und überhaupt geistige Getränke erzeugen und verkaufen. Mit dem Vertriebe befaßte sich jedoch der Schlachtschitz persönlich nicht, sondern er verpachtete sein Recht an Juden, wofür er sie recht gut zahlen ließ. Auf diese Weise ist eine Unzahl jüdischer Dorfschänken im Lande entstanden, die die Brutstätte aller Laster, der Ursprungsort unsäglichen Elends geworden sind. Die Schlachta kümmerte sich wenig darum, was ihre Pächter, die Schankjuden, mit den rechtlosen Bauern trieben; sie wollte nur den Pachtschilling pünktlich haben, und das Schankrecht gehörte zu den schönsten sogenannten „trocknen Einkünften" des Großgrundbesitzes. Sie ließ dem Schnapsjuden vollständig freie Hand, und dieser spielte die Rolle eines Beamten der Gutsherrschaft, die ihm eine Art Oberaufsicht über ihre Leibeignen gewährte ohne Rücksicht auf die Bedrückungen, die ein solcher Beamter ausüben konnte, der alle Gelegenheit hatte, zu wuchern, das Bauernvolk zu entsittlichen. Und woher sollten dem Juden Rücksichten kommen für dieses in Knechtschaft nahezu vertierte Volk, das auch von dem ihm stammverwandten allmächtigen Gutsherrn als rechtlose Sklaven beschimpft und gepeitscht wurde, an denen er wohl gelegentlich in trunknem Übermut die Güte eines neuen Jagdgewehrs erprobte, ohne daß ein Hahn danach krähte? Der Jude fühlte sich, ganz abgesehen von seinem ererbten orientalischen Stammesgefühl, als besser und höherstehend diesen Leuten gegenüber, die in ihrer entsetzlichen Roheit zu ihm kamen, um ihr tiefes Elend in dem höchsten Zustande sinnloser Trunkenheit zu vergessen, die der Jude verabscheute; hatte er genug verdient, so wurden die Trunkenbolde zur Tür hinausgeworfen. Diese Leute hatten für ihn bloß einen Wert, so lange sie etwas besaßen und dazu beitrugen, daß er rasch soviel zusammenraffen konnte, um an einem andern Orte ein minder gefährliches Gewerbe zu betreiben, denn nichts

schützte ihn davor, daß ihm das von allen Seiten bedrückte Volk, in plötzlich auflodernder Wut, Nachts das Haus anzündete, oder daß er meuchlerisch totgeschlagen wurde, worüber wahrscheinlich auch kein Hahn gekräht hätte, da er schließlich doch bloß ein Jude war. Man kann daraus ersehen, wie sich eine von Anfang an verfehlte wirtschaftliche Grundlage in ihrer natürlichen Entwicklung zu einem Herd der Unsittlichkeit und allgemeiner Verderbnis entwickeln mußte. Der Fehler war ein grundsätzlicher, und zu seiner Beseitigung oder wenigstens zu seiner Bekämpfung hatte die Regierung keine Macht, denn um ihre papiernen Erlasse kümmerte sich kein Mensch, und das Unheil der Dorfschänken wuchs weiter. Der Dieb konnte gestohlenes Gut dort verwerten, Familienprozesse wurden dort vom Winkelkonsulenten ausgeheckt, Heirats- und Verkaufsverträge abgeschlossen, alles beim Schnaps und alles zum Nachteil des Bauern. Eine wahre soziale Tragödie liegt darin, daß das Volk eigentlich gegen seinen Willen der Trunksucht zugeführt wurde und noch heute zugeführt wird, und es dürfte wenig Länder auf Erden geben, in denen dieses Laster so fürchterliche Verwüstungen anrichtet wie in Galizien.

Dieses Monopol der Großgrundbesitzer zum Ausschank geistiger Getränke, das sogenannte Propinationsrecht, bestand in ganz Polen, ist aber im preußischen wie im russischen „Anteil" längst durch den Staat beseitigt worden, doch in Galizien besteht es noch heute dem Wesen nach fort und ist eine der Hauptursachen, warum der polnische und der ruthenische Bauer die väterliche Scholle verlassen und in immer größern Scharen auswandern. Bezeichnend ist es, daß vor zwölf Jahren das Land Galizien der Schlachta das Propinationsrecht abgekauft hat, die dafür die Kleinigkeit von 66 Millionen Gulden als Ablösung erhielt. Dieser Betrag wurde durch die Ausgabe von vierprozentigen galizischen Propinationsobligationen aufgebracht. Es geschah dies durch die galizische Landesgesetzgebung, die sich in dieser Richtung von denen andrer österreichischer Kronländer, wo gleichfalls das Getränkemonopol zugunsten des landtäflichen Besitzes bestanden hatte, sehr unvorteilhaft unterscheidet. Eine so ungeheure Ablösung ist auch niemals in irgend einem andern Lande dem Großgrundbesitz gewährt worden. Doch den galizischen Landtag beherrscht die Schlachta, und die wird wohl wissen, was ihr gut tut. Die Anleihe soll aus den Einkünften des Propinationsfonds bis zum Jahre 1910 getilgt werden; bis dahin übt das Land das früher der Schlachta zustehende Schankrecht aus. Natürlich ist der bei der Einführung der Ablösung ausposaunte Plan, die Trunksucht und den entsittlichend wirkenden Einfluß der jüdischen Schankpächter einzudämmen, auch nicht im geringsten verwirklicht werden. Die Schlachta hat ihre 66 Millionen, und im übrigen ist alles beim alten geblieben. Die Propination muß heute den größten Teil der Kosten für die galizische Landes-, Bezirks- und Gemeindeverwaltung bestreiten, ja für eine große Anzahl von Gemeinden ist sie die einzige Einnahmequelle. Darum ist auch die ganze galizische Gesetzgebung darauf berechnet, daß die Bevölkerung möglichst viel trinkt, und daß ihr die Gelegenheit dazu nicht mangelt. Jedes Gläschen Schnaps muß, bevor es in den Magen des polnischen oder des ruthenischen Bauern gelangt, erst recht hohe und mannigfaltige Steuern entrichten. Zuerst

kommt die Staatssteuer, die siebzig Heller vom Liter rektifiziertem Alkohol ausmacht, dann die Landesverbrauchsabgabe und zu dieser die Zuschläge für die Bezirks- und Gemeindeverwaltung. Also haben der Staat, das Land, der Bezirk und die Gemeinde Vorteil davon, wenn es recht viele Trinker gibt, den größten Vorteil hat aber natürlich der Propinationspächter und sein Unterpächter, der jüdische Schankwirt, auf den keineswegs ganz unverdient der allgemeine Haß fällt, denn er ist den ausgebeuteten Bauern der nächste.

Damit alles hübsch beim alten bleiben konnte, hat man folgendes Verfahren eingeschlagen. Die Direktion des Landespropinationsfonds verpachtet nicht etwa die einzelnen Schänken an bestimmte Personen, sondern das Schankrecht für einen ganzen Bezirk. Wer die galizische Verwaltung kennt, der versteht ohne weiteres, daß der Zuschlag bei der Lizitation nur einem Schlachtschitzen oder einem jüdischen Unternehmer, der sich vertragsmäßig zur Abnahme der Getränke aus den Brennereien und den Brauereien eines Schlachtschitzen verpflichtet hat, erteilt wird. Dieses neu erpachtete Recht, für das er eigentlich schon den Kaufpreis erhalten hat, übt nun der Schlachtschitz oder sein Hintermann nicht selbst aus, sondern er verpachtet es im ganzen oder im einzelnen weiter an die Schankjuden und hat so doppelten Gewinn. Das gilt als ein durchaus sauberes Geschäft und schließt sich auch vollkommen an die althergebrachte Sitte an. So ist kein geringerer als der ehemalige österreichische Ministerpräsident Graf Kasimir Badeni der Pächter des Propinationsrechts für den ganzen Bezirk Zloczow. Im Bezirke Sombor verpachtete man das Propinationsrecht für dreizehn Dörfer an einen Juden um den lächerlich geringen Betrag von dreitausend Gulden; dieser verpachtete die einzelnen Schänken weiter, und ein einziges Dorf bringt ihm dabei mehr ein, als er für alle dreizehn gegeben hat. Alles das muß nach wie vor der Bauer bezahlen. Man nötigt ihn förmlich, Schnaps zu trinken, darum ist in allen Gasthäusern auf den Dörfern auch nur Schnaps zu haben. Nicht einmal Brot ist in solchen Wirtshäusern zu bekommen, noch weniger ein Stück Fleisch; das mag sich der Bauer, wenn er danach verlangt, aus der meilenweit entfernten Stadt selbst holen und daheim kochen. Auch der fremde Wandrer, der sich aus irgend welchen Gründen in die Gegenden Galiziens außerhalb der Städte verirrt, hat darunter zu leiden. Obgleich der jüdische Schankwirt das Geld des Fremden zu schätzen weiß und bereit ist, sich selbst eine Entbehrung aufzuerlegen, so ist doch meist bei ihm nichts zu haben als Kaffee, der immer gut ist, Branntwein ordinärster Qualität ist dagegen in beliebiger Menge vorhanden.

Keine Pest, keine Elementarereignisse schlagen dem galizischen Bauern so tiefe Wunden wie die unzähligen Schnapsjuden, die auf Schritt und Tritt die Trunksucht fördern, den ärmsten Leuten den letzten Heller aus der Tasche ziehn, ihre Gesundheit untergraben und sie zu förmlichen Heloten erniedrigen. Die städtische Propination in Tarnopol, die täglich über tausend Liter Branntwein verkauft, lag vor einigen Jahren in den Händen der Pächter Schapira und Adlersberg. Gegen diese erstattete, wie der „Dziennik polski“ meldete, die Gendarmerie Strafanzeige, weil diese findigen Pächter an jedem Maß-

gefäße den Boden nach innen eingedrückt hatten, damit es weniger Inhalt habe. Nach den von sachkundiger Seite angeleiteten Berechnungen waren die Konsumenten mindestens um 42000 Kronen geschädigt worden. Diese gesamte Verpachtungswirtschaft der Propinationen geschieht überall nur zum Nachteil der Bevölkerung, denn alle Pächter verstehn sich zu bereichern.

In Jaroslau wollte vor zwei Jahren der christliche Gutsbesitzer Baron Wattmann die Propination in Pacht nehmen; er bot mehr als die bisherigen Pächter und verpflichtete sich auch, während der Dauer des Pachtverhältnisses die Preise nicht zu erhöhen. Trotzdem wurde der Zuschlag den frühern Pächtern Freudenheim und Goldfinger zugeschlagen, und diese hatten denn auch nichts eiligeres zu tun, als vom nächsten 1. Januar an die städtischen Abgaben von geistigen Getränken eigenmächtig um 25 Prozent zu erhöhen. Das wollte sich die Bevölkerung natürlich nicht gefallen lassen, es fand eine Versammlung von zweitausend Personen statt, in der beschlossen wurde, man werde die städtische Propination boykottieren, wenn der Magistrat diesen Raubzug nicht vereitle.

Przemysl ist eine Stadt von 45000 Einwohnern mit zahlreichen Beamten und einer der größten Garnisonen der Monarchie. Dort hatte die Gemeinde ihre Propinationsgerechtsame auf fünf Jahre für 150000 Gulden jährlich an ein Konsortium Freudenheim, Wolf, Reisner und Herzig verpachtet. Die mögen ein glänzendes Geschäft gemacht haben, denn bei der Neuverpachtung fanden sich mehrere Konkurrenten, die aber den Zuschlag nicht erhielten, weil die Entscheidung schon im voraus feststand. Fürst Adam Sapieha, der Vorsitzende im Bezirksausschuß und einer der einflußreichsten Männer in Galizien, besitzt nämlich in dem benachbarten Krasiczyn eine Bierbrauerei, die bisher jährlich etwa achttausend Hektoliter Bier, ein wenig beliebtes Gebräu, nach Przemysl lieferte. Dieses Bier muß aber in der Stadt getrunken werden, so wollen es Fürst Sapieha, die Gemeindeverwaltung, sowie Freudenheim und Genossen; deshalb blieben alle andern günstigen Angebote unberücksichtigt, Freudenheim und Konsorten erhielten die Propination, und die Zukunft des fürstlichen Bräuhauses in Krasiczyn war wieder auf fünf Jahre gesichert. Was die Bürgerschaft dazu sagte, war gleichgiltig, für die armen Juden und Christen war das fürstliche Gebräu gut genug, für die bessern Leute, bei denen natürlich die Beamten und die Offiziere hauptsächlich in Betracht kamen, wurden auswärtige Biere zugelassen, natürlich mußte aber den Propinationspächtern eine hohe Getränkesteuer entrichtet werden; immerhin kostete der halbe Liter Pilsener achtzehn Kreuzer (30 Pfennige), also mehr als in Wien. Um einen höhern Profit herauszuschlagen, begannen Freudenheim und Genossen auch in Przemysl die Getränkepreise plötzlich hinaufzuschrauben — allerdings mit Ausnahme des Pilsener Bieres wegen der Offiziere. Die Erbitterung darüber war allgemein, Beamte und Bürger drohten mit Boykott, und die Arbeiter demonstrierten so nachdrücklich, daß die „Propinatoren" wenigstens vorläufig nachgaben und die frühern Preise, bis auf den Branntwein und die mindeste Sorte Bier, wiederherstellten. Dabei gaben sie aber nicht etwa ihren Raub auf, sondern sie zwangen einfach die Wirte, die

Preise auf den seitherigen Stand herabzusetzen, ließen ihnen aber den Getränkeaufschlag nicht nach. Was wollten die Wirte tun? Wenn sie sich weigerten, wurde ihnen überhaupt kein Getränk mehr geliefert, und sie hätten ihr Geschäft einfach zumachen können. Was sie getan haben, um sich dafür — natürlich zu ungunsten des Publikums — auf andre Weise schadlos zu halten, ist nicht bekannt geworden.

Es mag an diesen Beispielen, die beliebig vermehrt werden könnten, genug sein. Sie reichen hin, darzutun, in welcher Gestalt die „Reform" des Propinationswesens, die zur Eindämmung der Trunksucht und des verderblichen Schänkerunfugs dienen sollte, ins Werk gesetzt worden ist. Es ist eher schlimmer als besser geworden. Der Pächter der Propination hat, wie früher der Propinationsinhaber, das Recht, daß nur sein oder das von ihm gewählte Getränk für den von ihm festgesetzten Preis verkauft werden darf, und hat auf diese Weise die Bevölkerung eines ausgedehnten Bezirks oder einer größern Stadt vollkommen in den Händen. Eine freie Konkurrenz im Wirtsgewerbe gibt es nicht, Hotels und Inhaber von Restaurationen, die für ihre Gäste bessere Getränke brauchen, sind dem Pächter tributpflichtg und müssen sich mit ihm abfinden. Der gewöhnliche Pole und der arme Jude trinken niemals Bier, denn 9 bis 12 Kreuzer (neuerdings 18 bis 24 Heller) für ein Seidel elendes Bier sind für sie auf einmal zu teuer, jedenfalls kauft sich der Pole lieber einige Gläser Schnaps dafür, der Jude trinkt selten mehr als ein Gläschen. Der Schnaps ist stark, aber nichts weniger als rein; der „Aquavit" der Propinationen ist sehr fuselhaftig und brennt auf der Zunge, das liebt man in Galizien. Dieses Brennen rührt nun keineswegs immer allein vom Alkohol her, es gehört im Gegenteil zu den Geschäftskniffen des Branntweinschankgewerbes, diese Geschmacksempfindung durch allerlei Zusätze zu erhöhen, wobei an Alkohol gespart werden kann. Absude von Pfeffer und besonders von Paprika, aber auch noch andre Dinge spielen dabei eine Rolle, es wird sogar ziemlich allgemein behauptet, daß die Schnapsschänker dem Branntwein Schwefelsäure zusetzten, damit er recht brenne, was natürlich Unsinn ist. Jedenfalls fordert das Geschäft mit allen Kniffen vertraute und gewissenlose Leute, dann liefert es aber reiche Erträgnisse für alle am Verkauf Beteiligten.

Obgleich nun ein gar nicht bestimmbares Vielfache des Pachtertrags in die Tasche des Pächters und der Unterpächter fließt, macht doch das Land Galizien ein rentables Geschäft dabei. Der oberste Verwalter des Propinationsfonds ist der Statthalter von Galizien, und die jährlichen Schlußrechnungen werden dem Landtage vorgelegt. Nun hatte dieser Fonds während seines noch nicht zehnjährigen Bestehens schon mehr als zwölf Millionen Gulden Reserve angesammelt.. Man ist dahinter gekommen, daß da eine neue Geldquelle entdeckt worden ist. Die Schankpächter suchen zwar mit verdoppelter Eile aus dem übel beleumdeten Gewerbe soviel Nutzen wie möglich für sich herauszuschlagen, da sie mit der Möglichkeit rechnen, daß im Jahre 1910 das schöne Institut der Propination erlischt; ob das aber der Fall sein wird, das ist noch eine große Frage. Die bäuerlichen Abgeordneten haben zwar schon

zu verschiednen malen im Landtag Anträge eingebracht, in denen sie verlangen, daß nach dem Erlöschen des Propinationsrechts zugunsten des Landes ein Branntweinmonopol eingeführt wird, das auch nicht auf Gewinn, sondern auf Bekämpfung der Trunksucht eingerichtet werden soll. Bisher haben sie aber weder bei der Schlachta noch in den Reihen der sogenannten Demokraten Entgegenkommen dafür gefunden. Der sogenannte „Demokrat" Szczepanowski, der in dem Prozesse der galizischen Sparkasse 1899 die bekannte Rolle spielte, trat sogar im Landtage von 1898 mit dem Antrage hervor, das Propinationsrecht möge um vierzig Jahre, also bis 1950, verlängert werden. Die Demokraten seines Schlages möchten die ausgiebige Einnahmequelle, die jährlich zehn bis zwölf Millionen Gulden Pacht einträgt, nicht versiegen lassen, und sie sagen, das Volk sei an diesen Tribut schon gewöhnt. Ja, leider ist das Volk in Galizien von jeher an mancherlei gewöhnt, was anderswo ganz unerhört ist. Auf jeden Fall wird es noch heiße Kämpfe um die unglückselige Propination in Galizien geben. Es ist leicht begreiflich, daß es dort eng verbundne Kreise gibt, die die Verlängerung des jetzigen Zustandes auf Jahrhunderte hinaus wünschen möchten, da sie dabei ungeheuer viel verdienen und ohne Arbeit große Einkünfte haben.

Wie diese verderblichen Zustände überhaupt einmal geändert werden sollen, ist schwer abzusehen, denn in Galizien wollen die seither ausschlaggebenden Kreise und Bevölkerungsschichten nicht daran gehn. Man hat schon davon gesprochen, daß der Staat durch Einführung des Branntweinmonopols für ganz Österreich das galizische Propinationsrecht beseitigen möge, aber daran ist unter den gegenwärtigen politischen Verhältnissen gar nicht zu denken, und der Plan eines staatlichen Branntweinmonopols würde gerade wegen der Bedeutung der Schänkerfrage in Galizien für die dortigen maßgebenden Kreise und ihren weit verbreiteten Anhang in der ganzen Monarchie auf einen so ausgedehnten Widerstand stoßen, daß die Opposition in Deutschland gegen den Bismarckischen Vorschlag des Branntweinmonopols im Jahre 1886 daneben das reine Kinderspiel wäre. Es geschieht ja auch in Galizien alles nach „Gesetz und Recht," nach der österreichischen Verfassung und der autonomen Landesgesetzgebung für das Königreich, alle Geschäfte der Obrigkeit werden besorgt von den „gesetzlich" gewählten Vertretern des Landes und den „kaiserlichen" Beamten, die selbstverständlich Polen und in den höhern Stellen Schlachtschitzen sind, und über alles wacht der „kaiserliche" Statthalter, der natürlich einer der herrschenden Adelsfamilien angehört, und er nickt zu allem gnädig seine Zustimmung. Wenn so alles und jedes nach Recht und Gerechtigkeit zugeht, „so hat sich doch kein Mensch, kein Mensch darum zu kümmern!" Es kümmert sich auch kein Mensch darum, auch nicht die österreichische Regierung, die so viel mit dualistischen, parlamentarischen und nationalen Schwierigkeiten zu tun hat, daß sie hier nicht einzugreifen vermag, da mit verfassungsmäßigen Mitteln ohnehin nichts getan werden könnte, und zu einem Neubau der Monarchie, zu dem allerdings eine Sonderstellung Galiziens mit kaiserlich absolutem Regiment gehören würde, noch nicht der Zeitpunkt gekommen ist. Dazu ist die polnische Frage noch nicht reif genug,

außerdem ist sie auch mit der polnisch-jüdischen verquickt, deren Lösung der politischen Welt noch einmal großes Kopfzerbrechen machen wird, denn wohin mit den Leuten? Das größte Unglück für die polnischen Juden ist, daß sie namentlich für Galizien schon viel zu zahlreich sind, als daß sie sich redlich ernähren könnten. Auf dem Lande arbeiten mögen sie nicht, denn dreißig bis fünfzig Kreuzer Tagelohn, der nicht einmal während des ganzen Jahres zu verdienen ist, reicht nicht hin, den Bedarf der meist zahlreichen Familie zu decken, reicht ja eigentlich auch beim galizischen Bauern nicht hin, der aber doch meist ein Stück Land besitzt, auf dem er Kraut und Kartoffeln baut. Das besitzt aber der arme Jude nicht, und wenn er es besäße, würde er es zu Gelde machen, denn damit kann er dort mehr verdienen, als mit der Hände Arbeit. Auch wenn er ein Handwerk gelernt hat, arbeitet er doch nur in der Not, denn sein ganzes Wesen ist nun einmal darauf angelegt, die Arbeit des einen dem Bedürfnis des andern zuzuführen und von der Vermittlungsgebühr zu leben. Dieses Geschäftemachen um jeden Preis und auch um jeden Gegenstand ist von den Juden in Galizien so ausgebildet worden, daß es geradezu staunenswert ist, und sie haben jeden Zweig der Vermittlung so in den Händen, daß es auch wohlhabenden Kaufleuten in größern Städten schwer möglich ist, die Konkurrenz auszuhalten; ohne jüdische Agenten geht es überhaupt nicht. Aber das wirft alles noch nicht so viel ab, daß sich die ungeheure Menge ernähren könnte. Darum greift man zur Ausbeutung des Bauern und zum betrügerischen kaufmännischen Geschäft.

Die Ausbeutung des Bauern ist in Polen eine althergebrachte Einrichtung, an der die Aufhebung der Leibeigenschaft in der Praxis wenig geändert hat. Der Schlachtschitz hat sie von jeher betrieben, und seit er in Galizien die Herrschaft wieder in den Händen hat, setzt er den überlieferten Brauch fort. Höchstens einmal vor der Wahlzeit gedenkt er des Bauern, überläßt aber auch hierbei die eigentliche Arbeit den Beamten, die der Schlachta unbedingt zur Verfügung stehn, und den von ihm abhängigen Juden, die schon dafür sorgen, daß der Bauer im allgemeinen richtig wählen muß. Das ist ja bisher fast überall noch immer gelungen, aber es ist dem Polenklub unangenehm, daß in einigen Bezirken doch auch Männer gewählt worden sind, die dann im Abgeordnetenhause in Wien über Galizien in einer Art sprechen, die ihm nicht zusagt. Umsonst leistet der Jude solche Dienste natürlich nicht, sondern er leitet für sich daraus das Privilegium ab, nun auch seinerseits die Bauernschaft weiter auszusaugen, wobei ihm das Propinations- und das Schankwirtschaftsunwesen als ermunterndes Beispiel vor Augen stehn. Die Schänke und die Beziehung zum Schankwirt bieten auch sonst meist die Gelegenheit, den Bauern auszubeuten. Diese werden auf allerlei Weise zu Trunk und Schuldenmachen verleitet und dann meist durch Wechsel zugrunde gerichtet. Vielfach wird dabei mit gefälschten Wechseln gearbeitet, und in den letzten zwei Jahren sind allein im Städtchen Neumarkt bei Zakopane beim Eisenhändler Beinhaupt und in Tarnopol beim Getreidehändler Hersch Weißbrod förmliche Fabriken gefälschter Bauernwechsel entdeckt worden. Nach den Erhebungen des polnischen Landesausschusses selbst sind aus den 20 östlichen Bezirken

Galiziens, das im ganzen 76 Bezirke hat, im Jahre 1897 nicht weniger als 6707 Personen ausgewandert, nachdem sie entweder durch Wucherer von Haus und Hof vertrieben oder durch jüdische Agenten zur Auswanderung verleitet worden waren. Durchschnittlich 2500 Bauernfamilien werden in Galizien jährlich durch gerichtliche Zwangsversteigerung aus ihrem Besitz und an den Bettelstab gebracht. Die Folge davon ist eine starke Auswanderung, die von Jahr zu Jahr wächst. Zahlreich sind die Majestätsgesuche, die jährlich von polnischen und von ruthenischen Bauern um Anordnung eines neuen Gerichtsverfahrens in Besitzprozessen eingereicht werden, in denen überall der Bauer durch allerlei Kniffe und Ausnutzung seiner Gesetzesunkenntnis an seinem Eigentum geschädigt worden ist.

Daß die Schlachtschitzen mit diesen Vorgängen einverstanden wären, ist natürlich nicht anzunehmen, um so weniger als ihnen die wachsende Auswanderung landwirtschaftliche Arbeitskräfte entzieht; aber sie sind meist schon von ihren jüdischen Hypotheken- und einfachen Schuldgläubigern, die wieder ihre schützende Hand über ihre Glaubensgenossen halten, so abhängig, daß von ihrer Seite nie etwas zugunsten der für sie auch bloß als Feldarbeiter beachtenswerten Bauern geschieht. Außerdem sind diese in Ostgalizien Ruthenen, die von der polnischen Herrschaft nichts wissen mögen, die man darum zu vermindern und durch Polen zu ersetzen sucht. Daß das Elend der Bauern von Zeit zu Zeit zu Ausbrüchen führt, ist leicht begreiflich, sie richten sich immer gegen die jüdischen Schänker und Dorfwucherer. Im Mai 1898 nahmen diese Krawalle einen Umfang an, daß über einen Teil von Westgalizien der Belagerungszustand verhängt wurde und die Gendarmerie von der Schußwaffe Gebrauch machte, wobei einige Dutzend Bauern erschossen wurden. Die amtlichen Berichte ergaben hinterher, daß ausschließlich jüdische Wirtshäuser verwüstet und eine Anzahl Juden mißhandelt worden waren, die Toten und Verwundeten waren dagegen ausschließlich Bauern. Unter diesen Umständen mußte es auffallen, daß der Polenklub schon am 10. Juni eine scharfe Resolution gefaßt hatte, worin die Regierung zur energischen Unterdrückung der „umstürzlerischen Bestrebungen" aufgefordert wurde. Eine Lemberger Korrespondenz eines Wiener Blattes gab darüber Aufschluß, indem sie behauptete, die polnischen Adlichen pflegten um diese Zeit in die Bäder zu gehn und das dafür nötige Geld als Vorschuß auf die Ernte aufzunehmen. Die Juden hätten sich diesesmal geweigert, das übliche Geschäft zu machen, und dadurch die Resolution bewirkt. Auch wenn diese durchaus nicht unglaubwürdige Darstellung nicht wahr sein sollte, so wirft schon der zugrunde liegende Gedankengang ein bezeichnendes Licht auf die ungesunden Zustände Galiziens. Tatsache ist übrigens, daß das eigentliche Blatt der Schlachtschitzen, der Krakauer „Czas," das Vorgehen des Polenklubs durch „bedauerliche Irrtümer" zu entschuldigen versuchte.

Auf die eigentümlichen kaufmännischen Kreditverhältnisse und die planmäßigen betrügerischen Bankerotte in Galizien soll hier nicht eingegangen werden, da sie eben einen weltbekannten Ruf erlangt haben. Es ist noch keine zwei Jahre her, daß zwölf der wichtigsten industriellen Vereinigungen

Österreichs eine Eingabe an den Justizminister richteten, er möge durch entsprechende Maßregeln den unverschämten Kreditschwindel in Galizien und der Bukowina bekämpfen. Um die Wirkung dieses beschämenden Vorgangs namentlich auf Galizien abzuschwächen, erfüllten die galizischen Schlauköpfe sofort die Welt mit Berichten über den schrecklichen Boykott, den sie im Verein mit den Geschäftsgenossen in Russisch-Polen wegen der Wreschener Schulvorgänge über alle „preußischen" Waren verhängt hätten. Man ersieht daraus, welchen sinnvollen Hintergrund zuweilen der polnische Patriotismus hat. Die deutschen Exporteure haben sich bekanntlich aus dem ganzen Boykottgeschrei wenig gemacht, denn sie wußten im voraus, daß die englischen und die französischen Unternehmer sehr wenig erbaut sein würden, wenn sie die galizischen Kreditverhältnisse zu kosten bekommen würden.

Am Schlusse dieser Mitteilungen, die wie die „Märchen aus tausend und einer Nacht" ohne zu ermüden eine beliebige Fortsetzung zulassen würden, darf wohl die Bemerkung Raum finden, daß Galizien ein wirtschaftlich vollkommen ruiniertes Land ist, das vielleicht binnen kurzer Zeit der österreichischen Monarchie, möglichenfalls dem gesamten Europa eine politische und eine Kulturaufgabe stellen wird, ähnlich wie sie heute die Balkanhalbinsel bietet. Es rächt sich schwer, daß man den Polen länger als ein Vierteljahrhundert ein mächtiges Stück Land in eigne Hände gegeben hat, denn sie vermögen politisch nichts ins Werk zu setzen als eine auf unerfüllbaren Träumen beruhende nationale Agitation mit rücksichtsloser Unterdrückung aller Fremden; wirtschaftlich versagen sie vollständig und fallen der Ausbeutung anheim. Das Polenreich der Zukunft wird da keine materielle Stütze finden, denn das Land würde höchstens Offiziere für den angekündigten Befreiungskampf liefern, die große Masse des Landvolks aber daheim bleiben. Die einzige Kräftigung, die das Polentum in Galizien erfahren hat, ist die Polonisierung deutscher Familien, die die Grundlage für einen polnischen Mittelstand abgeben, wenn auch nicht in demselben Umfange, wie dies im „preußischen Anteil" der Fall gewesen ist. In polnischen Kreisen weiß man das auch und setzt, in klarer Erkenntnis der Tatsache, daß ihnen nur auf diese Weise frisches Blut zuwachsen kann, die Bemühungen fort, die die letzten deutschen Reste in Westgalizien, namentlich in den noch 1866 zum Deutschen Bunde gehörenden ehemaligen piastischen Herzogtümern Auschwitz (Oswiecim) und Sator, mit Gewalt polnisch machen sollen. Ebenso betreibt man eine Agitation, um den östlichen Teil von Österreichisch-Schlesien, das einst auch piastische Herzogtum Teschen, zu polonisieren. Es wäre sicher kein kleiner Gewinn für das Polentum, wenn es ihm gelänge, was dort deutsche Kultur seit Jahrhunderten geleistet hat, mit der polnischen Etikette zu überkleben.

—y—



Louise von Sachsen-Weimar

Von Julius R. Haarhaus

(Schluß)



Seit dem Frühjahr 1783 war, anfangs fast unmerklich, eine leise Entfremdung zwischen Louise und dem Herderschen Paar eingetreten. Die Empfindlichkeit Herders, der bei jeder Gelegenheit eine Zurücksetzung witterte, stellte an die Geduld der Herzogin die höchsten Ansprüche. Dazu kam die leidige Gewohnheit Karolinens, sich hinter dem Rücken ihrer Gönnerin über diese zu beklagen und die pekuniäre Not, aus der die Familie niemals herauskam, zur Grundlage versteckter und offner Angriffe auf die fürstlichen Herrschaften zu machen. Louise, die wie kein andrer Mensch Herders Wert für Weimar zu würdigen wußte, unterstützte seine Gesuche um Gehaltverbesserungen und Extrazuschüsse, ja sie ließ Herder, als er in einer besonders drückenden Lage war, anonym die ansehnliche Summe von 2000 rheinischen Gulden zugehn, die sie ohne Wissen eines dritten von ihrem Bruder Christian geliehen hatte. Mit welcher innern Freude wird sie der Predigt Herders gelauscht haben, worin dieser vor seiner Reise nach Italien Abschied von seiner Gemeinde nahm und „nicht ahnend, daß seine Worte in das Herz der Geberin fielen," dem Unbekannten für die reiche Gabe dankte!

Wir wissen, wie wenig innern Gewinn Herder aus Italien heimbrachte. Aber einen Vorteil bot ihm der Aufenthalt im Lande der Sonne doch: er lernte in der klarern Luft klarer sehen. „Mir ist dabei nicht anders im Gemüt geworden als einem, dem sich ein schönes herrliches Bild entwölkt, das er für Rauch und Nebel lange nicht sehen konnte, und der sich selbst mit Freuden für einen Toren achtet, daß er den Nebel dem Bilde selbst zuschrieb," so lautet sein eignes Bekenntnis. Der Nebelschleier hatte sich freilich nur für einen kurzen Augenblick vor seinem Auge gelüftet; wie alles in Herders Leben so kam auch die Erkenntnis seines Unrechts zu spät, als daß sie von Dauer hätte sein können. Es war, als sei mit den Briefen aus Weimar ein Hauch der „eingeengten Atmosphäre hinter der Stadtkirche" über die Alpen gezogen: er, der sich in Italien nicht wohl fühlte, der die kleinste Unbequemlichkeit der Reise als eine schwere Last empfand, dachte mit Schrecken an seine Heimkehr und die Mühen des gewohnten Lebens. Ein Ruf nach Göttingen erreichte ihn noch in Rom und erschien ihm „wie ein Wink des Schicksals, die Weimarische Fessel abzustreifen." Aus Karolinens Berichten konnte er entnehmen, wie wenig man in Weimar geneigt war, ihn ziehn zu lassen. Besonders Goethe verwandte sich mit rührendem Eifer für ihn und wirkte ihm vom Herzog für den Fall seines Bleibens die glänzendsten Bedingungen aus. Aber mißtrauisch, wie Herder nun

einmal war, sah er in dem liberalen Entgegenkommen nur ein Garn, in das er gelockt werden sollte. Erst die mündlichen Auseinandersetzungen mit der Herzogin nach seiner Rückkehr führten eine Sinnesänderung herbei. Karoline berichtet darüber in ihren Erinnerungen: „Bei seiner Rückkunft bat die regierende Herzogin auf eine so edle Weise, er möchte in Weimar bleiben. Sie, ihre und Herders Freundin, Frau von Stein, sagten vereint, er dürfe nicht aus Weimar, er sei ja noch allein die moralische Mauer dort.“ Und so blieb er denn.

Es ist bezeichnend für Louise wie für Goethe, daß die freundschaftlichen Beziehungen zwischen ihnen, obgleich sie von vornherein der Grundlage eines tiefern gemeinsamen Interesses entbehrten, immer wärmer wurden und nicht einmal durch Goethes Bruch mit Frau von Stein, die der Herzogin am nächsten stand, getrübt wurden. Ja, der Dichter fand bei der Fürstin allein das reinste Verständnis für seinen „Tasso,“ dessen fertige Szenen er ihr unter den Blütenbäumen des Parkes von Belvedere vorlas. Sie war wie kein andrer vertraut „mit den in das Stück verwebten feinen, persönlichen Beziehungen“ und sah mit Genuß „Weimar in Ferrara aufleben.“ Ihre Urteile über Goethes Schriften, die sie sogleich nach ihrem Erscheinen dem geliebten Bruder Christian sendet und zur Lektüre empfiehlt, verraten einen bei ihr sonst ungewöhnlichen Enthusiasmus. Und daß sie auch für die Sonderstellung des Genies Verständnis hatte, beweist ihre Antwort auf Lavaters Aufforderung, Goethe zu charakterisieren: „Wenn ich mich fähig fühlte, Goethes Charakter zu schildern, so würde ich Ihnen zu Gefallen es gewiß unternehmen. Aber ich vermags nicht, ein solch außerordentliches Wesen ganz in seiner Größe darzustellen.“

Wenn irgend etwas dazu angetan war, die Sympathie Louisens für Goethe zu befestigen, so war es seine Auffassung der französischen Revolution, die damals die Köpfe zu erregen begann und ihre Wellen bis in den Weimarischen Kreis schlug. Während sich Goethe gegen die Theorien der Pariser Volksbeglücker ablehnend verhielt, begrüßte Herder, wie so viele damals, den Flammenschein der Revolution als das Morgenrot einer neuen Zeit und gab seinen Gesinnungen bei jeder Gelegenheit Ausdruck, häufig genug mit einer unverkennbar gegen das Fürstenpaar gerichteten Spitze. Schon 1790 beklagte sich Louise in einem Brief an Frau von Stein über die Vorwürfe, die Herder „in einer Predigt sonderbarer Art“ den Personen eines höhern Ranges gemacht habe, und nicht minder mußte die Taufrede für den am 30. Mai 1792 gebornen Prinzen Bernhard befremdend auf sie wirken, worin Herder ausführte, daß nun die Zeit gekommen sei, wo die Fürsten die Berechtigung zu dem Vorrecht ihrer Geburt zu erweisen hätten. Die Herzogin war sich bewußt, mit unermüdlichem Eifer an ihrer eignen Erziehung gearbeitet und ihre Pflichten als Fürstin erfüllt zu haben, sie mußte durch Herders Worte auf das empfindlichste berührt werden. Dazu kam ihre und ihres Gemahls kerndeutsche Gesinnung, die in entschiednem Gegensatze zu dem törichten Liebäugeln mit französischen Ideen stand, wie es damals im Schwange war, und wie es sich auch heute wieder in dem modernsten internationalen Verbrüderungsdusel beschränkter Köpfe zum Gespött des Auslands bemerkbar macht.

Die Kluft, die Herder innerlich längst von Karl August und Louise trennte, wurde tiefer und tiefer, besonders als um die Mitte der neunziger Jahre die Bitten des Herderschen Paars um materielle Unterstützung immer dringender wurden. Noch einmal versuchte Goethe zu vermitteln, aber seine Auffassung der Verhältnisse, die er Karoline nicht vorenthielt, führte einen völligen Bruch mit Herders herbei. Er hatte nur zu sehr Recht, wenn er bei dieser Gelegenheit schrieb: „Der Schaden liegt viel tiefer. Ich bedaure Sie, daß Sie Beistand von Menschen suchen müssen, die Sie nicht lieben und kaum schätzen, an deren Existenz Sie keine Freude haben, und deren Zufriedenheit zu befördern Sie keinen Beruf fühlen." So kam es, daß „der Alte auf dem Töpferberge" immer mehr zum Einsiedler wurde und an dem neuen herrlichen Geistesfrühling, den das Zusammenwirken Goethes und Schillers nun heraufführte, keinen Anteil nahm.

Schillers Verhältnis zum Weimarischen Hofe findet in dem hier besprochnen Buche eine überaus treffende Charakteristik, wenn es dort heißt: „Schiller war als eine neuen geistigen Aufschwung verheißende Kraft in das literarische Leben Weimars eingetreten. Doch stand dieses in jenen neunziger Jahren längst nicht mehr in dem unmittelbaren persönlichen Zusammenhang mit dem Weimarischen Hofe, wie es in den siebziger und zu Beginn der achtziger Jahre der Fall gewesen war. Und so mußte sich auch Schillers Stellung zu dem Fürstenpaare, in dessen persönlichen Umgangskreis er sich allmählich hineingezogen fand, von der bevorzugten Position, die Goethe behauptete, von der von Herder einst eingenommnen, in jeder Beziehung scharf unterscheiden. Diese beiden waren, von den sich herausbildenden Weimarer Verhältnissen beeinflußt, mit dem herzoglichen Paare gemeinsam Werdende gewesen. Eine gleiche gemeinsame Vergangenheit, in der Goethes Freundschaft zu Karl August, Herders Verehrung für Louise wurzelte, gab ihrem Verkehr jene intimere persönliche Färbung, die die später zwischen dem fürstlichen Paare und den Gestalten des Weimarischen Dichterkreises angeknüpften Beziehungen nicht aufweisen können." Bei der Herzogin kam noch hinzu, daß sie sich immer mehr auf sich selbst zurückzog und alles Neue ihrem Lebenskreise fernzuhalten suchte. So konnte sie, der Schillers dichterische und wissenschaftliche Richtung im höchsten Grade ansprechend sein mußte, und deren sittlicher Ernst dem seinen durchaus entsprach, zunächst nicht zu einer Würdigung seiner Person gelangen, obgleich Frau von Stein, die mütterliche Freundin Lotte von Lengefelds, nichts unversucht ließ, Sympathie für den jungen Dichter zu wecken. Mit dem ihr eignen ausgeprägten Standesgefühl nahm Louise sogar Anstoß an Schillers Heirat. Sie fand es schade, „daß ein so anziehendes und hübsches Mädchen Schiller, der jetzt Professor in Jena sei, heirate." Wohl unter dem Einflusse der Frau von Stein brachte sie es trotzdem über sich, gelegentlich ihre Teilnahme an Schillers häuslichen Verhältnissen zu bekunden und zur Annahme der Patenstelle bei seinem ersten Sohne bereit zu sein. Am meisten beglückte den Dichter aber ihre Anerkennung seiner dramatischen Tätigkeit, besonders der Wallensteintrilogie. Sie hatte ihrem Dank für diese Schöpfung durch das Geschenk eines silbernen Kaffeeservices an seine Gattin Ausdruck verliehen, was Schiller zu der hübschen

Bemerkung veranlaßte: „Poeten sollten immer nur durch Geschenke belohnt, nicht besoldet werden; es ist eine Verwandtschaft zwischen den glücklichen Gedanken und den Gaben des Glückes, beide fallen vom Himmel.“ Seit der Übersiedlung des Schillerschen Paares von Jena nach Weimar liebte es die Herzogin, der „Lolochens Gesicht im Innern wohltat,“ die jungen Leute zu ihren kleinern Zirkeln zuzuziehn.

Auch Herders ließ die vornehm denkende Frau trotz der von diesen so oft an den Tag gelegten Undankbarkeit nicht fallen. Und sie hatte die Genugtuung, daß beide endlich ihr Unrecht einsahen und offen bekannten. Herders Neujahrsgruß vom 31. Dezember 1800 gibt davon Zeugnis. Und so wurde die kurze Frist, die ihm noch zu leben vergönnt war, wie von einem warmen Abendsonnenstrahl verklärt. Ehe er am 18. Dezember 1803 entschlief, war der Nebel, der seinem Auge das Bild der Fürstin so oft getrübt hatte, völlig gewichen.

Niemand mochte damals in Weimar ahnen, daß dem Sänger des „Cid“ sobald schon ein zweiter der großen Dichterheroen folgen sollte. Am 17. März 1804 war Schillers „Tell“ zum erstenmal auf dem Weimarer Theater gegeben worden. Er fand durchaus nicht den vollen Beifall des herzoglichen Paares und der Herzogin-Mutter. Man nahm an der Länge des Stücks, an dem Aufwand von Personen und Dekorationen und an der Fülle der rein lyrischen Szenen Anstoß. Desto mehr waren die jüngern Mitglieder des Hofes von dem Schauspiel begeistert, besonders die kunstsinnige Prinzessin Karoline und die junge Erbprinzessin, die russische Großfürstin Maria Paulowna. Louise aber hat bewiesen, daß sie, der das volle Verständnis für die Kunst des kühnen Neuerers versagt war, doch den großen Zug seiner von den höchsten Idealen beseelten Natur zu würdigen wußte, wenn sie nach seinem Tode schrieb: „Ich vermisse ihn aufrichtig, denn ohne sein Genie und sein Talent zu zählen, machten ihn sein edles Herz und sein erhabner Sinn zu einem vortrefflichen Menschen.“

Wie Goethe, so hatte auch Schiller das innerste Wesen der Herzogin klar erkannt. Es ist bezeichnend, daß er Bedenken trug, ihr seinen „Handschuh“ vorzulesen, weil er voraussetzte, sie würde an der Schlußstrophe Anstoß nehmen. Er wußte, daß die von ihr verlangte Beobachtung äußerer Schicklichkeit der Ausdruck eines Grundgesetzes ihrer innersten Natur war. In diesem Sinne hat sie einen nachhaltigen Einfluß auf die Dichter ihres Kreises ausgeübt. Goethes Iphigenie trägt manchen Zug von ihr. Wie sie „fand sich Louise durch die religiös-sittliche Vertiefung, die sie den Forderungen des Natürlich-menschlichen gegenüberstellte, von der Welt um sie her getrennt.“ Und so bergen sich auch „hinter dem Schleier wehmütiger, weltabgewandter Resignation, mit dem sich Leonore von Este (im »Tasso«) verhüllt, die ernstsinnenden Züge von Weimars der Hoffnung fremd gewordnen Fürstin.“

Mehr und mehr hatte sich Louise in der Kunst vervollkommnet, das Unabänderliche mit Fassung hinzunehmen, das Unliebsame zu übersehen und das Tun und Lassen andrer aus ihrer Natur heraus zu verstehn und zu verzeihn. Schon ihre milde Auffassung von Goethes vielgeschmähtem Verhältnis zu

Christiane beweist, „welch hohen und weiten Standpunkt sie schwere eigne Seelenkämpfe und bittere Erfahrungen hatten erringen lassen.“ Der Herzog, der einst offen aussprach, daß er bei seiner Gemahlin „eine gewisse Lieblichkeit, die so nötig ist,“ vermisse, hatte sich, nachdem seine Leidenschaft für die schöne Gräfin Werthern verrauscht war, der jungen Engländerin Emilie Gore zugewandt. Louise lehnte sich zwar anfangs gegen die ihr aufgenötigte Freundschaft der Rivalin auf, schrieb jedoch dem Bruder, der Herzog sei in Emilie verliebt, aber man müsse zugeben, daß ihm das Ehre mache, denn sie sei gleich reizend durch ihren Charakter wie durch ihre äußere Erscheinung. Einige Jahre später standen die beiden Frauen, wie Karl August richtig vorausgesehen hatte, miteinander auf freundschaftlichem Fuße. Noch merkwürdiger ist Louisens Stellung zu des Herzogs Verhältnis mit der Schauspielerin Karoline Jagemann (Frau von Heygendorf). „Ihr ausgesprochnes Gefühl für das Geregelte, ihr strenger Gerechtigkeitssinn ließ sie danach trachten, diesem Verhältnis, das, indem es zu einem dauernden wurde, seiner Neigung für erotische Abenteuer ein Ziel zu setzen versprach, einen gewissen gefestigten Boden zu geben. So nur wird erklärlich, daß, wie es heißt, erst ein Brief der Herzogin die Jagemann, die aus einer geachteten Familie stammte, einen künstlerischen Ruf besaß und Karl August durch ihre Originalität wie ihre Schönheit fesselte, bewogen habe, die Stellung einzunehmen, die sie als Frau von Heygendorf mit dem Herzog verband.“

Karl August, der diese ungewöhnliche Toleranz mit aufrichtiger Dankbarkeit anerkannte, und der Louisens durchdringenden Verstand mehr und mehr schätzen lernte, wandte seiner Gemahlin nun um so freudiger seine Freundschaft zu, als sie in allen politischen Fragen ein reges Interesse an den Tag legte, und ohne sich in die Staatsangelegenheiten hineinzumengen, auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens wohlunterrichtet war. Sein Eintreten für die Ideen des Fürstenbundes, seine Hinneigung zu Preußen stellten ihm Aufgaben, die über den landesväterlichen Interessenkreis eines kleinen deutschen Fürsten hinausgingen und Louisens Teilnahme gebieterisch forderten. Bei ihrer Auffassung von der französischen Revolution begrüßte sie es mit Freude, daß der Herzog unter Preußens Fahnen den Feldzug gegen die Republik mitmachte. Ihre Briefe aus dieser Zeit beschäftigen sich mit den Ereignissen auf dem Kriegsschauplatze und verraten ihre Sorge um den Gemahl. Einmal schreibt sie: „Der Herzog berichtet mir, daß die Franzosen so schlecht verteidigt gewesen, daß sie ihm Mitleid erregt, und er sechs bis acht von ihnen, welche die Husaren töten wollten, gerettet und gefangengenommen habe. Das beweist mir von neuem, daß er von Natur nicht hart ist und sich nur zwingt, es zu sein.“ Und Karl August seinerseits findet die Herzogin, als sie sich im März 1793 im Hauptquartier der Verbündeten zu einem Besuch ihres Gemahls einstellte, „zu seinem großen Troste viel gesünder, munterer und stärker, als er es hoffen durfte.“

Der Krieg, dessen Schrecken so viele von Louisens Verwandten in nächster Nähe gesehen hatten — ihr Schwager, Prinz Konstantin, war im Hauptquartier des Generals von Kalckreuth vom Typhus dahingerafft worden —, fand mit dem Baseler Friedensschluß sein Ende. Aber Louise konnte sich des Friedens nicht freuen. Ihr klarer Blick sah am politischen Himmel neue Unwetter herauf-

ziehn. Karl August hat ohne Zweifel ihre Befürchtungen und Sorgen geteilt. Und je mehr das Fürstenpaar seine vaterländische Gesinnung betonte und das Weltbürgertum der neuen Zeit ablehnte, desto schärfer wurde der Gegensatz zwischen dem Hof und den Vertretern der Geisteswelt. Auch Goethe, dessen Briefe früher „jedes innere und äußere Erlebnis des Hofes widerspiegelten," zog sich mehr und mehr in die Welt der Wissenschaften und hinter den Wall des Zeremoniells zurück.

Lichtblicke wie die Übersiedlung in das endlich wieder aufgebaute Residenzschloß, eine Reise in die Heimat, die Vermählung des Erbprinzen mit der russischen Kaisertochter Maria Paulowna und die Geburt des ersten Enkels vermochten die Herzogin nicht über den Ernst der Zeit hinwegzutäuschen. Wie ein Vorbote des Kommenden erschien in den trüben Wintertagen des Jahres 1803/4 Madame de Staël, die mutige Tochter Neckers, die geistvolle Schriftstellerin, in Weimar. Obwohl die exaltierte, von französischem Feuer beseelte Frau mit der kühlen, durch und durch deutsch gesinnten Fürstin nichts gemein hatte als die Abneigung gegen die Revolution, den Haß gegen den aufsteigenden Bonaparte und das Gefühl „einer höhern Verpflichtung zu mutigem und immer erneutem Eintreten für das Gute," schlossen sie sich eng aneinander an. Auch der Herzog war von dem interessanten Gast entzückt und tat, wie Frau von Stein mit Humor berichtet, der schönen Frau zuliebe „alle seine Verstandesschubfächerchen" auf. Ihre Abreise ließ bei Hof eine gähnende Leere zurück, während die Dichter, denen die Vertreterin einer fremden Literatur oft genug unbequem geworden war, „wie nach einer schweren Krankheit aufatmeten."

Die Ermordung des Herzogs von Enghien und die damit verbundne Verletzung des Reichsgebiets rechtfertigte Louisens Befürchtungen. Vorübergehend erwachte die Hoffnung wieder, als Kaiser Alexander im November 1805 zum Besuch seiner Schwester Maria Paulowna in Weimar eintraf. Von einem Bündnis Rußlands mit Preußen versprach man sich auch hier die Rettung Deutschlands. Aber dann kam der Tag von Austerlitz. Louise begann, sich auf das Schlimmste gefaßt zu machen, sie erwog die Möglichkeit einer Vernichtung Weimars und klammerte sich an die Hoffnung, daß ein baldiger Tod ihr diese letzte und schwerste Prüfung ersparen möchte. In der Tat hatte Karl August als der einzige überzeugte Träger des deutsch-nationalen Gedankens unter den kleinern Fürsten den Zorn Napoleons am meisten zu fürchten. In seinem Lande fiel die Entscheidung. Unter dem Oberbefehl des Herzogs von Braunschweig hatte sich in der ersten Hälfte des Oktobers 1806 die preußische Armee auf weimarischem Boden gesammelt. Das preußische Königspaar war in Weimar eingetroffen, und in der Nacht des 11. Oktobers brannten im Parke die Wachtfeuer. Der Herzog, der die Avantgarde kommandierte, war auf einem Vorstoß gegen die Mainlinie begriffen; sein jüngster Sohn, der vierzehnjährige Prinz Bernhard, stand als Freiwilliger beim Stabe des Fürsten Hohenlohe. Da traf die Nachricht von dem verlornen Gefecht bei Saalfeld und dem Heldentode des Prinzen Louis Ferdinand ein. Die Erbprinzessin reiste schleunigst nach Berlin ab; Anna Amalie verließ beim Donner der Schlacht bei Jena in Be-

gleitung des Erbprinzen und der Prinzessin Karoline die Residenz. Nur die Herzogin Louise blieb im Schlosse zurück. Ohne jede militärische Bedeckung verharrte sie auf ihrem Posten, mitten unter Flüchtenden, die sie mit ihrer Habe gastfreundlich aufgenommen hatte, und zwischen denen sie wie ein schirmender Genius waltete. Bei den Schreckensszenen der Plünderung galt ihre Sorge nur den Freunden.

Am Nachmittag des 15. Oktobers erschien Napoleon im Schlosse. Die Herzogin empfing ihn an der Treppe. Der Kaiser lüftete das dreieckige Hütchen, sah sie starr an und schritt mit den Worten: Je vous plains, Madame, an ihr vorüber. „In der Unterredung, die sie am folgenden Tage mit Napoleon hatte, gelang es der Herzogin, die ihm mit furchtlosem Herzen unter die Augen trat, mit würdiger Gelassenheit das Unwürdigste von ihm hinnahm, mit edelm Freimut die Sache ihres Gemahls und ihres Landes vor ihm führte, die Leidenschaft, welche aus ihm sprach, durch ihr gemessenes, bescheiden-festes Benehmen mäßigte und stillte, und durch kluge Anregung seiner bessern Gefühle das Äußerste von ihrem Hause, vom ihrem Lande abzuwenden," sagt Röhr in seiner Gedächtnispredigt auf die Herzogin. Eine Audienz, die am 16. Oktober die Minister von Wolzogen und von Voigt bei dem Kaiser hatten, bewirkte, daß der Plünderung Einhalt getan wurde. Die Zusage einer Schonung des Landes war an die Bedingung geknüpft worden, der Herzog solle binnen vierundzwanzig Stunden sein Kommando niederlegen und sein Kontingent von der Armee zurückziehn. Diese Bedingung war nicht zu erfüllen, weil man des Herzogs Aufenthaltsort nicht kannte. Louise wandte sich mit der Bitte um Verlängerung des Termins an Napoleon. Ein junger Beamter, der nachmalige Kanzler von Müller, übernahm es, dem nach Berlin weitergereisten Kaiser das Handschreiben der Herzogin zu überbringen. In Potsdam wurde ihm eine Audienz bewilligt. Der Kaiser zeigte sich entgegenkommend, er sprach mit Achtung von der Herzogin und schloß mit seiner Lieblingsphrase: „Der Krieg ist ein häßliches Handwerk, ein barbarisches, vandalisches; aber was kann ich dafür? Man zwingt mich dazu wider meinen Willen." Die schriftliche Antwort des Kaisers an die Herzogin, die darin im Gegensatz zu einem frühern Schreiben mit der Anrede Votre Altesse bedacht wird, trug die Adresse A ma Cousine, la Grande-Duchesse de Saxe-Weimar. War das ein Versehen des Schreibers oder eine dem Hause Weimar als Lockmittel in Aussicht gestellte Standeserhöhung? Karl August erbat vom König von Preußen seinen Abschied, verzögerte aber seine persönliche Vorstellung bei Napoleon bis in den Sommer 1807 hinaus.

Sachsen-Weimar war gerettet. Als die „zeither im Schatten gestandene Herzogin" zum erstenmal wieder im Theater erschien, wurde sie, die man, wie sie selbst klagte, in der ersten Zeit kaum gegrüßt hatte, mit stürmischem Jubel empfangen. Was sie im stillen zur Linderung der Not getan hat, davon legt ihr gewissenhaft geführtes Ausgabenbuch Zeugnis ab. Aber eindringlicher vermag uns wohl nichts das Elend jener Tage vor Augen zu rücken als die kurze Mitteilung, Louise habe der völlig ausgeplünderten Frau von Stein ein Stück Seidenstoff zu einem Kleid und ein halbes Dutzend Taschentücher gesandt.

Als sich die Mitglieder des Weimarischen Fürstenhauses im Herbst 1807 wieder vereinigt sahen, fehlte ein teures Glied: Anna Amalie. Ihre zur Heiterkeit hinneigende Seele war dem Ernst der Zeit nicht gewachsen gewesen; ein schmerzloser Tod hatte sie am 10. April, ohne daß sie vorher krank gewesen wäre, aus dieser Welt abgerufen.

Für Weimar brach jetzt eine neue Ära des literarischen Lebens an. Louise hatte die Dichtkunst als eine Erlöserin von den Sorgen des Alltags schätzen lernen. Goethe machte die Herzogin zum Mittelpunkt der literarischen Unterhaltungen, er reichte ihr „den Überfluß seines geistigen Reichtums jetzt wohlgeordnet, Früchte und Blumen auf goldner Schale," dar: Faust, Pandora und die Wahlverwandtschaften. Auch in das wissenschaftliche Leben wußte er die Fürstin hineinzuziehn; besonders die Mittwochsgesellschaften in seinem Hause sollten dazu dienen, „der Herzogin auf allen Gebieten der Wissenschaft und Kunst Anregung, Zerstreuung zuzuführen." Zur Erinnerung an diese Stunden widmete er ihr die Farbenlehre. Auch der greise Wieland, seit dem Tode Anna Amaliens vereinsamt, trat jetzt Louisen näher und durfte sich des Anteils freuen, den sie an seiner Übersetzung der Briefe Ciceros nahm.

Aber am politischen Himmel war es noch nicht lichter geworden. Neue Demütigungen standen Weimar bevor, Demütigungen, die um so bitterer waren, als sie in goldnem Becher dargereicht wurden. Als im Herbst des Jahres 1808 Napoleon die Fürsten Europas in Erfurt um sich versammelte, durften Karl August und Louise den Festlichkeiten nicht fernbleiben. Der Kaiser behandelte sie scheinbar freundlich, ließ es jedoch an wohlüberlegten Kränkungen nicht fehlen. Louise mußte in dem bekannten „Parterre von Königen" um eine Stufe niedriger als die Königin von Westfalen sitzen, mußte eine volle Stunde vor der Tür des Gewaltigen antichambrieren und sich bei Tisch von ihm die Worte sagen lassen, die besser als alles andre die Herzensroheit des Parvenüs charakterisieren: Mais buvez donc, je voudrais vous entendre déraisonner. Und als sei es damit noch nicht genug gewesen, wurde Weimar selbst noch mit einem Besuche Napoleons bedacht, wobei die Herzogin dem Gast ihre eignen Gemächer einräumen mußte. „Ce qui ne m'a guère amusé, mais ce n'était pas à changer."

Der Kaiser kannte die wahren Gesinnungen des Weimarischen Fürstenpaares nur zu gut und machte aus seinem Mißtrauen kein Hehl. So erteilte er dem nach Erfurt verlegten Hauptquartier des Generals Davoust den Befehl alle nach Weimar gehenden und von dort kommenden Briefe zu öffnen. Die Herzogin, die es liebte, dem Bruder ihr Herz auszuschütten, mußte sich nun auf gleichgiltige Mitteilungen beschränken und durfte sich nur in den wenigen, mit sicherer Gelegenheit übersandten Briefen eine freiere Aussprache erlauben. Mit Aufmerksamkeit und bitterm Hohn verfolgte sie die rasch aufeinander folgenden Zeitereignisse. Die Schrecken des 15. Oktobers 1806 schienen sich noch einmal wiederholen zu sollen, als es am 12. April des Jahres 1813 um und in Weimar zu einem Gefecht zwischen Preußen und Franzosen kam. Um diese Zeit brachte die Unklugheit zweier Beamten, deren einer ein Sohn des Geheimrats von Voigt war, den Herzog und sein Land in eine höchst gefähr-

liche Lage. Sie bedienten sich in ihrer chiffrierten Korrespondenz mit dem in Jena weilenden Geheimrat von Müller des Wortes „Epidemie“ für „Franzosen“ und des Wortes „Ärzte“ für „Preußen.“ Eine Depesche dieser Art war entziffert worden und hatte Napoleons Wut in so hohem Maße erregt, daß er die beiden Beamten ergreifen und nach Erfurt bringen ließ, wo sie erschossen werden sollten, und überdies die Niederbrennung Jenas anordnete. Müller unternahm es, sich persönlich in die Höhle des Löwen zu begeben und den Zürnenden zu besänftigen. Es gelang ihm, das drohende Schicksal von Jena abzuwenden, die Freilassung der Gefangnen vermochte er jedoch nicht zu erwirken. Napoleon verlangte dagegen, der Herzog solle sich unverzüglich in Erfurt einstellen. Es war später Abend, als Müller wieder in Weimar eintraf und über den Erfolg seiner Reise Bericht erstattete. Karl August, beherzt wie immer, bestieg sogleich eine zweispännige offne Droschke und fuhr, nur von dem General von Seebach und einem Leibhusaren begleitet, trotz der dunkeln Nacht und der Unsicherheit der Straßen nach Erfurt. Napoleon empfing ihn wider Erwarten freundlich und versprach, bei seiner Durchreise durch Weimar die Herzogin zu besuchen. Und dieser gelang, was ihrem Gemahl und seinem Beamten nicht geglückt war: sie setzte durch, daß man die Gefangnen freiließ. Je le veux bien, sagte der Kaiser, et je suis fort charmé de pouvoir faire une chose, qui vous soit agréable, Madame.

In den Jubel der Begeisterung, der nach der Schlacht bei Leipzig die vom Joche der Fremdherrschaft erlösten Völker ergriff, vermochte die kühldenkende und klarsehende alternde Fürstin nicht einzustimmen. Desto bemerkenswerter ist ihre Teilnahme an dem Geschick des gestürzten Imperators, dem sie trotz ihrer unversöhnlichen Gegnerschaft ihre Bewunderung nicht versagte. Wie sie mit prophetischem Blick schon bei Napoleons Einschiffung nach Elba dessen Flucht voraussagte, so verwarf sie die Wiedereinsetzung der Bourbonen, „eines Geschlechts, das sich so heruntergebracht habe, daß ihr unglückliches Geschick kaum noch Mitleid einflöße,“ und so zweifelte sie an den positiven Erfolgen des Wiener Kongresses. Und doch mußte es sie wie den Herzog mit Genugtuung erfüllen, daß diese Versammlung europäischer Fürsten in gerechter Anerkennung ihrer unwandelbaren deutschen Gesinnung Weimar zum Großherzogtum erhob.

Es ist ein Beweis für Louisens feines Verständnis für den Geist und die Anforderungen der Zeit, daß sie in Weimar zuerst dazu riet, „durch eine liberale Konstitution den ausgelebten Feudalverband zu lösen.“ Als im Mai 1816 die Beschwörung der Verfassung erfolgte, schrieb die Herzogin von der Zeremonie, „daß sie gut und ehrenvoll verlaufen sei, und daß die dabei gehaltenen Reden nicht weniger befriedigend gewesen seien; der Vater des Volkes habe allein von der Familie mit den Abgesandten des guten Volkes gespeist.“ Immer enger fühlte sich das Fürstenpaar mit seinen Untertanen verbunden, und es gab seiner Freude darüber auf eine durchaus ungewöhnliche Weise Ausdruck, indem es Vertreter der Landstände und der Jenaischen Studentenschaft zu Paten des am 24. Juni 1818 gebornen ersten Enkelsohns und Stammhalters, des nachmaligen Großherzogs Karl Alexander, berief.

Um diese Zeit wurde auch der Gedankenaustausch der Großherzogin zu Goethe lebhafter als bisher. Zahlreiche Briefe und Billette der hohen Frau geben Zeugnis davon, wie eifrig Louise bemüht war, dem Freunde auf alle Gebiete seines Interesses zu folgen. Ohne Prätension, ohne eine Spur von schöngeistiger Phrase, mit der schlichten Wahrhaftigkeit, die der Grundzug ihres Wesens war, „spricht sie dem Bühnenleiter vom Theater, dem Minister von den Händeln der Welt, dem Kunstkenner sendet sie mit den bescheidnen Worten: Verzeihen Sie, daß Sie die Poussins durch mich erhalten; nur der Wunsch, etwas zu Ihrem Vergnügen beizutragen, hat mich dazu veranlaßt, seltene Exemplare zur Vervollständigung seiner Sammlungen, und dem Gelehrten berichtet sie, bald des Herzogs Auftrage, bald ihren eignen Beobachtungen folgend, von naturgeschichtlichen Vorkommnissen, die sein Interesse erregen könnten.“ Und wie sie an seinen rein menschlichen und häuslichen Geschicken warm Anteil nimmt, so tritt sie auch öffentlich mutig zu seinen Gunsten ein, als der weimarische Landtag von 1826, aufgebracht über Goethes summarisches Verfahren bei der Rechnungsablegung über die Gelder der von ihm vertretnen Kommission für Kunst und Wissenschaft, den hierfür ausgeworfnen Betrag zu streichen drohte. Die Worte, die sie bei dieser Gelegenheit an Luden richtet, sind ein herrliches Seitenstück zu der bekannten Randbemerkung, mit der Karl August einst auf dem Protestschreiben des Ministeriums die Ernennung Goethes zum Mitglied des Geheimen Konseils gerechtfertigt hatte.

Wie sehr sich mit den Jahren auch das eheliche Verhältnis des Fürstenpaares gebessert hatte, zeigte sich nun in vielen kleinen Zügen. „Ja sogar die bekannte Szene mit des Herzogs Hund, von der Goethe als dem Anlaß zu einer unliebsamen Verstimmung in dem fürstlichen Eheleben einst zu berichten wußte, findet jetzt ein versöhnliches Seitenstück. Luise erwähnt einmal, sie und der Herzog seien sehr betrübt über den Tod seines alten Hundes Neptun, er werde ihnen beiden recht fehlen, denn sie gehöre nicht zu den Leuten, die es nicht begreifen, daß man sich an Tiere so attachieren könne.“

Bei der Großherzogin, die sich nie einer festen Gesundheit zu erfreuen gehabt hatte, stellte sich allmählich die Gebrechlichkeit des Alters ein. Durch einen Fehltritt im Gewächshaus zu Belvedere kam sie zu Fall und zog sich den Bruch mehrerer Rippen zu, ein andermal brach sie sich, auf dem Parkett ausgleitend, die Hand. In dem kalten Winter des Jahres 1823 erkrankte sie an der Herzbeutelentzündung. Man hatte sie schon aufgegeben, und der Jubel in Stadt und Land war groß, als man am 10. Mai ihre Genesung durch ein Dankfest feiern konnte. Sie selbst freilich glaubte ihrem Leben ein nahes Ziel gesteckt. In dem Theaterbrande des Jubiläumsjahres 1825 sah sie ein Vorzeichen, daß es mit Alt-Weimar nun zu Ende gehen werde. Wie es ihrem innern Wesen gemäß war, hielt sie sich bei den Festlichkeiten des Jubiläums zurück. Aber sie konnte es nicht verhindern, daß ihr am Morgen des 14. Oktobers, des Gedenktages von Jena, auf Goethes Anregung hin eine Denkmünze mit ihrem Bildnis und der von einem Sternen- und Eichenkranz umgebnen Inschrift „Louisen, Großherzogin von Sachsen — Das gerettete Weimar“ überreicht wurde. Die gute Absicht, die dieser Huldigung zugrunde lag, verkannte

Louise nicht, aber in ihrer Natur lag es begründet, daß sie bei dieser Gelegenheit die Erinnerung an ihre anfängliche Zurücksetzung stärker empfand als das Bewußtsein, seit jenem 14. Oktober von ihren Landeskindern vergöttert zu werden.

Dem Bedürfnis nach Ruhe und ihrer Neigung für die Stille folgend zog sie sich jetzt mehr und mehr in die Einsamkeit zurück. Das freundliche Wilhelmstal, wo sie sich den Pflichten der Repräsentation enthoben wußte, war ihr bevorzugter Aufenthalt. Hier empfing sie auch mit echt christlicher Fassung die Nachricht von dem unerwarteten Tode ihres Gemahls, der auf der Rückreise von Berlin am 14. Juni 1828 in Graditz einem Schlaganfall erlegen war. „Lange verschloß sie sich vor jedem Blick; niemand sah ihr furchtbares Leid, denn als sie vor ihrer Umgebung erschien, war sie ruhig und gefaßt und dachte sofort daran, andre zu trösten." Goethe, den nächst der Großherzogin der Tod Karl Augusts am schwersten getroffen hatte, wollte zu ihr eilen, aber sein Gesundheitszustand zwang ihn, davon abzustehn. Er mußte seine Teilnahme schriftlich ausdrücken. „Ich glaubte sonst immer, bekennt er selbst, daß mir Worte zur rechten Zeit nicht fehlen könnten, diesmal aber finde ich, daß gerade das tiefste Gefühl solcher äußern Hilfsmittel ermangelt."

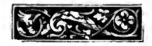
Louise blieb zunächst in Wilhelmstal, wo sich ihre Familie um sie versammelte. Äußerlich völlig gefaßt, kehrte sie im Spätsommer nach Weimar zurück. Bald darauf machte sie dem greisen Goethe einen Besuch. Sie unterhielten sich wohl ohne Zeugen, aber nachdem die Großherzogin den Freund verlassen hatte, vernahm Ottilie, wie der Schwiegervater die Worte vor sich hinmurmelte: „Welch eine Frau, welch eine Frau!" Louise sagte kurz darauf zu Julie von Egloffstein: „Goethe und ich verstehn uns vollkommen, nur daß er noch den Mut hat zu leben und ich nicht."

Sie beschäftigte sich jetzt am liebsten damit, über den Zustand des Geistes nach dem Tode zu sinnen, und gab sich mitunter mystischen Spekulationen hin, ein Zug, „der mit der klaren, sich überall auf ihre Vernunft gründenden Natur der Fürstin in einem direkten Widerspruch zu stehn scheint." Und als das Projekt einer Verbindung ihrer Enkeltochter Augusta mit dem Prinzen Wilhelm von Preußen auftauchte, der ihr bei seinem ersten Besuche in Weimar durchaus nicht mißfallen hatte, machte sie unter andern Bedenken auch das geltend, der Prinz habe selber geäußert, er bringe überall Unglück und wage es trotzdem, ein andres Wesen mit seinem Geschick zu verknüpfen. Auch einen Fall, den sie nach der Übersiedlung in das ihr zum Witwensitz angewiesene Fürstenhaus tat, und wobei sie sich den Bruch des rechten Schlüsselbeins zuzog, betrachtete sie als böse Vorbedeutung.

Der Abschied von der Prinzessin Augusta im Juni 1829 war für die Großmutter zugleich der Abschied vom Leben. Seelisch und körperlich leidend empfing sie nur noch wenige Vertraute, war am liebsten allein und korrespondierte mit ihrem Bruder Christian, bis die zunehmende Schwäche ihr die Feder aus der Hand nahm. Oft wurde sie unversehens vom Schlummer überwältigt. Man würde sie einmal entschlafen finden, hatte sie geäußert. Am 10. Februar 1830 trat eine bedenkliche Verschlimmerung ihres Zustandes ein. Am 13. be-

gannen ihre Kräfte zusehends abzunehmen, und am 14. in den Nachmittagsstunden starb sie, umgeben von ihrer Familie, ohne eine Spur von Todeskampf. Ihr Sarg wurde, mit einem Lorbeerkranz und der Denkmünze auf den 14. Oktober 1806 geschmückt, in einem schwarz ausgeschlagnen Saale aufgebahrt und am 18. Februar in der Fürstengruft an der Seite Karl Augusts beigesetzt.

Und wie einst Frau von Staël ihr Urteil über Louise in die Worte zusammenfaßte: La duchesse Louise de Saxe-Weimar et le véritable modèle d'une femme destinée par la nature au rang le plus illustre: sans prétension comme sans faiblesse, elle inspire au même dégré la confiance et le respect; et l'héroisme des temps chevaleresques est entré dans son âme, sans lui rien ôter de la douceur de son sexe, so schrieb jetzt Charlotte von Kalb, „daß die Duldung, die die Natur dem Weibe beschieden, auch Louisens echt weiblicher Bildung Genüge gewesen, und daß jeder Mut, konnte sie schon den zur Freude nicht gewinnen, ihr inne wohnte.“



Der kleine Livio

Von Beate Bonus*)



Der kleine Livio war der jüngste von acht Brüdern. Sie waren alle Fischer und Seeleute oder wollten es werden, gerade wie ihr Vater und dessen Brüder Fischer oder Seeleute geworden waren.

Lange bevor er einen Buchstaben lesen oder schreiben konnte, wußte er, daß Südwind Schwüle und böses Meer bringe, wußte von der Sprache der Fischer bei Nacht, wenn sie einander rufen mit farbigen Lichtern, die sie im Dunkel des Golfs aufsteigen lassen und mit grünen, roten und goldnen Lichtkugeln aus der Ferne des Meeres Antwort geben. Wenn jemand ihm zugemutet hätte, etwas andres zu werden als Fischer, so hätte er das ebenso unsinnig gefunden, wie wenn man verlangt hätte, er sollte das Brotessen aufgeben.

Aber jedermann kann nicht Fischer werden, Livio, sagten die Brüder, um ihn zu necken.

Nein, jedermann nicht, aber ich! sagte Livio bestimmt, und wenn die Brüder lachten, fügte er ein wenig unsicher hinzu: Nicht wahr, Mutter, ich kann Fischer werden?

Wenn San Terenzo dir hilft, ja, mein Sohn, sagte die Mutter. Damit war er zufrieden.

Er wußte doch, einmal würde das ganze Meer ihm gehören. Er würde in der Barke auf der freien See so sicher gehn wie auf festem Land, und die Barke würde unter seinem Fuß nicht schwanken, wie wenn Fremde hineintraten und aufschrieen, weil die Barke sich bäumte wie das Pferd unter einem ungeschickten Reiter. Aber vorher mußten noch allerlei Verwandlungen durchgemacht werden, das wußte er. Er war ja auch nicht immer so gewesen wie heute, wo ein langer Kaftan von altem sonnenmürbem rotem Zeug um seine braunen Gliederchen flog und seine einzige Hülle war. Früher war er in Windeln gebunden gewesen, steif gewickelt, und hatte wie ein langer weißer Fisch aus seiner Mutter Arm emporgeragt, wenn sie mit dem flachen Spankorb auf dem Haupt die frutti di mare, die Meeresfrüchte,

*) Verfasserin der köstlichen „Malergeschichten“ (Verlag von Fr. Wilh. Grunow), die wir unsern Lesern in Erinnerung bringen und warm empfehlen.

zum Verkauf zu tragen ging. Wenn die Leute vor den Häusern kaufen wollten, mußten sie den weißen Fisch solange halten, bis die Mutter den Korb vom Kopfe gehoben und die Fische abgewogen hatte; er wußte das von den Brüdern.

Jetzt, wenn sie das kleine Leinwandpolster auf den Kopf gelegt und den Korb hinaufgehoben hatte, auf dem zu oberst die kupferne Wagschale mit ihren Ketten lag, wandte sie sich auf der Schwelle um und rief seinen Namen. Dann kam er auf den nackten Füßen herbei und faßte ihre Hand. Erst hatte er sich tüchtig recken müssen, um sie zu erreichen, und es war ein schwieriges Rutschen und Tasten gewesen mit den kleinen Füßen über alle die Stufen hinab.

Jetzt aber war Sicherheit und Würde in seinen Bewegungen, trotz des beschwerlichen Weges. Von den Felsen, zu denen die Straßen in Fels- und Steinstufen emporführten, stieg das Städtchen in der Farbe des Gesteins herab zu der einzigen Uferstraße, auf der sich alles Leben sammelte. An ihre Mauern klopfte Tag und Nacht das Meer, manchmal spielend, als wäre es belustigt über das Hindernis, das die kleinen Menschen ihm gebaut hatten; manchmal im Unwillen, daß es sich sollte hindern lassen, bis an die Hausschwellen heranzuspringen und die Fundamente zittern zu machen, wie es früher getan hatte. An solchen Tagen mußten die Menschen auf der Uferstraße ihre Stimmen erheben, um sich zu verständigen, denn die Stimme des Meeres übertönte den Lärm der Straße.

Livio freute sich an dem Gewühl. Da gab es Maulesel mit Schellen und das kleine graue Eselchen der Brüder Azzarini, das wie eine Maus vor dem großen Karren herlief und doch feste Beinchen und gute Kräfte hatte, zwei große Menschen und ein Trüppchen Kinder zu ziehen. Es gab die Post, die dreispännig angefahren kam, weil sie den steilen Weg über die Berge zu machen hatte. Die fuhr im Trabe ein, daß die Glocken klangen, und der Behang mit den roten Quasten flog. Es gab Frauen mit Grünzeug in den Körben, die sie auf dem Kopf trugen, und welche mit Früchten. Es gab auch den alten, weißhaarigen Sor Severino, der die Beine nicht mehr heben konnte und mit schlürfenden Schritten, auf einen Stock gestützt, ging und beständig vor sich hin schalt. Manchmal war er von einer Herde von Kindern verfolgt, die nach seinem Stock griffen, ihn am Bart zu zupfen suchten, und wenn er in lauten Zorn ausbrach, kreischend auseinanderstoben. — Ja, Kinder gab es auf der Uferstraße mehr, als man zählen konnte, und diese alle, Menschen und Tiere und Kinder trachteten die Stimme des Meeres zu übertönen. Aber niemand konnte es so siegreich wie seine Mutter. Er spürte den Ruck in ihrer Hand, wenn sie zum Ruf ansetzte, und gleich darauf kam es hell und scharf: Pesci, Pesci — aoh! — Fische, Fische, ho! Livio machte einen Sprung, als wollte er dem Ton nach, der hell und triumphierend über das Getöse des Meeres und der Straße hinfuhr.

Seine Mutter war schöner und aufrechter als der Glockenturm in Lerici, sie konnte lauter rufen als die Glocke, die die Mittagsstunde schlug, und ihre Fische waren die schönsten, niemand konnte so schöne im Korbe haben. Livio in seinem verschossenen Kittel stand stolz daneben, wenn die Mutter abwog. Wenn er nur erst groß wäre und selber hinausfahren könnte ins Meer, wo sie wuchsen! Es gab eine Stelle, gegenüber dem Haus der Azzarini, da war ein Einschnitt in der Mauer für die, die hinabsteigen wollten, dort konnte Livio das Meer sehen bis an den dunkelblauen Rand. Dort lehnte er sich hinaus, wenn die Mutter drüben an der Hausschwelle den Korb absetzte. Er sah die bunten Segel der Barken wie rote, gelbe und orangefarbne Falter auf dem Wasser sitzen, er konnte die Felsen sehen, an denen die kleinern Brüder Muscheln pflückten, die vongoli, die wie feste Schuppenpanzer angeklammert saßen und wuchsen, bis sie zur Ernte reif wurden. Er sah auch die hohen Wellen heranreiten und die verwitterten Felsen übergießen. Es sah aus, als duckten die sich, um sich die alten Köpfe abkühlen zu lassen, und sie sahen wohlig aus, wenn das Wasser in zartem Schaumgeriesel von ihrem braunen Rücken abfloß. Aber einmal, als sich Livio auf beide

Hände gestützt aus der Mauerlücke hinauslehnte, ereignete sich etwas Unerwartetes. Vier halbwüchsige Jungen, die statt auf der Straße oben auf der Mauer daherkamen, erreichten die Lücke, und ohne anzuhalten, schritten sie über den kleinen Livio weg und liefen weiter.

Livio zog seine Hände aus der Mauerlücke zurück und stellte das Gewicht seines Körpers auf die Füße. Mit weit zurückgelegtem Kopf sah er den Jungen nach und rührte sich nicht, bis die Mutter herantrat und ihn an der Hand faßte. Dann, als sie ihren Felsensteg erklettert hatten, saß er auf der Steinschwelle des Hauses, die Füße auf die nächste Stufe der aufsteigenden „Straße“ gestützt, und schaute hinab, soweit ihm die niedersteigenden Häuser zu sehen erlaubten. Von dort mußte Celestino kommen, der von seinen Brüdern, der vor ihm der Jüngste gewesen war.

Es dauerte lange, bis sein dunkler Haarbusch unten in der Tiefe der Straße erschien. Da erhob sich Livio und winkte mit beiden Händen. Bist du schon einmal auf der Mauer gegangen, unten am Meere? fragte er, als Celestino nahe genug war, daß er ihn hören konnte.

Ich gehe immer auf der Mauer, sagte Celestino.

Hat man keine Angst, wenn man da oben geht?

Wenn man Fischer werden will, hat man keine Angst.

Nun hatte die Mutter keine Ruhe mehr, bis sie eines Tages, nachdem ihr Korb geleert war, den kleinen Livio auf die Mauer hob und ihm die Hand hinaufreichte, um ihn oben gehen zu lassen. An demselben Abend sagte sie zum Vater, daß sie seinen alten Leinenanzug zerschneiden und dem kleinen Livio ein Wams daraus machen wolle, hinten zu knöpfen und mit Hosen daran, wie andre kleine Jungen es trügen. Er wäre zu groß für den Kittel, sie hätte es heute gesehen, als er auf der Mauer gegangen wäre.

Von da an waren die Ereignisse der Uferstraße klein gegen die daheim. Er erwartete mit Spannung den Augenblick, wenn die Mutter ihre Hausarbeit fertig hatte und mit Lappen und Schere auf der Schwelle zu sitzen kam. Livio setzte sich neben sie und sah zu.

Sind sie jetzt fertig, Mutter?

Noch nicht.

Aber wenn die große Glocke zu Mittag läutet, dann sind sie doch fertig?

Die Mutter schüttelte den Kopf.

Ich will bis zehn zählen, sagte Livio, dann müssen sie fertig sein.

So schnell kann man keine Hosen machen, da gehören viele Stiche dazu.

Wieviel Stiche, Mutter?

Die Mutter lachte: Soviel wie deine Katze Haare hat.

Livio war einen Augenblick still, dann sprang er auf, um die Katze zu suchen. Die Mutter nähte weiter und vergaß die Katze, aber Livio war es auch bald müde, die Haare zu zählen. Es fiel ihm etwas Besseres ein. Er sammelte die umherliegenden Lappen, bewickelte der Katze die Beine und umwand sie sorgfältig mit Faden. Die Katze sah verzweifelt aus, aber Livio und der Griff seiner kleinen Hände waren ihr vertraut. Sie erkannte seine Rechte über ihr Leben an. Als jedoch die hinderlichen Fetzen sich über alle ihre Füße emporzogen, und Livio nach dem vierten Bein griff, um sein Werk zu vollenden, reckten sich unwillkürlich die Krallen dieser letzten Tatze hervor und zogen ein paar tiefe Risse über seinen braunen Arm. Livio schrie laut.

Was machst du denn? rief die Mutter.

Ich mache der Katze Hosen, und sie kratzt mich.

Ach laß sie doch in Ruhe, die hat ja ein Fell und braucht keine Hosen.

Livio warf die Katze von sich, die mit scheuen Sprüngen ins Dunkel der steinernen Kammer floh und sich die Hosen vom Leibe zerrte, so gut sie konnte. Livio schluchzte weiter, aber plötzlich blickte er auf.

Wenn die Hosen fertig sind, kann ich dann Fischer werden, Mutter?

Wenn San Terenzo dir hilft, ja, aber erst mußt du groß werden.

Livio wischte die Tränen von den Augen, um die Mutter eindringlicher anschauen zu können.

Der Vater hat doch gesagt, daß er erst sechs Jahre alt war, als er schon mit hinausfahren durfte.

Das war damals, da war noch keine Schule hergekommen.

Warum ist denn die Schule hergekommen?

Die Mutter zuckte die Achseln. Wer weiß! Sie ist mit der Mauer zu gleicher Zeit gebaut worden, und damals ist San Terenzo ins Meer gefallen.

Weil er nicht in die Schule wollte?

Nein, weil sie die Felsen zersprengten, um Platz für die Straße zu machen, und in dem größten Felsen in einer kleinen Grotte stand San Terenzo. Er war von weißem Stein und sah auf das Meer hinaus. Mein Großvater sagte, er halte es fest, damit es nicht schaden könne. Als der Großvater die Barke kaufte, mit der jetzt dein Vater fährt, schenkten wir San Terenzo ein silbernes Fischchen. Der Priester hat es in der Kirche aufgehängt, und draußen an der Grotte haben wir San Terenzo mit Blumen bekränzt. Damals kam das Meer oft über die Klippen und machte, daß die Häuser zitterten. Dann sagte der Großvater, es wird vorübergehn, wenn San Terenzo uns hilft.

Aber nachher, wie er fort war?

Da war ja die Mauer gegen das Meer. Früher konnte man nicht nach Lerici, wenn böses Meer war, und mit Wagen und Pferden konnte man nicht fahren. Die Straße ist schon gut, und die Mauer auch.

Aber die Schule nicht! sagt Livio von Herzen.

Chi lo sà, wer weiß! Nun werden die Buben ein bißchen älter, ehe sie aufs Meer fahren.

Livio ging fort. Er kletterte einige Stufen der Straße hinab, dem Celestino entgegen, meinte er, er hätte ihm wieder etwas dringendes zu sagen. Aber plötzlich kehrte er um, es war doch besser, es sofort der Mutter zu sagen, schwang sich, so schnell er konnte, die Steintritte empor bis auf seinen Platz an der Schwelle.

Mutter, wollen wir San Terenzo aus dem Wasser holen?

Er hatte ihren Arm gefaßt, daß die Nadel stockte.

Laß mich, Livio, wie kann ich denn nähen, wenn du mir den Arm festhältst. — San Terenzo ist schon heraus. Der Vater und der Nonno Azzarini haben ihn geholt.

Dann kann er aber doch die Wellen schicken, daß sie die Schule umschmeißen.

Nein, das will er wohl nicht; vielleicht ist er auch noch böse mit den Leuten.

Aber er kann doch helfen, daß ich Fischer werde? Du hast es doch gesagt.

Ja, den Fischern hilft er wohl noch, sagt der Vater, darum hat er ihn ja auch herausgeholt.

Man muß ihm ein silbernes Fischchen bringen?

Wenn man eins hat, kann man es ihm bringen.

Wo ist denn San Terenzo?

Sie haben ihn in die Mauer eingefügt, an der Piazza, da, wo die Mauer anfängt, aber außen mit dem Gesicht nach dem Meer, wie früher. Vor vier Jahren, als du geboren werden solltest, damals, als die Barke mit zwanzig Mann gegen die Klippen gefahren war bei dem bösen Wetter, da haben ihn danach dein Vater und der Nonno Azzarini bei Nacht im Meer gesucht. Sie hatten Laternen bei sich, und die Leute dachten, sie suchten Polypen, aber sie suchten San Terenzo. Sie hätten ihn beinahe nicht wiedererkannt, weil er so zerschunden und voll Löcher war, aber sie haben ihn doch herausgeholt und in die Mauer eingelassen. Seitdem ist mit den Barken kein Unglück mehr gewesen.

Fünfmal war Livio schlafen gegangen und wieder aufgestanden. Da am Nachmittag des sechsten Tages, als die Sonne über die Dächer herüber auf ihre Haus=

seite gekommen war und auf die Steinschwelle brannte, sodaß die Mutter und der kleine Livio aufgestanden waren, und nur die kleine Katze mit festgeschlossenen Augen in dem sengenden Strahl zurückgeblieben war, legte die Mutter den Fingerhut und die Nadel weg und sagte: Es ist fertig.

Livio zitterte fast, als die Mutter sein Kittelchen aufknöpfte, sodaß es ihm glatt vor die Füße fiel, und er nacheinander die Füße aufheben mußte, um in die Hosen zu steigen.

Er sah sich um. Wenn doch jemand da wäre, dem er es zeigen konnte! Da war niemand als die kleine Katze. Er faßte sie und lief mit ihr auf die Schwelle. Celestino, Celestino! rief er mit lauter Stimme in die Luft hinaus, Celestino! Er wurde rot vom Schreien, und die Mutter trat lachend zu ihm auf die Schwelle. Warte nur, Celestino kommt ja, vielleicht bald —

Wenn San Terenzo hilft, setzte Livio hinzu. In seiner männlichen Tracht kam er sich dem Stand und dem Heiligen der Fischer nähergerückt vor.

Die Mutter stand an den Türrahmen gelehnt und sah hoch empor, wo zwischen aufgetürmte Felsen und steinerne Menschenwohnungen der Himmel hineinsah. Sie wollte nach dem Wetter sehen. Der Vater war heute zum zweitenmal ausgefahren. In der Trattoria sollte ein Pranzo sein, und sie hatten nach Sardinen und Lachs gefragt, ob er wohl Glück haben würde?

Während sie noch stand, griff Livio plötzlich mit beiden Händen in die Falten ihres Kleides und schrie aus Leibeskräften: Celestino kommt!

Richtig, da war er und kam atemlos mit langen Sprüngen die Stufen herauf.

Mutter, du sollst an den Strand hinunterkommen. Sie haben eine halbe Barke voll gefangen, die Sardinen sollen ausgelesen werden. Sor Beppino von der Trattoria hat gesagt, um fünf Uhr kommen die Gäste, dann müssen die Fische schon braten.

Celestino empfand selber die Eile so sehr, daß er nicht wartete, bis die Mutter nach ihrer Schürze greifen konnte, sondern in einem Atem kam und wieder umkehrte. Aber Livio warf die Arme in die Luft: Celestino, guarda, guarda mi! Schau, schau mich an!

Celestino blickte im Sprung mit einer halben Wendung zurück. Dann hielt er an und wandte sich dem kleinen Bruder voll zu.

Da stand er ein halb Dutzend Stufen über ihm in dem dunkeln Türrahmen, so jung er war, majestätisch durch die Schönheit seiner kleinen Glieder. Das Wams saß glatt und breit über der gewölbten Brust. Bis zur halben Wade hingen die grauen Pumphöschen von schwerem Seemannsleinen herab und ließen noch die geraden Beine mit den feinen festen Knöcheln und die kleinen Füße sehen. Die Arme hielt er weit auseinandergebreitet. Die gleichmäßig braune Haut und die dunkeln Augen ließen sein Gesicht finster erscheinen. Vielleicht wirkte das selige Lächeln darin um so lieblicher.

Komm, Livio, geh mit, rief Celestino. Du bist ein richtiger Junge, du kannst allein auf der Mauer gehen!

Hand in Hand, halb laufend, halb springend kamen sie hinunter an den Strand. Hier warte auf mich, ich will dem Vater Antwort bringen! Celestino lief davon, aber er hielt noch einmal im Lauf an und wies mit dem Fuß auf ein Ding im Sande. Sieh, da liegt noch eins, hebs auf! Dann war er weg.

Livio kam herbei und bückte sich. Es war eine der kleinen schimmernden Sardinen, er kannte sie aus dem Fischkorb der Mutter, wo sie zu liegen pflegten wie pures Silber. Er hielt das kleine kühle Ding in der Hand. Ob dem Großvater sein silberner Fisch so ausgesehen hatte, den er San Terenzo geschenkt hatte, als er die neue Barke in Gebrauch nehmen wollte? Wenn er nur wüßte, wo San Terenzo wäre, dann würde er ihm dies bringen, weil er nun Hosen anhatte und nun auf der Mauer gehen wollte, wie ein richtiger Fischerjunge. Wenn doch Celestino käme, daß er ihn fragen könnte!

Livio sah sich um. Der Bruder kam noch nicht, aber hinten vom Anfang der Mauer her, der Piazza und San Terenzos Brunnen gegenüber kam der alte Sor Severino schlürfend und scheltend gegangen. Livio wußte nicht, wie er hieß, wenn er ihn auch schon oft gesehen hatte, heute kam er ihm aber neu und furchtbar vor. Das Weiß von Haar und Bart leuchtete in der Sonne, und die Pockennarben, die sich bis über die hellen zornigen Augen empor zogen, sahen in dem scharfen Licht tief und schrecklich aus. Livio fühlte sein Herz schlagen. Das mußte San Terenzo sein, weiß, wie er in der Mauer stand. Das Meer hatte ihn zerfressen, und er war böse auf die Leute, man hörte sein Schelten weithin, wenn das Meer Atem holte, und in seinem Brausen ein Augenblick des Schweigens eintrat.

Er muß das Fischchen bekommen, dachte Livio, aber die Angst machte ihn selber fast zu Stein. Nun war der Alte ganz nahe. Livio hob mühsam den Arm und streckte das Fischchen empor. Der Alte hob gewohnheitsmäßig den Stock, wie er es zu tun pflegte, wenn die Kinder ihn überfielen und peinigten. Aber der Kleine lief nicht lachend davon, wie es sonst geschah. Er stand unbeweglich da. Die Angst weitete seine Augen und füllte sie mit Tränen, aber er wich nicht und hielt sein Fischchen standhaft empor. Da griff der Alte brummend zu, nahm das kleine Ding aus des Kindes Hand und schlürfte langsam weiter.

Livio atmete tief auf, und jetzt fielen ihm ein paar große Tränen aus den Augen und liefen ihm übers Gesicht. Er machte ein paar Schritte dem Bruder entgegen, der im vollsten Lauf zurückkam.

Hat er dich geschlagen? schrie Celestino. Er wollte hinter dem Alten her, wie er es von den andern Jungen kannte. Aber Livio hängte sich mit ganzer Kraft an ihn.

Laß ihn, laß ihn, Celestino, es ist San Terenzo, ich habe ihm das Fischchen geschenkt. Laß mich lieber auf der Mauer gehen, Celestino! Livio drängte den Bruder der Mauer zu.

Ja, komm, sagte Celestino. Hier gehts die Stufen hinauf. — Es waren einige gemauerte Tritte da. Zu denen half er dem Kleinen empor, und dann stand Livio frei und stolz oben auf den sonnenwarmen Steinen. Er sah die schmale rote Linie der Mauer unter seinen Füßen hervorwachsen und sich hinziehen zwischen dem Weiß der Uferstraße und dem unendlichen Blau des Meeres tief unten. Sie gingen dicht hintereinander. Livio mit seinen vollen braunen Gliedern unter dem Leinenwams, hinter ihm Celestino, bronzefarben wie Livio, aber schon gestreckt und mager, biegsam wie eine Gerte, die spärlichen buntfarbigen Kleidungsstücke, von den Brüdern geerbt, kurz und eng am Leibe wie eine knappe Haut — so sah man sie wie zwei farbige Silhouetten auf dem blauen Email des Meereshintergrundes vorüberziehn.

Livio ging ohne Schwindel aufrecht und stolz, aber plötzlich stockten die nackten Füße: da war die Mauerspalte! Er hätte sie fast nicht wiedererkannt, wie er jetzt tief in sie hinabsah, wo er so oft den kleinen Leib hinausgelehnt und versucht hatte, das weite Meer mit den Augen zu messen.

Vorwärts! sagte Celestino hinter ihm.

Ich kann nicht.

Celestino faßte den Kleinen an den Schultern, und mit einer flinken Bewegung war er an ihm vorüber über die Mauerspalte geschritten. Nun komm, sagte er und streckte ihm die Hände entgegen.

Aber Livio stand und zögerte. Er schüttelte die kleinen Hände ablehnend gegen die ausgestreckten seines Bruders. Sie verhandelten lange. Aber dann ließ Livio sich nieder und rutschte an der Mauer herab, bis seine tastenden Füße den weichen Staub der Uferstraße unter sich fühlten, und er die Hände von den Steinen löste. Er stand auf der Straße, der Bruder reichte ihm die Hände herab, und Livio erschien kletternd und laut atmend oben jenseits der Lücke. Alle Angst war vergessen; sie gingen an dem schwarzen Eichenwäldchen vorbei bis an die Landungsbrücke. Dort über die Marmorbank in der Mauer konnten sie leicht hinuntersteigen.

Er fuhr mit den braunen gepolsterten Händchen über das glatte Wams seines neuen Anzugs und sagte: Nun kann ich Fischer werden, ja, Celestino? Sage ja!

Nein, du traust dich nicht über den Spalt.

Doch, ich traue mich, sagte der Kleine. Seine Stimme klang ein wenig unsicher, aber er ging gleich ans Werk mit Händen und Füßen, die Mauer wieder zu erklimmen. Sein Herz war voll Zuversicht, bis der Spalt vor ihm lag. Da wandte er den Kopf zurück. Seine Augen suchten Celestino, die unbewachten Füße kamen aus dem Takt, sie strauchelten. Livio verlor das Gleichgewicht und schwankte der Tiefe zu.

Es war, als bannte die Angst jeden Laut in der Natur. Auf dem Wasser wurde es still, auch das Meer hielt den Atem an. Aber die Gefahr ging vorüber, sie hatte den kleinen Livio nur gestreift, er selber hatte sie kaum bemerkt. Das Meer rauschte wieder über die Felsen heran, aber er hatte nur eins im Sinn, daß vor ihm der Spalt war und hinter ihm Celestino, der sagte, er könnte nicht Fischer werden, wenn er sich fürchtete.

Mit halbem Bewußtsein bemerkte er, wie Celestino an ihm vorüberschlüpfte und drüben weiter lief. Es konnte doch nicht sein, daß das Glück ihn verließ, und daß San Terenzo nicht half!

Aber es war so. Da stand er verlassen! Aspetta, aspetta — mi! rief er. Warte, warte auf mich!

Aber seine Stimme hob sich nicht über das Rauschen des Meeres, und seine ausgestreckten Arme halfen ihm nichts. Livio brach in Tränen aus.

Da fühlte er sich gefaßt und gehoben. Er sah undeutlich weiße Haare und hörte eine grollende Stimme Worte rufen. Es war nicht wie ein volles Bewußtsein, aber das war gewiß, daß seine Füße sich von der Mauer gelöst und nun jenseits der Lücke wieder die warmen Steine unter sich hatten.

Er sah den schmalen roten Streifen der Mauer unter sich hinfliegen, so lief er. Er sah das Weiß der Uferstraße und das unendliche Blau des Meeres wie einen flüchtigen Schein tief unter sich, von weitem sah er Celestino stehn und sah seine Frage, noch ehe er ihn hören konnte. Sein kleines Herz lachte: San Terenzo hat geholfen!

Er lief vor aller Augen über den Spalt hin und zurück ohne Stocken und Zaudern: Ja, nun fürchtet sich der kleine Livio gewiß nie mehr. San Terenzo hat geholfen, und Livio kann Fischer werden.



Zwei Seelen

Ein Lebensbild von Wilhelm Speck

(Fortsetzung)

18



Meine Pflegeschwester Martha teilte mir mit, daß sie zu ihrer Ausbildung die Heimat verlassen hätte und nun mit mir in derselben Stadt verweile. Sie rechne darauf, daß ich sie aufsuchen und ihr unter den fremden Menschen mit Rat und Tat zur Seite stehn werde. Ich hielt den Brief, der in festen, geraden Buchstaben geschrieben war und gar nicht aussah, als hätte ihn ein furchtsames und geängstigtes Mädchen geschrieben, ärgerlich in der Hand. Was wollte das Mädchen hier und gerade jetzt, und was verlangte es von mir? Ihr mit Rat und Tat zur Seite stehn! Ich lachte auf. Als ob ich nicht genug mit mir selbst zu tun hätte. Dazwischen aber klang eine wärmere Stimme, und mit ihr zugleich schwebte das Bild eines zärtlichen Kindes durch meine Gedanken. Das Ende dieses Kampfes

war, daß ich dem Ruf, der aus den Zeiten meiner Kindheit an mein Herz drang, wenn auch mit einigen Zweifeln, ob ich recht täte, mich in meiner Lage mit Höflichkeiten abzugeben, Folge leistete. Martha wohnte bei einem Bahnbeamten weit draußen in der Vorstadt. Da ich mich erst nach Feierabend zu ihr auf den Weg machen konnte, so war es schon spät, als ich endlich vor dem Häuschen stand, worin ich sie zu suchen hatte. Da es aber ein schöner Junitag gewesen war, so schimmerte noch ein prächtiges Abendrot über der Gegend. Wie ich die Gattertür zu dem Vorgarten öffnete, hörte ich muntere Stimmen in einer Laube und dazwischen Saitenspiel. Verlegen blieb ich stehn, ich war gar nicht in der Stimmung, unter heitere Menschen zu treten, und unschlüssig, ob ich mich nicht lieber jetzt noch davon schleichen solle, wollte ich schon die Tür wieder zuziehn, als sich aus dem Blätterwerk die Gestalt eines schlanken Mädchens herauslöste, das mich einen Augenblick forschend betrachtete, worauf ein sanftes Erröten über ihre freundlichen Züge lief, aus dem schließlich ein liebliches Lächeln wurde. Mein Vetter Heinrich, sagte sie und reichte mir die Hand. Hierauf zog sie mich vertraulich, als wenn sie mir niemals fremd geworden wäre, in den Garten und in die Laube hinein.

Dort fand ich eine kleine Gesellschaft vor. Der Hausherr im Schlafrock rauchte seine Pfeife. Neben ihm war ein junger Mann eifrig bemüht, eine alte Zither klar zu stimmen, und endlich saß noch ein Trupp blondhaariger Kinder um die Mutter geschart und erwartete mit Spannung den Augenblick, wo das Spiel beginnen konnte. Man hatte sich offenbar auf einen vergnüglichen Abend eingerichtet, den man in der Sommerlaube und unter einem funkelnden Sternenhimmel, der sich wolkenlos über der blumenduftenden Erde ausspannte, unter sich genießen wollte, und betrachtete deshalb das Eindringen eines wildfremden Menschen nicht eben als einen Gewinn. Die Zither wurde betrübt zur Seite gestellt, und die Kinder machten ein Mäulchen. Darauf begann eine gezwungne Unterhaltung, an der ich mich nur mit Mühe beteiligen konnte, da meine Augen immer wieder das feine, zierliche Wesen suchten, das vorgab, mein ehemaliges Pflegeschwesterchen zu sein. Sie bemerkte, welchen Eindruck sie auf mich machte, und sagte: Ja, wir haben uns lange nicht gesehen! Lange nicht, wiederholte ich und dachte, was für ein Unglücksmensch ich doch wäre, daß ich mein Leben lang immer hinter gleißenden Irrlichtern hergelaufen war, während ich im Schein des schönsten und liebreichsten Sternes hätte wandeln können. Die Hausfrau stand, nachdem ein unbehagliches halbes Stündchen verflossen war, endlich auf und brachte ihre Kleinen zu Bett. Nun erinnerte sich auch ihr Mann daran, daß er noch eine Verabredung mit Bekannten habe, und veranlaßte auch seinen Kollegen, der recht sichtbar in eine verdrießliche Laune geraten war, sich ihm anzuschließen. So fanden wir uns mit einemmal allein und hätten nun vertraulich zusammen reden können, aber die Befangenheit, in der ich meiner Verwandten von Anfang an entgegengetreten war, wurde nur noch stärker. Daß ich mich in allen den vergangnen Jahren nicht um sie bekümmert hatte, erschien mir jetzt, wo ich sie als ein anmutiges und begehrenswertes Fräulein, dem es an tröstlichem Umgang auch keineswegs mangelte, vor mir sah, als ein unentschuldbares Versäumnis, und fast hätte ich nun gewünscht, sie in einer mißlichen Lage wieder gefunden zu haben, da sich dann wohl eine Gelegenheit gefunden hätte, ihr meine Reue und meine mit aller Gewalt hervorbrechende Zuneigung auf eine glaubhafte Weise zu zeigen. Martha sah meine Unruhe, ließ sich jedoch nicht von ihr anstecken, sondern da sie sich immer treu geblieben war, so konnte sie sich nun auch geben, wie sie immer gefühlt hatte, und brauchte keine Luftsprünge zu machen. Die ruhige Freundlichkeit, mit der sie meinen Versuchen, in das frühere trauliche Kinderverhältnis wieder hineinzukommen, begegnete, wirkte nun zwar auf mich wie eine neue Bezauberung, hatte aber zugleich die Eigenschaft eines abkühlenden Regens und brachte mich nach und nach wieder zur Besinnung. Wie sie mir mit dem vollen Frieden einer niemals gestörten Freundschaft entgegentrat und mir, als ich zaghaft ihre Hand ergriff, die meinige

fest und herzhaft drückte, auch mir mit einem freien liebreichen Blick, worin es nichts gab, was sich verhüllen mußte, ins Auge sah, vergingen die törichten Blasen, die in meinem Herzen aufgestiegen waren, schnell wieder, und ich rückte beschämt von ihr ab. So saßen wir endlich ruhig nebeneinander und fingen an, uns von alten Zeiten zu erzählen. Der Mond ging inzwischen über den Bäumen des gegenüber liegenden Gartens auf und schien in unsre Laube herein. Weil er uns nun so freundlich und ordentlich zusammen sitzen sah, zeigte er uns auch sein freundlichstes Gesicht und schob die Wolken, die da und dort aufsteigen wollten, zur Seite, sodaß bald alles um uns her, Wege und Blumenbeete und das Blätterdach zu unsern Häupten, von seinem silbernen Glanze übergossen war. Auch die Wirtin zeigte sich nach einiger Zeit wieder und stellte sich an den Eingang der Laube. Als sie uns jedoch harmlos plaudern hörte, holte sie sich eine Arbeit und setzte sich zu uns. Wenn ich über mein Leben hinsehe, so ist diese Stelle ganz in Licht getaucht, und keine Wolke wirft einen Schatten in diese Stunden.

Am andern Abend ging ich wieder in die Vorstadt hinaus, und bald wurde dieser Weg mein täglicher Gang. Von meiner Reise war keine Rede mehr. Das Bild des lieben Mädchens hatte mein ganzes Denken gefangen genommen, und nicht einen Gedanken konnte ich mehr fassen, der mich nicht zu ihr hingeführt hätte. Zwar tagsüber machte ich mir zuweilen Vorhaltungen und fragte mich, wohin das führen sollte. Wurde es jedoch Abend, dann stieg mit dem ersten Stern auch Marthchens Bild strahlend vor mir auf, und ein sehnsüchtiges Verlangen ergriff mich, wieder in ihre Nähe zu kommen, ihre süße Stimme zu hören und den Druck ihrer Hand zu fühlen, und nach einigem Zögern und Zaudern, dessen Ursache mir grausam in die Seele schnitt, ging ich jedesmal dahin, wo mir aus einem unschuldigen Herzen eine unbegreifliche und unverdiente Zärtlichkeit entgegengebracht wurde. Martha stand gewöhnlich schon an der Gartentür und hielt Ausschau. Wenn sie mich dann erblickte, so flog ein glückliches Lächeln über ihr Gesicht, und in ihren Augen glänzte eine so helle Freude, daß ich im Handumdrehen aus meinem dunkeln Leben in eine schöne, lichte Welt versetzt wurde. Nachher nahm sie ihren Hut, und wir wanderten ein wenig hinaus bis zu den letzten Häusern und in die Felder hinein. Dort sang dann vielleicht noch eine Lerche ihr Abendlied, und dann ging in diesen glücklichen Tagen jedesmal der Mond über der dunkeln Linie des fernen Waldes auf und leuchtete uns fröhlich auf unserm Wege. Denn er kannte uns schon, und wir waren schon mit ihm vertraulich geworden. Wir sahen ihn als unsern guten Freund an, der uns das Ende jedes Tags hell und lieblich machte. Und noch jetzt, wenn er zu mir hereinblickt durch die Eisenstäbe und auf die Dielen seine Kreise malt, ist es mir, als wollte er mir zum Troste die versunkne Welt wieder aufbauen. Er malt mit leiser, zarter Hand, und sein milder Schein tut mir wohl. Geht er dann an meinem Fenster vorüber und schaut nun durch ein andres Fenster in ein andres Leben hinein, dann liege ich still auf meinem Bett, und Träne um Träne quillt aus meinen Augen. Aber auch diese Tränen tun nicht weh.

Martha hatte das Putzmachen gelernt und trug sich nun mit der Absicht, sich selbständig zu machen. Auf diese Aussicht hin hatte sie mit ihrer Mutter viele Jahre gespart, das Haus war frisch gemalt, und der Laden fertig hergerichtet. Da war die Tante plötzlich gestorben. Martha hatte nun ihren Wunsch, mit dem sie sich, solange die Mutter lebte, nicht hervorgewagt hatte, erfüllt und war noch einmal in ein größeres Geschäft eingetreten, um noch etwas hinzuzulernen. Daß sich hinter diesem Wunsche noch eine andre Absicht verbarg, war leicht zu erkennen. Denn Martha war nicht imstande, etwas, was sie beglückte, verborgen zu halten, es schimmerte, so sehr sie sich auch bemühte, es vorläufig zu verhüllen, dennoch hervor und fiel mir mit blendendem Schein in die Augen. So erfuhr ich also, daß meine Eltern in Marthas Haus ziehn würden, und daß sie die Hoffnung hegten, ich würde mich zu der Familie zurückbringen lassen, worauf man an dem Hause noch ein zweites Schild, unter dem ich meinen Schneidertisch aufschlagen könne,

anbringen werde. Martha errötete, als sie mit diesem Vorschlage hervorkam. Ich schüttelte den Kopf, aber als wir nun weiter gingen in den lichten Abend hinein, hielt ich es schließlich doch nicht mehr für unmöglich, daß mein Leben, worin es so lange stürmisch auf und nieder gegangen war, in einer friedlichen Hütte, unter guten Menschen und im Schein dieser guten treuen Augen enden werde. Wir sprachen nun, nachdem wir nur einmal vorsichtig an die Zukunft gerührt hatten, wieder von der Gegenwart und dem schmalen Stückchen Vergangenheit, auf dem unsre Füße gemeinsam gewandelt waren, und das war auch das beste. Unser Glück war von der Art, daß man Fuß vor Fuß setzen muß, weil ringsum Abgründe drohen. Aber über dem engen Felsensteig schwebt freundlich das Licht, und solange man dort steht, ist man glücklich und denkt nicht an das, was kommen kann.

Als aber am andern Morgen mein Blut kühler geworden war, überfiel mich plötzlich wieder meine alte Not. Ich hatte mit Martha verabredet, sie am nächsten Sonntag in den Wald, den wir nur immer im fernen Mondlicht gesehen hatten, zu führen, aber ich beschloß nun, nicht Wort zu halten. Ich durfte keinen Schritt mehr auf diesem Wege, auf den mich meine Leidenschaft gelockt hatte, weitergehn. So lange meine Zukunft so unklar vor mir lag, durfte ich mich nicht in den Schein der klaren Augen, die in rückhaltlosem Vertrauen vor mir aufgeschlagen lagen, hineinbegeben. So schrieb ich ihr denn einige Zeilen und sagte ihr, daß ich an diesem Abend eine Abhaltung hätte, die Verabredung auf den Sonntag ließ ich vorläufig noch bestehn. Hierauf ordnete ich in aller Eile meine Angelegenheiten und machte mich dann wieder einmal daran, mein Bündel zu schnüren. Hierbei geriet mir Marthchens Kindergeschenk, das noch immer in dem Papiere lag, in das ich es bei meiner Flucht aus dem Vaterhaus gehüllt hatte, wieder unter die Hände, und ich betrachtete es mit Bitterkeit über mein schlimmes Schicksal, das mir die schönsten und lieblichsten Dinge zeigte und die goldensten Hoffnungen in mir entzündete und dann mich zwingen wollte, die Augen davon abzuwenden. Darauf wickelte ich die Stücke wieder ein, legte sie aber nicht in das Bündel zurück, sondern steckte sie zu mir, weil ich sie Marthchen nunmehr zurücksenden wollte. Als dies geordnet war, erging ich mich noch einmal in den Straßen und drang dabei unversehens soweit in die Vorstadt vor, daß ich das Häuschen, worin mein Glück wohnte, im fernen Sonnenschein liegen sah. Ein Schleier legte sich vor meine Augen, aber auch durch den Schleier sah ich noch das Haus im Sonnenschein und all das zärtliche Glück, dem ich zu entsagen genötigt war, das ganze goldne Paradies einer reinen Liebe, aus dem ich mich selber verbannen mußte, weil die Schuldigen das Heimatsrecht im Paradiese verloren haben und deshalb besser selbst ihren Weg in die dunkle Ferne suchen, ehe man sie hinausstößt.

19

Auf dem Rückwege, auf dem mir allmählich ruhiger zumute wurde, da ich das Bewußtsein hatte, einen verständigen und notwendigen Entschluß gefaßt zu haben, begegnete ich Heinemann. Ich wollte ihm ausweichen, er lief mir jedoch nach und brachte mir eine Nachricht, die, so bedeutungslos sie im Grunde war, mich plötzlich in eine andre Welt versetzte. Ostroth war vor einigen Tagen, als er noch mehr als sonst getrunken hatte, die Treppe hinuntergestürzt und hatte sich den Hals gebrochen. Die verwaiste Sippe stand nun ohne Haupt in der gefahrvollen Welt und gramselte durcheinander wie ein Haufen aufgestörter Ameisen. So war also einer von denen, die um meine Schuld wußten, für immer verschwunden, und die andern waren im Begriff, auseinander zu laufen, anderswo Anschluß zu suchen und sich anderwärts zu verlieren. Plötzlich lebte die schon begrabne Hoffnung wieder auf, und das sonnige Häuschen lag wieder verheißungsvoll in all seinem goldnen Schimmer vor meinen Augen. Ich machte mir im Augenblick nicht klar, daß, solange nur der eine von ihnen ein stiller Mann geworden war, eben noch nicht viel geholfen war, oder es ging vielleicht, mir selber verborgen, der Gedanke durch mein Inneres, daß dieselbe Hand, die dem einen den Hals gebrochen hatte,

auch die übrigen seinerzeit finden werde, wobei ich mir freilich die ewige Gerechtigkeit, um mich selbst zu salvieren, in einer sehr verkürzten und verstümmelten Weise vorstellen mußte. Für jetzt genügte mir jedoch, was geschehn war, vollkommen, mich zu ermutigen, den schmalen, schwindelnden, von Abgründen umgebnen Weg weiter zu wandeln. Meine Furcht war ja nur ein fernes, wesenloses Wölkchen, so bedurfte es auch keiner bedeutenden Sonne, das leichte Gebilde aufzulösen und verschwinden zu machen. Ich lud den guten Heinemann, der mich mit seiner Trauerbotschaft so fröhlich gemacht hatte, zu einem Glas Wein ein und ging, als wir in einer gemütlichen Ecke zusammen saßen, der Flasche so herzhaft nach, daß ich in der zwiefachen Berauschung der Freude und des Weins Heinemann in meine Sorgen hineinblicken ließ und ihm meine Auswanderungspläne anvertraute. Er machte große Augen und brach endlich in ein fröhliches Lachen aus: Was bist du doch für ein Mensch! Damit schleppst du dich noch immer herum? Danach kräht doch kein Hahn mehr. Welcher Unsinn!

Ja, es ist ein Unsinn, versetzte ich. Aber nun bin ich mit ihm fertig. Stoß an, Freund. Heute wollen wir einmal fröhlich zusammen sitzen.

Ich ließ eine neue Flasche kommen. Heinemann beschaute die Etikette, und als er sah, daß ich nicht knickrig gewesen war, sah er mich mit lachenden Augen an und sagte: Jetzt verbrennt der Ägypter seine Schiffe. Als wir uns zu später Stunde trennten, wäre ich wohl noch in meinem Glück zu Martha hinausgelaufen, aber es war doch noch soviel Verstand in mir, daß ich einsah, ich dürfe ihr in solcher Verfassung nicht unter die Augen kommen. Morgen ist auch noch ein Tag, dachte ich, morgen ist Sonntag. Morgen erringe ich sie mir. So zwang ich mich, nach Hause zu gehn. Ans Fenster tretend sah ich den Mond eben wieder emporsteigen und nickte ihm glückselig zu.

Wolkenlos ging denn auch der glückliche Tag über uns auf. Sanftes Glockenläuten begrüßte ihn bei seinem Kommen, und Glockentöne zogen auch durch die Luft, als ich mit dem lieblichen Mädchen in die schöne glänzende Nachmittagssonne hineinschritt. Zuerst hörten wir im Walde noch andre Sonntagsspaziergänger reden und singen und sahen bunte Frauengewänder durch das lichte Grün schimmern, aber endlich hatte sich das alles, was mit uns in den Wald hineingelaufen war, nach allen Seiten verstreut, und wir hatten nun die Stille und Ruhe, die prächtige Sonne, die die Wipfel überstrahlte, und den frischen Tannenduft für uns allein. Ich wußte, daß ich nur ein Wort zu sagen hätte, so würde dieses junge Leben an meinem Herzen ruhn. Weil aber unser Verhältnis in solcher durchsichtigen Klarheit vor mir lag, so ergriff mich, dem bisher immer trübe Wasser vorgekommen waren, eine seltsame Scheu, in diese lichte Lebensflut hineinzutauchen. Auch Marthchen, wie warm ihre Augen leuchteten, führte das Gespräch vorsichtig um alles, was gefährlich werden konnte, herum, als sei sie mit mir eins geworden, die Stunden, in denen der Mensch seinem Glücke erst entgegenwandelt, recht gründlich auszukosten. Aber sie war es schließlich doch, die den Augenblick der Entscheidung herbeiführte. Über unserm Umherirren waren mehrere Stunden verflossen, und schon fing der Himmel an, in einer goldnen Abendröte zu glühen. Marthchen hatte eben begonnen, die Blumen zu einem Waldstrauß zusammenzulesen, und stellte mich hierbei ebenfalls an, indem sie mich bald diese bald jene Farbe holen ließ.

Bei diesem Suchen hatte ich sie einmal aus den Augen verloren und rief ihren Namen in den Wald hinein. Die unnötige Sorge, die aus meiner Stimme herausgeklungen haben mochte, hatte wohl ihren Mutwillen erregt, denn ich sah sie nun den Versuch machen, sich vor mir zn verbergen, was in diesem Walde freilich seine Schwierigkeiten hatte. Jedoch da ich sah, daß es ihr Freude machte, tat ich ihr den Willen und ging nun bald nach dieser bald nach jener Seite, nur nicht dahin, wo ich ihr begegnen mußte. Und so tappten wir in kindlichem Spiele, unwissend, wie ernst doch unser Schicksal war, eine Weile herum, bis ich endlich vorgab, sie gefunden zu haben, und auf sie zueilte. Sie stand jetzt unter einer Eiche, die auf einem schönen grünen Wiesenfleck ihre Zweige einsam im Sonnen-

golde badete, und sah mit glühenden Wangen zu mir herüber. Jeder Blick sagte: Fange mich, wenn du kannst, und was der Blick sagte, das rief auch ihre Stimme. Es begann nun ein Jagen um den Stamm herum, und ich hätte das flinke Mädchen wohl schwerlich eingeholt, wäre sie mir nicht selber in die Arme geflogen. Wie ich sie jedoch festhalten wollte, entwand sie sich noch einmal und flüchtete ein Stück weiter in den Wald. Dort blieb sie atemlos stehn und legte den Arm um meinen Hals.

Als ich die zarte feine Gestalt an mich preßte, erschien mir das Glück, das ich da gewonnen hatte, wieder so unbegreiflich, die warme hingebende Liebe, die mir aus diesen reinen Augen entgegenstrahlte, so unverdient, daß ich noch einmal fragte: Hast du mich wirklich lieb? Kannst du mich wirklich lieb haben?

Sie sah mich verwundert an.

Ich bin kein glücklicher Mensch, fuhr ich fort. Mein Leben ist nicht gut verlaufen. Ich möchte nicht, daß du noch einmal Reue empfinden müßtest, weil du dein Leben mit dem meinigen verbunden hast.

Sie hielt mir den Mund zu: Davon mußt du nicht reden. Was hinter uns liegt, lassen wir ruhen und schauen fröhlich vorwärts.

Sie sah mich lange stumm und ernst an, wie ein Mensch, der die ernste wechselvolle Zukunft mit seinem Blick durchdringen will. Es wurde jedoch bald wieder hell in ihrem Gesicht, und das alte süße Lächeln kehrte wieder: Du fragst mich, ob ich dich lieb hätte. So lange ich lebe, habe ich dich lieb gehabt. Alle die Jahre habe ich schon an diese Stunde gedacht und bestimmt gewußt, daß sie kommen würde. Und um dir alles zu sagen: Nur deinetwegen bin ich hierhergekommen. Ich bin ausgegangen, dich zu suchen und heimzuholen. Das tat ich zuerst mit bangem Herzen, da wir uns ja fremd geworden waren, aber als ich dich nun kennen lernte, da wurde es mir fröhlich ums Herz, und ich wußte, daß ich nicht umsonst gekommen sei.

Wir setzten uns nun ins Gras und schauten durch eine Lücke im Walde zum Himmel hinauf. Der schimmerte dunkelblau durch die grüne Umrahmung, und zuweilen kam ein zartes goldiges Wölkchen, blieb einen Augenblick über uns stehn und ging, nachdem es sich in Marthchens Augen gespiegelt hatte, still vorüber. Warum ich diese närrischen Dinge erzähle? Es waren doch auch nur goldne Wölkchen, und sie gingen wie ein Hauch an mir vorbei. Ich aber fasse mich an meinen Kopf und frage mich: Bist du es gewesen, der einmal so geschwärmt hat? Und manchmal möchte ich jede Erinnerung an diese sonnenhellen Stunden in mir auslöschen, da sie mir immer wieder Tränen in die Augen treiben. Aber alles, was an diesem Sonntag geschehen und gesprochen worden ist, steht wie in Stein gemeißelt in meiner Seele. Ich kann es nicht vergessen, und ich will es auch nicht.

Es wurde nun dunkel um uns her. Der schönste und reinste Tag meines Lebens neigte sich seinem Ende zu. Wir folgten einem der vielen Wege, die den Wald durchschnitten, und gelangten an einen hübschen See, an dem ein Wirtshaus lag, und nach all dem Umherschweifen in der Einsamkeit des Waldes gefiel es uns, mit unsrer Liebe mitten unter die Menschen zu treten. Wir nahmen also an einem freien Tischchen Platz und ließen uns fröhlich auftragen. Es waren noch etliche Kähne auf dem Wasser. Man hatte bunte Lichter daran befestigt, deren Farbenschimmer nun über die leichtbewegten Wellen hinspielte. Nach einiger Zeit verschwanden die Papierlaternen, und es spiegelte sich nur noch der Sternenhimmel in der dunkeln Flut, bis sich endlich unser guter Freund über den Bäumen zeigte und alles mit seinem glänzenden Schein erfüllte.

Wir standen nun auf und gingen mit den andern dem Bahnhof zu. Vor uns wurde ein Lied angestimmt, ein ernstes Lied, das eigentlich gar nicht in unsre glückliche Stimmung paßte:

Augentrost, mein lieber Schatz,
Du hast mich ganz verlassen,
Du hast mir deine Treu versagt,
Hast mir mein Herz so schwer gemacht,
Daß ich mich selbst muß grämen.

Wir hielten uns an der Hand und hörten still zu. Als aber das Lied weiter ging, stimmten wir endlich leise ein:

Ei so wünsch ich dir eine gute Nacht,
Ein langes Wohlergehen
Eine gute Nacht, eine sanfte Ruh,
Ein vielgeliebten Schatz dazu,
Nach Hause wolln wir gehen.

Wer hätte gedacht, daß ich noch einmal singen würde? Es geschah auch nur dieses einemal, und als dieser Tag geendet hatte, war alles Singen vorüber.

20

Auf dem Heimweg beobachteten wir ein fernes Wetterleuchten. Der Himmel hatte sich vor uns mit einem dunkeln Vorhang überzogen, hinter dem es gespenstisch aufflammte. Da wir das aufsteigende Gewitter in einer genügenden Entfernung wußten, so betrachteten wir den Wechsel von tiefer Nacht und blendendem Lichte ohne Sorge um uns selbst als ein schönes und gewaltiges Schauspiel, ein himmlisches Feuerwerk, mit dem der liebliche Tag grandios abschloß. Indessen wurde das Rauschen in den Baumkronen um uns her doch allmählich stärker, und ein dumpfes Dröhnen in den Wolken trieb uns endlich aus unserm traumhaften Wandeln und jagte uns schließlich in fliegender Eile durch die Straßen. Es war noch verabredet worden, daß Marthchen andern Tags nach Hause reisen und das Nötige zu unserm Einzug anordnen, auch meine Eltern mit der glücklichen Wendung bekannt machen sollte. Da das Wetter immer näher kam, so konnten wir uns nur noch sagen, daß es bei dieser Verabredung bleiben sollte, und mußten dann schnell Abschied voneinander nehmen. Martha trieb mich besorgt von dannen, blieb jedoch selbst noch einen Augenblick an der Stelle, wo sie mich alle Abende empfangen hatte, und sah mir nach, und in dem blauen Lichte eines Blitzes, der den drohenden Wettervorhang bis tief hinunter zerriß, sah ich ihre Gestalt noch einmal aus der Finsternis auftauchen, das letztemal.

Inzwischen war das Wetter auch über meinem Leben aufgestiegen. Es war von fern her gekommen und zuerst in einem weiten Kreise um mich herum gegangen; es hatte da und dort gezündet, aber es dauerte lange, bis ich begriff, daß es auf mich selber einstürmte. Der Blitz hatte schon in meiner nächsten Nähe gezündet, aber in dieser Nacht wurde ich es noch nicht gewahr, sondern legte mein Haupt dicht neben dem Unglück schlafen. Am andern Morgen machte ich meine Reisevorbereitungen wieder rückgängig und bat meinen Meister, mich noch einige Wochen zu beschäftigen. Als ich dann um die Mittagszeit nach Hause kam und mich zu einer eiligen Mahlzeit niedersetzen wollte, sah ich erst, daß etwas vorgefallen sein müsse, was die Familie Leopold in völlige Verwirrung versetzt hatte. Der alte Herr hatte seinen Nähwinkel verlassen, saß auf dem Sofa und ließ den Kopf wortlos auf die Brust hinabhängen. Währenddessen ging die Frau geschäftig auf und ab, leise wie auf Strümpfen schleichend, und warf nur von Zeit zu Zeit auf den stummen alten Mann einen scheuen Blick.

Was ist denn in euch gefahren? fragte ich verwundert, erhielt jedoch keine Antwort. Man setzte mir mein Essen vor, von den Eheleuten nahm keines einen Bissen.

Plötzlich fuhr der Schneider wie aus einem Traum empor und schlug mit der Faust verzweiflungsvoll auf den Tisch. Das Geschirr flog in die Höhe, und etliches stürzte auf den Boden und zersplitterte dort. Wenn nicht die ganze Ordnung im Hause umgestürzt war, so mußte jetzt ein Wetter losbrechen. Aber die Frau, die erschrocken zusammengefahren war, blieb still und sanft. Ohne ein Wort zu sagen, beugte sie sich nieder, raffte die Scherben zusammen und trug sie hinaus.

Da ich schon manchen ehelichen Zwist in diesem Hause erlebt hatte, nur daß sonst die Frau Lärm machte, und der Mann geduldig aushalten mußte, so ließ ich es mir fröhlich schmecken und dachte nur daran, möglichst schnell von den Leuten wegzukommen.

Plötzlich sah mich Leopold an und sagte mit leiser Stimme: Was vorgefallen ist? Unser Sohn ist verschwunden, davongelaufen mit fremdem Geld und wird nun als ein Spitzbube verfolgt.

Die Frau trat wieder ein und hörte seine Worte. Sei doch ruhig, Mann, sagte sie. Es ist doch noch nichts bewiesen. Es kann ihm doch auch ein Unglück passiert sein.

Ja, ich wollte lieber, er läge hier tot zu meinen Füßen, antwortete der Alte, und Tränen flossen ihm über das Gesicht.

Ich hatte nur den Gedanken, daß ich etwas derartiges schon längst erwartet hatte. Wie ich nun das Nähere erfragen wollte, kam es die Treppe herauf, schwere Schritte, und dahinter das Geräusch von vielen Füßen und das Flüstern zahlreicher Stimmen. Vor der Tür hielt es noch einmal an, dann wurde hart angeklopft. Es brauchte niemand herein zu rufen, sie standen schon in der Stube, die Polizei und einige fremde Herren, und dahinter die Nachbarschaft, Weiber und Kinder mit weit geöffneten Augen, begierig, sich ja nichts entgehn zu lassen. Einer der Beamten schloß die Tür, er mußte erst ein Paar Hände, die sich an den Pfosten festklammerten, loslösen Frau Leopold war mit einem schwachen Schrei in ihren Stuhl gesunken. Der Schneider aber stand auf und erwartete mit verstörtem Gesicht, was man ihm sagen würde.

Der junge Leopold hatte am Sonnabend eine große Summe mit zur Post genommen und war seitdem nicht mehr gesehen worden. Auf der Post war er nicht gewesen, er war also mit dem Gelde durchgegangen. Es war nun allerdings auch möglich, daß ihm ein Unfall begegnet war. Dem widersprachen jedoch seine Kollegen, denen der eitle Tropf längst ein Dorn im Auge gewesen war, und die nun behaupteten, daß nichts andres als ein Diebstahl vorläge, und daß, wenn man nur nachforsche, noch andre unerfreuliche Dinge offenbar werden würden. Es wurden in aller Eile die Bücher, die Leopold geführt hatte, durchgesehen, und es fanden sich zwar mancherlei Flüchtigkeiten, aber nicht eigentlich etwas Schlechtes. Auch die Verluste, die im Warenlager hier und da bemerkt worden waren, wurden nun dem unglücklichen Menschen, der solange eine beneidete Rolle gespielt hatte, zur Last gelegt, und bald stand die Sache so, daß die Prinzipale in der Ungewißheit, was eigentlich geschehn war, eine Unehrlichkeit im großen Stile vor sich zu haben glaubten. In der Wohnung des jungen Leopold war jedoch nichts gefunden worden, und seine Wirtin hatte nur berichten können, daß er erklärt hätte, er müsse eine Geschäftsreise antreten, und mit einem bescheidnen Köfferchen zur Bahn gefahren sei. Nun wollte man bei den Eltern Nachforschungen anstellen.

Der Vater erklärte, er wisse nicht, wo sein unglücklicher Sohn sich aufhalte. Wüßte er es, so würde er selber ihn herbeiholen und seiner Strafe überliefern. Er könne aber nicht glauben, daß sein Sohn zum Diebe geworden sei. Er wäre wohl ein eitler und vergnügungssüchtiger Mensch gewesen, aber er hätte dabei ein gutes und kindliches Herz gehabt. Und was sollte ihn bewogen haben, mit dem Gelde wegzulaufen? Mit den wenigen tausend Mark könne ein Mensch wie er doch nicht viel anfangen. Entweder müsse ihm also ein Unglück widerfahren sein, oder es sei ihm das Geld gestohlen worden oder sonst abhanden gekommen, und er sei dann in seiner Not und Angst davongelaufen.

Das trug er in ziemlicher Ruhe vor, aber die Tropfen standen ihm auf der Stirn, und die Hand, mit der er sich am Tisch hielt, bebte.

Als man nun eine Haussuchung vornehmen wollte, wurde er bleich wie die Wand und gleich darauf feuerrot. Aber er sagte nichts dazu. Die Frau jedoch fuhr nun von ihrem Stuhle auf und rief: Haussuchung bei uns? Was geht uns denn unser Sohn an? Er ist groß genug für sich selber und sein eigner Herr. Und macht er Streiche, so tut ers auf seine Kappe hin.

Ihr Mann winkte mit der Hand nach ihr hin, und einer der Beamten sagte beruhigend: Es wird sich ja alles finden.

Finden? schrie die Frau in neuer Erregung. Nichts wird sich finden. Was

sollten wir auch mit dem Zeug ....? Sehe ich aus, als ob ich in seidnen Röcken gehe, oder sieht der alte Mann so aus?

Nein, so sah er nicht aus.

Einer von den Herren lächelte, und wir alle sahen auf Leopold, dessen gutes ehrliches Gesicht unter der Schmach, die ihm angetan worden war, blutrot geworden war, und in dessen Augen das Wasser stand. Er neigte den Kopf und bedachte wohl bei sich, womit er diese Schande verdient hätte, und was nun noch alles über ihn kommen werde. Und was er anfangen würde, wenn er erst sein ganzes Unglück kennte.

Es war einen Augenblick still geworden. Jetzt raffte sich Leopold auf und sagte: Sei ruhig, Frau. Die Herren tun nur, was sie müssen. Laß sie gewähren.

Seine Frau sah ihn groß an und brach plötzlich in ein heftiges Schluchzen aus.

Das Suchen begann, es fand sich jedoch nichts, was die Herren als ihr Eigentum erkannten. Dagegen wurde in den verschiedensten Behältnissen und auf das künstlichste versteckt ein ganzes Warenlager kostbarer Dinge, Uhren, Ringe, goldne Ketten und andres dieser Art entdeckt. Das Gesicht der Beamten, die nun sahen, daß ihnen statt des Füchsleins, dem sie nachliefen, ein alter geriebner Fuchs ins Garn gelaufen war, geriet immer mehr ins Helle und Fröhliche hinein. Der alte Leopold aber sah nun mit großen Augen, was für Reichtümer in seiner Wohnung unter alten Lappen und Lumpen verborgen gewesen waren.

Indessen lag seine Frau in verzweifeltem Weinen in ihrem Stuhl. Nach und nach wurde sie jedoch ruhiger, und während Stück für Stück von den verdächtigen Sachen auf den Tisch gelegt und ein Verzeichnis davon aufgenommen wurde, fing es in ihren listigen Augen wieder an zu funkeln. Sie erklärte, daß das alles, was man gefunden hätte, nur sie selber und weder ihren Mann noch ihren Sohn etwas anginge, und daß sie sich über den Besitz dieser Dinge vor dem Richter verantworten werde. Sie war offenbar noch nicht mit sich im reinen, wie sie sich herausreden wollte, und setzte, um sich ja nicht durch ein voreiliges Wort festzulegen, allen Fragen ein störrisches Schweigen entgegen. So wurde sie aufgefordert, mit zur Polizei zu gehn.

Leopold, dem plötzlich sein ganzes Familienwesen auseinandergesprengt war, sah hilflos von einem zum andern. Endlich mochte er meinen, er müsse zum Schutz seines Weibes und um ihr in ihrer Not nicht fern zu sein, auch mitgehn, und er holte seinen Hut hervor, den er nach alter Gewohnheit erst, bevor er ihn sich auf den Kopf setzte, sorgsam ausbürstete. Dabei wurde ihm jedoch schwach, und er fing an zu schwanken. Wie wir sahen, daß er im nächsten Augenblick umfallen müsse, griffen wir zu, und einer der Beamten half mir das zarte Körperchen auf sein Bett heben.

Bei der Vernehmung auf der Polizei mußte es sich wohl schnell herausgestellt haben, daß man unversehens einen glücklichen Fang getan habe, denn man behielt die Frau sogleich in Gewahrsam und nahm ihr auch noch einen Brief ab, der wieder ein neues Lichtchen auf die Sache warf. Der junge Leopold hatte diesen Brief an seinen Vater gerichtet und bekannte sich darin zu dem Diebstahl. Er klagte, die Laurette habe ihn zu der Tat, die ihn nun zugrunde richte, verleitet, indem sie versprochen habe, mit ihm nach Holland zu fliehen. Als sie jedoch das Geld in ihre Hände gebracht hätte, wäre sie plötzlich verschwunden gewesen. Da er nun einsähe, daß er ein verlorner Mensch geworden wäre und ins Zuchthaus nicht gehn wolle, so müsse er nun den Tod suchen. Der Brief war in einem Wirtshaus geschrieben, von dem aus er Sonntags manche Segelfahrt unternommen hatte; es war also anzunehmen, daß er die Absicht gehabt hatte, seine Leidenschaft für das schöne Laster in den Fluten dieses fröhlichen Wassers auszulöschen. Die Mutter hatte diesen Brief unterschlagen, vielleicht aus Mitleid mit dem armen alten Gebein, das ohnehin schon in allen Gliedern schlotterte, wahrscheinlicher aus Klugheit. Klüger wäre es freilich gewesen, sie hätte ihn in Flammen aufgehn lassen, dann hätte die schöne Laurette noch ein Stück weiter schwärmen und die Welt um sich

her verderben können. Niemand hätte von ihr gesprochen, und alles wäre vielleicht anders gekommen.

Ich weiß nicht, wer die Kunde von diesem Brief an den alten Mann herangebracht hat, der in seinem Bett wie ein Häuflein willenlosen Unglücks lag. Wie er aber davon erfuhr, richtete er sich mit einem Schrei empor und krabbelte aus seinen Decken heraus. Und als er erst wieder auf seinen Beinen stand, wollte er, so wie er war, sogleich auf die Straße hinaus und seinen armen großen Jungen suchen. Da er nicht zu halten war, nahm ich ihn an den Arm, und wir wanderten in den Regen hinaus, der eben durch die nächtlichen Straßen peitschte. Wir mußten einen Wagen nehmen und hinausfahren, wollten wir überhaupt noch an unser Ziel gelangen. Im Wirtshaus wollte niemand etwas von einem Gaste, auf den unsre Beschreibung paßte, wissen, der arme Alte blieb aber bei seiner Behauptung, sein Sohn müsse hier seinen Brief geschrieben haben, und er läge wohl nun schon auf dem Grunde. Niemals würde er seinem Vater so etwas geschrieben haben, wenn es ihm nicht Ernst gewesen wäre. So liefen wir alle am Ufer hin und her. Der Regen strömte auf uns nieder, und finstre Nacht lag auf dem Wasser. Wir mußten endlich unser Suchen aufgeben.

Am andern Morgen, als ich aufstand, war Leopold schon wieder unterwegs. Da ich meinen eignen Geschäften nachgehn mußte und ihm auch wenig helfen konnte, so überließ ich es ihm, seinem Schicksal allein entgegen zu gehn. Ein dankbares Gefühl durchströmte mich bei aller Bedrücktheit und Seelenunruhe: daß Marthchen jetzt fern war, und daß ich ihr nicht vor ihr klares Auge zu kommen brauchte. Sie würde mitleidig in dies Unglück hineingeschaut und helfend die Hand ausgestreckt haben, aber ihr Blick würde auch das Zittern entdeckt haben, das durch mein eignes Wesen lief, die stille Angst, die noch nicht ausgesprochen, noch nicht einmal ausgedacht, nur als eine dumpfe, dunkle Ahnung mir lähmend in den Gliedern lag.

Mit aller Gewalt warf ich mich auf die Arbeit, sie sollte wieder einmal helfen. Ich möchte den kennen, der den Rock getragen hat, an dem ich damals genäht habe. Ob ihm von all der Angst und den schweren Gedanken, die in das schwarze Tuch mit vernäht wurden, nicht angst und bange geworden ist? Über Mittag ging ich nicht nach Hause und Abends erst in ein Wirtshaus. Die Arzneimittel, deren Kraft ich früher hatte kennen lernen, und in denen ich meine Mannhaftigkeit schon manchesmal wiedergefunden hatte, mußten wieder heran, eins nach dem andern. Warum auch nicht? Will man sich einmal betäuben, so ist die Methode gleichgiltig.

Am Abend in der Dämmerung kam Heinemann, der von der Geschichte Wind bekommen hatte, zu mir heraufgeschlichen. Er ging auf leisen Sohlen, öffnete die Tür erst handbreit und zögerte einen Augenblick, ehe er seine Gestalt zu mir hineinschob. Als er seine Neugierde befriedigt hatte, schüttelte er den Kopf und erklärte das Ganze für eine verdammt dumme Affäre. Die Alte müßte Prügel haben, und die Laurette ebenfalls. Im übrigen müsse man der Entwicklung mit Ruhe entgegensehen. Es werde so schlimm nicht werden, denn weder die Leopold noch Laurette seien heurige Hasen, sondern gerissene Weiber. Sie würden sich schon herauszulügen wissen. Und daß der junge Leopold ins Wasser gegangen wäre, sei ein ganz unsinniger Gedanke. Solche hübschen, rundlichen, behäbigen Leute hüteten sich vor einem nassen Bad. Im übrigen wäre auch an ihm nicht viel verloren, und es wäre vielleicht das beste, er hätte sich beiseite gemacht.

So sprach er mit aller Ruhe. Er mochte aber wohl seinen eignen Worten nicht getraut haben, denn wie sich später herausstellte, war er noch in dieser Nacht auf Reisen gegangen.

Spät in der Nacht kehrte Leopold heim. Der Leichnam seines Sohnes war gefunden worden. Als die Leute ihn aus Land zogen, hatten sie mit Verwunderung in das freundliche kindliche Antlitz eines großen Knaben geschaut, und voll Erbarmen hatte man ihn sanft auf den Rasen gelegt. Mit welchem betrübten Herzen er auch in die Fluten gegangen war, so lag es doch nun wie ein friedliches Lächeln über

den erstarrten Zügen, und man glaubte dem Vater, als er sich schluchzend über den entseelten Körper seines Sohnes warf und den Toten sein gutes, liebes, unglückliches Kind nannte.

Wir alle meinten, er würde an diesem Tage zugrunde gehn, aber am nächsten Morgen saß er schon wieder an seinem Arbeitstisch und nähte Stich für Stich.

An diesem Tage wurde ich verhaftet.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. Der Kaiser ist nahezu wieder hergestellt. Die überraschende Kunde von dem operativen Eingriff, der so sehr an das Leiden erinnerte, dem Kaiser Friedrich erlag, ist unwillkürlich zu einem Gradmesser der Popularität und der Bedeutung Wilhelms des Zweiten für seine Zeitgenossen geworden. In Deutschland war das Empfinden: „Um Gottes willen nur jetzt keinen Thronwechsel!“ allgemein und hat vielfach in Kundgebungen sowohl direkt an den Kaiser als auch in der Presse warmen und beredten Ausdruck gefunden. Wie es oft im Leben geht, daß sich Menschen erst in der Stunde des Scheidens darüber klar werden, was sie einander waren, so hat die Nachricht von der Operation, die durch die Überraschung ein bedrohliches Aussehen erhielt, jeden Deutschen unwillkürlich dazu gebracht, eine Bilanz seines innerlichen Verhältnisses zum Kaiser zu ziehn. Es dürfte sich dabei herausgestellt haben, daß der Grundton dieses Verhältnisses ungeachtet aller Kritik, die ja auch Kaiser Wilhelm der Erste reichlich genug erfahren hat, doch sehr viel wärmer und fester ist, als bisher hie und da angenommen wurde, und daß es wenig Leute in Deutschland gegeben hätte, die nicht einen ernstern Charakter des Leidens als eine schwere und bedenkliche Gefahr für das Vaterland empfunden hätten.

Popularität ist eine langsam reifende Frucht. Der alte Kaiser hat vierzig Jahre lang, vom Jahre 1848 bis 1888, alle Grade der Volksbeliebtheit durchmessen. Während der Jahre 1848/49 leider vielfach Gegenstand eines betörten Hasses, 1850 bis 1858 Gegenstand wachsender Hoffnung, ist er mit dem Beginn der Regentschaft zu einer Popularität aufgestiegen, wie er selbst sie nie geahnt hatte, die aber schnell verblaßte und sich dann auf fünf Jahre hinaus in steigendem Maße in das Gegenteil umwandelte. Es ist bekannt, daß sich König Wilhelm jahrelang mit Revolutionsbefürchtungen und Abdankungsabsichten getragen hat. Dann begann es mit Düppel und Alsen endlich leise zu dämmern; schon das Oberhaupt des Norddeutschen Bundes sah sich wieder von einem reichen Maße von Liebe und Verehrung getragen, die dann dem Deutschen Kaiser in einem Umfange wie kaum je zuvor einem Monarchen zuteil wurden. Durch zwei Mordversuche auf sein ehrwürdiges Haupt nur vermehrt, ist diese Verehrung dem ersten Kaiser bis zu seinem Entschlummern in einer Weise treu geblieben, die ihn fast schon bei seinen Lebzeiten mit der Apotheose der Sage verklärte und ihn so durch die Jahrtausende weiter leben und leuchten lassen wird als eine der herrlichsten Gestalten der deutschen Geschichte. Auch von seinem Andenken wird das Königswort gelten: keinem andern Roste unterwerfen als dem allein verschönernden der Jahrhunderte.

Demgegenüber mußte die Herrscheraufgabe für jeden Nachfolger schwer fallen. Wäre seinem erlauchten Sohne eine längere Regierung beschieden gewesen, er würde vielen Enttäuschung gebracht und viele Enttäuschungen erlebt haben. Auf der Thronbesteigung des Enkels lag der Glanz der Zeit Kaiser Wilhelms, der Schatten der kurzen Tage Kaiser Friedrichs, bald zog die Entlassung Bismarcks mit ihren Folgen einen tiefen Riß durch das Land. Das alles mußte überwunden werden. Vor einigen Wochen noch äußerte ein hoher Beamter, daß der Schatten

Bismarcks zwischen dem Kaiser und seinem Volke stehe, und daß der Monarch infolge dessen im Auslande viel mehr Anerkennung finde und gerechter beurteilt werde als in Deutschland. Heute, fünf Jahre nach Bismarcks Tode, trifft das nicht mehr zu. Der große Kanzler gehört den vornehmsten Ruhmesblättern unsrer Geschichte, nicht mehr den innern Gegensätzen seiner Nachwelt an. Was „zwischen dem Kaiser und seinem Volke steht,“ wenn diese Formel überhaupt zutreffend anwendbar ist, ist teils eine natürliche Folge seines starken persönlichen Hervortretens auf so vielen Gebieten des öffentlichen Lebens, teils eine unvermeidliche Folge des Unbehagens gegenüber einer unser ganzes politisches und wirtschaftliches Leben umfassenden und tief berührenden Übergangszeit. Zu allen Zeiten der Geschichte und bei allen gesitteten Völkern haben Monarchen, die mit ihrer ganzen Persönlichkeit stark in den Vordergrund getreten sind, auch starken persönlichen Widerspruch erfahren, der sich eben nur gegen sie selbst richten konnte. Je stärker und je häufiger dieses Hervortreten, desto stärker auch der Widerspruch, und desto näher liegend auch die Wahrscheinlichkeit, daß er sich zu Unmut verdichtet, zumal die Öffentlichkeit immer nur die Wirkungen, seltener die Ursachen und die Zusammenhänge sieht. Gesellen sich dazu tiefgreifende wirtschaftliche Gegensätze, wie dies seit dem Regierungsantritt des Kaisers infolge der jetzt zum zweitenmal wiederkehrenden Zolltarifs- und Handelsvertragsfragen, verbunden mit der Kanalfrage und andern Dingen, fast ohne Unterbrechung der Fall gewesen ist, gesellen sich dazu Verstimmungen aller Art, die durch die sozialpolitische Gesetzgebung und ihre Übertreibungen hervorgerufen worden sind — so liegen hierin Erklärungen genug für das Vorhandensein und die Beschaffenheit einer Wolke, die gleich dem Mittagsgewölk eines schwülen Sommertages an unserm Horizonte steht, bis ein frischer Abendwind sie verweht. Diesem langen Sommertag und den von ihm gezeitigten Ausdünstungen ist die mehr als dreißigjährige Friedensperiode vergleichbar, die wie vielem andern Luxus auch dem des Parteihaders, der Kritik, der verflachenden Äußerlichkeit und der wachsenden politischen Indifferenz nur zu förderlich ist. Kaiser Wilhelm der Erste hatte zu der Zeit des Tiefstandes seiner Popularität die liberalen Elemente gegen sich, die konservativen für sich, bis die liberalen nach den großen Erfolgen von 1866 begriffen, daß sie unmöglich noch länger abseits stehn konnten, und der Kaiser und Bismarck ihnen goldne Brücken schlugen. Kaiser Wilhelm dem Zweiten gegenüber bestand oder besteht Verstimmung bei den Konservativen und dem Teil der Liberalen, zumal der Großindustrie, die eine energische Bekämpfung der Sozialdemokratie als Hauptaufgabe der Regierung ansehen und sich dem erobernden Vordringen der „Genossen“ gegenüber schutzlos fühlen. Das alles hat mit „dem Schatten Bismarcks“ höchstens insofern zu tun, als Bismarck der Sozialdemokratie gegenüber eine wesentlich andre Politik befolgt hatte. Aber die Konservativen, durch deren Mitschuld das Sozialistengesetz 1890 gegen Bismarcks Wunsch und Willen gefallen ist, haben keinen Grund, sich auf ihn zu berufen. Und gesetzt, er wäre heute, dreizehn Jahre nach 1890, noch im Amte, wer vermag da mit voller Sicherheit anzugeben, wie heute seine Politik sein würde? Lag nicht gerade seine Größe und seine Stärke darin, daß er — soweit nicht Monarchie und Heer in Betracht kamen — niemals Prinzipienreiter war, sondern seine Politik den Bedürfnissen des Landes und der Zeit so wunderbar anzupassen verstand? Dazu kommt, daß einer alten und durch so großartige Erfolge getragnen Regierung, wie die Kaiser Wilhelms des Ersten war, andre Wege und Entschlüsse zu Gebote standen, weil größeres Ansehen, größere Autorität und Erfahrung, als einer jungen Regierung, für die die Verantwortlichkeit viel schwerer ist, und die auch der Nation und dem Parlament gegenüber die sachliche Autorität erst erwerben muß, die der alte Kaiser und Bismarck für sich in Anspruch nehmen konnten. Es gab und gibt eben in unsrer Politik viele Dinge, die nur Bismarck machen konnte, viele Wege, die nur er gehn konnte.

Jede Zeit hat andre Aufgaben und andre Methoden für deren Behandlung, über die Richtigkeit entscheidet schließlich der Erfolg. Die agrarischen Torheiten hätte Bismarck am allerwenigsten mitgemacht, ihm hätte man nicht einmal die

Forderungen zu stellen gewagt, mit denen man an seine Nachfolger herantrat, weil er persönlich zu sachverständig war. Aber auch auf diesen Gebieten legen andre Zeiten andre Pflichten auf. Der so viel angefeindete Handelsvertrag mit Österreich hat in der Praxis eine völlig andre Entwicklung gezeitigt, als sie bei seinem Abschluß befürchtet worden war, und gegenüber der ungeheuern Entfaltung Rußlands in Asien würden wir einen russischen Handelsvertrag doch kaum entbehren wollen. Bismarcks Größe war, daß er seiner Zeit ins Gesicht zu sehen, in ihrem Antlitz zu lesen verstand, früher und besser als seine Zeitgenossen, und daß er dann mit unbeugsamer Entschlossenheit die Wege ging, die er im Interesse der Monarchie und des Landes gehn zu sollen glaubte. Er hat dabei bald die Unterstützung, bald die Gegnerschaft der Parteien gehabt, er hat Konservative, Zentrum und Nationalliberale wiederholt neben sich und sich gegenüber gesehen. Wer will da mit Sicherheit ermessen, was Bismarck heute tun würde, wenn er — und in welchem Lebensalter — noch im Amte wäre? Er würde einen stärkern Einfluß auf die Wahlen nehmen, was die jetzige Regierung freilich nicht tut. Immer geglückt ist ihm das bekanntlich auch nicht, und viel weniger als er darf sich eine der ihm folgenden Regierungen Wahlniederlagen aussetzen. Darum mag es besser sein, auf Wahlparolen zu verzichten, deren Durchkämpfung man nicht sicher ist, und deren Scheitern auch auf die Monarchie zurückfallen müßte. Die Politik ist doch eben nur die Kunst des Möglichen; ein verständiger Politiker wird das, was er nicht für möglich hält, nicht erst versuchen. Unser Volk bei Wahlen fortzureißen ist mit großen Fragen unsrer nationalen Existenz ausführbar, mit Fragen des innern Parteihaders nicht. Der amtlichen Parole „Wider die Sozialdemokratie!" — welche Partei außer den Konservativen würde da geschlossen der Regierung folgen? Die Nationalliberalen würden aus „taktischen Wahlrücksichten" und Popularitätsbedenken, die schon soviel Unheil in unsrer Gesetzgebung angerichtet haben, zurückbleiben, das Zentrum ebenso. Soll das „liberale Bürgertum" — viele Leute scheinen zu denken, daß „liberal" und „Bürgertum" identische Begriffe seien — sich aufraffen, so muß ihm das Wasser noch viel höher an den Hals steigen. Im Jahre 1848 gab es ein „Lied des Kolbergschen Regiments" an die Adresse der Stadt Berlin. Es hieß darin: „Und wenn der Kosak eure Tore berennt, dann ruft ihr gewiß nach dem Kolbergschen Regiment." Auch heute werden unsre Liberalen nach dem Kolbergschen Regiment, d. h. nach dem energischen Vorgehen der Staatsgewalt auf alle Konsequenzen hin, erst rufen, wenn der Sozialdemokrat „ihre Tore berennt," d. h. die Tore ihrer Häuser; die Tore ihrer politischen Existenz berennt er längst und mit Erfolg, soweit der Unverstand sie ihm nicht von selbst öffnet. Graf Beust erzählt in seinen Memoiren, daß Bismarck einst zu ihm in Gastein mit Bezug auf den Grafen Arnim, als dieser auf der Landstraße hinter der Postkutsche Wäsche und Kleider wechselte, um mit tunlichster Eleganz bei ihnen einzutreten, geäußert habe: Und mit solchen Leuten soll ich Politik machen! Der Kaiser und Graf Bülow mögen gegenüber unsern Parlamentspolitikern oft einen ähnlichen Gedanken haben!

Die Deutschen hatten in diesen Tagen unerwartet Anlaß, sich klar zu machen, was der jetzige Kaiser ihnen bedeutet. Herrscher und Volk sind dabei einander nur nähergetreten. Mit Ausnahme der sozialdemokratischen ist die Presse aller Parteien einmütig in dem mit redlichen und herzlichen Worten bekundeten Wunsche, daß der Kaiser bald genesen und uns erhalten bleiben möge. Aus dem gesamten Auslande: aus Österreich und Ungarn, aus England, aus Italien, aus Rußland, aus Dänemark und sogar aus Frankreich klang das Echo in sympathischer Weise zurück, die gesamte angesehene Presse Europas vereinigte sich in einer aufrichtigen Huldigung an den deutschen Kaiser. Sogar der Pariser „Temps" bekannte mit einer tiefen Verbeugung: „Neben den Wünschen, die Deutschland für eine völlige Genesung seines Kaisers hegt, gibt es keine aufrichtigern, keine weniger egoistischen Wünsche als die, die aus Frankreich für die Erhaltung eines Monarchen ergehn, der uns vor allem als seltnes Beispiel eines lebenswarmen Menschentums und als ungewöhnlicher Typus eines Königtums erscheint, das zugleich sehr ancien régime und
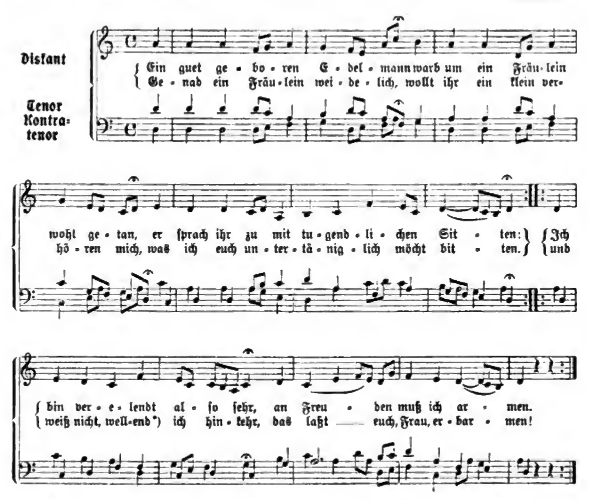
doch sehr modern, sehr von Gottes Gnaden und doch sehr volkstümlich ist.“ Eine Äußerung, die es wohl wert ist, verzeichnet zu werden.

Wie aus den Preßstimmen des Auslandes ausnahmslos ersichtlich ist, gilt auch bei ihnen der Ausdruck ihrer warmen Teilnahme nicht nur dem Träger der Macht des Deutschen Reichs, sondern ebenso der Persönlichkeit des Kaisers, die dem ausländischen Publikum losgelöst von all den innern Kämpfen und Gegensätzen, die Deutschland bewegen, allein im Lichte ihrer internationalen Bedeutung und einer rastlosen, weitschauenden Betätigung erscheint.

Abgesehen von den preußischen Landtagswahlen, die wiederum manchen Beweis für die Indifferenz und den Mangel an Ausdauer der bürgerlichen Parteien erbracht haben, im großen und ganzen aber die Parteiverhältnisse des Abgeordnetenhauses unberührt lassen — der sozialdemokratische Ansturm ist für diesesmal völlig abgeschlagen —, wird das allgemeine Interesse durch den vor dem Metzer Kriegsgericht verhandelten Prozeß des Leutnants Bilse in Anspruch genommen. Die volle Öffentlichkeit, in der dieser Prozeß verhandelt worden ist, hat ja ohne Zweifel zwei Seiten. Aber die Öffentlichkeit beweist erstlich, daß die berufnen Instanzen absolut nichts vertuscht wissen wollten, zweitens enthält sie eine ernste Warnung an die Offizierkorps der kleinen Garnisonen. Das Sittengemälde, das der Prozeß enthüllt hat, ist sicherlich sehr betrübend und wird gewiß nach mancher Richtung hin ein wohltätiges Eingreifen zur Folge haben. Man sieht daraus, daß in der Purifizierung der Offizierkorps nicht streng genug und nicht energisch genug vorgegangen werden kann. In dem Roman „Sedan oder Jena?“, in Bühnenstücken und jetzt in dem Metzer Prozeß sind Nachtseiten unsers militärischen Lebens rückhaltlos beleuchtet worden; es ist immerhin ein gutes Zeichen und es spricht für die Gesundheit der Armee, daß sie solche Beleuchtung verträgt. Aber Fingerzeige, wo die bessernde Hand anzulegen ist, sind damit gegeben. Nicht nur die kleinen Garnisonen als solche kommen in Betracht, auch die einzelnen Waffen. In der Trainwaffe besteht eine Stagnation, die innerhalb einer kleinen Garnison unvermeidlich Sumpfpflanzen treiben muß, und wenn bei der Infanterie schon 120 Leutnantstellen an dem ohnehin viel zu knappen Sollbestande unbesetzt sind, so ist das gleichfalls ein nicht unbedenkliches und zum großen Teil auch mit der Frage der Grenzgarnisonen eng verbundnes Symptom. Ein aller zwei Jahre vorzunehmender Garnisonwechsel innerhalb des Korpsverbands in den Grenzprovinzen ist jedenfalls durchführbar und sollte ohne Rücksicht auf die Kosten eingeführt werden. H. J.

Noch etwas vom Wolkensteiner. Der spätere Minnesang steht in keinem guten Rufe, weder ethisch noch ästhetisch, und im allgemeinen mit Recht. Aber bemerkenswert ist doch, daß bei den stärkern Talenten im vierzehnten Jahrhundert und vollends zu Beginn des fünfzehnten ein Trieb nach genauerer Individualisierung der Lebensmitteilungen am Werke ist, wodurch auch die Poeten individueller erscheinen. Ein überraschendes Beispiel davon bietet schon der sogenannte wilde Alexander, der einmal als alter Mann im Anschauen der völlig veränderten Heimat Einzeleindrücke des Waldlebens seiner Kindertage zu einem rührenden Bilde zusammenstellt, das Erdbeersuchen zwischen Stock und Stein, von der Tanne hin zur Buche: die Stätte ist nun ein Weideplatz geworden, wo sich Rinder tummeln.

Bei Oswald von Wolkenstein steht dieses Vermögen, das einzelne genauer und lebhafter zu ergreifen, in voller Blüte, wenn wir von einigen konventionellen Jugendliedern absehen. Ein Gedicht wie das Gespräch eines werbenden Edelmanns mit dem ihn ablehnenden Fräulein, so gewiß sein allgemeiner Rahmen und Verlauf noch jener Minnepoesie angehört, deren Höhepunkt der zweihundert Jahre frühere Walter von der Vogelweide bedeutet, klingt doch seiner Einzelausprägung nach schon fast hanssachsisch. Und mag es der Ritter auch zunächst nur für den Einzelvortrag bestimmt haben, so hat er doch später der eigentlichen Melodie, dem Tenor, einen Kontratenor und einen Diskant hinzugefügt, streng und behutsam Note gegen Note nach der frühesten Berechtigungsgeltung der Intervalle zu einander setzend. Der Werber beginnt:



Kein Zweifel, daß ein solcher Gesang mit allen seinen Zusammenklängen nicht nur mehr Schönheit bot als die alte Einzelmelodie, sondern auch dem kleinen Kunstwerk als Ganzem einen deutlichern Eigenstempel aufdrückte, als ihn die bloße Tenormelodie verleihen konnte, schon dadurch, daß er den d-moll-ähnlichen Charakter der dorischen Tonart dem Hörer nachdrücklicher vermittelte.

Viel rascher wird dieses verhältnismäßig individuellere Gepräge von der poetischen Seite her einleuchten. Mustern wir zum Beispiel einmal die Wolkensteinischen Gedichte auf die heimatliche Ortszeichnung, auf Andeutungen über die Umgebung von Hauenstein hin, soweit sie in dieser entstanden sind.

Wer es sich von den zahlreichen Sommergästen des freundlichen Seis nicht verdrießen läßt, im Hauensteiner Wald zwischen Fichten und Lärchen auf steinigen Wegen hinanzuklettern, kann plötzlich auf einen großen lichten Kalkklotz treffen, der senkrecht wie die ihn eng umstehenden Stämme und so hoch wie ihre Wipfel aufragt. An einer Seite führt ein fußbreiter Steig hinauf in die blinkenden Mauertrümmer auf seinen Scheitel, die zusammen mit dem tiefblauen Himmel böcklinisch leuchten. Und wer dann durch die Fensterausschnitte auf die besonnte grüne Seiser Mulde hinabschaut mit den goldigen Feldstücken, den weißen Höfen und den braunen Stadeln und den großen Nußbaumwipfeln, und den Blick nach dem schneeigen Ortlerzug seitwärts in die Ferne wandern läßt, der möchte wohl den alten Ritter um diesen Bergsitz preisen. Oswalds Gedichte freilich erzählen von Hauenstein selbst nur aus dem Winter, und da hat der Dichter, der auf abenteuerlichen Fahrten jüngerer Tage fast durch ganz Europa, durch Nordafrika und Vorderasien gekommen ist, eitel Klagelieder zu singen. Nach allem interessanten Umhertreiben sitzt er jetzt „in Races pei Saleren**)

---

*) d. h. wo, eigentliches: welches Ende.

**) Die dem Hauenstein zunächst liegende Örtlichkeit der Gemeinde Kastelrut ist das jetzige Bad Ratzes am Schlern.

Auf einem Kofel rund und schmal
Mit dickem Wald umfangen,
Viel hoher Berg und tiefer Tal,
Stein, Stauden, Stöck, Schneestangen,
Die seh ich täglich ohne Zahl.

Hohe Berge und tiefe Täler bedeuten ihm nicht einmal im Sommer landschaftliche Schönheit, geschweige denn im Winter; der bewußte Eindruck größerer landschaftlicher Schönheit fehlte damals in Deutschland überhaupt noch. Berge und Täler waren nur Verkehrsunebenheiten, ärgerlich wie Stock und Stein und verdrießlich wie die trostlosen dürren Schneestangen, die die Bauern in den tiefen Schnee gesteckt haben zur Wegmarkierung. Was er in einem solchen Winter von lebenden Wesen außer seiner Frau, die in diesen Wintergedichten eine etwas komische Rolle spielt, und seinen kleinen Schreihälsen zu sehen bekommt, das sind

Nur Kälber, Geiß, Böck, Rinder
Und knotige Leut, schwarz, häßlich,
Fast (d. i. fest, sehr) rußig gen dem Winter.

Man stelle sich mit dem Dichter den Gegensatz höfischer blasser Frauen von damals — lilienweiße Haut galt noch immer als erste Bedingung höchster Schönheit — und der dunkel gebräunten, schwarzhaarigen Kastelruter Bauern vor! Und welche Ehren waren ihm früher von Fürsten und Königinnen angetan worden! „Daß büeß ich alles unter einem Dach.“ Dazu das Tosen des nahen Bergbachs:

Fast rauscht der Bach im Hurlahei
Mein Haupt entzwei,
Daß es beginnt zu kranken —

und Wölfe genug in der Nähe, und vier Monate lang kein Sonnenstrahl über Hauenstein, das unten an der Nordwand des kolossalen Schlern hängt. Der Winter ist wie ein belagernder lärmender Feind vor der Burg; er bringt heran

Kält, Reif und großen Schnee
Den Bach verdeckt mit Eise . .
Gras, Blumen, grüner Klee
Ganz seither ist verschwunden,
Verflogen sind die Vogelein,
Der Wald ist Laubs beschunden,
Die Sunn verlor von seim Geschrei
Zu Hauenstein den Glitz.

Wir sehen auch genau die Straße, auf der der Feind Winter zur Belagerung herangezogen ist. „Aus des Pösaiers Haus“ ist er gekommen, d. h. von Norden. Gerade gegenüber von Hauenstein schaut vom Nordrande der Seiser Mulde — etwa aus derselben Höhe wie die Burg im Süden — der Psaierhof, wie er heute heißt, auf Seis herab, das alte Gerichtshaus unter den Valentiner Höfen, ein sehenswerter Bau mit schweren gotischen Steintürgewänden, einer mit abwechslungsreich geschnitzten Streifen gezierten Holzdecke der „Stube“ und allerlei Malerei an den Außenwänden, auch das alte Gefängnisloch wird im Keller noch gezeigt. Sein Besitzer zu Oswalds Zeiten mag dem Ritter nicht grün gewesen sein, sonst würde dieser nicht, wenn auch mit Beziehung auf den dort herüber kommenden Winter, die etymologische Spielerei eingeflochten haben:

Keine Frucht aus pösem Ai
Kam nie von Vogels Hitz.

Und nun ist der Winter bis nahe an die Tür von Hauenstein herangerückt. Der Hauenstein zunächst liegende alte Valentiner Bauernhof unten am Bach heißt Winterklaub; mit einer sonderbaren Anspielung darauf beginnt Oswald sein Winterlamento:

Vor Trauren möcht ich werden taub,
Seit daß der vorder*) Winterklaub
Herwieder hat behauset sich
Auf seinen alten Sitz.

Erst nach solchem Winterverdruß ist die ausgelassene Frühlings- und Sommer-

*) d. i. der vorige; gemeint ist: wie im vorigen Jahre.

freude von damals verständlich. Gewiß gehören die Winterklagen dem alten Wolkenstein und der Sommerjubel überwiegend dem jüngern, aber auch der Graukopf wird noch vom Lenz gepackt, „Frau Unruhe“ erscheint ihm und treibt ihn auf Abenteuer, sogar Liebesabenteuer, die er dann mit trockner Selbstironie berichtet. Aber auch ohne Ironie, in vollen gesunden Zügen gibt er sich trotz grauer Haare der ländlichen Tanzfreude der Heimat hin. Alte Weiber, freut euch mit den jungen, der Mai kommt mit Geschrei und macht alles Winterleid vergessen, seine süße Kraft gibt den Würzlein Saft, was sich geschmiegt hat und krumm gelegen, das soll erwachen und sich recken.

Ihr Vöglein schmiert eure rauhe Kehl
Und tretet auf höher, singet hell!
Ihr wilden Tier, erneut euer Fell
Und wälzt euch in den Blümlein gel.

Mädchen und Bauern, zeigt eure Lust, „mein Roß wiehert dem Schild des Maien entgegen, und der Esel lacht dazu. Reihen, springen, laufen, geigen, singen, Mündlein zwingen, mit Laub verhangen sich umfangen, des freut sich mein Bart. Der Kuckuck ist kein höfischer Sänger und ist mir doch jetzt lieber als alles Saitenspiel. Ja Spanien, Preußen, Türkei und Reußen, Cypern und der Rheinstrom, das ich alles kenne, ist ein Kinderspiel gegen die Hauensteiner Tanzlust!

Klärli, Mätzli, Ändli, Bätzli,
Tut ein Sätzli, richt't eur Lätzli,
Fangt das Rätzli! tula hätzli
Trutza trätzli dem der uns Freud mißgönn!“

Und dazwischen klingt manche besondre örtliche Beziehung an. Fast in allen Sommerliedern des Dichters spielt das Pilzesuchen, das Pfifferlingeklauben eine Rolle; die Bozner, die in den heißen Monaten in die Sommerfrische nach Seis gehn, freuen sich noch heute, wo doch der Hochalpensport soviel älteres, gemütliches Naturinteresse verschlungen hat, besonders auf das Pilzesuchen in den Wäldern, und im August kann man sie am ersten sonnigen Tage nach Regenwetter Abends mit ganzen Tuchpaketen voll von Pilzen nach Hause kommen sehen. Nahe bei der Matzelmühle ist an ebner Stelle im Walde ein großes unbewachsenes Rechteck ausgeschnitten, das Matzelbödele oder Matzenbödele,*) wie auch gesagt wird, und mitten in der Ortschaft weist ein altmodisches Wegschild dorthin, auf dem neun Bauersleute, darunter vier sich zu einer Runde die Hand reichende Paare, gemalt zu sehen sind, so wie es Oswald aus dem Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts von demselben Fleck schildert:

Verschwunden war meins Herzens Qual,
Da ich die erste Nachtigall
Hört lieblich singen nach dem Pflug
Dort jenseit in der Matzen.
Da sah ich viermal zwei und zwei
Als Pärchen schön nach einem Rei . . .
Die kunden nach des Mutzen Fug
Wol durch die Erden kratzen.

Endlich fehlt es auch nicht an Beziehungen des Dichters zu den erhaltnen Kunstaltertümern um Hauenstein. Das Kirchlein St. Valentin zwischen Kastelrut und Hauenstein zeigt in der um 1400 angeführten Chorerweiterung an der Ostseite an den untern Enden zweier Gewölberippen dieselben Wappen von Wolkenstein und von Vilanders, die Oswald auf Porträts von sich als die seinigen hat anbringen lassen. Vielleicht sind auch die Gemälde an der Außenwand der Kirche Oswaldische Stiftungen, um 1400 sind sie gemalt worden; der Herr Christan in der obern Pfarr, den er einmal humoristisch respektvoll erwähnt, wird kaum jemand anders als der damalige Pfarrer von St. Valentin sein können, sogut wie der Plätscher, dessen Tadel er in demselben Gedicht abweist:

*) Eine alte tirolische Hofmark Matzen auch in der Nähe von Rattenberg. Auch der Mutz(e) war ein Bauer; unterhalb des Pfaierhofs steht noch heute der Mutzenhof. Entsprach der Mutze dem fünften Mann des Wegtäfleins?

Was geht die Red den Plätscher an?
Mein Singen mag ich nicht gelan,
Wem das mißfall, der laß mich gahn
Und sei mir heur als verd!*)

der damalige Besitzer des Plätsch[er]hofes in Valentin ist. Eine Stunde unterhalb von Seis liegt St. Oswald, auch mit sehr alter Kirche, deren Innenmalereien zum Teil die Oswaldlegende dargestellt zu haben scheinen, in ihrem besterhaltnen Teil aber eine große Kreuzigung zeigen, die unmittelbare Vorläuferin der durch ihre Tiroler Drastik berühmten Kreuzigungsszene im Brixner Kreuzgang. Die Datierung dieser Malereien auf den Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts ist gesichert, die Wolkensteiner hatten Besitzungen in St. Oswald, Oswald war der Namensheilige des Dichters; liegt es da fern anzunehmen, daß unter dem Eindruck des wirklich eindrucksmächtigen Kreuzigungsbildes die so persönlich klingenden Verse entstanden seien:

Gesegne mich heut altissimus,
Darzu der minnigliche Fluß,
Den Longinus mit seinem Spieß hat funden ...
Verlier den bittern Gallentrank,
Herr, nicht an mir, wie wohl ich bin an Sünden krank;
Kreuzlicher Hang, erlös mich ewiglich!

Wenn der Dichter fortfährt „Ich gib mich heut dem heilgen Grab," so kann sich das nur auf den Entschluß zur Kreuzfahrt beziehen, mit dem auch das Steinbild am Brixner Dom, wo er die Kreuzfahne in der Hand hält, zusammenhängt. Hat der Dichter und Musiker Oswald von Wolkenstein auch aktive Beziehungen zur bildenden Kunst gehabt, und wäre damit das Pseudonym Hans Maler zu erklären, unter dem er im Scherz einmal auftritt?

Wir wollen die offnen Fragen nicht häufen. Genug wirkliches hat sich zusammengefunden, uns von dem genauern, individualisierenden Lichte, in dem uns die Lebensverhältnisse des Dichters erscheinen, einen Begriff zu geben. Wie leer bleibt im Vergleich zu alledem die Vorstellung von dem berühmten Lehen Walters von der Vogelweide! Wir schließen mit einer andern Parallele aus dem Leben beider Dichter. Das einzige mal, daß Walter urkundlich erwähnt wird, ist in den Reiserechnungen eines Bischofs, wo verzeichnet ist, daß ihm einige Solidi pro pellicio, für einen Pelzrock gegeben worden seien. Oswald rühmt an seiner Aufnahme in Heidelberg im Frühling 1424, wo ihm der Pfalzgraf für eine politische Mission erkenntlich war, unter anderm, daß er sein Reisegelump habe ablegen können und Mantel und Rock neu aus Fuchs- und Marderpelz, dazu einen gefütterten Hut, erhalten habe:

Von Mantel, Rock	recht als ein Tock [Puppe]	ward ich bekleidt
Durch Fuchs und Mäder	mein Wallgehäder	von mir leit,
Hut unterzogen	kam geflogen	auf mein Scheit.

Die heutige deutsche Sprache hat von dieser Erkenntlichkeitsform des Mittelalters einen Spezialfall in der Redensart „sich einen Kuppelpelz verdienen" behalten.

Rudolf Wustmann

Eine neue Pädagogik. Was sich Kluges und Gutes über Erziehung sagen läßt, das mag wohl schon alles im pädagogischen Jahrhundert und in der ersten auch noch sehr erziehungseifrigen Hälfte des neunzehnten gesagt worden sein. Jedoch die Zeiten ändern sich und treiben auch auf dem Gebiete der Schule immer neue Bedürfnisse, Ansprüche und Fragen hervor, sodaß die alten guten Regeln mancherlei neue Auslegungen und Anwendungen erheischen. Namentlich unsre heutige Zeit schafft ja mit ihrem raschen Wechsel aller Augenblicke ganz neue Lagen. Da ist

*) D. h. sei mir dieses Jahr so gut Wurst wie voriges Jahr! — Nur anmerkungsweise möchte ich der Vermutung Raum geben, daß mit dem Hausnamen „under Krä zu Kastellrut" in Gedicht 81 der neuen Ausgabe das heutige Hohenhaus, früher Unterprai genannt, gemeint sei und der wiederholt begegnende Mosmair mit dem Umasmairhof in St. Oswald zusammenzubringen sein dürfte; Umasmair, das ist Ameismaier, kann eine spöttische Umbildung von Mosmair sein.

denn auch ein neues Buch nötig, das die neuen Fragen beantwortet und zugleich das Altbekannte und Altbewährte in zeitgemäßer Darstellung zusammenfaßt. Als ein solches kann das Buch: Geist des Lehramts von Wilhelm Münch (Berlin, Georg Reimer, 1903) empfohlen werden. Es wird ohne Zweifel das werden, was der Untertitel besagt: eine Hodegetik für Lehrer höherer Schulen, und auch alle, die, ohne dem Fach anzugehören, sich für Pädagogik interessieren oder sich von Berufs wegen mit ihr beschäftigen müssen, werden es mit Nutzen gebrauchen. Im ersten Kapitel spricht der Verfasser von dem heutigen Amtscharakter, der die Stellung des Lehrers so bedeutend gehoben und verbessert habe. Doch sei die vollzogne Wandlung weit entfernt davon, nur Lichtseiten darzubieten. „Wie bei dem Ringen der Lehrer um die unbedingte Aufnahme in die Beamtenhierarchie praktisch persönliche (wenn auch darum nicht etwa verwerfliche) Ziele das Treibende waren, so ist sehr denkbar, daß das Hervortreten des Beamtencharakters der Pflege der idealen Eigenschaften bei dem Stande sich nachteilig erweise. Der Sinn für Rangstufen, für unterscheidende Zeichen der Würde, für Titel und dergleichen soll nicht einen breiten Raum in der Seele des Lehrers einnehmen, nicht die Freude an seiner eigenartigen und innerlichen Aufgabe gefährden, nicht verengend auf sein Inneres wirken.... So wird es denn auch wirklich nicht das Amt als solches oder die Beamtenvollmacht sein, worin die Genugtuung zu suchen ist, ebensowenig wie bloße Korrektheit der Amtsführung als Befriedigung gebendes Ziel vorschweben kann. Es ist andres und mehr zu tun, als Ordnung zu halten, mehr als das Recht zu schützen, mehr als äußere Kultur zu fördern: es ist zartes Leben zu pflegen und zu heben." In dem Abschnitt über die dem Lehrer nötigen persönlichen Eigenschaften wird auch von der Unparteilichkeit gehandelt und gesagt: „Der Sympathie mit gewissen Naturen unter den Zöglingen und der Antipathie gegen andre sich schlechthin zu erwehren, ist viel schwerer als man denkt. Die kältesten Naturen sind wohl am meisten davor geschützt." Im zweiten Kapitel, vom Wesen der Erziehung, werden u. a. die verschiednen pädagogischen Ideale, das christliche, das Humanitätsideal, das nationale, das Kulturideal besprochen; der „Amerikanismus" wird in milderm Lichte dargestellt, als es sonst in Schriften idealer Richtung zu geschehen pflegt. Als Leitstern in dem Wirrwarr der widersprechenden Ideale und Forderungen wird der Grundsatz aufgestellt, jedenfalls müsse die Erziehung dem Jüngling rechten Halt und rechten Wert verleihen, womit gemeint ist, daß er in den Stand gesetzt werden soll, im Leben durchzukommen und irgend einen Beruf (eine Rolle sagt der Verfasser sehr unpassend) im Gemeinschaftsorganismus auszufüllen, ein brauchbares Glied der menschlichen Gesellschaft zu werden.

Sehr schön wird im vierten Kapitel über das Spiel gesprochen, trefflich werden die Altersstufen, die Geschlechter, die Unterschiede der Zöglinge nach Nationalität, Abkunft, Individualität charakterisiert. Im vierzehnten Kapitel (Hauptfragen des Fachunterrichts) wird der Mathematik hohes und nicht unverdientes Lob gesungen, eine brennende Frage aber leider unbeantwortet gelassen. „Was von den schwierigern mathematischen Gebieten den Höhepunkt und Abschluß des gesamten höhern Schulunterrichts bilden soll, unterliegt noch dem Meinungsstreit: erste Einblicke wenigstens in die jenseitigen Gebiete möchte man gern noch vermitteln, auch um Interesse mit auf den Weg zu geben." Das ist alles! Aber es handelt sich gar nicht um bloßes Interesse. Der gebildete Mann will gern — und wenn er zufällig Publizist oder auch Philosoph ist, muß er es — in den rasch fortschreitenden Naturwissenschaften auf dem laufenden bleiben, und bis vor zwanzig Jahren konnte man das, wenn man nur mit Elementarmathematik ausgerüstet war; Lehrbücher wie Schellens Elementarmechanik und Eisenlohrs Physik enthielten nur algebraische Formeln. Die neuern Lehrbücher der Physik und schon auch die philosophischen und die staatswissenschaftlichen Schriften wimmeln von Integral- und Differentialformeln, und Mach schreibt in seiner Mechanik, von der dasselbe gilt: „Die Physik gewöhnt sich, die Beschreibung der Tatsachen durch Differentialgleichungen als ihr eigentliches Ziel anzusehen." Ist das gewiß und unvermeidlich, dann kann von Zweifeln und

von Schwanken gar keine Rede mehr sein: dann muß die Differential- und Integralrechnung in der Prima gelehrt werden, wenn man nicht allen akademisch Gebildeten, die nicht Ingenieure oder Mathematiker werden, den Zugang zu den modernen Naturwissenschaften versperren will. Wir Ältern sind vorläufig übel daran; denn die Lehrbücher der höhern Mathematik sind ohne Einführung durch mündlichen Unterricht kaum zu verstehen, sodaß man sich versucht fühlt, die Herren der beiden Fächer zu bitten, daß entweder die Physiker von ihrer Geheimsprache zur allgemein verständlichen zurückkehren, oder, falls das wirklich ohne Schädigung der Wissenschaft nicht möglich sein sollte, die Mathematiker verständlichere Lehrbücher schreiben möchten.

Hiltybriefe. Ein neues Hiltybüchlein bedarf keiner Empfehlung, nicht einmal einer Anzeige, und wir würden unser Rezensionsexemplar der Briefe von Prof. Dr. Hilty (Leipzig, J. C. Hinrichs, 1903) nur zur eignen Erbauung verwenden, wenn uns nicht eine Gelegenheit erwünscht wäre, gegen die Beurteilung zu protestieren, die Hilty vor einiger Zeit in einer angesehenen Wochenschrift erfahren hat. Seine persönliche und seine professorale Achtbarkeit wird da zwar anerkannt, von seinen populärphilosophischen Schriften aber wird gesagt, sie bestünden aus lauter Trivialitäten, sodaß ihre starke Verbreitung ein beschämendes Zeugnis für den niedrigen Bildungstand des deutschen Publikums sei. Es ist ja wahr, funkelnagelneue Gedanken hat Hilty nicht ausgeheckt. Seine Weisheit ist der Hauptsache nach Bibelweisheit, also ziemlich alt. Auch muß man zugeben, daß er schweizerisch hausbacken ist und dem Puritanertum zuneigt, das ästhetische Humanitätsideal, das Theater und sogar Goethe gering schätzt, darum sehr leidenschaftlichen Menschen nicht genügen und den Genies nicht gefallen kann, am wenigsten den Leuten, die sich nur für Genies halten. Aber außer den wirklichen und den eingebildeten Genies gibt es noch genug andre Leute, für die es keine Schande ist, wenn sie eine gesunde Hausmannskost dem schwärmerischen Überschwang, einer dem gewöhnlichen Menschenverstande unzugänglichen philosophischen Tiefe und geistreicher Gaukelei vorziehn, und alte Wahrheiten, die wirkliche Wahrheiten sind, bleiben ewig jung und müssen eben jedem Geschlecht in seiner Sprache und mit den zeitgemäßen Anwendungen aufs neue vorgetragen werden. Ihre mächtige Wirkung aber üben diese alten Wahrheiten in unserm Falle dadurch aus, daß es ein mit dem Wissen unsrer Zeit ausgerüsteter Mann ist, der sie als Wahrheiten an sich selbst erfahren hat und das nun öffentlich bekennt. Die Briefe sind an vier verschiedne Personen gerichtet und handeln von der Kunst der Erziehung, von der Freundschaft, von Dante und vom Kommen des Reiches Gottes. Wir schreiben aus dem ersten Kapitel eine der Stellen ab, von denen man nicht wird behaupten wollen, daß sie ganz Selbstverständliches und allgemein Anerkanntes aussprächen. „Vor allen Dingen dürfen Ihre Kinder keinen Respekt vor dem bloßen Reichtum bekommen und Namen, wie Rothschild, oder Morgan oder Rockefeller, müssen ihnen ganz so gleichgiltig sein wie Hinz oder Kunz. Sie müssen solche Leute nicht einmal dann amnestieren, wenn sie einen Teil ihres Besitzes an wohltätige Anstalten verschenken, ähnlich wie die alten Raubritter für ihr Seelenheil Klöster stifteten, und eine amerikanische Petroleumprinzessin oder Schweinemetzgertochter muß ihnen nur lächerlich erscheinen, wenn sie sich mit einer großen Mitgift eine englische oder französische Grafenkrone erwirbt. Das ist der erste Anfang zu einer richtigen Erziehung in dieser Richtung, das aber kommt (wie das meiste andre auch) durch Ihr Beispiel. Behandeln Sie selbst die bloß reichen Leute mit offenbarer Gleichgiltigkeit, dann werden Ihre Kinder gar nicht auf die Idee kommen, daß sie etwas besondres seien. Für einen rechten Knaben ist das Ideal eines Erwachsenen, daß er stark, oder tapfer, oder allenfalls noch etwa gelehrt, ein Erfinder oder weitgereist sei. Einem Manne, der bloß viel Geld besitzt, fragt er kaum viel nach, wenn ihm das nicht von seinen Herren Eltern oder von Dienstboten oder ungeeigneten Freunden beigebracht wird.“



Vom Klassenkampfplatz. Wenn auch der in der letzten Woche des Oktobers in Frankfurt a. M. abgehaltne Kongreß der nicht sozialistischen Arbeiterorganisationen — und zwar, wie wir annehmen, im guten Glauben — von sich selbst sagt, daß er „nicht auf dem Boden des Klassenkampfs" stehe, so wird man immerhin seine Arbeit als einen Teil oder eine Form des Klassenkampfs ansehen müssen, den die, wie die Sozialisten sagen, „zum Klassenbewußtsein gelangte" Industriearbeiterschaft gegen die bisherige Wirtschaftsordnung aufgenommen habe. Die Hauptforderungen des mit viel Takt und Geschick geleiteten Kongresses betrafen bekanntlich „die Sicherung und Erweiterung des Koalitionsrechts" der Industriearbeiter — um Landwirtschaft hat man sich in Frankfurt nicht gekümmert —, „die Schaffung eines einheitlichen und freiheitlichen Vereins- und Versammlungsrechts," die „Verleihung der Rechtsfähigkeit an die Berufsvereine" und die „Errichtung von Arbeitskammern." Es sind das keine neuen Forderungen. Abgesehen von den ähnlichen Ansprüchen, die die Sozialdemokratie schon längst in ihr Programm aufgenommen hat, hat sie unter andern der Evangelisch-soziale Kongreß wiederholt eifrig vertreten, und sie gehören zum bekannten Inventar des doktrinären Kathedersozialismus. Sie sind in den Grenzboten mehrfach besprochen worden, wobei sich eine zum Teil skeptische Kritik in Rücksicht auf ihre praktische Durchführung und Wirkung von selbst ergab.

Die in Frankfurt versammelten nicht sozialdemokratischen Arbeitervertreter stellen sich die von ihnen geforderten „paritätischen Arbeiterkammern" als Institutionen zur „Pflege des Friedens zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern" vor, und es kann vielleicht erwartet werden, daß solche Kammern, wo die Angehörigen der den Kongreß bildenden Arbeiterorganisationen, d. h. also nicht Sozialdemokraten, in starker Mehrheit sind, meist bestrebt sein werden, den Frieden zu fördern. Erscheint in diesen Fällen die verlangte Einrichtung vielleicht unbedenklich, so stehn doch überall da, wo die Kammern von den Sozialdemokraten beherrscht werden würden, ihrer Einrichtung ernste Bedenken entgegen. Hier würden sie der Sozialdemokratie nur neue, sehr wertvolle Kampf- und Machtmittel bieten, und die Geister, die man gerufen hätte, würde man schwer wieder los werden. Wie jetzt die Sachen liegen, müßte das aber von der großen Mehrzahl der Kammern erwartet werden. Wohl nur im Westen und im Süden wären überhaupt Arbeiterkammern mit nicht sozialdemokratischen Majoritäten denkbar. Von polnischen Kammern ganz abgesehen.

Die Rechtsfähigkeit der Berufsvereine wird praktisch vielfach überschätzt. Sie wird weder schaden nach nützen. Die Schaffung eines „einheitlichen und freiheitlichen" Vereins- und Versammlungsrechts ist uns durchaus sympathisch. Leider ist aber ohne genaue Formulierung der zu erlassenden Vorschriften mit der Forderung so gut wie nichts gesagt. Je größer die Freiheit des Vereins- und Versammlungsrechts, um so größer auch die Gefahr ihres gemeingefährlichen Mißbrauchs, und um so dringender geboten die Ausrüstung der Staatsgewalt zu dem Zweck, dieser Gefahr zu begegnen. Daraus erwächst eins der schwierigsten Probleme der Gesetzgebung und der Verwaltung, wie jeder gebildete Mann wohl einsieht, auch wenn ers nicht zugeben sollte. Ganz besonders schwierig und bedeutsam wird diese Frage, wenn es sich um den Teil des Vereinsrechts handelt, den man sich gewöhnt hat, unter dem Namen des Koalitionsrechts als etwas ganz besondres zu betrachten. Das Koalitionsrecht ist ohne das Ausstandrecht ein Messer ohne Klinge. In der Theorie und in der Praxis ist das Streikrecht die Hauptsache, auch wenn es nicht ausdrücklich genannt wird. Daß die nicht sozialdemokratischen Arbeiterorganisationen auf das Recht zur Arbeitsniederlegung, auch zur verabredeten und gemeinschaftlichen, nicht werden verzichten wollen, scheint uns deshalb sicher. Eigentlich ist den Industriearbeitern das Streikrecht ja schon jetzt gewährt. Die Praxis zeigt das deutlich. Gesetzgeberisch sind nur noch einige Schönheitsfehler im Sinne der makellosen Streikfreiheit aus der Gewerbeordnung usw. zu entfernen.

Gelangt mit fortgeschrittner Koalition und dadurch gestärktem Klassen- und Machtbewußtsein der Arbeiter das Streikrecht zu der erstrebten idealen Verwendung und Wirkung, dann fehlen schon jetzt dem Staate die nötigen gesetzlichen Vollmachten, dem gemeinschädlichen Mißbrauch dieses Rechts Einhalt zu tun, es sei denn durch Proklamierung des Kriegszustands, des Standrechts. Allein die Frage nach dem Schutze der Arbeitswilligen zeigt eine klaffende Lücke unsers „Rechts," die das Standrecht niemals ausfüllen kann, denn es ist die Aufhebung des Rechts. Wie stellen sich die nicht sozialdemokratischen Arbeiterorganisationen zum Schutz der Arbeitswilligen? Soweit die Zeitungen berichtet haben — die offiziellen Stenogramme über die Verhandlungen liegen noch nicht vor —, hat der Kongreß keine Stellung dazu genommen. Das wollen wir aber neben einigem andern vorläufig abwarten, ehe wir zu dem, was er gefordert hat, Ja und Amen sagen. Solange unsre Industrie von Rechts wegen auf der Leistung privater Unternehmer beruht, hat der Staat die Pflicht, ihnen ihre leitende, in vieler Beziehung sogar herrschende Stellung zu gewährleisten gegenüber dem Bestreben, sie durch die Koalition den Arbeitern zu verschaffen. Denn dazu muß es mit Gewißheit bei voller Entwicklung des Koalitions- und Streikrechts ohne staatliches Gegengewicht kommen. Die Koalition der Unternehmer ist schließlich völlig ohnmächtig gegen die der Arbeiter. Ihre ultima ratio wäre das Ende der deutschen industriellen Arbeit überhaupt. Auch wegen der Forderungen des Frankfurter Kongresses gilt es deshalb: Audiatur et altera pars.

Was uns an dem Kongreß wirklich gefreut hat, ist — ganz abgesehen von allen seinen Beschlüssen — die dadurch einmal recht deutlich ins Licht gerückte Tatsache, daß die deutschen Arbeiter denn doch noch zu einem großen Teil nicht am Narrenseil der Sozialdemokratie hängen. Das ermutigt, verpflichtet aber auch doppelt zu unausgesetzter, liebevoller Pflege des guten, verständigen und friedfertigen Geistes unter den Arbeitern. Er ist in viel größerm Maße vorhanden, als in Frankfurt Vertreter zu zählen waren. Nicht nur unter der nichtorganisierten Masse, selbst wo sie sozialdemokratische Stimmzettel in die Urne wirft, sondern auch unter den organisierten Mitläufern der Sozialdemokratie, die dem scharfen Drucke der führenden „Genossen" um des lieben Brotes wegen äußerlich nachgeben. Auf die Mauserung der „Herren" Revisionisten geben wir sehr wenig. Aber der Dresdner sozialdemokratische Parteitag, noch mehr der darauf in den Parteiversammlungen und der Parteipresse folgende Zank sollte doch auch die, die es nicht schon vorher wußten, darüber belehrt haben, daß nicht nur die Industriearbeitermassen überhaupt, sondern auch die sozialdemokratisch organisierten im Süden und im Westen Deutschlands anders für den Klassenkampf einzuschätzen sind als ihre Kameraden östlich von der Elbe. Wir glauben, daß in Bayern, Württemberg, Baden und Hessen der Versuch mit Arbeiterkammern, auch wo sozialdemokratische Mehrheiten zu erwarten sind, viel unbedenklicher ist als in Altpreußen. Die Herren Sozialreformer im Süden und im Westen vergessen diesen Unterschied oft und zucken dann zu Unrecht über die preußische sozialpolitische Rückständigkeit die Achsel. Unser fast nur von Osten her in die Großstädte und die Industriebezirke der Ostprovinzen in hellen Haufen zusammengelaufnes Proletariat bringt aus der Heimat ein ganz andres Gefühl der Klassengegensätze und der Klassenherrschaft mit, als es in Süddeutschland vorkommt, und ist deshalb dem Klassenhaß und dem sozialdemokratischen Radikalismus auch viel zugänglicher.

Die niedrige Bildungsstufe der Arbeiter an der Oder und der Weichsel im Vergleich mit denen am Rhein und an der Donau trägt natürlich auch dazu bei, die ostelbischen Industriearbeiter zu weit gefährlichern Gewalthaufen in der Hand der extremen Herren Genossen zu machen. Das wissen die „Herren" auch genau, und die Singer und Bebel und Stadthagen richten danach ihre Taktik ein. Sie wissen, daß sie diese rohen, ungebildeten Massen nur durch bedingungslosen Appell an ihre Leidenschaften — Haß und Neid — beherrschen können. Es wird vielleicht, wenn es so fort geht, noch dazu kommen, daß die sozialdemokratische Gefahr vorwiegend eine preußische Gefahr wird, hinter der sogar die Gefahr in Sachsen und Hamburg harmlos erscheinen könnte. Jedenfalls kann es nichts schaden, wenn die preußische Regierung, die preußischen höhern Beamten, die preußischen Herren Unternehmer und Besitzer in Stadt und Land die Frage einmal ganz vom preußischen Standpunkt aus betrachten, d. h. wirklich voraussetzungslos zu ergründen suchen,

warum der Klassenkampf in unsern Ostprovinzen so viel schärfer und gemeingefährlicher zu werden droht als im Süden und im Westen. Und wenn sie dabei zu der Einsicht kämen, daß ihr eigner Klassenegoismus und ihre eigne Klassenpolitik mit daran schuld wären, dann würden sie vielleicht der Wahrheit nahe kommen. Dann würden sie es aber auch hoffentlich nicht verschmähen, einmal bei den Süddeutschen in die Schule zu gehn. Sie würden damit den preußischen Patriotismus am besten betätigen.

Zu den Kursbewegungen der Berliner Großbanken nach der Krisis. Unter den vom Verein für Sozialpolitik herausgegebnen Schriften über die letzte Wirtschaftskrisis nimmt die Arbeit von Dr. Ernst Loeb über „die Berliner Großbanken in den Jahren 1895 bis 1902 und die Krisis der Jahre 1900 und 1901“ an Umfang und Gründlichkeit eine hervorragende Stelle ein, und wir empfehlen sie den Interessenten — trotz der etwas zu voluminösen Statistik — dringend zum eingehenden Studium. Der Zusammenhang der Banken mit unsrer Großindustrie wird vom Verfasser vortrefflich dargelegt, und der selbständig urteilende Leser wird den Segen und den Unsegen dieses Zusammenhangs an der Hand dieses Buches vollkommen begreifen. Mit Recht warnt Loeb davor, bei der Beurteilung der Tätigkeit der Banken zu sehr zu verallgemeinern. Immer hänge die Art einer Bank von den Persönlichkeiten ab, die sie leiten. Unter den Fehlern, die die Banken — namentlich die jüngern — gemacht hätten, rügt der Verfasser vor allem „die zu schnelle Vermehrung der Aktienkapitalien,“ die nicht in dem regulären Bankgeschäft begründet, sondern nur wegen der Gunst der Börsenverhältnisse geschehen sei, die die Unterbringung neuer Aktien leicht zu machen schienen, ohne daß eine verständige Verwendung des vermehrten Kapitals schon vorgelegen hätte. Was er über die oft mangelhafte Verteilung des Risikos in der Geschäftsgebarung der Banken sagt, ist gewiß berechtigt, ganz besonders berechtigt aber jedenfalls das Verlangen, daß diese Verteilung des Risikos der Öffentlichkeit erkennbar sein, d. h. in den Bilanzen und Geschäftsberichten der Banken sichtbar gemacht werden müsse. Dr. Loeb hält die darüber bestehenden Vorschriften für ungenügend und schlägt ein ins einzelne ausgearbeitetes Schema für die Bankbilanzen vor, worauf wir hier natürlich nicht näher eingehn können.

Die Bedeutung, die die Großbanken für unser industrielles Leben und unser ganzes Wirtschaftsleben in den letzten Jahrzehnten gewonnen haben, hat uns schon veranlaßt, auch die Grenzbotenleser auf die Bewegungen der Kurse der Bankaktien als ein Symptom für die Lage dieses wichtigen Zweiges der Volkswirtschaft hinzuweisen, und es scheint gerade jetzt, wo man an den Wiederbeginn einer neuen Aufschwungsära gern glauben und gern glauben machen möchte, an der Zeit zu sein, wieder daran zu erinnern. Wir betrachten im folgenden 8 Berliner Großaktienbanken nach der Krisis, fügen aber auch die Hauptzahlen aus der Krisis (1901) selbst und vom Ende der Aufschwungsperiode (1900) zur Orientierung hinzu. Zunächst sind wieder die Zahlen über das 1902 dividendenberechtigte Aktienkapital und die letzte, die vorletzte und die höchste in der Hochkonjunktur ausgeschüttete Dividende angegeben.

	Aktienkapital 1902		Dividende (%) letzte	vorletzte	höchste	
Berliner Bank	42000000	Mark	3½	2	7	(1899)
Berliner Handelsgesellschaft	90000000	„	7½	7	9½	(1898)
Darmstädter Bank	130000000	„	6	4	8	(1897)
Deutsche Bank	150000000	„	11	11	11	(1899)
Diskontogesellschaft	130000000	„	8½	8	10	(1899)
Dresdner Bank	130000000	„	6	4	8	(1900)
Nationalbank für Deutschland	60000000	„	5	3	8½	(1899)
Schaaffhausenscher Bankverein	100000000	„	5	5	8	(1899)

Die Zahlen brauchen keine Erläuterung.

Die Kursbewegungen gehn aus folgender Zusammenstellung hervor, in der für 1900 — das Jahr des Kriseneintritts — der höchste Kurs, also der Kurs vor der Krisis, angegeben ist. Bei mehreren Banken wurden allerdings in den vorangehenden Jahren noch höhere Kurse notiert, doch genügen die höchsten Kurse von 1900 zur Verdeutlichung des Abfalls infolge der Krisis im Jahre 1901 vollkommen.

	Höchster Kurs des Jahres 1900	Letzte Kurse der Monate Dezember 1901	Dezember 1902	Juni 1903	September 1903	Oktober 1903	Kurs am 14. Nov. 1903
Berliner Bank	118,50	81,90	89,60	91,80	90,75	95,25	95,00
Berliner Handelsgesellsch.	173,75	138,50	158,40	154,40	153,25	162,75	164,00
Darmstädter Bank . . .	147,00	125,00	135,25	136,00	136,25	144,10	144,60
Deutsche Bank	213,75	202,10	212,50	210,00	213,00	219,00	219,00
Diskontogesellschaft . . .	198,75	179,90	190,40	186,75	186,90	195,10	195,00
Dresdner Bank	166,50	127,75	145,70	147,00	146,90	153,50	157,00
Nationalb. f. Deutschland .	148,25	103,00	117,60	120,50	118,25	124,30	124,30
Schaaffhausensch. Bankver.	141,75	112,00	114,80	125,75	137,75	140,25	147,40

Der Abfall bei Beginn der Krisis springt in die Augen.

Mit Ausnahme der Deutschen Bank und der Diskontogesellschaft, die schon 1900 den tiefsten Kursstand erreicht hatten, waren bei allen aufgeführten Banken die Jahresschlußkurse von 1901 die niedrigsten seit der Hochkonjunktur von 1897. Im Laufe des Jahres 1902 fand durchweg eine Hebung statt, die bei der Berliner Handelsgesellschaft, der Dresdner Bank und der Nationalbank für Deutschland recht kräftig, beim Schaaffhausenschen Bankverein sehr mäßig war, bei den übrigen annähernd 10 ausmachte. In den ersten drei Vierteljahren von 1903 tritt ein fast allgemeiner Stillstand ein, nur der Schaaffhausensche Bankverein wies eine größere Kurssteigerung auf. Dagegen haben sich die Kurse im Oktober bei allen 8 Banken nicht unwesentlich gehoben. Sie sind mehrfach dem höchsten Stande von 1900 schon recht nahe gekommen, die Deutsche Bank hat ihn schon übertroffen. Wenn die Besserung der Kurse im vierten Vierteljahr 1903 nicht anhält und nicht bedeutender ist als im vierten Vierteljahr 1902, wird trotzdem vielleicht die Jahreszunahme von 1903 die von 1902 bei der Mehrzahl der Gesellschaften nicht erreichen. Die Bewegungen in der ersten Hälfte des Novembers sind wieder bescheidner geworden, und Gründe liegen kaum vor, das Oktobertempo wieder einzuschlagen.

Jedenfalls scheinen, soweit nach dem Kurse zu urteilen ist, die Berliner Großbanken die Krisis verhältnismäßig recht gut überlebt zu haben.

In Berliner Börsenberichten war um die Mitte des Oktobers zu lesen, daß wohl jeder Bankdirektor schon wieder ein Fusions- oder Emissionsprojekt der Montan-, der Eisenhütten- und der elektrischen Industrie mit sich herumtrage, und daß schon deshalb die Bankenkurse wieder lebendig würden. Wir wissen nicht, was davon wahr ist, aber sicher sind die Berliner Banken an der jüngsten Trustentwicklung in den genannten Industrien vorwiegend interessiert und wirksam beteiligt. Führt die Vertrustung, wie viele glauben, zu einer neuen Fusionsära, so werden auch neue Emissionen nicht fehlen. Wahrscheinlich können dabei die Banken ein gutes Geschäft machen. Was weiter daraus wird, ist freilich noch völlig dunkel.

Ende voriger Woche hat eine Verkoppelung zwischen der Dresdner Bank und dem Schaaffhausenschen Bankverein stattgefunden, wodurch nunmehr ein Kapital von 230 Millionen Mark zu gemeinsamen Operationen vereinigt ist. Wie es scheint, möchte man auch dieses Kapital noch erhöhen. Das wird wohl wieder Veranlassung zu neuen Kursbewegungen geben.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig





Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

Jährlich 52 Hefte

62. Jahrgang

Nr. 48

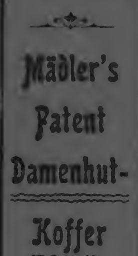
Ausgegeben am 26. November 1903

Inhalt

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Mädler's Patent-Koffer

D. R. P. Nr. 85676. Patentiert in allen Kultur-Staaten, übertrifft alles bisher Dagewesene an Leichtigkeit, Eleganz und Haltbarkeit.







Moritz Mädler, Leipzig-Lindenau.

Berlin, Leipzig, Hamburg,

Goerz-Anschütz-Klapp-Camera,

Goerz-Doppel-Anastigmat.

Optische Anstalt **C. P. Goerz** Berlin-Friedenau

London New-York Paris



J. A. Kraus, Hotel- u. Weingutsbesitzer in Rüdesheim a./Rh.



Das rote Gespenst bei Licht



Das Ergebnis der letzten Reichstagswahlen hatte weit über die Grenzen Deutschlands hinaus ein zunächst nicht unberechtigtes Aufsehen wachgerufen. Dort, wo man uns wohlwollte, sah man mit Besorgnis das Anwachsen einer Partei, die die Reichszerstörung auf ihre Fahne geschrieben hat, und wenngleich noch hinreichend Bürgschaften vorhanden sind, die die Erreichung dieses Ziels in weite Ferne rücken, so waren und sind zum mindesten doch parlamentarische Schwierigkeiten mit unberechenbaren Folgen vorauszusehen. An andern Orten, wo man uns weniger freundlich gesinnt ist, sah man mit schlecht verhehlter Schadenfreude den Reichsbau wanken, das Heer unzuverlässig, drei Millionen deutsche Sozialdemokraten bereit, den Feinden Deutschlands direkt oder indirekt die Hand zu bieten, die Ohnmacht des Reichs von innen heraus zur erwünschten Tatsache werden. Aber noch sind keine fünf Monate seit dem Wahltage in das Land gegangen, und Inland wie Ausland haben sich überzeugt, daß bei dem scheinbar so ungeheuern Wahlerfolge der Sozialdemokratie, genau so wie es bei den meisten parteipolitischen Kämpfen der Fall zu sein pflegt, stark mit Wasser gekocht worden ist. Zunächst belehrte der sozialdemokratische Parteitag darüber, daß der riesenhafte Turm doch zum guten Teil nur aus Stuck und Pappe besteht. Seitdem hat sich aber auch die forschende Wissenschaft, die Statistik, an die Arbeit gemacht und mit unwiderleglichen Zahlen nachgewiesen, wie viel oder wie wenig von diesem Glanze wirkliches Gold ist.

Die vom Kaiserlich Statistischen Amt auf Grund der Berichte der Wahlkommissare aufgestellte „vergleichende Übersicht der Reichstagswahlen von 1898 und 1903,“ ein Heft von 67 Quartseiten, darf für sich das Lob beanspruchen, daß wohl noch niemals eine Wahlstatistik so sorgfältig und so vielseitig die Wahlergebnisse gesichtet und zahlenmäßig ihre Bedeutung aufgeklärt hat, wie es diesesmal der Fall ist; dabei in höchst übersichtlicher, für jedermann leichtverständlicher Form. Die ausführliche Wahlstatistik steht noch bevor und wird, wie üblich, dem Reichstage zugehn; die vorliegende Übersicht ist ein Sonderabdruck aus den Vierteljahrsheften zur Statistik des Deutschen Reichs, im Verlage von Puttkammer und Mühlbrecht in Berlin zum Ladenpreise von einer Mark erschienen und führt, soviel verlautet, in ihrer klaren beredten

Sprache auf die Anordnung des Staatssekretärs Grafen von Posadowsky zurück, der damit dem Reiche von neuem einen großen Dienst geleistet hat.

Wir können allen, die sich für Reichstagswahlen interessieren, und namentlich denen, die sich mit der Organisierung der Wahlkreise und der Vorbereitung für kommende Neuwahlen zu befassen haben, das sorgfältige Studium des Heftes*) nicht angelegentlich genug empfehlen; dies um so mehr, als es vielleicht geraten sein mag, Vorbereitungen für Neuwahlen zeitig einzuleiten, um sich von den Ereignissen nicht überraschen zu lassen. Auch hierbei heißt es: bereit sein ist alles.

Man hat für den gewaltigen Aufschwung der sozialdemokratischen Stimmen von 2107076 Stimmen im Jahre 1898 auf 3010771 im Jahre 1903 oder von 27,2 Prozent der abgegebnen giltigen Stimmen auf 31,7 Prozent, von 56 Mandaten auf 81, die verschiedensten Gründe angegeben. Ausdruck der allgemeinen Unzufriedenheit aller Klassen der Bevölkerung, infolge dessen erhöhte Zahl von Mitläufern — erschien beim ersten Schreck als die nächste und plausibelste Ursache. Als dann die Wahlzahlen bekannt wurden, sah man, daß die Wahlfaulheit auf der einen, der törichte Bürgerkrieg der nicht sozialdemokratischen Parteien auf der andern Seite an dem Ergebnis einen großen Anteil hatten, einen größern als der natürliche Zuwachs, den die Sozialdemokratie durch das Anwachsen der Bevölkerungszahl erfährt. Die Bevölkerung des Reichs ist von 52279901 Köpfen im Jahre 1898 gewachsen auf 56367178 im Jahre 1903, eine Zunahme von 4087277. Die Anzahl der Wahlberechtigten, die arbeitende schaffende Kraft des 56-Millionenreichs im Lebensalter von 25 Jahren an, der eigentliche Kern der Nation, ist auf dem Wege der Bevölkerungsvermehrung von 11441094 auf 12531248 gestiegen, um 1090154 Köpfe. Zieht man nun in Betracht, daß die Sozialdemokraten einen Stimmenzuwachs von 903695 zu verzeichnen haben, so gewinnt man zunächst allerdings den Eindruck, als ob vier Fünftel des gesamten natürlichen Wählerzuwachses aus Sozialdemokraten bestünden, während für alle andern Parteien nur ein Fünftel mit 186459 Köpfen übrig bliebe.

Dieses Ergebnis wird scheinbar auch durch Gegenüberstellung der Hauptwahlzahlen bestätigt.

	1898	1903
Giltig abgegebne Stimmen . . .	7752693	9495587
davon sozialdemokratische	2107076	3010771
bleiben Nichtsozialdemokraten . .	5645617	6484816
hierzu Wahlenthaltungen	3654380	2997454
und ungiltige Stimmen	34021	38207
zusammen	9334018	9520477

Zieht man von den 9520477 Nichtsozialdemokraten des Jahres 1903 die 9334018 Nichtsozialdemokraten des Jahres 1898 ab, so bleiben als Zuwachs der ersten 186459, genau dieselbe Zahl wie nach der Berechnung des natürlichen Bevölkerungszuwachses.

Es entsteht nun die Frage: Dürfen alle Wahlenthaltungen und alle un-

*) Das Heft gibt zwei Übersichten: 1. Die Reichstagswahlen von 1898 und 1903 in den einzelnen Wahlkreisen; 2. Die ersten ordentlichen Reichstagswahlen von 1898 und 1903 nach Staaten und Landesteilen.

giltig abgegebnen Stimmen ohne weiteres den Nichtsozialdemokraten zugezählt werden? Selbstverständlich kommen bei den angegebnen Zahlen nur die der Hauptwahlen, nicht die der Stichwahlen in Betracht. Bei der vorzüglichen Organisation und Straffheit, mit der die Sozialdemokraten das Wahlgeschäft betreiben, darf man ohne weiteres annehmen, daß ungiltige Stimmabgaben bei ihnen nicht oder nur in verschwindend geringer Anzahl vorkommen. Anders könnte die Sache bei den Wahlenthaltungen stehn. Wir haben im Jahre 1898 3654380 Wahlenthaltungen bei 11441094 Wahlberechtigten; im Jahre 1903, wo infolge der Zunahme der Berechtigten auch die Zahl der Enthaltungen hätte größer sein müssen, beträgt sie im Gegenteil nur 2997454 bei 12531248 Berechtigten, also 656926 Wahlenthaltungen weniger als 1898. Wohin sind diese 656926 Stimmen zu rechnen?

Die Sozialdemokratie hatte für 1903 die Parole ausgegeben, daß bei der Hauptwahl die Sozialdemokraten in jedem Wahlkreise für einen eignen Kandidaten votieren und sich erst bei der Stichwahl auf Wahlbündnisse einlassen sollten. Im großen und ganzen ist das aber im Jahre 1898 auch schon der Fall gewesen. Keine sozialdemokratischen Stimmen sind nur in folgenden Wahlkreisen abgegeben worden:

	1898	1903	
Schwetz	—	69	
Fraustadt	—	616	
Schrimm	—	38	
Wreschen	—	—	
Krotoschin	—	48	
Adelnau	32	—	
Wirsitz	—	35	
Gnesen	—	31	
Daun-Prüm-Bitburg	—	—	
Borken-Recklinghausen	—	8897	(In der Stichwahl dann für Zentrum)
Wittlich-Bernkastel	—	67	
Geilenkirchen	—	58	
Saarburg (Lothringen)	—	—	
Zabern	2944	—	

Es waren mithin 1898 noch zwölf, diesesmal nur noch fünf Wahlkreise ohne sozialdemokratische Betätigung. Der Stimmenzuwachs für die Sozialdemokratie beträgt aber durch diesen Zuwachs an Wahlkreisen nur etwa 7000. Sieht man sich die Wahlkreise genauer an, so sind es mit Ausnahme des einen Zentrumswahlkreises Daun-Prüm nur zwei polnische und zwei elsaß-lothringische, in denen die Sozialdemokraten fehlen oder richtiger wohl in Folge eines Wahlbündnisses schon bei der Hauptwahl anders gestimmt haben. Wenigstens hatte Zabern noch 1898 2944 Sozialdemokraten, die in den fünf Jahren wohl weder ausgestorben, noch ausgewandert, noch bekehrt sein dürften. Borken-Recklinghausen hatte 1898 keine sozialdemokratische Stimme, diesesmal 8897, die in der Stichwahl dann für das Zentrum abgegeben worden sind, 1898 aber schon in der Hauptwahl diesem zugefallen waren. Nach dieser Richtung hin hat also die Wahlparole der Sozialdemokratie keine wesentliche Änderung bewirkt. Wenn die Parteileitung, die doch jedenfalls wußte, daß nur zwölf Wahlkreise — und welche — in Betracht kommen konnten, dennoch ihre Parole so entschieden betont hat, so müssen andre Gründe dafür vor-

handen gewesen sein. Diese kann man leicht auffinden. Die Genossen hatten sich 1898 in all den zahlreichen Wahlkreisen, in denen ein sozialdemokratischer Kandidat überhaupt keine Aussichten hatte, bei der Hauptwahl der Stimmabgabe zu sehr großem Teile enthalten und hatten nur einem Aufgebot zur Stichwahl Folge geleistet. Das änderte sich bei den Wahlen von 1903 dadurch gewaltig, daß fast in allen Wahlkreisen von der Parteileitung ein sozialdemokratischer Kandidat, wenn auch nur als Zählkandidat, aufgestellt wurde. Kraft der leider nur bei der Sozialdemokratie eingeführten allgemeinen Wahlpflicht haben die Genossen, soweit sie nicht krank, abwesend oder in Haft waren, wohl sämtlich mit geringen Ausnahmen ihre sozialdemokratische Pflicht und Schuldigkeit erfüllt. Daher zum Teil stammt die bedeutende Verringerung der Wahlenthaltungen in der Hauptwahl von 1903. Man wird von den 656926 Stimmen, um die es sich handelt, einen nicht ohne weiteres abzuschätzenden Bruchteil der Sozialdemokratie zurechnen dürfen, Parteigenossen, die ihr nicht neu zugewachsen sind, sondern die bei der vorigen Wahl nur gefeiert haben, zum wenigsten 300000. Für diese Annahme spricht die ganz unverhältnismäßige Stimmenvermehrung in einzelnen Wahlkreisen.

Auch bei der stärksten Wahlbeteiligung wird mit einem gewissen Prozentsatz Wahlenthaltungen zu rechnen sein. Es sind das die Wähler, die durch Bequemlichkeit, häusliche oder berufliche Abhaltung, Erkrankung, Reisen oder Haft von der Wahlurne ferngehalten werden. Zu diesen stellt die Sozialdemokratie, weil sie aus den volkreichsten Klassen hervorgeht, das stärkste Kontingent; sie wird immer die größte Zahl von Personen haben, die durch Krankheit und Unfall oder durch Konflikt mit den Gerichten und der Polizei verhindert sind; was die Verhinderung durch Reisen anbelangt, so werden freilich Bade- und Vergnügungsreisende bei ihr weniger in Betracht kommen, dafür um so mehr solche, die durch den Beruf: Schiffer, Fischer, Eisenbahnangestellte, Fuhrleute, außerhalb des Wahlortes tätige Arbeiter usw. von der Wahlurne ferngehalten werden. Dieses Manko aber gleicht die Sozialdemokratie durch ihre straffe Organisation und Kontrolle, durch ihr dichtmaschiges Netz, das mit geradezu vollendeter Sicherheit dafür sorgt, daß kein Wähler verloren geht, im Vorsprung vor allen andern Parteien reichlich aus.

Bei der „allgemeinen Wahlpflicht" der Sozialdemokratie gibt es keine unerlaubten Enthaltungen. In diesem Jahre sind sie nahezu völlig weggefallen, erstens durch den Parteibefehl, der jedem Wahlkreise seinen sozialdemokratischen Kandidaten setzte, zweitens durch die gesetzlichen Maßnahmen, die nachweislich die Wahlen zugunsten der Sozialdemokratie beeinflußt haben: das Wandschirmgesetz und die Verlängerung der Wahlzeit von 6 auf 7 Uhr Abends. Das Wandschirmgesetz mag sich in Zukunft einmal, bei besondern Gelegenheiten, nützlich erweisen. Für diesesmal hat es allen Wählern, auch den ängstlichsten, die vollste Sicherheit gegeben, daß die sozialdemokratische Stimmabgabe unbemerkt bleiben und somit keine unbequemen Folgen haben werde. Es hat zunächst nicht dazu gedient, die Wähler von dem sozialdemokratischen Terrorismus frei zu machen, wie man vielfach gehofft hatte, sondern hat sie ihm nur um so sicherer in die Arme getrieben. Denn die Sozialdemokratie hält viel zu straffe Disziplin und hat ihre Leute fest an der Leine. Die gesamten Arbeiterorganisationen, die Berufsvereine usw. gelten ja nur diesem einen Zweck.

Der einzelne Arbeiter ist nicht mehr Herr seiner selbst, er hat blindlings dem sozialdemokratischen Vorgesetzten zu gehorchen, der auf dem Bau, in der Fabrik, in der Werkstatt ihn unausgesetzt überwacht. Wie verschwindend gering mag die Zahl der Arbeiter sein, die sich einen eignen Stimmzettel mit zur Wahl bringen und diesen hinter dem Wandschirm in den Umschlag tun, statt des Zettels, den sie draußen dem sozialdemokratischen Zettelverteiler, der sie sorgfältig kontrolliert, unbedingt abnehmen müssen. Will man die Freiheit der Wahl für die Arbeiter sichern, so beseitige man die Zettelverteiler an den Zugängen. Ihre Existenz beruht auf keiner gesetzlichen Zulassung oder Duldung, sie sind im wahrsten Sinne des Wortes eine Beeinträchtigung der Wahlfreiheit. Der Arbeiter darf den sozialdemokratischen Stimmzettel nicht ablehnen, mancher andre Wähler ebenfalls schon nicht mehr, auch ist der Arbeiter, namentlich der, der Mittags nicht nach Hause geht oder nur in einer Schlafstelle haust, viel zu bequem oder gar nicht in der Lage, sich einen eignen Stimmzettel zu schreiben. Er weiß ja auch, daß die gedruckten an den Türen dargereicht werden, einen andern als den sozialdemokratischen darf und wird er nicht nehmen. Weg mit den Zettelverteilern! Damit wäre unendlich viel gewonnen! Die Sozialdemokraten würden vielleicht schreien, das sei ein Eingriff in die Wahlfreiheit; vor dem Geschrei braucht man sich nicht zu fürchten in dem Bewußtsein, daß die Wahlfreiheit des Einzelnen damit nicht beeinträchtigt, sondern im Gegenteil sehr gesichert würde. Beeinträchtigt würde allerdings für alle Wähler die Bequemlichkeit. — Die Verlängerung der Wahlzeit um eine Abendstunde ist selbstverständlich fast nur den Sozialdemokraten zugute gekommen.

Ist nun nicht von der Hand zu weisen, daß die Sozialdemokratie auf dem Wege der Bevölkerungsvermehrung einen sehr starken Zuwachs an Stimmen erfahren hat, so liegt die Frage nahe: Wie steht es denn bei den andern Parteien? Scheidet man die gesamte Wählerschaft in Sozialdemokraten und Nichtsozialdemokraten, so ist die Rechnung folgende (immer nur für die Hauptwahlen giltig):

	1898	1903
Giltig abgegebne Stimmen . . .	7752693	9495587
ab Sozialdemokraten	2107076	3010771
bleiben Nicht-Sozialdemokraten .	5645617	6484816

Somit beträgt der Zuwachs der Nichtsozialdemokraten 839199 Stimmen. Leider zersplittert sich jene Zahl in 14 verschiedne Rubriken.

Es haben erhalten:	1898	1903	
Deutschkonservative	859222	948448	+ 89226
Reichspartei	343642	333404	— 10238
Nationalliberale	971302	1313051	+ 341749
Freisinnige Vereinigung	195682	243230	+ 47548
Freisinnige Volkspartei	558314	542556	— 15758
Deutsche Volkspartei	108528	91217	— 17311
Zentrum	1455139	1875292	+ 420153
Polen	244128	347784	+ 103656
Antisemiten	284250	244543	— 39707
Bund der Landwirte	110389	118759	+ 8370
Bauernbund	140304	111375	— 28929
Andre Parteien	268234	248024	— 20210
Unbestimmt	92637	55249	— 37388
Zersplittert	13846	11884	— 1962
zusammen	5645617	6484816	+ 839199

An giltigen Stimmen sind bei der Hauptwahl 1903 gegen 1898 mehr abgegeben worden: 1742894; diese setzen sich zusammen aus:

Zuwachs an Wahlberechtigten	1090154	
Verminderung der Wahlenthaltung	656926	
	1747080	
hiervon ab Verminderung der ungiltigen Stimmen	4186	
bleiben	1742894,	die sich gliedern in
Zuwachs der Sozialdemokraten	903695	
der Nicht-Sozialdemokraten	839199	
bleibt eine Vermehrung der Sozialdemokratie um netto	**64496**	Stimmen.

Und deshalb soviel Lärm!

Das ist der eigentliche tatsächliche Wahlerfolg dieser Partei, wie er sich bei Licht besehen darstellt.

Von großem Interesse wäre es, festzustellen, wie groß der zahlenmäßige Anteil der beiden Gruppen 1. am Zuwachs der Wahlberechtigten, 2. an der Verminderung der Wahlenthaltung in Wirklichkeit ist. Dazu ist ein genaues Studium des Zahlenmaterials der 397 Wahlkreise nötig, das hier zu weit führen würde; aber auch dabei wäre in den meisten Fällen nur eine Wahrscheinlichkeitsberechnung möglich. Der Gewinn der Nationalliberalen z. B. um beinahe 342000 Stimmen wird wesentlich aus der Verminderung der Wahlenthaltung stammen, der Gewinn des Zentrums von 420000 Stimmen wird auf dem Zuwachs der Bevölkerung und dem Rückgang andrer Parteien beruhen, auf der Verminderung der Wahlenthaltung nur zum geringern Teile. Die 100000 Polenstimmen werden zum kleinern Teile der Bevölkerungszunahme, zum größern der erfolgreichern Agitation, also einer Verminderung der Wahlenthaltung zuzuschreiben sein. Auch die Polen haben wie die Sozialdemokraten diesesmal Zählkandidaten aufgestellt, auch sind ihnen viele Stimmen zugefallen, die ehedem dem Zentrum gehörten. Die 89000 konservativen Stimmen rühren dagegen wohl vom Rückgang andrer Parteien und der verminderten Wahlenthaltung her. Andrerseits ist der Rückgang der Freisinnigen Vereinigung, der Freisinnigen und der Deutschen Volkspartei mit 80000 Stimmen wohl zum wesentlichen Teile den Sozialdemokraten zugute gekommen. Das Einzelstudium der 397 Wahlkreise wird eine Menge interessanter Tatsachen zutage fördern und den Aufmarsch der Parteien wesentlich aufklären. Das Material ist in dem genannten Hefte vollständig enthalten, es erübrigt nur, für die einzelnen Wahlkreise und darin für die einzelnen Parteien genau die Schlußfolgerungen zu ziehn.

Der Richtigkeit ziemlich nahe dürfte die folgende Wahrscheinlichkeitsberechnung kommen:

	Sozialdemokraten	Nicht-Sozialdemokraten
Stimmenzahl 1898 rund . . .	2100000	5645000
Zuwachs der Bevölkerung . . .	540000	450000
Verminderung der Wahlenthaltung	300000	350000
Zuwachs aus andern Parteien .	70000	40000
	3010000	6485000

Zusammen: 9495000 giltige Stimmen.

Mancher Leser wird fragen, wie ist es denn nur möglich, daß das Plus von nur 64000 Stimmen den Sozialdemokraten 25 Mandate mehr verschaffen konnte? Diese an sich sehr berechtigte Frage läßt sich nur aus den Stich-

wahlen heraus beantworten. Der Abgeordnete Dr. Arendt hat kürzlich über die 81 sozialdemokratischen Mandate eine fleißige Arbeit im Berliner „Tag“ veröffentlicht und ist dabei zu folgendem Ergebnis gekommen:

„Von den 81 Mandaten der sozialdemokratischen Partei müssen 24 als völlig unsicher und leicht zurückzugewinnen gelten, nämlich: Halle, Elberfeld, Rostock, Gotha, Reuß ä. L., Brandenburg, Randow-Greifenhagen, Kalbe-Aschersleben, Mettmann-Remscheid, Zittau, Plauen, Altenburg, Königsberg i. Pr., Frankfurt a. O., Lauenburg, Dortmund, Oschatz, Borna, Flensburg, Bochum, Dortmund, Böblingen, Göppingen, Karlsruhe. In 41 Wahlkreisen hat die Sozialdemokratie das Mandat gleichfalls nur in harten Kämpfen errungen, auch hier ist es größtenteils mit Erfolg ihr streitig zu machen, während 16 Wahlkreise einen sichern Parteibesitz bilden. In den 24 Stichwahlkreisen erhielten von 1124700 Wahlberechtigten die Sozialdemokraten 414600, ihre Gegner 361500 Stimmen. Der sozialdemokratischen Mehrheit von 53100 Stimmen standen 348600 Nichtstimmende gegenüber. Nach diesen Ergebnissen hätten die »Genossen« wirklich in Dresden den Mund etwas weniger vollnehmen sollen.“

Es sind darunter ganz eklatante Fälle von Wahlfaulheit. So betrug u. a. die

	sozialdemokr. Mehrheit	die Wahlenthaltungen
in Königsberg i. Pr.	900	7400
Frankfurt a. O.	400	5900
Bochum	700	32800 (!)
Dortmund	200	17400
München I	4100	16600
Leipzig	3500	6100
Karlsruhe	600	8900
Mannheim	5600	10700

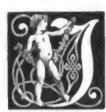
Dr. Arendt sieht 13 Wahlsitze als sichre Hochburgen der Sozialdemokratie an, die ihr nur durch einen starken Umschwung, zumal in Sachsen, wieder entrissen werden können; dazu 3 weitere, die zunächst für sie als sicher gelten mögen, alle andern 65 Wahlkreise können bei ausreichender Wahlbeteiligung und tatkräftiger Gegenbewegung wieder zurückgewonnen werden. Dieser Annahme wird man nur beitreten können. Die Zahl von 15 bis 16 Mandaten ist der der Sozialdemokratie in Wirklichkeit zukommende Anteil. Alles, was sie darüber hat, verdankt sie der Lässigkeit der andern Parteien und der Unselbständigkeit vieler Wähler, die sich eine Wahl ohne eine von der Regierung ausgegebne Parole nun einmal nicht denken können. Freilich muß man dem Abgeordneten Arendt darin Recht geben, daß die Wahlparole der Sozialdemokraten „Wider den Brotwucher“ ihnen diesesmal viele Mitläufer zuführte, während die Änderungen des Wahlreglements für jetzt gleichfalls ausschließlich dieser Partei zugute kamen, wie das aus den Zahlen einer Reihe von Wahlkreisen nachweisbar ist. Aber die Gesamtlage ist durchaus danach angetan, dem deutschen Volke die volle uneingeschränkte Gewißheit zu bieten, daß es aus sich heraus die Sozialdemokratie völlig überwinden kann, wenn die bürgerlichen Parteien das dazu nötige Pflichtgefühl und die dazu unabweisbare Eintracht betätigen — so lange es noch Zeit ist! Davon wird es auch abhängen, ob Arendts Annahme, daß die Sozialdemokratie mit den letzten Wahlen ihren Höhepunkt überschritten habe, zutrifft. H. J.





Die mittelitalienische Liga 1859/1860

Von Otto Kaemmel



Italien und Viktor Emanuel! — das war in den fünfziger Jahren die Losung der italienischen Patrioten geworden, nachdem die schweren Erfahrungen des Sturmjahres 1848/49 bewiesen hatten, daß die Befreiung und die Einigung Italiens auf republikanischem Wege nicht zu erreichen seien; nur Mazzini und sein Anhang hielten noch an dem alten Traume fest, aber Daniele Manin, der letzte Doge von Venedig, predigte jetzt den Anschluß an Piemont, und auch Vincenzo Gioberti, der einst (1843) für den italienischen Staatenbund unter dem Primate des Papstes geschwärmt hatte, bezeichnete in seinem „Rinnovamento" von 1852 das Königtum des Hauses Savoyen als den berufnen Führer der nationalen Bewegung, forderte Rom als die Hauptstadt Italiens, wo dereinst das Königtum und das seiner weltlichen Gewalt entkleidete Papsttum friedlich nebeneinander walten würden. Vollends der Nationalverein, der 1857 unter der Leitung des Sizilianers Giuseppe La Farina ins Leben trat, forderte kurzab den italienischen Einheitsstaat unter König Viktor Emanuel und setzte sich mit dessen leitendem Minister, dem Grafen Cavour, in die engste Verbindung. Diese klare Entschlossenheit der Italiener hat das Königreich Italien begründet. Die Siege Napoleons des Dritten, der das gar nicht wollte, im Sommer 1859 haben die Einheit nur ermöglicht. Entscheidend war dabei die Haltung der mittelitalienischen Landschaften; ohne sie wäre die Einheitsbewegung am Po und am Mincio stehn geblieben oder doch nicht über einen lockern Staatenbund hinausgekommen, der den Keim des Untergangs in sich getragen hätte, und den obendrein Pius der Neunte, sein in Aussicht genommenes Oberhaupt, unbedingt zurückwies.

Vom deutsch-monarchischen Standpunkt aus diese Dinge zu beurteilen, wäre ganz verkehrt und ungerecht. Das sittliche Band, das deutsche Bevölkerungen mit ihren alten Fürstengeschlechtern verbindet, ist in Italien niemals vorhanden gewesen und konnte niemals vorhanden sein. Mit Ausnahme von Neapel und von Piemont ist zunächst die Geschichte Italiens städtisch-republikanisch, nicht monarchisch, und das starke Sonderbewußtsein wenigstens in der Nordhälfte städtisch, nicht landschaftlich; die kleinen und die großen Herrscherhäuser, die gegen Ende des Mittelalters dort emporkamen, waren illegitimen Ursprungs und ohne Wurzeln im Lande, und die Dynastien, die im neunzehnten Jahrhundert dort regierten, verdankten mit Ausnahme des Hauses Savoyen ihre Herrschaft der Willkür der europäischen Diplomatie, waren dem Lande von Haus aus fremd, fühlten sich niemals als Glieder der italienischen Nation und hatten nur ihre dynastischen Interessen im Auge. Auf Mittelitalien trifft das besonders zu. Das Haus Lothringen war erst 1739 nach den Bestimmungen des Wiener Friedens von

1735 nach Toscana verpflanzt worden, Parma erst 1748 einem Zweige der Bourbonen zugefallen. Das Haus Este, das jahrhundertelang in Modena regiert hatte, war mit Ercole dem Dritten im Jahre 1806 ausgestorben und 1814 nach dem Sturze Napoleons durch eine Nebenlinie der Habsburg-Lothringer, die mit dem Erzherzog Ferdinand, dem Gemahl der Erbtochter Maria Beatrice begann, ersetzt worden. Die Romagna hatte Papst Julius der Zweite (1503 bis 1513) aus einer Anzahl selbständiger Stadtgebiete zu einer päpstlichen Provinz zusammengeschweißt, aber von dynastischer Gesinnung konnte im Kirchenstaate grundsätzlich niemals die Rede sein, und den Glauben an die Berechtigung eines geistlichen Staats überhaupt hatte die napoleonische Zeit gründlich erschüttert. Sie hatte zugleich die mittelitalienischen Dynastien sämtlich gestürzt und ihre Länder teils in Departements des Kaiserreichs, teils in Gebiete des neuen Königreichs Italien verwandelt; dann hatte nach einer Unterbrechung von fast zwanzig Jahren die europäische Diplomatie des Wiener Kongresses die alten Herrscherfamilien wieder zurückgeführt, aber in Parma zunächst die völlig landfremde Kaiserin Maria Luise eingesetzt, die das Land bis 1847 behauptete. Die Revolution von 1848/49 hatte sie alle abermals weggefegt, und nur österreichische Bajonette hatten sie wieder eingesetzt. Bis Ende 1854 standen die Österreicher in Livorno, bis in den Mai 1855 in Florenz, bis 1857 in Modena und Parma, bis zum Kriege von 1859 in Bologna, Ferrara, Ancona und Piacenza. Auch dem Gutmütigsten zeigten sich damals diese Herrscher offen als das, was sie tatsächlich waren, als Statthalter oder Vasallen Österreichs; war doch der Großherzog Leopold der Zweite von Toscana bei seiner Wiedereinsetzung am 28. Juli 1849 sogar in der Uniform eines österreichischen Generals unter dem Schutze österreichischer Truppen in Florenz eingezogen! Weder er noch die Herzöge von Modena und Parma haben sich jemals als Italiener gefühlt, sie waren und blieben Fremde. Dazu hoben sie alle die „revolutionären" Verfassungen von 1848 auf und kehrten zu dem alten, obendrein klerikal gefärbten Absolutismus zurück, was in Deutschland nach 1849 keine Regierung gewagt hat. Auch Großherzog Leopold der Zweite tat das seinem Versprechen von Molo di Gaëta zum Trotz am 6. Mai 1852. Seine wohlmeinende und verständige Regierung, zweifellos die beste, die Italien neben der piemontesischen damals gehabt hat, konnte das nicht in Vergessenheit bringen. Zu dem Gefühl der Scham, unter einer fremden Herrschaft zu stehn, gesellte sich die bittere Empfindung, in einer mit dem Bewußtsein der Zeit unverträglichen Weise regiert zu werden. So konnte von dynastischer Anhänglichkeit nirgends die Rede sein. Die Dynastien waren also überall ohne jede Wurzel im Lande und fielen deshalb haltlos der Katastrophe zum Opfer.

Unstreitig ist diese Katastrophe wenn auch nur als letzte Eventualität von der Politik Cavours mit Hilfe des Nationalvereins planmäßig vorbereitet worden. In Toscana stand an der Spitze der nationalen Bewegung der stolze Baron Bettino Ricasoli. Er war als Sprößling eines alten toscanischen Adelsgeschlechts am 9. März 1809 in Florenz geboren, hatte die landesübliche höhere Bildung genossen und sich dann ausschließlich der Verwaltung seiner ausgedehnten Güter im Chiantiweinlande bei Siena gewidmet, später auch in den

Maremmen um Grosseto einen großen Besitz erworben, den er mit allen modernen Mitteln urbar machte. Ins politische Leben trat er erst 1847 ein. Er richtete damals eine Denkschrift über verschiedne Mißstände der Verwaltung an das Ministerium, gründete eine politische Zeitung und übernahm endlich die Leitung der Stadtverwaltung von Florenz. Den Eintritt in das Ministerium lehnte er im Sommer 1848 ab, doch wurde er im April 1849 Mitglied der städtischen Verwaltungsdeputation. Mit ihr protestierte er gegen den Einmarsch der Österreicher; als sie trotzdem kamen, zog er sich auf seine Güter in den Maremmen zurück und ging dann mit Frau und Tochter nach Zürich, wo er ganz schlicht lebte. Er gefiel sich in dieser bürgerlich protestantischen Umgebung, verkehrte u. a. auch im Hause der Mutter Konrad Ferdinand Meyers und blieb mit ihr immer in Briefwechsel. Aber bei aller Hochachtung vor der republikanischen Verfassung und der reformierten Kirche betrachtete er beide als ungeeignet für Italien. Im Frühjahr 1851 wieder in die Heimat zurückgekehrt, wo ihm seine sanfte zarte Frau am 3. Juli 1852 starb, seine einzige Tochter sich mit einem Verwandten des Hauses vermählte, hielt er sich von allen Staatsgeschäften fern und hauste einsam in seinem mittelalterlichen, zinnen- und turmgekrönten Kastell Brolio bei Siena, nur mit der Verwaltung seiner Güter und seinen politischen Ideen beschäftigt. Sein Ziel war der italienische Einheitsstaat unter dem Hause Savoyen. Dazu bekannte er sich offen, als ihn Konrad Ferdinand Meyer mit seiner Schwester im Mai 1858 auf Brolio besuchte. „Was nützt mir der ideale Staat Platos, rief er, wenn ich auf diesem irdischen Boden den wirklichen Einheitsstaat, das von den Fremden unabhängige Italien, begehre?“ Er hatte damals schon Grundbesitz in Rom erworben, weil er sicher war, daß es die nationale Hauptstadt werden würde, und baute sich hier später neben der Villa Doria-Pamfili sein eignes Landhaus. Leidenschaftlich, unbeugsam, gerade und stolz, ein echter Aristokrat und einer der größten Grundherren des Landes, ein Landedelmann, wie sie in Italien leider immer noch so selten sind, in seiner Erscheinung hoch gewachsen, elastisch, hager war er der geborne Führer der nationalen Bewegung in Toscana.*)

Der rauhe Neujahrsgruß Napoleons des Dritten an den österreichischen Gesandten und die herausfordernden Worte der Thronrede König Viktor Emanuels am 10. Januar 1859: „Wir sind nicht unempfindlich bei dem Schmerzensschrei, der sich aus jedem Teile Italiens zu uns erhebt“ (Non siamo insensibili al grido di dolore che da ogni parte d'Italia si leva verso di noi) hatten auch in Toscana die größte Aufregung hervorgerufen. Sie stieg mit der Verschärfung des Konflikts zwischen Piemont und Österreich. Bald darauf forderte Piemont den Großherzog Leopold zum Abschluß eines Bündnisses gegen Österreich auf; er lehnte ab, er wollte neutral bleiben in dem Kampfe, der über das Schicksal Italiens entscheiden mußte, und bewies damit aufs neue, daß er nicht als Italiener empfinde. So beschwor er selbst die Katastrophe herauf. Am 23. April wurde

*) Vgl. A. v. Reumont, Charakterbilder aus der neuern Geschichte Italiens (1886), der freilich als preußischer Legitimist katholischen Glaubens weder Ricasoli noch der italienischen Erhebung überhaupt gerecht wird, und die anziehende Charakteristik Ricasolis von Betsy Meyer in den Erinnerungen an Konrad Ferdinand Meyer, Deutsche Rundschau 1903, Juliheft.

das österreichische Ultimatum in Turin übergeben, am 26. zurückgewiesen, als schon die ersten französischen Kolonnen den Mont Cenis überschritten hatten. In denselben Tagen, am Ostersonntag, 24. April, forderte der piemontesische Gesandte Carlo Buoncompagni peremtorisch den Anschluß Toscanas. Da der Großherzog auch jetzt noch zögerte, begann die Erhebung, eine wunderbar maßvolle Volksbewegung, die ohne jede Gewalttat verlief. Am 26. fraternisierten zuerst vor der Porta San Gallo Truppen und Volk, am 27. versammelten sich Tausende auf dem Platze vor der untern Citadelle, und ein Manifest proklamierte den Krieg gegen Österreich. Nun beauftragte der Großherzog den Marchese di Lajatico mit der Neubildung des Ministeriums auf Grund des Programms: Bündnis mit Piemont und Wiederherstellung der Verfassung. Es war zu spät. Die Truppen versagten völlig, und die Häupter der Bewegung, in der piemontesischen Gesandtschaft versammelt, forderten jetzt die Abdankung des Großherzogs. Er machte keinen Versuch zum Widerstande und verließ um Mittag den stolzen Palazzo Pitti. Als er durch die dichtgedrängten Menschenmassen fuhr, die ihn mit florentinischer Höflichkeit grüßten, rief er dem ihm persönlich bekannten Bäckermeister Giuseppe Dolci, einem der Führer der Erhebung, gutmütig oder ironisch zu: A rivederci — auf Wiedersehen! Der aber antwortete trocken: Non s'incommodi! — bemühen Sie sich nicht! und in der Tat hat Leopold Florenz niemals wieder betreten. Nur die fremden Diplomaten begleiteten ihn. In Florenz aber übernahm im Auftrage des Munizipiums, also der Stadtgemeinde eine provisorische Regierung unter Ubbaldino Peruzzi, Vincenzo Malenchini und Alessandro Danzini die Leitung.

Erst einige Tage später, am 29. April, begannen die Österreicher den Übergang über den Ticino, während Benedek bei Piacenza, also auf dem Boden des Herzogtums Parma, stand. Trotzdem war auch dort die Lage so unhaltbar, daß die Herzogin-Regentin Luise, noch ehe auf dem Kriegsschauplatze ein Schuß gefallen war, mit ihrem elfjährigen Sohn Robert am 1. Mai ihre Hauptstadt verließ. Schon am 5. Mai kehrte sie wieder dahin zurück, aber inzwischen wandte sich das Kriegsglück gegen die Österreicher, und die Niederlage von Magenta am 4. Juni nötigte sie, die ganze Lombardei aufzugeben. Da flüchtete die Regentin zum zweitenmal, am 9. Juni auch der Herzog Franz der Fünfte von Modena, doch dieser von seinen Truppen, etwa 4000 Mann, umgeben und achtzig politische Gefangne in Ketten mit sich schleppend. Nun räumten die Österreicher auch Ferrara, Bologna und Ancona, und ihrem Abzuge auf dem Fuße folgte am 12. Juni die Erhebung der Romagna, mit der die alte Ostgotenstadt Ravenna den Anfang machte, das „fette" Bologna folgte. Der päpstliche Delegat Monsignore Achille Maria Ricci verließ das Land, und eine provisorische Regierung unter dem Marchese Pepoli trat an die Spitze. In ganz Mittelitalien waren also die alten Zustände morsch zusammengebrochen. Auch im päpstlichen Umbrien begann die nationale Bewegung; am 14. Juni erhob sich das tapfre Perugia, die alte etruskische Felsenstadt, wo damals Giacomo Pecci, der spätere Papst Leo der Dreizehnte, Bischof war. Doch da Napoleon der Dritte den Papst möglichst schonen wollte, so mußte man sie im Stiche lassen, und am 20. Juni wurde sie von dem Schweizerregiment des Obersten Schmidt unter blutigen Greueln

überwältigt. Sie sind noch heute dort nicht vergessen, und auf dem Platze der geschleiften Citadelle vor der neuerbauten Präfektur hat nachmals „das befreite Umbrien" dem König Viktor Emanuel ein stattliches Reiterdenkmal errichtet.

Der nächste politische Gedanke war für Mittelitalien der sofortige Anschluß an Piemont. Aber solche Anträge mußte Viktor Emanuel aus Rücksicht auf Napoleon den Dritten zunächst ablehnen, nur den militärischen Oberbefehl über die Truppen der vier Gebiete übernahm er sofort und ernannte dafür seine Kommissare: in Parma den Grafen Deodato Pallieri, in Modena Luigi Farini, in Bologna den Marchese Massimo d'Azeglio, der seit 1845 und 1848 dort im besten Andenken stand und deshalb bei seinem Einzuge mit stürmischem Jubel begrüßt wurde, in Florenz endlich den bisherigen Gesandten Carlo Buoncompagni, neben dem Ricasoli als Minister des Innern tatsächlich die Leitung der Regierung führte (seit dem 11. Mai). Die toscanischen Truppen, eine geschlossene Division von zehntausend Mann in zwei Brigaden mit zwei Schwadronen und drei Batterien unter dem General Girolamo Ulloa, dem Verteidiger Venedigs im Jahre 1849, brachen am 19. Juni von Pistoja aus nach dem Kriegsschauplatze auf, kamen aber trotz angestrengter Gebirgsmärsche doch zu spät, als daß sie noch an der Entscheidungsschlacht von Solferino am 24. Juni hätten teilnehmen können, und der Präliminarfriede von Villafranca am 11. Juli machte dem Kriege ein überraschendes, für Italien höchst peinliches Ende. Erbittert rissen die sonst so ruhigen Florentiner die angeschlagnen Nachrichten von den Straßenecken, und Graf Cavour trat am 14. Juli zurück. Ricasoli aber schrieb zornig seinem Bruder Vincenzo in Turin, der ihm im Auftrage des Generals Lamarmora, des neuen piemontesischen Ministerpräsidenten, geschrieben hatte, das beste wäre für Toscana die Rückkehr des Großherzogs: „Du wirst dem General Lamarmora sagen, daß ich deinen Brief in tausend Stücke gerissen habe" (25. Juli).

Für Mittelitalien war jetzt die Lage äußerst schwierig geworden. Denn der Vertrag von Villafranca bestimmte nur die Abtretung der Lombardei, nahm aber für Mittelitalien die Rückkehr der verjagten Fürsten in Aussicht. Viktor Emanuel hatte allerdings jede Mitwirkung dabei abgelehnt, indem er hinzusetzte, er nehme den Vertrag nur an, soweit er ihn angehe, also für die Lombardei, und damit ließ er den vier Landschaften freie Hand, aber seine Kommissarien mußte er abberufen. So blieb Mittelitalien auf sich selbst gestellt; von der Entschlossenheit und der Klugheit seiner Leiter hing sein Schicksal, hing der Fortgang der nationalen Sache ab.*)

Ohne Schwanken und in vollkommner Ordnung schritt Mittelitalien über den Frieden von Villafranca hinweg. In Toscana übernahm Ricasoli, in

*) Diese merkwürdige Übergangszeit ist jüngst durch eine Reihe von Veröffentlichungen in der Nuova Antologia schärfer beleuchtet worden: Pietro Valle, Vittorio Emanuele e Garibaldi, 1. Juni 1902; Gaspare Finali, Il 27 aprile 1859 e la politica unitaria nell' Italia centrale, 16. Mai 1903; Luigi Rava, Manfredo Fanti, Garibaldi e Luigi Farini, 1. September 1903. Hauptquelle sind die Lettere e documenti del barone Bettino Ricasoli, volumi III e IV dal 28 aprile 1859 al 28 marzo 1860, Firenze 1883, dazu die ausführliche Anzeige von G. Finali in der Nuova Antologia vom 1. März 1889 und desselben Autors Ricordi della vita di Luigi Carlo Farini in derselben Zeitschrift vom 1. Juni 1878.

Bologna der Korse Oberst Leonetto Cipriani, in Modena Farini, in Parma zunächst Giuseppe Manfredi, dann ebenfalls Farini die Leitung. Unter diesen Männern war Farini nächst Ricasoli weitaus der bedeutendste. Er war als Sohn einer angesehenen Familie am 12. Oktober 1812 in Russi zwischen Faenza und Ravenna geboren, hatte in Bologna Medizin studiert, sich aber eifrig an den Erhebungen der Romagna 1831 und 1832 beteiligt und war neben der Ausübung seines ärztlichen Berufs immer politischer Agitator geblieben, ohne sich jedoch Mazzini anzuschließen. Der mißlungne Aufstand von 1843 trieb ihn aus dem Lande. In Paris lernte er die Welt kennen und den kleinen Verschwörungen und Putschen entsagen. Im Jahre 1844 nach Toscana zurückgekehrt, schloß er Freundschaft mit d'Azeglio und trat zuerst im September 1845 bei der Erhebung von Rimini mit einem positiven politischen Programm hervor: Anteil der Laien an der Regierung des Kirchenstaats und Errichtung einer Volksvertretung (Consultà). Der Regierungsantritt Pius des Neunten im Jahre 1846 schien seine Hoffnungen zu erfüllen, die Amnestie öffnete ihm die Heimat wieder, und er wurde 1848 sogar in das neugebildete päpstliche Ministerium berufen, auch für Faenza in die Kammer gewählt. Er blieb dem Papste treu, auch als sich dieser schließlich dem nationalen Kriege versagte und endlich im November 1848 vor einer republikanischen Erhebung das Feld räumte; statt der römischen Republik den Eid zu leisten, ging Farini nach Toscana und später nach Piemont, denn nur auf dieses setzte er jetzt seine Hoffnung. Hier war er unter Cavour eine Zeit lang Unterrichtsminister, seit 1852 als Deputierter und Journalist für die italienische Nationalsache tätig. Ein echter Romagnole in seiner feurigen Leidenschaft verband er damit doch kluge Besonnenheit, unermüdliche Arbeitsamkeit und rückhaltlose Hingebung für seine Sache. Die Diktatur war hier durch die Verhältnisse geboten, denn die Gefahren drohten von allen Seiten. Von den entthronten Fürsten war der Herzog von Modena noch in Waffen auf österreichischem Gebiet; er suchte seine Truppen durch österreichische, namentlich tirolische Freiwillige zu verstärken, er unterhielt Einverständnisse in seinem Herzogtum, namentlich in Guastalla, Mirandola, Finale, Carpi; der Bischof von Modena war sein Parteigänger, Modena überhaupt ein Hauptsitz der Absolutisten und der Klerikalen, auch zahlreicher französischer und spanischer Emigranten dieser Richtung und eine Burg der Jesuiten, die den ganzen Unterricht beherrschten. Österreich aber wäre durch den Vertrag von Villafranca an der Unterstützung einer Reaktion nicht verhindert worden, und eine solche hätte auch von Rom aus sicher Unterstützung gefunden. Dieser Gefahr zu begegnen, blieb die toscanische Division, die am 17. Juli hinter den Po zurückgegangen war, bis Mitte September um Reggio und Modena stehn. Andrer Art war die Gefahr der Bildung eines selbständigen mittelitalienischen Staats, der mit einer Bevölkerung von mehr als vier Millionen und quer über die Mitte der Halbinsel vom Tyrrhenischen bis zum Adriatischen Meer ausgedehnt für Piemont ein gefährliches Gegengewicht geboten, also die Einheit Italiens nicht gefördert, sondern verhindert hätte und deshalb von Napoleon dem Dritten begünstigt wurde, obwohl der Verdacht, er habe seinen Vetter Jerome zu seinem König bestimmt, unbegründet zu sein scheint. Aber man dachte auch an den Herzog von Parma

oder einen savoyischen Prinzen, und französische Agenten waren dafür im Geheimen eifrig tätig und mußten von Ricasoli scharf abgewiesen werden. Auch in der Bevölkerung, ja in den leitenden Kreisen Toscanas hatte dieser Gedanke manchen Anhänger, wie sogar Gino Capponi, Raffaele Lambruschini, ein Freund Ricasolis, u. a. m., und Farini arbeitete eine Zeit lang ernsthaft an seiner Verwirklichung. Jedenfalls war er im Interesse Frankreichs, das Piemont in Abhängigkeit halten wollte. Von den andern, nicht unmittelbar beteiligten Großmächten war nichts zu fürchten, aber auch nicht viel zu hoffen; einer auswärtigen Intervention waren sie alle abgeneigt, am entschiedensten England. Mittelitalien mußte sich also selbst helfen.

Deshalb schlossen zunächst Toscana und Modena am 10. August ein militärisches Schutz- und Trutzbündnis ab und nahmen kurz danach auch Parma und die Romagna in diese Gemeinschaft, die Lega dell' Italia centrale, auf. An Truppen stellte Toscana 10000, die Rogmana 7000, Modena und Parma je 4000 Mann. Den Oberbefehl übernahm am 23. August der Modenese Manfredo Fanti (geb. 1806), ein trefflicher Organisator, in spanischen und piemontesischen Diensten erprobt, mit dem Hauptquartier in Modena. Sein Stellvertreter wurde Garibaldi, der schon am 16. August an Stelle des politisch nicht ganz zuverlässigen Ulloa an die Spitze der toscanischen Division getreten war. Die mittelitalienischen Truppen wurden allmählich bis auf 50000 Mann vermehrt und in zweiundzwanzig Infanterieregimenter, zwölf Bersaglieribataillone und vier Reiterregimenter mit schwacher Artillerie formiert; von den elf Infanteriebrigaden stellten Toscana und die Romagna je vier, Modena zwei, Parma eine. Sie wurden durchaus als Teile einer einheitlichen italienischen Armee unter der Trikolore behandelt. Garibaldis Dienstschreiben trugen den bezeichnenden Vordruck: Esercito italiano, undecima divisione, generale commandante, die Zählung der Divisionen, Brigaden und Regimenter schloß sich an die piemontesische an (die Infanterieregimenter führten deshalb die Nummern 28 bis 50), und die Uniform wurde die piemontesische. Auch für die Verstärkung der Werke von Piacenza und Brescello am Po, die Befestigung von Mirandola und Cattolica (an der Genze der päpstlichen Marken) wurde gesorgt, die Eisenbahn von Piacenza bis Bologna fortgesetzt, eine Waffenfabrik in Parma, eine Militärschule in Modena eingerichtet.

Alsbald gingen nun die verbündeten Regierungen auch politisch entschlossen vorwärts. Ohne die Abdankung Leopolds des Zweiten am 21. Juli zugunsten seines ganz österreichisch gesinnten Sohnes zu beachten, schrieb zuerst die toscanische Regierung die Wahlen zu einer Nationalversammlung aus, und die andern Regierungen folgten diesem Beispiel. So wurden die entthronten Dynastien zunächst förmlich entsetzt, in Florenz, wo der majestätische „Saal der Fünfhundert" im Palazzo vecchio die Volksvertreter aufnahm, am 16. August, in Modena am 19. August, in Bologna am 6., in Parma am 14. September. Darauf beschlossen alle vier Versammlungen die Vereinigung ihrer Länder mit Piemont. Diese mußte König Viktor Emanuel ihren Abgesandten gegenüber, die er im Laufe des Septembers empfing, ablehnen, aber er versprach ihnen, im Einvernehmen mit Napoleon dem Dritten ihre Wünsche auf dem bevor-

stehenden europäischen Kongreß zu vertreten. Deshalb tauchte bald der Plan auf, dem Prinzen Eugen von Savoyen-Carignan wenigstens die Regentschaft über Mittelitalien anzutragen, worüber die drei Diktatoren schon am 29. September eine Konferenz abhielten, aber auch dazu war wenig Aussicht, und inzwischen beschwor Garibaldis Ungestüm neue Gefahren herauf.

(Schluß folgt)



Verwaltung, Behörden und Stände in Rußland

(Schluß)



Von der orthodoxen Geistlichkeit hat sich namentlich die Weltgeistlichkeit im Laufe der Zeiten manche Veränderung ihrer Lage gefallen lassen müssen. Zuerst ergänzte sie sich durch Wahl der Angehörigen eines Sprengels. Als aber die Bevölkerung an eine bestimmte Beschäftigung gebunden wurde, gestaltete auch sie sich zu einem mehr oder weniger geschlossenen Stand um, aus dem die geistlichen Würdenträger ergänzt wurden. Die Ausbildung zum Geistlichen erfolgt auf Priesterseminarien, nicht auf Universitäten. Im Gegensatz zur römisch-katholischen Geistlichkeit ist der orthodoxen Weltgeistlichkeit die Heirat, aber nur einmal, erlaubt; auch verwitwet darf der Geistliche keine neue Ehe eingehn. — Die Reformen Alexanders des Zweiten blieben auch auf die Geistlichkeit nicht ohne Einfluß, indem ihre ständische Sonderstellung ihnen zum Opfer fiel. Heute kann der geistliche Würdenträger dem Adel angehören; legt er seine Würde nieder, so tritt er in den Stand zurück, dem er vorher angehört hat. Seine Kinder werden, wenn er nicht selbst von Adel war, zum erblichen Ehrenbürgerstand überschrieben.

Während der Staatsdienst dem an erster Stelle stehenden Adel vorbehalten blieb und die Befriedigung des religiösen Bedürfnisses der Geistlichkeit übertragen wurde, legte das Moskauer Großfürstentum der übrigen Bevölkerung in Stadt und Land Abgaben und Lasten vom Gewerbe oder vom Landbau auf. Erst gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts kam der Unterschied zwischen Stadt- und Landbewohnern auf und verschärfte sich um so mehr, je mehr sich das Verhältnis des Gutsherrn zur Leibeigenschaft umbildete. Die zum Frondienst verpflichteten Stadtbewohner wurden unter Peter dem Großen und Katharina der Zweiten stark bevorrechtet. Beide Herrscher strebten die Bildung blühender städtischer Gemeinwesen nach Art westeuropäischer Städte mit einer den russischen Verhältnissen fremden Selbständigkeit an. Zu diesem Zwecke wurden die Stadtbewohner in Anlehnung an das Vorbild in Gilden und Innungen (Zechen) eingereiht und nach der Städteordnung der Kaiserin Katharina (vom Jahre 1785) in die vier Klassen der angesehenen Ehrenbürger, Kaufleute, Innungshandwerker und Kleinbürger geschieden. Alle vier Klassen erhielten das Recht der Entscheidung über die Angelegenheiten der Stadt in

der Duma und das weitere Recht, ein ständiges ausführendes Verwaltungsorgan und das Stadthaupt zu ernennen. Diese Ordnung blieb bis zum Jahre 1870 in Geltung, wo die neue Städteordnung in Kraft trat. Diese beruft alle einem gewissen Zensus entsprechenden Einwohner der Stadt, also auch Adliche, Geistliche und Bauern, nicht mehr die vier Klassen allein zur Teilnahme an der Verwaltung. Damit hat der frühere Stand der Stadtbewohner seine bisherige Sonderstellung verloren und ist mit der übrigen in der Stadt wohnenden Bevölkerung zu einer weitern, alle Stände umfassenden Korporation der Stadtgemeinde verschmolzen. Innerhalb der Stadtgemeinde sind die verschiednen Berufsklassen mit Ausnahme der Ehrenbürger in besondre Korporationen mit dem Recht gemeinsamer Interessenvertretung gegliedert: es gibt Kaufmanns-, Handwerker- und Kleinbürgerversammlungen, Älteste der Kaufmannschaft und des Kleinbürgerstandes, Handwerksobermeister und in größern Städten ständige Ämter der Korporationen zur Verwaltung der laufenden Geschäfte. Die Korporationen erscheinen bei der heute herrschenden Freiheit in der Wahl der Tätigkeit als ausschließlich professionell, keineswegs ständisch. Der Titel Kaufmann wird durch Eintragung in eine der beiden Gilden und durch Bezahlung der Reichsgewerbesteuer erworben. Die Zuzählung zur ersten Gilde verleiht das Recht auf den Großhandel, die zur zweiten Gilde berechtigt nur zum Kleinhandel. Innungshandwerker kann man durch Einschreibung in eine der Innungen werden; jeder, der in einer Stadt mit Innungswesen — was bei weitem nicht in allen Städten anzutreffen ist — ein Handwerk betreiben will, muß sich bei der betreffenden Innung einschreiben lassen. Wer nicht zu einer andern Klasse gehört, wird dem Kleinbürgerstand zugeschrieben, der also auch die städtische Arbeiterbevölkerung mit umfaßt. Der Ehrenbürgerstand, der ursprünglich ein städtisches Patriziat darstellen sollte, und den das Gesetz immer noch zur städtischen Bevölkerung rechnet, steht in gar keiner festen Beziehung mehr zu den Städten selbst und ist als Stand nicht organisiert. Der Titel „Ehrenbürger" bedeutet nichts weiter, als eine ehrende Bezeichnung, die mit gewissen Rechten und Vorzügen verbunden ist, und die erblich oder persönlich für besondre Verdienste oder für einen gewissen Bildungsgrad verliehen wird.

Weitaus am stärksten im Reich ist der Bauernstand vertreten. Als er an die Scholle gefesselt wurde, erhielt er eine Zwangsorganisation derart, daß seine Angehörigen solidarisch zur Ableistung der ihnen auferlegten Verpflichtungen haftbar gemacht wurden. Ein Teil wurde zu Leibeignen der Gutsbesitzer, ein andrer Teil zu Fronbauern der Krone oder der Apanagenverwaltung,*) und nur ein kleiner Teil blieb frei. Diese drei Kategorien standen zu der Zeit der Leibeigenschaft unter verschiednen Rechtsverhältnissen — heute bilden sie einen gemeinsamen Bauernstand, der, soweit er nicht schon von jeher im freien Besitz seines Landes war, den ihm bei Aufhebung der Leibeigenschaft angewiesnen Landanteil bis zum Jahre 1931 allmählich loskaufen muß. Inwiefern diese Verschuldung durch Zwang und die jeden Fortschritt hemmende bäuerliche Besitz-

*) Verwaltung der reichen Liegenschaften, aus deren Erträgnissen die Mitglieder der kaiserlichen Familie besonders dotiert werden.

ordnung — die wechselnde Aufteilung des Gemeinbesitzes nur zum Zweck ein- oder mehrmaliger Bewirtschaftung — eine Quelle des Notstandes der Landwirtschaft geworden ist, ist an andrer Stelle (Grenzboten 1900, Nr. 49: Die russischen Hungersnöte) nachgewiesen worden. Erst wenn das Land wirklich freies Eigentum geworden ist, werden sich die Spuren der frühern Rechtsverhältnisse, oder richtiger Unrechtsverhältnisse, verwischen. Inzwischen ist durch das Manifest des Zaren vom 26. Februar (11. März) dieses Jahres eine Reihe für die Hebung des Wohlstandes der Bauernschaft wichtiger Maßregeln, darunter die Ermöglichung des Austritts aus einer Bauerngemeinde und die Aufhebung der gemeinsamen Haftpflicht, angekündigt worden, die letzte Maßregel auch durch Ukas vom 12. (25.) März befohlen worden — Ereignisse unzweifelhaft von großer Tragweite, die in der gesamten russischen Presse auf das lebhafteste willkommen geheißen und besprochen worden sind. Für den Bauernstand haben sie wohl vornehmlich wirtschaftliche Bedeutung, denn wenn auch die seit dem Erlaß des Manifestes tagende Kommission für Abänderungsvorschläge zur Gouvernementsverwaltung gewisse Fragen der Organisation des Bauernstandes wird streifen müssen, an den Grundzügen dieser Organisation dürfte nicht viel geändert werden. Insofern mit Recht, als der Bauernstand, zu dem übrigens auch die sogenannten Ansiedler (die frühern Kolonisten größtenteils deutscher Herkunft, die Ackerbauer in Bessarabien, die Griechen und die Armenier in Mariupol und im Rostoffschen) gerechnet werden, immerhin die klarste und am folgerichtigsten durchgeführte ständische Organisation hat. Er hat wirtschaftliche und administrative Selbstverwaltung, eigne Rechtsprechung nach dem Gewohnheitsrecht in Sachen niederer Gerichtsbarkeit, und es war ihm sogar das Recht der administrativen Verschickung, d. h. die Möglichkeit, unliebsame Elemente nach Sibirien abzuschieben, zugebilligt. Die Bauern sind in Ortschaften, die aus einer oder mehreren kleinen Niederlassungen bestehen, vereinigt, deren mehrere die administrative Einheit, die Gemeinde (Wolostj), ausmachen. Zur Kompetenz der Gemeinde gehören richterliche und Verwaltungsangelegenheiten. Ortschaft und Gemeinde haben beide ihre gesonderte korporative Verfassung. Die Ortschaft bildet die Ortsversammlung aus allen Anwesenbesitzern unter Vorsitz des Ortsvorstehers (Starosta). Die Ortsversammlung beschließt über alle Angelegenheiten des Orts, z. B. die Verteilung des Gemeinbesitzes (des „Mir"), die Aufbringung der Steuern und Lasten, die Aufnahme neuer und die Entlassung bisheriger Mitglieder in den oder aus dem Ortsverband, die Entfernung nichtsnutziger Elemente, die Bestellung von Vormündern und die Kontrolle der Vormünder, die Ortsschulen und die Armenversorgung. Die Gemeindeversammlung besteht aus je einem Vertreter für zehn Höfe und tritt unter dem Vorsitz des Gemeindeältesten (Starschiná) zusammen, der von der Versammlung auf drei Jahre gewählt wird. Zum Ressort der Gemeindeversammlung gehören alle die Gesamtgemeinde betreffenden wirtschaftlichen und politischen Angelegenheiten. Für die laufende Verwaltung besteht in der Gemeinde außerdem die Gemeindeverwaltung unter dem Ältesten und das aus drei gewählten Richtern zusammengesetzte Gemeindegericht, zu dessen Kompetenz die Schlichtung von Streitigkeiten und Prozessen zwischen

Bauern, soweit das Streitobjekt keinen höhern Wert als hundert Rubel hat, sowie die minder wichtigen Strafsachen gehören.

Die Aufsicht über diese Selbstverwaltung der Bauern üben also nach dem Gesetz vom 12./24. Juni 1889 die Landschaftshauptleute (Sjemskije Natschalniki) — nicht Landräte, wie der Titel vielfach, aber irrtümliche Vorstellungen erweckend, übersetzt wird — aus, jedoch noch nicht in allen Gouvernements (im Jahre 1900 waren es nur 36). Ihre Stellung kann am ehesten mit der der englischen Friedensrichter verglichen werden und sollte, wie wir schon erwähnt haben, nach dem Willen des Gesetzgebers dem Adel einen Teil seines frühern Einflusses auf dem platten Lande wiedergewinnen helfen. Die Landschaftshauptleute kontrollieren und leiten die Tätigkeit der Wahlbehörden der Bauern und haben zugleich die Funktionen der Richter und der Gerichtsherren bei den Gemeindegerichten wahrzunehmen. Aber das Amt befriedigt denkende Menschen nicht, einmal, weil seine Zuständigkeit zu unbestimmt, und andrerseits, weil es durch bureaukratischen Formelkram belastet ist. Ein paar Seiten in der vortrefflichen Erzählung „Gouverneursbesichtigung" von Nemirowitsch-Dantschenko lassen das ganz klar erkennen und werfen zugleich ein so scharfes Schlaglicht auf manche Mißstände in der Bauernorganisation, daß sie in den folgenden Zeilen wiedergegeben werden sollen. Dort beklagt sich der Landschaftshauptmann S. W. Dumtschin, bei dem sich der Gouverneur zur Besichtigung angesagt hat, folgendermaßen über seine Stellung: „Meine Amtsgeschäfte bestehn entweder in einem Nichts, oder aber sie sind so verwickelt, daß man sie unmöglich so wahrnehmen kann, wie es nötig ist. Alles hängt von dem persönlichen Standpunkt ab, den man dazu einnimmt. Da der Baron Brandt z. B. lebt herrlich und in Freuden — möglicherweise ist bei ihm alles in Ordnung, weil er keinen Grund sieht, sich besonders anzustrengen. Er verwaltet sein Amt so, wie er etwa früher im Regiment seine Schwadron geführt hat. Ich kann das nicht. Man hat mir mit meinem Amt keine Eskadron zur Abrichtung für den Krieg und keine kleinen Kinder zur Einpaukung des Abc anvertraut, sondern gewissermaßen die Vormundschaft über mehrere Zehntausend erwachsener Menschen, über Familienhäupter, Verheiratete, Väter und Großväter, über ihr Aller Wohl und Wehe übertragen. Die ganze Bauerschaft meines Bezirks in einem Umkreis von dreißig Werst Radius ist mir unterstellt. Ihr Wohl und Wehe, das heißt die Beseitigung aller Schwierigkeiten, die ihre Leidenschaften heraufbeschwören, aller Kollisionen zwischen den verschiednen Persönlichkeiten, auch zwischen Unwissenheit und Verstand, Eigentumsrecht und Mitleid für die wirtschaftlich Schwachen, zwischen fleißigen Arbeitern und Tagedieben, die doch schließlich ebenfalls ernährt werden müssen, zwischen rechtlichen Leuten und frechen, eigensüchtigen Schlaumeiern, zwischen Freund und Feind, Vätern und Söhnen, zwischen uneinigen Brüdern. Es sind Fragen, die die Familie, Gesellschaft, Nachbarschaft, die Moral, das materielle Wohl betreffen. Sie stehn zwischen Zeilen und Buchstaben der schönen Vorschriften, die sich der Herr Gouvernementschef ansehen wird. Greifen wir einmal eine beliebige Angelegenheit heraus. Da führen die deutschen Kolonisten in Adorf Klage, daß die Bauern von Bedorf über ihr bestelltes Feld fahren. Der Baron Brandt fährt einfach zu den Bauern, droht ihnen mit Strafeinquartierung,

wenn sie es nicht unterlassen, und legt ihnen wahrscheinlich noch eine Strafe auf. Sucht man der Sache auf den Grund zu kommen, so stellt sich jedoch heraus, daß die verehrten Kolonisten einfach den vorhandnen Weg umgepflügt haben, und daß die Bauern einen großen Umweg um das Feld herum machen müssen. Sind diese schuldig? Was tun? Warten, bis der Kreistag meine Entscheidung auf ihre Klage bestätigt hat? Da vergeht der Sommer, und die armen Bauern fahren überflüssige zehn Werst weiter. Wie sind solche Kollisionen zu vermeiden? Gehe ich an die Kreislandschaftsverwaltung mit dem Gesuch: Schafft ums Himmels willen feste Wege, heißt es: Erst Geld her! Auf deinen Gemeinden stehen noch 20000 Rubel Steuerrückstände. Treib das Geld ein. Ssidoroff ist achtzehn Rubel schuldig, die letzte Kuh soll ihm gepfändet werden. Da versperrt die Ssidorowa ihre Stalltür und weist auf ihre fünf oder sechs unmündigen Kinder. — Der innere Grund für die ganze Schererei ist der Neid der Bauern auf den Wohlstand der Kolonisten. Bekommen sie den Weg nicht, hecken sie sicher etwas andres aus. Lehr sie doch Moral, Achtung vor dem Gesetz. Ich will nur gerecht sein, habe nur den Ehrgeiz, daß jeder das nur einsieht. Aber wie soll ich es, wenn eine unbedeutende Frage zehn neue in ihrem Schoße birgt? Glaubt man den Faden gefunden zu haben, an dem man sich aus diesem Labyrinth herauswinden kann, so steht man plötzlich wieder vor der ersten Frage — ein ewiger circulus vitiosus."

Bei dieser Abschweifung haben wir schon erfahren, daß der Landschaftshauptmann seine höhere Instanz über sich hat, nämlich den Kreistag (Ssjesd), die Gesamtheit der Landschaftshauptleute des Kreises unter dem Vorsitz des Adelsmarschalls. Dieser Kreistag entscheidet gesondert über Verwaltungsangelegenheiten unter Zuziehung von Verwaltungsbeamten und über die richterliche Tätigkeit der Hauptleute unter Zuziehung von Gerichtsbeamten. Er entscheidet auch über Beschwerden gegen die Amtstätigkeit der Hauptleute, wie er andrerseits über verschiedne obligatorische Eingaben dieser sich durch Gutachten äußern und ihren jährlichen Verwaltungsbericht prüfen muß. Die höhere Instanz für den Kreistag ist das Gouvernementsverwaltungsgericht, das unter dem Vorsitz des Gouverneurs für Verwaltungssachen und richterliche Angelegenheiten besonders zusammengesetzt ist. —

Eine eigentümliche Stellung im Reich nehmen die Kasaken ein. Ihre Geschichte steht in engem Zusammenhang mit der Befreiung Rußlands von der Tatarenherrschaft und der allmählichen Ausbreitung des russischen Reichs. Zum Schutz ihrer Ackerbau treibenden Bevölkerung gegen räuberische Einfälle errichteten die Zaren und die polnischen Könige Befestigungen an ihren Grenzen, deren Besatzung eine wehrhafte, militärisch organisierte Grenzbevölkerung war, die Kasaken, wohl zu unterscheiden jedoch von den Leuten, die in Volksdichtung und Prosa (z. B. in Gogols Taraß Bulba) verherrlicht worden sind. Diese, die freien Kasaken, hausten jenseits der regulären Grenzkasaken und waren eigentlich eine schlimme Gesellschaft, der sich alle solche Leute anschlossen, denen der Boden anderswo unter den Füßen zu heiß geworden war, oder die ein ungebundnes Leben in Freiheit und Raubzügen suchten. Sie bildeten an den

vier nach Süden strömenden Flüssen Dnjepr, Don, Wolga und Ural selbständige Militärgemeinden, in deren Gebiet weder Christ noch Tatar ohne Erlaubnis einzudringen wagte. Obwohl sie sich selbst als Untertanen des Zaren und des polnischen Königs ausgaben, war doch das Untertanenverhältnis mindestens sehr locker. Weil aber die Herrscher beider Staaten die freien Kasaken mit Recht als ein sehr brauchbares Werkzeug, als eine scharfe Waffe im Kampf gegen Türken und Tataren schätzten, hüteten sie sich, die losen Zügel schärfer anzuziehn, nannten die Kasaken offiziell ihre getreuen Untertanen und halfen ihnen mit Waffen, Ausrüstung und Vorräten aus. Zum Dank dafür erwarben sie für den Weißen Zaren das unermeßliche Land Sibirien. Als die Staatsgewalt sich mehr gefestigt hatte, waren jedoch die Tage der ungebundnen Freiheit gezählt, das Kasakentum wurde der gesetzlichen Ordnung unterworfen, was allerdings nicht ohne Widerstand geschah. Unter Katharina der Zweiten, der der gefährliche Aufstand unter Pugatschöff ernstlich zu schaffen machte, wurde der letzte Schlag gegen die Kasaken geführt und dem unbotmäßigsten Heere, dem der Saporoger, seine Freiheit endgiltig entzogen. Die bewährte Kraft der kriegerischen Organisation des Kasakentums wußte man sich dennoch zu erhalten, indem man ihm neuerworbne weite Grenzstriche anwies und wesentliche politische und wirtschaftliche Vorrechte zugestand. So sicherte sich das Zarenreich eine stets kriegsbereite, verläßliche irreguläre Truppe, die es am Ter, Kuban, Amur und Ussuri, in Turkestan und in Ssemirjetschensk ebenso vorteilhaft als militärische Kolonisatoren verwenden konnte, wie seinerzeit die Römer ihre an den Grenzen stehenden Legionen. Natürlich reichte bei dieser Erweiterung der Aufgaben die ursprüngliche Kasakenbevölkerung nicht aus, da die von ihr besiedelten Gebiete am Don, Ural, der Wolga und im Orenburgischen ihr doch gelassen werden mußten; sie wurde durch freiwilligen Zuzug und Kommandierung fortgesetzt vermehrt und hat es trotzdem verstanden, sich den Geist militärischer Tüchtigkeit zu bewahren. Die Kasakenheere, die nach ihren Wohnsitzen benannt werden, und deren gemeinsamer Ataman der jedesmalige Thronfolger ist, während der stellvertretende Ataman jedes Heeres die Verwaltung und das Kommando führt, stellen nach einer Mitteilung aus dem Jahre 1900 im Kriege 150 berittne Regimenter, 3 Halbregimenter, 53 einzelne Eskadrons, 18 Bataillone Kasaken zu Fuß und 44 Batterien auf, wovon im Frieden etwa ein Drittel unter den Waffen ist. Die Kasaken sind eine namentlich für den Aufklärungsdienst sehr wertvolle, leistungsfähige und ausdauernde Kavallerie. Alles in allem sind die Kasaken, wenn nicht ein Staat im Staate, so doch ein mit besondern Rechten ausgestatteter Bevölkerungsteil für sich, der in den ihm überwiesenen Gebieten eine der militärischen Organisation angepaßte, in mancher Beziehung von den sonst üblichen Grundsätzen abweichende Verwaltung führt, die auch in nicht militärischen Angelegenheiten vom Kriegsministerium abhängig ist. Das Uralgebiet weist dazu noch die soziale Besonderheit auf, daß das ganze Land dem Uralheere gehört und durch die Heeresverwaltung verteilt wird, sodaß es wie ein großer Gemeinbesitz erscheint. Gesellschaftlich unterscheiden sich alle Kasaken in Adliche und einfache Kasaken, die aber nie leibeigen gewesen sind. Ihre Selbstverwaltung im besondern ist auf denselben Grundgedanken

aufgebaut, wie die Selbstverwaltung der Bauern in den rein russischen Gouvernements.

Die rechtliche Stellung der Bewohner von Finnland beruht auf den Staatsverträgen, die beim Übergang des Großfürstentums in russischen Besitz abgeschlossen worden sind, deren Giltigkeit aber durch General Bobrikoff tatsächlich außer Kraft gesetzt worden ist. Der Gebrauch der russischen Sprache in einer Senatssitzung am 1. Oktober dieses Jahres ist ein weiterer Schritt auf dem Wege der Russifizierung. Man kann sie im Interesse der Finnländer bedauern, den Russen aber nicht verdenken, denn bevorzugte Sonderstellungen in einem Staate sind, wenn sie einem größern Teil des Staatsgebiets zukommen, mit dem Staatsgedanken auf die Dauer nicht verträglich. — Auch die Finnländer haben vier Stände, Adel, Geistlichkeit, Bürger und Bauern; aber diese ständische Gliederung ist von der russischen ganz verschieden, sie beruht auf westeuropäischen Prinzipien. Der Adel ist eine geschlossene Kaste, zu der der Zutritt nur durch Rangerhöhung durch den Kaiser möglich ist. Die Unterschiede der andern Stände haben sich mit der Zeit stark verwischt und beanspruchen nur noch für die Wahlen zum Landtag eine gewisse Bedeutung. Im russischen Reich genießen die Finnländer dieselben Rechte wie die Russen des entsprechenden Standes.

Zu den Fremdvölkern zählen die Juden und die orientalischen Völkerschaften. Den Juden war zu der Zeit des Moskauer Großfürstentums der Zutritt dahin verboten; erst im Jahre 1769 wurde ihnen die Ansiedlung im Gouvernement Noworassiisk gestattet. Akut wurde die Judenfrage aber erst mit der Erwerbung polnischen Gebiets. Auf Abwehr gedrängt, entschloß sich der Staat, ihnen rechtlich eine Sonderstellung anzuweisen. Einen besondern Stand sollten sie nicht bilden, sie mußten sich vielmehr und müssen sich noch heute einem Stande zuschreiben lassen, sind aber dabei hauptsächlich in der Freizügigkeit beschränkt. Das Gesetz legt die Grenze des sogenannten jüdischen Niederlassungsstreifens derart fest, daß die Juden allein in den westlichen und einigen südlichen Gouvernements einen dauernden Wohnsitz haben, außerhalb dieses Gebiets sich nur vorübergehend aufhalten dürfen. Ausnahmen hiervon sind nur für die Kaufleute der ersten Gilde, für Studierende der höchsten Bildungsanstalten, für Leute mit höherer Bildung und für die Angehörigen einiger besondrer Berufe zulässig. Natürlich wird mit dieser Verbeugung vor dem Geldsack die segensreiche, die jüdische Güterschlächterei unterbindende Wirkung des Gesetzes wesentlich beeinträchtigt. Abgesehen von der Beschränkung der Freizügigkeit ist die Erwerbung von Immobilien, der Eintritt in den Staatsdienst, die Teilnahme an der ländlichen und städtischen Selbstverwaltung, die Zulassung zu höhern Bildungsanstalten teils eingeschränkt, teils mehr oder minder ernstlich erschwert.*) Diese Sonderstellung, die übrigens den in der Krim und in Südrußland wohnenden Karaimiten nicht zugemutet worden ist, wird durch die Religion und die korporative Organisation des Judentums mit eignen Religionsgenossenschaften, Schulen, Lehrern und durch besondre Abgaben verschärft.

*) Neuerdings, im Mai dieses Jahres, war die Erwerbung von Immobilienbesitz in Niederlassungsstreifen erleichtert worden. Die Quittung auf diese Nachgiebigkeit ist der Ausbruch der von den Juden hervorgerufnen Krawalle in verschiednen Städten, wie Kischinjoff und Gomel.

Mit dem Übertritt zum Christentum hört der Jude aber auf, ein Fremder zu sein.

Ganz anders als die Stellung der Juden ist die der im Norden, Osten und Südosten wohnenden Fremdvölker. Als die Zaren ihre weiten Gebiete in Besitz nahmen, konnten sie diesen meist nomadisierenden, wenig oder gar nicht kultivierten, für geordnete Staatsverhältnisse verständnislosen Völkchen nicht dieselben Rechte wie ihren Untertanen einräumen und sie nach denselben Verwaltungsgrundsätzen behandeln. Sie erlaubten ihnen deshalb, sich selber nach Gebrauch und überlieferten Vorschriften weiter zu regieren; man vermied jede Einmischung in ihre innern Angelegenheiten und begnügte sich mit der in Zahlung eines Tributs an Fellen liegenden faktischen Anerkennung der Oberhoheit. Man unterscheidet die Fremdvölker als seßhafte, nomadisierende und vagabundierende und behandelt sie dem entsprechend. Die seßhaften Fremdvölker sind rechtlich den eigentlichen Untertanen fast gleichgestellt und werden nach den allgemein giltigen Verwaltungsgrundsätzen regiert. Die nomadisierenden Fremdvölker sind noch an ihre eignen Gesetze und Gebräuche gebunden, die vagabundierenden können eigentlich nur formell als Untertanen angesehen werden. Der Übertritt von Angehörigen der Fremdvölker in den Untertanenverband geschieht ohne irgend eine Erschwerung einfach durch Einschreibung bei einer Klasse der städtischen Bevölkerung oder bei dem Bauernstand.

Die Ausländer sind seit den frühesten Zeiten gern gesehene Gäste gewesen, denn sie brachten wissenschaftliche und technische Kenntnisse, die Fortschritte und Kulturerrungenschaften von Westeuropa in das zurückgebliebne Ostreich. Deshalb wurde ihnen nicht nur immer voller Schutz durch das Gesetz verbürgt, sondern auch eine privilegierte Stellung vor den eigentlichen Untertanen eingeräumt, so den Engländern, die unter Iwan Grosny über Archangelsk Handelsbeziehungen mit Moskau anzuknüpfen suchten. Ganz besonders gnädig erwiesen sich den Ausländern Peter der Große, und von seinen Nachfolgern die große Katharina. Sie gewährten ihnen das Recht zum Eintritt in den Staatsdienst, gaben ihnen Land und erließen ihnen alle persönlichen Verpflichtungen und Steuern; sie schlossen ja auch mit den europäischen Staaten für diese vorteilhafte Handelsverträge ab. Wenn die Ausländer, die heutzutage ihr Geld und ihre Arbeit in Rußland anlegen wollen, auch nicht mehr so weitgehende Rechte haben, so sind sie doch noch in recht vorteilhafter Lage, in günstigerer jedenfalls als in manchem andern Lande. Das Gesetz sichert ihnen außer dem Schutz der Person und des Eigentums sogar einige politische Rechte zu. Sie können in der Unterrichtsverwaltung und einigen andern Zweigen des Staatsdienstes Verwendung finden, sich in Innungen einschreiben lassen und ganz unter denselben Bedingungen wie die Staatsangehörigen Handels- und Gewerbescheine erhalten und Fabriken und industrielle Etablissements gründen, ohne die Staatsangehörigkeit erworben zu haben oder nachsuchen zu müssen. Nur fremde Juden sind insofern Beschränkungen unterworfen, als sie in jedem einzelnen Falle die Erlaubnis der drei beteiligten Minister der Finanzen, des Innern und des Äußern einzuholen verpflichtet sind. Die Ausländer können als Künstler, Gelehrte, Handeltreibende und Fabrikbesitzer die persönliche Ehrenbürgerschaft

erwerben und nach zehnjähriger Zugehörigkeit zu dieser Klasse für ihre Kinder, soweit diese Untertanen geworden sind, das erbliche Ehrenbürgerrecht erbitten. Vermögensrechtlich sind die Ausländer den Inländern völlig gleichgestellt und nur in den Grenzprovinzen aus politisch-militärischen Gründen im Immobilienbesitzrecht beschränkt. Die persönlichen Rechte finden derart Berücksichtigung, daß z. B. ein adlicher Ausländer bei Verbüßung von Strafen auf dieselben Erleichterungen Anspruch hat wie der russische Adliche. Der Aufnahme in den russischen Untertanenverband soll gewöhnlich ein fünfjähriger Aufenthalt in Rußland vorhergehn; doch kann diese Probezeit durch den Minister des Innern auf Grund besondrer Verdienste um das Reich oder hervorragender Talente oder Verwendung beträchtlicher Summen zu gemeinnützigen Zwecken stark verkürzt werden. Die Kinder von Ausländern können, wenn sie in Rußland erzogen sind oder nur einen Kursus einer höhern oder einer mittlern Bildungsanstalt absolviert haben, nach erreichter Volljährigkeit zum Untertaneneid zugelassen werden. Die Kinder einer an einen Ausländer verheirateten, dann aber verwitweten oder geschiednen Russin haben ebenfalls das Recht, nach erlangter Volljährigkeit um die russische Untertanenschaft nachzusuchen.

Alles in allem darf man wohl behaupten, daß im heutigen Rußland Standesvorurteile keine große Rolle spielen. Einheimische und Ausländer leben friedlich nebeneinander, und der Adliche arbeitet Hand in Hand mit seinem frühern Leibeignen, dem Bauern, an der ländlichen Selbstverwaltung. Der Bauer wird Kaufmann, und Bildung und Staatsdienst eröffnen allen, nicht bloß so hervorragenden Leuten, wie seinerzeit dem Speranski, dem Berater Alexanders des Ersten, sogar dem Abkömmling eines halbwilden asiatischen Fremdvolks den Zutritt zum Adel und zu den höchsten Stellungen im Staate. Vor dem Riesenstaat und seinem Herrscher sind wirklich alle gleich, und dieser eigentümliche demokratische Zug in diesem Staatsleben, der auf den ausländischen Beobachter geradezu verblüffend wirkt, hat unleugbar etwas sympathisches und mit der Härte der absolutistischen Staatsform versöhnendes an sich. Er ist ebenso ein Grund der Stärke der Regierungsgewalt, wie der unleugbar vorhandne, überall sichtbare tiefe Respekt des Niedrigerstehenden, Ungebildeten vor allem, was sich einer bessern sozialen Stellung erfreut, wie auch das gläubige mit Ehrfurcht gepaarte Vertrauen des einfachen Mannes auf die Allmacht, Güte und Gerechtigkeit des Weißen Zaren. Die sozialistische Propaganda tut allerdings — und nicht ohne Erfolg — alles mögliche, damit aufzuräumen.

Widmen wir nun noch der heute in Wirksamkeit stehenden Gerichtsorganisation Rußlands einige Worte. Auch sie entstammt der Reformzeit der Regierung Alexanders des Zweiten und sichert ihm, dem Zarbefreier, ebenso unvergänglichen Ruhm wie die Aufhebung der Leibeigenschaft. Vor der Reform waren die Gerichte unselbständig, das Verfahren streng formal und nicht kontradiktorisch; mangelhafte Bildung der Richter wetteiferte mit schamloser Bestechlichkeit. Die Prozesse zogen sich endlos in die Länge. Die Gerichtsordnung Alexanders des Zweiten ist dagegen auf neuern Grundsätzen aufgebaut, die ein einheitliches, juristisch einwandfreies Verfahren gewährleisten. Die ordentlichen Gerichte sind unabhängig von der Verwaltung gemacht

worden; für die schwerern Fälle von Strafsachen sind Schwurgerichte, für die minder wichtigen Straf- und Zivilsachen Friedensgerichte, beide mit mündlichem und öffentlichem und soweit angängig vereinfachtem Verfahren und mit geordnetem, in den untern Instanzen für ordentliche und Friedensgerichte getrenntem Instanzengang eingeführt worden.

Die Friedensgerichte sind, soweit sie nicht durch die richterliche Tätigkeit der Landschaftshauptleute abgelöst worden sind, nur zur Entscheidung über geringere Streitsachen und -Objekte bis zu einem Wert von 500 Rubeln und Strafsachen, auf die keine höhere Strafe als 300 Rubel oder ein Jahr Gefängnis gesetzlich angedroht ist, zuständig. Die Friedensrichter sind gewöhnlich Eingesessene, die mit den Verhältnissen, Rechten und Gebräuchen der Bevölkerung vertraut sind. Sie werden öffentlich gewählt. Durch ihre schnellwirkende Entscheidung soll die Möglichkeit gegeben werden, zeitraubende und kostspielige Prozesse um Kleinigkeiten zu vermeiden. Klagen können mündlich angebracht werden. Nach ihrer Anbringung setzt der Richter einen Termin an und ladet beide Parteien vor. Die Parteien und ihre Vertreter erhalten bei der — wie oben erwähnt, öffentlich und mündlich geführten — Verhandlung nacheinander das Wort. In Zivilsachen und bei Beleidigungsklagen schlägt darauf der Richter einen Ausgleich vor. Wird der Vergleich abgelehnt, so ist nach dem Gesetz zu verfahren. Der Richter bringt dann eine förmliche Entscheidung zu Papier, in der auch ihre Begründung aufgenommen werden kann. Hat das Streitobjekt einen höhern Wert als 30 Rubel, oder überschreitet die auferlegte Strafe das Maß einer Geldstrafe von 15 Rubeln oder drei Tagen Haft, so kann Berufung bei der zweiten Instanz, dem Friedensrichtertag, eingelegt werden. Es ist dies ein wesentlicher Unterschied gegen die französische Rechtsordnung, in der das tribunal d'arrondissement als zweite Instanz erscheint, wodurch die Friedensrichter den ordentlichen Gerichten untergeordnet sind. — Gegen die Entscheidung des Friedensrichtertags kann nur noch die Kassation beim „regierenden Senat“ beantragt werden.

Den ordentlichen Gerichten sind nur die schwerern Fälle zugewiesen, in denen Hab und Gut oder die Ehre einer Privatperson ernster bedroht oder die öffentliche Ordnung stärker gefährdet erscheint. Beim Verfahren vor den ordentlichen Gerichten „dominiert die Klarheit und Majestät des Gesetzes“; es ist darum strenger und förmlicher als beim Friedensgericht, die Strafbefugnis ist unbeschränkt. Die Richter sind vom Kaiser bestallte, juristisch gebildete Beamte. Die beiden Instanzen der ordentlichen Gerichte sind die Bezirksgerichte als niedere und die Strafkammer als höhere Instanz. Die Jurisdiktion eines Bezirksgerichts erstreckt sich im allgemeinen über ein Gouvernement, die einer Strafkammer über mehrere. Berufung kann gegen alle Entscheidungen eines Bezirksgerichts in Zivil- und Strafsachen, die ohne Teilnahme von Geschwornen abgeurteilt worden sind, bei der zuständigen Strafkammer eingelegt werden. Gegen die Entscheidungen der Strafkammer kann nur Revision beim Senat als Kassationshof beantragt werden. Die Entscheidungen der Schwurgerichte sind endgiltig; gegen sie ist nur die Nichtigkeitsbeschwerde beim Kassationshof zulässig. Die jetzige Organisation geht von dem Gedanken aus, daß jede Sache, soweit nicht

das öffentliche Gewissen selbst durch den Mund Geschworner mitgesprochen hat, in zwei Instanzen inhaltlich untersucht und abgeurteilt werden, in dritter Instanz aber nur darüber entschieden werden kann, ob das Gesetz dem Sinne nach angewandt ist, und ob keine Formfehler vorliegen. Die Kassationsinstanz fällt darum auch kein Urteil, sondern kann nur ein Urteil der zweiten Instanz oder eines Schwurgerichts umstoßen und die Sache zur nochmaligen Verhandlung an einen andern Gerichtshof zurückverweisen. Beschwerden gegen die Entscheidung der Kassationsdepartements des Senats an die Person des Monarchen sind unzulässig: mit dieser Bestimmung ist die dritte Instanz ausdrücklich als höchste, unabhängige richterliche Behörde anerkannt, und die Unabhängigkeit der Gerichte verbürgt.

Während der Senat als Aufsichtsorgan des Monarchen die Rechtsprechung im Reich überwacht und leitet, ist die Gerichtsverwaltung Sache des Justizministeriums. Der Minister selbst ist gewissermaßen Generalstaatsanwalt und hat als seine Vertreter bei den Bezirksgerichten, Strafkammern und beim Senat Staatsanwälte. Ihre Aufgabe ist es, dem Gesetz die nötige Achtung zu sichern, bei Gesetzesverletzungen einzuschreiten, die Interessen des Staates und solcher Personen, die dazu nicht selbst imstande sind, wahrzunehmen und die öffentliche Anklage gegen Kapitalverbrecher zu erheben und zu vertreten. Die Untersuchungen werden durch Untersuchungsrichter bei den Bezirksgerichten geführt — die Interessenvertretung prozessierender Parteien und Angeklagter liegt vereidigten Anwälten ob. Der Eintritt in den Anwaltsstand hängt von dem Nachweis der nötigen Bildung ab; der Stand selber ist auf das Prinzip der Selbstverwaltung unter Oberaufsicht jedes Gerichts gegründet. — Die Ausführung der Gerichtsentscheidungen in Zivilsachen ist die Aufgabe der bei den ordentlichen Gerichten und den Friedensgerichten angestellten Gerichtsvollzieher. — Endlich gibt es ein Notariat, das bei allen Akten freiwilliger Gerichtsbarkeit nach Bedarf mitzuwirken hat.

Abgesehen von den ordentlichen Gerichten und Friedensgerichten funktionieren als Standesgerichte:

1. die Militärgerichte, die die von Militärpersonen begangnen Vergehen und Verbrechen und die Zuwiderhandlungen von Zivilpersonen gegen die Anforderungen des militärischen Dienstes und der Disziplin in ebenfalls öffentlichem und mündlichem Verfahren abzuurteilen haben;

2. die geistlichen Gerichte als Disziplinargerichtshöfe für die Personen geistlichen Standes und als Spezialgerichte in Ehescheidungsangelegenheiten und über Vergehen gegen die Ordnung und Satzungen der Kirche;

3. Handelsgerichte in Petersburg, Moskau, Odessa, Taganrog, Kertsch, Kischinjoff und Archangelsk;

4. Bauern- (Gemeinde-) und Fremdvölkergerichte, die in minderwichtigen Streit- und Strafsachen nach dem Gewohnheitsrecht zu urteilen haben.

Außerdem ist die hier geschilderte Organisation des Gerichtswesens vom Jahre 1864 durch viele Ausnahmen durchbrochen worden. Abweichungen verlangten namentlich die örtlichen Verhältnisse in den Grenzländern. Wo keine städtische und keine ländliche Selbstverwaltung eingerichtet wurde, konnte es keine

aus öffentlicher Wahl hervorgehenden Friedensrichter geben, und deshalb mußte sie die Regierung ernennen. In vielen Gegenden war es wegen mangelnder Kenntnis der russischen Sprache als Gerichtssprache nicht möglich, Geschwornengerichte einzuführen. Endlich wäre es wenig zweckmäßig, aus Sibirien oder dem Kaukasus die unbedeutenden, in erster Instanz von den Friedensgerichten zu entscheidenden Sachen in letzter Instanz an den Senat zu bringen. Deshalb sind in den weiter entfernten Gouvernements und Gebieten die Friedensgerichte wie in Frankreich mit den ordentlichen Gerichten in Verbindung gebracht worden: für sie ist das Bezirksgericht Berufungsinstanz, die Strafkammer Kassationshof. Zugleich ist wegen der großen Entfernungen zwischen den bewohnten Orten die Zuständigkeit der Friedensrichter wesentlich erhöht worden, es wurde ihnen auch die Funktion als Untersuchungsrichter beigelegt. Die wichtigste und am tiefsten einschneidende Veränderung in der Gerichtsorganisation hat aber doch das Gesetz vom 12./24. Juni 1889 über die Landschaftshauptleute gebracht. Zwar haben sie ihre Hauptaufgabe in der Aufsicht über die Bauernselbstverwaltung zu sehen, doch hat es der Gesetzgeber, wie oben schon erwähnt worden ist, für nötig gehalten, ihnen neben der gerichtsherrlichen Funktion gegenüber den Bauerngemeindegerichten die Funktionen des Friedensrichters zu übertragen. Also sind in den Gouvernements, für die das neue Gesetz Giltigkeit hat, die Landschaftshauptleute für die Rechtsprechung auf dem Lande an die Stelle der bisher amtierenden Wahlfriedensrichter getreten, während in den Städten besondre, vom Justizminister zu ernennende Stadtrichter die niedere Gerichtsbarkeit ausüben. Wahlfriedensrichter sind nur den Residenzen und den sechs nächstgrößten Städten geblieben. Die Gerichtsabteilungen des Kreistags und des Gouvernementsverwaltungsgerichts sind auch den Stadtrichtern als höhere Instanzen übergeordnet.

Durch die Alexandrinische Gerichtsreform ist das baufällige Gebäude der alten Gerichtsorganisation bis auf die Fundamente abgetragen und „durch einen neuen Prachtbau in westeuropäischem Stil" ersetzt worden, worin die persönliche Freiheit und die Sicherheit des Eigentums garantiert ist — soweit nicht Ausnahmegesetze und Ausnahmemaßregeln eintreten. Dabei hatte die französische Gerichtsverfassung als Muster gedient, doch lassen sich auch Spuren englischen Einflusses erkennen. Jedenfalls war sie keine bloße Kopie, sondern machte in ihrer Gesamtheit den Eindruck einer eignen Schöpfung. Mindestens als eigne Art wirkt darin das Fortbestehn geistlicher Gerichte für Fragen des Eherechts und das der Gemeindegerichte, die nach dem Gewohnheitsrecht zu urteilen haben. Abgesehen hiervon war diese Gerichtsorganisation einheitlich und klar, bis das Gesetz vom Jahre 1889 aufs neue die Rechtspflege mit der Verwaltung verquickte. Nur die Unmündigkeit des russischen Bauern rechtfertigt eine solche Maßregel, zu deren Gunsten man vielleicht noch anführen darf, daß bei dieser Art der Rechtspflege wenigstens die Verschleppung ausgeschlossen werden kann.

H. Toepfer





Das galante Jahrhundert



Freunde und Freundinnen des ancien régime sollen hierdurch auf eine vor kurzem im Verlage von Karl Reißner in Dresden erschienene Übersetzung aus dem Italienischen aufmerksam gemacht werden, die Neera, Das galante Jahrhundert betitelt ist und nebst einer fünfunddreißig Seiten langen „Einleitung“ kurze Lebensabrisse von sieben durch ihren Geist und ihre — Galanterie bekannt gewordnen Französinnen des achtzehnten Jahrhunderts bringt.

Das Buch ist durchaus ehrbar und als Ergebnis eifrigen Memoirenstudiums interessant und belehrend. Die Sitten und Lebensgewohnheiten der französischen feinen Welt während der Regentschaft und der Regierung Ludwigs des Fünfzehnten sind zu bekannt, als daß es einer besondern Bemerkung darüber bedürfte, daß man es bei den sieben in dem Buche geschilderten Damen nicht mit Quäkerinnen und Puritanerinnen zu tun hat; wie Hans Storck im Tal des Lebens so possierlich sagt: eher das Gegenteil.

Was man als Entschuldigung für die fehlende Moral anführen kann, ist eine gewisse Eleganz und ein begütigender geistreicher Zug inmitten der sich häufenden Entgleisungen und Abwege, und Neera wird, ohne unser durch die Leichtfertigkeit der an uns vorübergaukelnden Schmetterlinge bisweilen etwas befremdetes Urteil beeinflussen zu wollen, den etwa geltend zu machenden mildernden Umständen mit vieler Bereitwilligkeit gerecht. Etwas unbequem, weil man nicht recht mit dem dadurch verursachten unbehaglichen Gefühle fertig zu werden weiß, ist die von der Verfasserin vorausgesetzte völlige Unwissenheit des Lesers, der infolgedessen eine Reihe von Belehrungen über Dinge empfängt, die ihm ohnehin geläufig sind. Wenn ein Primaner zu einem Kursus in einer Beboschule verurteilt würde, möchten seine Gefühle ungefähr die des Lesers sein, der über Rousseau, Voltaire, Diderot, Montesquieu und d'Alembert mit literaturgeschichtlichen Anfangsgründen traktiert wird. Sollten dem Gros des italienischen Publikums wirklich die in Frage befangnen Verhältnisse so fern liegen, daß derartige Belehrungen nötig gewesen wären? Wenn es der Fall ist, so ist es ein neuer Beweis davon, daß Übersetzungen, wenn sie auch noch so geschickt gemacht sind, immer um deswillen ein wenig fremd bleiben, weil sie von einem Publikum gelesen werden, für das das Original nicht bestimmt war.

Das Leidige dabei ist, daß man obendrein nicht immer mit den Behauptungen der lehrfreudigen Neera einverstanden sein kann. So ist für mich z. B. der Satz: „Boucher, ein schwacher Kolorist, hatte Feuer und Phantasie, aber wenig Lebenswahrheit und noch weniger Noblesse . . . il n'avait pas vu les grâces en bon lieu“ Unsinn zu Pferde, und ich möchte vermuten, daß

Neera, die sonst feinen Geschmack zeigt, wenig vom peintre des Grâces gesehen hat.

Aber hiervon abgesehen ist das Buch sehr angenehm zu lesen, und es wird einem schwerer, die Zitate, die von Stoff und Form eine Probe geben, auf das richtige Maß zu beschränken, als, wie das bei andern Büchern mitunter der Fall ist, etwas zu finden, was man vor der Bude bei der Parade, wie es die Franzosen nennen, zeigen kann, um das Publikum herbeizulocken. Mitunter ist bei Schaubuden das, was man draußen auf dem erhöhten Podium zu sehen bekommt, das Beste, wenn nicht gar das einzig Sehenswerte: für Neera und für die von mir aus deren Buch ausgewählten wenigen Stücke gilt das nicht, denn das Buch wimmelt von netten, pikanten, nur ganz selten einmal ein ganz klein wenig anstößigen Einzelheiten.

In der Einleitung schildert die Verfasserin das drum und dran des damaligen Lebens der „guten" französischen Gesellschaft, und was sie da sagt, soll das einzige längere Stück sein, das ich dem Leser auftische. Neu ist ja die Schilderung nicht, aber treffend und graziös.

„Wollen wir den anmutigen und verschnörkelten Rahmen rekonstruieren, sagt Neera, in dem sich unsre Gestalten bewegen, so genügt es, sich gewisse Gegenstände, gewisse Möbel vor Augen zu führen, wie sie noch heute in alten Familien aufbewahrt werden: die Miniaturen der Urgroßmütter, mit dem hochgekämmten Haar à la belle Poule, à la Montgolfier, au Parterre galant, mit den duftigen Fichus, die den Ausschnitt des Kleides mehr oder minder verhüllen, dem schmachtenden oder herausfordernden, aber stets auf den Effekt bedachten Ausdruck, dem zu einem Lächeln verzognen Kirschenmund, ein Buch oder eine Blume in der Hand. (Mit etwas gutem Willen sieht jeder, daß nicht der Mund, sondern die posierende Urgroßmutter das Buch oder die Blume in der Hand hatte.) Es war die Zeit, wo man den linken Handschuh niemals über Daumen und Zeigefinger zog, damit die Damen auch in Gesellschaft in die Tabaksdose greifen könnten, die man ihnen anbot, die runde, bauchige Tabaksdose, die fast immer mit einer Miniature geschmückt war, die darum nicht weniger porträtähnlich war, weil die Dargestellte das Gewand einer Nymphe trug. All das ging Hand in Hand mit den geschweiften Möbeln mit den metallnen Beschlägen, den Sofas und Fauteuils mit den gestickten Überzügen, die mit Vorliebe zärtliche Schäferszenen darstellten, mit den großen Himmelbetten, den Ofenschirmen und Wandschirmen, den gewundnen Fußbänkchen, den Wandspiegeln und Armleuchtern, den Schränkchen mit den zahllosen geheimen Fächern, den lackierten Kästchen, den Stickrahmen, an denen die Damen viele Stunden des Tages verbrachten, und deren kleine Kunstwerke man dann in kostbaren Rahmen, in Ebenholz, Rosenholz und Zedernholz montierte. (Sofas und Himmelbetten, die mit Miniaturen und Tabaksdosen Hand in Hand gehn, das ist freilich ein starker, ich hätte fast gesagt, Tabak, meinte aber Tropus: da aber nicht von Tischrücken die Rede ist, wird niemand die Wendung zu wörtlich nehmen.) Die Schränke waren märchenhaft geräumig. In ihren geheimnisvollen Tiefen bargen sie nicht nur die Schätze an Weißzeug, mit denen jede Hausfrau gern prunkt, sie waren auch häufig der Zu-

gang zu einem heimlichen Raum, einer verborgnen Stiege und dienten als bequemes Versteck bei so manchem intimen Liebesabenteuer. So war zu jener Zeit ein drehbares Schränkchen im Hause der Frau von Popelinière berüchtigt, das den Durchganz ins Nebenhaus verdeckte, in dem der Kardinal Richelieu (es war der Herzog, der Großneffe des Kardinals) wohnte, der damals schon stark über die erste Jugend hinaus war."

Sehr drollig sind zwei Epigramme, die Neera auf Seite 12 und 13 zitiert. Sie sind zwar eigentlich beide bekannt, aber da man damit doch vielleicht dem einen oder dem andern Leser etwas Neues oder doch Halbvergessenes bieten könnte, so sollen sie hier Platz finden.

Jean Fréron, ein Widersacher Voltaires, war ein maliziöser, boshafter Genosse. Der Philosoph von Ferney schildert ihn sehr hübsch in folgenden vier Zeilen:

L'autre jour au fond d'un vallon
Un serpent piqua Jean Fréron.
Devinez ce qui arriva?
Ce fut le serpent qui creva.

(Der Reißnersche Setzer verschwendet einen accent circonflexe an das creva, vermutlich um auf den Tod der Schlange einen des guten Witzes würdigen Accent zu legen.)

Das andre Epigramm, das man beinahe ein Epitaph nennen könnte, ist das auf den Tod Ludwigs des Fünfzehnten gemachte:

Ci-gît Louis quinze, pauvre roi!
On dit qu'il était bon — à quoi?

Und solche vergnügliche Reime bringt das Buch viele.

Eine vom König Stanislaus Leszynski erzählte Anekdote, bei der es nicht ohne Belehrung abgeht, und in die sich ein dem Tatbestand nicht entsprechendes Imperfektum statt eines Präsens eingeschlichen hat, berichtet, der König habe die Marquise von Ferté-Imbauld (an andrer Stelle wird Imbault gedruckt) auf einen Jahrmarkt begleitet und dabei einige Bandendchen, die sie für fünfzehn Sous gekauft gehabt habe, zum Ergötzen des Publikums über seinem Kopfe geschwungen und dazu gerufen: Quinze sous! Quinze sous les faveurs de Madame la Marquise! Neera hält es für nötig, erklärenderweise beizufügen, die Bänder seien solche gewesen, die die Franzosen des Faveurs genannt hätten. Nein, holde Neera: sie nennen sie auch heutigentags noch so und hüten sich wohl, das Wort mit dem großen F zu schreiben. Die Erinnerung daran, daß solche Bänder ursprünglich von weiblichen Händen ausgeteilte Gunstbezeigungen für geliebte Kavaliere und unternehmende Bauernburschen waren, ist im Volke längst verwischt, und Männlein wie Weiblein sprechen ohne lüsternes Schmunzeln von faveurs bleues oder roses, die man zur Verschönerung einer Toilette oder eines Maskenanzugs anzubringen beschlossen hat.

Im Zusammenhange mit den Damen de Tencin, du Deffant und Parabère, den drei berüchtigtsten Sirenen der Soupers des Regenten, wird dessen Mutter, die Pfalzgräfin, erwähnt, und es wird von ihren unübertrefflichen

Briefen gesagt, sie schienen in ihrer derben Ehrlichkeit, mit den zwanglosen Kraftworten weit eher von einer Hausmeisterin als von einer Prinzessin herzustammen. Ein recht oberflächliches Urteil. Ich möchte die Hausmeisterin kennen lernen, die den richtigen Blick der Pfalzgräfin mit deren treffender, sarkastischer und oft sehr feiner Ausdrucksweise verbände. Die Bemerkung, die Pfalzgräfin habe wie eine Hausmeisterin ausgesehen, stammt allerdings von dem Herzog von Saint-Simon, der viel auf Äußerlichkeiten gab und durch und durch mauvaise langue war, aber soviel Geschmack hatte er doch, daß er die Briefe der Prinzessin nicht als die einer Hausmeisterin bezeichnet hätte. Es trifft sich ganz gut, daß die Verfasserin des galanten Jahrhunderts uns das Bruchstück eines Briefes der Pfalzgräfin mitteilt, worin diese die Abwege beklagt, auf die ihr Sohn, der Regent, geraten ist. Es lautet wie folgt, und es wird sich schwerlich ein Leser finden, der den Stil und die Anschauungsweise der betrübten Mutter als die einer Hausmeisterin bezeichnen möchte. „Ich fürchte, schreibt die Pfalzgräfin, daß mein Sohn es bei dem liederlichen Leben, das er führt, nicht lange machen wird; er verbringt die ganzen Nächte bei wüsten Gelagen und geht erst gegen acht Uhr Morgens zu Bett; infolgedessen sieht er manchmal aus wie ein Gespenst, und sie werden ihn schließlich noch umbringen. Aber sein Vater will sich um nichts kümmern, und alles, was ich sagen mag, bleibt fruchtlos. Also lassen wir das; aber dennoch muß ich noch hinzufügen, daß es ein Verbrechen ist, meinen Sohn so herabzuziehn; denn er wäre ein ganz andrer Mensch, wenn er ein andres Leben führte. Es fehlt ihm nicht an Geist, an Bildung, und während seiner frühern Jugend fühlte er sich zu allem Guten und Edeln hingezogen. Aber späterhin wurde er sich selbst überlassen und von Wüstlingen umgeben, die ihn in die schlechteste Gesellschaft hineinzogen; seitdem ist er im Äußern wie im Wesen so sehr verändert, daß man ihn kaum wiedererkennt."

Sonderbarerweise spielten in der so glatt und blank polierten damaligen Gesellschaft die Nachttöpfe, die wir heutzutage totzuschweigen bemüht sind, obwohl wir sie ebensowenig wie andre Natürlichkeiten aus der Welt zu schaffen vermögen, eine vordringliche Rolle. Über Nachttöpfe, die den Gräfinnen Dubarry und Cosel von gekrönten Häuptern geschenkt worden waren und künstlerischen Schmucks nicht entbehrten, bekommen wir in den Memoiren der Zeit viel zu hören; wenn man das kleine Trianon besucht, bekommt man sogar — man mag wollen oder nicht — ein historisches Prachtexemplar zu sehen. Ob das russische Kaiserpaar unter der Führung des Präsidenten und der Madame Loubet? — hier sträubt sich die Feder. Natürlich fehlt das enfant terrible auch in Neeras Buche nicht. Seite 109 wird uns mitgeteilt, daß der Herzog von Choiseul — derselbe, der uns als einflußreicher Minister Ludwigs des Fünfzehnten bekannt ist — der Marquise du Deffant einmal grüne Erbsen, petits pois verts, in einem Nachttopfe geschickt habe. Derselbe sei so „prächtig" gewesen, heißt es, daß die Diener der Marquise vorgeschlagen hätten, ihn in eine Zuckerdose zu verwandeln. Freilich Madame du Deffant war eine Zauberin nach Circes Art, die unvorsichtige Männer in mästbare Haustiere zu verwandeln verstand, aber das Zaubermittel, einen Nachttopf in eine Zuckerdose zu „ver-

wandeln," wird sie doch schwerlich „besessen" haben. Was Neera und der Übersetzer, der für das Wort „besitzen" eine weitgehende Vorliebe hat, meinen, ist, daß man der Marquise geraten habe, den Nachttopf als Zuckerdose zu verwenden, was ja auch schon aller Ehren wert gewesen wäre.

Wo uns erzählt wird, daß die Gräfin Genlis, die mit der Herzogin von Orléans eine Reise nach Italien gemacht hatte, von Rom nichts besonders Erbauliches zu berichten wisse — man kann den Bericht auf Seite 195 nachlesen —, plaudert Neera weiter: „Ich kenne eine Anekdote, die mich an diesen Fall erinnert. Zwei Damen, Mutter und Tochter, die Italien bereist hatten, berichteten von dem Gesehenen. „Rom, fragte die Mutter, ja, waren wir denn auch in Rom? — »Was, Mama, du erinnerst dich nicht?« fragte die Tochter entrüstet. »Nein«, entgegnete die würdige Dame. Da kam der Tochter eine Erleuchtung: »Aber Mama, sagte sie, es war doch in Rom, wo wir die Seidenstrümpfe gekauft haben. Weißt du nicht?« Da erinnerte sich die Mutter an Rom."

Diskrete Fragezeichen der Kritik dürften am Platze sein, wo die Verfasserin die in den Memoiren der Zeitgenossen mit lebhaften Farben geschilderten Orgien des Regenten als „elegant" bezeichnet und als handelnde Personen der damaligen Zeit den „Kardinal" Richelieu und den „General" Dubois nennt. Es kann wohl kaum einem Zweifel unterliegen, daß sie den Herzog von Richelieu und den Kardinal Dubois meint, beide in den Annalen der Galanterie öfter genannt, als für ihren Ruf wünschenswert war.

Die Übersetzung, die wir der Feder M. von Berthofs verdanken, ist durchaus erfreulich und meist so, daß man ein deutsches Original vor sich zu haben glaubt. Ob gewisse Sonderbarkeiten der Ausdrucksweise in manchen deutschen Landen weniger aufgefallen sein werden, während sie mir überaus ungebräuchlich erscheinen, mag dahingestellt bleiben. Sowohl die Marquise de Châtelet als Mademoiselle Lespinasse, die auf Seite 152 ungalanterweise als Lespinaffe erscheint, werden von ihren Verwandten und Freunden „mit Sorgfalt umgeben," was heißen soll, daß für ihre Pflege oder Erziehung in gewissenhafter oder zärtlicher Weise Sorge getragen wird; die Marquise du Deffant wurde „von der ungewöhnlichen Grazie und namentlich von der unbezwinglichen Traurigkeit, welche die Haltung der Mademoiselle Espinasse ausdrückte, betroffen," während man aus dem Zusammenhange ersieht, daß sie durch die gemachte Wahrnehmung gerührt und zur Teilnahme angeregt wird; das Zeitwort vergessen wird grundsätzlich mit dem Fürwort an konstruiert, denn Mademoiselle Lespinasse schreibt dem ungetreuen Oberst Guibert: Meine Brustschmerzen lassen mich fast an mein Seelenleid vergessen, und von der Gräfin d'Houdetôt wird Seite 166 erzählt, die Liebe habe sie auch nicht an die Dichtkunst vergessen lassen. Seite 157 wird von Madame d'Epinay gesagt, sie sei schwach und „unausgesprochen," ein schwankendes Rohr im Winde gewesen, Seite 161 heißt es, die Haare der Gräfin d'Houdetôt seien ihr bis zu den Füßen „niedergerieselt," während rieseln bekanntlich in der Regel nur von tropfbar Flüssigem gebraucht wird. Daß Seite 8 von duftigen Fichus die Rede ist, ohne daß dabei etwas andres gemeint wäre als Fichus von leichtem, durchsichtigem Stoff,

dürfte dagegen dem allgemeinen Sprachgebrauch entsprechen, bei dem mit Recht oder Unrecht die ursprüngliche Bedeutung des Wohlgeruchs in Wegfall gekommen ist, da man oft von einer duftigen Ferne oder einer duftigen Sommertoilette liest, wobei es sich offenbar um das Leichte, Schleierartige des Anblicks, nicht um den unserm Geruchssinn wahrnehmbaren Reiz handelt.

Das gut ausgestattete und mit sieben künstlerisch ausgeführten Sanguinemedaillons geschmückte Buch würde durch eine nochmalige Korrektur gewonnen haben: der leider nicht ausgemerzten Druckfehler sind zuviel, als daß sie den Gesamteindruck nicht doch einigermaßen beeinträchtigen sollten.



Heraldisches



eraldik, Wappenkunde! Wer wird sich in unsern aufgeklärten Zeiten mit so feudalem Zeug herumschlagen! — Das soll hier auch nicht geschehen, aber doch darf vorausgeschickt werden, daß der zu allen Zeiten und bei allen Völkern ausgesprochne Gedanke, Personen, Körperschaften und staatliche Verbände durch ein feststehendes Sinnbild zu bezeichnen, nirgends in so erschöpfender und zugleich künstlerisch vollendeter Weise zur Geltung gebracht worden ist, wie in den Wappen des Mittelalters zu der Zeit, wo unter den Hohenstaufen das heilige römische Reich deutscher Nation zur höchsten Blüte gelangt war, der leider bald der jähe Fall folgte. Die seit damals geltenden Anschauungen und Einrichtungen sind auch unsern Tagen noch keineswegs fremd geworden. Der jüngste Großstaat der Welt, die Vereinigten Staaten von Nordamerika, deren Gründung die Einleitung der neusten Geschichts- und der staatlichen Entwicklungsperiode ist, hat sich beeilt, ihrem Staate als Symbol einen Adler, den weißköpfigen Nordamerikas, zuzulegen, und der den modernen Anschauungen zuneigende, sehr einflußreiche B. Franklin, der als Wappentier den ausschließlich nützlichen nordamerikanischen Vogel, den Truthahn, durchsetzen wollte, fiel damit durch. Er mußte schließlich damit zufrieden sein, daß er wenigstens das an das Familienwappen Washingtons anknüpfende Sternenbanner, das sich allerdings wegen seiner vielfachen Streifung von den in Europa Gebrauch gewordnen heraldischen Regeln entfernt, für das Wappen gerettet hatte. Und noch heutzutage ringen Stämme und Völkerschaften, die man vor einem halben Jahrhundert kaum dem Namen nach kannte, danach, ihre Wappen und Farben zur Geltung zu bringen. Dergleichen Anschauungen sind also noch keineswegs überlebt, wenn das auch die große Menge derer, deren ganzes Leben sich heutzutage „zwischen Häusern und Zeitungen," zwischen Geschäft und Restauration abspielt, nicht Wort haben will. Wer aber — nicht nur als Vergnügungsreisender — im Auslande gelebt hat, der hat empfunden, welches ganz eigentümliche Gefühl die Brust hebt, wenn neben den Zeichen der Fremden Wappen und Fahne des Vaterlandes im blauen Äther wehend grüßen und daran erinnern, daß daheim eine mächtige Volksgenossenschaft zu gemeinsamem Tun besteht, deren Abzeichen das Ausland zur Achtung nötigt, und die auch ihr einzelnes Mitglied in der Ferne zu schützen vermag. Dieser Gruß der Heimat ist idealer und in der Regel auch lauterer als eine Anrede in der Muttersprache, bei der man nicht immer die Gewißheit haben kann, ob sie aus reinem Herzen kommt, oder ob sich nicht mindestens die Bitte um eine Unterstützung daran knüpfen wird.

Nicht allen ist die Tatsache in der Erinnerung, wie eng sich gerade das Wappen des neuen Reichs an die alte Kaiserzeit anschließt, daß insbesondre der schwarze

Adler im goldnen Felde das Wappen der Hohenstaufen ist, daß Kaiser Friedrich der Zweite es war, der den vierten Hochmeister des Deutschritterordens, Hermann von Salza, wie der preußische Chronist Casparus Henneberger schreibt, „mit des Römischen Reichs Adler des Ordens Schildt zieret." Und während in Deutschland der Hohenstaufenadler die Umbildung zum Doppeladler durchmachte und schließlich Wappen des Kaisertums Österreich wurde, bewahrte ihn das Ordensland Preußen in der ursprünglichen Gestalt, und von dort kehrte er nach den wechselvollen Geschicken von siebentehalb Jahrhunderten in das neue Reich zurück. So liefert dieser historische Vorgang eine sinnvolle Ergänzung der alten deutschen Kaisersage, die von der Wiederkehr der Hohenstaufen, in Süddeutschland Friedrichs des Zweiten, am Kyffhäuser Friedrichs des Ersten, das Wiedererstehn des Reichs hoffte.

Die Wappen verdanken ihren Ursprung der während der Kreuzzüge allgemein gewordnen Sitte der Ritter, sich ganz in Eisen zu rüsten, sodaß schier einer dem andern glich und bei geschlossenem Visier keiner zu erkennen war. Die Übereinstimmung in der Bewaffnung machte Unterscheidungszeichen nötig, die man im Schild und auf dem Helm, zeitweilig auch an der Lanze führte. Diese gestalteten sich nach und nach zu bleibenden und erblichen Kennzeichen für ganze Familien und gingen mit der Ausbildung des Wappenwesens im ganzen Bereich des abendländischen Rittertums in die Familienwappen über. Waffen und Wappen ist ursprünglich ein und dasselbe Wort, ebenso bedeuten im Französischen les armes und im Englischen the arms zugleich Waffen und Wappen. Die alten Wappen zeigen darum auch immer den Schild (schräg gezeichnet, so wie ihn der Ritter am Arm hielt) mit Figur und darüber den Turnierhelm mit Helmzier und der ausgezackten, in späterer Zeit immer stilisiert gezeichneten Helmdecke; vereinzelt kommen auch Lanzen vor mit Fähnchen, deren Farben in der Regel von den Hauptfarben des Schildes abweichen, so zum Beispiel beim Wettiner Wappen, das außer dem schwarzgelb gestreiften Schild mit dem Rautenkranz Lanzen mit weißgrünen Fähnchen aufwies. Im allgemeinen aber wählte der Ritter seine Farben nach denen des Schildes, wobei die Wappenfigur die erste, das Feld des Schildes die zweite Farbe hergab; so war die Farbe der Hohenstaufen nach dem schwarzen Adler im goldnen Felde schwarzgelb und ist noch heute das Banner Österreichs. Es war auch üblich, nur zwei Farben zu führen, jede mehr wurde vermieden. Der horizontal rotweiß gestreifte hessisch-thüringische Löwe im blauen Felde zum Beispiel hätte zu den Farben rotweißblau führen können, aber die Landgrafen und die Kurfürsten von Hessen führten nur rotweiß, und das ist auch heute noch die Landesfarbe des Großherzogtums Hessen. Hieraus ergibt sich, daß es im alten Deutschen Reich niemals ein schwarzrotgoldnes Reichsbanner gegeben hat, die dahin gedeuteten chronistischen Überlieferungen sind nicht verstanden worden. Und wenn die meist sehr gelehrten und fürs Vaterland begeisterten Herren in der Paulskirche die beliebt gewordnen Farben der deutschen Burschenschaft für das alte Reichspanier hielten, so beruhte das auf einem Mißverständnis, denn unter den politisch trostlosen Zuständen der letzten Jahrhunderte waren die geschichtlichen Überlieferungen schwankend geworden, und die einfachen Regeln der mittelalterlichen Heraldik verloren gegangen.

Trikoloren, d. h. drei Farben nebeneinander auf einem Fahnentuch, sind sehr neuen Ursprungs; die älteste ist die französische Trikolore, die durch die Zusammenfügung der Stadtfarben von Paris, Blaurot, mit dem Weiß des uralten Lilienbanners entstand. Schon das Aufsehen, das die Bezeichnung Trikolore hervorrief, beweist, daß es sich dabei um etwas ganz neues handelte. Seit der Verherrlichung der französischen Revolution und nach den Eindrücken der napoleonischen Kriege war die Trikolore sehr populär geworden, und neue politische Bildungen taten es von nun an kaum ohne solche. So führen Griechenland, Belgien, Rumänien, Italien u. a. Trikoloren, auch das auf dem Wiener Kongreß geschaffne Großherzogtum Sachsen-Weimar, die älteste Linie des Wettiner Hauses, wählte die Farben des Rautenkranzwappens, schwarz, gelb und grün, doch führten auch da

die Fahnen bis in die fünfziger Jahre nur grün und gelb. Das Panier des neuen Deutschen Reichs ist ebenfalls eine Trikolore. Die nach den Regeln der Heraldik dem Reichswappen entsprechenden Farben Schwarzgelb verboten sich von selbst, da sie schon von Österreich geführt wurden, und so wählte man die Farben der norddeutschen Marine, deren Flagge das preußisch-hohenzollernsche Schwarzweiß mit dem Weißrot der alten Hansa vereinigte. Die drei Farben schwarzweißrot werden, wenn keine besondern Abzeichen hinzukommen, in drei gleich breiten Streifen an wehenden Fahnen von oben nach unten, an hängenden Fahnen (Wimpeln) von links nach rechts vom Beschauer (heraldisch bezeichnet: rechts nach links) geführt. Wappen und Fahnen haben überall fest bestimmte Formen und tragen, namentlich die ersten, in der Regel einen amtlichen Charakter; es kann darum nicht zulässig sein, daß an ihnen, auch zu dekorativen Zwecken, willkürliche Veränderungen vorgenommen werden.

Warum das hier angeführt wird, da doch alles bekannt sein dürfte oder wenigstens sein könnte? Anlaß und Anregung hat dazu die Ausschmückung der Feststraßen beim Einzug des Königs Georg und bei der letzten Anwesenheit des Kaisers in Leipzig gegeben. Bei beiden Gelegenheiten war wirklich Ausgezeichnetes geleistet worden, im November 1902 war namentlich die große Ehrenpforte auf dem Augustusplatz und die Feststraße durch die innere Stadt, am Tage der Kaiserparade die Einzugstraße bis zum Neuen Theater mit der geschmackvollen Verwendung von Blumenkörben, Lorbeerbäumen und Palmen eine überaus wirkungsvolle, prächtige, der Großstadt Leipzig würdige Zier. Aber die Fahnen! — da ging mein Trauern an. Schon bei dem Einzuge des Königs waren über den Augustusplatz nach der Grimmaischen Straße und wieder bei der Ankunft des Kaisers in der Goethestraße von der Promenade bis zum königlichen Palais hinauf Wimpel in den Reichsfarben verwandt worden, wie sie vorher wohl noch nie eines Menschen Auge gesehen hat. Zunächst waren daran die Farben übereinander gestellt, was von vornherein falsch ist — doch das hätte noch hingehn können, wenn die Sache hübsch ausgefallen wäre, Schönheit entschuldigt in diesem Falle alles. Aber das traf keineswegs zu, denn von oben kam zunächst ein viel zu schmaler schwarzer Streifen, darunter dehnte sich eine mächtige gedankenleere weiße Fläche hin, und ganz unten dran schloß sich wieder ein schmaler roter Streifen mit ein paar Zipfeln an. Ich habe diese schwarzweißroten Ungetüme bei beiden Gelegenheiten mehrfach mit aufrichtiger Bewunderung angesehen, so etwas hatte ich nicht für möglich gehalten. Und die Dinger waren auch dankbar für diese Bewunderung oder vielleicht humoristisch angelegt, denn beim Luftzug blähten sie sich auf, und dann kroch oben der schmale schwarze Rand noch mehr zusammen, sodaß er fast einer Halsbinde glich, unter der sich eine mächtige weiße Weste rundete, etwa wie sie in neuerer Zeit durch Dr. Örtel populär geworden ist, während unten eine zu kurze rote Hose baumelte. Sehr komisch in der Tat, aber einfach scheußlich. Wie konnte man nur die deutschen Reichsfarben so verzerren! Wäre wenigstens die große weiße Fläche mit dem Reichsadler bedruckt oder bemalt worden, wie es jede Fahnenfabrik machen kann, dann hätte man sich das noch gefallen lassen, aber so zeigte ein vergleichender Blick mit der zum nächsten Fenster heraushängenden schwarzweißroten Fahne, wie so ein Ding aussehen muß, wenn es wirken soll, und daß da drüben durch Künstelei und Formenspielerei vielleicht ein Effekt hatte erzielt werden sollen, der gar nicht darin liegt.

Obgleich sich hierüber noch manches Passende sagen ließe, wollen wir doch zu etwas anderm übergehn. Während der Festtage im November waren auf dem obern und dem untern Teile des Augustusplatzes hohe prächtige Maste errichtet, von denen vielfach gelb und blau gestreifte Stoffe gleich Fahnen herabwehten. Blau und gelb sind die Farben der Stadt Leipzig, drüben von der Universität, vom Museum, vom Neuen Theater wehten Fahnen in diesen Farben herab, aber Zebrastreifung zeigten sie nicht. Sollten vielleicht die mächtigen gestreiften Tücher so

eine Art Stadtstandarte darstellen, ähnlich wie die Königstandarte ausschließlich das Rautenkranzwappen führt? Das konnte aber auch nicht sein, denn die eine Schildhälfte des Wappens der Stadt Leipzig, die allein dabei in Frage kommen könnte, zeigt nur zwei blaue Balken im goldnen Felde, aber keine sieben- bis siebzehnfache Streifung. Woher ums Himmels willen nun die vielfache Streifung? — Nun, das ist ja in Deutschland doch ganz einfach! Die vielfach gestreifte Tuchfläche erinnert an das nordamerikanische Sternenbanner, und was ausländisch ist, noch dazu nordamerikanisch, zieht in Deutschland ja immer (nur darf es nicht vom Kaiser ausgehn, da wird darüber gewitzelt), aber sonst ist man immer möglichst fremdländisch und amerikanisch, nur nicht deutsch, das wäre altväterisch, vielleicht gar — pfui Teufel! — feudal. Wenn die Nordamerikaner ein Streifenbanner haben, wollen wir auch eins haben, also darum los mit den Zebrastreifen in die Luft! — Das nordamerikanische Sternenbanner ist eine sehr achtbare Einrichtung, um so achtbarer, als die Nordamerikaner es selbst hoch halten. Sie entfalten es auch gern und mit Stolz in Europa, jedenfalls häufiger als ein Deutscher in den Vereinigten Staaten seine Farben zeigen würde. Aber diese Sternenbanner sind alle vollkommen gleich, sie unterscheiden sich höchstens nach der Größe, und keinem Nordamerikaner würde einfallen, daran zu ändern und zu künsteln, am allerwenigsten etwa damit eine Annäherung oder Nachahmung des europäischen Fahnenbrauchs zu versuchen, daß er mit Anwendung der drei Farben seines Landessymbols eine der unsrigen ähnliche Trikolore herstellte. Dergleichen Fremdländerei kennt er gar nicht, die ist bloß in Deutschland zuhause, wo man in der Ausländerei sogar bis zur Geschmacklosigkeit zu gehn geneigt ist. Das war nun in Leipzig allerdings nicht der Fall, die funkelnagelneuen Streifenbanner mit ihrem leuchtenden Blau und ihrem satten Gelb machten sich im Sonnenschein recht freundlich, Fahnen waren es freilich nicht, höchstens Velarien in Fahnenform. Die Meßbuden haben es während der Anwesenheit des Kaisers unmöglich gemacht, daß diese Streifenbanner wieder aufgezogen wurden. Das war schade, denn öfterer Gebrauch würde die Tücher bald unscheinbar gemacht haben, und dann hätte auch das unbefangenste Gemüt eingesehen, daß ein so verblichnes und grau gewordnes Ding eben nur ein gestreiftes Stück Zeug ist, während eine blaugelbe Fahne, sei sie auch noch so verbraucht, verschlissen und erneuerungsbedürftig geworden, doch immer noch die Fahne der Stadt Leipzig bleibt, so lange der Rest vom Fahnentuch noch an der Stange hält. Auch am Tage der Kaiserparade sollte uns der Genuß der Streifenbanner nicht ganz entgehn, denn oben am Augustusplatz gab es nicht nur blaugelbe, sondern auch grünweiße — also auch sächsische nordamerikanische Streifenbanner. Aber auch diese dürften bei längerm Gebrauch den Pseudocharakter als Fahnen bald verlieren und schließlich nur noch für die Reste eines Waschkleidchens oder für das gerettete Leinentuch einer Sommerlaube aus den Schrebergärten gehalten werden.

Noch ein drittes Bild. Zur Zeit der Anwesenheit des Kaisers wehten aus den obern Fenstern des noch unvollendeten Rathauses, gegenüber dem Stadthause, fünf gleiche grünweiße Flaggen. Die zukünftige Stätte der Verwaltung der Stadt Leipzig entbot damit ihren Gruß. Die grünweißen Fahnen machten sich sehr hübsch, als ich sie zum erstenmal vom Königsplatze aus sah, und sie interessierten mich besonders, denn sie ließen von weitem an einer heraldisch richtigen Stelle (an der obern rechten Ecke, da wo auch im nordamerikanischen Banner das blaue Feld mit den Sternen steht) ein Viereck sehen, in dem schwarz und gelb zu erkennen war. Aha, dachte ich, das ist einmal ein sinnreicher Gedanke, das ist ein Schild mit dem schwarzen Löwen von Meißen in goldnem Felde in Verbindung mit der grünweißen Fahne, eine Zusammenstellung, die ihre gute geschichtliche Begründung hat, und für die sich in der Geschichte unsrer Heraldik mannigfaltige und schöne Vorbilder finden. Unsre Vorfahren aus der Hohenstaufenzeit hatten überhaupt die Eigentümlichkeit, daß sie sich auch etwas dabei dachten, wenn sie eine Sache darstellten, und wenn sie daran änderten oder Neues anbrachten, so wollten sie damit immer

einen Gedanken ausdrücken, an der Neuerung als solcher lag ihnen nichts. Aber meine Freude währte nur hundert Schritte. Als ich näher kam, entpuppte sich der vermeintliche Schild von Meißen als ein aus je einem schwarzen und gelben rechtwinkligen Dreieck mit den Hypotenusen zusammengelegtes Quadrat. Die Farben von Meißen sollten es offenbar sein, aber so, in einer an das Mosaikspiel der Kinderstube anklingenden Weise, sind sie sicher vorher noch nie dargestellt worden. Und schön war es auch nicht, höchstens neu; schön sieht ganz anders aus, Dreiecke an und für sich sind selten schön. Aber wenn nun jemand das doch schön gefunden hätte und vielleicht in dieser Richtung fortfahren wollte, indem er künftig die Farben von Meißen etwa als gelben Vollmond in einem schwarzen Quadrat oder gar in schwarzgelben sezessionistischen Nudelarabesken — die Meißner Farben blieben es ja doch — darstellte, da könnten wir herzbrechende Dinge erleben und schließlich vermeinen, wir lebten in der Türkei oder in Japan statt in Deutschland, das zur Zeit seiner ersten Blüte auch auf dem Gebiete des Schilde- und Fahnenwesens an erster Stelle stand.

Es ist eben nicht gut, wenn an altüberlieferten, feststehenden und auch auf ihre künstlerische Wirkung längst erprobten Einrichtungen unbegründete Neuerungen vorgenommen werden. Unsre Fahnen sind an sich schön und wirken immer dekorativ, täten das nur dann nicht, wenn sie ganz sinnlos angebracht würden, was eigentlich kaum möglich ist. Sie sollten nicht ohne Not verändert oder gar amerikanisiert werden. Fahnen und Wappen sind feststehende Formen, die als solche zu dekorativen Zwecken verwandt werden können, aber an denen selbst nicht herumdekoriert werden darf. Es wird ja auch kein Künstler sechsblättrige Rosen darstellen wollen, sondern er malt sie eben mit fünf Blättern, weil sie so sind. Dagegen stehn die Fahnenfarben und das gesamte Wappen wie dessen Teile zur Verwendung für dekorative Zwecke vollkommen frei, an Draperien, Velarien, Ehrenpforten und dergleichen können sie unbedenklich angebracht und auch zu neuen Formen verwandt werden, bei denen der Künstler bloß die allgemeinen Regeln zu beachten braucht, daß er nichts Sinnloses zusammenstellt und das Schönheitsgefühl nicht verletzt. Nach dieser Richtung war in Leipzig höchst Anerkennenswertes, ja Mustergiltiges geschaffen worden. Vor allem ist dabei zu erwähnen das prächtige, in Art eines Baldachins angebrachte Velarium am Haupteingang des alten Rathauses. Es war aus naheliegenden Gründen in den Stadtfarben gehalten und mit Recht aus verhältnismäßig schmalgestreiftem Stoff hergestellt, denn es sollte einen Zeugstoff darstellen, und eine Anlehnung an die Art der Fahne mit breiter blauer und gelber Fläche würde geschmacklos gewesen sein. Hier verband sich der richtige Gedanke mit der richtigen Ausführung, und die Wirkung war ebenso eindrucksvoll wie schön. Ähnliches läßt sich auch von der die Feststraße bei ihrer Wendung nach Westen am Augustusplatze abschließenden Ehrenpforte sagen, die auf Velarien in freier Behandlung den Meißner Löwen und die blaugelbe Streifung des Leipziger Wappens zeigte. Es wäre noch vieles hervorzuheben und zu loben, aber das würde über das, was hier gesagt werden sollte, weit hinausgehn und ist auch schon seinerzeit von andrer Seite mit Recht getan worden. Der Zweck dieser Zeilen ist bloß, auf die in nichts begründeten und am wenigsten durch das Schönheitsgefühl gerechtfertigten Neuerungen und Änderungen an den Fahnen hinzuweisen und auch die daraus hervorgehenden Folgen anzudeuten.

Man wird Privatleuten wohl niemals verbieten können, auch in dieser Richtung, wie in manchem andern, eignen Liebhabereien nachzugehen, aber man wird im allgemeinen zugeben müssen, daß bisher kaum etwas Auffälliges zu bemerken gewesen ist. Es hat sich im Gegenteil gezeigt, daß die Bürgerschaft die Gleichheit der Fahnen nicht eintönig findet, sondern gerade von einer Straße voll gleicher Flaggen den erhebenden Eindruck der Einheit und Kraft empfängt. So ist es auch mit dem Militär oder mit einer Anzahl von Turnern, die sich zu Freiübungen aufgestellt haben; eigentlich sieht doch einer aus wie der andre, aber je mehr ihrer

sind, je größer die Zahl wird, um so erhebender wirkt diese in einer Einheit verkörperte gemeinsame Kraft und kann bei erregbaren Gemütern sogar Begeisterung hervorrufen. So kommt es auch nicht darauf an, daß einer mit einer Fahne beweisen will, daß er sich als Deutscher, als Sachse oder als Leipziger betrachtet, sondern es müssen es viele tun, eine ganze Straße, die ganze Stadt, dann erst kommt die Freude an der Gemeinsamkeit zum Durchbruch. Bisher ist das deutsche Bürgertum diesen Eindrücken gefolgt, ob das aber in unsrer Zeit der Neuerungssucht, der Formenspielerei und der damit in Verbindung stehenden Unsicherheit des Geschmacks so bleiben wird, wenn böses Beispiel gegeben wird, steht noch dahin. Schon haben sich bei den letzten festlichen Gelegenheiten Zebrabanner auf verschiednen Dächern gezeigt, natürlich, wenn die Stadtverwaltung damit vorgegangen ist — reginam ad exemplum. Auch waren schon an einem hochachtbaren Privatgebäude Fahnenkonstruktionen in den Landesfarben zu sehen, die in der Verteilung der Farben, an mannigfachen Auszipfelungen und schwer verständlichen krummen Linien ahnungsgrauend die Einmischung der Sezession andeuteten. Offenbar kann es nun nicht Sache der Stadtverwaltung von Leipzig sein, die aus Männern besteht und über Beamte verfügt, die solche Sachen verstehn, Anlaß oder gar Anregung zu Verwirrungen auf diesem Gebiete zu geben. Es handelt sich bisher unzweifelhaft bloß um ein Übersehen und beim Urheber nicht um böse Absicht. Aber auch in diesem Falle gilt es, das Prinzip zu wahren und weiteres Unheil im Keime zu ersticken. Wenn man auch die Fahnen dem modernen Stil ausliefern wollte, könnten wir in wenig Jahren erleben, daß man bei einem nationalen Feste statt in Leipzig auf dem Drachenfest in Peking zu sein meint. Damit die Kreise der Verwaltung und der Bürgerschaft von Leipzig, die dergleichen nicht wünschen, zu rechter Zeit durch Einfluß und Beispiel entgegen wirken, sind diese Zeilen geschrieben worden, die vielleicht auch für andre Orte in Betracht kommen könnten. —e—



Wanderungen in der Niederlausitz

Von Otto Eduard Schmidt

1. Senftenberg und Altdöbern (Karl Heinrich von Heineken)

(Schluß)



Der Morgen des nächsten Tages zeigte die Natur vom nächtlichen Regen erquickt; am Himmel kämpften noch die weißen Wolkenschleier gegen die siegreich sich enthüllende Sonne, an Baum und Strauch glänzten die Blätter in frischwaschnem Grün, der feuchte Kies knirschte unter unsern Füßen. Das ist die rechte Stunde, die Reize eines Parkes zu genießen. Auf dem Wege dahin beschäftigten wir uns mit der ältern Geschichte des Schlosses und des Dorfes Altdöbern, die noch nicht in allen Punkten aufgeklärt ist, weil die alten Kirchenbücher im Jahre 1735 mit der Pfarre verbrannt sind, und auch die im Gräflich Witzlebenschen Archiv verwahrten Kauf- und Belehnungsurkunden nicht über das Jahr 1699 zurückgehn. Altdöbern (Alten-Döber, Dobir) muß schon im dreizehnten Jahrhundert ein ansehnliches Kirchspiel gewesen sein, denn außer zehn näher liegenden Dörfern gehören auch die südlich von den Kalkbergen liegenden Wendendörfer Doberstroh und Nussedil (nowe sedlo = Neue Siedlung) dazu, die 1266 und 1279 an das Kloster Dobrilugk verkauft wurden.

Der erste Herr von Altdöbern, den wir mit Namen kennen, ist Walther von Köckeritz, der 1377 das Pfarrlehen an sich nimmt und dafür der Kirche das

Dorf Jaworka (Klein-Jauer) überweist. Kaiser Karl der Vierte hat den Tausch „auf dem Felde vor dem Dorfe Dobir“ genehmigt.

Im sechzehnten und im siebzehnten Jahrhundert scheint Altdöbern viel Besitzwechsel durchgemacht zu haben: die Birkholtz, Dieskau, Schlieben, Kommerstadt, Knoch und Bomsdorf erscheinen nacheinander als Eigentümer. Ein turmgekröntes Schloß muß schon 1645 vorhanden gewesen sein; denn wir hören, daß den 4. Juli dieses Jahres der Donner in das Schloßtürmlein einschlägt und einen Brand verursacht. Der Schloßherr, ein Herr von Kommerstadt, ist nicht da, aber an seiner Stelle leitet der Pfarrer die Löscharbeit und verheißt den Leuten erst ein Viertel, dann ein Faß Bier „zum recompens, sobald der von Kommerstadt aus dem Kriege käme ... Als nun Herr Ernst von Kommerstadt im Martio 1646 nacher Hause gelanget, hat ihm der Pfarrer den gantzen Verlauff der sehr gefährlichen Anzündung erzehlet und darbey freundlich erinnert der Zusage, so er bei höchster Feuersgefahr denen Löschern damals gethan ... Hat ihme der von Kommerstadt zur Antwort dieß gegeben: »Ich wollte, daß der Donner noch in das Haus schlüge, damit alles zu Pulver verbrannt würde!« Und das eben war das Faß Bier, das die getreuen und redlichen Leute mit höchster Gefahr ihres Lebens zum recompens bekommen haben, Undank in fine laborum. Irret euch aber nicht, Gott läßt sich nicht spotten. NB. Dieser Kommerstadt ist in Polen von den Polacken in einem Hause mit seiner suite verbrannt worden.“

Im Jahre 1712 kaufte Altdöbern der General Alexander Dietrich von Eickstedt, der sich schon 1705 mit einem Fräulein von Knoch, der Tochter eines Vorbesitzers, vermählt hatte. In dieser Zeit, als das Vorbild Augusts des Starken auch den sächsischen Adel zu größerer Baulust mit fortriß, wurde wohl das mittelalterliche Schloß abgebrochen und durch einen Barockbau ersetzt, aus dem das jetzige Gebäude hervorgewachsen ist. Wenigstens zeigt ein im Altdöberner Rentamt hängender Plan das Schloß der Eickstedtischen Zeit in einer Gestalt, die ganz der spätern entspricht, nur fehlen die Türme und ein Stockwerk. Der General starb 1727; danach verwaltete seine Witwe das Schloß bis 1736, dann war sein Sohn Heinrich Alexander von Eickstedt, der Generaladjutant des Herzogs Johann Adolf von Sachsen-Weißenfels, Besitzer. Daß nach dessen Tode Altdöbern im Jahre 1746 an den Küchenmeister Röller und durch diesen 1749 an seinen Schwiegersohn Heineken kam, ist schon früher erwähnt worden.

Heineken hat — vermutlich in den Jahren 1754 und 1755 — das Schloß nach seinem Geschmack umgebaut, indem er ein Stockwerk und die beiden viereckigen Türme aufsetzte und das Ganze mit einem in französischem Stile angelegten Garten und Park umgab. Der Park ist durch den jetzigen Besitzer, den Grafen Witzleben, in eine herrliche Anlage englischen Geschmacks umgewandelt worden, die sich hinter dem Schlosse in grünen Wiesenflächen und wundervollen Baumgruppen bis an den großen seeartigen Teich und an dessen Ufern hinzieht, voll von lauschigen Plätzen und anmutigen Durchblicken. Aber die Gartenanlagen vor und zu beiden Seiten des Schlosses sind mit großer Sorgfalt wieder so hergerichtet worden, wie sie Heineken hinterlassen hat. Zu ihrer Ausschmückung hatte sich Heineken besonders zweier Künstler bedient, des Malers Stephan Torelli (gestorben 1784 in Petersburg), eines Schülers Solimenas, der aber vorzugsweise in Caraccischer Manier malte, und des Hofbildhauers Gottfried Knöffler (geboren 1715 in Zschölla bei Delitzsch, gestorben als Akademieprofessor in Dresden 1779).

Heineken, dem Diktator des Dresdner Kunstlebens, dem Unternehmer der großartigen Schloßbauten Brühls, standen natürlich alle Dresdner Künstler zur Verfügung; sie gaben für ihn wohl ihr Bestes und noch dazu halb umsonst, er wußte sie durch andre lohnendere Bestellungen zu entschädigen. So hat ihm Torelli die Plafonds „in zwei Kabinetten des Gartens zu Altdöbern“ gemalt, leider ist nichts mehr davon vorhanden. Knöffler aber, einer der tüchtigsten Bildhauer seiner Zeit — von ihm sind z. B. die beiden Sphinxe hinter dem Belvedere der Brühlschen

Terrasse, die Brunnen im Hofe des Cosellschen Palais hinter der Frauenkirche und im Hofe des Harmoniegebäudes in Dresden, die Statuen des Amor und des Apollo in den Außennischen des Sommerspeisesaals in Wörlitz —, füllte den ganzen Garten mit heitern Göttergestalten, die uns trotz der Schäden, die der Sandstein im Laufe von anderthalb Jahrhunderten erlitten hat, doch noch einen Begriff von dem Schönheitsideal ihres Urhebers erwecken.

Ich weiß wohl, daß über die ganze Kunst dieser Zeit von Johann Joachim Winkelmann und seinen Nachfolgern sehr absprechende und gewiß nicht unverdiente Urteile gefällt worden sind. Die Bildhauer des achtzehnten Jahrhunderts sahen in dem Italiener Bernini (1598 bis 1680) ihr Vorbild, als dessen Eigentümlichkeit man zweierlei bezeichnen kann: höchste Virtuosität in der Behandlung des Marmors und die gezierte Grazie des Theaters in den Stellungen. Es ist das unsterbliche Verdienst Winkelmanns, dieser Manier gegenüber „die edle Einfalt und stille Größe" der griechischen Bildwerke als neues Kunstideal aufgestellt zu haben. Sein Biograph Karl Justi (I, S. 269 f.) fällt über die Bildhauer des achtzehnten Jahrhunderts folgendes elegant formulierte Urteil: „In ihren Werken zeigte sich die bekannte Virtuosität der Technik, welche die widerstrebendsten Gegenstände mit spielender Leichtigkeit auf den Marmor übertrug und in der Widergabe der morbidezza des Fleisches oder vielmehr der Haut eine fast illusorische Naturwahrheit erreichte. Die Oberfläche dieser Marmorkörper scheint wirklich die Nachgiebigkeit und den Flaum, ja den Inkarnat und die in jedem Moment spielende Elastizität des Lebens zu haben. Diese modernen Pygmalionen haben wirklich, wie ihnen zahllose trunkne Betrachter und Dichter nachrühmen, dem Stein seine Starrheit und Kälte genommen ... Aber sie haben auch die plastische Nacktheit ihres keuschen griechischen Adels entkleidet; es ist nun nicht mehr die Nacktheit, deren Gewand die Schönheit ist. Ihr Marmor glüht nicht von dem himmlischen Feuer des Prometheus, sondern von der »Wollust der Oberfläche« ... Die Griechen heiligten den Marmor zur Apotheose der Schönheit, diese haben ihn entweiht zur Apotheose des Fleisches."

Dieses Urteil geht wohl nach beiden Seiten etwas zu weit: es gilt nur für die erste Blütezeit der griechischen Kunst, nicht für die alexandrinische, die eine starke Verwandtschaft mit der Kunst des Rokoko zeigt, und andrerseits wird es doch auch den deutschen Bildhauern der Zeit Winkelmanns nicht völlig gerecht. Justis Urteil trifft gewiß die Algardi, Corradini, Coudray, Permoser, die Meister jener 150 Marmorgruppen, mit denen August der Starke den Großen Garten schmückte, und ähnlicher Werke, die „räuberische Entführungen und zärtliche Heimsuchungen" darstellen, doch so, daß man den Eindruck hat, die Götter seien „aus den hellen, stillen Höhen des Olymp etwas heruntergefallen in die Sphäre der Kulissen, der Boudoirs, der Alkoven" — aber es gab auch Bildhauer, die von dieser Manier etwas abseits standen, zu ihnen gehört Knöffler. Seine Altdöberner Bildwerke, ebenso seine Wörlitzer Statuen haben zumeist einen einfachern und ruhigern Ausdruck, als man es damals gewöhnt war. Jene stammen aus dem Jahre 1755, diese aus noch späterer Zeit. Winkelmanns Schrift „Gedanken über die Nachahmung griechischer Werke" war zu Pfingsten 1754 erschienen und war damals das Tagesgespräch in allen künstlerisch interessierten Kreisen. Sie kann sehr wohl auf Knöffler eingewirkt haben, doch war er wohl auch von Haus aus der theatralischen Gespreiztheit in Stellung und Ausdruck weniger zugetan.

Es ist mir zweifelhaft, ob alle in Altdöbern erhaltnen Bildwerke wirklich von Knöffler herrühren. Die ausdruckslose Diana und der plumphändige Apollo zu beiden Seiten der zum Schlosse führenden Allee sind im günstigsten Falle Arbeiten eines Gehilfen aus Knöfflers Atelier, oder sie stammen noch aus der Eickstedtschen Zeit des Schlosses, überdies waren sie sehr beschädigt und mußten deshalb bei der letzten Wiederherstellung des Gartens stark ergänzt werden. Dagegen zeigt Knöffler das Höchste, was er leisten konnte, in den entzückenden Gestalten der Venus und

des Merkur, die an der Rampe des Schlosses aufgestellt sind. Venus ist dargestellt mit einem Gürtel um den nackten Leib, wie sie dem sich sträubenden Amor die Flügel verschneidet; das Gesicht der Göttin strahlt von einem schelmischen Lächeln, die Mienen Amors drücken die Angst vor der drohenden Strafe aus, aber beides geschieht so maßvoll, daß auch ein Lessing zufriedengestellt wäre, und die Haltung der Gestalten ist verhältnismäßig so ruhig und schlicht, daß von theatralischer Pose keine Rede sein kann. Dasselbe gilt von Merkur, dem Gotte der kaufmännischen Betriebsamkeit, der mit der rechten Hand auf das durch Heinekens Verdienst aufblühende Dorf hinweist.

Rechts vom Schlosse gelangen wir durch verschnittne Lindenhecken zu einem großen Wasserbassin mit einem wasserspeienden Wolf und einander gegenüberstehenden auf Delphinen reitenden Putten. Weiterhin trifft man einen mit Weintrauben bekränzten Dionysos, der eine Trinkmuschel in der Hand hält, und als Gegenstück dazu eine Hygiea, die in der Rechten eine Schale, in der Linken einen Lorbeerkranz trägt; zu diesem ringelt sich um einen Baumstamm eine Schlange, das Symbol der Heilkraft des Wassers, empor. Nicht weit davon steht die Figur eines jungen Mädchens, das nach oben blickend und vorwärtsschreitend mit etwas geöffneten Munde ein Frühlingslied zu singen scheint. Die Stirn ist mit einer Binde umwunden, mit der Rechten hält sie eine Blumenranke hoch empor, als wollte sie der Gottheit des Frühlings ein Opfer darbringen. Doch ihr gegenüber steht Amor, dessen Köcher am Boden liegt, auch fehlt die rechte Hand und der linke Arm. Beide Figuren sind Werke von großer Schlichtheit und Anmut und überdies sicher von Knöfflers eigner Hand, denn sie tragen in Kurrentbuchstaben die Inschrift: Gottfried Knöffler Königl. Hof-Bildhauer 1755. Abgeschlossen wird diese Anlage durch einen Neptunsbrunnen. Das Wasser rinnt zu Füßen des Gottes, der mit dem Dreizack auf den Boden stößt, in vier untereinander stehenden Schalen herab; zu beiden Seiten steht je eine etwas massige Kindergruppe. Man war seit du Quesnoy (1594 bis 1646) auf diese von „Milchfleisch“ strotzenden Kindergestalten nicht wenig stolz; man meinte in diesem Punkte die Alten zu übertreffen, die „ihren Kindern zuviel ausgewachsene Form, zuviel angedeutete Knochen“ gegeben hätten. Endlich steht vor dem Neptunsbrunnen links ein Apollo auf die Leier gestützt, nachdenklich auf das Schloß schauend, die linke Körperhälfte nachlässig mit dem Gewande umhüllt. Es kam mir vor, als ob sein Antlitz eine gewisse Ähnlichkeit mit Heineken selbst habe, und es ist durchaus nicht ausgeschlossen, daß der eitle Schloßherr, der sich mit Leier und Lorbeerkranz in der Kirche darstellen ließ, dem Bildhauer auch hier den Auftrag gegeben hatte, den Gott des Gesangs nach seinem Bilde zu gestalten. Die Dichtkunst war wohl die unter den Musen, die ihn am wenigsten zierte.

Auf der linken Seite des Schlosses liegt das gut erhaltne Naturtheater: drei hohe Linden bilden den Hintergrund, verschnittne Hecken die Kulissen. Vor der Bühne steht links als Sinnbild der dramatischen Kunst ihr Urheber, ein mit Trauben und dem Pantherfell geschmückter Dionysos, rechts als Symbol der Schäferspiele die anmutige arkadische Nymphe Syrinx, die unter einem zurückgeschlagnen Mantel den Chiton trägt und auf einer Hirtenflöte bläst. Bei diesem Anblick denkt man sich die grünen Räume wieder von menschlichen Gestalten belebt, unwillkürlich glaubt man auch die sanften Klänge altertümlicher Musik wieder zu vernehmen, die hier vor mehr als einem Jahrhundert das leise Flüstern der Blätter übertönte. Jede Musik ist in gewissem Sinne der Ausdruck eines Zeitalters. Den großen Gedanken der Renaissance vom Rechte der freien Persönlichkeit oder ins Religiöse übersetzt: „Von der Freiheit eines Christenmenschen“ kann man aus Luthers gewaltigen Choralmelodien und aus den Gebets- und Streitliedern des Freiheitskampfes der Niederländer heraushören. Das tiefinnige Gottsuchen der Pietisten klingt wieder in der Matthäuspassion Johann Sebastian Bachs. Der Absolutismus findet seinen musikalischen Ausdruck in den Werken Glucks und Haydns; der erstere fühlte sich

in der zweiten Periode seines Schaffens als Reformator, als ein Winkelmann auf dem Gebiete der Musik, sofern er edle Einfachheit und Natürlichkeit als sein Ziel hinstellte. In der Tat hat Gluck die deutsche Musik von Schwulst und Ziererei zur Einfachheit zurückgeführt, aber die Natur, die uns Gluck in seiner „Alceste" oder in seiner Oper „Orpheus und Eurydice" offenbart, ist nicht die wirkliche Natur, sondern die durch die Überfeinerung des Rokoko verzärtelte Natur — seine Melodien atmen ein goldnes Vertrauen zu den Göttern und den an ihrer Stelle regierenden Herrschern, alle seine Motive lenken in die Stimmung ruhiger, leitungsbedürftiger Untertanenhaftigkeit zurück.

Erst der titanische Beethoven nimmt den großen Gedanken der Renaissance von der Befreiung des Individuums wieder auf und klopft mit starker Faust an die Pforte einer neuen Zeit. In seiner Musik gären die Ideen Rousseaus und die Kämpfe der Freiheitskriege. Ihm gegenüber bedeutet die Musik Mendelssohns bei allem Reichtum an lyrischen Elementen doch einen Rückschritt, wie er auch im Selbstbewußtsein der Menschen, in dem Kraftmaß ihrer patriotischen Begeisterung im Zeitalter Metternichs und der Reaktion eintrat — ich wenigstens höre aus seinen Liedern meist den Heinischen Weltschmerz — und aus dem ergreifenden Eroschor und aus dem Schlußchor seiner Antigone mit seiner flachen und doch so vernichtenden Weisheit tönt mir nur das unerbittlich waltende Schicksal und der rhythmische Tritt der Sargträger entgegen. Erst Wagner ist der echte Erbe der Renaissance, erst in seiner Musik ringt sich das Individuum von dem energielosen Leitungsbedürfnis des Absolutismus wie von der hoffnungs- und fassungslosen Resignation Mendelssohns los zu heldenhafter Tat und heroischem Untergang, die echte Musik für die Zeitgenossen Bismarcks, des „Nibelungenenkels."

Nicht solche Musik paßte in das von Schäfern und Schäferinnen oder von den heitern Gestalten des griechischen Olymps belebte Naturtheater Heinekens, wohl aber die Musik Glucks und Haydns. Besonders die Symphonien Haydns sind die rechte Musik für diese ländlichen Feste im Grünen, die vom Gutsherrn zum Preise des anwesenden oder anwesend gedachten Herrschers veranstaltet werden. Die Musik beginnt mit einer feierlichen Huldigung an ihn, dann entfesselt sich sanfte Lust. Wir sehen bei diesen Klängen das neckische Rocktragen und das kokette Fächerspiel feingepuderter Damen und das verlangende Lächeln und graziöse sich Verbeugen der im Schnallenschuh und Seidenstrumpf einherschwebenden Kavaliere oder das sich Suchen und Fliehen verliebter Schäfer und Schäferinnen am murmelnden Bach. Serenissimus beglückende Nähe wird geahnt, aber tritt nicht hervor, höchstens einmal in einem dominierenden Flötensolo; der egoistische Absolutismus Ludwigs des Vierzehnten ist längst durch den humanen Friedrichs des Großen abgelöst worden: der Fürst will nicht vorzugsweise genießen, sondern die andern genießen sehen. Gern huldigt ihm alles: die Bauern mit dem Dudelsack, der Hirt mit Flöte und Schalmei, die Tänzer und Tänzerinnen mit rasch bewegter Fiedel; auch die Tierwelt mischt sich in das festliche Treiben: Grasmücke, Amsel und Nachtigall mit süßem Gesang, der Kuckuck mit echoweckendem Lockruf, das Rind mit behaglichem Brummen. Alles beherrscht eine himmlische Heiterkeit; sogar Sturm, Donner und Blitz sind nur vorhanden, den ewigen Sonnenschein und die linden Lüfte nicht langweilig werden zu lassen — bald macht die erregte Stimmung der Natur wieder der wohligsten Harmonie Platz.

Eine Besichtigung des innern Schlosses lag diesesmal nicht im Reiseprogramm. Aber ich habe sie im Oktober, einer Einladung des Grafen Witzleben folgend, nachgeholt und mich dabei überzeugt, daß es trotz einiger Umbauten und Erweiterungen im wesentlichen die Eigentümlichkeit der Heinekenschen Zeit bewahrt hat; jedenfalls ist alles, was einer Erhaltung wert war, sorgfältig geschont worden. In dem geräumigen Flur und im Treppenhause erfreut uns eine sehr hübsche grau-braune Dekorationsmalerei, die niedliche Putten in allerhand lustigen Stellungen zeigt; als ihr Urheber nennt sich in einer Inschrift der Tür im obern Stockwerk unter

der Jahreszahl 1755 Joseph Krinner, ein mir sonst unbekannter Künstler. Sehr schön, in Correggios Manier, ist das bunte Deckenbild im Treppenhause, eine Darstellung der Nacht, die durch eine große, von einem fliegenden Kindengel gehaltne Laterne erhellt wird.

Beleuchtungseffekte gehören zu den Lieblingsmotiven der damaligen Malerei. Falls das Bild nicht von dem obskuren Joseph Krinner herrührt, möchte ich es am liebsten dem Stephan Torelli zuschreiben, der ja, wie wir vorhin gesehen haben, in Altdöbern gemalt hat. Das Speisezimmer im Erdgeschoß enthält reizende Bilder in Watteaus Geschmack, das Vorzimmer im ersten Stock in bunten Fresken liebliche Szenen aus dem Gesellschaftsleben der Rokokozeit: ein vorlesendes Mädchen, eine Klavierspielerin, der ein Jüngling zuhört, und ähnliches. Der Salon zeigt noch Reste des kostbaren, aus den edelsten Materialien gefertigten Mobiliars Heinekens und unter einer einfachen Stuckdecke zahlreiche Konsolen an den Wänden, auf denen ursprünglich die zierlichen Meißner Porzellangruppen des Meisters Kändler gestanden haben. Die Hauptzierde des Salons aber sind eine Reihe dekorativer Ölbilder, die über den Türen und an den Wänden in teilweise herrlichen Rahmen angebracht sind. Namentlich das Bild einer Wahrsagerin ist von ausgezeichneter Arbeit. Irgendwelche Kunde von dem Maler dieser Bilder ist in Altdöbern nicht mehr vorhanden, aber ich wußte, daß der berühmte Hofmaler Augusts des Dritten, Ernst Dietrich (geboren zu Weimar 1712, gestorben 1774 in Dresden) vom Kurfürsten auf Heinekens Rat zu seiner Ausbildung nach Italien geschickt worden war. Sollte Heineken nicht auch in diesem Falle eine künstlerische Gegenleistung erhalten haben? Und wirklich schreibt dieser in seinen „Neuen Nachrichten von Künstlern" (1786) Seite 14: „Man findet auch ein ganzes Zimmer von sechs Feldern und drey Thürenstücken zu Altdöbern, einem Landgute in der Niederlausitz, welches er aus Freundschaft in seiner besten Zeit gemalt hat." Dietrichs Stärke beruhte in der Darstellung idyllischer Landschaften, in denen aber schon etwas Romantisches vorspukt. Übrigens galt er mit Recht für einen Proteus, „der sich nach Belieben in Rembrandt und Poelemburg, in Teniers und Watteau, in Elzheimer und du Jardin usw. verwandeln könne." In der Tat war ich, ehe ich die vorhin zitierte Stelle fand, versucht, die Altdöberner Salonbilder für Erzeugnisse eines Franzosen zu halten — nun müssen sie aber unzweifelhaft als Werke Dietrichs gelten.

Für den schönsten Raum des Schlosses halte ich den Tanz- und Theatersaal, der in seinen ganzen Verhältnissen wie in seiner Ausschmückung eine edle Einfachheit offenbart: man sieht, Heineken hat doch von Winkelmann gelernt, so gehässig er sich auch in seinen Werken (z. B. in der Vorrede zu den „Neuen Nachrichten von Künstlern") über ihn ausspricht. Die Wände bestehn aus Marmorstuck, sie finden ihren obern Abschluß in einem friesartigen Reliefband, das in sehr feiner Arbeit Musikinstrumente und die Geräte der dramatischen Kunst darstellt. Keinerlei Mobiliar beeinträchtigt die Wirkung des Raumes, nur ein großes Ölbild König Augusts des Dritten hängt an der Wand. Lange haftet unser Blick auf dem gutmütigen, runden Antlitz, aus dem ein Paar großer schöner Augen, das Erbteil seiner edeln Mutter Christine Eberhardine, auf uns herunterschauen. Hier, im Schlosse Heinekens, ist man am ehesten in der Lage, den rätselhaften Mann, den die Natur zu einer bessern und glücklichern Rolle bestimmt zu haben schien, zu verstehn. Sucht man sein Wesen auf den wichtigsten Feldern fürstlicher Tätigkeit, in der äußern oder innern Politik, auf dem Gebiete des Kriegswesens oder der Volkswirtschaft zu erfassen, so greift man in die leere Luft, und statt seiner stößt man auf Brühl und immer wieder auf Brühl. Aber in seinen Beziehungen zu Heineken, der auch sein Berater und Agent in Dingen der Kunst war, finden wir ihn selbst. Seine Geschmacksrichtung war ihm in der Jugend durch die italienischen Reisen, die mit der Konvertierung des schon protestantisch konfirmierten Kurprinzen im engsten Zusammenhang stehn, unauslöschlich eingeprägt worden. Er hat am Dresdner Hofe den französischen Geschmack durch den italienischen ersetzt und wurde im Laufe

der Zeit auf dem Gebiete italienischer Musik und italienischer Malerei und der davon abhängigen Kupferstichkunst ein wirklicher Kenner. Er selbst hat im Verein mit Heineken die Dresdner Kupferstichsammlung geordnet, und die wenigen kleinen Geschichten von ihm, in denen wir individuelles Leben einer Persönlichkeit spüren, beziehen sich auf sein Verhältnis zur Kunst. Als 1753 die Sixtinische Madonna im Thronsaal des Königlichen Schlosses zu Dresden aufgestellt wurde und sich die passende Beleuchtung nicht finden ließ, rückte er mit eigner Hand den Thronsessel zur Seite und rief: „Platz da für den großen Raffael!" Graf Pietro Rotari aus Verona glaubte einst mit dem größten Meister der Beleuchtung, mit Correggio, wetteifern zu können, indem er in seiner „Ruhe auf der Flucht" (Dresdner Galerie Nr. 596) das Christuskind zum Träger der Lichtquelle machte. Er hatte, um dem König den Vergleich nahe zu legen, sein Bild hinter die auf einer Staffelei stehende „Heilige Nacht" Correggios gehängt. Der König kam, sah es und wandte sich spöttisch ab mit den Worten: C'est bon pour le derrière du Corrège. Aber er vermochte auch anzuerkennen und zu helfen, sogar wenn eine künstlerische Richtung der seinigen nicht ganz entsprach. Als er Winkelmanns ihm gewidmete Schrift „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke" gelesen hatte, äußerte er: „Dieser Fisch soll in sein rechtes Wasser kommen" und setzte ihm eine Pension von zweihundert Talern jährlich aus, damit er nach Rom reisen könne. Am interessantesten sind Augusts des Dritten Gedanken über die Errichtung einer Kunstakademie in Dresden. Heineken (Neue Nachrichten Seite 11 f.) hat den König eines Tages geradezu gefragt, warum er bei seiner ausgesprochnen Liebe zur Kunst in Dresden keine Kunstakademie errichte. Der König erwiderte mit der Gegenfrage, wen Heincken zum Direktor vorschlagen wolle, und als dieser auf Silvestri, Groni, Torelli oder Raphael Mengs hinwies, antwortete der König: „Das wird also eine französische oder italienische Akademie werden. Wir müssen warten, bis wir einen Deutschen bekommen," ein interessantes Zeugnis dafür, daß August der Dritte seine Ausländerei in Sachen der Kunst doch nur als einen Notbehelf ansah. Es hat nach dem Tode des Königs wirklich noch ein halbes Jahrhundert gedauert, ehe man von einer deutschen Malerei reden konnte.

Auch Heineken, der erst im Jahre 1791 starb, hat den Anbruch des Morgens der deutschen Malerei nicht mehr erlebt. Er hätte auch schwerlich Verständnis dafür gehabt. Die gelehrten Werke, die er in seiner jahrzehntelangen Muße in Altdöbern, unterstützt von einer herrlichen Bibliothek und reichhaltigen Sammlungen, verfaßt hat, z. B. die 1768 und 1769 herausgegebnen „Nachrichten von Künstlern," sind zwar Zeugnisse eines eisernen Fleißes und enthalten ebenso wie die fünfunddreißig von ihm herrührenden handschriftlichen Foliobände der Dresdner Bibliothek eine Fülle wertvollen historischen Materials, aber es fehlt darin der lebenweckende Strom fruchtbarer Ideen.

Ein Beispiel für viele. Heineken hat zwar in der Abhandlung „Das Leben des Marc Antonio von Bologna" (Nachrichten I, Seite 273 f.) lang und breit auch von Dürers Kupferstichen und Holzschnitten gehandelt, aber immer nur über Äußerlichkeiten: das Wesen der Kunst Dürers blieb ihm und seinem ganzen Zeitalter ein Buch mit sieben Siegeln. Erst vor den erstaunten Augen der Bürger des neuen Deutschen Reiches hat der große Nürnberger Meister seine Wiederauferstehung gefeiert. Wie wenig Heineken gerade die deutsche Kunst des Jahrhunderts der Reformation schätzte, geht auch daraus hervor, daß er den von dem Finsterwalder Maler Samuel Steber 1575 hergestellten, mit „wohlgemalten" Tafelbildern gezierten Säulenaltar der Altdöberner Kirche 1751 herausreißen und durch einen aller Innigkeit entbehrenden Rokokoaltar ersetzen ließ. Der damalige Pfarrer Lehmann war damit gewiß nicht einverstanden; denn er hat eine genaue und lobende Beschreibung des alten Kunstwerks seinem Kirchenbuche einverleibt und auch ausdrücklich bemerkt, daß der alte Altar nach Burgk im Brandenburgischen verkauft wurde; er war also keineswegs unbrauchbar geworden. Aber der Pfarrer mußte

sich in diesem absolutistischen Zeitalter eben auch in Dingen des kirchlichen Kunstgeschmacks dem adlichen Gutsherrn fügen; auch Heineken hatte ja seine kirchliche Gewaltherrschaft schon 1749 damit eingeleitet, daß er „des Pastoris Widerspruch ungeachtet" das von altersher in Altdöbern gebrauchte Lübbener Gesangbuch durch das Dresdner ersetzte.



Zwei Seelen

Ein Lebensbild von Wilhelm Speck

(Fortsetzung)

21



Trotz der Vorgefühle, deren Gewicht ich niemals losgeworden war, obwohl sie nur eben wirre, undeutliche Vorstellungen gewesen waren, Wolken, wie sie uns täglich überschatten, und dann ohne daß sich etwas besondres ereignete, vorüberziehn, und trotz aller meiner dunkeln Träume traf mich mein Schicksal wie der Blitz in einem sichern Hause, und es dauerte geraume Zeit, bis ich begriff, auf welchem Wege er zu mir hatte eindringen können.

Heinemann hatte ganz recht gehabt, als er meinte, Frau Leopold werde sich schon herauslügen. Den guten Willen dazu hatte sie jedenfalls gehabt, auch mangelte es ihr nicht an List und Erfindungsgeist, und wäre es ihr möglich gewesen, in dieser verworrnen Angelegenheit allein das Wort zu führen, so hätte sie es wohl am Ende fertig gebracht, den Dingen ein gefälligeres Ansehen zu geben und den drohenden Schlag von uns abzuwenden. Der Weg, den sie zu ihrer Reinigung einschlug, bestand darin, daß sie die Schuld einem toten Manne, Laurettens Vater, aufbürdete. Sie erzählte, daß ihr dieser die Goldsachen unter einem plausibeln Vorwand ins Haus gebracht und sie gebeten hätte, sie nur ein paar Tage aufzuheben. Es sei ihr sogleich nicht gut zumute gewesen, und nur in der ersten Verlegenheit habe sie sich die schlimme Ware aufdrängen lassen. Als sie aber nachher Zeit gefunden hätte, sich den Schatz genauer zu betrachten, sei ihr Schrecken groß gewesen. Sie hätte die Sachen sogleich zurücktragen wollen, da sei der Mann plötzlich gestorben. Und nun könne man sich ihre Not und Angst vorstellen. Wenn sie sich wenigstens mit jemand hätte beraten können! Aber ihr Mann wäre zwar ein grundbraver Mensch, sonst aber ein pures Kind, und sie hätte ihn um so weniger zum Vertrauten ihrer Bedrängnis machen können, als er so schon über dem Unglück ihres Sohnes den Kopf verloren hätte. Außer stande, sich der verdächtigen Dinge auf unverdächtige Weise zu entledigen, wäre sie endlich darauf verfallen, sie vorläufig zu behalten und sie bis zu einer gelegnen Stunde, wo man sich davon frei machen könne, zu verstecken, was gewiß ein verkehrter, aber in Anbetracht dessen, daß sie nur ein dummes und ungelehrtes Weib sei, verzeihlicher Plan gewesen sei.

Diese Erklärung brachte sie mit vielem Schluchzen und Seufzen vor und unter zahlreichen Versicherungen ihres untadelhaften Lebenswandels, gegen den sich auch in der Tat nichts einwenden ließ, da sie bisher mit gutem Glück operiert und ihre Rolle im Dunkeln gespielt hatte.

Über den Charakter der Laurette befragt, deren Gestalt durch den Brief des Toten beleuchtet worden war, machte sie aus ihrem Herzen keine Mördergrube, sondern sprach sich mit aller erwünschten Offenheit und Deutlichkeit aus, sei es, daß Rachsucht ihren Blick trübte und sie zu einer Dummheit verlockte, oder daß sie ihre Lage zu verbessern hoffte, dem Mädchen aber, das sie wohl längst in Holland vermutete, nicht weiter zu schaden glaubte, wenn sie ihm eins versetzte. Es lag in der Natur der Abenteuer, denen die Laurette nachgegangen war, daß darüber nicht

gar viel verlautete. Wer ihr in die Hände gefallen war, hatte genug davon, daß er gerupft und geplündert worden war, und ertrug sein Los mit Ergebung und Schweigen. Es war jedoch einigemal nicht bei bloßen Vermögensverlusten geblieben, sondern die Ehre und der Bestand ganzer Familien waren ins Wanken geraten. Die Frau Leopold konnte, wenn sie wollte, den Schleier von mancher verworrnen Geschichte aufheben und die verborgne Urheberin so schmerzlicher Schicksale ans Licht ziehn, und sie hatte hierbei nicht einmal nötig, ihre Phantasie anzustrengen, sondern konnte diesesmal bei der Wahrheit bleiben. Was sie von der Laurette zu erzählen wußte, genügte vollkommen, diese trügerische Erscheinung in all ihrer List und in der ganzen verführerischen Gewalt ihrer Schönheit zu zeigen und es begreiflich zu machen, daß wo so mancher verständige Mann gefallen war, ihr Simpel von Sohn unmöglich seine Vernunft und Ehre hätte retten können.

Wenn sie jedoch wähnte, die Laurette wäre schon über die Grenze gegangen und sähe sich die Dinge aus einer ruhigen Entfernung an, so war sie in einem Irrtum. Das Mädchen war vielmehr, als sie dem verliebten Manne sein Geld abgenommen hatte, selber närrisch geworden und hatte sich vor allem vorgenommen, jetzt erst einmal die vornehme Dame zu spielen. Hierzu schien ihr nun als wesentliches Stück zu gehören, daß sie auf weichen Polstern sitzend in der Welt herumfahren und das Geld mit vollen Händen ausstreuen müsse. Ohnehin hatte sie nur deshalb das gewohnte Pflaster, auf dem sie sich sonst herzlich wohl fühlte, verlassen, um der Mutter, die nach ihres Mannes Tode ein andres Regiment einführen wollte, aus den Augen zu kommen und aus den trübseligen Trauerfähnchen, wo hinein man ihre hübsche Person gesteckt hatte, wieder herauszuschlüpfen. Sie versah sich also zu allererst mit einem Prachtgewand und rutschte darin auf der Eisenbahn hin und her, immerfort um den bisherigen Schauplatz ihrer Taten herum, als würde sie wie die Planeten am Himmel von einer unsichtbaren Kraft gehalten und könne sich nur noch in einer Kreislinie bewegen. Deshalb dauerte es auch nicht lange, so war der bunte Sonnenvogel allenthalben aufgefallen und wurde überall mit Erstaunen und Vergnügen betrachtet, und als man den Wunsch äußerte, seiner habhaft zu werden, da konnte dies auf die leichteste und bequemste Weise geschehn. Ich weiß nicht, war ihr der unglückliche Ausgang ihres verflossenen Liebhabers schon vorher bekannt geworden, und fuhr sie deshalb so unbekümmert und sorglos ihre Straße, weil sie wußte, daß aus einem Grabe keine Anklage mehr laut werden kann, oder wurde sie davon erst bei ihrer Festnahme unterrichtet, aber als sie sich nun verantworten sollte, ging sie denselben Weg wie die Frau Leopold und belastete also ebenfalls einen Toten, um die Lebenden zu retten. So spannen die beiden Frauen ihr Lügengewebe, und es war nur schade, daß sie nach demselben Faden griffen und sich also schließlich in die Haare geraten mußten.

Als der Richter das Mädchen anhörte und beim Betrachten der wundersam lieblichen Gestalt, der hohen freien Stirn, der feingeschnittnen Züge und des tiefen glänzenden Auges bei sich bedenken mochte, daß etwas dazu gehöre, vor so vielen Reizen ein gepanzertes Herz und einen kühlen Kopf zu bewahren, fiel ihm das goldne Bröschchen, das sie einst von mir erhalten, und für das sie wohl eine Schwäche hatte, in die Augen, und der eigentümliche Schmuck erregte seine Aufmerksamkeit in einem Grade, daß er sich ihn zur nähern Besichtigung erbat.

Die Laurette wird wohl, als dieser sonderbare Wunsch, der das Gespräch auf ein erquicklicheres Gebiet hinüberzuleiten schien, ausgesprochen wurde, aufgeatmet und ein strahlendes Lächeln hervorgeholt haben. Als der Mann jedoch das Schmuckstück vor sich auf den Tisch legte, sich nachsinnend über seine Glatze fuhr und endlich Bücher aufschlagen und Boten aussenden hieß, gingen ihr die Augen weit auf, und sie erkannte, daß sie in eine Falle geraten war. Sofort suchte sie sich den Umständen anzupassen und soviel zu retten, als sich noch retten ließ, indem sie aus freien Stücken gestand, was nun doch offenbar werden mußte. Wie ihr nun noch zu Ohren kam, was die Frau Leopold geplaudert hatte, verwandelte sich ihre Be-

klemmung in einen schmerzlichen Zorn, und sie erklärte, sie werde nun auch kein Blatt vor den Mund nehmen, sondern ihr Gewissen ohne Rücksicht auf andre entlasten. Sie brachte also unser nächtliches Treiben ans Licht und schonte auch das Andenken ihres Vaters nicht, hob vielmehr die schlechte Erziehung, die sie genossen, das üble Vorbild, das sie ihr Leben lang vor Augen gehabt, und den moralischen Druck, unter dem sie gestanden hatte, zur Herbeiführung mildernder Umstände nachdrücklich hervor. Und nachdem sie ihres Vaters Schuld aufgedeckt hatte, holte sie uns auf den Opfertisch, ja sie griff sogar über unsern Kreis hinaus und rührte an Geschichten, die sie nur vom Hörensagen kannte, sodaß mit einemmal Licht nach allen Seiten strahlte und die Gerechtigkeit ein fröhliches Erntefest feierte. Den vormaligen Schlossermeister traf man in seinem gewöhnlichen Wirtshaus an und entriß ihn seinem schwermütigen Brüten, und auch die übrigen Spießgesellen bis zu unserm letzten Hehler holte man ebenfalls aus ihren Schlupfwinkeln hervor. Auch die andern, die sich keines Zusammenhangs mit uns bewußt waren, wurden nach und nach zur Strecke gebracht und fanden sich im Gerichtsgebäude ein, wo sie in Verwunderung über ihr seltsames Schicksal ihre Aburteilung erwarteten und bis dahin Zeit fanden, über das Walten der Vorsehung tiefsinnige Betrachtungen anzustellen. Nur Heinemann war wie vom Erdboden verschwunden, aber auch er kam wieder aus seiner Verborgenheit hervor, als er des einsamen Umherirrens müde anfing, das Zuchthaus als eine Erlösung anzusehen.

So hatte also das goldne Spinnentier sein Werk getan und durfte nun, nachdem es während der kurzen Zeit seines Wanderlebens in der Rolle des rächenden Schicksals soviel Unheil angerichtet hatte, als es in der Eile geschehn konnte, wieder in seinem frühern Behältnis zur Ruhe gehn. Ich kam gelinder weg als meine Mitschuldigen, da man wohl das Narrenseil, an dem ich geführt worden war, erkannte. Aber fünf Jahre Gefängnis waren doch das Ende. Vielleicht wäre ich mit noch mildern Augen angesehen worden, hätte ich, was in all den vergangnen Tagen an Reue und Bitternis über mich hergegangen war, enthüllen können. Aber darüber ließ sich nichts sagen. Man würde mir auch schwerlich geglaubt haben. Es wurden der Tränen so viele vergossen, und die Richter bekamen von Beteuerungen aus dem schönsten Munde soviel zu hören, daß sie daran genug hatten Ich hatte nur immer Furcht, das gute Marthchen könne in diesen Schmutz hineingezogen werden, und atmete erleichtert auf, als das nicht geschah. So schwieg ich und ließ die andern reden, weinen, klagen und lügen, nur zu mir selber sagte ich: Leb wohl, Glück und Leben. Nun ist alles aus.

Von den Tagen, die auf meine Verurteilung folgten, habe ich nur eine verworrene Erinnerung. Es ist da eine Lücke in meinem Leben, es ist nicht etwas verwischt, sondern es ist etwas herausgerissen worden. Während der Verhandlungen, als noch alles in einem ungewissen Scheine lag, hatte ich mich aufrecht erhalten und voller Neugierde erwartet, worauf das alles hinauswolle. Ja ich weiß noch, daß ich zwei Sperlinge mit großem Interesse beobachtet habe, die an den Verhandlungen Anteil zu nehmen schienen, und als begehrten sie ihren in Bedrängnis geratnen menschlichen Zunftgenossen zu Hilfe zu eilen, ihren Platz auf dem Fenstersims unter vielem Lärmen hartnäckig behaupteten, zuweilen auch heftig mit den Flügeln gegen die Scheiben schlugen. Aber als dann die Akten über uns geschlossen wurden, erlosch plötzlich das letzte Licht über mir, und ich wandelte nun in eine große schmerzliche Finsternis hinein. Noch sehe ich aus dieser Nacht eine rührende Gestalt hervorkommen, schwarz gekleidet und mit blassem Antlitz, die, wie sie vor mir stand, Augen voll unsagbarer Trauer und Liebe zu mir erhob und endlich unter bitterm Leide wieder von mir ging. Ich weiß aber nicht, ob ich das wirklich gesehen habe, oder ob es mir ein Traum vortäuscht. Ich glaube, es ist nur ein Traum, es hat damals noch manche andre Gestalt vor mir gestanden und ist an mir vorübergegangen, von der ich sicher weiß, daß sie mir nie mehr in den Weg gekommen ist. Vielleicht aber haben diese guten Augen, die vor kurzem noch in so heller Freude schimmerten,

wirklich noch einmal zu mir aufgeschaut. Es gibt Menschen, die sich keinen Schmerz ersparen, sondern tapfer den Kelch bis zum letzten Tropfen trinken.

Ich soll damals alles um mich her zerschlagen und versucht haben, das Haus anzuzünden. So habe ich den Brand und die Zerstörung meines Innern nach außen tragen wollen. Darauf lag ich längere Zeit krank und wurde sanft gepflegt, was mich noch tiefer verwirrte, da mir nicht einleuchten wollte, weshalb man soviel Sorgfalt auf die Erhaltung meines Leibes legte, nachdem man die Seele daraus geraubt hatte. Endlich hatte ich mich soweit erholt, daß ich wenigstens körperlich brauchbar wurde, und man brachte mich nun in die Anstalt, in der ich meine Taten sühnen und zu einem nützlichen Menschen erzogen werden sollte. Sie lag in einem entfernten Landstädtchen, und meine Eltern hatten deshalb dafür gesorgt, daß ich einen Wagen bezahlen konnte. Es war mir das der Leute wegen recht, sonst wäre ich lieber wieder einmal auf meinen eignen Füßen gegangen. Mein Transporteur schaute fröhlich in den prächtigen Herbsttag hinein und gab sich alle Mühe, mich zu zerstreuen, indem er mich bald auf eine Mühle aufmerksam machte, die fern am Horizont ihre Flügel in der ruhigen Luft drehte, bald auf ein Segel, das langsam und wie von Geistern gezogen durch die Wiesen schwebte. Da das aber nicht verfangen wollte, sprach er mich endlich geradeheraus auf mein Schicksal an und sagte: Donner und Doria, junger Mann. Sie müssen jetzt die Ohren steifhalten. Andre Leute schlafen auch nicht auf Rosen, jeder hat sein Kreuz. Aber schließlich hat auch alles sein Ende. Heute rot, morgen tot. Sie werden sich wundern, wie bald Ihre Jahre herum sind.

Ich erwiderte, fünf Jahre seien fünf Jahre, und dachte unterdes, daß das Zeitmaß überhaupt von untergeordneter Bedeutung wäre, weswegen auch das ängstliche Bemühen der Richter, mir den Becher mit aller nur irgend möglichen Sparsamkeit gefüllt darzureichen, für mich etwas sehr sonderbares hatte, da ja der Tropfen auf jeden Fall so viele blieben, daß mir das Leben darunter vergehn mußte.

Mein Begleiter schwieg auf meine Antwort und wandte sich ärgerlich von mir ab, denn es war ihm wohl sonst immer gelungen, den Leuten, die er ihrem Schicksal zuführte, für den Augenblick aus der Not herauszuhelfen und sie in leidlicher Laune abzuliefern. Er hielt sich für einen menschenfreundlichen Mann und war es auch, aber an solchen Kummer wie den meinigen hatte er sich längst gewöhnt und nahm ihn nicht mehr ernsthaft, darum träufelte er mir seinen Trost auch in einer leichten und gleichgiltigen Art ein und sagte seine Sprüche ohne Nachdenken als gewohnheitsmäßig angewandte Formeln her, wie er mich ja auch mit dem wenig beruhigenden Spruch Heute rot, morgen tot! aufrichten zu können geglaubt hatte.

Vor einem einsam am Wege liegenden Gasthaus hielten wir noch einmal an. Der Wirt kam heraus, und einige Frauenköpfe zeigten sich hinter den Fenstern. Auch ein kleines blondhaariges Mädchen, das auf dem Hofe spielte, sah nach mir herüber. Als es nun meine Betrübnis gewahr wurde, ging ein zartes Mitleid über seinem freundlichen Gesicht auf, und es kam zögernd näher und trat endlich an den Wagenschlag heran. Weil es nun bisher noch keine andre Not kennen gelernt hatte als eine hungrige Stunde, und von keinem bessern Troste wußte als einem Stück Brot, so mochte es glauben, daß es mir zu helfen vermöge, und reichte mir den Bissen, wovon es eben aß, in den Wagen hinein.

Mit diesem Stück Brot zwischen meinen Händen wurde ich in der Anstalt eingeliefert.

22

Meine Wohnung war nun eine Zelle gleich der, worin ich jetzt lebe. Es stand darin ein Tisch mit einer Strickmaschine, an der ich arbeiten sollte, außerdem noch ein Bett, das tagsüber an der Wand befestigt wurde, und in einem Wandschrank lagen als Tröstung in diesem grüngetünchten Kerker Bibel und Ge-

sangbuch. Die Zelle lag im dritten Stockwerk, und wer an das Fensterchen herantrat, konnte sich durch den Ausblick auf bunte Ackerstreifen, Wiesen und einen Schatten von Wald erquicken. Was hatte ich jedoch da draußen noch zu suchen? Von außen her kam kein Klang, der mich etwas anging. Die Lerche, die ihre Lieder bis zu mir hätte hinauf tragen können, war verstummt oder sang anderswo. Nebel schwebten über die Wiesen hin, schwebten über allem und jedem. Das wichtigste war, daß ich meine Arbeit verstehn lernte und mich um andres, als was ich mit Händen greifen konnte, nicht mehr bekümmerte. Man unterwies mich zuerst mit Geduld, dann mit Ungeduld, mit freundlichem Wort und hartem Schelten, schüttelte den Kopf und rang die Hände. Vergebens, das hölzerne Bild rippelte und regte sich nicht. Ging man von mir, so sanken die Arme nieder, als wäre jede Sehne gerissen, und der Kopf fiel auf die Brust und legte sich endlich auf den Tisch.

Auch der alte Pastor war bemüht, seinen Trost an mich heran zu bringen. Er war ein Mann mit weißem Haar, freundlichen Augen und einem stillen, bescheidnen und fast weltlichen Wesen, sodaß er wohl eine Stunde reden konnte, ohne daß etwas Geistliches laut wurde. Besann man sich aber nachher, was er gesagt hatte, so glänzte es doch da und dort wie ein unscheinbares Sternchen in der Abenddämmerung, aus dem, wenn sich nichts davor drängte, wohl einmal ein helles, weithin scheinendes Licht werden konnte. Jedoch, er konnte auch deutlich werden.

Als er einmal wieder mit mir gesprochen hatte, unterbrach ich ihn aufgeregt und sagte: Bemühen Sie sich doch nicht, Herr Pastor. Es hat wirklich keinen Zweck. An mir ist nichts mehr, es ist alles aus, und ich möchte nicht gestört werden.

Da hob er an: Als unser Heiland noch auf Erden wandelte, kam er einmal, wie eine Legende erzählt, durch ein Dorf und sah vor einem Hause einen räudigen Hund, halbblind, zerfressen von vielen Wunden, dazu auch, da er in seiner Häßlichkeit von niemand mehr etwas Freundliches erwartete, verbittert, sodaß er auch denen die Zähne wies, die es noch gut mit ihm meinten. Als die Jünger das Tier erblickten, wandten sie sich voll Schauder ab und gingen ihm weit aus dem Wege. Der Herr aber in seiner Liebe zu allem, was unglücklich war, trat dicht heran und ließ seine Augen in Erbarmen auf dem Jammerbild ruhen. Darauf rief er auch den Petrus und die andern heran und sagte: Seht nur, was hat das Tier doch für schöne Zähne!

Er schwieg, nahm seinen Hut und überließ es mir, die Nutzanwendung zu machen. Ich verbeugte mich und folgte ihm mit den Augen, bis sich die Tür hinter ihm schloß. Dann geriet ich in Wut und versank endlich wieder in mein dumpfes und dunkles Brüten.

Es war nun wohl offenbar, daß sich hier eine tiefe Wunde verblutete, und so wurde beschlossen, mich in meinem Handwerk zu beschäftigen, vielleicht würde mich das beruhigen. Und siehe, wie ich nur die Nadel in der Hand hatte, fing ich wie der Meister Leopold nach seinem schlimmen Tage wieder an, Stich an Stich zu setzen und die grobe Flickarbeit mit aller Hurtigkeit, als wäre ein Tropfen Maschinenöl in meine Gelenke gegossen worden, zu verrichten. Dieses Anzeichen einer anhebenden Besserung wurde schnell ruchbar und schickte mir einen Beamten nach dem andern über den Hals, sodaß ich den ganzen Tag Gesellschaft um mich hatte, und wenn ich die erfreuten und neugierigen Gesichter sah, meinen konnte, es gehöre der Anblick eines nähenden Schneiders zu den sieben Wundern der Welt. Nach der ersten Freude, wieder an der gewohnten Arbeit zu sein, kehrte jedoch die Betrübnis, von der ich zu Boden gedrückt worden war, zurück. Und so wäre ich wohl wie eine Flamme, der es an Nahrung gebricht, allmählich ausgegangen, und alle Not hätte ein Ende gehabt. Jedoch es war dafür gesorgt, daß sie nicht auslöschen konnte.

Die Veränderung meiner Arbeit hatte in ein andres Leben hinüber gegriffen, indem ein Gefangner, dessen Zelle gerade unter mir lag, mit mir hatte tauschen

müssen und also eine Treppe höher an die Strickmaschine gestellt wurde. Als ich meine Sachen zum Umzug zusammen packte, hörte ich ihn toben und lärmen. Nachher als ich mit den andern auf dem Hofe spazieren ging, flüsterte mir mein Zellennachbar zu, daß Röder, mein Vorgänger am Schneidertisch, sich nicht hätte zufrieden geben wollen, vielmehr immerfort verlangt habe, den Vorsteher zu sprechen. Statt dessen sei er wegen seines Tobens einstweilen in den Keller gebracht worden, wo sich seine Hitze wohl abkühlen werde. Da es im Grunde einerlei sei, wo und womit man die Zeit tot schlage, vielmehr jede Abwechslung in diesem Hundeleben als ein freudiges Ereignis begrüßt werden müsse, so sei seine heftige Erregung schwer zu verstehn, aber er wäre schon immer ein absonderlicher Heiliger gewesen, ein eigensinniger, rechthaberischer Mensch und ein unfreundlicher und unzugänglicher Nachbar, dem man keine Träne nachweine.

So sah ich also, daß der Platz, auf dem ich zu einem bleichen Schattenbild wurde, einem andern immer noch so begehrenswert erschien, daß er über seinem Verlust alle Fassung einbüßte. Und da ich nun bedachte, daß ich es war, der ihn, freilich ohne eigne Verschuldung, aus seinem armen Glück herausgedrängt hatte, wurde ich von Mitleid bewegt. Zum erstenmal mischte sich in meine Gedanken, die immer nur auf mich selber gerichtet gewesen waren, der Gedanke an fremde Schicksale. Ich stand also noch nicht auf der untersten Stufe, es gab noch ärmere, die mich beneideten! Ich fühlte eine brennende Sehnsucht, diesen, der noch unglücklicher als ich sein mußte, kennen zu lernen und ihm nahe zu treten. Da das unmöglich war, so beschäftigte ich mich mit ihm wenigstens in Gedanken und horchte auf seine Schritte, die in den stillen Stunden des Tages zwischen der Arbeit und vor allem Sonntags, wo das ganze Gebäude mit seinem vielfältigen Unglück in einem sanften Schlafe zu liegen schien, unaufhörlich über mir erklangen.

Sonntags in der Kirche konnte ich ihn, der einige Bänke vor mir saß, beobachten, und ich tat es fast die ganze Zeit des Gottesdienstes. Er war ein langaufgeschossener Mensch mit einem sehr blassen Gesicht und mochte wohl dreißig Jahre alt sein. Seine Züge hatten etwas starres, als wäre ihm jedes Gefühl abhanden gekommen, und doch brannte es in ihm lichterloh. Er öffnete weder sein Gesangbuch, noch beteiligte er sich am Gesang, sondern saß scheinbar teilnahmlos auf seinem Platz. Daß aber dennoch Leben in ihm war, verrieten seine Lippen, die oft etwas vor sich her murmelten. Wie ich hörte, hatte er noch eine lange Strafe vor sich. Es war durchaus nichts besondres an ihm, er hatte vielmehr ein gewöhnliches Gesicht und ausdrucklose Augen, und dennoch beschäftigte er mich fortgesetzt, und es entging mir auch die Träne nicht, die sich einmal aus seinen Wimpern hervorstahl. Er merkte nicht, daß er beobachtet wurde, und ging an zwei Sonntagen achtlos an mir vorüber; am dritten Sonntage jedoch begegnete er meinem Auge, worin sich wohl die Teilnahme, die ich für ihn hatte, und mein Mitgefühl deutlich abspiegelten, denn er stutzte, zögerte einen Augenblick, ehe er weiter ging, und beantwortete mein stilles Grüßen mit einem Blick, worin sowohl Verwunderung wie Mißtrauen zu lesen war. Am folgenden Sonntag suchte mich sein Auge, und er sah mich scharf an, worauf er den Kopf leicht neigte. Einige Stunden darauf klopfte es leise über mir. Ich wußte sofort, daß er mich rufen wollte, und stand auf. Nun klopfte es zum zweitenmal, jetzt an der Heizröhre, die von Zelle zu Zelle durch die Stockwerke lief. Ich antwortete in derselben Weise, zum Zeichen, daß ich verstanden habe, und legte zugleich meine Hand unterhalb meines Ohrs an das Eisenrohr, um den Schall nach untenhin abzudämpfen. Er rief mir zu, ich möchte ans Fenster kommen, er würde mir einen Brief herunter lassen.

Nach einigen Sekunden flatterte auch etwas an meinem Fenster hin und her, ein bräunliches Packpapier an einen schwarzen Faden gebunden. Die Schrift war mit einer Nadel oder einem Nagel eingeritzt und schwer zu lesen. Er schrieb mir, daß er von mir gehört habe und wisse, daß ich gleichfalls ein unglücklicher Mensch sei. Er halte mich für keinen Halunken, sondern traue mir eine anständige Ge-

sinnung zu. Deshalb habe er sich nach langem Überlegen entschlossen, mich in ein Geheimnis einzuweihen. Da jedoch mit diesem Geheimnis eine Gefahr verbunden sei, so wünsche er vorher, ehe er sich offenbare, meine Einwilligung zu haben. Wenn ich also einverstanden sei, so möge ich ihm ein bestimmtes Zeichen geben, im andern Falle schweigen und den Zettel vernichten.

Ich geriet in eine unbeschreibliche Aufregung. Es war etwas in mir, was mir abriet. Die warnende Stimme hatte in mir noch nie gefehlt, und so erhob sie sich auch jetzt, aber durch die übrigen Stimmen, die nun auch laut wurden, konnte sie nicht durchdringen. Nach kurzem Überlegen entschied ich mich dahin, daß man recht gut von etwas wissen könne, ohne sich daran zu beteiligen, und gab das Zeichen. Es begann nun ein lebhafter Verkehr zwischen uns, und aus dem Mitwisser wurde bald ein Mitverschworner. Es gibt kein Stillstehn. Hat man sich auf die gleitende Bahn einmal hinausbegeben, so wird man weiter gedrängt, als man ursprünglich wollte. Selten kann einer den Fuß noch in der letzten Stunde zurückziehn.

Das Wort, das plötzlich mein Leben in Wallung brachte, hieß Flucht. Flucht aus diesem Grabe heraus, irgendwohin, vielleicht ins Verderben hinein, aber doch aus dem Grabe heraus. Röder hatte schon seit langer Zeit an den Vorbereitungen dazu gearbeitet. In einer Ecke unter den Dielen lag schon einiges bereit. Ich untersuchte den Fußboden und fand denn auch einen langen mit Knoten versehenen Strick, auch eine Säge zum Durchschneiden der Eisenstäbe lag in dem Versteck. Den hohlen Raum herzustellen, hatte er viele Monate gebraucht, da er an jedem Tage nur etwas von dem Sand unter den Dielen mit dem Kehricht abzuliefern gewagt hatte. Und ebenso war die Anfertigung des Strickes, den er aus Zwirn und Garnabfällen gewunden hatte, ein langwieriges Stück gewesen. Nach seinem Plane sollte die Flucht am Weihnachtsabend vor sich gehn, weil er annahm, daß die Beamten dann von der Freude des anbrechenden Festes in Anspruch genommen und zerstreut wären. Seine Versetzung in die obere Station hatte nun seine Vorbereitungen mit einem Schlage zu nichte gemacht. Zuerst hatte er geglaubt, sein Anschlag sei entdeckt worden. Als er dann aber sah, daß ihm nur ein Zufall das mühevolle und angstvolle Werk gestört hatte, war er verzweifelt gewesen. Von dem obern Stockwerk war die Flucht noch viel schwerer durchzuführen, und wie lange dauerte es, bis er wieder so weit war, wie er schon gewesen war, und dann konnte wieder etwas dazwischen kommen.

Seine Frage ging nun dahin, ob ich mit ihm flüchten wolle. Ich sollte dann die Zurüstungen vollenden, und er würde von oben her in meine Zelle durchzubrechen suchen und von da mit mir durch das durchgesägte Gitter fliehen.

Ich war tief erschrocken. Was sollte ich nun antworten, was beginnen? Ich trat ans Fenster. Den ganzen Tag hatte es gestürmt, schwarzes Gewölk hatte den Himmel bedeckt. Jetzt war es dem Mond gelungen, eine Bresche in die finstere Wand zu schlagen, und ein sanfter Schein floß durch die Wolken. Ich sah hinunter und malte mir in Gedanken jeden Augenblick der Flucht aus, und das Herz schlug so heftig, als wäre ich schon mitten in dem Unternehmen. Doch plötzlich wich alle Aufregung von mir, und ein ruhiges, starkes Gefühl kam über mich. Das Dunkle, wovon ich zu Boden gedrückt worden war, riß auseinander und klärte sich auf wie die Wolken, die vom Winde und dem gewaltsam hervorbrechenden Licht in Fetzen zerrissen nur noch als zarte schillernde Schleier über den Himmel trieben.

Noch einmal redete mein Verstand dazwischen und sprach von ruhelosem Wandern, von Herumgehetztwerden. Ja stünden uns Freunde zur Seite, und verfügten wir über Geldmittel, so könnte man eher darüber reden. Als ich Röder mein neues Bedenken hören ließ, antwortete er: Dann ist die Sache entschieden. An Geld wird es uns nicht fehlen. Es ist jemand draußen, der uns damit versehen wird. Und Freunde brauchen wir nicht. Wir müssen uns selbst helfen, unser bester Freund ist die Not, die uns Kraft geben wird.

Ich fragte nicht weiter. Die warnende Stimme war verklungen, nur die Sehnsucht hatte noch das Wort, und sie entfaltete ein buntes Farbenspiel vor meiner lauschenden Seele. Wo aber die Sehnsucht treibt, und die Hoffnung in allen Farben schillert, da achtet man der Finsternisse nicht mehr, die dazwischen liegen, und geht seinen Weg, wohin er auch führe.

Ich wurde nun ein andrer Mensch. Es war ja ein trübes Wasser, das sich in mich ergoß, aber es sprudelte doch von Leben und regte das tote Gewässer meines eignen Wesens bis zum Grunde auf. Das ganze Leben bekam nun ein andres Aussehen, es gab darin wieder eine Ferne und Weite, es wurde wieder kraftvoll, weil etwas vor mir lag, was Mut, Kühnheit und die Anspannung der letzten Seelenkraft verlangte. Meine Verwandlung hätte mich verdächtig machen können, man schrieb sie jedoch dem gesegneten Einfluß der gewohnten Berufsarbeit zu.

Ich bekam nun auch Augen für meine Nachbarschaft. Neben mir zur Linken wohnte ein trübseliger Mensch. Von anständigem Herkommen hatte er zuerst sein eignes Leben verwüstet und dann nicht geruht, bis auch Hab und Gut und Glück seiner Verwandten zerzaust worden waren, sodaß durch diesen einzigen Menschen eine ganze große Familie an den Bettelstab gebracht worden war. Sein Lieblingsthema war die christliche Liebe, die er jedoch nur so verstand, daß jeder verpflichtet wäre, ihm die hilfreiche Hand zu reichen. Und so bestürmte er auch jetzt noch jeden, dessen er irgend habhaft werden konnte, mit seinem Gejammer. Sein Name ist mir unbekannt geblieben, man nannte ihn nur den Standpunkt, weil er sein Schmerzenslied regelmäßig mit der Klage endigte: Was wirds werden? Auf den Standpunkt, in dem ich aufgewachsen bin, gelange ich doch nicht zurück. Jeder ging ihm, so viel er konnte, aus dem Wege, und wenn einer der Beamten zu ihm hinein mußte, dann behielt er wohl die Tür in der Hand, um diesem Tränenmenschen so schnell wie möglich aus den Augen zu kommen.

Von ganz anderm Schlage war mein Nachbar zur Rechten, der, der mir zuerst von Röder erzählt hatte, und doch war es eigentlich dasselbe Bild, nur nicht in einer trüben Regenstimmung, sondern in fröhlicher Sonnenbeleuchtung. Auch er hatte eine feine Nase für andrer Leute Kochtöpfe, und wo die Seinigen einmal etwas mehr als das nackte Leben hatten, durften sie getrost darauf rechnen, daß die feine Nase schon den Geruch des Überflusses empfangen hatte. Da er jedoch ein artiger Mensch war, voll strahlender Laune und von unverwüstlicher Heiterkeit, so vollzogen sich seine Schröpfungen zwar nicht weniger schmerzhaft, aber minder aufregend und wurden als etwas Unvermeidliches in guter Haltung ertragen.

Zwischen diesen beiden wohnte ich. Wer also ausging, die menschliche Torheit zu studieren, konnte sich wieder einmal über die verschwenderische Art der Natur wundern, die dasselbe Wesen, auch wenn davon ein Stück vollauf genügte, so gern mehrmals bildet, weshalb sich ja auch der, der irgendwo einen Narren ausgegraben hat, darauf spitzt, in der Nähe herum noch einige andre Exemplare anzutreffen. Die ewige Weisheit aber mochte wohl ihr Haupt verhüllen, wenn ihr Blick auf die drei Fenster fiel, hinter deren jedem ein Mensch hauste, der mit heißem Bemühen fort und fort an seiner Vernichtung arbeitete.

Ich hatte jedoch auch zuweilen eine verständige Stunde, aber sie war zugleich unglücklich und kummervoll; eine Flut schwerer schmerzlicher Gedanken wälzte sich dann über meine Seele, nahm ihr den Atem und warf alles, was sich darin an Sehnsucht und Hoffnung aufgebaut hatte, in Trümmer. Dann marterte ich mich, war hilflos wie ein Kind, zu schwach zum Leben, zu schwach zum Sterben. War ich dann im tiefsten Dunkel angelangt, so fing ich wieder langsam an emporzusteigen, Stufe um Stufe, bis ich endlich wieder im Lichte war. Und nun erhob sich das alles, was eben in sich zusammengesunken war, wieder aus dem Staube. Durch das geöffnete Fenster wehte es frisch und lebendig herein, und es grüßte das Stück Welt, das vor mir ausgebreitet lag, Täler und Höhen, Wald und Heide,

Wiesen und Felder, Sonnenschein und Freiheit so lockend und verheißungsvoll herauf, daß der arme Verstand vor solchem Glanze weichen mußte. Tor, der ich war, daß ich noch immer zweifelte! Sterben kann man auch draußen, wenn es sein soll. Aber man kann dort auch das Leben neu gewinnen.

Wurde es dunkel, so glänzten mit den himmlischen Lichtern auch auf der Erde zahlreiche Lichter auf, deren Schein sonst von dem dichten Sommerlaub zurückgehalten worden war. Jetzt fanden sie ihren Weg durch die kahl gewordnen Zweige, und einige von ihnen schimmerten ungefähr in derselben Stellung zueinander, wie der Orion über ihnen. Der Kopf dieser Gesellschaft von freundlichen Lichtern lag in der Richtung, wohinaus wir zu flüchten gedachten, und so zeigte mir also das schöne Sternbild, das mit dem Anbruch der Nacht regelmäßig vor meinen Augen aufging, allabendlich den Weg in die Finsternis hinein.

23

Es wurde nun völlig Winter. Wir hatten nur noch wenig Wochen vor uns. Ich arbeitete die Strickleiter bis zur nötigen Länge, dazu auch einen zweiten Strick, der die Flucht über die Ringmauer möglich machen sollte. Mein Gefährte war gleichfalls tätig, ich hörte, wie er leise die Dielen durchsägte, eine mühselige Arbeit, da er sich immerfort unterbrechen und nach dem Gang hinaushorchen mußte.

So kam Weihnachten heran. Schnee war nicht gefallen, die Nacht war finster und stürmisch, der Wind lärmte um das Haus und übertönte alles andre Geräusch. Wir waren bisher so vom Glück begünstigt worden, daß wir an dem weitern Gelingen nicht mehr zweifelten und in einer zwar unruhigen, aber doch freudigen Stimmung waren. Vorerst mußten wir uns noch in die Kirche führen lassen, und unter dem Glanz der großen Christbäume erhob sich auch vor meinen Augen das goldne Land, über dem der Stern der Erlösung glänzt. Es wurde mir weich und weh ums Herz, aber gab es denn für mich noch ein Zurück?

Röder, als ob er mein Schwanken ahnte, wandte sich in diesem Augenblick um, sah mich an, und unter diesem sekundenlangen Verweilen seiner Augen löschten die Lichter von Bethlehem aus.

Als ich in meine Zelle zurückkehrte, kam mir ein festliches Geläute entgegen. In der Stadt verkündigten die Glocken das Fest, an dem auf Erden so viel des Lichts und der Liebe ist. Der Wind trug mir die ganze feierliche Melodie, ohne einen Ton davon zu verlieren, herauf, und holte auch noch aus einem nahen Dorfe den Gesang eines einsamen Glöckleins herbei, das nun mit seiner hellen Stimme über den tiefen und dunkeln Klängen der andern Glocken schwebte.

Stille Nacht, heilige Nacht! Ich habe dich nur wie im Traume gesehen, erst als du zu meinen schmerzlichen Erinnerungen gehörtest, bist du mit deinem Glanze über mir aufgegangen. Der Himmel glühte in der Pracht seiner strahlenden Welten. Gerade vor mir fuhr der himmlische Wagen über ein Wölkchen in die Unendlichkeit hinaus, und an einer andern Stelle schoß plötzlich ein funkelnder Stern in die Tiefe. Auch die dunkle Erde war voller Licht. Mein in irdischem Scheine brennendes Sternbild aber fand ich aus den vielen Lichtern, die die Nacht aufhellen halfen, nicht mehr heraus. Das gewohnte Bild war verändert, und aus diesem Gewirr von leuchtenden Punkten die stillen Augen, die mich so oft angeschaut hatten, herauszusuchen, dazu war keine Zeit mehr. Keine Zeit mehr! Ach für dich läuten die Glocken nicht, all dieses Scheinen und Schimmern, dir gilt es nicht. Dein Weg ist draußen in der Finsternis.

Es wurde nun still. Die letzten Türen wurden geschlossen, die letzten Schritte verhallten. Sie traten alle in die lichte Christstube ein, und die Kinder stimmten das Weihnachtslied an. Auch der Posten unten auf dem Hofe hatte sich in einen geschützten Winkel zurückgezogen und träumte von zuhause.

Dann kam das verabredete Zeichen. Dieser Ton zerriß das wenige, was von der Weihnachtsstimmung an mich gekommen war.

Die nächste Stunde verfloß, als liefe die Uhr mit doppelter Geschwindigkeit. Ich zersägte das Gitterwerk, und über mir suchte Röder durch die Decke zu dringen. Da das Haus leer von Beamten war, wandte er ziemliche Gewalt an, sodaß unsre Nachbarn das Geräusch gehört haben müssen. War unter ihnen ein Verräter, so war unsre Flucht schon zu Ende. Aber sie wollten wohl nicht hören, sie werden sich in ihre Schlafdecken gehüllt und über uns den Kopf geschüttelt haben.

Ich war noch mit der Beseitigung der Eisenstäbe beschäftigt, als Röder schon durch die Decke kam und am Heizrohr heruntterglitt. Nun übernahm er die Führung, bald war das Fenster frei, und die Leiter wurde befestigt. Ein letztes Horchen, dann zwängte er sich durch und versank vor meinen Augen, und nach einem kurzen Warten folgte ich ihm nach. Als ich mit blutenden Händen unten ankam, stand er an die Wand gepreßt und lauschte. In seiner Hand blitzte ein Messer. Da alles still blieb, schlichen wir über den Hof und warfen unsern zweiten, mit einem Stein beschwerten Strick über die Mauer, sodaß er sich an der überragenden Kante verfangen und da festklammern mußte. Das Anschlagen des Steines hatte der Posten gehört, er trat hervor und horchte. Da jedoch kein weiteres Geräusch laut wurde, ging er wieder zur Seite und summte ein Lied vor sich hin. Ich kletterte nun, von Röder unterstützt, an der Wand hinauf, dann kam er hinter mir her. Einen Augenblick später standen wir auf freiem Boden.

Röder, der in der Gegend bekannt war, hatte die Absicht, nach dem Walde hin zu flüchten, durch ihn zu laufen und jenseits einen Strom zu erreichen, an dem er, da er dort als Schiffer gefahren war, Bekannte hatte. Sie sollten uns mit Kleidung und womöglich auch mit etwas Geld versorgen. Unterwegs, als wir schon den Rand des Waldes erreicht hatten, fiel es ihm jedoch ein, daß auch unsre Verfolger dieselbe Richtung wählen würden, und er lief wieder in das Tal hinunter. Dort schleuderte er, um eine irreführende Spur zu schaffen, seine Mütze weg. Darauf kehrten wir wieder um und erreichten den Wald an einer andern Stelle. Ich war der Meinung, daß wir mit diesem Kunststück nur die Zeit verloren hätten, Röder fuhr mich jedoch zornig an, er wisse, was er tue, und handle nach einem festen Plan. Dieser Plan schien jedoch allein in einem wilden Umherirren durch dick und dünn zu bestehen.

Es folgten Stunden atemlosen Wanderns. Es ging auf und nieder, die Finsternis um uns her wurde immer größer. Röder flog voran, und ich spannte die letzte Kraft an, ihm zu folgen. Da ich jedoch von dem früher erlittnen Bruch meines Fußes noch immer gehindert wurde, so war es bei mir bald ein verzweiflungsvolles Laufen. Als wir endlich aus dem Walde herauskamen, sahen wir, daß sich der Himmel inzwischen dicht mit Wolken überzogen hatte, und das blaue Sternenkleid nur noch an einigen wenigen Stellen schimmerte. In einiger Entfernung brannten ein paar Lichter, und ein Türmchen ragte empor. Der Tag war also nahe, wir mußten uns verbergen. Umschau haltend trafen wir im Felde nicht weit vom Walde ein einzelnes Haus, das wir für einen Schuppen hielten. Es war jedoch eine verlassene Hütte; die Fenster waren vernagelt, die Tür war verschlossen, und der Bretterzaun darum lag halb am Boden. Hier verschafften wir uns Eingang und holten uns von einigen in der Nähe aufragenden Stadeln einige Arme voll Heu, womit wir uns bedeckten. Es sollte immer einer von uns wachen und die Gegend beobachten — eine überflüssige Vorsichtsmaßregel, da wir einmal aufgefunden doch nicht mehr entrinnen konnten. Es war jedoch besser, nichts zu versäumen.

Ich übernahm die erste Wache und horchte in die Nacht hinaus. Der Himmel war nun eine einzige Wolke, bis auf eine winzige Öffnung, worin ein großer Stern flammte, der wohl der Morgenstern sein mochte. Auf diesen letzten Stern, der uns noch leuchtete, richtete ich mein Auge. Bald war auch er verschwunden, und alles Licht war erloschen.

Ich hörte noch etwas vom Morgenläuten, dann fiel ich erschöpft um, schlief ein und wachte erst wieder auf, als der Tag schon wieder im Schwinden war.

Das Land herum lag jetzt in tiefem Schnee, die Flocken mußten den ganzen Tag niedergefallen sein. Wir sahen uns verwirrt an, es fror und hungerte uns, und nun erkannten wir, daß die von uns gewählte Zeit wohl dem Beginn unsrer Flucht, nicht aber ihrem weitern Fortgang günstig war. Die Kälte war unerträglich. Bebend vor Frost liefen wir in unserm Gefängnis auf und ab, ohne uns erwärmen zu können. Gegen den Hunger konnten wir dagegen einstweilen noch ankämpfen, da wir uns Brot vom Tage zuvor in die Tasche gesteckt hatten.

Als es dunkel wurde, machten wir uns wieder auf den Weg und stapften durch den tiefen Schnee. Es hatte von neuem angefangen zu schneien, und wir kamen nur langsam vorwärts. Gegen Mitternacht erreichten wir einen breiten Wasserlauf und an ihm hingehend ein Dorf. Röder zeigte mir einen Bretterschuppen und wies mich an, dort auf ihn zu warten. Ich sah noch, daß er sein Messer hervorholte, und rief ihm nach, er solle keine Dummheiten machen. Nach einer halben Stunde bangen Harrens kam er zurück, vergnügt und zum Schwatzen aufgelegt. Ich merkte, daß er getrunken hatte. Er erzählte, daß er durch ein offnes Fenster, das man im Feiertagstrubel zu schließen vergessen hatte, in das Wirtshaus, worin ein alter Freund von ihm wohnte, habe einsteigen können und sich vor das Bett der Eheleute geschlichen hätte. Die wären von einem schönen Schrecken ergriffen worden. Der Alte hätte trotz der dicken Federdecke wie Espenlaub gezittert und zuerst kein Wort herausbringen können. Aber nun sei alles in bester Ordnung. Es wäre überhaupt nicht seine Absicht gewesen, ihnen etwas anzutun, nur Respekt hätte er ihnen einflößen wollen.

Wir wurden in eine Küche geführt, auf deren Herde ein helles Feuerchen brannte. Die so unsanft aus ihrem Schlaf herausgeholten Wirte waren in der Tat entgegenkommend und warteten uns aufs beste auf. Nachher erhielten wir andre Kleidungsstücke, die uns freilich nicht auf den Leib angemessen waren, und etwas Geld. Wir sahen nun wie zwei Fleischergesellen aus, die auf den Viehhandel ausgehn. Der Wirt gab uns auch noch die Wohnung seines Schwagers an und ermahnte uns, ja bei ihm vorzusprechen, er würde uns in Sicherheit bringen, und wir würden bei ihm wie im Himmel leben. Röder bedankte sich vielmal und ließ sich genau und wiederholt bescheiden; als wir aber wieder unterwegs waren, lachte er und sagte: Wir werden so dumm sein und auf den Leim kriechen. Wir kämen ja in des Teufels Küche. In Sicherheit würde der uns wohl bringen, nur anders, als wir es begehren.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel

Die offne Stimmabgabe, im Gegensatz zur geheimen beim Reichswahlrecht, hat bei den preußischen Landtagswahlen eine Art Generalprobe für die Sozialdemokratie zu bestehn gehabt. Man konnte in dieser Hinsicht bei den Urwahlen mancherlei Beobachtungen machen. Gar mancher Arbeiter, der wider Willen für den ihm oktroyierten sozialdemokratischen Wahlmannskandidaten seine Stimme hergeben mußte, sprach am Wahltisch leise und verlegen, wie mit der stillschweigenden Bitte um Entschuldigung, andre taten es — im voreiligen Siegesgefühl — laut, höhnisch, frech und herausfordernd. In nächster Nähe des Wahltischs hatten sich die Führer aufgepflanzt, die Genossen scharf kontrollierend und nach geschehener Abstimmung dort versammelnd. Namentlich da, wo die Wahl ungeschickterweise in die Abendstunden verlegt war, geschah es wohl, daß die konservativen und die liberalen Wähler, nachdem sie ihre Stimme abgegeben hatten, nach Hause gingen,

„weil Abendbrotzeit war“; die Sozialdemokraten aber hielten aus, sie holten die säumigen Genossen heran und waren auf diese Weise bei der Stichwahl die Stärkern. In einem Vorort von Berlin riefen die sozialdemokratischen Sieger beim Verlassen des Saals den überraschten Besiegten zu: „Ausdauer! Ausdauer führt zum Ziel!“ Sie haben damit das Stichwort für die Wahlkämpfe in Deutschland gegeben. An Ausdauer wie an Vollzähligkeit werden die Sozialdemokraten wegen ihrer vorzüglichen Organisation, ihres Parteiterrorismus und der von ihnen geübten Kontrolle doch immer die Stärkern sein. Man konnte in frühern Jahrzehnten annehmen, daß viele Arbeiter und sonstige Angestellte, sei es aus Schamgefühl, sei es aus Besorgnis für ihre Stellung, vor der offnen Stimmabgabe zurückschrecken würden. Namentlich Fürst Bismarck hat bis in die letzten Jahre seines Lebens daran geglaubt und den Nationalliberalen nie verziehen, daß sie ihm die geheime Stimmabgabe in das Reichswahlrecht in einem Augenblick hineingebracht hatten, wo die Sache für ihn auf Annehmen oder Ablehnen stand. Bis zum Jahre 1890 mag das vielleicht noch zutreffend gewesen sein. Seitdem hat mit der gewaltig entwickelten Organisation der Arbeiter, die heute einen Staat im Staate bilden, mit ihrem gesteigerten Klassenbewußtsein und mit dem dadurch in entsprechendem Maße vertieften Klassengegensatz die Scheu vor der öffentlichen Stimmabgabe wenn auch noch nicht ganz aufgehört, so doch jedenfalls sehr stark abgenommen. Die meisten machen in ihrer ganzen Haltung kein Hehl daraus, daß sie auch jede einzelne offne Stimmabgabe als einen von dem sozialdemokratischen Sturmbock gegen das verhaßte Staats- und Gesellschaftsgebäude gerichteten Stoß betrachten. Ein großer Teil der Mitläufer mag freilich ausgeblieben sein, es ist geradezu unglaublich, aus welchen Elementen sich diese mischen. Kann man doch gelegentlich auch von sonst konservativ denkenden Staatsbeamten die Äußerung hören: ein paar Sozialdemokraten im Abgeordnetenhause würden gar nichts schaden, und die „Freisinnige Zeitung“ bringt die unwiderlegt gebliebne Meldung, daß sich sogar ein Mann wie Professor Schmoller, Mitglied des preußischen Staatsrats und des Herrenhauses, im Interesse eines Kompromisses der Nationalliberalen mit den Sozialdemokraten bemüht habe! Als ob der Reichstag nicht auch mit 2 Sozialdemokraten angefangen hätte, und heute sind es ihrer 81! Die „Nationalliberale Korrespondenz“ hat es zwar als ein Gebot der Klugheit (!) und Gerechtigkeit empfohlen, „der stärksten Partei Einlaß in das Abgeordnetenhaus durch Reform des Wahlrechts zu gewähren,“ eine Idee, die hoffentlich dauernd an dem Nein des Herrenhauses scheitern wird. Darin beruht eben der Grundirrtum: dort, wo die Sozialdemokraten die „stärkste Partei“ angeblich — in Wirklichkeit nicht — sind, haben sie ihre Vertretung; unter den preußischen Landtagswählern sind sie eben nicht die stärkste Partei und werden es hoffentlich auch nicht werden. Im Wahlkreise Beeskow-Teltow, vor den Toren Berlins, hatten sie sich zwar schon in die Positur der Ebenbürtigkeit gesetzt und den Nationalliberalen gegen Zusage der Unterstützung für ein Mandat — das zweite abgefordert. Man hat ihnen mit Recht erwidert, daß die nationalliberalen Wahlmänner auf bestimmte Kandidaten hin gewählt seien, die Zentralleitung also nicht in der Lage wäre, dem Vorschlage zu entsprechen, „wir müssen es — so heißt es dann weiter — der Sozialdemokratie überlassen, ob sie durch ihre Haltung die Reaktion in der Verhinderung einer Reform des Wahlrechts unterstützen will.“

Die Reaktion! Man wird unwillkürlich an das Goethische: „Denn eben wo Begriffe fehlen, da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein“ erinnert. Reaktion ist in unsern Tagen, im Zeitalter der Weltpolitik, ein ererbtes Schlagwort, das in den Jahren von 1848 bis 1858 eine gewisse Berechtigung hatte und Bestrebungen, die auf Aufhebung der Verfassung und auf Wiederherstellung des absoluten Staates gerichtet waren, zusammenfaßte. Wer denkt heute noch daran! Heute liegt die Reaktion einzig bei der Sozialdemokratie; sie ist die eigentliche „reaktionäre Masse,“ die einzige Partei, die die Verfassung umstürzen und beseitigen will, um an deren Stelle die sozialdemokratische Diktatur zu setzen. Die Vorgänge an einzelnen

Orten bei der preußischen Abgeordnetenwahl am 20. November sprechen ganze Bände. Tumultuierende Massen hatten die nur für die Wahlmänner bestimmten Wahllokale besetzt, und es bedurfte der Hilfe der Polizei, die Freiheit der Wahl zu sichern! Und solchen Vorgängen gegenüber wollen die Nationalliberalen Reaktion! rufen und die Sozialdemokratie zum gemeinsamen Kampfe gegen diese vermeintliche Reaktion werben. Sie sehen nicht, daß sie dabei vom Regen in die Traufe kommen, und daß ihnen aus diesen Verbündeten eine ganz andre „Reaktion“ entstehen würde, vor der den Liberalen recht bald die Haare zu Berge stehn dürften! Aus dem schönen Traum von der dem „liberalen Bürgertum“ affiliierten Sozialdemokratie würde es ein schreckliches Erwachen geben. Quem deus perdere vult . . .!

In einem großen modernen Staatswesen gleichen sich die berechtigten Gegensätze immer wieder von selbst aus, die unberechtigten nie; für diese liegt der Ausgleich ausschließlich in der gewaltsamen Entscheidung, durch die Waffen oder durch Gesetz. Es ist eine menschlich begreifliche, politisch aber im höchsten Grade gefährliche Illusion, zu glauben, daß die politisch verbündete Sozialdemokratie so liebenswürdig sein werde, die gemeinsame Siegesbeute den Liberalen allein zu überlassen, sich mit magerm Lorbeer zu begnügen und sich bescheiden auf den Klassenkampf, die Lohnfrage usw. zu beschränken. Sie verlangt nicht nur den Löwenanteil, sondern die ganze Beute. Die Sozialdemokratie ist eine erobernd vordringende revolutionäre Macht. In dem Kampfe gegen sie heißt es, sofern man ihn überhaupt noch führen will: siegen oder untergehn! Ein drittes gibts nicht. Das mag unbequem sein, aber es ist eine bittere, unumstößliche Wahrheit. Gewiß treten auch in diesem Kampfe Phasen ein, in denen das Bedürfnis nach Waffenruhe oder Waffenstillstand bei einem von beiden Teilen, vielleicht auch einmal bei beiden überwiegt, bei den Nichtsozialdemokraten wohl sogar ein Friedensbedürfnis, das die Sozialdemokratie kaum jemals haben wird und haben kann. Sie hat es offen ausgesprochen, daß sie zu ihrem Gedeihen, ja zu ihrer Existenz Bewegung und Kampf braucht, ihr Parteiprogramm sagt wörtlich, daß der revolutionäre Funke in den Massen niemals zum Erlöschen kommen darf. Augenscheinlich leben wir jetzt in einer solchen Periode des Bedürfnisses nach Waffenstillstand, der von den obligaten Friedensversuchen mehr oder minder guter Freunde begleitet ist. Der Staat und die bürgerlichen Parteien werden es schwerlich sein, die gestärkt daraus hervorgehn. Es sei denn, daß sie die Pause benutzen, um für die gesamte Nichtsozialdemokratie die Eintracht herzustellen, in der allein das Heil liegt. Einem Gegner gegenüber, der nur ein Gesetz kennt: das des Siegers, muß man sich um so sorgsamer prüfend fragen: Wohin führt der Weg?

Vom Train. Mit begreiflicher Spannung erwarten die militärischen Kreise und über diese hinaus ein großer Teil des deutschen Publikums die praktischen Konsequenzen des Prozesses Bilse. Wir meinen damit nicht die Arbeit des eisernen Besens im Forbacher Trainbataillon und vielleicht noch an einigen andern Orten, sondern wir haben die organisatorischen Folgen im Auge sowohl für „die kleinen Garnisonen“ als auch ganz besonders für die Trainwaffe. Die Verhältnisse bei sämtlichen Trainbataillonen unsers Heeres sind mehr oder minder unerwünscht, weil sie stagnieren. Sie waren es früher, als die Offizierkorps ausschließlich aus solchen Elementen gebildet wurden, die die andern Waffen gern abgaben, und sie sind nicht besser geworden dadurch, daß die Trainbataillone jetzt einen Teil des Offiziernachwuchses selbst erziehen. Die Trainbataillone in ihrer heutigen Gestalt wurden 1860 bei der damaligen Armeereorganisation errichtet, weil dem gänzlich daniederliegenden und veralteten Heerestransportwesen gründlich aufgeholfen werden sollte. Kriegsminister General v. Roon rühmte damals in der Kammer, daß man den Trainsoldaten Grenadiersrang gegeben habe. Man schritt zu selbständigen Formationen, um auf diesem Wege die höchste Leistungsfähigkeit zu erreichen. Damals mag das richtig gewesen sein. Es war eine Anlehnung an das französische Vorbild, wie es sich mit seinen Vorzügen und Mängeln im Kriege von

1859 gegenüber den bittern Erfahrungen der preußischen Mobilmachung erwiesen hatte. Heute darf das als überholt bezeichnet werden. Nach der zahlreichen Vermehrung der Artillerieregimenter und bei ihrer großen Beweglichkeit kann es wohl keinem Bedenken unterliegen, das Trainbataillon jedes Armeekorps einem Feldartillerieregiment als Kolonnenabteilung anzugliedern, die von einem Stabsoffizier und zwei bis drei Hauptleuten geführt wird. Diese Offiziere müßten sämtlich Feldartillerieoffiziere sein, das Kommando auf zwei Jahre erhalten und es nicht als Verbannung, sondern als Auszeichnung zu betrachten haben; ebenso die zu der Kolonnenabteilung zu kommandierenden Leutnants. Selbstverständlich fällt damit auch die Trainuniform, an ihre Stelle würde die Artillerieuniform, etwa mit einem Abzeichen (für die Mannschaft schwarzes oder gelbes Lederzeug), treten. Da die Artillerie ohnehin eine große Anzahl von Fahrern für den Train ausbildet, namentlich für ihre Munitionskolonnen, so läge eine solche Organisation wohl am nächsten. Die Kosten würden sich, von der anfänglichen Umwandlung abgesehen, eher mindern, und die Trainkasernements, soweit sie in größern Garnisonen liegen, würden einfach mit an die Artillerie übergehen. Soweit sie in kleinen Garnisonen liegen, müßten sie anderweit Verwendung finden; die Kolonnenabteilung muß grundsätzlich beim Regiment sein. Auf diese Weise wäre dem heutigen Zustande in der Trainwaffe zugleich mit dieser selbst ein Ende gemacht, und das gesamte Trainwesen träte damit unter die Instanzen der Feldartillerie. Schwierigkeiten bei der Mobilmachung dürften daraus kaum erwachsen, sofern dem Führer der Kolonnenabteilung, der freilich bei der Mobilmachung nicht wechseln dürfte, die nötige Selbständigkeit verbliebe, und die Mobilmachung des Trains nicht mit der des Artillerieregiments unnötig verquickt würde. Nur die Frage der Reserveoffiziere wäre noch einer Lösung bedürftig. Gegenwärtig werden nicht nur die Einjährigen des Trains, sondern zahlreiche Reserveoffiziere der Kavallerie dem Train überwiesen. Einjährige der Artillerie würden ebensogut für den Fahrdienst und dessen Leitung ausgebildet werden können, wie jetzt die Einjährigen des Trains, und die aus der Kavallerie hervorgegangnen Reserveoffiziere würden beim „Artillerie-Train“ dieselbe Stellung einnehmen, nur mit dem Unterschiede, daß sie einem größern Offizierkorps, dem eines Feldartillerieregiments, angehören. Der Vorschlag mag verbesserungsfähig sein, aber er erlöste die jetzt schier zum Eintrocknen verurteilten Offiziere der Trainbataillone aus diesem Zustande ohne Nachteil für den Train oder für die Artillerie.

Soldatenschutzvereinigung. Um eine seltene Vereinsblüte hat der Monat November Deutschland bereichert. In Stuttgart hat sich unter dem Namen „Soldatenschutzvereinigung“ ein Verein gebildet, der den scheinbar löblichen Zweck verfolgt, „gegen alle (!) im deutschen Heere bestehenden Mißstände, insbesondre gegen die zunehmenden (?) Mißhandlungen von Soldaten anzukämpfen und die ihm zur Kenntnis gelangenden Fälle von Mißhandlungen »und sonstigen Übergriffe« rücksichtslos zu brandmarken.“ Angeblich schließt der Verein „jegliche Parteipolitik“ aus, will sich mit der politischen Seite der Militärfrage freundlichst nicht befassen, sondern nur gegen Mißstände ankämpfen. Zunächst für Württemberg bestimmt, will er sich über ganz Deutschland ausdehnen, eine eigne Zeitschrift (!!) gründen; seine Mitglieder müssen mindestens (!) 20 (zwanzig) Jahre alt sein. Die Kinderstube ist also doch wenigstens ausgeschlossen. Im übrigen ist das Vergnügen billig. Das Eintrittsgeld kostet 20 Pfennig, der Jahresbeitrag nur 1 Mark; Mitglieder können alle werden, „die an der Beseitigung der im Heere bestehenden Übelstände mitzuarbeiten ernstlich gewillt sind.“ Wären wir nicht im November, sondern im Februar, so könnte man glauben, auf eine Faschingnummer der „Straßb. Post“ gestoßen zu sein, in der wir diese seltsame Nachricht gefunden haben. Der Verein ist augenscheinlich nach dem Muster des Schutzvereins für junge Mädchen gebildet, und wir zweifeln keinen Augenblick, daß er in allen deutschen Garnisonen vom Bodensee bis Memel, in den großen wie in den kleinen, mit herzlichem Gelächter begrüßt

werden wird. Aber wie sagte doch Herr Bebel in Dresden: „Wir bohren uns in alle Ihre Institutionen ein, um sie zu vernichten." Als ein solcher Bohrversuch unter harmloser Maske erscheint auch die „Soldatenschutzvereinigung," die nur den Zweck, jedenfalls nur das Ergebnis haben kann, die Aufhetzung der Mannschaften gegen ihre Vorgesetzten organisch und in großem Stil zu betreiben. „Alle" im deutschen Heere bestehenden Mißstände! Was ein Mißstand ist und was nicht, beruht so sehr auf subjektiver Auffassung, daß eine Vereinigung, deren Mitgliedschaft auf das zwanzigste Lebensjahr zurückgeht, darüber schwerlich mit der nötigen Sachkunde zu urteilen vermag. Was sind „sonstige Übergriffe"? Viele werden für Übergriffe ansehen, was auf absolut nötigen disziplinarischen Maßnahmen beruht. Ein solcher Verein schließt nicht nur nicht „jede Parteipolitik aus," sondern er stellt von vornherein die schlimmste Parteipolitik dar. Das Recht nicht nur, sondern die Pflicht, wirkliche Mißstände auszurotten, steht vor allem dem obersten Kriegsherrn, dann aber allen Vorgesetzten vom kommandierenden General bis zum Kompagniechef zu. Sodann muß bestritten werden, daß „die Mißhandlungen zunehmen." Bei einem Friedensstande von 500000 Mann werden sie natürlich zahlreicher sein als bei dem frühern von 250000 Mann; die scheinbare Zunahme beruht vielmehr darauf, daß durch das öffentliche Gerichtsverfahren alle solche Vorgänge zur allgemeinen Kenntnis gelangen, zweitens daß die heutige Generation viel weichlicher und empfindsamer ist als früher, drittens daß die sozialdemokratischen Elemente in der Armee Anlaß zu Ärgernissen aller Art geben. Das Soldatenhandwerk ist von jeher ein rauhes Handwerk gewesen, man kann seine Angehörigen nicht in Watte einwickeln; bei der Notwendigkeit einer Durchschnittsgleichmäßigkeit der Leistungsfähigkeit, ohne die jede Berechnung für die Leistungsfähigkeit im Kriege unmöglich wird, werden die Schwächern größerer Anstrengung, die Faulen stärkern Antriebes bedürfen. Fast die schlimmsten Mißhandlungen sind die, die von den ältern Kameraden ausgehn, aber der Rekrut, der sie in diesem Herbst erduldet, macht sie im nächsten vergnügt als aktiver Teilnehmer mit. Tatsache ist doch, daß sogar die Kadettenhäuser bis vor kurzem davon nicht frei waren, vielleicht es heute noch nicht sind; Quälereien jüngerer Knaben durch stärkere und gewandtere kann man ja auch auf „Zivil"turnplätzen häufig genug beobachten. Eklatante Fälle von Mißhandlungen sind bekanntlich im gepriesenen England sogar innerhalb der Offizierkorps nichts Seltenes; aus Italien und in Österreich-Ungarn werden dieselben Klagen laut wie in Deutschland, und soeben haben die französischen Zeitungen einen Erlaß eines französischen kommandierenden Generals veröffentlicht, der sich sehr energisch der jungen Rekruten gegen ihre ältern Kameraden annimmt. Also sogar im republikanischen Frankreich ist die Sache nicht anders, sondern im Gegenteil, soviel darüber bekannt ist, bei der an sich grausamen Natur der Franzosen noch sehr viel schlimmer. Die „Soldatenschutzvereinigung" würde somit tatsächlich nur bedeuten, daß, da der Soldat bei seinen Vorgesetzten bis zum Kaiser hinauf keinen Schutz findet, Hinz und Kunz sich seiner annehmen müssen; ein Armutszeugnis für alle diese Vorgesetzten, für die Handhabung von Recht und Gerechtigkeit im Heere, wie es ärger gar nicht erdacht werden, und ein Mittel, wie es wirksamer zur Untergrabung aller Disziplin gar nicht erfunden werden kann. Es ist ein Eingriff durchaus revolutionären Charakters sowohl in die verfassungsmäßige Kommandogewalt des Kaisers wie in die Militärjustiz, die damit vor aller Welt als unfähig hingestellt werden. Mit welchen Empfindungen soll da der junge Soldat zum Heeresdienst gehn, wenn ihm unter dem Schutz unsrer Gesetze vorgelogen werden darf, daß seine Vorgesetzten bis zum Kaiser hinauf unfähig seien, ihn gegen Mißhandlungen zu schützen, solche vielleicht gar stillschweigend dulden, sodaß Hinz und Kunz sich seiner annehmen müssen? Hinter Hinz und Kunz stehen selbstverständlich Herr Bebel und die sämtlichen Häuptlinge der Sozialdemokratie. „Wär der Gedanke nicht verflucht gescheit, man wär versucht, ihn herzlich dumm zu nennen." Die Frage, ob ein solcher Verein überhaupt gesetzlich zulässig ist, mögen die berufnen Instanzen entscheiden. Der Zweck und das Ende vom Liede

ist sonnenklar, man braucht nur an süddeutsche Heereszustände im Frühjahr 1849 zu denken. „Wohl ausgesonnen, Pater Lamormain!“ Die agitatorische Ausnutzung der Soldatenmißhandlungen wird ja voraussichtlich auch den Reichstag ausgiebig beschäftigen; hoffentlich wird sie dort einer Energie begegnen, der sie nicht gewachsen ist. Wo Unrecht vorliegt, haben die von Rechts wegen dazu verordneten Gewalten einzugreifen, die „Vereinsaktion“ wäre politischer Staatsbankerott. *g*

Ein neuer Schillerhasser. In der bei Teubner erscheinenden Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“ hat Herr Boehmer-Romundt soeben eine „historische Skizze“ über die Jesuiten herausgegeben. Der wissenschaftliche Wert oder Unwert des Schriftchens mag hier beiseite bleiben; dagegen dürfte es angebracht sein, eine grobe Takt- und Geschmacklosigkeit des Verfassers nicht ungerügt hingehn zu lassen. Dieser sagt nämlich S. 164 wörtlich: „Die Historie kennt, sofern sie sich nicht zur Prophezei [!] erniedrigt, weder die Liebe noch den Haß. . . . Weltgericht zu spielen, wie ihr ein mittelmäßiger Poet und schlechter Historiker einst riet . . . ist nicht ihre Sache.“ Deutschlands größter Dramatiker, der Dichter der Räuber und der Luise Millerin, des Wallenstein und des Demetrius, bedarf natürlich keiner Verteidigung gegen einen so plumpen Angriff: der Ausfall richtet sich selbst. In dem an unerfreulichen Beispielen überreichen Kapitel, wie man „deutsche Meister“ ehrt, ist er eines der unerfreulichsten.

Aber die Sache hat auch ihre komische Seite. Der „mittelmäßige Poet“ sagt nämlich in den angeführten Worten gar nicht das, was ihm der „exakte Historiker“ Herr Boehmer-Romundt in die Schuhe schiebt. Denn der gestrenge Kritikus erlaubt sich die beiden Begriffe „Geschichte“ und „Geschichtschreibung“ einfach miteinander zu vertauschen. Er gibt seinem Autor „die Krätze, um ihn reiben zu können,“ wie Lessing mit einem aus dem Hudibras geborgten Bilde sagt. Historisch ist ein solches Verfahren gerade nicht.

Was Schiller mit seinen vielzitierten Worten: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht“ hat ausdrücken wollen, ist natürlich etwas ganz andres. Es genügt, sich den Zusammenhang zu vergegenwärtigen, wenn man das Richtige sofort erkennen will. Der Dichter fordert von „der Vergelterin“ den Lohn für seine Entsagung. Da wird ihm zur Antwort, daß allen Menschenkindern ohne Unterschied zwei Blumen blühn: Hoffnung und Genuß. Wer die eine gebrochen hat, darf nicht nach der andern begehren. Der Lohn für alle Entsagung liegt in der Hoffnung, in dem Glauben, der ihre Ursache gewesen ist. Eine andre Vergeltung gibt es nicht.

Das Zitat selbst läßt sich grammatisch zwiefach konstruieren: entweder faßt man herkömmlicherweise „Weltgeschichte“ als Subjekt, „Weltgericht“ als Prädikatsnomen, dann besagen die Worte: in der Weltgeschichte d. h. in den Taten der Menschen ist Lohn und Strafe, ist das Weltgericht enthalten. Oder man betrachtet, wie es in Fachkreisen neuerdings üblich geworden ist, „Weltgericht“ als Subjekt, „Weltgeschichte“ aber als Prädikatsnomen. Dann ist der Sinn: Das Weltgericht ist nichts andres als der Verlauf der Weltgeschichte; denn in ihm liegt Lohn und Strafe beschlossen. Wie man auch die Stelle auffassen möge, so viel steht jedenfalls fest, daß sie nur eine immanente Vergeltung anerkennt, von einer transzendenten aber nichts wissen will.

Daß dies etwas andres ist als der Rat an die Geschichtschreibung, „Weltgericht zu spielen,“ wird vielleicht auch Herr Boehmer-Romundt bei einigem Nachdenken zugestehn müssen. Vielleicht wird er bei weiterer Selbstprüfung außerdem noch entdecken, daß auch ein „mittelmäßiger Poet“ nicht ungestraft von einem „exakten Historiker“ vergewaltigt werden darf.





Von Banken, Börse und Trusts. Der im letzten Heft kurz erwähnte Zusammenschluß der Dresdner Bank und des Schaaffhausenschen Bankvereins ist seitdem in der Presse viel besprochen worden. Es ist ihm von den verschiedensten Seiten, auch wenn sie in ihrer wirtschaftspolitischen Parteistellung ganz auseinandergehn, eine große Bedeutung beigelegt worden. Vielleicht mit Recht. Das Abkommen, zu dem die für den 10. Dezember einberufnen Generalversammlungen ihre — natürlich jetzt schon sichere — Zustimmung geben werden, geht dahin, daß für die Dauer von dreißig Jahren die Geschäfte beider Institute — wie es heißt: bei voller Aufrechterhaltung ihrer Selbständigkeit — „gemeinschaftlich geführt und die erzielten Reingewinne nach den Verhältnissen der jeweiligen Aktien- und Reservekapitalien geteilt werden sollen." Dabei sollen je zwei Direktoren und drei Aufsichtsratsmitglieder des einen Instituts in den Aufsichtsrat des andern gewählt werden. Die gewählte Form der Zusammenschlusses werde, so sagen die Kontrahenten, annähernd dieselben Vorteile wie eine „Fusion" ermöglichen, aber an Steuern und Stempelkosten Ersparnis bringen. Die Dresdner Bank bringt 130000000 Aktienkapital und 34000000 Reserven, und der Schaaffhausensche Bankverein 100000000 Aktienkapital und 17550000 Reserven in die neue Geschäftsgemeinschaft ein, die also über ein eignes Betriebskapital von mehr als 280000000 zu verfügen haben wird, das sich aber nach dem heutigen Kurse der Aktien noch über 100000000 Mark höher bewertet, und zu dem die gewaltigen und sicher steigenden Beträge fremden Kapitals, die den Instituten zur Verfügung stehn, hinzutreten. Auch wenn die beiden Banken an eine Erhöhung ihres Aktienkapitals noch nicht denken sollten, so wird man annähernd mit einer halben Milliarde, die hier zu gemeinschaftlichen Geschäften bereitsteht, rechnen dürfen.

Daß diese Geschäfte zunächst fast ganz auf dem Gebiete der deutschen Industrie, und zwar hauptsächlich der Montan- und der Eisenindustrie liegen werden, daran scheint niemand zu zweifeln, und daß sie, wenn das richtig ist, ganz wesentlich auf die Beherrschung der bestehenden und in der Bildung begriffnen Trusts dieser Industrien abzielen werden, scheint nach der Lage der heutigen Verhältnisse ganz selbstverständlich zu sein. Auch ist natürlich zu erwarten, daß wenn die verkoppelten beiden Banken mit der Industrievertrustung bessere Geschäfte machen, als sie es getrennt gekonnt hätten, daß dann auch die übrigen Großbanken, die auf die Industrie spekulieren, über kurz oder lang zu Zusammenschlüssen kommen werden, um der neuen Riesenkonkurrentin ein Paroli zu bieten. Damit sind „Impulse" zu neuer Bewegung auf dem Aktienmarkt in Hülle und Fülle gegeben. Wie sich aber die Entwicklung etwaiger aus der Vertrustung und der Bankallmacht vielleicht folgenden tiefergehenden Neuerungen in unsrer Volkswirtschaft im einzelnen und im ganzen vollziehen wird, und was das Ende vom Liede sein wird, davon können sich nur Phantasten bestimmte Vorstellungen machen wollen, die mit der größten Vorsicht aufgenommen werden müssen. Eine Wirkung des Vorgangs steht aber für uns schon jetzt außer Zweifel, die nämlich, daß dadurch der Kampf um die Trust-, Bank- und Börsenfrage noch viel mehr in den Vordergrund des berechtigten öffentlichen Interesses gedrängt worden ist, und daß Regierung, Bundesrat und Reichstag mit einer Politik des Umgehens, des Vertuschens und des Flickwerks auf diesem Gebiete nicht länger auskommen werden. Wenn Gewitterwolken aufziehn, so ist es gewiß die allerhöchste Zeit, sich gegen Schaden zu versichern, auch wenn die Hoffnung, daß die Wolken Segen bringen könnten, noch nicht geschwunden ist.

Der Vergleich unsrer Verhältnisse mit der Trustwirtschaft in den Vereinigten Staaten drängt sich heute von selbst auf. Der Himmel bewahre unser teures Vaterland vor dieser amerikanischen Seuche. Wenn die unfertige, an ungehobnen natürlichen Schätzen immer noch überreiche, dünn bevölkerte Union sie wahrscheinlich — wenn nicht schmerzlos so doch glücklich — überwinden wird, wir würden ihr wahrscheinlich erliegen. Immer wieder muß man unsre doktrinären Amerika- und

Trustschwärmer daran erinnern, denen, wie es scheint, auch die jüngsten Ausartungen der Yankeetrusts noch nicht die Augen zu öffnen vermocht haben. Si duo faciunt idem, non est idem. Es liegt, Gott sei Dank, darin aber auch ein Trost für uns. Wenn die Dresdner Bank und der Schaaffhausensche Bankverein ihre Kapitalien zusammenwerfen, um nach dem Vorgang der amerikanischen Trustkönige in Vertrustungen zu spekulieren, so werden sie dadurch noch lange nicht Trustkönige wie die amerikanischen. Den Morgans, Rockefeller usw. stehn zu ihren Spekulationen eigne Kapitalien, Privatvermögen, zu Gebote, denen die Aktienkapitalien und Reserven unsrer Banken — d. h. Gelder ihrer Aktionäre, also fremde — sogar nach der Fusionierung noch lange nicht gleich kommen, von dem Privatvermögen der in den Direktionen und Aufsichtsräten sitzenden, nach unsern Verhältnissen zwar schwer reichen, Leuten gar nicht zu reden. Von den Spekulationen Morgans und Rockefellers werden sich die der vielköpfigen Direktionen und Aufsichtsräte unsrer Banken stark unterscheiden. Von einem Übergewicht, wie es bei den Trustspekulationen in der Union der Einzelne hat, ist in Deutschland noch ganz und gar nicht die Rede. Daß die Anhäufung riesiger Vermögen in einer Hand bei fortschreitender Vertrustung auch bei uns in gefährlicher Weise zuzunehmen droht, mag wahr sein, aber für absehbare Zeit bleiben unsre Zustände von den amerikanischen in dieser Beziehung noch immer sehr verschieden. Und vor allem auch darin, daß drüben die Bildung dieser Riesenvermögen Einzelner eine natürliche Folge der eben erwähnten volkswirtschaftlichen Flegeljahre war und noch ist, während sie bei uns als ein unnatürlicher Auswuchs angesprochen werden muß, gegen den die lebendigsten Interessen der Gesamtheit immer kräftiger und erfolgreicher reagieren. Auch das fällt ins Gewicht, daß sich die Vertrustung bei uns an einer alten verhältnismäßig solid und selbständig erwachsnen Industrie vollzieht, deren Vertreter sich denn doch nicht so leicht zu bloßen Handlangern und Kommis der Trustspekulanten umstempeln lassen, wie es die Leiter der zum Teil von den Trusts erst geschaffnen Unternehmungen in den Vereinigten Staaten sind. Und dann vor allem: die große Zahl der Leiter unsrer Großbanken, Direktoren und einflußreichen Aufsichtsräte, besteht doch nicht aus Yankees, wenn auch einzelne den Yankee spielen möchten. Im allgemeinen kann — trotz der gegenwärtig so hochgespannten Gewinnsucht in allen Berufen — an der kaufmännischen Gewissenhaftigkeit und industriellen Tüchtigkeit und an dem berechtigten Stolz auf beides bei den leitenden Männern unsrer Großbanken eben so wenig gezweifelt werden, als an dem ehrlichen Bewußtsein der Pflicht gegen das Gemeinwohl. Auf die Personen kommt es denn doch an, und die Personen lassen — trotz aller Gewitterwolken — bei uns mit wenig Ausnahmen Gutes hoffen, geben uns sogar ein Recht, in vielen Beziehungen auf sie stolz zu sein.

Es kann deshalb mit Recht vor dem übergroßen, zum Teil gehässigen Pessimismus, wie er sich in der bank- und börsenfeindlichen Presse kund tut, gewarnt werden, und es muß davor gewarnt werden, weil seine Betätigung gerade in den jetzt dringend nötigen Vorsichtsmaßregeln viel mehr schaden als nützen würde. So ist es — um das kurz zu erwähnen — jedenfalls verkehrt, die besprochne Verkoppelung der beiden Großbanken gegen die Reform unsrer Börsengesetzgebung ausspielen zu wollen. Die Reformen, die, wie man hört, der Bundesrat dem Reichstag vorschlagen will, scheinen weniger dem Reformbedürfnis selbst, als dem, was von der Reichstagsmehrheit vielleicht erreicht werden kann, zu entsprechen. Wenn sie das Bedürfnis nicht befriedigen, können sie auch den Frieden nicht bringen. Wir haben nichts andres erwartet. Es wird erst näher darauf eingegangen werden können, wenn der Entwurf mit Begründung vorliegt. Das Börsenregister und das Verbot des Terminhandels in Industrie- und Bankaktien sollen bestehn bleiben. Als ob mit so kleinlichen, künstlichen Schikanen in Zukunft mehr erreicht werden würde, als bisher. Die Großbanken werden trotzdem größer werden und bei ihrem Vertrustungsgeschäft nach wie vor darauf pfeifen. Und das ist den gehässigen Angriffen der Bank- und Börsenfeinde gegenüber begreiflich. Die Herabsetzung der Börsen- und der Stempelsteuer, über deren Maß der Bundesrat noch nicht beschlossen haben soll, ist an sich gewiß richtig, der Trustspekulation gegenüber fällt sie nicht ins Gewicht.

Unendlich viel wichtiger scheinen uns die auf dem Gebiete des Bank- und des Aktienrechts und des Trustwesens selbst liegenden Versicherungsmaßnahmen gegen die aufsteigenden Gewitter. Wenn jetzt bei uns Aktienbanken in der Form

von Aktien- und ähnlichen Gesellschaften die Vertrustung der industriellen Aktienunternehmungen zu ihrem Hauptgeschäft machen, so sind dadurch Zustände gegeben, an die man bei Schaffung unsers bestehenden Handels- und Aktienrechts gar nicht gedacht hat. Die Einfügung eines Titels über die Trusts kann nicht mehr hinausgeschoben werden. Der Staat und das Publikum, dessen bares Geld die Truste an sich ziehn, müssen Klarheit haben über das, was im Trust vorgeht. Die sogenannten Kartellenqueten genügen bei der heute erkennbaren Gefahr eines Überhandnehmens der amerikanischen Trustseuche nicht mehr. Dem Staate gegenüber gibt es in solcher Lage kein Geschäftsgeheimnis. Der gewaltige Widerstand, den die Trustinteressenten dabei leisten werden, wird nur beweisen, wie nötig scharfes Eingreifen ist. Die Berechtigung und Forderung durchsichtiger und ausführlicher Bilanzen für die Aktienbanken ist erst kürzlich von uns betont worden. Auch für industrielle Aktienunternehmungen ist sie zum Teil berechtigt. Wer Aktien unter die Leute bringt, soll dem Publikum reinen Wein einschänken, sonst treibt er Falschmünzerei. Wird dafür gesorgt, so wird die Freiheit der Börse Segen, nicht Schaden bringen. Allgemein wird eine gesetzliche Reform des Aufsichtsratswesens verlangt. Sicher mit Recht. Aber man scheint dabei etwas einseitig an die Pflicht der Aufsichtsräte zur Verhütung von Unredlichkeiten, Nachlässigkeiten und dummen Streichen der Direktoren zu denken. Man sagt, die armen Aufsichtsräte seien gar nicht imstande, den Direktoren genügend auf die Finger zu sehen, ihre Verantwortlichkeit müsse deshalb eher erleichtert als verschärft werden. Man hat dazu die Schaffung einer neuen Institution — besondern Revisoren — vorgeschlagen, was vielleicht dem gewollten Zweck entsprechen kann. Aber es muß doch auch einmal daran erinnert werden, daß vielfach die Aufsichtsräte — sei es in der Person ihres Vorsitzenden, sei es in der eines nicht selten zu diesem Zwecke von einer Spekulationsbank delegierten Mitglieds — die Geschäftsleitung in der Hand haben, der sich die Direktoren gerade in den allerwichtigsten Fragen einfach fügen müssen. Zahlreiche Aktienunternehmungen sind durch solche Einflüsse trotz tüchtiger Leistungen ihrer Direktoren zum Schaden des die Aktien erwerbenden Publikums ausgebeutet und ruiniert worden. Dafür kann die Verantwortlichkeit der Aufsichtsräte und ihrer besondern Auftraggeber — die mit der Mehrheit der Aktionäre nicht verwechselt werden dürfen — nicht scharf genug sein. Wahrscheinlich wird sich die Herrschaft der Trustbanken über die Industrie mit der Zeit noch mehr, als es heute schon der Fall ist, durch die Aufsichtsräte geltend machen, die dann immer ungeeigneter würden, die Interessen der Aktionäre so wahrzunehmen, wie sie es sollen. Alle diese Fragen gehören unstreitig zu den schwierigsten Aufgaben der Gesetzgebung. Ob unsre Zeit den Beruf hat, sie zu lösen, mag dahin gestellt bleiben. Aber die Zeit lehrt beten, und sie wird auch wieder ordentliche Gesetze geben lehren.

Zur Statistik der Schafzucht. Wenn auch in den europäischen Kulturstaaten infolge der veränderten Wollmarktlage und der Zunahme intensivern Ackerbaus die Schafzucht und der dafür als zahlenmäßiger Ausdruck dienende Schafbestand fast überall zurückgegangen sind, so liegen die Verhältnisse in den verschiednen Staaten doch auch heute noch sehr verschieden und verlohnen um so mehr eine kurze Betrachtung, als sie sich gerade in Deutschland eigentümlich entwickelt haben. Diese Eigentümlichkeit lassen folgende Zahlen am besten erkennen. Es betrug in den aufgeführten Ländern in den in Klammern beigefügten Jahren der Schafbestand Stück:

Deutschland		Frankreich		Großbritannien und Irland	
(1883)	19189715	(1885)	22616547	(1881/85)	25314416
(1900)	9969501	(1900)	20179561	(1900)	26592226

Danach hatte in den angegebnen Zeiträumen Deutschland seinen Bestand um 50 Prozent verkleinert, Frankreich um nicht ganz 11 Prozent, während Großbritannien und Irland ihn sogar um etwas mehr als 5 Prozent vergrößert hatten. Auf 100 Einwohner kamen im Jahre 1900

in Deutschland	17,2	Stück
in Frankreich	51,8	„
in Großbritannien	80,5	„
in Irland	93,3	„

Trotz dieses sehr geringen Bestandes hatte Deutschland im Jahre 1900 eine Mehrausfuhr von 158051 Stück Schafen (Einfuhr 1077, Ausfuhr 159128); dagegen Frankreich eine Mehreinfuhr von 1082013 Stück (Einfuhr 1094068, Ausfuhr 12053) und Großbritannien gleichfalls eine Mehreinfuhr von 377899 Stück (Einfuhr 382833, Ausfuhr 4934). Dabei ist die große Einfuhr von Schaffleisch nach Großbritannien und die — allerdings — geringere nach Frankreich noch in Betracht zu ziehen. In Deutschland ist sie nicht der Rede wert.

Dieses auffallende Zurückgehn der Schafzucht in Deutschland kann jedenfalls nicht allein aus dem Sinken der Erträge der einheimischen Wollerzeugung infolge ausländischer Konkurrenz erklärt werden, denn darunter leidet die Schafzucht in England und in Frankreich, wo auch keine Zölle auf rohe Wolle bestehn, ebenso wie in Deutschland. Auch die Zölle auf lebendes Schafvieh können nicht die Ursache sein. Deutschland erhebt bis jetzt einen Zoll von 1 Mark für das Stück (0,40 Mark für Lämmer), Großbritannien und Irland gar keinen, und Frankreich 15,50 Franken für 100 kg lebend Gewicht (Lämmer 1,50 Franken), wobei aber zu beachten ist, daß von den 1900 überhaupt eingeführten 1091196 Schafen (ohne 2872 Lämmer) allein aus Algerien 992537 kamen, also zollfrei eingingen.

Die stärkere Schafzucht in England und in Frankreich beruht offenbar auf der stärkern Erzeugung und dem stärkern Verbrauch von Schaffleisch, oder man kann wohl auch sagen: auf der Zucht von Fleischschafen. Daß die klimatischen und sonstigen natürlichen Verhältnisse die auffallende Vernachlässigung der Schafzucht in Deutschland im Vergleich mit England und Frankreich veranlassen sollten, ist kaum anzunehmen, ebensowenig, daß die landwirtschaftlichen Betriebsgrößenverhältnisse daran schuld wären. Gerade der größere Betrieb wird für den der Schafzucht im allgemeinen günstigern gehalten.

In Zusammenhang mit dem Schwund der Schafzucht in Deutschland wird eine Erscheinung auf dem Gebiete der Bodenbenutzung wohl mit Recht in Verbindung gebracht; das ist die starke Zunahme des Öd- und Unlands auf Kosten der geringern Weiden und Hutungen. Folgende Zahlen geben ein Bild davon. Es wurden in Deutschland angemeldet als

	geringere Weiden und Hutungen Hektar	Öd- und Unland Hektar
1883	2811880	1616119
1893	2124328	2060556
1900	1911574	2102490

Eine dementsprechende Erscheinung ist in Frankreich und auch in England nicht nachgewiesen. Daß die als Brach- und als Ackerweide angemeldeten Flächen in Deutschland stark abgenommen haben, sei nebenher erwähnt. Auffallend und wohl auch bedauerlich ist jedenfalls die Zunahme des Öd- und Unlands auf Kosten der geringern Weiden und Hutungen.

Die Richtigkeit der Ansicht, daß sich die Völker auf höhern Stufen der Lebenshaltung vom Genuß des Schweinefleisches ab und dem des Schaffleisches zuwenden, wird man sehr schwer beweisen können, sicher aber wäre es für das deutsche Volk nur erwünscht, daß zu der in der letzten Zeit forcierten Versorgung des Markts mit Schweinefleisch in Zukunft eine stärkere Versorgung mit Schaffleisch träte, und ebenso, daß die deutschen Landwirte in der stärkern Produktion von Schaffleisch eine Quelle reichlicherer Einnahmen fänden. Sollten wir nicht infolge einer einseitigen Intensitätsschwärmerei in eine falsche Richtung, d. h. in eine einseitige Mißachtung der Schafe und der Hutungen hineingeraten sein?

Nach den vorliegenden Statistiken muß angenommen werden, daß die europäischen Schafausfuhrländer einen Überschuß (Mehrausfuhr) von etwa 900000 Stück liefern, während die Schafeinfuhrländer ein Defizit (Mehreinfuhr) von etwa 2000000 aufweisen. Dabei ist daran zu erinnern, daß Frankreich 1900 allein aus Algerien fast 1000000 importierte. Großbritannien und Irland deckten ihren Mehrbedarf 1901 mit 315000 Stück aus den Vereinigten Staaten von Amerika, wovon 43000 kanadischen Ursprungs gewesen sein sollen. Aus Kanada direkt führten sie 68000 Stück ein, außerdem nur noch 15000 aus Island. Aus der ganzen übrigen Welt bezogen sie nur frisches und konserviertes Hammelfleisch.

Erhöhung der Kohlenpreise? Die Zeitungen wissen davon zu berichten, daß das rheinisch-westfälische Kohlensyndikat und der unter seinem Einfluß stehende Kohlenhändlerring damit umgehn, die zukünftigen Verkaufspreise gegen die zurzeit geltenden zum Teil wesentlich zu erhöhen. Der Trust muß ein gewaltiges Machtbewußtsein haben, wenn er jetzt solche Pläne faßt und sie in die Öffentlichkeit bringt. Die Lage der Kohlenindustrie und der Stand der Kohlenpreise sind im Vergleich mit der Lage und den Produktenpreisen in andern, sehr wichtigen Zweigen des deutschen Gewerbfleißes und vollends der deutschen Volkswirtschaft überhaupt gegenwärtig sehr günstig, und eine durch den Trust herbeigeführte Erhöhung seiner Gewinne durch Preissteigerungen wird man als eine Schädigung unsrer Gesamtwirtschaft ansprechen müssen, solange nicht der Gegenbeweis geführt ist. Wir hoffen, daß sich die Zeitungsnachrichten als unrichtig erweisen werden, sollte das aber nicht der Fall sein, so träte für den Staat die Verpflichtung ein, dem Trustunwesen mit scharfer Hand zu Leibe zu gehn, um so mehr, als die spekulative Tendenz des rheinisch-westfälischen Trusts — eine Folge des ausschlaggebenden Einflusses der Großbanken auf ihn — damit außer Zweifel gestellt wäre. Es ist allerdings kaum denkbar, daß der Trust ohne vorherige Fühlung mit den maßgebenden Regierungsstellen solche Pläne bekannt geben könnte. Es scheint im Falle der Richtigkeit der Zeitungsnachrichten ganz unvermeidlich, daß sich der neue Reichstag sehr bald mit der Kohlen- und Trustfrage befaßt und von der Regierung Klarheit über ihre Stellung dazu verlangt, die zu geben sie bisher vermieden hat.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig



Die Grenzboten

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

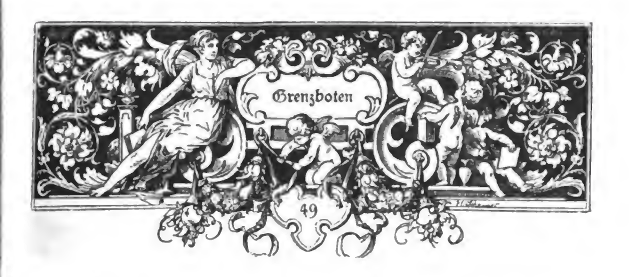
62. Jahrgang

Nr. 49

Ausgegeben am 3. Dezember 1903

Inhalt:

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig



Die Herrschaft auf dem Großen Ozean


Der amerikanische Riese dehnt und reckt sich. Er hat Spanien mit gewaltiger Faust niedergestreckt, ist zugleich mit einem Sprunge durch Wegnahme der Philippinen asiatische Kolonialmacht geworden und hat England gewaltig eingeschüchtert. Früher war die Brutalität der englischen Politik und namentlich die des Verhaltens ihrer Organe auf dem Ozean unbequem, in dem Amerikanismus hat sie einen mächtigen Rivalen gefunden, vor dem sie sich vorsichtig duckt. Seit der Besitzergreifung der Philippinen ist Amerika sicher, von allen Mächten in den chinesischen Wirren gehört zu werden, jede scheut den Konflikt mit dem Weltteil, der sich nur noch widerwillig in den Rahmen der von dem Feldmarschall Grafen Waldersee geführten Expedition einfügte; freilich machen nicht zum wenigsten die Interessengegensätze, die die europäischen Mächte trennen und sie in disharmonische Gruppen auflösen, die Stärke der amerikanischen Republik aus. In Roosevelt hat die europäische Diplomatie ihren Meister gefunden. Er ist der Typus des ebenso klugen wie rücksichtlosen, des ebenso schlauen wie gewaltsam vorgehenden Amerikanertums, das vielleicht weniger nach dem Imperialismus, als nach dem Imperium, nach einem unbestrittnen Supremat trachtet, soweit immer seine Interessen in Frage kommen. Und wo ist die Grenze dieser Interessen?

Ungemein charakteristisch ist das Schauspiel, das sich eben in der Panamafrage vor unsern Augen vollzogen hat. Mit einem Schlage hat sich Nordamerika in den Besitz des für den Panamakanal benötigten Gebiets gesetzt, hat sich die Befestigung dieses Kanals, auf die es ehedem den Engländern gegenüber vertragsmäßig verzichten mußte, jetzt ausdrücklich ausbedungen. Durch diese mitten durch sie hindurchführende befestigte Kanallinie sprengt es die Gemeinschaft der zentralamerikanischen Republiken, die ihm eines Tages als reife Frucht in den Schoß fallen müssen, wie es auch schon über Venezuela, Caracas, Nicaragua seine schützende suzeräne Hand gehalten hat. Über dem von Frankreich, England und den Niederlanden besetzten Guyana werden schwerlich in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts noch europäische Flaggen wehen, und die britische Reichsidee wird sich als ein zu spät unternommner Versuch erweisen, Kanada bei Großbritannien zu erhalten. Der befestigte Panamakanal sichert den amerikanischen Flotten im Atlantischen Meere und im Großen Ozean den

Vorteil der innern Linie; sowohl Mexiko als die zentralamerikanischen Republiken werden in nicht allzuferner Zeit mindestens vor die Frage eines engern Bundes, eines Schutz- und Trutzbündnisses nebst Zollunion, mit der großen Republik gestellt sein, und die Staaten südlich vom Amazonenstrom werden sich politisch, wirtschaftlich und militärisch ganz anders entwickeln müssen, wenn sie sich in einer vielleicht nicht einmal so fernen Zukunft noch neben dem Sternenbanner behaupten wollen. Man könnte sich dieses Zukunftsbild noch weiter ausmalen, doch auch auf der westlichen Halbkugel wachsen die Bäume nicht in den Himmel, und bei aller ihr innewohnenden Jugendkraft darf die große Republik nicht damit rechnen, auf dem Wege zu ihren Zielen keine unbesiegbaren Widerstände zu finden. Vor allen Dingen werden nicht immer Leute an ihrer Spitze stehn, die die so heterogenen Staaten des Nordens und des Südens der Union, wo heute noch die Erinnerungen an den Bürgerkrieg nachzittern, mit solcher Kraft zusammenzufassen verstehn, wie Roosevelt es vermag, und gar auf ein Waffenglück, wie im spanischen Überraschungskriege, darf die Union wohl keiner europäischen Großmacht gegenüber rechnen. Sind schon die Interessengegensätze innerhalb der Union, zwischen den Südstaaten und denen des Nordens, heute noch zum großen Teil innerlich nicht überwunden, um wie viel weniger würde dies für die Interessengegensätze zwischen Nord- und Südamerika der Fall sein, wenn der Weltteil Amerika amerikanisiert, d. h. nicht nur in die Monroedoktrin einbezogen, sondern — einen Schritt weiter — in seiner ganzen Ausdehnung als Vereinigte Staaten von Amerika unter das Sternenbanner gestellt würde.

Auch die Rassen- und die konfessionellen Verhältnisse dürfen dabei nicht außer Betracht bleiben. Heute hat noch der angelsächsische protestantische Norden das Übergewicht; je mehr die Union nach Süden vordringt, schon in Mexiko, würde das katholische spanische Element gewinnen, das fortgesetzt nur eine Abnahme der staatenbildenden und staatenerhaltenden Kraft zeigt. Kluge Politiker in Washington müssen sich sagen, daß es auch für die Union einen Höhepunkt gibt, den sie ungestraft nicht überschreiten darf. Sie ist bis jetzt in der glücklichen Lage, sich von allen seefahrenden europäischen Mächten umworben zu sehen, diese Situation muß sie sich bewahren, sie vor Überspannungen behüten. Zu dem Abkommen der Vereinigten Staaten mit der von Washington aus neu geschaffnen Republik von Panama haben alle europäischen Staaten geschwiegen, keiner wagt seine Stimme gegen einen Vertrag zu erheben, der formell zwar noch von internationalem Charakter, tatsächlich aber doch nur ein amerikanisches Internum, die Union zur unumschränkten Herrin des Schiffsverkehrs zwischen beiden Ozeanen macht. Will sie irgend einer Nebenbuhlerin den Verkehr nicht erlauben, welche Nation würde deshalb Krieg mit Amerika anfangen? Ist der Kanal erst einmal fertig, so wird er in ganz andrer Weise, als dies bisher der Fall war, den Großen Ozean zum Tummelplatz der Handels- und Kriegsflotten aller Mächte machen. Vom Ausgang des englischen Kanals bliebe der Weg nach Hongkong durch den Panamakanal an sich ja weiter als durch den Suezkanal, aber doch bedeutend näher als der Umweg um Afrika; somit werden Panama- und Suezkanal dereinst in ein gewisses

Verhältnis zueinander treten. Durch den Besitz Ägyptens beherrscht England nur noch die eine der Hochstraßen nach Asien, deren Bedeutung durch die sibirische Bahn ohnehin schon einen nicht geringen Abbruch erfahren hat und in Zukunft noch weit mehr erfahren wird. Für den Weg durch den Panamakanal nach Ostasien gewinnen zugleich die Hawai-Inseln als einzige in Betracht kommende Kohlen- und Zufluchtsstation eine große Bedeutung. Mit der Vollendung des Kanals erweitert sich solchergestalt der Schauplatz der Weltinteressen ganz bedeutend. Wird dieser Weg nach Ostasien der längere und infolge des Mangels an Anlegehäfen und der für diese bestimmten Frachten auch der weniger rentable sein, so werden die Amerikaner es um so mehr verstehn, durch große Schnelldampfer die Entfernungen von Panama bis Schanghai zu verringern. Dampfer, die 23 Seemeilen laufen, legen diese 9000 Seemeilen in sechzehn bis siebzehn Tagen zurück; die 5500 Seemeilen von San Francisco herüber lassen sich so auf zehn Tage herabbringen. Aber auch an Frachten wird es diesen Dampfern nicht fehlen; die Handelsbeziehungen zwischen Amerika, Japan und China werden einen gewaltigen Aufschwung nehmen, sobald Amerika noch mehr für den Export zu arbeiten beginnt.

Was die Kriegsflotten anbelangt, so gewinnen die Philippinen als strategische Stellung mit der Vergrößerung der amerikanischen Interessen auf dem Stillen Ozean in Zukunft eine sehr viel größere Bedeutung, auch werden die Amerikaner sich angelegen sein lassen, ihre Flotte für den Stillen Ozean auszubauen und Stützpunkte in größerer Zahl an ihrer Ostküste anzulegen. Für diesen Teil der amerikanischen Seemacht kommt es darauf an, daß die einzelnen Geschwader möglichst schnell aus dem Stillen Ozean in den Atlantischen gelangen. Es wird dabei insbesondre darauf ankommen, daß sie den Kanal ohne großen Aufenthalt zu passieren vermögen. Der Panamakanal wird deshalb voraussichtlich ein andrer Seekanal werden als seine ältern Brüder, der Suez-Kanal und der Kaiser-Wilhelm-Kanal. Soweit gewinnt der amerikanische Panamastaatsstreich, denn von einem solchen darf man wohl reden, den Charakter eines weltgeschichtlichen Vorgangs, durch den unsre gesamte Kulturentwicklung unerwartet neue Bahnen und durch den Hinzutritt eines stärkern amerikanischen Einflusses auch eine andre Richtung angewiesen erhält.

Amerika macht sich damit zum Herrn des Stillen Ozeans und zu einer gebietenden Macht an dessen östlichen, asiatischen Gestaden. Für Europa mag in Zukunft diese Tatsache das Gute haben, daß Amerika, das augenblicklich seine wirtschaftliche, politische und militärische Front nach Europa nimmt, später geneigt sein wird, die jetzige Offensivfront in eine Defensivfront umzuwandeln und seine Offensivfront gegen Ostasien zu richten. Freilich wird sie auch dort mehr den europäischen Mitbewerbern als den asiatischen Völkern gelten, aber auch diesen Mitwerbern doch nur in dem Umfange, als Amerika in der Eigenschaft eines Importeurs mit ihnen konkurrieren kann. Amerika wird dort wohl weniger *festen Besitz* anstreben — es hat an den Philippinen genug, und zu mehr reichen einstweilen seine militärischen Kräfte nicht aus — als vielmehr *eine uneingeschränkt offne Tür*. Diese werden die europäischen Nationen ihm aber um so mehr zugestehn können, als sie vorläufig in der gesamten Warenerzeugung

sehr viel billiger sein können als die Amerikaner. Eine gewisse Gefahr liegt freilich darin, daß sich Japan und die chinesischen Küstenprovinzen in Zukunft mehr amerikanisieren als europäisieren werden.

Von den seefahrenden europäischen Großmächten wird England vor allen andern imstande sein, sich einer solchen Verschiebung der Weltinteressen anzupassen, ihm zunächst Frankreich, das überdem seinen Hauptkolonialbesitz in Afrika hat und sich gegenwärtig bereit macht, rechtzeitig auf das von ihm beanspruchte syrische Erbe die Hand zu legen. Daher der starke Widerstand, den die deutschen Pläne in Anatolien auf seiten Frankreichs finden, dem die deutsche Nachbarschaft, wenigstens die eines zunehmenden deutschen Einflusses in Kleinasien und damit auch in Syrien unheimlich ist. In Asien liegen Frankreichs Interessen in Siam, das wir uns leider haben entgehn lassen, in Hinterindien und in Südchina; im Norden nur insofern, als Frankreich unter den Mächten, die einen unmittelbaren Druck auf den Hof in Peking ausüben, nicht fehlen will. Rußlands ostasiatische Interessen gipfeln im Norden, wo sein Gegensatz zu Japan eines Tages auch Amerika in Mitleidenschaft ziehen und es nötigen könnte, für einen der beiden Gegner Partei zu ergreifen. Da sich Rußland aber durchaus von seinen Landgrenzen aus vorwärts bewegt, so würde eine amerikanische Gegnerschaft allein ihm kaum Gefahr bringen, so lange seine Schienenwege nach Europa leistungsfähig sind. England hat in Hongkong einen starken Schlüssel zu seiner ostasiatischen Stellung und wird, wenn sich die Amerikaner dort einmal breit machen, alles tun, sie an seiner Seite zu erhalten und zu verhindern, daß sie nicht etwa ihre Interessen an die deutschen anlehnen und mit diesen gehen. Und wir Deutschen?

Was Deutschland in diesem Zukunftsbilde anbelangt, so ist es für unsre Interessen einstweilen nützlicher, zu schweigen. Mag Deutschland immerhin in Europa der „saturierte" Staat bleiben, wie ihn die Bismarckische Zeit uns hinterlassen hat, es wird um so mehr darauf bedacht sein müssen, jenseits der Meere Bürgschaften für die Existenzmöglichkeit eines jährlichen Menschenzuwachses von 800000 Seelen zu gewinnen. Wächst unsre Nation in diesem Tempo weiter, so wird sie bei der Volkszählung von 1925 die Höhe von 80 Millionen erreicht, sich mithin gegen die Seelenzahl von 1870 verdoppelt haben, an Menschen nicht nur gesättigt, sondern übersättigt sein. Diese einfache Tatsache muß maßgebend bleiben für die gesamte Richtung unsrer Politik, und namentlich unsrer Handelspolitik. Unser Agrariertum wird entweder seine Leistungsfähigkeit für die deutsche Volksernährung gewaltig steigern müssen — und diese Leistungsfähigkeit ist noch sehr steigerungsfähig —, oder die Wogen einer unaufhaltsamen Entwicklung werden darüber hinweggehn. Aber Getreide und Fleisch für 80 Millionen Menschen aufzubringen, wird die deutsche Landwirtschaft im Jahre 1925 auch beim besten Willen voraussichtlich nicht imstande sein; sie kann es bei großem Fleiß und rationellem Betriebe vielleicht dahin bringen, daß wir 60 Millionen aus eigner Produktion ernähren, dann bleibt für 20 Millionen entweder der Import von Getreide und Fleisch aus dem Auslande oder der Export dieser 20 Millionen Menschen in überseeische Gebiete übrig, wenn man sie nicht auswandern lassen und fremden Nationen wiederum wie früher den deutschen Kulturdünger liefern

will. Da Deutschland an Rohprodukten wenig zu exportieren hat, so kann es den Getreideimport nur mit der Ausfuhr von Erzeugnissen deutscher Arbeit bezahlen. Dazu bedarf es gesicherter Absatzmärkte in den überseeischen Ländern und kaufkräftiger Kolonien. Kaufkräftig werden aber nur solche Kolonien sein, in denen Weiße in großer Zahl leben und sich ernähren können. Solche Gebiete auf friedlichem Wege für Deutschland zu gewinnen oder nutzbar zu machen, dürfte eine außerordentlich schwierige Aufgabe sein. Jedenfalls liegen die Sorgen unsrer Reichsleitung von Jahr zu Jahr mehr auf diesem Gebiet als auf dem unsrer Beziehungen zu unsern kontinentalen Nachbarn. Auch diese Beziehungen müssen freilich gut sein, aber je mehr Rußland und Frankreich von ihrer eignen kolonialen Ausdehnungspolitik in Anspruch genommen sind, desto weniger werden sie geneigt sein, in Europa Kriege zu führen, bei denen namentlich Frankreich seinen Kolonialbesitz zum Einsatz bringen würde. Anders liegt schon die Sache mit England, das in der für Deutschland zwingenden Notwendigkeit, sich in überseeischen Ländern auszudehnen, eine gefährliche Konkurrenz für seine überseeischen Interessen sieht. Auf die Möglichkeit, daß Großbritannien sich eines Tages gezwungen sehen könnte, den deutschen Rivalen aus dem Wege zu räumen, so lange dieser zur See noch überwindbar ist, ist in England in den letzten Jahren vielfach hingewiesen worden. Dazu kommt für die Engländer das beängstigende Gefühl, das die wachsende wirtschaftliche, politische und seemächtliche Bedeutung Amerikas in ihnen hervorruft und sie zu gesteigerten und beschleunigten Rüstungen zwingt.

Das Erscheinen einer neuen starken Macht auf dem Großen Ozean und an seinen östlichen Gestaden ist somit für Deutschland eine neue zwingende Mahnung, auf einen starken Schutz zugleich seiner überseeischen Beziehungen wie auf einen möglichst unüberwindbaren Schutz der heimatlichen Küsten bedacht zu sein. Das ehemals durchaus richtige Wort, daß große europäische Entscheidungen, an denen Deutschland unmittelbar interessiert sei, zwischen Metz und Paris fallen würden, ist heute nur noch bedingt zutreffend. Nicht minder ernste Entscheidungen in Existenzfragen können für uns auf den Wogen des Atlantischen Ozeans fallen, mit Freunden zur Seite oder ohne solche, Entscheidungen, bei denen wir siegen müssen, wenn wir nicht untergehn wollen. Diese Existenzfragen zwingen uns, eine starke heimische Schlachtflotte mit möglichster Beschleunigung dienstbereit herzustellen, ohne daneben die Maßnahmen zu vernachlässigen, die zum Schutz unsrer überseeischen Gebiete und im Interesse der Würde und der Machtstellung des Reiches draußen nötig sind. Deutschland, sei wach!

Mit der Fertigstellung des Panamakanals werden die Weltinteressen ein verändertes, aber darum nicht minder ernstes Antlitz zeigen. Möge sich die deutsche Nation und ihre Vertretung mit diesen Gedanken so früh wie möglich erfüllen, damit Deutschland dereinst ein verhängnisvolles „Zu spät" erspart bleibe. Nicht weniger als für die Grenze bei Metz gilt auch für die Nordsee der Ausspruch Moltkes: Bereit sein ist alles! *8*





Die mittelitalienische Liga 1859/1860

Von Otto Kaemmel

(Schluß)



Garibaldi war niemals der Mann strenger militärischer Unterordnung und blieb auch im Waffenrock immer vor allem politischer Agitator. Auch jetzt wollte er die Revolution weiter tragen in die Marken und nach Umbrien hinein, wo er mancherlei Verbindungen hatte, und so der drohenden Reaktion die Wurzeln abschneiden. Da sich unter den Truppen der Liga viele ähnlich gesinnte Elemente, namentlich Leute aus den päpstlichen Marken und frühere Freiwillige Garibaldis fanden, Mazzini unter ihnen agitierte, und Komitees die Emigranten namentlich aus den Marken vorwärts trieben, so konnte es ihm leicht gelingen, sie auch gegen den Willen der Regierungen mit sich fortzureißen. Stand doch auch seine Division seit dem letzten Drittel des Septembers um Bologna und Forli, also nicht weit von der päpstlichen Grenze. Der Obergeneral Fanti war freilich etwas andrer Ansicht. Das Heer müsse für den König da sein und nicht für die Revolution, schrieb er am 3. September an Farini, und er war nicht der Mann, Insubordinationen zu dulden. Nun unterhielt aber Garibaldi immer unmittelbare Beziehungen zum König, der sehr geneigt war, zuweilen seine ganz persönliche Politik über die Köpfe seiner wechselnden Minister hinweg zu machen. Zu Anfang Oktober, als er den Vertrauten Garibaldis, Marchese G. Trecchi, am 9. und 10. in Monza empfing, war er gerade in einer überaus schwierigen Lage. Er persönlich, sagte er zu Trecchi, sei einer Ernennung des Prinzen von Carignan zum Regenten von Mittelitalien sehr geneigt, aber er habe doch erst nach Paris und London um Zustimmung telegraphiert. Da erhielt er nun am 10. Oktober zwei Depeschen, die einander schnurstracks widersprachen. Napoleon der Dritte erklärte die Ernennung des Prinzen für unmöglich und stellte nur die Erwerbung Parmas für Piemont in Aussicht, während Modena an die Herzogin Luise von Parma fallen, und der Großherzog Leopold nach Toscana zurückkehren sollte. Dagegen empfahl die englische Depesche die schnellste Ernennung des Prinzen und versprach zugleich, daß England jede fremde Intervention in Italien verhindern und die Wünsche des italienischen Volks auf dem Kongreß vertreten werde. Einen Entschluß gab der König dem Marchese nicht zu erkennen, bemerkte aber auch nichts, als dieser rund heraus erklärte, jede Restauration sei unmöglich.

Als Garibaldi diesen Bericht seines Vertrauten (vom 11. Oktober) erhielt, glaubte er annehmen zu dürfen, daß dem König ein Einbruch und eine Erhebung in den Marken ganz recht sei, da einer Reaktion dadurch neue Hindernisse bereitet würden. So entschloß er sich und schickte am 12. Oktober an den Obersten

Medici, den Kommandeur der zweiten toscanischen Brigade, die versiegelte Order, eventuell seine Stellvertretung zu übernehmen, da die dringlichsten Dienstgeschäfte ihn nach Rimini, an die Grenze riefen. Medici hat diese Order nicht geöffnet, denn die Voraussetzung, unter der er es tun sollte, trat nicht ein. Wohl aber erwirkte Garibaldi bei Fanti eine Order vom 19. Oktober, wonach er bei Abwehr eines Angriffs päpstlicher Truppen nicht nur die Grenze überschreiten, sondern auch einem Aufstande zu Hilfe kommen durfte. Damit waren von den Diktatoren zwar Farini und Cipriani einverstanden, der besonnene Ricasoli aber wußte überhaupt nichts davon, und die Sache wurde um so bedenklicher, als Napoleon in einem alsbald veröffentlichten Brief an Viktor Emanuel vom 20. Oktober auf seine Restaurationspläne und den italienischen Staatenbund zurückkam. So drohte der Konflikt zu einer Krisis für den Bestand der Liga zu werden. Denn als am 28. Oktober Ricasoli, Cipriani und Cadorna, der toscanische Kriegsminister, auf Ciprianis Veranlassung, den sein Kabinettssekretär G. Finali begleitete, in Pratolino, drei Stunden nördlich von Florenz, an der Straße nach Faenza zusammentrafen,*) sprachen sich Cipriani und Cadorna für die Auflösuug der Liga und die Verringerung des Heeres aus, womit zugleich die Verabschiedung Garibaldis und Fantis in unauffälliger und nicht verletzender Weise begründet, und bedenklichen Unternehmungen ein Riegel vorgeschoben worden wäre. Dagegen hielt Ricasoli an der Liga fest, der er allerdings nur Verteidigungszwecke zuwies. Sie blieb also weiter bestehn, und es wurde zugleich beschlossen, um in festere Verhältnisse zu kommen, die Wahl des Prinzen Eugen von Carignan zum Regenten nunmehr vorzunehmen.

Nicht ganz leicht war die Verständigung zwischen Ricasoli und Farini. Am 31. Oktober richtete dieser eine lange Depesche nach Florenz. Rücksichten auf die allgemeine politische Lage seien natürlich geboten, aber die Stellung der drei Regierungen beruhe eben doch auf der nationalen Bewegung, und Garibaldis Bedeutung für diese sei so groß, daß man ihn unter keinen Umständen opfern dürfe; das würde die Liga sprengen. Nicht weniger unentbehrlich sei Fanti. Besondre selbständige Befehle einer einzelnen Regierung an das Oberkommando, wie sie Cipriani gegeben habe, seien natürlich unstatthaft, solche dürften nur von allen drei Regierungen gemeinsam ausgehn. Es sei deshalb zu empfehlen, dem Generalkommando Kommissare aller drei beizugeben, um ein einseitiges Vorgehen zu verhindern. Ricasoli antwortete ausführlich schon am 2. November. Die toscanische Regierung sei mit dem Verhalten beider Generale unzufrieden, denn auch Fantis Anordnungen seien allzusehr auf einen Angriff berechnet gewesen, und doch habe die Liga nur defensive Zwecke. Jede Maßregel darüber hinaus sei gemeinsame Sache der drei Regierungen. Deshalb seien auch die agitatorischen Reden und Proklamationen Garibaldis bedenklich. Freilich sei es nicht möglich, ihn oder Fanti zu entlassen, aber Besonnenheit und Mäßigung sei beiden zu empfehlen. So wurde der Konflikt beigelegt, Garibaldis und Fantis Entlassungsgesuche wurden abgelehnt, nur das des Obersten Medici angenommen. Man wußte ja auch

*) Über diese Konferenz berichtet als Augen- und Ohrenzeuge der jetzige Senator Gaspare Finali in den Ricordi di Luigi Carlo Farini a. a. O. S. 427 und ausführlicher in seiner Besprechung der Lettere e documenti di Ricasoli a. a. O. S. 25 ff.

in den Kreisen der Regierungen recht wohl, wie aus einem langen Berichte Farinis an Cavour (vom 22. November) hervorgeht, daß Garibaldi mit Turin in direkten Beziehungen stehe, von denen die Regierungen nicht unterrichtet waren, und daß er sich gelegentlich auf „einen erhabnen Willen“ (una augusta volontà, nämlich des Königs) berufe, was Farini offen für gefährlich erklärte. Gemäß den Besprechungen von Pratolino wurden nun die Volksvertretungen der verbündeten Staaten berufen, und sie beschlossen am 7. November einmütig die Regentschaft dem Prinzen von Carignan anzubieten, und zwar mit geheimer Zustimmung des Königs. Infolgedessen trat Cipriani, dessen Stellung ohnehin erschüttert war, weil er die romagnolischen Verhältnisse zu wenig kannte, zurück und wurde durch Farini ersetzt, der nun für alle drei Länder eine gemeinsame Regierung in Bologna einsetzte. Aber wenig Tage später, am 9. November, erklärte sich Napoleon aufs bestimmteste gegen die Erhebung des Prinzen, da sie die Zukunft Mittelitaliens gefährde, und am 10. November kam der Friede von Zürich auf Grund des Vertrags von Villafranca zustande. Er bestand aus drei gesonderten Verträgen. Den ersten schlossen Frankreich und Österreich, den zweiten Frankreich und Piemont, den dritten alle drei Mächte gemeinsam. Damit war also auch die Wiederherstellung der alten Verhältnisse in Mittelitalien und die Gründung eines italienischen Staatenbundes in Aussicht genommen, doch sollte über das Nähere erst ein europäischer Kongreß befinden. Viktor Emanuel weigerte sich allerdings rundweg, den Artikel über die Wiederherstellung der alten Regierungen anzunehmen, aber der Prinz von Carignan mußte am 14. November die Regentschaft ablehnen.

In denselben Tagen stellte Garibaldi trotz alledem das Schicksal des Landes auf die Schneide des Schwerts, tief erregt durch den Frieden von Zürich und das wiederholte hindernde Eingreifen Napoleons. Man suchte ihn auch jetzt noch zurückzuhalten, und bei einer Beratung in Modena, an der Farini, Fanti, La Farina, der Vorsitzende des Nationalvereins, und der königliche Flügeladjutant Solaroli teilnahmen, ließ sich Garibaldi überzeugen, daß augenblicklich eine Erhebung in den Marken keine Aussicht auf Erfolg habe, und reiste nach seinem Hauptquartier Bologna zurück. Kaum war er dort eingetroffen, so telegraphierte er an Fanti, er marschiere ab, da der Aufstand in den Marken wirklich ausgebrochen sei, was übrigens tatsächlich gar nicht der Fall war. Wirklich begab er sich an die Grenze der Marken, doch gelang es hier den inständigen Bitten des Obersten Vincenzo Malenchini, ihn aufzuhalten, und er kehrte nach Bologna zurück, um die Hindernisse seines Vorhabens wegzuräumen. Dort hatte er eine heftige Szene mit Farini, der ihm bestimmt entgegentrat, und auch Fanti fuhr scharf dazwischen, sandte seine Offiziere nach allen Richtungen aus mit dem strengen Befehl an die Truppen, die begonnenen Bewegungen einzustellen und in ihre Garnisonen zurückzukehren. Sie gehorchten sofort, aber Garibaldi fühlte sich so verletzt, daß er um den Abschied einkam. Da wandte der König ein ihm diesem ehrlichen Hitzkopf gegenüber nie versagendes Mittel an: er berief ihn zu sich und hatte mit ihm am 16. November eine lange persönliche Unterredung. Der General, der immer das Vaterland hoch über seine persönlichen Interessen setzte, verzichtete auf sein mittelitalienisches Kommando und versprach sogar,

nach Caprera zurückzukehren. Schließlich blieb er doch nach dem Wunsche des Königs auf dem Festlande und übernahm den Oberbefehl über die lombardische Nationalgarde.

Inzwischen wurde doch noch der Versuch gemacht, eine gemeinsame Regierung für Mittelitalien einzusetzen. Aber der Plan, Buoncompagni zum Regenten zu ernennen, stieß auf den scharfen Widerspruch Ricasolis. „Entweder der Prinz oder nichts," sagte er. Denn die Regentschaft eines savoyischen Prinzen hätte den Entschluß, Mittelitalien mit Piemont zu vereinigen, vor aller Welt bekundet, die Erhebung Buoncompagnis ließ auch die Möglichkeit eines selbständigen mittelitalienischen Staats offen; denn, meinte Ricasoli, wenn der erst da sei, dann werde sich ein König für ihn schon finden. Trotzdem nahm Buoncompagni nach einem Abkommen mit der piemontesischen Regierung, das den beiden Diktatoren ihre bisherige Machtvollkommenheit verbürgte, im Dezember unter dem Titel eines Generalgouverneurs seinen Sitz in Florenz, aber ohne eine wirkliche Gewalt auszuüben, mehr als vermittelnder Vertrauensmann der beiden Regierungen und ihrer gemeinsamen Beziehungen zu Piemont.

Die Liga aber schritt ebenso ruhig über den Frieden von Zürich hinweg, wie über den Vertrag von Villafranca, die Frist benutzend, die ihr die Verweisung der mittelitalienischen Frage an einen europäischen Kongreß gewährt hatte. Dabei verfuhren die beiden Regierungen ganz verschieden. Farini führte in stürmischer Eile die Verfassung und die Gesetzgebung von Piemont ein, stellte Posten und Telegraphen unter die königliche Direktion in Turin und hob die Zollgrenzen auf. Am 1. Januar 1860 endlich konstituierten sich die drei Landschaften als ein Ganzes unter dem Namen der königlichen Provinzen der Emilia. Ricasoli dagegen, der einen einheitlichen und ansehnlichen Staat regierte, ließ bedachtsam zwar die Münzen mit dem Bilde Viktor Emanuels als des rè eletto schlagen, aber die bisherigen Einrichtungen soweit wie möglich bestehn, sodaß er sich sogar den unverdienten Vorwurf eines Partikularisten zuzog, und er wies jede innere Annäherung an die Emilia zurück, denn er wollte alles vermeiden, was einem mittelitalienischen Einheitsstaat auch nur von weitem ähnlich sähe und also sein fest im Auge behaltnes Ziel, die Vereinigung mit Piemont, gefährden könnte.

Diese Entschlossenheit verfehlte auch außerhalb Italiens ihren Eindruck nicht. Die öffentliche Meinung begann umzuschlagen, vor allem in Frankreich. Wesentlich trug dazu bei eine geistvolle Flugschrift Massimo d'Azeglios, die im Dezember erschien: De la politique et du droit chrétien au point de vue de la question italienne. Nachdem er darin grundsätzlich das natürliche Recht der Nationen verteidigt hatte, wandte er diese Prinzipien auf Italien an, vor allem auf die weltliche Macht des Papsttums, forderte also das Recht der Selbstbestimmung für die Italiener, auch für die Romagnolen. Auf Napoleon wirkte diese Lehre um so stärker, als sie den bonapartischen Anschauungen von der Volkssouveränität entsprach. Er gab das ohne Zögern kund, denn am 24. Dezember erschien auf seine Veranlassung La Guerrionères Schrift: Le pape et le congrès, die ausführte, der Papst bedürfe zur Ausübung seiner geistlichen Macht keines ausgedehnten Territoriums, sondern nur des Patri-

moniums Petri. Am 30. Dezember forderte ein kaiserlicher Brief den Papst rundweg auf, er möge auf die abgefallnen Provinzen verzichten. Pius der Neunte antwortete schroff ablehnend, aber inzwischen hatte sich die Wendung in Frankreich vollends vollzogen. Am 4. Januar 1860 trat Graf Walewski zurück, und L. Thouvenel, der bisherige Botschafter in Konstantinopel, übernahm das Auswärtige Amt.

Das führte auch Cavour am 16. Januar ins Ministerium zurück, und damit war die mittelitalienische Frage, so weit es auf Piemont ankam, entschieden. Sein Rundschreiben an die piemontesischen Gesandten vom 27. Januar erklärte offen, die Annexion Mittelitaliens sei die einzig mögliche Lösung. Noch wollte Napoleon nicht so weit gehn. Am 24. Februar verlangte Thouvenel die Wiedereinsetzung des Großherzogs von Toscana und ein weltliches Vikariat für die Romagna, und da beides doch unausführbar schien, so forderte der Kaiser noch im März wenigstens die Autonomie Toscanas. Wenn er aber das Prinzip des Selbstbestimmungsrechts der Völker anerkannt hatte, so konnte er doch dem Willen der Toscaner seine Anerkennung nicht verweigern und durfte es einem europäischen Kongreß nicht überlassen, ihnen eine Ordnung aufzuzwingen, die sie aufs bestimmteste verwarfen. Zudem hatte er sich in seinen eignen Netzen verstrickt. Denn die schon zu Plombières im Juli 1858 in Aussicht genommne Erwerbung von Savoyen und Nizza, die der Kaiser seinem unruhigen und ehrgeizigen Volke nicht länger vorenthalten konnte, der Vertrag von Villafranca aber vereitelt hatte, weil er für Piemont die Gegenleistung, die Erwerbung von Venezien, Parma und Modena nicht gewährt hatte, war jetzt nur noch möglich, wenn ganz Mittelitalien dem Hause Savoyen zufiel, und das war auf einem Kongreß nicht zu erreichen. Also fiel auch der Kongreß, und die italienischen Patrioten gewannen endlich freie Bahn.

Sofort benutzten sie die Gunst der Umstände. Schon am 1. März schrieben Ricasoli und Farini auf Anregung Cavours das Plebiszit über die Frage aus, ob Mittelitalien hinfort einen selbständigen Staat bilden oder sich an Piemont anschließen wolle, und mit erdrückender Mehrheit, in Toscana mit 366000 gegen 15000, in der Emilia mit 426000 gegen 750 Stimmen wurde am 15. März die Annexion genehmigt. Wie wenig dabei von einem Drucke die Rede war, das zeigt u. a. die Tatsache, daß sich in zwei kleinen Gemeinden des obern Arnotals die große Mehrheit gegen die Annexion aussprach. Noch um die Mitternacht des 15. März proklamierte der toscanische Justizminister dal Poggi vom Balkon des Palazzo vecchio herab einer unzählbaren Volksmenge, die die Piazza della Signoria füllte, das Ergebnis. Am 18. März überbrachte Farini, am 22. März Ricasoli dem König das Resultat der Abstimmung. Dieser nahm es jetzt ohne Vorbehalt an und übernahm am 25. März die Regierung Mittelitaliens. Die beiden Diktatoren legten ihr Amt nieder, Farini, indem er eine ihm von den Provinzialräten der Emilia angebotne Jahresrente von 30000 Lire mit den Worten zurückwies: „Laßt mir den Ruhm, arm zu sterben.“ Er begleitete im Herbst 1860 den König nach Neapel und wurde dort sein Generalstatthalter; später, im Dezember 1862, übernahm er das Ministerpräsidium, mußte sich aber schon im März 1863 wegen eines

Gehirnleidens zurückziehn und starb am 1. August 1866, noch nicht 54 Jahre alt. Mit Recht hatte er ein paar Jahre früher resigniert gesagt: „Cavour, ich und alle, die wir Italien gemacht haben, werden schnell sterben. Italien hat uns abgenutzt“ (l'Italia ci ha logorati). Auf Ricasoli traf das allerdings nicht zu, er starb erst 1880, nachdem er mehrmals Ministerpräsident des Königreichs Italien gewesen war und die Vollendung der italienischen Einheit erlebt hatte.

Den Preis für Mittelitalien zahlte der König an Napoleon durch den Vertrag vom 24. März, indem er ihm Savoyen und Nizza abtrat, aber er gewann damit auch wieder einen festen Rückhalt an ihm und sicherte das Ergebnis langer Mühen. Am 2. April wurde in Turin das „nationale Parlament“ mit den Abgeordneten der Lombardei und Mittelitaliens eröffnet, am 15. die Einverleibung Parmas, Modenas, der Romagna und Toscanas feierlich proklamiert. Tags darauf, am 16. April, hielt König Viktor Emanuel seinen Einzug in Florenz, während alle Glocken von den alten Kirchen der Arnostadt läuteten, und die Fahnen in den festlich heitern Farben des jungen italienischen Reichs von den altersbraunen Zinnenmauern des Palazzo vecchio wehten. So stellt die Szene ein Wandgemälde in dem Hauptsaale des stolzen Rathauses von Siena eindrucksvoll dar, und welchem Italiener sollte nicht das Herz höher schlagen, wenn er die Reihenfolge dieser vier Bilder betrachtet, die ihn von der demütigenden Zusammenkunft des jungen Königs mit dem k. k. Feldmarschall Radetzky am Tage nach der Niederlage von Novara, 24. März 1849, bis zu dem Moment führen, wo Garibaldi ihn am 26. Oktober 1860 am Volturno als „König von Italien“ begrüßt! Die mittelitalienische Liga hatte ihr Werk vollendet, sie hatte mit Entschlossenheit, Klugheit und Mäßigung, unterstützt von einer merkwürdigen und für immer ruhmwürdigen politischen Reife dieses Volks, jede Wiederherstellung der alten Zustände abgewehrt und diese Provinzen durch alle Schwierigkeiten hindurchgesteuert bis zu dem von Anfang an festgehaltnen Ziele, der Vereinigung mit Piemont. Erst dadurch ist die Gründung des Königreichs Italien ermöglicht worden. „Toscana hat Italien gemacht,“ so schrieb im März 1860 voll berechtigten Selbstbewußtseins Ricasoli.

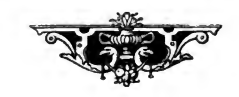
Es war die höchste Zeit, daß dieser Abschluß des Frühjahrs 1860 herbeigeführt wurde, denn schon drohte ein neuer Reaktionsversuch von Rom und von Neapel her, den Österreich jedenfalls unterstützt haben würde, und der ebensowohl die rasche Annexion Mittelitaliens wie den Angriff Garibaldis auf Sizilien im Mai 1860 und den Einbruch der Piemontesen in die Marken und in Umbrien im September desselben Jahres als offensiv geführte Verteidigung des Errungnen rechtfertigt. Am 1. April 1860 übernahm der französische Legitimist General Lamoricière, ein Todfeind Napoleons des Dritten, den Oberbefehl über das neu zu bildende päpstliche Heer, und auf österreichischen Dampfern strömten von Triest aus eifrige Katholiken und Abenteurer aller Länder nach Ancona hinüber unter die päpstlichen Fahnen. In den Abruzzen stand schon seit dem Herbste der Kern des 100000 Mann starken neapolitanischen Heeres unter General G. S. Pianelli marschbereit, um in den Kirchenstaat einzurücken, auch Spanien wurde um seinen Beistand angegangen, und mit Österreich hatte Lamoricière schon vor dem Antritt seines Kommandos in persönlicher Verhandlung

zu Wien ein Einverständnis angeknüpft. Der Plan war, zunächst die Piemontesen aus der Romagna hinauszuwerfen: dann sollte Österreich zu Hilfe kommen, und der Krieg der katholischen Liga auf der ganzen Linie und unter günstigern Bedingungen als 1859 eröffnet werden. Garibaldi hatte also gar nicht so Unrecht gehabt, als er schon im Herbst 1859 in die Marken einbrechen wollte, nur in der Wahl des Zeitpunkts hatte er sich damals vergriffen. Deutlich genug sagte der erste Tagesbefehl Lamoricières: „Die Revolution bedroht heute Europa wie einst der Islam, und heute wie einst ist die Sache des Papstes die Sache der Zivilisation und der Freiheit der Welt." Mit wie verzweifelten Mitteln zu rechnen die Regierung Viktor Emanuels noch in dem Augenblick entschlossen war, wo ihre eignen Heersäulen sich anschickten, die päpstliche Grenze zu überschreiten, und Garibaldi schon in Neapel stand, beweist die Tatsache, daß sie damals im geheimen mit Ludwig Kossuth, der selbst in Turin erschienen war, über eine Insurgierung Ungarns verhandelte. Ein merkwürdiger Brief des magyarischen Agitators an Garibaldi vom 14. September sollte diesen für den Plan gewinnen.*) Bekanntlich ist derselbe Gedanke der Landung eines Garibaldischen Korps in Dalmatien noch 1866 in den Kreis der Erwägungen gezogen worden. Auch vom Standpunkte dieser Verwicklungen aus betrachtet tritt die Bedeutung der mittelitalienischen Erhebung und der mittelitalienischen Liga klar hervor, denn eben diese Länder boten die Basis für das Vorgehen gegen den Kirchenstaat und das Eingreifen der königlichen Truppen in Süditalien, das dieses Land der republikanischen Aktionspartei entwand und der Monarchie des Hauses Savoyen sicherte.

Dem Deutschen drängt sich bei der Betrachtung dieser Dinge unwillkürlich die Vergleichung zwischen der italienischen und der deutschen Einheitsbewegung auf. Unzweifelhaft war die Aufgabe der Italiener in mancher Beziehung viel schwerer als die der Deutschen. Für Deutschland gab es wenigstens den Schatten einer Gesamtverfassung im Deutschen Bunde, es war niemals nur ein geographischer Begriff. Italien war nichts weiter als das, kein auch nur scheinbares Band umschlang seine sieben souveränen Staaten. Ferner war das außerösterreichische Deutschland bis auf einige Küstenstriche längst eine wirtschaftliche Einheit, und ein sich rasch verdichtendes Eisenbahnnetz setzte alle Teile miteinander in den regsten Verkehr. Italien war von Zollgrenzen zerrissen und hatte größere Eisenbahnlinien nur im Norden. Die deutschen Staaten waren ferner längst zu konstitutionellen Verfassungen übergegangen, in Italien war der alte Absolutismus nach 1849 überall wiederhergestellt worden, außer in Piemont. Ein großer Teil der Halbinsel stand direkt unter österreichischer Fremdherrschaft, ein andrer unter fremden Dynastien, und der Kirchenstaat konnte nur im Interesse der römischen Weltkirche, niemals in nationalitalienischem Interesse regiert werden. In Deutschland waren die Kirchenstaaten längst verschwunden, die Fürstengeschlechter alle einheimisch und durch eine Geschichte von Jahrhunderten mit ihren Gebieten fest verwachsen. Österreich aber erschien nicht eigentlich als eine fremde Macht, da es so starke deutsche Bestandteile umfaßte und aus einer deutschen Grenzmark hervorgegangen war; auch trat sein Einfluß äußerlich wenig hervor

*) Jüngst veröffentlicht in der Nuova Antologia vom 16. Dezember 1902.

und wirkte nachteilig nur insofern, als es an einer bundesstaatlichen Verfassung niemals teilnehmen konnte und doch seine „historische Stellung" in Deutschland nicht aufgeben wollte. Endlich bestand in Deutschland schon eine rein deutsche Großmacht, an die sich das mittel- und kleinstaatliche Deutschland nur anzugliedern brauchte; in Italien war der einzige Staat, der eine nationalitalienische Politik verfolgen konnte, Piemont, ein Mittelstaat, und nur mit fremder Hilfe imstande, diese ihrem Ziele zuzuführen. Aber aus so vielen Nachteilen ergaben sich für die Italiener wiederum auch manche Vorteile. Ihre Ziele standen ihnen von Anfang an klarer vor Augen als den Deutschen, und sie waren mannigfaltiger, zwangen also zu stärkster Anspannung mannigfaltiger Kräfte: Befreiung von der Fremdherrschaft, Anschluß an Piemont, Herstellung des Konstitutionalismus. Die Deutschen sahen in Österreich kaum einen fremden Staat, sie widerstrebten vielfach aufs heftigste dem Anschluß an Preußen, und konstitutionelle Verfassungen hatten sie längst. Verhängnisvoll wirkte dabei besonders der Verfassungskonflikt in Preußen, der die deutschen Liberalen an Preußen irre machte, während Piemont gerade durch seine liberale Verfassung und Politik die Sympathien und das Vertrauen der Italiener gewann. Daß die liberale Partei in Preußen selbst diesen Konflikt verschuldete, indem sie in doktrinärer Rechthaberei der Krone das versagte, was diese für ihre deutsche Politik brauchte, das wollte sie nicht sehen, und gerade darin zeigte sie eine bedauerliche politische Unreife im Vergleich mit den Italienern. Aus alledem ergab sich ein ganz verschiedner Gang und ein ganz verschiednes Ergebnis der deutschen und der italienischen Bewegung. In Italien gingen kriegerische Unternehmungen und eine mächtige Volkserhebung nebeneinander her und arbeiteten einander in die Hände; in Deutschland mußte Preußen der im Grunde partikularistischen öffentlichen Meinung die Grundlagen seiner Einheit mit Waffengewalt aufzwingen. Es mag dahingestellt bleiben, ob eine entschlossenere und klarere Haltung der Liberalen den Bürgerkrieg von 1866 hätte verhindern können, indem sie ihre Regierungen zur Annahme des preußischen Bundesreformentwurfs drängten; das aber wird man nicht bestreiten können, daß ein fester Entschluß der süddeutschen Staaten, sich sofort nach der Entscheidung von 1866 dem preußischen Bundesstaate anzuschließen, seine Vollendung beschleunigt und die französische Intervention abgewehrt hätte. Mit einem Worte: in Deutschland lagen die Bedingungen für die Einigung an sich viel günstiger als in Italien, aber an politischer Reife und an Klarheit des Strebens waren die Italiener den Deutschen weit überlegen. Weil die Schwierigkeiten und die Übelstände im Süden der Alpen weitaus stärker waren als im Norden, wurde die Einheitsbewegung notwendig auch viel radikaler, sie führte geradeswegs zum Einheitsstaat; weil in Deutschland die Dynastien sich immer als deutsche gefühlt und für ihre Länder sehr viel mehr geleistet hatten als die italienischen Fürsten, so war hier das Ergebnis der monarchische Bundesstaat.





Ein Versuch darwinischer Geschichtsphilosophie

Wilhelm Bölsche ist der Dichter des Darwinismus. Die von den Biologen entdeckten Zusammenhänge zwischen den verschiednen Arten von Organismen entzücken ihn nicht weniger als die Schönheit der Formen von Tieren und Pflanzen und das „Liebesleben in der Natur.“ Er singt diesen Schönheiten, die auch wir lieben und bewundern, begeisterte Prosahymnen, die wir mit Genuß lesen, soweit sie sich als Schilderungen und Dithyramben geben. Aber wir sehen uns genötigt, die Harmonie durch kritischen Einspruch zu stören, so oft der Dichter die Rolle des exakten Naturforschers zu spielen versucht oder gar Geschichtsphilosoph sein will. Eine Abhandlung in Nummer 208 und 209 der Frankfurter Zeitung, die die Entstehung des Bienenstaats erzählt, überschreibt er: Die Geschichtsphilosophie des Bienenstaates. Wir haben uns wiederholt, zuletzt bei der politischen Anthropologie von Woltmann, gegen den Versuch einer rein biologischen Erklärung aller menschlichen Dinge erklärt und werden zu solchen Protesten wohl noch öfter Anlaß haben; nicht minder entschieden jedoch müssen wir die Zumutung zurückweisen, das menschliche Seelen- und Geistesleben schon in den niedern Tieren anerkennen zu sollen.

Bölsche berichtet als das Ergebnis der Forschungen zweier Entomologen: Hermann Müller und H. von Büttel-Reepen, folgendes. Die Grabwespe, die wie alle bienenartigen Insekten von Blütennektar und Blütenstaub lebt, versorgt ihre Brut mit Fleischnahrung, indem sie Spinnen betäubt, in eine Grube schleppt, ihr Ei dazu legt und die Grube verschließt. Die ausgekrochne Made frißt die noch lebenden Spinnen. Auf der nächsten der zu unsrer Hausbiene führenden Entwicklungsstufen legt das Tier, das nun Einsiedlerbiene heißt, statt der Spinnen den ausgespieenen Überschuß seiner Nektarnahrung in die zur Aufnahme der Eier bestimmten Löcher. Ein weiterer Fortschritt besteht darin, daß das Insekt nicht ein einzelnes Loch gräbt, sondern eine Reihe oder Gruppe von Zellen anlegt, sodaß die ausgekrochne Brut nach vollendeter Entwicklung eine Kolonie, einen kleinen Familienstaat bildet. Es kommt auch vor, daß sich Einsiedlerbienen rein zufällig nebeneinander ansiedeln, sich zur Abwehr von Feinden vereinigen und sogar gemeinsam schwärmen. Dieser Ansatz zu einer Gesellschaftsbildung, die nicht auf der gemeinsamen Abstammung, sondern auf dem gemeinsamen Bedürfnisse und Interesse Nichtverwandter beruht, hat sich jedoch nicht weiter entwickelt. Die Entwicklung schreitet vielmehr im Gebiete des Geschlechtslebens fort. Die ursprüngliche Einsiedlerbiene lernt ihre ausgekrochne Brut nicht kennen; nachdem sie in die mit Nahrung gefüllte Zelle das Ei gelegt und die Öffnung verschlossen hat, fliegt sie fort. Eine Biene andrer Art, eine von denen, die zusammenhängende Reihen und Gruppen von Zellen anlegen, tritt

in Beziehung zu der schon lebenden Brut: sie fliegt nach vollendetem Legegeschäft nicht fort, sondern bleibt zurück, bewacht die Zellenanlage, öffnet die verschlossenen Zellen und ergänzt den von den ausgekrochnen Maden schon zum Teil verzehrten Nahrungsvorrat. In die weitere Entwicklung greift die vielen Insektenarten eigne Gabe der Parthenogenesis ein; bekanntlich kriechen aus den unbefruchteten Eiern männliche, aus den befruchteten weibliche Individuen aus. Das Hummelweibchen, das auch schon Wachs bereitet, begründet mit Hilfe dieser Gabe einen Familienstaat, wo Arbeitteilung eingeführt ist. Aus den nach der Begründung der Kolonie zuerst gelegten und darum befruchteten Eiern kriechen Weibchen aus, Weibchen aber, die nicht wegschwärmen, um jede als Mutter neue Brutstätten anzulegen, sondern die bei der Mutter bleiben und ihr bei der Brutpflege helfen. Diese Pflegerinnen sind kleiner als die Muttertiere. Außer den Pflegerinnen kriechen auch Weibchen aus, die sich begatten lassen, und später dann die zu ihrer Begattung nötigen Männchen, die Drohnen. Während ursprünglich zuerst der Nahrungsvorrat aufgespeichert und dann das Ei gelegt wurde, werden jetzt zuerst die Zellen gebaut, dann die Eier gelegt, und zwar sowohl von der ursprünglichen Mutter wie von den unbefruchteten Arbeiterinnen (die natürlich nur Drohneneier legen können), und erst den ausgekrochnen Maden wird Nahrung zugetragen. So ist der Bienenstaat fertig, aber ein Staat, der nur einen Sommer lang besteht. Die Stammmutter, die Arbeiterinnen und die Drohnen sterben, nur die befruchteten Weibchen überwintern, jede einzeln, und begründen, ebenfalls jede einzeln, im nächsten Frühjahr neue Kolonien. Bei der stachellosen Tropenbiene überwintert mit dem befruchteten Weibchen zusammen auch eine Generation von Arbeiterinnen, also ein ganzer, freilich verstümmelter Familienstaat. Die Mutterbiene ist dadurch von Anfang an aller Arbeit überhoben und das geworden, was unsre Bienenkönigin ist: ausschließlich Eierlegerin. Sie wird, den Gefahren und Mühen des Arbeiterlebens entrückt, langlebiger, bringt es zuletzt auf die Lebensdauer von fünf Jahren, und es tritt der weitere Fortschritt ein, daß sich die Bienenvölker durch das Ausschwärmen der alten Königinnen in jedem Sommer vervielfältigen. Die Königin übernimmt jetzt auch die Produktion der Drohneneier allein, die Arbeiterinnen aber sind nun nicht mehr bloß Weibchen, die auf das Fortpflanzungsgeschäft verzichten, sondern zu diesem anatomisch unfähig. Die Männchen endlich, die auf den Übergangsstufen noch mit gearbeitet haben, sind jetzt ganz und gar das, was man unter Drohnen versteht, wenn man das Wort auf menschliche Verhältnisse überträgt.

Wir können nicht dafür stehen, ob es uns gelungen ist, in diesem kurzen Auszuge die geschilderten Vorgänge vollkommen genau und fehlerlos wiederzugeben. Noch weniger haben wir ein Urteil darüber, ob sich die Entwicklung tatsächlich auf dem von Bölsche beschriebnen Wege vollzogen hat, ob z. B. die Hummel und die stachellose Biene als Ahnen unsrer Hausbiene angesehen werden dürfen und müssen. Im zweiten Falle wäre es sonderbar, daß das Tier auf einer gewissen Stufe den Stachel verloren und auf der nächsten ihn wiederbekommen hätte. Bölsche will übrigens nicht behaupten, „daß die Einzelformen, die uns heute noch das große Stufenbild spiegeln, alle echte Ableger

der Durchgangsphasen selbst“ seien. Uns ist es nur um einige Wendungen des Verfassers zu tun, denen wir entgegentreten müssen. Nicht seiner Darstellungsweise an sich. Er löst die angenommene Entwicklung in eine Kette von kleinen reizenden sozialen und Liebesromanen auf; das ist sowohl schön als auch nützlich; das zweite darum, weil so auf die angenehmste und hierdurch wirksamste Weise Belehrung verbreitet wird. Aber in die poetische Erzählung fließen Bemerkungen ein, die — nach der bekannten Praxis der Darwinianer — die Vorstellung erwecken sollen, als ob die hergestellte Reihenfolge der Stufen (die richtige Angabe der Stufen selbst wie die tatsächliche Entwicklung einer aus der andern vorausgesetzt) schon die Erklärung des Hergangs wäre, sodaß wir diesen ebenso begreiflich finden müßten, wie etwa die Entwicklung der heutigen vielgestaltigen Dampfmaschine aus der von Denis Papin. Was man klar und erklärt nennt, dafür scheint allerdings Bölsche die konstruierte Entwicklung noch nicht zu halten, denn von einem Geheimnis spricht auch er noch. „Es ist ein Triumph zugleich historisch-denkender Zoologie und allgemeiner Naturauffassung, für die einmal wieder an markanter Stelle eine geschlossene Kette von Vorgängen dem alten groben Wunder- und Rätselbegriff entrückt und dafür dem so unendlich tiefern »Naturgeheimnis« gewonnen ist.“ Den Triumph erkennen wir den Forschern rückhaltlos zu dafür, daß sie uns die Naturvorgänge bis ins mikroskopisch Kleine hinein kennen lehren samt den Ähnlichkeiten, Stufenfolgen und Übergängen, die die Vermutung eines historischen Zusammenhangs rechtfertigen. Aber zwischen dem alten groben Wunder und dem modernen Naturgeheimnis vermögen wir keinen Unterschied zu erkennen, höchstens daß das zweite nebelhafter ist als das erste. An Tiefe läßt auch dieses nichts zu wünschen übrig, denn es ist so tief wie die Gottheit, d. h. unendlich tief. Die Grabwespe für sich allein bleibt schon ein unergründliches Wunder, über das sich der Denkende mehr wundert als über alle biblischen Wunder. Welche geheimnisvolle Macht kann dieses Tierchen zu seinem wunderlichen und dabei höchst zweckmäßigen Verfahren bringen, und wie stellt es diese Macht an, die Sinne, Nerven und Muskeln zu veranlassen, für diesen Zweck zusammenzuwirken? Daß bewußte Überlegung des Tierchens, das von seinen zukünftigen, zunächst madenförmigen Nachkommen nichts weiß, sie nicht kennt, sich nicht um sie kümmert, dabei mitwirken könnte, auf diesen unbeschreiblich törichten Gedanken ist doch wohl noch kein Denker verfallen. Und welche Art von Naturzüchtung, Vererbung, Anpassung, welche Art äußern Zwangs oder äußerer Lockung könnte die Gewohnheit solchen Handelns auf darwinischen Wegen erzeugt haben? Wir haben keine Vorstellung davon und richten die Frage an die Naturgelehrten, ob uns vielleicht einer von ihnen den Vorgang durch Beschreibung vorstellbar machen kann? Vorläufig ist und bleibt er ein reines Wunder sans phrase, ein Wunder, das sich seit Jahrtausenden alljährlich in viel tausend Fällen wiederholt. Das Wunder wird noch wunderbarer durch den Umstand, daß die Wespe, um die verhältnismäßig große Spinne wegschleppen zu können, sie widerstandsunfähig macht, ohne sie zu töten — und zur Speise für die Made zubereitet „durch einen Stich in ihr Nervenzentrum“!

Die Grabwespe kennt das Nervenzentrum der Spinne, das die Gelehrten,

wenn wir nicht irren, erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts entdeckt haben! Und nun das andre Wunder! Die Biene, die, mit Bölsche zu reden, nicht mehr bloß für sich, sondern auch für ihre Brut Vegetarianerin ist und diese mit Honig ernährt! Auch wir genießen Zucker und zuckerhaltige Fruchtsäfte, aber in unserm Munde, in unserm Magen wird alles andre, nur kein Honig daraus. Bei allen andern Tieren ist dasselbe der Fall, nur eben bei den Bienen nicht. Welcher auf darwinische Weise vorstellbar zu machende Prozeß (gewisse Prozesse der Umbildung von Körperformen und Organen lassen sich einigermaßen vorstellbar machen) kann diese Fähigkeit, eine solche chemische Veränderung hervorzubringen, den innern Organen des Tierchens verliehen haben? Und was kann die Tierchen getrieben haben, den süßen Saft in die Brutlöcher zu spucken? Haben vielleicht die Maden selbst dazu gereizt, indem sie sich an den Mund der Mutter gedrängt und die etwa daran hängen gebliebne Süßigkeit geleckt haben? Aber man sagt uns ja ausdrücklich, daß die neue Speise zuerst nicht den schon lebenden Maden gereicht, sondern für die noch nicht ausgekrochnen hinterlegt worden ist. Und wie kämen Maden, die die Natur für Fleischkost eingerichtet hatte, dazu, sich auf einmal nach Süßigkeiten zu sehnen? Jede Tierart bleibt bei der Kost, auf die sie angewiesen ist, und die niedrigsten Tiere, zu denen doch wohl die Maden gehören, sind am wenigsten fähig, ihre Ernährungsweise zu ändern; sie verhungern, wenn ihnen die für sie bestimmte, immer eng begrenzte Art von Speise: das Blatt einer gewissen Pflanze, der Leib eines gewissen Tieres, ausgeht. Auch dürfen wir uns nicht der — übrigens nicht mehr darwinischen — Vorstellung hingeben, als habe Teleologie in der Weise eingegriffen, daß den Maden durch die wohlschmeckendere Speise ein höheres Wohlbefinden verschafft worden sei. Nur die höhern Tiere, die mehrerlei Kost zu genießen vermögen, empfinden einen Unterschied des Wohlgeschmacks, und nur das höchste Tier, der Mensch, hat eine große Auswahl und kommt sogar in die Lage, daß er von Speisen leben muß und — kann, die ihm widerstehn. Dagegen ist die dumpfe angenehme Empfindung, die wir als Wirkung der Befriedigung von Bedürfnissen bei den niedern Tieren voraussetzen müssen, bei der honigsaugenden Bienenmade weder eine andre noch eine intensivere als bei der Spinnenfleisch fressenden Wespenmade. Nur einen Gedanken gibt es, der — das Wunder zwar nicht erklärt, aber wenigstens einen Lichtstrahl darauf wirft. Wenn es Gottes Absicht war, dem Menschen die süße reine Honigspeise und den edeln, reinen, wohlriechenden Leuchtstoff, das Wachs, bereiten zu lassen, dann verstehn wir wenigstens, daß es einen Sinn hatte, in Insektenhirnen, Mäulern und Mägen solche Wunder vorgehn zu lassen.

So liefert uns also die Naturforschung gleich am Anfange der gemutmaßten Entwicklung zwei Wunder von unergründlicher Tiefe, und zwischen beiden eine Kluft, über die keine Brücke führt, denn es ist nun einmal kein mechanischer Stoß — was sich nicht auf mechanische Stöße zurückführen läßt, ist nicht echt darwinisch — und kein System solcher Stöße denkbar, der oder das die Spinnenräuberin in eine Honigbereiterin und Honigspuckerin verwandelt haben könnte. Die beiden stehn im Grunde genommen so weit voneinander

ab, wie das Urtier vom Menschen, nämlich unendlich weit. Daß eine Wespe, die mit den Fingern gepackt wird, den eben genossenen Saft und Blütenstaub ausspeit, bedeutet keinen Übergang, denn angenommen, es kämen in der Natur solche Fälle äußern Druckes vor, so würden diese die Wespe noch nicht bestimmen, gerade in das Brutloch zu speien und dafür den Spinnenraub zu unterlassen. Übrigens ist solcher ausgespieener Nektar noch kein Honig; dieser wird, wie uns das Konversationslexikon belehrt, erst im Bienenmagen durch eine chemische Verwandlung daraus, und bekanntlich verwandelt dieser Magen auch Zucker in Honig. Bölsche berechnet die Arbeitersparnis, die dem Tier aus der Änderung seiner Brutpflegesitten erwächst; an Spinnenfleisch habe es das sechsfache, an Blütensaft nur das doppelte oder dreifache seines Körpergewichts an die Brutstätte zu tragen. Das ist eine hübsche Analogie zu den Fortschritten der menschlichen Mechanik, aber für mehr will es doch wohl Bölsche selbst nicht gehalten wissen. Ein Mann von Verstand und Geschmack kann auch nicht einen Augenblick der Wespe eine Berechnung zutrauen, die den Menschen erst im neunzehnten Jahrhundert geläufig geworden ist.

Sind wir über die Kluft, die auch nicht mit Hilfe der beliebten Jahrmillionen ausgefüllt werden kann, hinübergesprungen und bei den Hummeln und Bienen angelangt, so häufen sich die Wunder. Zwar die Parthenogenesis an sich regt uns deswegen noch nicht auf, weil jede Genesis mit allem, was daran hängt: Vererbung, Variation, Artbildung, das Wunder aller Wunder ist. Aber wenn wir daran denken, daß die Königin, dieses armselige Würmchen, das außer auf seinem Hochzeitsfluge nie aus dem dunkeln Stock herauskommt und in seinem vier- oder fünfjährigen Leben nichts, rein gar nichts erfährt, was geistiges Leben in ihm erzeugen könnte, daß dieses Würmchen die Fähigkeit hat, je nach dem Bedarf des Volks, wie es die Imker nennen, zu ihren Eiern Samen aus der Samentasche beizufügen oder das zu unterlassen, und auf diese Weise die — mit Bölsche zu sprechen — Knaben, Mädchen (Königinnen), Kümmermädchen (Arbeiterinnen) in solcher Zahl zu erzeugen, wie sie das Volk gerade braucht, dann steht uns wirklich der Verstand still. Und daneben die vielen andern Wunder! Der mechanisch-chemische Apparat, der die Arbeiterinnen veranlaßt, Wachs zu bereiten und unter ihren Schuppen auszuschwitzen; die Tragkörbchen an den Füßen der Arbeiterinnen; der Zellenbau mit Berechnung der für jede Art aufzuziehender Stockgenossen nötigen Größe; das Auffüttern von Arbeiterinnen zu Königinnen, wenn der Stock die Königin verloren hat; das Wunder — vom Standpunkte der gewöhnlichen physiologischen Erfahrung ein Wunder —, daß die stärkere Ernährung eine anatomische Veränderung erzeugt, indem ein Tier begattungsfähig wird, das dieses seiner ursprünglichen Anlage nach nicht war — man kommt bei der Betrachtung dieser Dinge aus dem Staunen nicht heraus. Bölsche nennt die Arbeiterinnen Kümmermädchen, weil er sie mit solchen erstgebornen Menschentöchtern vergleicht, die der Mutter bei der Pflege der jüngern Geschwister helfen, darüber nicht allein alle Vergnügen versäumen, sondern auch den Trieb der Geschlechtsliebe verkümmern lassen und bei einseitiger Entwicklung des Muttertriebes wohl selbst leiblich verkümmern. Wiederum eine wunderschöne Analogie, die aber natürlich streng auf die rein äußerliche Erscheinung

beschränkt bleiben muß. Auch nur im entferntesten an das Seelische zu denken, das ja bei den höhern Tieren an sich nicht ausgeschlossen ist, verbietet schon die kurze Lebensdauer der Arbeiterin, die bei den nicht überwinternden Sommerbienen nur sechs Wochen beträgt. Dazu die durch den Trieb erzwungne ganz einseitige, einförmige Lebensweise und Tätigkeit, die alle Erfahrung ausschließt! Das geistige Leben braucht zu seiner Entfaltung Zeit, mannigfache Anregungen und Erfahrungen. Wer aber bei den geschlechtslosen Arbeitbienen die unermeßliche Häufung gewisser Dispositionen durch Vererbung in langen Zeiträumen wirken lassen wollte, könnte mit dem drolligen Patt Bruderschaft machen. Als man diesen fragte, wie es komme, daß er keine Kinder habe, antwortete er: Die Kinderlosigkeit ist in meiner Familie erblich. Wir haben im zweiten Bande des Jahrgangs 1900 der Grenzboten kurz über die Forschungsergebnisse des Bienenzüchters Gerstung berichtet, der wirklich wissenschaftlich verfährt und dadurch zu einer Auffassung gelangt, die die einzelnen Wunder des Bienenstaats sozusagen zu einer Wundersymphonie zusammenschließt. Obwohl jede Biene für sich ein vollkommnes Tierindividuum und mit den Genossen des Stocks nicht verwachsen ist, sich auch selbständig bewegt, sind doch alle Bienen eines Stocks zusammen nur ein einziger Organismus und können ein Tier genannt werden, weil die Zustände der einen Stockgenossen chemische und physiologische Veränderungen in den andern hervorbringen, z. B. die Königin Drohneneier legen kann und muß, so oft die Brutbienen Drohnenfuttersaft produzieren, sodaß jedes Schicksal der einen seiner Glieder durch das ganze Kollektivindividuum hindurchwirkt.

Bölsche schließt: „Ich las einmal, die beiden schwersten Geschichtsprobleme seien die Biene und der Mensch. Das klang so, als wenn unsre Weisheit an beiden ewig scheitern werde. Mir scheint, wir kommen dem einen auf die Spur und auch dem andern.“ O ja, wir kommen beiden auf die Spur, dank den Forschern darwinischer Richtung, nur nicht in ihrem Sinne. In der oben erwähnten Anzeige des Buchs von Gerstung haben wir geschrieben: „Nachdem man den göttlichen Geist und den Menschengeist geleugnet und diesen zu einer Gehirnausschwitzung degradiert hatte, hat man sich genötigt gesehen, zuerst den Insekten, dann den Protisten, den Zellen, zuletzt den Atomen Geist zuzuschreiben, denn der Wille und die Intelligenz, die man im kleinsten wirksam findet, sind doch eben nichts andres als Geist. Und nachdem man die Zweckmäßigkeit des Weltalls für Einbildung, Pfaffengeschwätz und Fabel, alle Erscheinungen aber für das zufällige Ergebnis blind wirkender mechanischer Kräfte erklärt hatte, ist man allmählich auf dem Wege über »die durch Anpassung gewordne Zweckmäßigkeit« und die »Zielstrebigkeit« zur Teleologie zurückgeführt worden. Die Einzelforschung hat in den Organismen eine so ungeheure Fülle der wunderbarsten, vordem nie geahnten Zweckmäßigkeiten, der Beweise einer alle menschliche Intelligenz übersteigenden Weisheit aufgedeckt, daß sich keiner mehr dem Bekenntnisse zu entziehn vermag: Hier waltet planvoll schaffende göttliche Weisheit! Gerstung zeigt, welch haarsträubender Unsinn es ist, mit Ludwig Büchner den Bienenstock als einen sozialdemokratischen Staat und die wunderbaren biologischen Vorgänge des Bienenlebens als Wirkungen einer bewußt und planvoll handelnden Bienenintelligenz aufzufassen, die, wenn sie vorhanden

wäre, alle menschliche Weisheit und alles menschliche Vermögen weit übersteigen würde. Freilich ist sie vorhanden, aber nicht als Privateigentum eines geflügelten Würmchens, das oft schon vor dem natürlichen Ablauf seines kurzen Lebens ein kalter Lufthauch tötet, ein Vögelchen schnappt, sondern im Schöpfer, der jedem den Bienenorganismus verständig Betrachtenden notwendig als transzendent und immanent zugleich erscheint; jenes, indem sein Walten eben nicht bewußte und freiwillig aus eigner Kraft vollzogne Handlung des Geschöpfes ist, dieses, indem die wunderbaren Vorgänge im Bienenorganismus zu der Annahme zwingen, daß Gott in jedem Augenblicke in jedem kleinsten Teile dieses Organismus wirkend gegenwärtig sei.“ Damit ist zugleich die höchste Forderung der modernen Wissenschaft, daß die Einheit des Universums nachgewiesen werden müsse, erfüllt. Das Universum läßt sich nicht in den kleinen Menschengeist zwängen; es bleibt für diesen unfaßbar, ein Geheimnis, ein Wunder. Doch nicht einen Wust von unter sich nicht zusammenhängenden Einzelwundern sieht der Denkende, besonders wenn er durch die moderne Naturwissenschaft belehrt ist, sondern eben nur ein Wunder, das Gott heißt, der Gott, dessen Wille und Weisheit im gesetzmäßigen Verlauf und der harmonischen Anordnung der Naturerscheinungen sichtbar wird, die, allerdings jede ein Wunder für sich, in ihrer Gesamtheit als Wundersymphonie das Bild Gottes und seine Offenbarung sind. Das Wort Symphonie erinnert uns an einen hübschen Einfall Mörikes, der mit David Strauß befreundet war. Als sich der Vernichter der Person Jesu in seinem Buche „Der alte und der neue Glaube“ zu Häckels natürlicher Schöpfungsgeschichte bekannt hatte, ließ der Dichter den Vater Haydn aus dem Himmel einen Brief an Strauß schreiben, worin es heißt: „Aus der Urzelle soll das alles sich von selbst entwickelt und gestaltet haben, was diese sichtbare Welt von Existenzen aufweist, und auch der Mensch zuletzt soll nur ein Produkt aus der langen, langen Selbstentwicklungsreihe sein, die mit der Zelle anfing und durch alle möglichen Übergänge hindurch bis zu ihm hin sich abgemüht hat. Wenn das denn die wirkliche Welt ist, und jene Ansicht die wahre Anschauung von der Welt, dann ist Musik nicht von dieser Welt, oder wenn sie es ist, dann ist sie das einzige, was sich mit dieser Weltanschauung nicht zusammenreimen läßt, unvernünftig, unerlaubt, ein Fremdling ohne Heimatrecht. Denn wo hat je sich ein Ton zu einer Sonate, einer Symphonie entwickelt? Diese Tonzellen, sie sind da, aber sie vermögen nichts als Lärm zu machen, bis einer kommt, der sie ordnet, bindet, gestaltet; dann gibts ein Angesicht, dann sprechen sie zu uns, und in uns klingt es mit.“ (Deutsche Rundschau vom 1. April 1903.) Wir haben gegen die Deszendenztheorie nicht das mindeste einzuwenden und erkennen die Förderungen vollauf an, die ihr die Naturwissenschaften verdanken. Welche ihrer Fassungen und welche aus ihr gezognen Folgerungen wir abweisen, haben wir so oft gesagt, daß wir es nicht ausführlich zu wiederholen brauchen. Die Biene oder, wie Gerstung das ganze Bienenvolk eines Stocks als Gesamtorganismus nennt, der Bien ist deswegen so interessant, weil an ihm die Ungereimtheit dieser Fassungen und Folgerungen so ungemein deutlich zutage tritt. Möchten äußere Einwirkungen so auffällige Änderungen am Wespenleibe hervorbringen, daß er sich nicht mehr ähnlich sähe, mag andrerseits der Schöpfer den Wespenleib benutzt haben, um durch äußere

ganz natürliche Einwirkungen „den Bien“ aus ihm zu entwickeln — ohne die planmäßige Schöpfertätigkeit Gottes wäre aus bloßen Naturbedingungen das Kunstwerk Bien so wenig zustande gekommen, wie aus zufällig verstreuten Malerfarben ein Bildnis entsteht.

Und die darwinische sogenannte Erklärung soll nun noch dazu Geschichtsphilosophie sein, d. h. was in der Natur vorgeht, soll wesentlich dasselbe sein wie die Geschichte der Menschheit! Um dieser Auffassung den Weg zu bahnen, werden nicht allein die menschlichen Einrichtungen und Begebenheiten biologisch aus den organischen Lebensvorgängen abgeleitet, sondern auch die Erscheinungen des menschlichen Geisteslebens in die Tiere hineinreflektiert, ein Verfahren, gegen dessen phantastische Übertreibungen sich u. a. Wundt in seinen Vorlesungen über die Menschen- und die Tierseele sehr entschieden ausgesprochen hat. Warum die Tätigkeit der Arbeitsbienen nicht als schwesterliche Fürsorge aufgefaßt werden kann, haben wir schon gesagt. Das stärkste aber ist, daß Bölsche das Treiben der Grabwespe Mutterliebe zu nennen wagt. Wir leugnen gar nicht, daß sich der Menschengeist am Sinnlichen und nur am Sinnlichen entwickelt, und daß es namentlich keinerlei Art idealer und aufopfernder Liebe unter den Menschen gäbe ohne den Geschlechtstrieb und den Muttertrieb, aus welchen beiden Trieben zuerst ein sinnliches Wohlgefallen der Menschen aneinander, Zuneigung, Anhänglichkeit hervorgehen, die sich zuletzt, veredelt und vergeistigt, davon unabhängig machen. Wir leugnen auf der andern Seite auch nicht, daß man bei solchen Tieren, die ihren Jungen mit augenscheinlich seelischer Teilnahme Fürsorge angedeihen lassen, bei den meisten Säugetieren und bei den Vögeln, von Mutterliebe sprechen darf. Aber die Grabwespe mag immerhin im rein zoologischen Sinne Muttertier genannt werden, Mutter im menschlichen Sinn, auch im Hunde- und im Gluckhennensinn ist sie nicht, denn sie hat keine Kinder. Sie legt Eier und überläßt diese ihrem Schicksal, allerdings nicht ohne vorher das nötige für ihre Ernährung getan zu haben, was aber als ein rein automatisches Handeln aufgefaßt werden muß, an dem das Geistige im Tier, wenn solches vorhanden sein sollte, keinen Anteil hat. Weder kann hier die Intelligenz des Tierindividuums mitwirkend gedacht werden, weil die hohe Intelligenz, die zur Erfindung einer solchen Larvenversorgung nötig wäre, in einem niedern, kurzlebigen, von keiner Intelligenz erzognen Tiere nicht denkbar ist, noch das Gemüt, weil die Wespe von der zukünftigen Larve nichts weiß, und wenn sie ein solches Wesen sähe, es als ihr Kind weder erkennen noch anerkennen würde. Ohne Zweifel geht ein wunderbarer Zusammenhang durch das ganze Weltall, und es ist mehr als Analogie, wenn wir die Anziehung der Atome Liebe, die der chemischen Elemente Wahlverwandtschaft nennen und sagen, daß die Seelen zu Gott gravitieren. Aber auf den Zwischenstufen müssen die verschiednen Begriffe desto sorgfältiger auseinander gehalten werden, je ähnlicher sich die Dinge und die Vorgänge sehen. Den Geschlechtstrieb und den Muttertrieb als die Wurzeln aller menschlichen Liebe anerkennen, das ist notwendig und vernünftig. Aber diese Triebe selbst oder ihre Befriedigung schon Liebe nennen, das ist nicht allein unanständig, sondern es ist eine Lüge; sogar schon der Hund, der seinen Herrn liebt, beschämt die Leute, die von der Liebe die in gewissen Kreisen übliche Definition geben.

Und weil das Geistige, wenn auch unlöslich mit dem Körperlichen verflochten, etwas andres ist als dieses, darum ist auch die Menschheitsgeschichte etwas andres als die Naturgeschichte. In dieser wirkt die Natur, oder wie wir als Theisten sagen, Gott allein, die Menschheitsgeschichte kommt durch die Wechselwirkung zwischen dem einen Gott und den vielen Menschen zustande. Wir werden uns niemals dazu verstehn, die freie Willenstätigkeit der Menschen für bloßen Schein zu erklären, was nötig ist, wenn man die Menschheitsgeschichte für eine bloße Fortsetzung der Naturgeschichte hält. Die relative Selbständigkeit der Menschenseele, ihre beschränkte Unabhängigkeit von Gott und von der Natur — man kann auch sagen von Gott oder von der Natur — gehört zu den unergründlichen Geheimnissen, aber an ihrem Dasein zweifeln, das hieße auf sein Menschentum verzichten und sich in die Klasse der Blattläuse und der Eingeweidewürmer versetzen. Und die beiden Geschichten unterscheiden sich nicht allein dadurch, daß es verschiedne Subjekte sind, die sie schaffen, sondern auch durch ihren Inhalt. Dieser ist in der Naturgeschichte mit dem materiellen Geschehen erschöpft. Das Wesentliche der Menschheitsgeschichte dagegen besteht aus Dingen, die nicht mit den Sinnen, sondern nur von der Vernunft wahrgenommen werden. Eine von Raubtieren zerrissene Schafherde ist eben dieses und sonst nichts. Haben dagegen Menschen in Masse einander getötet, so ist nicht dieses äußerliche Faktum Inhalt des Geschichtsabschnitts, sondern ob Räuber bei der Teilung der Beute uneins geworden und übereinander hergefallen sind, oder ob sich ein edles Volk eines Unterdrückers erwehrt, oder wenn es sich um eine Revolution handelt, welche der beiden Parteien gesiegt hat. Von Geschichtsphilosophie aber zu sprechen hat nur der Teleologe das Recht, denn nur wenn Zwecke verwirklicht werden, haben die Geschehnisse einen Sinn, und mit dem Sinnlosen befaßt sich die Philosophie nicht. Selbstverständlich hat gerade nach unsrer Überzeugung schon das Naturgeschehen einen Sinn, und darum gibt es auch eine Naturphilosophie. Aber deren Inhalt sagt der Hauptsache nach, daß die Natur der Schauplatz, die Werkstatt, die Vorratskammer, die Daseinsbedingung der Geschichte schaffenden Menschen, die Naturgeschichte die Vorbereitung der Menschengeschichte ist.



Vater und Mutter

Eine Variante



Das entsetzliche Unglück, das eine angesehene Familie durch die Schuld eines entweder geistig gestörten oder tief unter dem Tiere stehenden Unmenschen getroffen hat, ist von den verschiedensten Seiten zum Anlaß allgemeiner sittlicher Betrachtungen genommen worden, und es läßt sich nicht leugnen: der Gott sei Dank vereinzelt dastehende Fall zeigt, mit welchen Opfern wir unter Umständen die moderne Vielseitigkeit, die kosmopolitische Ubiquität, die von der Regierung

festgelegten Unterrichtsklischees, um nicht zu sagen unsre Anläufe zum Übermenschentum erkaufen. Aber die Schuld der Entfremdung, die in einzelnen Fällen die Kinder dem unmittelbaren Einflusse der Eltern entzieht, einer vernachlässigten Erziehung der deutschen Frauen zuschreiben zu wollen, wie das vor kurzem in einer vielgelesenen illustrierten Wochenschrift geschehen ist, ist ein auf einseitiger Anschauung, auf Hereinziehung eines unerreichbaren Ideals in das praktische Leben beruhender Irrtum.

Die Prämisse, daß in vielen Familien die Mutter als Erzieherin der Kinder an die Stelle des durch seinen Beruf oder seine sonstigen Bestrebungen allzusehr in Anspruch genommnen Vaters treten müsse, kann in der von dem Verfasser jenes Artikels gewählten Form gern als Ausgangspunkt einer solchen Betrachtung gutgeheißen werden, ohne daß man mit den fernern Behauptungen einverstanden zu sein braucht, durch die angeblich nachgewiesen werden soll, daß die Erziehung der deutschen Frau hinter der in Frankreich, Amerika, England und Skandinavien dem weiblichen Geschlecht gegebnen zurückstehe, und daß dieser Mangel es sei, der die deutschen Mütter hindre, ihren Söhnen — von diesen ist mit Rücksicht auf den Kochschen Fall in dem Artikel vornehmlich die Rede — als erziehende und einflußreiche Beraterinnen zur Seite zu stehn.

In die Kontroverse, wieviel Wissenschaft und wieviel Philosophie es geraten sei, dem Hirn der heranwachsenden Jungfrau einzuverleiben, damit sie nach allen Richtungen hin auf der Höhe der Situation stehe, braucht man hier nicht einzugehn. Die Ansichten sind, auch in den von dem Verfasser des Artikels als Muster aufgeführten Ländern, verschieden, und nach dem Urteil geistreicher Frauen, die auf der Welt für nichts andres ein Auge haben als für die Ziele und die Erfolge der Frauenbewegung, wird die Frage schwerlich ausschließlich entschieden werden dürfen, ja es mutet einen sonderbar an, wenn man sieht, daß sich ein durch seinen Beruf als Sachverständiger gekennzeichneter Mann des Schibboleths der dem Paritätsprinzip huldigenden Priesterinnen bedient, um die in weniger hohen und ätherischen Regionen schwebende deutsche Frauenwelt der Unzulänglichkeit und eines höchst bedauerlichen Zurückbleibens hinter berechtigten Ansprüchen und hinter dem Standard ihrer französischen und amerikanischen Schwestern zu zeihen.

Der naheliegende Vorwurf eines unpatriotischen Vorgehens soll dem Verfasser des Artikels hier nicht gemacht werden: wenn er Recht hätte, so könnte es ihm nicht verdacht werden, daß er sich über den Wunsch, seinem Vaterland nichts Ungünstiges nachzusagen, hinausgesetzt und einen das deutsche Familienleben und damit die Zukunft des deutschen Volkes in seinen obersten Schichten bedrohenden Übelstand schonungslos aufgedeckt hätte. Aber hat er denn mit seiner Behauptung Recht, daß es mit der geistigen und ethischen Stütze, als die die Mutter bei Verhinderung des Vaters dem Sohne zu dienen bestimmt ist, in Amerika und Frankreich weit besser bestellt sei als bei uns?

Man stellt sich, wenn man den Artikel gelesen hat, als dessen Verfasser unwillkürlich einen an seinem Schreibtisch sitzenden Professor vor, der, mit den praktischen Anforderungen des Lebens vertraut oder nicht, im Augenblick bemüht ist, das für ihn und seine Verhältnisse geltende Dogma: „je mehr Ge-

lehrsamkeit, um so mehr Ansehen und Erfolg" auch auf das Verhältnis zwischen Mutter und Sohn auszudehnen, während es doch, wie er im Laufe der Auseinandersetzung selbst freimütig zugibt, mehr mit dem Herzen als mit dem Verstande zu tun hat. Es kommt ihm dabei auf die eine oder die andre auf die Spitze gestellte Behauptung nicht an. In den Jahren, sagt er, die unsre jungen Mädchen mit gesellschaftlichen Dingen und günstigenfalls mit dilettantischem Kunst- und Wissenschaftsbetrieb oder auch mit ganz unpraktischen — soll wohl heißen unpraktisch betriebnen — Beschäftigungen zur sogenannten Erlernung des Haushalts vertändeln, stehen die Mädchen zumal der letztgenannten Länder — England, Schweden, Dänemark und Norwegen sind hier gemeint — in ernster, stählender, festigender Arbeit, die nach dem Urteil aller Verständigen die beste Vorbereitung ist auf eine wirksame Erfassung und Erfüllung späterer Pflichten, welcher Art diese immer sein mögen. Die ernste, stählende, festigende Arbeit der englischen, schwedischen, dänischen und norwegischen jungen Damen soll nicht in Zweifel gezogen werden, auch dem Prinzip eines solchen geistigen Turnunterrichts kann man nur beipflichten, aber wo hat es der Verfasser des Artikels her, wie glaubt er den Nachweis dafür erbringen zu können, daß Fälle, die er in seinem Gesichtskreis zu beobachten Gelegenheit gehabt hat, und in denen heranwachsende deutsche Mädchen ihre Zeit mit gesellschaftlichen Dingen und günstigenfalls mit dilettantischem Kunst- und Wissenschaftsbetriebe oder auch mit ganz unpraktischen Beschäftigungen zur sogenannten Erlernung des Haushalts vertändelt haben, für deutsche Verhältnisse die Regel und nicht vielmehr verhältnismäßig seltne, namentlich der Großstadt eigne Ausnahmen sind? Schon der Sextaner ist seiner Ansicht nach dem Einfluß der deutschen Mutter entwachsen, weil deren Ausbildung zu früh unterbrochen worden ist, und es ihr deshalb an dem fehlt, womit der Professor in reichem Maße versehen zu sein das Glück hat: Gelehrsamkeit, Studium, philosophischer Scharfblick, rhetorische Fülle, Kenntnis der toten und der lebenden Sprachen, namentlich der toten. Liebe Seele, sieh dich in den Familien Deutschlands um, und wenn du dich recht umgesehen hast, zeige mir den Sextaner, der dem Einfluß seiner Mutter entwachsen ist, weil er bei ihr Lücken in den „unregelmäßigen lateinischen Zeitwörtern" oder in „den Regierungszeiten der deutschen Kaiser" wahrgenommen hat, und dem es beim Aufrücken in die höhern Klassen deshalb am „geistigen Mitleben" der Mutter fehlen wird. Auch der Primaner, für den eine solche Wahrnehmung zur Klippe würde, müßte ein Ausnahmegeschöpf sein, und wenn Frau Koch, worüber mir kein Urteil zusteht, J. J. Rousseau und Pestalozzi genügend zu studieren vielleicht verhindert gewesen ist, so ist dieser Mangel nicht der Grund ihres leider Gottes irregeführten Vertrauens zu einem Scheusal in menschlicher Gestalt gewesen. Der Zusammenhang ist vielmehr anscheinend ganz anders und gereicht weder unsrer Frauenerziehung im allgemeinen noch dem davon im einzelnen Falle gemachten Gebrauch zum Tadel. Bei aller Liebe zu ihren Kindern hat die so schwer geprüfte und man darf sagen so hart gestrafte Frau fremdem Einfluß Wunderwirkungen zugetraut, von denen sie wußte, daß sie sie mit ihren einfachen, gutgemeinten, herzlichen Ermahnungen nicht würde erreichen können, und das Unglück hat

gewollt, daß sie mit ihrem vertrauensvollen Gemüt an einen Wunderdoktor gekommen ist, der nicht, wie die eine Hälfte der Alternative lautete, ein „idealer Mensch," sondern ein Geschöpf war, wie es — Gott sei es auf den Knieen gedankt — in mehreren Jahrhunderten nur einmal vorkommt, oder um mich vorsichtiger auszudrücken, nur einmal an den Pranger gestellt wird. Daß Dickens nicht übertrieben hat, sondern unter Umständen hinter den grausigen Tatsachen noch aus Rücksicht für die Ehre des Menschengeschlechts zurückgeblieben ist, ist uns ja allen durch die Bayreuther Gerichtsverhandlungen klar geworden. Das aber wird sich die unglückliche Mutter leicht selbst, wenn auch leider zu spät gesagt haben, daß sie gegen die Täuschungen des elenden Menschen gefeit gewesen wäre, wenn dieser ihr über das Innere ihrer Söhne keine angeblichen Enthüllungen hätte machen können, wenn sie deren Herz und Nieren so gekannt hätte wie Frauen, die nicht von ihrem mütterlichen Beruf durch das und jenes abgezogen werden, ihre Söhne kennen. Einer solchen klaren, sonnenhellen Einsicht gegenüber wäre auch der angeblich mit hypnotisierender Kraft begabte moderne Tartuffe machtlos gewesen. Sie würde gewußt haben, daß sie ihren Söhnen, die vielleicht etwas wild und außer Rand und Band, aber gut waren, glauben konnte, und sie hätte das widerliche Hauslehrergeschöpf bei dessen erstem Versuche, die Jungen zu mißhandeln und zu verleumden, durch den Kohlenträger des Hauses mit einem Tritt der bekannten Art an die Luft setzen lassen.

Was hätten ihr, wenn — was ich nicht beurteilen kann — ihre Erziehung nach der Ansicht des Verfassers des Artikels in verfrühter Weise abgebrochen worden war, mehr Kenntnisse nützen können? Retten konnte die Jungen nur, was die Mutter vom lieben Gott mitbekommen hatte, ihr Herz und ihre sehenden Augen.

Aber der Artikel nimmt, wie uns ausdrücklich gesagt wird, den Kochschen Fall nur zum Anlaß einer durchaus objektiven Besprechung und hat es mit der Allgemeinheit zu tun. Das ist also auch das Feld, wo wir ihm zu Leibe gehen müssen.

Was war es, das die „Frau Rat" zur geistigen und ethischen Stütze ihres großen Sohnes machte, eines so großen Sohnes, daß sich auch der Verfasser des Artikels seiner Größe willig beugen wird? Waren es ihre Kenntnisse, mit denen sie, auch wenn sie mehr gewußt hätte, als sie in der Tat wußte, an die Fülle der dem Universalgenie zu Gebote stehenden Tatsachen nicht herangereicht hätte? Nein, es war der Einfluß ihres Herzens, ihres liebenswürdigen, leichtlebigen Naturells, es war der Umstand, daß sie die Eigentümlichkeiten ihres Sohnes verstand, sie besser verstand als dessen weit gebildeterer, und wie Goethe selbst klagt, allzu lehrfreudiger Vater. Hätte nicht schon dieses eine weltbekannte Beispiel den Verfasser des Artikels zur Vorsicht mahnen und ihn warnen sollen, nicht in articulos der im übrigen ja durchaus wohlmeinenden und geistreichen Damen Otto-Peters, Schmidt und Lange, von denen sich die beiden letzten unsers Wissens nicht als Mütter betätigt haben, zu schwören und das einzige Heil der deutschen Familie von dem allerhöchsten Töchterkursus, dem finishing-Verfahren der Engländer zu erwarten?

Ich setze voraus, daß der Verfasser des Artikels ein weitgereister Mann ist, daß er Frankreich, England, Skandinavien und die Vereinigten Staaten kennt. Was hat er da über die deutschen Frauen gehört, und wie bringt er das, was er gehört, was er von den französischen, englischen, skandinavischen und amerikanischen Frauen gesehen hat, in Übereinstimmung mit seiner Theorie, daß der deutschen Frau die „erforderliche geistige Ausbildung“ fehle, deren sich jene Ausländerinnen erfreuen, und von der sie — so möchte man nach seiner Beweisführung glauben — Gebrauch machen, um sich zu fördernden, stützenden geistigen Genossinnen ihrer Söhne zu erheben? Für einen Ausbund von Eleganz und weltlichem Geschmack hält man ja in jenen Ländern die deutsche Frau nicht immer; man gibt ihr Schuld, daß sie dem großen Frauengötzen, den man Toilette nennt, nicht genug und nicht genügend sachverständige Opfer bringt. Wenn das richtig ist, und ich bin zu voreingenommen, als daß ich es so ohne weiteres zugeben möchte — nicht jeder hat wie der Verfasser des Artikels das nötige Zeug zum Kosmopoliten —, so wird auf der andern Seite in den genannten Ländern der deutschen Frau unweigerlich und trotz der oftmals gegen Deutschland gewandten Stimmung mit überströmender Wärme das zugeschrieben, was sie zur Erziehung ihrer Söhne — von den Töchtern ist, wie gesagt, hier ausnahmsweise nicht die Rede — tauglich machen und befähigen muß: ruhiger häuslicher Sinn, tiefes, sich mehr im Grunde ausbildendes als an die Oberfläche tretendes Gemüt, gediegne — der Verfasser des Artikels wird hier freundlich den scheinbar ganz direkt wider ihn eingelegten Widerspruch verzeihen —, gediegne Bildung und eine zu keiner Stunde ruhende oder nachlassende pflichteifrige Gewissenhaftigkeit, die das deutsche Haus auch ohne die Beihilfe bedeutender Geldmittel und teuer bezahlter, weil geradezu künstlerisch geschulter Dienstboten zu einem überaus erfreulichen, gediegnen Heim macht. Haben die deutschen Gouvernanten, die man z. B. in England in so vielen vermögenden und also in der Wahl einer Erzieherin nicht beschränkten Familien antrifft, ihre Ausbildung in Frankreich, Dänemark oder Amerika erhalten? Wenn die eine oder die andre ein paar Jahre in der französischen Schweiz oder in Frankreich gelebt hat, so ist es um der Erlangung französischer Sprechfertigkeit willen geschehen. Den Fonds, das, weswegen ihr die Erziehung englischer Töchter anvertraut wird, um wessentwillen sie ihnen als Vorbild dienen soll, hat sie aus dem, wie uns der Verfasser des Artikels versichert, im Punkte der Frauenerziehung rückständigen deutschen Vaterlande mitgebracht.

Man braucht, um der deutschen Frauenerziehung gerecht zu werden, weder zu behaupten, daß dabei keine Vervollkommnung weiter möglich wäre, noch die andern Nationen mit ihren Bestrebungen und Erfolgen auf diesem Gebiet gering zu achten. Was der Verfasser des Artikels hervorhebt, daß in allen genannten Ländern neuerlich große Anstrengungen gemacht worden seien, die Frauenerziehung auf einen höhern Standpunkt zu heben, und daß damit auch schöne Erfolge erzielt worden seien, braucht man nicht aus Widerspruchsgeist zu leugnen: man muß es vielmehr ohne jeden Vorbehalt anerkennen. Aber zwischen dieser Anerkennung fremden Verdienstes und der tadelnden Gering-

schätzung unsrer eignen Leistungen, wie sie von dem Verfasser des Artikels schroff einander gegenüber gestellt werden, liegt die Meinung in der Mitte, die dem Verdienste beider gerecht wird und deshalb nicht bestrebt sein kann, das Vaterländische um irgend eines besondern Zweckes willen als unscheinbare Folie für überschätzte ausländische Edelsteine zu verwenden. Die Damen Otto-Peters, Schmidt und Lange dürften dem Verfasser das Auge für die Vorzüge der einheimischen Frauenbildung unempfänglich gemacht haben, während sie ihm die fremdländischen Bestrebungen in bengalischer Beleuchtung erscheinen lassen. Wenn der von ihnen verfolgte Zweck der von dem Verfasser des Artikels angegebne ist, „die Frauen in erster Linie zu ihrem ersten, ernstesten und für die Gesellschaft weitaus wichtigsten Beruf, dem der Mutter, fähig zu machen,“ so kann man ihnen nur aus vollstem Herzen gute Verrichtung wünschen, aber ein solcher Geleitwunsch entspringt nicht, wie das bei dem Verfasser des Artikels der Fall zu sein scheint, aus der Meinung, daß die deutsche Frau gegenwärtig zur Ausfüllung dieses heiligen Berufs minder fähig als ihre ausländischen Schwestern oder gar unfähiger wäre, er hat nur den Sinn, daß einem auch aus den Bestrebungen der Frauenbewegung ein Vorwärts und Aufwärts entgegentönt, dessen Verwirklichung für das Vaterland nur segensreich sein kann.

Wenn der Verfasser des Artikels, um der Sache auf den Grund zu gehn, auch die Meinung des Auslands nochmals befragen will, so wird er unter hundert Fällen neunundneunzigmal zu hören bekommen, daß die vom Ausland gemachten Anstrengungen, die ihm so sehr imponieren, und von deren analoger wunderbarer Wirkung bei uns er —

Ein großer Vorsatz scheint im Anfang toll —

die moderne deutsche Mutter zu erwarten scheint, sämtlich den Zweck hatten, nicht hinter den deutschen Leistungen auf demselben Gebiete zurückzubleiben, und wie man bisweilen sagen hörte, die Erziehung der Töchter auch der höhern Stände von dem überall, wo es sich um Forschung und Erziehung handelt, to the front strebenden Deutschland frei und unabhängig zu machen. Und ein sachverständiger, mitten im praktischen Leben stehender deutscher Professor sollte sich dieser unverblümten Anerkennung deutscher Erziehungsresultate gegenüber solange durch beredte Sirenen Hokuspokus vormachen lassen, bis er mit Wagner sagte:

Die holde Kraft, die aus dem Innern drang
Und nahm und gab, bestimmt sich selbst zu zeichnen,
Erst Nächstes, dann sich Fremdes anzueignen,
Die ist von ihrer Würde nun entsetzt.

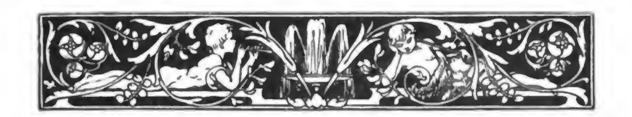
Das kann man doch kaum glauben und noch weniger wünschen.

Und die französischen Frauen, die wegen ihrer geistigen Ausbildung den unsern als unerreichbares Muster vorgestellt werden, wie steht es mit ihnen? Hat der Verfasser des Artikels nie in französischen Kreisen gelebt? Ich brauche nicht hinzuzufügen, in guten und besten französischen Kreisen, denn das versteht sich, damit Gleichartiges verglichen werden kann, von selbst. Elegant, klug, gebildet, haushälterisch, geschmackvoll, unermüdlich ist ja die französische

Hausfrau, das muß man ihr lassen, und das soll ihr auch hier nicht bestritten werden. Daß sie aber infolge ihrer höhern Bildung ihrem Sohne gegenüber den Vater wirksamer und erfolgreicher ersetzte, zu ersetzen vermöchte, als dies die deutsche Frau in ihrem Kreise tut, würde sie selbst nicht glauben: auf diesen genialen, obgleich etwas paradoxen Gedanken ist meines Wissens bis zum heutigen Tage nur ein Mann gekommen, der Verfasser des besprochnen Artikels. Und „der Kernpunkt der großen Unterrichtsreformen der französischen Republik, die seit dem Unglücksjahre mit ungeheuern Geldopfern vollzogen sind, und von denen man in Deutschland leider nur sehr wenig weiß: Abwendung vom Internat und Rückgabe der Söhne und der Töchter an die Familie" mag ein in die Erde gesenktes fruchtbares Saatkorn sein, aufgegangen ist es noch nicht, und bis vor ganz kurzem wurde in mir bekannten Familien jede Tochtererziehung — und um die handelt es sich ja hier — im Kloster begonnen, fortgesetzt und — beendet. Die jungen Damen waren, soweit ich urteilen konnte, in allem was Wissen und Schliff anlangte, vorzüglich erzogen. Ob sie im Durchschnitt mehr dazu angetan waren, ihren Kindern nach dem Goethischen Worte den Vater zu ersetzen als eine deutsche Frau, möchte ich alles Ernstes bezweifeln, und auch die so überaus erfreulich klingende Bemerkung, daß „die jungen Französinnen bis zum achtzehnten und neunzehnten Jahre mit ihrer geistigen Ausbildung beschäftigt bleiben und eine Fülle von Gedanken, Kenntnissen und sittlichen Antrieben in sich aufnehmen, die der deutschen Frau, wenn sie nur die vom Staat oder den Städten gebotnen Bildungsgelegenheiten benutzt hat, für immer fremd bleiben," macht mir den Eindruck von tönendem Erz. Einer deutschen Frau, die von dem Aufsatz aufs peinlichste berührt war und mich aufs Gewissen fragte, ob es in Frankreich mit der Frauenerziehung wirklich so glänzend beschaffen sei, wie es der Artikel darstelle, mußte ich demütig bekennen, daß ich nur zehn Jahre in Frankreich gelebt und deshalb vielleicht nicht genug Gelegenheit gehabt hätte, mich von der überwältigenden Fülle der Gedanken, Kenntnisse und sittlichen Antriebe der Französinnen zu überzeugen: daß sich das aber alles seit meiner vor Jahr und Tag erfolgten Abreise entwickelt haben könne.

Der Herr Professor sagt zum Schluß: „Wir stehen vor einer gänzlichen Erneuerung und Verbesserung der Erziehung der Frauen; und das Tröstliche ist, daß Frauen selbst sie stürmisch verlangen; an entscheidender Stelle in der Regierung unsers Landes ist der gute Wille vorhanden." Am stürmischsten verlangen das bekanntlich Anita Augspurg, Klara Zetkin und Rosa Luxemburg, die es ja mit jedem Manne aufnehmen. Hoffentlich hat die „entscheidende Stelle" klarere Vorstellungen über die Erziehung deutscher Mädchen, als der Verfasser des bedauerlichen Wochenartikels.





Zur Geschichte des Deutschen Wörterbuchs

der Brüder Grimm*)

Um die Fortsetzung des Deutschen Wörterbuchs in raschern Fluß zu bringen, regte auf der Hallischen Philologenversammlung von 1867 Professor Julius Zacher, der Vorsitzende der germanistischen Sektion, in dieser eine Behandlung der Frage an. Damals waren die ersten drei Bände (A bis forsche) vollendet, und zwar D von Wilhelm Grimm, der mit dem Buchstaben genau, und ohne daß ein Wörtchen fehlte, zu Ende gelangt war, als ihn der Tod wegnahm (1859), das übrige von Jakob Grimm; von diesem stammten noch zwei Hefte des vierten Bandes: bei frucht hatte auch er die Feder aus der Hand gelegt (1863). In seine Arbeit war Weigand eingetreten; endlich waren vom fünften Bande (K) sechs Hefte erschienen, von Rudolf Hildebrand, der das Werk von Anfang an durch Übernahme der Korrektur gefördert und dann, mit Jakob Grimms Einwilligung, der ihm auch Material an die Hand gab, diesen Buchstaben selbständig übernommen hatte. Zusammen waren also nach vierzehnjähriger Vorbereitung, von 1838 an, und nach fünfzehnjährigem Druck, von 1852 an, einunddreißig Hefte fertig. „Sollte, so führte Zacher unter anderm damals aus, in der bisherigen Weise weitergearbeitet werden, so würden mindestens noch dreißig Jahre bis zur Vollendung vergehn, und die meisten der bisherigen Abnehmer darüber hinsterben. Es ist durchgreifende und nachhaltige Hilfe nötig. Die germanistische Sektion hat das Recht und die Pflicht, sich dieser Angelegenheit ernstlich anzunehmen und auf Herbeiführung einer solchen Hilfe hinzuarbeiten. Das Grimmsche Wörterbuch ist ein Nationalwerk ersten Ranges, die Brüder Grimm haben seine würdige Fortsetzung und Vollendung den deutschen Gelehrten und dem deutschen Volke als eine Pietätspflicht hinterlassen, in ihm ist gleichsam die Ehre der vaterländischen Wissenschaft und des deutschen Namens verpfändet, durch seine Anregung sind ringsum bei den Nachbarvölkern, Holländern, Engländern, Franzosen, Italienern, ähnliche, ihm nacheifernde Werke entstanden oder noch in der Ausführung begriffen, es ist eine Zusammenfassung der ganzen, gewaltigen deutschen Sprachmacht, jener Macht, die die Hauptgrundlage der hohen geistigen Entwicklung Deutschlands bildet, die hauptsächlich die nationale Einheit erhalten und die politische vorbereitet hat. Folglich ist es nur gerecht und billig, daß ihm zu seiner Förderung und Vollendung eine ausreichende nationale Unterstützung aus Staatsmitteln zuteil werde." Diese Darlegungen führten eine Eingabe an das Präsidium des Norddeutschen Bundes herbei, durch die unmittelbar die Bewilligung einer jährlichen staatlichen Beihilfe, mittelbar die Übertragung von

*) Vortrag, gehalten in der Germanistischen Sektion der Hallischen Philologenversammlung am 8. Oktober 1903.

Professuren an die bis dahin durch Schulämter in Anspruch genommenen Mitarbeiter Hildebrand und Weigand veranlaßt wurde. Der deutsche Staat hatte, wie sich Hildebrand in der Vorrede zum fünften Bande ausdrückt, das Nationalwerk sozusagen auf seinen Schoß genommen. Seitdem sind statt dreißig Jahre, was Zacher befürchtete, sechsunddreißig Jahre vergangen, gleichwohl ist das Werk, was er nicht befürchtete, noch unvollendet. Es fehlen, wenn man das Ganze auf 250 Hefte berechnet, da 150 bisher erschienen sind, etwa noch zwei Fünftel; auch ist gar keine Aussicht auf Vollendung in absehbarer Zeit vorhanden. Ein jüngst erschienener Artikel der Grenzboten (in Nr. 37) prophezeit sogar, wenn es so weiter ginge, eine Säkularfeier des unvollendeten Grimm im Jahre 1952, begangen von unsern Söhnen und Enkeln! Wie ist das gekommen? Ein kurzer Überblick über die Geschichte des Wörterbuches seit der vorigen Hallischen Philologenversammlung wird ohne weiteres zur Erkenntnis der Ursachen führen, warum die Zuversicht des damaligen Vorsitzenden so kläglich zuschanden geworden ist, und begangne Fehler aufweisen, die künftig vermieden werden müssen, wenn wir den Abschluß des Werkes erleben wollen.

Zunächst und rein äußerlich ist das Fortschreiten der Arbeit durch den häufigen Wechsel der Mitarbeiter aufgehalten worden. Rudolf Hildebrand brachte nach zehnjähriger Arbeit den fünften Band (K) zu Ende; sodann wandte er sich dem gewaltigen Buchstaben G zu, den er bis zur siebenten Lieferung (genug!), die 1886 erschien, förderte. Von da bis 1891 mußte er die Arbeit wegen schweren Siechtums gänzlich ruhen lassen; in dieser Zeit hatte sich eine jüngere Kraft, Dr. Kant, soweit in den Stoff eingelebt, daß er 1891 bis 1895 mit Hildebrands Unterstützung bis gestüm vordringen konnte. Nach seinem Ausscheiden ermöglichte nur das rasche und energische Eintreten des noch heute am G arbeitenden Gelehrten, des jetzt an der Berliner Bibliothek angestellten Professors Wunderlich, den Abschluß von Band IV, 1, 2, wovon noch zwölf Bogen fehlten, in der kurzen Zeit von zwei Jahren, 1897; seit dem Beginn dieses Bandes waren achtzehn Jahre vergangen! Weigand war nach Erledigung des Restes von F 1878 gestorben. Schlimm ist es auch mit T ergangen. Lexer hatte 1889 den siebenten Band, N O P Q, abgeschlossen, sich dann T vorgenommen, wurde aber 1891 bei dem Worte todestag abgerufen. Seitdem ist von dem Buchstaben nichts mehr erschienen. Dasselbe Schicksal hat seit 1895 der zwölfte Band (V), den Wülcker nur bis zur sechsten Lieferung (verschrecken) hatte vollenden können. Traurig stünde es um das Wörterbuch, wenn nicht ein rüstiger Arbeiter, Professor Heyne in Göttingen, seit 1867 bis auf den heutigen Tag ununterbrochen und unermüdlich für seinen Fortgang tätig gewesen wäre, der 1877 nach rastlosem, nur vorübergehend durch Professor Lucae unterstütztem Schaffen (I bis ich, 22 von 2408 Spalten) den 2. Teil des 4. Bandes (H I), 1885 den gewaltigen sechsten Band (L M), sodann mit Hilfe von jüngern Kräften den ebenso umfangreichen achten und neunten (R bis Seele) zum Abschluß, endlich den zehnten (zehnte Lieferung, bis spaneisen) dem Abschluß nahe gebracht hat (zusammen etwa 800 Bogen!). Die Fortsetzung von G ist bis zur vierten Lieferung gediehen (bis gewaltschlag). Endlich sind von W die ersten beiden Lieferungen erschienen (bis wagen). An der Fortsetzung von T, das mit U

einen Band ausmachen soll, wird von Professor Stosch in Greifswald, an der von V von Professor Siebs in Breslau gearbeitet. Zum Druck ist von beiden Seiten noch nichts gegeben. Der Stand der Arbeit ist also jetzt der: Die vereint tätigen Göttinger Gelehrten werden, wenn sie, wie bisher, jährlich etwa drei Hefte herausbringen, in vier bis fünf Jahren das auf etwa noch fünfzehn Hefte berechnete S und in weitern drei bis vier Jahren Z (zehn bis zwölf Hefte) bewältigen können. Die beiden allein arbeitenden Herren in Berlin und Leipzig vermögen, von ihrem Hauptberuf in Anspruch genommen, nicht mehr als ein Heft jährlich zustande zu bringen; rechnet man nun bis zum Schlusse von G und von W, wenn auch nicht je fünfzig bis sechzig Hefte, wie der Verfasser des Grenzbotenartikels, sondern nur je dreißig, so würden doch beide Buchstaben kaum in einem Menschenalter fertig werden können.

Neben diesem äußerlichen Grunde ist ein mehr innerlicher von großem Einfluß auf die Verlangsamung des Fortschritts gewesen. Weniger Hefte jährlich sind nach 1867 nicht herausgekommen, als vorher, im Gegenteil, mehr, dreieindrittel gegen zwei, wenn sich auch die Vermehrung tatsächlich nur auf zehn Bogen beläuft, da das Heft seit 1873 nur zwölf Bogen umfaßt, gegen fünfzehn Bogen vorher. Vergleicht man aber die Art der Behandlung, wie sie namentlich seit Hildebrand bei allen Mitarbeitern außer bei Lexer Eingang gefunden hat, mit der in den ersten Bänden angewandten, so begreift man, warum die Vollendung der einzelnen Buchstaben so lange Zeit in Anspruch nimmt. Das ganze A umfaßt nur sechsundsechzig Bogen (während es bei derselben Behandlung wie die spätern Buchstaben etwa zweihundert Bogen umfassen müßte), K das dreifache, W wird nach seiner Erledigung den sechsfachen, S den zehnfachen, G den zwölffachen Raum einnehmen. Das liegt, abgesehen natürlich von dem größern Umfange der Buchstaben, einmal an der Erweiterung der Grenzen. Ursprünglich sollte nur die Zeit von Luther bis zu Goethes Tode berücksichtigt werden. Schon die Brüder Grimm haben sie nicht eingehalten. Aber erst allmählich griff man in immer größerm Maße bis tief in die mittelhochdeutsche Periode zurück, andrerseits drang man vor bis in die Literatur unsrer Zeit, die Tagespresse nicht ausgeschlossen. Das ist ein Vorzug des Werkes, und es wäre bedauerlich, wollte man durch eine Verengerung der Grenzen Zeit und Raum sparen. Ebensowenig läßt sich ein zweiter Grund aus der Welt schaffen: das ganz bedeutende Anwachsen des zu benutzenden Stoffes in den letzten dreißig bis vierzig Jahren. Der letzte, aber wesentlichste Grund ist die bei einzelnen Mitarbeitern hervortretende, von vielen Seiten, zuletzt in Nr. 37 dieser Zeitschrift getadelte „allzugroße Ausführlichkeit.“ Kritik ist eine schöne Sache, wo sie hingehört; und mir scheint, daß sie am Deutschen Wörterbuch manchmal geübt wird, wo sie nicht hingehört. Gefaßt sind die Mitarbeiter alle darauf, gleich Jakob Grimm, der schon im Anfange des Werkes bedachte:

ich zimmere bei wege,
des muoz ich manegen meister han.

Wenn ein Autor uns ohne unsern Wunsch und Willen mit einem Buche beglückt, das uns nicht gefällt, so ist auch die schärfste Kritik erlaubt und ge-

rechtfertigt, so lange sie sachlich bleibt. Den Arbeitern am Grimmschen Wörterbuche aber stehn wir doch etwas anders gegenüber. Sie bringen alle ohne Ausnahme der Wissenschaft ein großes Opfer; alle haben neben der Beschäftigung mit dem Deutschen Wörterbuch als Hauptbeschäftigung eine andre, die einen wesentlichen Teil ihrer Zeit und Kraft in Anspruch nimmt. Alle sind in der Lage der Begründer des Werks, daß sie, um sich überhaupt ihm widmen zu können, „alte, warmgepflegte Arbeiten aus dem Neste stoßen, eine neue, mit jenen oft unverträgliche, ihren Fittich heftiger schlagende darin aufnehmen mußten." Ja, es ist ihnen sogar, damit sie der Wörterbucharbeit nicht überdrüssig werden, eine Erholung und Ablenkung durch eine andre Arbeit zu wünschen. Schon Jakob Grimm machte das dem allezeit drängenden ungeduldigen Salomon Hirzel gegenüber geltend: „Bin ich denn dem Wörterbuche so verfallen, daß ich die Feder nicht anderswo ansetzen darf, ohne in seine Bahn zurückgedrängt zu werden? und haben nicht auch andre Dinge Gewalt über mich? Meine Forschungen und Studien hängen alle untereinander zusammen, und was den einen gelingt, kommt auch den andern zu statten."

Vor allem darf man nicht verlangen, daß die Bearbeiter, weil sie an einem Werke tätig sind, nach der Schablone arbeiten. Ungleichmäßig ist es ja schon in seinen ersten Anfängen; das hat Jakob Grimm auch in der Vorrede zum zweiten Bande festgestellt, aber auch gleich anerkannt, daß es, wo zwei zusammen arbeiten, auch wenn es zwei so innig verbundne Menschen sind, wie die Brüder Grimm, nicht anders möglich sei. Er hielt es auch gar nicht für so schlimm: „Jetzt, sagt er nach Wilhelms Tode, möchte ich nicht, daß er anders verfahren wäre, weil mir auch in solchen Nebensachen seine ganze Eigentümlichkeit rührend entgegentritt." Um wieviel stärker muß die eigne Art eines jeden hervortreten, wo fünf zum Teil einander persönlich gar nicht bekannte Gelehrte an fünf verschiednen Orten, mit sehr verschiednem Material, mit noch verschiednern Neigungen und Begabungen dieselbe Arbeit fördern sollen! Damit müssen wir uns abfinden, und alle Klagen über die Unterlassung einer Zentralisation beim Tode Jakob Grimms oder im Jahre 1869 sind jetzt ganz unnütz: damit ist es ein für allemal zu spät! Wenn sich demnach die Mitarbeiter im wesentlichen an die Grundsätze halten, die in der Vorrede zum ersten Bande festgelegt sind, so mögen sie in unwesentlichern Dingen ihrer besondern Art folgen, und wir wollen es uns gern gefallen lassen, schon um ihnen die Freude an der Arbeit nicht zu verkümmern, auch auf die Gefahr hin, daß dadurch eine Ungleichheit der Behandlung oder eine Verzögerung des Fortschrittes herbeigeführt wird. Solchem liebevollen Eingehn verdanken wir die schönsten Abschnitte des Wörterbuchs; gerade durch diese Art der Behandlung ist es auf eine früher nie geahnte Höhe gehoben worden. Kein andres Wörterbuch gibt es, das, wie unsers, überall die Sprache auffaßt „im Zusammenhang mit dem Leben des Volks in Glauben, Sitte und Recht, sodaß aus einem Wörterbuchartikel eine wirkliche Lebensgeschichte des Wortes wird" (Burdach). Man hat beispielsweise getadelt, daß das Wort gewalt nahezu ein ganzes Heft in Anspruch nimmt, daß getrost, gewaltiglich, geturren je zwölf, getümmel siebzehn, getreu, gewächs, gewähr, gevatter jedes über zwanzig Spalten in Anspruch

nehmen: sollte der Verfasser nicht gewichtige Gründe zu solcher Ausführlichkeit gehabt haben, nicht einmal — in dem einen Falle — an einem einleuchtenden Beispiele das Leben eines bedeutsamen Wortes in seiner ganzen Fülle und Mannigfaltigkeit haben darstellen wollen? Oder wenn er, im zweiten Falle, bei ältern oder weniger bekannten Worten, die in früherer Zeit eine wichtige Rolle gespielt haben, Stellen, die er mühsam gesammelt hat, in größerer Ausführlichkeit mitteilt, sollten wir ihm die Berechtigung dazu nicht ohne weiteres zubilligen, auch wenn er infolgedessen eine Weile nur langsam vom Fleck rückt? Wer noch zwanzig oder dreißig Hefte zur Erledigung vor sich hat, der wird sich schon ganz von selbst die nötige Beschränkung auferlegen und sich bewußt bleiben, daß er nicht an einem thesaurus linguae germanicae, sondern am Grimmschen Wörterbuch arbeitet, das erst unter Dach gebracht werden muß, ehe jenes Werk in Angriff genommen werden darf.

Wie kann man nun aber auf anderm Wege die so wünschenswerte und notwendige Beschleunigung der Arbeit herbeiführen?

Das zunächst liegende Mittel wäre ja, wenn die vier Gelehrten, um die es sich namentlich handelt, in Berlin, Leipzig, Breslau und Greifswald so gestellt würden, daß sie sich ausschließlich dem Wörterbuche widmen könnten. Drei davon aber sind Dozenten an der Universität, denen man aus verschiednen, zum Teil sehr naheliegenden Gründen eine Unterbrechung ihrer Tätigkeit auf lange Jahre dem Wörterbuche zuliebe nicht zumuten kann: für sie wird und muß wohl die Beschäftigung mit ihm — Nebenbeschäftigung bleiben. Der vierte, im Bibliothekdienst tätige, könnte wohl auf längere Zeit beurlaubt werden; etwas wäre damit schon erreicht, wenn auch lange noch nicht alles. Es gibt aber noch einen zweiten Weg, auf dem man auch diesem Ziele näher käme; der vorhin gegebne kurze Überblick über die Geschichte des Wörterbuchs seit 1867 führt ganz von selbst auf ihn.

Zwischen Jakob Grimm und dem ihm so eng befreundeten Verleger Hirzel kam es kurz vor Grimms Tode noch zu einer schmerzlichen Auseinandersetzung. Hirzel wollte den siebenundsiebzigjährigen Gelehrten bestimmen, im Interesse der ungestörten Fortsetzung des Werkes Mitarbeiter anzunehmen. Er hob die großen Opfer hervor, die er als Verleger zu bringen hätte, und wies darauf hin, daß auf eine Fortdauer der ungewöhnlich lebhaften Beteiligung des Publikums, die ihn einigermaßen dafür entschädige, nur zu rechnen sei, wenn es das Vertrauen in die regelmäßige Fortsetzung und die Hoffnung auf eine baldige Vollendung nicht verliere. Jakob Grimm verhielt sich dem Plane gegenüber durchaus ablehnend, ja feindselig. „Es gehören, sagte er, Schüler dazu, deren ich keinen gezogen habe; entweder ich arbeite ruhig weiter, wie bisher, oder ich trete zurück, und Hildebrand oder Lexer an meine Stelle.“ Hirzel fügte sich resigniert. „Es bleibt also, antwortete er, alles beim alten, und ich werde abwarten, wann Sie wieder zu dem Wörterbuch zurückkehren werden. Ich werde meine Hoffnung von einer Woche in die andre tragen; und da in allen Dingen immer das schlimmste ist, den guten Mut zu verlieren, so will ich es mir zu einem günstigen Omen dienen lassen, daß der Bogen, bei dem der Druck in Stillstand geraten, mit fortsetzen schließt (IV, 1, 1, 2) gleichsam mit einem ermunternden Zurufe!“

Jakob Grimms Standpunkt ist menschlich begreiflich und gerechtfertigt. Als Greis, wo andre die Hände in den Schoß legen, war er an die Ausarbeitung des Wörterbuchs herangetreten; nach dreizehn Jahren lagen drei enggedruckte Quartanten vor. „Es ist mein Werk geworden, sagte er, und meine Eigentümlichkeit mit ihren Tugenden und Fehlern ist ihm eingedrückt.“ Hirzels Anschauung aber ist, objektiv betrachtet, die richtigere, schon damals bei den beschränktern Verhältnissen des Wörterbuchs, namentlich aber, wenn man den Umfang ins Auge faßt, den es nachdem angenommen hat, und den damals der Verfasser ebensowenig wie der Verleger ahnte. Denn was hätte es sonst für einen Sinn gehabt, daß dieser jenem am 4. Januar 1854 auf seinen Geburtstagstisch außer dem ersten eingebundnen Bande des Werkes (der aber noch keine Vorrede enthielt) einen mit Zuckerwerk gefüllten Karton in Buchform legte, auf dessen äußerm Umschlag neben der Jahreszahl 1863 stand: 60. Lieferung, Wunsch — Zwang? „Erlebe ich diese Jahreszahl, antwortete das Geburtstagskind, so ist das Werk besser geborgen als jetzt.“ Die spätern Schicksale des Werks haben Hirzel durchaus Recht gegeben. Hildebrands, Lexers, Weigands, Wülckers Arbeit hätten nicht jahrelang zu ruhn brauchen, wenn jeder von ihnen geeignete Hilfsarbeiter gehabt hätte, ihre Nachfolger hätten nicht alle von vorn anfangen müssen, hätten viele kostbare Jahre der Vorbereitung gespart, wenn sie ihren Vorgängern schon bei Lebzeiten nahe gestanden hätten; deren Arbeit aber wäre rascher von statten gegangen, wenn jüngere Genossen ihnen zunächst allerlei Mechanisches abgenommen und sich auf solche Weise allmählich befähigt hätten, den Meister bei der Arbeit wirksam zu unterstützen, ja im Notfalle für ihn einzutreten. Mit einem Worte: bei einem Werke von dem Umfange des Deutschen Wörterbuchs, dem ein Einzelner ohnmächtig gegenübersteht, ist auf einen ungestörten Fortgang und auf eine schließliche Vollendung nur zu rechnen, wenn eine Tradition bewahrt bleibt, wenn ein innerlicher Zusammenhang der Arbeit dadurch erhalten wird, daß Meister und Schüler, wenn ich das Verhältnis des ältern Mitarbeiters zu dem jüngern so bezeichnen darf, zugleich und gemeinsam, d. h. in einem Sinne an ihm tätig sind. Hildebrand verkörperte eine solche Tradition; leider hat er sie nicht fortgepflanzt. Sie muß, soll der sehnliche Wunsch nach Vollendung des Ganzen in absehbarer Zeit in Erfüllung gehn, wieder hergestellt werden. Die vielfach angefochtne Göttinger Arbeitsgemeinschaft zeigt uns einen Weg, der eingeschlagen werden kann, der auch, wie die Erfahrung lehrt, zum Ziele führt. Seines Fleißes darf sich jedermann rühmen; um wieviel mehr wird man einen andern darum rühmen dürfen! Als Professor Heyne nach Vollendung von H I und L M — innerhalb von siebzehn Jahren — sich im Alter von 48 Jahren an R S machte, sagte er sich, daß er zur Erledigung der dazu erforderlichen drei bis vier Bände, auch wenn er, was niemand einem Adoptivkinde zuliebe verlangen kann, auf alle andern Pläne verzichtet hätte, weit über ein Menschenalter brauchen würde. Solche Erwägungen legten die Idee kollektiver Arbeit nahe. Der bewährte Mitarbeiter entschloß sich, sich mit einigen jüngern Herren, die dem Wörterbuche schon seit Jahren nahe standen, zur gemeinsamen Erledigung eines und desselben Heftes zu vereinigen, jeder sollte, nach vorausgegangner Feststellung der Gliederung,

eine geschlossene Reihe von Artikeln übernehmen, die dann der Ältere durchzusehen und zum Druck zu befördern hätte. Dieser Plan kam unter Genehmigung und besondrer Unterstützung der Regierungen des Reichs und Preußens seit 1889 zur Ausführung, und zwar mit dem allerbesten Erfolge. Es sind durch diese gemeinsame Tätigkeit in vierzehn Jahren 38 Hefte entstanden, also jährlich zwei bis drei; unzweifelhaft werden sie bei fortgesetzter Übung und guter Gesundheit, die wir dem wackern Quartett von Herzen wünschen, späterhin mindestens drei Hefte jährlich zustande bringen und in acht bis zehn Jahren, wie schon erwähnt, mit S und Z fertig werden. Aber auch ihrem Werte nach kann die Arbeit der vier Genossen vor jeder gerechten und einsichtigen Beurteilung auf das beste bestehn. Es begegnet öfter, daß nachträglich ein Spezialforscher aus seinem Sondergebiet in einer Fachzeitschrift geeignetere Belegstellen veröffentlicht, als den Bearbeitern zu Gebote gestanden haben, oder neue Worte hinzufügt, die ihnen ganz entgangen sind: nützlicher aber, als daraus einen Tadel für jene herzuleiten, wäre es, ihnen solche Sammlungen vorher zugänglich zu machen, damit sie dem Wörterbuche noch zugute kämen. Im übrigen können sie sich mit einem Worte Jakob Grimms trösten: daß nichts leichter ist, als Zusätze zu einem guten Wörterbuche zu machen, schwer aber zu einem schlechten!

Läßt sich nun die Arbeitsmethode, die sich hier so gut bewährt, ohne weiteres auf Berlin und Leipzig, wo sie am nötigsten wäre, dann auf Breslau und Greifswald übertragen? oder mit andern Worten: werden die vier in Frage kommenden Gelehrten auch damit einverstanden sein, wenn ihnen Gehilfen zur Seite treten? Zur Beantwortung einer Vorfrage nötigt noch der schon mehrfach erwähnte, aus berufner Feder stammende Artikel in Nr. 37 der Grenzboten. In begreiflicher Ungeduld macht er den Vorschlag, einen von den beiden Herren, die im Druck noch nichts haben erscheinen lassen, zum Rücktritt von der Arbeit am Wörterbuch zu veranlassen. Die Ausführungen des Verfassers sind einerseits nicht ganz zutreffend. Nicht 1895, wie er sagt, sondern Ostern 1897 ist Professor Stosch mit der Fortführung der Arbeit des so früh verstorbnen Erdmann betraut worden, der eigentlich zum Nachfolger Lexers ausersehen, und dessen Gehilfe Stosch in Kiel nur wenig Wochen gewesen war. Sodann war für diesen, infolge der völligen Unterbrechung des persönlichen Zusammenhanges, der Tradition, wie ich es oben genannt habe, genau wie vorher für Professor Wunderlich, als er Hildebrands, und wie für Professor Siebs, als er Wülckers Tätigkeit fortzusetzen hatte, eine ebenso schwierige als langwierige Vorarbeit zu erledigen. Der vorhandne Zettelapparat war in schlechter Verfassung. Lexer hatte im Besitz einer eignen großen Bibliothek sich meist nur Notizen gemacht, die er bei der Ausarbeitung nachschlagen wollte; kein Beleg war ausgeschrieben, und die stark abgekürzten Büchertitel oft kaum zu erraten. Nach fünfjähriger rastloser Arbeit war der Apparat geordnet und ergänzt, und nun erst konnte mit der Ausarbeitung begonnen werden.

Der radikale Vorschlag des Verfassers ist aber nach meinem Dafürhalten auch unvorteilhaft. Wird er befolgt, so ist abermals eine sechsjährige mühevolle Arbeit für das Wörterbuch verloren; ehe sich ein Nachfolger, von dem

man von vornherein auch nicht weiß, ob er rascher arbeiten wird, in den Stoff hineingefunden hat, vergehn abermals kostbare Jahre. Nach den mir gewordnen direkten Mitteilungen sind mehrere Bogen von T U schon druckfertig. Ein Personenwechsel erscheint mir dennach nicht im Interesse des Wörterbuches zu sein. Gelingt es dem Bearbeiter, worauf sicher zu rechnen ist, einen tüchtigen Gehilfen zu gewinnen, so wird er in der Lage sein, die acht Hefte, auf die beide Buchstaben berechnet sind, in vier bis fünf Jahren zustandezubringen. Ganz ähnlich liegen die Verhältnisse für Professor Siebs; auch er hat wiederholt ausgesprochen, daß bei dem ungenügenden Zustande des ihm übergebnen Materials, ohne Gewährung eines Hilfsarbeiters, an eine Drucklegung auch nur eines Bogens nicht gedacht werden kann, obgleich der Rest von V nur noch etwa sechs Hefte in Anspruch nehmen wird. Am meisten einer Unterstützung bedürftig sind natürlich die Bearbeiter von G und W, deren Bewältigung für einen einzelnen mindestens noch je dreißig Arbeitsjahre kosten würde, vorausgesetzt, daß ihm Leben, Gesundheit und — Geduld solange erhalten bliebe! Treten ihnen aber je zwei Gehilfen zur Seite, die dann so gestellt werden müßten, daß sie sich dem Wörterbuche ausschließlich, also nicht im Nebenamte, widmen könnten, so ist Aussicht auf Fertigstellung beider Buchstaben in zehn bis zwölf Jahren vorhanden. Es müßte natürlich die Wahl von vornherein auf Gelehrte fallen, die auf dem Gebiete der Wortforschung schon Erfahrung haben. Ob die dann an demselben Buchstaben tätigen drei Herren sich einander in die Hände arbeiten, wie es in Göttingen geschieht, oder ob jeder von ihnen, nachdem über die Art und Weise der Behandlung unter ihnen völlige Einmütigkeit hergestellt ist, ein Drittel des ganzen Buchstabens selbständig und für sich übernimmt, sodaß er nur die eigne Arbeit zu vertreten hat, wie es der überaus sorgsam und gründlich arbeitende Vertreter von W lieber möchte, das können wir füglich den betreffenden Herren völlig überlassen. Denn der Erfolg wird doch derselbe sein, worauf es uns am meisten ankommt, daß jene, wie diese, jährlich drei Hefte herausbringen. Geht dann den Bearbeitern von T U und V je eine jüngere Kraft zur Hand, so werden auch diese Teile des Wörterbuches innerhalb jenes Zeitraums mit Leichtigkeit fertig, und wir könnten etwa 1914, sechzig Jahre nach dem Erscheinen des ersten Bandes, auf den Abschluß des ganzen Werkes rechnen.

Ehe dieses aber nicht wirklich abgeschlossen ist, halte ich es — nun, ich will mit Sokrates sagen, für *θαυμάσιον*, der Schaffung eines neuen deutschen Wörterbuches, das sich auf breiterer Grundlage erheben müßte als unsers, das Wort zu reden und von einem thesaurus linguae germanicae nach dem Muster des lateinischen zu schwärmen. Wir wollen froh sein, wenn uns erst die Schlußlieferung des Grimmschen Wörterbuches vorliegt, auf die sein Begründer und erster Verleger schon vor vierzig Jahren rechneten; wir wollen hoffen, daß keinem der Beteiligten, weder dem jetzigen Verleger, noch den Mitarbeitern, noch dem Publikum vorher der Mut verloren geht. Für seine Vollendung wollen wir reden und handeln, die Sorge um die Hebung des thesaurus aber unsern Söhnen und Enkeln überlassen!

* * *

Die Germanistische Sektion der Hallischen Philologenversammlung schloß sich diesen Ausführungen an und einigte sich auf folgende, dem Herrn Reichskanzler zu unterbreitende Kundgebung: „Damit das nationale Werk, seit dessen Beginn nun mehr als fünfzig Jahre vergangen sind, in zehn bis zwölf Jahren zum Abschluß gebracht werde, richten wir an die Regierung die Bitte, den Bearbeiter von G beruflich soweit freizumachen, daß seine Hauptarbeitskraft dem Deutschen Wörterbuche zugute kommt, ihn aber außerdem, ebenso den Bearbeiter von W, durch Gewährung einer größern Beihilfe in den Stand zu setzen, je zwei selbständige, ausschließlich für das Wörterbuch tätige Mitarbeiter zu gewinnen; endlich den Bearbeitern von T U und V Mittel zur Verfügung zu stellen, um je eine jüngere Hilfskraft zu ihrer regelmäßigen Unterstützung heranzuziehen."

Außerdem beschloß sie einstimmig, die Sache des Deutschen Wörterbuches zu der ihrigen zu machen und sie, bis es vollendet sein würde, auch für alle künftigen Philologenversammlungen ein für allemal auf ihre Tagesordnung zu setzen.



Die Gräfin von Genlis

Von Charlotte Niese



Nach dem Erscheinen meiner Emigrantengeschichte „Vergangenheit" bin ich brieflich und mündlich so oft nach Frau von Genlis und danach gefragt worden, ob diese französische Schriftstellerin wirklich in Norddeutschland gelebt habe, daß ich die Antwort in den folgenden Zeilen einem größern Leserkreis geben möchte. Die Anregung zu meinem Roman verdanke ich Herrn Professor Harkensee in Hamburg, insbesondre seinem vortrefflichen Aufsatz: „Frau von Genlis" in den Beiträgen zur Geschichte der Emigranten in Hamburg.*)

Als im Jahre 1792 und 1793 die meisten Regierungen des europäischen Festlandes die französischen Emigranten über ihre Grenzen wiesen oder den neu hinzuziehenden die größten Schwierigkeiten machten, da waren es allein die alte Hansestadt Hamburg und das dänische Königreich, die die heimatlosen Fremdlinge gastlich aufnahmen. Die Kunde, daß jenseits der Elbe, in Hamburg und in Altona, in Holstein und in Schleswig eine Zufluchtstätte zu finden sei, verbreitete sich schnell unter den Franzosen, und von allen Seiten strömten sie herbei. Nicht allein die Anhänger des Königtums, die schon seit 1789 ein Wanderleben führten; nach der Schreckensregierung und dem Sturz der gemäßigten Parteien in Paris suchten auch Tausende von Republikanern Schutz im Auslande, und jedes Schiff, das von den französischen Häfen nach der Elbmündung ging, brachte Scharen von Flüchtlingen, die die Gastfreundschaft des dänischen Königs oder des Hamburger Senats für sich in Anspruch nahmen. Um diese Zeit machte Hamburg den Eindruck einer französischen Stadt. Überall, in den Vergnügungsorten, auf den Straßen, fand man die französischen Gäste; hier ging ein alter Marquis in weißer Perücke und verschabtem Hofkleide, dort sah man Reihen seiner Landsleute mit rundgeschnittnem Haar, in der Bürgertracht, die sich in Paris Bahn gebrochen hatte; an einer Straßenecke war das französische Café zu finden, wo die Pariser Zeitungen auslagen, und das ein ehemaliger Herzog gegründet hatte, während überall franzö-

*) Zweiter Band. Hamburg 1900, Heroldsche Buchhandlung.

sische Putz- und Delikatessengeschäfte oder Buchläden aus der Erde wuchsen. Man mußte zu verdienen suchen, denn der Hunger tat weh; die meisten Emigranten, die Geld mitgebracht hatten, hatten es bald aufgebraucht, und viele waren so eilig geflohen, daß sie überhaupt nichts von ihren Besitztümern hatten mitnehmen können.

Die Stadt Altona bot im kleinen Maßstabe dasselbe Bild, wie die große Nachbarstadt. Auch hier landeten Schiffe mit Emigranten, auch hier fanden sie Aufnahme, und auch hier suchten viele der Fremdlinge ihr Brot als Wirte, Kellner, Bäcker, Schneider, Musiker und Tanzlehrer zu verdienen. Überall dieselben Verhältnisse. Hier ein Legitimist, der mit finsterm Blick an einem Landsmann vorübergeht, den er im ersten Augenblick als einen Republikaner und Königsmörder erkennt, und neben dem er dann doch vielleicht in einer Gesellschaft bei den Godefroys, den Parish, den Sievekings an derselben Tafel sitzen muß. Denn die Familien der Hamburger Gesellschaft fragten nicht nach den Gesinnungen der fremden Gäste, sondern nahmen auf, was sich ihnen an interessanten Erscheinungen in dieser Hochflut darbot. An demselben Teetisch konnten sich der Kammerherr des Königs und der Mann begegnen, der für den Tod Ludwigs und seiner Gemahlin gestimmt, und der vielleicht auch seinen jetzigen Nachbarn gern auf die Guillotine gebracht hätte.

Im ganzen waren die Hamburger und die Altonaer republikanisch gesinnt. Klopstock hatte in schwungvollen Worten den Fall der Bastille besungen, und wir finden gerade in den besitzenden Klassen eine lebhafte Teilnahme für die große französische Bewegung. Die Hinrichtung des Königspaares dämpfte zwar manche überströmende Begeisterung; es gab aber auch nach diesem Ereignis noch immer kluge und gebildete Leute, die Robespierre unter die Unsterblichen rechneten.

Als die Schriftstellerin und Gouvernante der Kinder des Herzogs von Orleans, die Gräfin von Genlis, mit einer jüdischen alten Handelsfrau von Hannover über die Elbe nach dem dänischen Gebiet fuhr, da fragte sie diese nach einem Unterkommen bei einem republikanisch gesinnten Altonaer und erhielt die Antwort, daß Herr Pflock, der Besitzer einer „Auberge" am Rathausmarkt, mit Vorliebe republikanische Franzosen bei sich aufnähme. Dorthin also wandte sich die Gräfin und erhielt hier ein Hinterstübchen. Allerdings nannte sie ihren Namen nicht, sondern stellte sich als eine Miß Clarke vor, die aus einem englischen Kloster entwichen wäre.

Stephanie Felicité von Genlis stand nämlich auch auf der wohl zweimalhunderttausend Namen enthaltenden Proskriptionsliste der französischen Republik und wußte nicht, wohin sie ihr Haupt legen sollte. Aus der Schweiz, wohin sie mit ihren Zöglingen Orleans geflohen war, war sie ausgewiesen worden, und die Rheinlande und Holland verschmähten ihre Gesellschaft. Jetzt hörte sie von Hamburgs und Dänemarks Gastlichkeit; da aber Hamburg von Anhängern des Königtums wimmelte, hielt sie es für richtiger, sich erst einmal nach Altona zu begeben. Ihr Mann, der Graf von Genlis, war als Royalist der Revolution zum Opfer gefallen; sie selbst aber galt nicht allein für eine berühmte Schriftstellerin, sondern auch für eine gefährliche Republikanerin.

Jakobine Genlis nannten die Royalisten sie, und sie warfen ihr vor, daß sie die Reden verfaßt hätte, die der Herzog von Orleans in den jakobinischen Versammlungen gehalten hatte, und beschuldigten sie noch andrer Dinge. Es war ihrer Behauptung nach erwiesen, daß Frau von Genlis seit Jahren schon ein Verhältnis mit Egalité gehabt hätte, daß die Herzogin, seine Gemahlin, sie wiederholt aus ihrem Hofstaat hätte entfernen wollen, daß es ihr aber nicht möglich gewesen wäre. Frau von Genlis wäre es gewesen, die in Wort und Schrift die Bourbonen angegriffen und verleumdet, die durch ihre Verbindungen mit den hervorragendsten Revolutionsmännern die Katastrophe des Königsmordes herbeigeführt hätte, die Schuld trage an der Ermordung der Prinzessin Lamballe und unzähliger andrer hochgestellter Aristokraten.

Aber auch die Republikaner zählten Frau von Genlis nicht zu den ihren. Abgesehen davon, daß sie seit zwanzig Jahren Freundin und Erzieherin im Hause der Orleans gewesen war, hatte sie durch eine Reihe von moralischen und religiösen Schriften nach der Ansicht der Jakobiner den Beweis erbracht, daß sie für Gedanken des freien Geistes und der kirchlichen Aufklärung kein Verständnis hätte, daß sie wohl in glühenden Worten für die Revolution und ihre Errungenschaften schwärmen könnte, daß es dann aber wieder Augenblicke in ihrem Leben gegeben habe, in denen sie ihre aristokratische Geburt nicht zu verleugnen vermocht hätte.

Frau von Genlis stand also gewissermaßen in der Luft, und da sich von orleanistischer Seite das Gerücht verbreitete, sie hätte die ihr anvertraute Prinzessin von Orleans in Stich gelassen, so blieb ihr auch von dieser Partei der Vorwurf der Treulosigkeit nicht erspart.

In menschlicher Beziehung bleibt Frau von Genlis eine der schwankenden Gestalten, deren Charakter niemals festgestellt werden konnte. Nur eins ist unbestritten, daß sie nämlich eine bedeutende und fruchtbare Schriftstellerin gewesen ist, deren Ruhm weit über Frankreichs Grenzen getragen wurde.

Zuerst im Hause der Orleans hatte sie sich in ihren schriftstellerischen Arbeiten mit Vorliebe der Moral und der Religion zugewandt. Sie liebte die Gegensätze, und sie selbst drückt ihre Freude darüber aus, daß sie in dem leichtsinnigen Palais Royal theologische Abhandlungen schreiben kann, die anonym erscheinen, und für deren Verfasser man zwei bekannte Geistliche hält.

Außer diesen Arbeiten verfaßte sie mehrere Abhandlungen über Erziehung und Moral, einige Lustspiele für Kinder und übersetzte andre aus dem Englischen. Daß sie zwischen dieser Tätigkeit und der Erziehung der Kinder Orleans noch Zeit fand, dem Herzog aufreizende Reden zu verfassen und Umgang mit den Häuptern der Revolutionspartei zu pflegen, ist schon erwähnt worden. Sie war in Paris eine gefürchtete und zugleich eine bekannte Persönlichkeit; sie liebte es, mit scharfen Worten öffentlich in den Streit der Meinungen einzugreifen, und sie hatte mehr Freude an Feindschaften, als daran, sich Freunde zu machen.

An der besondern Art ihrer Kampfesfreudigkeit lag es denn auch, daß sie alle Bitternisse der Verbannung kennen lernen mußte. Die Herzogin von Orleans hatte ihr schon die Begleitung ihrer Tochter untersagt, als Frau von Genlis plötzlich mit ihr aus Frankreich floh und sie mit sich in die Schweiz nahm. Hier trennte sie sich von der Prinzessin, wahrscheinlich, weil sie glaubte, ohne sie sicherer reisen zu können. Aber sie wurde doch erkannt und ausgewiesen und kam erst wieder zur Ruhe, als sie nach Altona gegangen war und beschloß, eine Zeit lang in der Verborgenheit zu leben.

In Norddeutschland hatte sie als Schriftstellerin einen Namen. Ihre Briefe über die Erziehung der Frauen, einige moralische Kindererzählungen, les Veillées du château hatten ihren Weg in die Häuser der Wohlhabenden gefunden; man bewunderte ihr elegantes Französisch, ihre hohe Moral, ihre geschickte Art, Unterhaltung und Tugend miteinander zu verbinden. Aber man bewunderte natürlich nur die Schriftstellerin; von der Frau selbst hatte man keine Ahnung. Daß die unscheinbare Miß Clarke, die sich in dem Altonaer Gasthaus nur gelegentlich an der Mittagstafel zeigte, die Frau sei, von der die Royalisten wissen wollten, daß sie in Hamburg mit dem General Dumouriez als seine Maitresse lebte, ahnten auch die Leute nicht, die dieser Miß Clarke gelegentlich begegneten. Weder die städtischen und die dänischen Beamten, die ihren Mittagstisch im Pflockschen Hause hatten, noch der Wirt selbst und sein Kreis. Der Stadtphysikus, Doktor Unzer, selbst ein Dichter, der in Verkehr mit Klopstock, Matthias Claudius, den Stolbergs und andern literarischen Persönlichkeiten stand, unterhielt sich gern mit der bescheidnen Engländerin, verschaffte ihr Musterzeichnungen für Kattunfabriken, denn wie alle zugereisten Fremden war sie in großer Geldverlegenheit, und erzählte ihr auch wohl, daß im englischen Theater, das in Hamburg und in Altona Vorstellungen gab, Komödien gegeben würden, die von der bekannten Frau von Genlis verfaßt

seien. Ohne Zucken hörte die Gräfin diese Worte an. Sie selbst schien sich nicht für die Literatur zu interessieren. Wenn sie Abends mit der Wirtsfamilie allein war, spielte sie Harfe und entzückte durch ihr Spiel nicht allein die empfindsame Wirtstochter, sondern auch einen Altonaer Bäckermeister. Er war Witwer und beschloß, die interessante Fremde zu seiner Frau zu machen. Als diese ihm durch den Wirt sagen ließ, daß sie ledig zu bleiben wünsche, war er sehr betroffen. Diese Episode hat Frau von Genlis in ihren Memoiren berichtet, ebenso, wie sie nicht unterließ, zu erzählen, daß sie trotz ihres vorgerückten Alters — sie war fünfzig Jahre — auf die deutschen Männer großen Eindruck gemacht habe und sich ihres Liebeswerbens kaum hätte erwehren können. Ob das wahr ist, bleibe dahingestellt; jedenfalls war die französische Schriftstellerin eine Frau, die durch Klugheit und sympathisches Auftreten unbefangne Menschen wohl bezaubern konnte. Als sie nach zehn Monaten strengster Zurückgezogenheit Altona verließ, um in Hamburg unter ihrem wahren Namen aufzutreten, hatte sich in den Emigrantenkreisen manches geändert. Einige ihrer erbittertsten Feinde waren weggegangen oder auch verdorben und gestorben. Auf und ab flutete der Strom der Fremdlinge. Manche wandten sich nach Holstein und Schleswig, andre mußten die öffentliche Wohltätigkeit in Anspruch nehmen und wurden auf den Gütern der Umgegend untergebracht; andre wieder kämpften so mit der Not des Lebens, daß sie gleichgiltiger über die dachten, denen sie die Hauptschuld an dieser Not gaben. Genug, als die Gräfin Genlis plötzlich mit ihrem Schwiegersohn, dem aus Holland zugereisten Grafen von Valence, in die Öffentlichkeit trat, ergoß sich wohl noch ein Strom bittern Spotts bei den Royalisten über sie; das aber, was sie gefürchtet hatte, eine persönliche, tätliche Rache von einem Widersacher, trat nicht mehr ein. Und einen Kampf in Wort und Schrift konnte sie vertragen. Es war ihr Lebenselement, ihr Trost in den langweiligen Tagen der Verbannung.

In der dunkeln Kammer bei Herrn Pflock in Altona hatte sie ihren ersten Roman geschrieben, der jetzt in Hamburg verlegt wurde. Er hieß die „Schwanenritter“ und schilderte den Hof Ludwigs des Sechzehnten und die Abenteuer Marie Antoinettens. Sein Inhalt war so anstößig und boshaft, daß die Legitimisten in helle Wut gerieten; aber er hatte einen großen Erfolg und wurde bald darauf ins Deutsche übersetzt. Bei vornehm denkenden Hamburgern, bei Frau Doktor Reimarus und Herrn Piter Poel erregte er lebhaften Zorn. Die Doktorin schreibt an einen Freund: „Madame Genlis neuer Roman ist Ihnen wohl schon vor die Augen gekommen, und seine Zucht- und Ehrvergessenheit auch. Und diese respektable Dame spricht nur von Zucht und Tugend. Sie spielt die fromme, und taugt gewiß nichts; ist aber mächtig klug.“ Herr Piter Poel spricht sich noch stärker über den Grafen Valence und die Gräfin selbst aus, deren „gründliche Schlechtigkeit“ zu durchschauen er Gelegenheit gehabt hatte. Frau von Genlis dagegen schreibt in ihren Memoiren: J'étais fort aimée à Hambourg, l'une des villes les plus hospitalières de l'Allemagne.

Den Schwanenrittern folgt eine Epitre à l'asile que j'aurai, eine Gedichtsammlung, die ihres rührenden Tones wegen ihr aus den verschiedensten Teilen Deutschlands Dankbriefe und Einladungen einbringt. Die Fürstin Radziwill in Warschau errichtet ein Häuschen in ihrem Garten, das sie l'Asile de Mme de Genlis nennt, und sie fordert die Dichterin auf, es als solches zu betrachten. Frau von Genlis hatte aber vorläufig andres zu tun. Sie gibt ihre Verteidigungsschrift heraus: Précis de la conduite de Madame de Genlis depuis la Révolution. In diesem Werke verteidigt sie ihr rätselhaftes Betragen, ihre Beteiligung an der Revolution, ihren Verkehr mit den Hauptführern. Sie ist unschuldig an allem, was ihr vorgeworfen wird, wenn sie auch zugeben will, daß sie eine Freundin der gemäßigten Republik ist, und auch den Orleans keine Herrscherkraft zutraut. Weitschweifig und umständlich ist ihre Darstellung; in einem Federzuge verrät sie die Orleans, von denen sie bis vor kurzem eine Pension erhalten hat, und sie macht

ihre Verneigung vor dem neuen Frankreich, das sie noch immer verbannt. Vorläufig nützt ihr das langatmige Buch nichts; sie muß in Hamburg oder in dessen Umgebung bleiben, gemieden vom bessern Teil der französischen Gesellschaft, während sie doch allmählich einen Kreis um sich versammelt, denn ihr Witz, ihr Unterhaltungstalent, ihre Schlagfertigkeit ziehen Bewundrer in ihren kleinen Salon. Dazu kommt, daß sich eine Nichte, ein Fräulein von Sarcey, zu ihr und dem Grafen von Valence gesellt, und daß auch ihre „Pflegetochter" Paméla, Lady Fitzgerald, nach Hamburg kommt. Diese Paméla galt für die Tochter Egalités und der Frau von Genlis und wird als ein Wesen von außergewöhnlichem Liebreiz geschildert. Zu diesen nahen Verwandten kam noch der Marquis von Ducrest, der Bruder der Gräfin, und so hatte sie einen kleinen Anhang in Hamburg, der sich durch mancherlei Beziehungen vergrößerte. Mancher deutsche Schriftsteller machte der kleinen dunkeläugigen und lebhaften Frau seine Aufwartung, um die berühmte Kollegin zu sehen. Auch Klopstock besuchte sie und erklärte, daß er gut von ihr unterhalten worden sei. Sie aber schreibt später in ihren Memoiren, daß dieser kleine häßliche, hinkende Greis sie mit einem Schwall von Worten überschüttet hätte und ihr keine Zeit gelassen habe, auch nur einen Satz zu sprechen. Die zwei jungen Damen sind für Frau von Genlis eine große Stütze. Lady Paméla Fitzgerald ist zwar eine verheiratete Frau, aber sie ist nicht unempfindlich gegen die Huldigungen der Männer, und Henriette de Sarcey findet sogar in dem Hamburger Kaufherrn Konrad Matthiessen einen reichen und vortrefflichen Ehemann. Die Hochzeit wird in dem schönen Familienhause der Matthiessens in der Reichenstraße gefeiert, aber nach fünf Jahren die Ehe wieder geschieden. Die junge leichtsinnige Französin weiß sich nicht in ihren vierundzwanzig Jahre ältern Gatten zu schicken. Sie macht das Haus zum Tummelplatz ihrer leichtfertigen Landsleute und läßt sich endlich von einem von ihnen entführen. Auch die schöne Paméla endet als Abenteurerin.

Dies geschah aber alles erst später; vorläufig genoß Frau von Genlis die Verbindung mit einem wohlhabenden Hause, wechselte allerdings inzwischen ihren Aufenthalt, indem sie der Einladung einer Bewunderin auf das Land folgte, und vergaß nicht, daß sie noch immer auf der Proskriptionsliste stand.

Es hatte sich unter den Emigranten eine Partei gebildet, die den jungen Louis Philipp von Orleans zum König von Frankreich haben wollte. Als Frau von Genlis von diesem Plan erfuhr, richtete sie an den Prinzen, der ja ihr ehemaliger Schüler war, einen offnen Brief, worin sie ihn beschwor, niemals die Königswürde anzunehmen. Erstens, weil er sich nicht für den Thron eignen, dann auch, weil es Verrat gegen die junge französische Republik sein würde, ihr wieder einen König geben zu wollen. Sie schrieb in dem ernsten Ton einer Gouvernante, zählte alle Fehler auf, die sie an Louis Philipp entdeckt hatte, und sprach schließlich den Wunsch aus, nach Frankreich zurückkehren zu dürfen, um ihrem Lande dienen zu können. Sie erwähnte auch, daß sie in der Verborgenheit gelebt hätte, und sie sagte, daß sie ihren Namen abgelegt hätte, um sich in Ruhe sammeln zu können.

Vorläufig hatte dieser offne Brief nur den Erfolg, daß die Orleans die Treulosigkeit ihrer einstigen Erzieherin öffentlich bestätigt fanden; aber die Brücke nach Frankreich war für Frau von Genlis geschlagen.

Nun gab sie Les petits émigrés heraus, ein Mittelding von Roman und Lehrschrift in Briefen. In diesem Buch ist, wie in jedem Werk der Genlis, viel von Weisheit und Tugend die Rede; aber es hat Handlung, und die Schicksale der aus Frankreich vertriebnen Kinder, die mit ihren Eltern von einem Lande ins andre ziehen müssen, haben etwas Rührendes. Am eignen Leibe hatte Frau von Genlis die Verbannung empfunden; hier gab sie die Gefühle und Gedanken aller Emigranten wieder. Verschiedne Briefe sind aus Hamburg und Holstein datiert und beschreiben in allerdings sehr flüchtigen Zügen das Leben in Norddeutschland.

Les petits émigrés enthalten nichts, was die Royalisten verletzen konnte; höchstens den Umstand, daß einer der jungen darin auftretenden Kavaliere seine

Muttersprache verkehrt schreibt und nichts von allgemeiner Bildung ahnt. Der Erfolg des Buches war groß; noch heute findet man es in vielen Bibliotheken.

Immer fleißiger arbeitete die Dichterin. Von Lustspielen ging es zu Dialogen in französischer und deutscher Sprache; von neuen Fabeln zu den Mères rivales, ihrem dritten Roman. Bald nach der Hochzeit ihrer Nichte wandte sie sich nach Berlin, um auch dort länger zu bleiben. Aber sie hatte nicht mit dem Haß ihrer Landsleute gerechnet, von denen sich eine Anzahl am Hofe Friedrich Wilhelms des Zweiten aufhielt. Die preußische Polizei brachte sie wieder über die Grenze. Der König ließ ihr zum Trost sagen, daß er ihre Bücher nicht aus seiner Bibliothek verbannen würde. Da gab sie dem preußischen Gendarmen folgende Verse mit:

Malgré mon goût pour les voyages,
Je promets, avec grand plaisir,
D'éviter, et même de fuir
Ce royaume dont les usages
N'invitent pas à revenir!

Nach dem Tode Friedrich Wilhelms des Zweiten versuchte sie dann doch noch einmal in Berlin zu wohnen und hielt sich ein Jahr lang in Charlottenburg auf.

Überall führte sie dasselbe Leben. Sie arbeitete, suchte neue Eindrücke, suchte einflußreiche Bekanntschaften zu machen und selbst Einfluß zu erringen. Sie gab Stunden, malte und stickte für Geld, sie spielte, wenn es sein mußte, Theater und gab Harfenkonzerte. Von großem Fleiß und bewundrungswerter Elastizität wußte sie sogar die Bewunderung mancher Gegner zu erringen, während sie zugleich verstand, sich bei den maßgebenden Persönlichkeiten in Paris in Erinnerung zu bringen. Da geschah denn endlich, wonach sie so lange gestrebt hatte: als Frankreich wieder einem großen Teil seiner Kinder die Grenzen öffnete, durfte auch sie nach Paris zurückkehren. Diese Glücksbotschaft empfing sie in Hamburg, und nicht ohne Rührung schied sie von der gastlichen Stadt und dem kleinen Altona, in dessen Mauern sie sich hatte verbergen können. Dann warf sie die Vergangenheit hinter sich und stellte gleich nach ihrer Ankunft in Paris dem ersten Konsul ihre Feder zur Verfügung. Sie erhielt den Auftrag, für ihn zweimal monatlich Briefe zu schreiben, die das Leben des alten Hofes, der Emigranten im Auslande, ihre Politik und ihre Moral behandelten. Auch mußte sie melden, was man über die neue Regierung redete. Leider sind diese Briefe nicht erhalten; Frau von Genlis, die, wie ihre Feinde behaupteten, sogar ihre ärztlichen Vorschriften drucken ließ, hat dafür gesorgt, daß diese Mitteilungen vernichtet wurden. Dafür erhielt sie vom ersten Konsul freie Wohnung und eine Rente von sechstausend Franken, die sich unter dem Kaiserreich noch erhöhte. Jetzt hatte sie eine Stellung und einen Einfluß, die ihr große Macht verliehen und ihr die Mittel in die Hand gaben, um ihre Rache an diesem und jenem Feinde zu kühlen. Ihren Angehörigen verschaffte sie Anstellungen bei Hofe, und sie erhielt später auch noch eine Rente von der Königin von Neapel. Als jedoch die Bourbonen wieder in Paris einzogen, war sie die erste, dem König ihre Huldigung darzubringen. Aber Ludwig der Achtzehnte gewährte ihr keine Audienz, und als sie sich nun wieder den Orleans zuwandte, wurde sie kühl aufgenommen. Allerdings gab ihr einstiger Schüler, Louis Philipp, ihr ein Jahrgeld, aber weder er noch seine Schwester konnten vergessen, daß sie ihnen sowohl in den Zeiten der Emigration wie unter dem Kaiserreich die Treue schlecht gehalten hatte.

So sehr ihre niedrigen Charaktereigenschaften sie in den Augen aller rechtlich denkenden Menschen herabsetzten, so errang sie sich als Schriftstellerin doch immer höhern Ruhm. Hatte sie auch unter ihren französischen Kollegen die größten Feinde, und wurde ihr durch unzählige Aufsätze und Epigramme gezeigt, wie sehr man sie verachtete, so mußten doch auch ihre Gegner zugeben, daß ihr Salon einer der besuchtesten in Paris war, und daß besonders die Ausländer zu ihr eilten, um die Bekanntschaft der Frau zu machen, die durch ihre Abenteuer und ihre Arbeiten

eine der bekanntesten Schriftstellerinnen in Europa geworden war. Wenn auch Sainte-Beuve von ihr sagte, daß sie wohl gut, aber niemals besser schreiben könne, so stand sie dennoch in Stil und Sprache weit über dem Durchschnitt der schreibenden Frauen, und war ihre Unterhaltung auch oft boshaft, ihr Salon schmutzig und unordentlich, so umgab sie doch immer der Schein des Ungewöhnlichen.

Im Jahre 1825 gab sie ihre Memoiren heraus. In diesen beschrieb sie ihre Erlebnisse und wunderlichen Schicksale und rächte sich vor allem an ihren Landsleuten, die ihre Feindschaft erworben hatten, mochten sie schon lange tot oder noch am Leben sein. Noch einmal ließ sie den alten Hof und seine Hauptpersönlichkeiten auferstehn; Marie Antoinette wurde eben so scharf beurteilt wie die unglückliche Prinzeß Lamballe, aber wie sie die Toten schmähte, so rechnete sie auch mit den lebenden Schriftstellern ab, von denen mancher sie in Romanen und Gedichten eine schlechte Rolle hatte spielen lassen. Es gab wohl keinen unter ihnen, von Frau von Staël an, dem sie nicht vorwarf, ein Dummkopf oder ein Plagiator zu sein, während sie sich selbst die bedeutendste Schriftstellerin Frankreichs nannte.

Ihre Memoiren wurden viel besprochen, und sie fanden reichliche Entgegnung. Es regnete Pamphlete und Broschüren über sie, von denen Madame de Genlis en miniature am bekanntesten geworden ist. War sie boshaft, so waren ihre Gegner noch boshafter, es erschien damals selten ein Memoirenband aus französischer Feder, der ihren Namen nicht mit irgend einem häßlichen Zusatz genannt hätte.

Sie war nicht unglücklich darüber; ihr Leben war ein Kampf gewesen, es sollte so bleiben. Allerdings wurde es einsam um sie. Ihre Angehörigen waren tot, ihr Einfluß war geschwunden. Wohl kam noch hin und wieder ein Fremder zu ihr, um die merkwürdige Frau zu sehen, die noch wie ein Wahrzeichen vergangner Zeiten in ihrem bescheidnen Zimmerchen von der Vergangenheit zehrte. Aber auch diese Besuche wurden seltner, und als Frau von Genlis am 31. Dezember 1830, vierundachtzig Jahre alt, starb, da gehörte sie schon für viele Menschen zu den Antiquitäten. Sie hatte noch erlebt, daß ihr ehemaliger Zögling Louis Philipp von Orleans den Thron Frankreichs bestieg; aber sie war zu alt und zu müde, jetzt das alte Spiel der verkannten Tugend nochmals zu beginnen. Übrigens hat sie als Erzieherin der Kinder Orleans große Verdienste gehabt; sie ist es z. B. gewesen, die die jungen Prinzen zu kräftigenden körperlichen Übungen anhielt, sie in jeder Beziehung abzuhärten versuchte und ihnen in ihren jungen Jahren beibrachte, sich selbst zu helfen und sich nicht bedienen zu lassen. Gerade diese Erziehung war für die verbannten Fürstenkinder von großem Nutzen, und wenn Louis Philipp auch vermieden hatte, in Hamburg mit Frau von Genlis zusammenzutreffen, wo auch er sich eine Zeit lang als Emigrant aufhielt, so hat doch er später ebensowenig ein hartes Wort über sie gesagt, wie seine Mutter, die Herzogin, die sich in Stillschweigen über die Frau hüllte, der sie im eignen Hause viele bittre Stunden verdankte, und die sie in der Zeit der Gefahr verraten hatte.

Gräfin Genlis hat gegen hundert Bände geschrieben, Lustspiele, Gedichte, Romane und Abhandlungen jeder Art. Ihre Romane haben meist einen geschichtlichen Hintergrund, den sie dann auf irgend eine Weise mit der Gegenwart in Verbindung zu bringen wußte. Ihr Französisch ist leicht und flüssig, noch heute liest man einige ihrer Beschreibungen mit Vergnügen, während ihre aufdringliche Moral langweilt.

Frau von Staël rechnete sie unter die besten Schriftstellerinnen. Auf die Bemerkung eines Freundes, daß Frau von Genlis überaus hämisch über die Verfasserin der „Corinna“ geurteilt habe, zuckte diese die Achseln: „Sie hat mich angegriffen, ich habe sie gelobt; damit waren unsre Beziehungen zu Ende.“

Heute ist Frau von Genlis vergessen; und daß sie einst jahrelang in Norddeutschland gelebt hat, weiß kein Mensch mehr. Aber auf den Bücherbrettern unsrer Großmütter haben Les petits émigrés und Les veillées au château gestanden, und den Spuren der merkwürdigen Frau kann man noch heute in Altona und Hamburg

nachgehen. Sie selbst sagt in ihren Memoiren: „Über alle Welt habe ich mich zu beklagen gehabt, nur nicht über das Publikum, das mich nicht kannte und nur meine Werke las."

Vielleicht wird man es jetzt begreifen, daß Frau von Genlis als Mensch nicht die Achtung erringen konnte, die ihr als Schriftstellerin gebührt.



Zwei Seelen

Ein Lebensbild von Wilhelm Speck

(Fortsetzung)



Es dämmerte mir nun auf, daß unsre Reise in das Land der Freiheit noch manche Schwierigkeit haben würde, von der ich nicht geträumt hatte. Freundschaften, denen erst mit dem Messer Respekt eingeflößt werden muß, sind von keiner vertrauenswürdigen Art, und da schon die erste Brücke, über die wir gehn wollten, ohne Verlaß war, eine gefährliche Notbrücke, über die man mit einem Stoßgebet wandert, so fing ich an zu mutmaßen, daß es auch mit der andern Brücke, die bis zum sichern Grunde führen sollte, eine ähnliche Bewandtnis haben werde und also der Mann, der uns mit Geld ausrüsten sollte, seine Wohnung im Monde habe. Als ich Röder eine Andeutung von meinen Kümmernissen machte, zuckte er ungeduldig mit den Achseln, ohne mich einer Antwort zu würdigen, und ließ mich darauf wohl eine Stunde schweigsam hinter sich hertraben. Überhaupt behandelte er mich in einer kurzen Art und spielte sich immer mehr als die größere und wichtigere Welt aus, um die sich meine eigne Person als ein unbedeutender Wandelstern zu drehen habe, während ich doch auch für mich selber etwas vorstellen wollte und mich nicht deshalb in die Freiheit hineingerettet hatte, um einer neuen Knechtschaft zu verfallen. So steuerten wir, nachdem wir anfangs so einig gewesen waren, schon nach kurzer Zeit in innerer Entfremdung durch das pfadlose Meer unsers ungewissen Schicksals, nur noch durch das Band des Selbsterhaltungstriebs aneinander geknüpft. Dieses letzte, was uns verband, war auf seiner Seite wohl von geringerer Stärke als auf der meinigen. Er hatte meiner ja wohl bedurft, als er die ersten Schritte aus seiner Zelle hinaus tun wollte, nachher jedoch konnte er mich recht gut entbehren, und ich war ihm eher ein Hindernis als eine Förderung. Wenn er mich dennoch nicht im Stiche ließ, sondern mich treulich hinter sich her schleppte, so lag der Grund dazu vielleicht in einem Mißtrauen in meine Fähigkeit, ohne ihn fertig zu werden, in der Furcht, daß ich, auf mich selbst angewiesen, bald in die Hände der Häscher geraten und ihm dann ebenfalls verderblich werden könne, oder in einer ehrlichen Treue, die ihn anhielt, mich, da er mich nun einmal mitgenommen hatte, auch nicht aufzugeben. Bei mir dagegen war es die Einsicht, daß ich auf ihn angewiesen wäre und ohne ihn mich durchaus nicht zu retten vermöge. So blieb ich ihm denn auf den Hacken und hängte mich unverdrossen an seine Rockschöße, wie wunderlich mir auch seine Kometenbahn vorkam, alle eigne Meinung vorläufig beiseite legend und mich ganz in seine Gewalt begebend. Daß auch er selber nur der Trabant eines andern war, eines unwesenhaften Geschöpfes, das ihn völlig beherrschte und alle seine Schritte lenkte, sah ich erst später. Denke ich an die damals gelaufnen Wege zurück, an dieses Kreuz und Quer durch Nacht und Nebel und Finsternisse, an dieses schattenhafte Umherhuschen im Dunkel und an alle die Not und das Elend, das wir dabei ausstanden, so habe ich das Gefühl, als wären wir in einem dunkeln Raum voll kreisender Räder, von denen jedes uns

mit Vernichtung bedrohte, umhergetappt. Daß wir dennoch verschont blieben, verdankten wir vielleicht dem Umstande, daß wir nach den ersten Vorsichtsmaßregeln unsern Weg mit blinder Verwegenheit suchten und gar nicht mehr mit unsrer Rettung beschäftigt waren. Röder hatte etwas im Kopfe, das ihn nach einer ganz andern Richtung hintrieb. So blieben wir die ganze Zeit in einer Gegend, aus der wir uns bei verständiger Überlegung so schnell wie möglich entfernt hätten, und verfuhren aufs klügste, indem wir auf das törichtste handelten.

Um unser armseliges Leben zu fristen, mußten wir da und dort einbrechen und bald einem Bauernhof, bald einem Kaufmannsladen einen Besuch abstatten, sodaß, als noch nicht viele Tage verflossen waren, kam es einmal zu einer Abrechnung, unser Schuldkonto in einer Weise belastet war, daß ein halbes Menschenleben dazu gehörte, die Rechnung zu zahlen. Wir verfuhren dabei freilich mit großer Vorsicht und Bescheidenheit, um so wenig Lärm als möglich hervorzurufen, und nahmen also nur, was die größte Not stillte; aber ein Flecken bleibt ein Flecken, wenn er auch an verborgner Stelle sitzt, und ich hatte die beste Gelegenheit, zu beobachten, wie eins aus dem andern folgt, wie die Schuld immerfort zu neuer Verschuldung treibt, und wie der Mensch, der sich zuerst betrug, als ginge er seinen selbstgewählten Weg, nachher gestoßen und getrieben wird, wohin er nicht möchte, die willenlose Kreatur seiner eignen Tat. Eine gewöhnliche Wahrheit, die man schon auf der Schulbank gelernt hat, deren Erleben jedoch immer überrascht, als hätte man noch nie etwas von ihr gehört!

Groß, trüb und dunkel ging es durch meine Seele. Es war mir einmal gewesen, als stünde hinter all den grauen Wesen die Sonne, und sie würde noch einmal hervorbrechen. Aber diese Hoffnung erstarb in einem solchen Leben voll Hunger und Elend mehr und mehr. Es war zuletzt nicht mehr das Hinschreiten auf ein wenn auch noch so ungewisses Ziel, sondern ein Versinken und Ertrinken in dunkeln Gewalten, ein Umhertreiben auf einer von den Wogen hin und her geschleuderten Planke.

Wir wanderten nun, da wir uns in unsrer Kleidung nicht mehr von andern armen Reisenden unterschieden, auch öfters des Tags, freilich nicht auf den Landstraßen, sondern auf verschneiten Feldwegen; auch suchten wir für die Nacht zuweilen mit andern Wanderern im warmen Heu oder Stall eines Wirtshauses unterzukommen. So lagen wir auch eines Abends in so einem Gasthaus dicht neben den Pferden im Stroh und waren gerade beim Einschlafen, als die Tür aufging und jemand mit der Laterne eintrat in der Absicht, noch einmal nach seinen Rossen zu sehen. Wie das Licht auf unsre Gesichter fiel, zuckte er erschrocken zusammen und ging schnell hinaus. Ich weckte Röder, der schon eingeschlafen war, um mit ihm zu entfliehn. Wie er sich aufraffte, hörten wir jedoch die gelassene Stimme des Wirts, der den aufgeregten Gast beruhigte, indem er sagte: Die Hunde haben nicht gebellt, so werden es alte Bekannte sein. Laßt sie nur schlafen, die armen Leute sind jetzt übel daran. Darauf wurde es still vor dem Hause, die Pferde klirrten mit ihren Ketten noch eine Weile und schliefen dann auch ein.

Da träumte ich, ich wäre durch einen weiten dunkeln Wald gelaufen. Der Sturm raste mir entgegen, es rauschte in allen Zweigen, und es war kalt. Hände und Füße fingen an mir zu erstarren, und ich wurde so müde, daß ich mich niederlegen wollte. Aber eine Stimme in mir sagte: Halte dich aufrecht. Setzt du dich nieder, so stehst du niemals wieder auf. Und zu Hause warten sie schon lange auf dich, die Mutter hat das Zimmer warm gemacht, und der Vater hat schon ein über das andremal gefragt: Wo nur der Junge steckt! Ja, der irrt im Walde herum und kämpft um sein Leben. Der Wald nahm ein Ende, und als ich hinaustrat, sah ich, daß meine Kleider zu Lumpen geworden, und daß auch diese Lumpen beschmutzt waren. Sie werden dich nicht wieder erkennen, sagte ich schmerzvoll und setzte mich nieder, um zu sterben. Da, wie mir die Augen zufielen, rührte mich etwas sanft an, und wie ich aufblickte, stand vor mir eine hohe wunderbare Gestalt,

die ich kannte, und von der ich doch nicht wußte, wo ich sie hintun sollte, und die von einem Lichte umflossen war, von dem ich nicht wußte, woher es kam. Ich wunderte mich, daß die Hand, die auf mir ruhte, nicht vor den Lumpen, womit ich bedeckt war, zurückschrak, und als diese Hand die meine ergriff, stand ich fröhlich auf und ging nun mit neuer Kraft und überglücklich an seiner Seite. Sogleich sah ich in der Ferne unter einem glänzenden Abendrot unser Haus liegen, und die Fenster schimmerten weithin in einem freundlichen Licht. Die Gestalt, die mich noch immer an der Hand hielt, stand still und wies darauf hin. Ich überlegte, ob ich ihn mitnehmen sollte, entschied mich aber dahin, es sei besser, ich ginge zuerst allein nach Hause, und ich könne ihn ein anders mal auffordern. Wie er nun von mir schied, versank alsbald alles Licht, das Abendrot verschwand, und dunkle Nacht war um mich her, auch meine Augen fielen wieder müde zu. Ich tastete mich jedoch weiter und gelangte an einen Bretterzaun, an dem ich immerfort hinging, ohne daß er ein Ende nahm. Da dachte ich endlich, als mir jeder Mut entfallen war, ich hätte die Hand, die mich vorhin geführt hatte, doch lieber nicht loslassen sollen. Wie ich das bedachte, gingen mir die Augen wieder auf, und ich sah nun, daß das Häuschen mit seinem freundlichen Schein dicht vor mir lag, und daß der Bretterzaun neben der Bahn hinführte. Jetzt kam auch mein Vater, der sein Stelzbein losgeworden war, von der Strecke und sah mich zitternd am Wege stehn. Er nahm mich unter den Arm und führte mich in die Stube hinein. Wie ich aus der bittern Kälte in die wohlige Wärme und aus der Nacht in das freundliche Licht kam, atmete ich tief auf und sagte: Ich dachte, ich käme nie mehr nach Hause. Und als ich warm zugedeckt in meinem Bett lag, rieselten mir die Tränen über das Gesicht, und ich sagte: Nun will ich aber schlafen.

In diesem Augenblick regte sich etwas neben mir, und ich fuhr empor. Es dauerte geraume Zeit, ehe ich mich zurechtfand und wieder wußte, wo ich war. Die lichte, freundliche Erscheinung war versunken, und verzweiflungsvoll ging es mir durch das Herz, daß meine Träume mich immerfort in die alte Heimat zurückbrächten, während ich mich in der Wirklichkeit immer weiter von ihr entfernte. Und darauf dachte ich daran, daß der Unbekannte und doch so Bekannte, von dem ich im Traume geführt worden war, derselbe sei, der auch an einem von Wunden entstellten und vom Elend verwilderten Tier noch ein letztes Gutes und eine letzte Schönheit herausgefunden hatte.

24

An einem der folgenden Nachmittage sahen wir vor uns auf der Straße einen Menschen zwischen den Pappelbäumen hin und her schwanken und endlich zu Boden sinken. Wir wollten ihm zuerst ausweichen, da er sich aber gar nicht wieder erhob, gingen wir auf ihn los und hatten nun ein ärmliches Menschenwesen vor uns, das lang ausgestreckt im Schnee lag und mit der Hand ein geringes Bündel festhielt. Röder stieß ihn in der Meinung, es mit einem Betrunknen zu tun zu haben, mit dem Fuße an und sagte: Aufgewacht, Brüderchen, hier steht kein Bett! Es kam keine Antwort, so kehrten wir ihn um und sahen nun in das blasse Antlitz eines mit dem Tode ringenden Menschen, in ein verhungertes und vergrämtes Gesicht, worin die Augen geschlossen waren. Wir flößten ihm etwas Branntwein ein, rieben ihm Gesicht und Hände, bis er unter diesen kräftigen und rauhen Belebungsversuchen wieder erwachte, und nachdem er noch einmal getrunken hatte, uns mitteilte, daß er ein Schneidergeselle wäre und, krank geworden, das Waisenhaus aufzusuchen gehe, worin er ehemals erzogen worden war. Wir waren nun in Verlegenheit, was wir mit diesem Häufchen Unglück anfangen sollten. Uns seiner so anzunehmen, wie es sein Zustand nötig machte, erlaubte unsre eigne Bedrängnis nicht, und ihn so liegen zu lassen, brachten wir nicht übers Herz. So beratschlagten wir, was wir in dieser schwierigen Lage tun könnten, und beschlossen, ihn bis in die Nähe eines Dörfchens, dessen erste Häuser nicht weit entfernt waren, zu bringen, wo wir ihn dann seinem guten Glücke überlassen mußten, was freilich nach seinen

bisherigen Erlebnissen eine unsichere Sache war. Wir nahmen also das arme Gerippe an den Arm und schleppten es ein Stück weiter, es brach uns jedoch bald wieder zusammen.

Der ist verloren und hört schon die Englein im Himmel singen, sagte Röder. Wir müssen doch einmal sehen, was für ein Menschenkind wir vor uns haben.

Er griff ihm in die Tasche und holte ein Bündel Papiere heraus. Wie er sie gerade entfalten wollte, wurde ein Schellengeläute laut.

Schnell beiseite! rief Röder und ließ die Papiere in der eignen Tasche verschwinden. Wir hatten uns kaum hinter einigen Tannen verbergen können, da kam das Gespann auch heran und hielt neben dem Kranken, der sich wieder in den Schnee gelegt hatte. Der Fuhrmann verließ seinen Sitz und betrachtete sich kopfschüttelnd und mit verlegner Miene das sanft in eine andre Welt hinüberschlummernde Elend, worauf er es endlich auf seinen Schlitten verlud, in warme Decken einwickelte und damit weiterfuhr.

Als das Schellengeläute in der Ferne verklang, gingen wir aus unserm Versteck wieder hervor, und ich machte Röder, der sich auch das Bündel des Mannes aufgehockt hatte, über seinen Diebstahl Vorwürfe.

Er lachte jedoch nur und sagte: Hast du eine feine Haut und tust zimperlich! Ich habe soviel Gefühl wie du und würde einen armen Teufel nicht beraubt haben, am wenigsten eine Waise, wenn ich ihm damit einen Schaden zufügte. Aber der steht schon an einer Tür, wo er keines Ausweises mehr bedarf und auch seiner armen Lappen nicht. Ich habe nicht einmal an mich gedacht, sondern wie ich hörte, daß er ein Schneider wäre, fiel mir ein, daß dir das Zeug, wenn der erst über den Graben gekommen sein wird, zu passe kommen werde. Wir dürfen nicht wählerisch sein.

Du hast Recht, versetzte ich traurig, wir dürfen nicht wählerisch sein. Auf deinen Bekannten, der uns mit Geld helfen sollte, haben wir wohl auch nicht zu rechnen.

Ein seltsames Zucken ging über sein Gesicht, er erwiderte jedoch nichts, sondern ging vor mir her eine Anhöhe hinauf, von der herab wir auf ein weitläufiges fernes Städtebild sahen. Es war mir aufgefallen, daß ich dieselbe Zusammenstellung von Häusern und Türmen schon mehreremal gesehen hatte, sodaß wir uns entweder auf derselben Stelle bewegten oder im Kreise gingen; Röder hatte jedoch auf meine Beobachtung nach seiner Gewohnheit, mich zeitweise in die leere Luft reden zu lassen, nichts erwidert.

Jetzt stand er still und sah schweigend hinaus. Die Luft war klar und rein, und die Gegend glühte unter dem Schein der untergehenden Sonne. Die Rechnung wird bald bezahlt sein, sagte Röder endlich, sich zu mir wendend. Sieh, dort zur Rechten, wo ein einzelner Turm in die Höhe ragt, habe ich einmal gewohnt. Und nicht weit davon am Wasser wohnt er. Du sollst erfahren, worin die Rechnung besteht.

Wie das Schneiderlein da, hob er an, nach dem Waisenhause zurückverlangte, wo er wohl die glücklichen Jahre seines Lebens verlebt hat, fiel mir ein, daß ich auch in einem Waisenhause groß geworden bin. Meinen Vater habe ich nicht gekannt, er ist ein Taugenichts gewesen und ist, nachdem er seine Leute genug gequält hatte, in die weite Welt gegangen. Da wird er wohl gestorben sein. Ich hatte noch drei ältere Geschwister, Mädchen. Wo die hingekommen sind, weiß ich auch nicht. Eine soll in Amerika sein, und ich hatte die Absicht, sie aufzusuchen. Meine jüngste Schwester war von feiner Gestalt und von geschickten Manieren. Sie war eine Zeit lang Ladenjungfer, nachher fand sie einen Liebhaber, einen Kaufmann, Vogel hieß er, der in einem großen Getreidegeschäft angestellt war. Damals war er, glaube ich, Prokurist, nachher wurde er Teilhaber. Ich war zu der Zeit ein kleiner Bursch, ein vergnügtes Kerlchen, aber ungesund. Immer hatte ich was krankes an mir, und wenn mir sonst nichts fehlte, so fiel ich die Treppe hinab oder bekam ein

Loch in den Kopf geschlagen. Meine Mutter war Aufwärterin. Wenn sie zu den Leuten ging, so wanderte ich immer mit. Vor den Türen auf und ab. Manchmal durfte ich mich in die Küche setzen oder auf der Treppe warten, meist mußte ich auf der Straße bleiben. Dann lief ich hin und her, rieb mir die Hände und Ohren und hielt den Blick sehnsüchtig auf die Treppe gerichtet, ob nicht die Mutter käme. Wenn nur nicht jeder mit mir angebunden hätte, aber kein Hund lief vorüber, ohne nach mir zu schnappen, und jeder große Schlingel rieb sich an mir. Manchmal schlug auch ein Herr nach mir, wenn ich ihm in den Weg lief.

Damals machte meine Schwester die Bekanntschaft ihres Kaufmanns. Nun kam manches Gute an uns. Einige mal durfte ich die Schwester besuchen, und sie hatte dann ihr Getue mit mir. Ich erhielt einen Soldatenanzug, Küraß und Säbel, und galoppierte damit glückselig im Zimmer herum. Mein Schmerz war nur, daß ich das Zeug nicht mit nach Hause nehmen durfte. Als ich das wieder einmal vergeblich verlangt hatte, geriet ich in Wut und trat darauf herum, bis es aus dem Leime ging, denn ich konnte leicht zornig werden und hatte Courage, zumal wenn ich was vor mir hatte, das sich nicht zur Wehr setzen konnte. Nachher weinte ich Tränen. Vogel tröstete mich und versprach mir eine neue Rüstung, denn er war sehr freundlich mit mir. Nur hatte er immer seinen Scherz mit mir. Er gab mir manchen guten Bissen und schenkte mir wohl auch ein Glas Wein ein. Einmal machte er mich auch betrunken, sodaß mir einen ganzen Tag elend war, aber ich rechnete es ihm doch nicht an, sondern hatte ihn gern und sehnte mich nach ihm. Wie lange das gedauert haben mag, weiß ich nicht; eines Tags war die Mutter gestorben, und ich kam ins Waisenhaus.

So vergingen die Jahre. Es war im Waisenhaus auch ein Mädchen, das mir von Anfang an gefiel und immer besser. Sie hatte rote Bäckchen und Vergißmeinnichtaugen, aber keinen Charakter. Sie war mit jedermann gut und folgte jedem wie ein Hündchen.

Weißt du, Sklavenblut, Vater und Mutter waren die meiste Zeit im Zuchthaus, aber das Kind war ehrlich. Als wir aus dem Waisenhaus heraus mußten, gaben wir uns die Hand darauf, daß wir nicht voneinander lassen würden, und daß wir uns heiraten wollten. Ich wurde dann Seemann, wonach ich immer verlangt hatte, und fuhr weit herum, bis Singapore und noch weiter, und dann nach Hause. Nachdem ich mir die Welt angesehen hatte, wollte ich lieber daheim bleiben und wurde Schiffer im Lande, fuhr also durch die Wiesen und Wälder, statt auf dem Meere. Meine Marianne war indessen ein Dienstmädchen geworden, und wir schrieben uns Brief auf Brief. Zuweilen sahen wir uns auch, und wie ich dann Soldat wurde, sahen wir uns alle Tage. Das gefiel mir so wohl, daß ich auch nicht mehr auf dem Lande herumfahren wollte, sondern mir eine Stelle als Hausknecht suchte.

Damals passierte folgendes: Marianne war in einem Laden und machte Einkäufe. Während sie noch mit dem Lehrling verhandelte, trat ein Herr herein, der etwas kaufte und dann mit der Marianne scherzte und sie mit ihm. Darüber vergaß er nach dem Gelde zu sehen, das der Kaufmann zurückgegeben hatte, und als er sich endlich darum bekümmerte, fehlte ein Goldstück. Nun fing man an zu suchen, auf dem Ladentisch, auf der Erde, zwischen herumstehenden Säcken, alles nichts! Marianne hatte zuerst suchen helfen, plötzlich entfernte sie sich eilig, sie hatte schon zu lange geschwatzt. Schließlich sagte jemand, das Mädchen hätte sich so schnell davon gemacht, ob es das Geld nicht am Ende gefunden und eingesteckt hätte? Nein, sagte der Kaufmann, es ist ein ehrliches Mädchen, aber immerhin, man kann nicht wissen. Gelegenheit macht Diebe. Unglücklicherweise geriet auch ein Polizeibeamter dazwischen, und die Sache wurde amtlich. Als man bei Mariannes Herrschaft klingelte, bekam das Mädchen ein blutrotes Gesicht und fuhr heraus: Ich habe das Geld nicht genommen! Das war nun sehr verdächtig, und schließlich mußte sie mit zur Polizei gehn. Auch der Herr ging mit und war sehr verdrießlich,

so viel Zeit zu verlieren. Dort fing die Marianne an zu weinen und gestand ein. Und darauf unterschrieb sie das Protokoll, groß und hübsch malte sie ihren Namen hin und atmete erleichtert auf, daß sie die Geschichte vom Halse hatte.

Warum haben Sie nicht gleich die Wahrheit gesagt? Ich hätte Ihnen das Geld geschenkt, sagte der Herr. — Wie sie so noch beisammen waren, kam der Lehrling aus dem Geschäft, wo das vorgefallen war, und brachte das Geldstück, es war zwischen zwei Kasten gefallen, die auf dem Ladentisch standen. Marianne wurde von neuem vorgenommen und sagte, sie hätte das Geld nicht gestohlen. — Mein Gott, warum haben Sie es denn eingestanden? — Sie haben mir doch alle so zugeredet, antwortete sie. — Darauf entließ man sie, und der Herr gab ihr das Geld, schrieb ihr auch seinen Namen und seine Wohnung auf. Wenn es Ihnen einmal schlecht geht, so kommen Sie nur zu mir.

Nach Hause ging die Marianne nicht wieder. Auch ihre Herrschaft hatte ihr den Diebstahl zugetraut, das nahm sie übel. Als ich von der Geschichte hörte, machte ich einen Heidenlärm. Die Madame hätte ihrem Mädchen zur Seite stehn sollen, statt auch noch in das Horn der andern zu blasen. Die Leute mochten wohl selbst über sich verdrießlich sein, jetzt regten sie sich auf und wiesen mich hinaus, und als ich, anstatt zu gehn, noch mehr tobte und auch etwas zerschlug, wurde die Polizei geholt, die mich zur Ruhe brachte. Man glaubte, ich wäre betrunken, aber ich war nur zornig, und dann komme mir einer in den Weg! Am andern Tage konnte ich wieder gehn. Draußen stand schon die Marianne, blaß und traurig, sie hatte schon lange gewartet. Nun polterte ich sie von neuem an, sie senkte nur den Kopf. Das war ihre Weise. Alles ertrug sie, man konnte sie herunter machen und überhaupt mit ihr thun, was man wollte. Keine Widerrede. Nur in einem blieb sie fest, sie wollte nicht mehr in ihre Stelle. Die Nacht hatte sie irgendwo genächtigt.

Als ich hörte, daß sie das Goldstück von dem Herrn angenommen hätte, wurde ich von neuem wütend, trat es mit den Füßen. Das ist eine leichte Art, sich heraus zu reißen, mit dem muß Fraktur gesprochen werden! Nachher nahm ich es wieder auf und ging mit Marianne zu ihm. Ich hatte den Namen Vogel gelesen, dachte aber nicht, daß es der Liebhaber meiner Schwester war. Er war es doch, noch immer so freundlich, nur älter geworden. Mein Zorn war wie weggeblasen. Er war erst etwas verlegen, als er aber hörte, wer ich sei, schüttelte er mir die Hand und sagte: Ach der kleine Andres, aber hübsch groß geworden. Sehen wir uns einmal wieder? Darauf griff er mich am Ohr und lachte mich an, und ich lachte wieder.

Darauf sagte er: Eine schöne Geschichte. Ich habe dem Fräulein Ungelegenheiten gemacht, was mir leid tut. Aber zu allererst, ihr seid ein Liebespaar? Ich sagte ja, und Marianne wurde rot. — Und ihr wollt heiraten? — Sobald wir können. Und wann wird das sein? — Nun blieben wir stumm und guckten uns an. Herrschaften, ich will euch etwas sagen, ich bin euch eine Genugtuung schuldig. Also Andres, ich verschaffe dir einen hübschen Posten in unserm Geschäft. Schlägst du gut ein, so sollst du selber einen Kahn führen. Gefällt euch das?

Es gefiel uns, und es geschah auch. Bald darauf fuhr ich wieder durch die Welt, hübsch sanft und langsam zwischen Wiesen hin, bis zur Weichsel hinauf und verdiente ein schönes Geld. Marianne lernte inzwischen das Nähen, und was sonst dazu gehört. Vogel gab das Geld dazu, und ich auch. Im Herbst wollten wir heiraten, und im Frühling sollte sie mit mir fahren. Da flüsterte mir jemand was ins Ohr. Ich gab ihm eins dafür. Und dann noch einer. Da fuhr ich nach Hause und kam gerade recht, zu sehen, daß man mich nicht angelogen hatte. Vogel ging durchs Fenster. Marianne war bleich, sagte aber kein Wort. Nun schlug ich sie. Immer noch nichts. Nun schlug ich noch mehr. Hilft nichts, sie weint nur. Und endlich hebe ich sie auf und lege sie aufs Bett. Da sieht sie mich noch einmal an und drückt meine Hand an ihren Mund, und dann stirbt sie.

Darauf ging ich zu Vogel, viel zu spät, ich hätte zuerst zu ihm gehn sollen. Ich habe ihm einen Denkzettel gegeben, aber lange nicht genug, man riß mich von ihm ab, ich hatte zu viel Lärm gemacht.

Nachher kams heraus, daß meine Eifersucht grundlos gewesen wäre. Auch gut, mögen sies glauben, das geht niemand etwas an, das steht zwischen uns. Siehst du, Heinrich, deswegen bin ich entflohen. Er könnte mir vorher sterben.

25

Das Herz war mir schwerer und schwerer geworden, während mein Gefährte erzählte. Was er mir da erzählte, bewegte mich, aber noch mehr ergriff es mich, wenn ich daran dachte, was daraus werden würde. So sollte also die Nacht kein Ende nehmen, so sollte der Funke Leben also in einem Sumpfe erlöschen. Verzweiflung erfaßte mich.

Du hast mich belogen, fuhr ich Röder an.

Er kehrte sich um und sah mich verwundert an.

Du hast mich belogen.

Ich habe dich nicht belogen.

Du sagtest mir, es würde uns jemand Geld geben.

Das sage ich noch jetzt.

Aber du hast nicht von Gewalt gesprochen und nicht von Rache und Mord. Und darauf läuft es doch hinaus.

Hast du etwa danach gefragt? gab er zur Antwort. Du bist doch auch nicht von gestern und konntest recht gut wissen, daß ein armer Teufel wie ich keinen großmächtigen Freund hat, der flugs den Beutel öffnet, sagt man ihm ein Wort. Du hast einfach nichts wissen wollen.

Das war richtig. Ich schwieg in hoffnungsloser Bedrückung. Darauf faßte er meine Schulter und schüttelte mich kräftig. Sei doch nicht närrisch, Heinrich. Du hast ganz recht gesehen, daß wir im Kreis herum gelaufen sind. Das hätte mir nicht passieren können, hätte ich es nicht gewollt, denn ich kenne mich hier aus, jeden Schritt und Tritt und jedes Weglein. Wir könnten längst am Ziele sein, aber ich mußte mir die Sache noch einmal überdenken. So viel ich auch darüber nachgesonnen habe, jetzt, wo ich dicht davor stehe, sieht das Ding doch anders aus. Ich wollte ihm wohl ans Leben, will es nicht mehr. Jedoch seine Strafe soll er haben. Mich würde es nachher reuen, ließe ich mich davon abbringen, und schon jetzt, wo ich etwas nachlasse, ist mir, als ginge mir etwas verloren. Er hat mein Glück verdorben und kann es mir nicht wie einen zertretenen Küraß wieder kaufen, um seinetwillen irre ich hier umher. Auf den Knieen soll er mir liegen und Abbitte leisten. Von meinem Elend soll er kosten. Und dann soll er zahlen.

Du bist ein guter Mensch, sagte ich bekümmert, und hast dein Los nicht verdient. Aber du kannst dich noch weniger bändigen, als ich mich. Laß den Mann in Ruhe, man muß vergeben können. Es reut ihn vielleicht schon lange, und dich würde es vielleicht noch mehr reuen, beharrtest du auf deinem Vorsatz. Ich habe dich gedrängt, nun aber bitte und beschwöre ich dich, laß ab von ihm. Wir werden uns wohl auch ohne ihn weiter helfen.

Röder geriet in Zorn. Ich bin kein Kind mehr und weiß, was ich tue, lasse mir auch nicht dazwischen reden. Dann in ruhigerer Weise fuhr er fort: Gib dich zufrieden, ich kann mich beherrschen. Hier meine Hand drauf!

Der gehaltne Ton, in dem er zuletzt gesprochen hatte, legte sich beruhigend über mein Herz.

Es war nun dämmerig geworden. Drüben die Stadt breitete ihre dunkeln Formen in dem blauen Abendlicht aus und schwebte mit ihren Kuppeln, Dächern und Türmen wie eine scharfgeränderte, vielzackige Silhouette zwischen der weißverhüllten Erde und dem verglimmenden Abendrot.

Wir blieben noch, bis es völlig Nacht wurde. Dann nahm alles seinen Lauf. Wir standen vor dem Hause, worin Vogel wohnte, einem hohen finstern Gebäude

mit Geschäftszimmern, angrenzenden Speichern und Umladeräumen. Daneben floß dunkel der Strom. Es brannten nur noch ein paar Lichter in dem Hause, ganz oben fast unter dem Dache, und im zweiten Stock, wo zwei Fenster hell erleuchtet waren. Röder wandte mir sein blaß gewordnes Gesicht zu und wies schweigend hinauf. Eine Uhr schlug die achte Stunde.

Ich verbarg mich, während er das Haus betrat, in einem Winkel zwischen zwei Häusern, von wo ich, ohne selbst bemerkt zu werden, ein Stück der Straße übersehen konnte. Jenseits des Stromes schimmerte ein fernes Licht. Es verlief eine Viertelstunde und noch eine. Zuweilen ging jemand vorüber, und ich mußte mich noch weiter zurückziehn. Nun schlug die Uhr dreiviertel und dann neun Uhr. Die anhaltende Spannung übermannte mich und machte, daß ich in einen schlafähnlichen Zustand verfiel, worin ich mit offnen Augen, jedoch im halben Traum und in einer tiefen Traurigkeit auf das einzige Bewegliche, das einsame Licht, hinsah. Auch war es mir einmal, als ob ein Hündchen in der Nachbarschaft gebellt hätte, aber das war wohl lange her oder ein andresmal gewesen. Jetzt bellte es nicht mehr. Nur das Wasser glitt vorüber und klatschte gegen die Steinmauer. Und das Licht da drüben wurde auch kleiner und verschwommner.

Plötzlich, da es eben nur noch ein Funke vor meinen Augen war, schob sich ein Schatten davor und verdeckte es ganz. Ich fuhr auf. Es war Röders Gestalt, oder war er es nicht? Hervortretend blickte ich in sein Gesicht, in ein von einem verlegnen und ängstlichen Lächeln verzerrtes Antlitz. Er war betrunken und taumelte hin und her. Die Verstörung auf seinen Zügen sagte mir alles.

Es wurde vor meinen Augen Nacht, und es war ein Augenblick, der ein Menschenleben war. Meine arme Jugend und mein ganzes armes verkümmertes Dasein, mein Sehnen und Ringen nach einem bißchen Sonnenschein, nach einem schmalen Streifen Glück, und wie ich niemals die Flügel hatte frei regen können, immer angestoßen hatte, immer zwischen engen Wänden gelaufen war, und daß das in alle Ewigkeit so fortgehn werde. Und das Vaterhaus erhob sich vor mir, Gestalten gingen vorüber, von denen ich hier immer getrennt war, und Kling und Klang, ein Wirbel von Tönen und Lichtern, der an mir vorüber schwirrte. Und dann deckte der schwankende Schatten das alles zu. Eine Lähmung kam über mich, die Kniee wankten mir, und kalte Tropfen traten mir auf die Stirn. Plötzlich kam es von neuem über mich, ein finsterer Strom, der alles in mir niederriß, und dann sagte ich entschlossen: Jetzt muß ich durch.

Ich raffte mich auf und sagte: Komm.

Er folgte mir gehorsam und fing an zu erzählen. Es lag ihm daran, sich zu entschuldigen, er sah mich fortwährend ängstlich an, und auf seinem Gesicht blieb immerfort dasselbe starre Lächeln. Aus seinen verwirrten Reden entnahm ich, daß Vogel ihm auf sein Klopfen geöffnet hatte, und als er sah, wer da bei dunkler Nacht zu ihm gekommen war, in völliger Betäubung widerstandslos zur Seite getreten war. Wie Röder ihm gegenüber stand, war die Wut, die er alle die Monate in sich genährt hatte, von neuem über ihn gekommen und hatte ihn mit fortgerissen. Auch ein Hündchen hatte zur Ruhe gebracht werden müssen, und diese unbedeutende Sache schien den tiefsten Eindruck auf ihn gemacht zu haben, er fing immer wieder davon an. An Geld hatte er wenig gefunden, etwas Gold und Silber, soviel der Mann gerade bei sich trug. Der Geldschrank war, obgleich die Schlüssel vorhanden waren, nicht zu öffnen gewesen, dagegen war Röder an etliche Flaschen geraten, an denen er sich schnell berauscht und betäubt hatte.

Es ist gut, unterbrach ich ihn. Rede jetzt nicht davon.

Er blieb stehn. Wo führst du mich hin?

Komm nur. Wir haben keine Zeit zu verlieren.

Nein, wir haben keine Zeit zu verlieren, lallte er. Die Sache ist eilig, im höchsten Grade eilig.

Aber wozu? rief er dann, wieder stehn bleibend. Es nutzt ja doch nichts.

Sie werden uns bald haben. Das Lied ist aus, Brüderchen, nur diesen Abend haben wir noch für uns. Morgen ist kein Tag mehr. Laß uns in die Stadt gehn, ich werde dich führen. Ich weiß hier Bescheid, ich kenne alles. Du sollst dich einmal gründlich amüsieren, wir werden einen Hauptspaß haben. Morgen ists doch vorüber.

Siehst du das endlich ein? erwiderte ich in bitterm Zorn und in verzweiflungsvoller Angst, da ich hinter uns Schritte hörte. Komm doch, Andres.

Nein nein, rief er störrisch. Ich gehe nicht mit dir. Keinen Schritt. Laß uns umkehren, es ist doch alles aus.

Komm doch, bat ich wieder. Es ist noch nicht alles aus. Es kommt noch etwas.

Was kommt noch? fragte er begierig und in plötzlicher Hoffnung.

Du wirst es ja sehen.

Ja, ich werde es sehen. Ich werde noch viel erleben. Er griff nach meinem Arm und ließ sich weiter ziehen. Du bist ein guter Mensch, Heinrich, und du hast Verstand, Verstand für uns beide. Ich habe immer große Stücke auf dich gehalten. Ich verlasse mich ganz auf dich. Du wirst mir einen guten Rat geben.

Das werde ich tun, versetzte ich.

Was für einen Menschen schleppte ich da mit mir? Der alte Andres war das nicht mehr, der war bei dem toten Manne zurück geblieben. Doch nein, der ursprüngliche Mensch kam nun zum Vorschein. Da er seine Rache befriedigt und nun nichts mehr hatte, was stärker und größer als er war, so sank er nun in sich zusammen, und von dem Manne, der mit unerschütterlicher Geduld seine Befreiung vorbereitet, der so vielen Gefahren getrotzt und in so großer Bedrängnis ohne Herzklopfen und ohne Klage ausgeharrt hatte, blieb nun nichts mehr übrig als ein armer, gebrochner Wicht, der sich ohne Sträuben ergab und nur noch begehrte, einige wenige schäumende Stunden vor der unvermeidlichen Abrechnung zu verleben. Ich betrachtete ihn von der Seite; er merkte es, lächelte blöde und faßte meinen Arm fester. Wie ein Ertrinkender klammerte er sich an. Ja, jetzt mußte ich durch. Die Erde trug uns beide nicht mehr. Der eine war schon im Versinken, und seine letzte Tat war, den andern mit sich zu reißen.

Wir waren endlich im freien Felde. Der Mond war inzwischen aufgegangen, und der Strom floß durch seinen Glanz. Ich blieb stehn und sagte nun so kalt und ruhig, wie ich es mit einem in allen Tiefen erbebenden Herzen vermochte: Andres, du siehst, was du angerichtet hast. Noch begreifst du es nicht ganz, morgen würdest du es aber ganz verstehn. Ja du bist verloren. Kein Engel im Himmel rettet dich mehr. Ich habe dich gewarnt, und du bist von dir selber gewarnt worden, aber du hast nicht hören wollen. Und mich hast du nun in dein Verderben hineingezogen. Du hast mich doch belogen. Hätte ich die Wahrheit gekannt, ich wäre nicht mit dir gegangen. Was liegt nun schon alles auf unserm Wege? Und nun schreit auch noch Blut hinter uns her. Was habe ich dir getan, daß du mich deiner Rache opfern mußtest? War ich nicht schon unglücklich genug? Du bist verloren, Andres. Du kannst dich nicht mehr retten, und ich kann es auch nicht. Ich kann nur noch mich selber retten. Ich kann es versuchen und will es versuchen. Denn ich will so nicht mit dir untergehn Für dich gibt es nur noch einen Weg, den du gehen mußt und sollst: da hinunter, ins Wasser. Das ist jetzt dein Weg, einen andern hast du nicht mehr.

Das waren die Worte, die ich mir unterwegs unaufhörlich vorgesagt hatte, als läse ich sie irgendwo ab und müßte sie auswendig lernen, und ich werde wohl auch keins von ihnen vergessen haben, ich höre die fremde Stimme, die sie sprach, noch immer, als hätte sie soeben gesprochen.

Röder hörte mich mit weit geöffneten Augen an und quälte sich, meine Worte zu verstehn. Als ich nun den Stock über meinem Kopf hob und ihn in voller Verzweiflung ansah, verstand er. Ein Schrei rang sich hervor, er reckte sich, aber ehe er an mich heran konnte, lag er schon auf der Erde. Ich beugte mich über

ihn, nahm ihm die Papiere ab, die er dem Schneidergesellen geraubt hatte, dazu auch das dem Toten geraubte Geld, und stieß ihn über den Uferrand. Eine kurze Zeit lag er noch da, dann ergriff ihn die Strömung und trug ihn davon. Eine Uhr schlug an, es war die zehnte Stunde.

Jetzt erst sah ich mich um, ob nicht jemand Zeuge gewesen wäre, und dachte: Wie dumm, daß ich das nicht vorher getan habe! Es war niemand zu sehen, alles still. Ich war allein, niemand mehr um mich. Heute und für alle Ewigkeit war ich allein. Empfand ich Reue? Nein. War ich bedrückt und niedergeschlagen, hefteten sich schon die Furien an meine Sohlen, rangen schon die dunkeln schweren Gedanken miteinander? Nein. Es war vielmehr, als wäre eine schwarze Wand geborsten, eine große Freudigkeit und Klarheit schwebte über meiner Seele. Sie drang nicht tief hinein, sie schwebte nur darüber, wie das kalte tote Mondlicht über der kalten toten Winterlandschaft.

Ich sah nun in die Schriften und las in dem unsichern Lichte, so gut es ging, was für ein Mensch da am Strome stünde und der Stadt wieder zuginge. Da erfuhr ich, daß er in einem sächsischen Dorfe geboren und etliche Jahre älter war als der, der vor kurzem hier heraus gegangen war, daß er wegen eines Brustleidens aus den Militärverhältnissen entlassen worden war und nicht mehr Heinrich, sondern Reinhold hieß. Das prägte ich mir genau ein, denn ich sagte mir, daß ich nun mit der äußersten Klugheit und Vorsicht handeln und also jedes Wort überlegen, mein Auge, mein Mienenspiel und überhaupt mein ganzes körperliches Wesen unausgesetzt in der Gewalt haben müsse. Und daß ich jetzt an meine Vergangenheit und an das, was ich nicht gewesen sei, auch nicht mehr mit einem Hauch, auch nicht mit einem Gedanken rühren dürfe. Ich war ein Mensch, der erst einige Minuten alt war, und hatte keine Vergangenheit mehr. Darauf, daß ich das alles aufs genauste und ohne das geringste Schwanken ausführte, beruhe allein meine Rettung. Wenn dennoch mein Werk mißlänge, so müßte ich dafür sorgen, daß man mich nicht lebendig in die Hände bekäme.

Ich prüfte mein Äußeres. Es sah noch ziemlich ordentlich aus und brauchte nicht aufzufallen, aber ich mußte dennoch sobald als möglich für eine neue Kleidung sorgen, jedoch nicht auf einmal, sondern nur allmählich und an verschiednen Orten. Jetzt strich ich mir das Haar und stäubte mich ab, ohne sehen zu können, ob ich wirklich Staub, Schmutz und Spinneweben aus dem dunkeln Winkel, worin ich mich verborgen gehabt hatte, an mir trug. Es gibt Töne, die nie ausklingen. Wie ich noch mit der Säuberung beschäftigt war, sprach etwas aus weiter Ferne: Den schlimmsten Staub bekommst du doch nicht weg! Wer war das gewesen, und wem hatten diese Worte gegolten? Ja so, die Tante hatte einst zu ihrem Manne so gesprochen, und der war auch so ein Lump gewesen. Ich hielt ein und atmete schwer. Eine Wolke war über meine Seele gezogen, aber sie war schnell vorüber, und schon wieder umgab mich das ruhige, klare Licht. Und so überlegte ich, schrieb mir mein zukünftiges Verhalten bis in Einzelheiten, wie sie mir gerade einfielen, vor und tat das alles mit einer Ruhe und Gelassenheit, die mich, denke ich daran zurück, eiskalt anweht. Wie Luft aus einem Grabgewölbe.

Ach, was war aus mir geworden! Ich hatte wieder eine Welt vor mir, eine fremde, seltsame Welt, und ich konnte mich recken und strecken und die Arme ausbreiten, wie ich wollte, ohne Rücksicht auf andre zu nehmen, die mich etwas angingen, denn diese andern gab es ja nicht mehr, und ich konnte von vorn anfangen, da keine Vergangenheit mich mehr beeinflußte, drängte und bedrückte. Ich konnte mich freuen, ohne daß sich jemand mit freute, und konnte leiden, ohne daß ein andrer mit mir klagte, und sterben, ohne daß ein andrer darum einen schwarzen Rock anzuziehn brauchte. Und was konnte ich nicht alles! Nur ich war noch vorhanden, alles andre, was mir sonst gelebt hatte, war tot.

Da lehnte ich den Kopf gegen einen Baum und weinte.

Die Tränen wollten nicht aufhören, und die Erschütterung wollte sich nicht

geben, bis ich mich gegen mich selber wandte und der wehen Klage, der ich mich willenlos hingegeben hatte, mit Gewalt entgegentrat. Das müsse das erste und das letztemal gewesen sein, wo ich die Herrschaft über mich selbst verloren hatte. Ich dürfe mein neues Leben nicht mit einer Torheit beginnen, sondern müsse danach streben, ein Mann zu sein, männlich zu leiden, und wenn es nötig wäre, auch männlich zu sterben. Unter diesen Worten verschloß sich die Quelle, aus der diese Tränen geflossen waren, und rann nur noch in verborgnen Tiefen. Das flüchtige Frühlingswehn war vorüber, und das Winterbild wieder hergestellt.

Endlich ging ich weiter am Flußufer hin und näherte mich dem Hause, in dessen Schatten sich mein Schicksal entschieden hatte. Ich zauderte zuerst, dahin meinen Weg zu nehmen, weil ich aber die Straße in ungestörter Ruhe sah, so schritt ich weiter. Das Haus lag nun auch im hellen Lichte, und in dem silberklaren Schein schimmerten die beiden Fenster matt und friedlich. Ich fragte mich, wann sie ihn wohl finden würden, und ob er überhaupt jemand hätte, der nach ihm sähe. Vielleicht würden sie ihn erst am andern Morgen auffinden, was recht gut wäre, da ich dann schon weit sein könnte. Und darauf sagte ich mir, daß ich auch hieran nicht mehr denken, überhaupt nicht mehr rückwärts, sondern nur vorwärts schauen dürfe.

Noch in derselben Nacht fuhr ich in die Welt hinein, anfangs ziellos, darauf aber mit der Richtung nach dem Süden. Unterwegs las ich mir meine Schriften noch einmal durch und lernte manches auswendig. Auch versah ich mich nach und nach mit neuen Kleidern und gewann bald das Aussehen eines ordentlichen Handwerkers. Hierauf gab ich das Bahnhofsleben auf und ging in ein Gasthaus. Einmal mußte ich es wagen, und mißlang es, so hatte ich Sorge getragen, mich aus dem Leben hinausflüchten zu können.

Nun kam es auch zu einer Begegnung mit einem Beamten der Polizei. Die Hand zitterte mir doch, als ich ihm meine Papiere vorlegte. Es war jedoch alles in der Ordnung, und er sah mich nur flüchtig an. Es verlief alles, wie ich es geplant hatte, nur erlebte ich an mir, daß mir, sobald ich mich der Gefahr gegenüber sah, das Herz ungestüm klopfte, und daß ich, nachdem die Gefahr vorüber war, mich kaum zu bezwingen vermochte, einen Schwatz zu halten und wie ein Hündchen, das gestreichelt worden ist, schön zu tun. Ich lief der Gefahr fortwährend nach und stellte mich mit Vorsatz dahin, wo die Gewitterwolke drohte, nicht aus Mut oder Trotz, sondern in der Schwachheit des gebeugten Gewissens, das vor der Gefahr zittert und dennoch von ihr, wie das Eisenteilchen vom Magnet, angezogen wird. Allmählich wurde ich jedoch auch über dieses Gefühl, das mich quälte und demütigte, Herr und konnte nun an einer Polizeifigur so ruhig wie an jeder andern vorüber gehn.

Arbeit zu finden, wurde mir auch nicht schwer; meine Zeugnisse waren zu gut, und ich war ein braver Mensch, aber ich blieb nirgends lange, sondern wechselte so oft, als es ohne Verdruß geschehn konnte, um so meine kurze Vergangenheit künstlich zu vergrößern und sie mit Erinnerungsbildern zu füllen. Man muß doch von etwas erzählen können, auch wenn jedes Wort, das man spricht, schmerzt! Vor allem tat ich, sobald es irgend ging, die von dem Blutgeld gekauften Kleider von mir und kleidete mich von Kopf bis zu Füßen neu ein. Nichts sollte mehr an mir sein, was an vergangne Dinge mahnte. Nur mich selber konnte ich nicht austauschen, mich selber mußte ich weiter ertragen.

Im Herbst trat ich bei einem Meister in einer bayrischen Stadt ein, bei dem es mir so gut gefiel, daß ich den ganzen Winter und vielleicht noch länger bei ihm zu verweilen beschloß. Er stammte aus einem fernen Alpendorfe und war auf der Wanderschaft hier hängen geblieben, hatte die Meisterstochter geheiratet und war ein ansehnlicher Mann geworden. Aber seine Augen schauten dennoch voll Sehnsucht nach der Heimat hinüber. Die lag, je älter er wurde, in einem um so schönern und goldnern Licht vor seiner Seele, die grünen Matten mit den blinkenden

Häusern und darüber der grüne Wald, und ganz oben die Schneegipfel. Er hatte Zeiten, wo er sich für den unglücklichsten aller Menschen hielt, obwohl er in behaglichen Verhältnissen war, einen gesunden Schlaf und frische rote Wangen hatte. Bei seiner Frau fand er für seine Heimatsträume wenig Verständnis, sie war jedesmal unwirsch, wenn er bei einer passenden Gelegenheit die grün umsäumte Lederhose anzog, und betrachtete ihn dann mit offenbarem Verdruß und heimlicher Sorge. Denn sie war ein mageres unscheinbares Weibchen und hatte im Gegensatz zu ihres Mannes lebensfrischer Farbe ein verblichnes uud verwelktes Gesicht, dessen mangelnde Reize auch die guten Augen, die darin so warm und gütig blickten, nicht zu ersetzen vermochten. Hatte sie es schon zu der Zeit, wo sie noch den Schmelz der Jugend trug, für ein unbegreifliches Wunder angesehen, daß der kecke, vielumworbne Bursch an ihrer Schürze hängen geblieben war, so war ihr das jetzt, wo sie an seiner Seite verblüht war, noch viel rätselhafter, und sie quälte ihn und sich selbst beständig mit der Furcht, er könne ihr einmal abhanden kommen und in das Paradies, aus dem er gekommen war, zurücklaufen. Hatte sie nun ein besonders starkes Angststündchen, das gewöhnlich mit einer Stunde leidenschaftlicher Heimatsschwärmerei ihres Gatten zusammen fiel, so war das nächste, was sie tat, daß sie sich an den Herd stellte und ihm, um ihn von seinen unordentlichen Gelüsten zu heilen, ein Leibgericht kochte. Während er sich dann labte, mußte er sich freilich auch gefallen lassen, ihre Meinung anzuhören, die darin bestand, daß die Aussicht von der alten Burg herab, unter der die Stadt lag, gerade schön genug für einen Schneider wäre, und es auch hierorts keineswegs an grünen Matten mangle. Was die Menschen angehe, so würden sie sich wohl überall gleich bleiben, und auch was es mit dem ewigen Schnee auf sich habe, wisse man recht gut, da es auch hierzulande Schnee genug gäbe, und man jedesmal Gott danke, wenn man wieder auf der guten blanken Erde gehn könne.

An mir fand nun der Meister einen willigen und unermüdlichen Zuhörer. Die Namen, die er mir nannte, klangen so fremd und traut zugleich, ich fühlte den Frieden der schönen stillen Berge, ohne sie zu kennen, und es war mir, als ob eine Hand mich fortzöge, und als ob von Höhen herab, die über alle Unruhe hinwegragten, ein silbernes Glöckchen herüber läute.

Die Tage vergingen, nach dem Winter wurde es wieder Frühling. Es wehte warm, und der Schnee schmolz, in mir blieb er liegen. Die Dämmerstunden nach dem Feierabend wurden lang und zogen sich bis tief in die Nacht hinein. Die Nachtigall schlug, wie einst, im dunkeln Gebüsch des Gartens, und eine andre antwortete jenseits am Wehr, und sie sangen so sehnsuchtsvoll, so tief aus dem Herzen heraus, daß ich es nicht ertragen konnte. Ich mußte die Fenster geschlossen halten.

Nicht, daß ich großen Kummer gehabt hätte; die Bäche werden erst im Frühling wild und reißend, im Winter fließen sie ruhig unter dem Eise. Über meiner Seele lag eine dichtgeschlossene Decke, und ich hütete mich wohl, sie zu zerbrechen. Kein starker Ton durfte dahinein dringen, kein warmer Hauch darauf ruhen, er hätte aufgeweckt, was ewig schlafen mußte. Und offen mußte ich das Auge halten, daß sich aus meiner Vergangenheit nichts in meine Gedanken hervordränge. Dies alles gehörte zu dem Plane, nach dem ich mein Leben geordnet hatte, aber des unterirdischen Lebens, das mein Tod werden mußte, wurde immer mehr. Der dunkle Vorhang, der meine Vergangenheit verhüllte, regte sich je und je von einem aus unbekannten Welten kommenden Wehen, und als wäre er fadenscheinig geworden, blitzte es von drüben herüber, und mit hellem Lichte zogen dunkle schwere Schatten vorüber. Ich hatte den Feind doch in der falschen Richtung gesucht. Menschen hatte ich entgehn wollen, und deren Netzen schien ich auch wirklich entronnen zu sein. Aber mir selber konnte ich nicht entrinnen.

Eines Tags erzählte mir der Meister wieder einmal von seinem Bruder, der daheim unser Handwerk betrieb. Er hatte sich im Winter beim Holzschlagen beschädigt und erkundigte sich nun, ob nicht ein anständiger und geschickter Geselle

aufzutreiben wäre, einer, von dem man nicht zu befürchten hätte, daß er sich festsetzen und den Meistersleuten nach dem kärglichen Brote trachten werde.

Der Meister sah mich fragend an, und ich sagte Ja. Sein Weib war freilich über diesen Handel unzufrieden, jedoch nach einigem Stürmen und Schmollen gab sie sich zufrieden, indem sie wohl bei sich bedachte, daß ihres Mannes Leidenschaft nicht ohne meine Schuld in der letzten Zeit gefährlich gewachsen wäre, sodaß sie sich in der Sommerhitze auf heiße Stunden am Herde gefaßt machen müßte. Dies bei sich überlegend, gab sie mir mit so erfreutem Gesicht den Abschied, daß es mich verdrossen hätte, wäre mir die Ursache ihrer Fröhlichkeit nicht bekannt gewesen.

So nahm ich den Wanderstab wieder in die Hand und suchte meinen Weg. Meine Meinung war, daß ich ihn mir selbst gewählt hätte, und ich war doch auch jetzt wieder von fremder Hand geleitet worden. Vor meinem Geiste erhoben sich aus grauem Nebel in Glanz und Glut die himmelragenden, kühnen, trotzigen Gipfel, und darunter breitete sich im Frieden eine eng umgrenzte Welt aus, in der ich meinen Plan weiter verfolgen wollte. Aber schon war er meiner Hand entfallen. Und der Verborgne und Geheimnisvolle, vor dem es kein Entrinnen gibt, weder mit den Flügeln der Morgenröte, noch mit den Fittichen der Nacht, hatte ihn aufgehoben.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel

Der Reichstag ist wieder da, er beginnt einen neuen Abschnitt unsrer Gesetzgebung. Sehr verheißungsvoll ist die Zusammensetzung des hohen Hauses deutscher Nation nicht, und man darf sich auf recht ärgerliche Szenen mit den Sozialdemokraten gefaßt machen, deren öffentliches Auftreten immer mehr an das Verhalten verzogner, aber recht ungezogner Jungen erinnert. Wäre der Reichstag, diese einst so heiß ersehnte und mit so großen Hoffnungen begrüßte Schöpfung, heute noch das, als was er vor vierzig und fünfzig Jahren in dem Sehnen des damaligen politisch reifen Geschlechts lebte, so müßte er sich vor allen Dingen gegenwärtig halten, daß in diesen Gesetzgebungsabschnitt das Jahr 1905, der nächste Termin der deutschen Volkszählung, fällt. Diese wird eine Zahl von 60 Millionen Deutscher im Reichsgebiet feststellen, seit 1870 eine Zunahme um fünfzig Prozent der Bevölkerung; nach abermals zwanzig Jahren, also einer Frist, mit der Politik und Gesetzgebung heute schon zu rechnen haben, wird die Volkszählung von 1925 eine seit 1870 **verdoppelte** Bevölkerungszahl von 80 Millionen ergeben. Der Gegenstand ist an einer andern Stelle dieses Heftes, in einer Studie über die Herrschaft auf dem Großen Ozean, eingehender erörtert. Hier sei nur noch auf **Paul Rohrbachs** lesenswerte Schrift „**Deutschland unter den Weltvölkern**“ (Buchverlag der „Hilfe“) hingewiesen, eine Arbeit über alle mit diesem Thema verknüpften Fragen, die eingehender Beachtung wert ist. Die Schrift sollte jedem Abgeordneten auf sein Pult gelegt werden. Vielleicht entschließen sich dann doch einige Volksvertreter, das lehrreiche Buch zu lesen, lehrreich, obgleich es eigentlich nur die nächstliegenden greifbarsten Wahrheiten zusammenfaßt, einheitlich ordnet und logisch weiter entwickelt. Die Abgeordneten, die es lesen, werden dann sicherlich das Ihre tun, die Herren Kollegen zu verhindern, noch weiter das leere Stroh wüsten Parteigezänks zu dreschen, anstatt sich den großen Pflichten zuzuwenden, die eine bittere und unerbittliche Notwendigkeit allen auferlegt, die über die Zukunft Deutschlands zu wachen berufen sind. Und das ist ja wohl der Reichstag auch.

Es gibt nichts Dringenderes als sich mit der oben festgestellten harten Tatsache zu beschäftigen, die unsre gesamte innere und auswärtige Politik in ihr eisernes Joch spannt. Hier gilt es vorzuschauen, vorzubauen, vorzusorgen. Möge die erleuchtete Staatsweisheit unsrer Reichsboten ihr Licht nicht unter den Scheffel stellen: es handelt sich um Dinge, die tausendmal wichtiger, dringender und zwingender sind als unser ganzes teils überlebtes, teils totgebornes Parteiwesen. Gerade die Herren Sozialdemokraten, die sich als die Träger des Vertrauens von drei Millionen Wählern gebärden, haben vor allen die Pflicht, darüber nachzudenken, wie Deutschland zunächst für 60 Millionen Volksgenossen Brot schaffen soll. Denn die große Mehrheit derer, die nach Brot rufen werden, dürfte doch den handarbeitenden Klassen angehören. Mit dem fortgesetzten Säen von Unzufriedenheit, mit der atemlos betriebnen Revolutionierung der Massen ist da nichts gewonnen, davon wird mit Ausnahme der Agitatoren niemand satt. Was wir brauchen ist eine ungestörte tüchtige Produktion und die Erwerbung von Märkten für sie. Mit den ununterbrochnen Streiks ruiniert man aber die eine, und verhindert man die andre. Die fortgesetzten Lohnerhöhungen, die nur zur Entwertung des Geldes und damit zum Sinken der Kaufkraft des Einzelnen führen, berauben nicht nur die deutschen Waren des Vorsprungs, den sie durch ihre Billigkeit auf dem Weltmarkt hatten, sondern sie drohen, sie nachgerade konkurrenzunfähig zu machen. Daß der Arbeiter von reichem Gewinn seinen Anteil in Gestalt von Lohnerhöhung fordert, da eine andre allgemein mögliche Form der Gewinnbeteiligung nur schwer zu finden ist, wird ihm niemand verargen. Aber diese Steigerung seiner Einkünfte soll ihm ein Segen, nicht ein Unsegen sein. Zum Unsegen wird sie ihm, sobald die Lohnfragen nicht mehr zur Befriedigung berechtigter Ansprüche und Bedürfnisse, sondern nur zur Erzeugung und Verbreitung von Unzufriedenheit und Haß aufgeworfen werden; sie sind heute schon weit mehr Mittel als Zweck! Ein verständiger Arbeiter, der darüber nachdenkt, was ihm die Mark in den achtziger Jahren war, und was sie ihm heute bedeutet, wird bald zu der Erkenntnis kommen, daß die fortgesetzte Lohnsteigerung, die alles verteuert, für den Einzelnen kaum noch eine Verbesserung seiner wirtschaftlichen Lage enthält, weil durch jede neue Lohnsteigerung der Wert des Geldes weiter herabgesetzt wird. Wenn man für einen Gegenstand, der früher zwanzig Mark kostete, heute dreißig Mark bezahlen muß, so sind eben die dreißig Mark nicht mehr wert als früher die zwanzig.

Alle die unaufhörlichen Lohnsteigerungen der Bauhandwerker z. B. haben natürlich eine entsprechende Steigerung der Mieten zur Folge. Der Schuhmacher, der Schneider wird entsprechend teurer, weil er höhere Miete zahlen muß; was der Maurer erstreikt hat, wandert somit zum größten Teile in die Taschen des Schuhmachers, des Schneiders, des Metzgers usw. Wir sind mit unsrer gesamten Wirtschaftsbewegung auf einem falschen Gleise, das aller Voraussicht nach als toter Strang enden wird. Es ist eine Existenz von heute auf morgen, ein Leben aus der Hand in den Mund, ohne daß man sich über das Ende vom Liede klar ist. An die wirkliche Aufgabe einer „Massenführung“: ungestörte lohnende Arbeit und ungestörten lohnenden Absatz, denkt von diesen „Führern“ keiner; sie begehn sorglos oder ruchlos einen Verrat am Vaterlande und an den Massen selbst, die ihnen ihr Vertrauen schenken.

Stünden diese sozialdemokratischen Führer nur einigermaßen auf der Höhe ihrer Pflichten, so hätte es nicht geschehn können, daß die Sozialdemokraten sich bei den preußischen Landtagswahlen stellenweise wie Lümmel und dumme Jungen betrugen, mit Stinktöpfen usw. operiert und so der preußischen Regierung die Pflicht nahegelegt haben, für den Schutz der Wahlfreiheit und des Wahlrechts in Zukunft ganz andre Kautelen zu schaffen, um zu verhüten, daß der Wahlakt nicht wieder zum Aufruhr und zur Belästigung aller nicht sozialdemokratischen Wähler ausartet.

Soviel von den Sozialdemokraten. Aber auch die Konservativen sollten einsehen, daß sie sich am besten dienen, wenn sie ihrer Zeit dienen. Der Landwirtschaft treibende Teil der deutschen Konservativen muß vor allen Dingen dazu beitragen, die Frage zu klären: bis zu welchem Grade und unter welchen Bedingungen ist der landwirtschaftliche Betrieb in Deutschland noch steigerungsfähig? Wir glauben, daß im gegenwärtigen Augenblicke Deutschland bei normalen Ernten noch nicht nötig hätte, Brotgetreide in größerm Umfange aus dem Auslande zu beziehn, wenn sich die deutsche Landwirtschaft danach einrichtete. Aber auch wenn die Grenze der Leistungsfähigkeit in naher Zeit erreicht wäre, so hat die konservative Partei doch so gut wie alle andern, alle als Söhne des gemeinsamen Vaterlandes, ein sehr ernstes Interesse daran, daß Deutschland in der Lage bleibt, die dann notwendige Getreideeinfuhr (im Jahre 1925 für wenigstens 30 Millionen Menschen!) mit seiner eignen Gütererzeugung, also mit einer gesicherten Ausfuhr zu bezahlen; gesichert auf den Märkten fremder Erdteile durch die Zunahme des deutschen Einflusses, gesichert auf den Wogen der Weltmeere durch eine achtunggebietende Kriegsflagge. In einer arbeitfreudigen Industrie wird sich die deutsche Landwirtschaft immer ihre beste Kundin erhalten, deren Gedeihen sie im eigensten Interesse und ohne Selbstverleugnung fördern muß. — Gelänge es der Mehrheit des Reichstags, sich in der neuen Gesetzgebungsperiode zu dieser Erkenntnis ihrer dringendsten Pflichten durchzuringen, so würde das ein großer Segen für Deutschlands Zukunft sein.

Die Marine im Jahreshaushalt von 1904. Seit dem Flottengesetz von 1900 wendet sich dem Marinevoranschlag alljährlich wachsendes Interesse zu. Bei den einen, weil sie sich überzeugen wollen, daß er sich genau innerhalb des Rahmens des Flottengesetzes hält und keine Ansätze zu neuen Formationen und Erweiterungen birgt, bei andern, weil sie im Gegenteil die Entwicklung der Flotte mit einiger Ungeduld begleiten, die auf der zunehmenden Erkenntnis der Bedeutung dieses Teiles unsrer Wehrkraft beruht; bei einer dritten Gruppe endlich, weil der Marinevoranschlag das langsame und stille Wachstum unsrer Seegeltung in dem gleichmäßigen harmonischen Ausbau aller Zweige unsers Marinewesens am deutlichsten veranschaulicht. Es handelt sich bei einer Flotte ja nicht allein um die Schiffe. Außer diesen sind zu Lande wie zu Wasser noch tausenderlei Maßnahmen geboten, die für den planmäßigen Fortgang der Flottenschöpfung fast ein lehrreicheres und interessanteres Bild bieten als die für den Schiffsbau geforderten Raten. Im Etat für 1904 darf man hierzu rechnen die Errichtung eines Konstruktions- und eines Waffendepartements im Reichs-Marineamt, das danach aus fünf Departements bestehn wird, ferner das Anwachsen der verschiedensten Beamtenkategorien, sowie der sachlichen Kosten bei den Zentralbehörden. Auch der Marine-Justizdienst hat eine Erweiterung erfahren, ebenso der kirchliche in den Kosten der gottesdienstlichen Verrichtungen. Die Seeoffiziere sind um 140, die Ingenieure um 16 Stellen vermehrt. Die Matrosendivisionen haben eine Erhöhung um 800, die Werftdivisionen um 1009, die Torpedoabteilungen um 300, die Matrosenartillerie um 64 Köpfe erfahren: zusammen 2173 — die letztgenannten „infolge Vermehrung der Geschütze vorhandner Küstenwerke und des Baues neuer Küstenwerke“ (bekanntlich werden die Küstenwerke der Nordsee von der Matrosenartillerie, die der Ostsee mit Ausnahme von Kiel und Friedrichsort vom Fußartillerieregiment Nr. 2 der Landarmee besetzt). Eine neue „Vermessungskompagnie“ zur Ausbildung des Vermessungspersonals ist gebildet worden, der Voranschlag beantragt die nötige Ausstattung mit Booten, Betriebs- und Ausbildungsmaterial. Das ärztliche Personal ist um 11 Stellen, das Sanitätspersonal um 30 Stellen gewachsen (im ganzen 193 Ärzte, 310 Sanitätsmannschaften). Auch sonst veranlaßt die Zunahme der Marinemannschaften, die Vermehrung der Kasernen, Lazarett-, Gefängnis- und Festungsbauten ein Anwachsen des Personals in den verschiedensten Dienstzweigen und

damit ein Steigen der meisten Etatspositionen. Die Kosten der Ablösung von Schiffsbesatzungen sind von 1531490 auf 1814000 Mark, die Porto-, Depeschen- und Frachtkosten von 340000 auf 514000 Mark gewachsen, für Munition bei Schießübungen, Saluten usw. sind 200000 Mark mehr eingestellt, das Torpedo- und Minenwesen beansprucht an Personal- und sachlichen Mehrkosten 356388 Mark, die Arbeiterversicherung im Bereich der Marineverwaltung verlangt nebst 59500 Mark für Wohlfahrtseinrichtungen 796000 Mark. Im ganzen ist bei den fortlaufenden Ausgaben ein Plus von sechs Millionen zu verzeichnen, eine immerhin mäßige und in der Sache liegende Steigerung.

Die einmaligen Ausgaben im ordentlichen Etat sind schon durch die Tagespresse spezialisiert bekannt geworden. Es handelt sich hierbei zunächst um Schiffsbauraten, sowie um die Raten für Artillerie- und Torpedoarmierung. Die Forderungen halten sich genau im Rahmen des Flottengesetzes. Es werden neu gefordert: 2 Linienschiffe, 1 großer (Panzer-) Kreuzer, 3 kleine Kreuzer (wovon 2 als Ersatz), 1 Kanonenboot, 1 Artillerietender und 1 Vermessungsschiff, im ganzen 100371000 Mark, 380000 Mark weniger als im Jahre vorher. Für die Linienschiffe ist die Anschlagsumme die bisherige geblieben, für den Bau exklusive Armierung 15650000 Mark, die für den großen Kreuzer ist auf 14000000 Mark erhöht worden (gegen 13500000), um dem Schiffe eine größere Geschwindigkeit geben zu können. Die Steigerung der einmaligen Kosten der Werften um 503600 Mark entspricht nur den notwendigsten Anforderungen des überall erweiterten Dienstbetriebes, auch die erweiterten Bedürfnisse der Artillerieverwaltung, des Torpedo- und Minenwesens sowie der Garnisonverwaltung enthalten nichts außerordentliches. Kuxhaven erhält eine neue Kaserne für 200 Mann, die infolge der Vermehrung der dortigen Garnison nötig wird. Bemerkenswert ist außerdem die beabsichtigte Verlegung der Marineschule nach Mürwik bei Flensburg, die dazu dienen soll, der Marineakademie in Kiel, deren Räume nicht mehr zureichen, eine weitere Ausdehnung zu ermöglichen. Im Interesse der Ausbildung der Seeoffizieraspiranten ist die Verlegung der Schule an einen ruhigern Ort dringend erwünscht. Hervorzuheben ist ferner der Ansatz von 200000 Mark zu erweiterten Versuchen der Flotte in der Übernahme von Kohlen auf See. Es ist diese Übung für unsre Flotte bei dem Mangel an Kohlenstationen von ganz besonderm Wert. Dieselbe Summe von 200000 Mark wird zur Verstärkung der Kriegsbekleidungsvorräte gefordert.

Der außerordentliche Etat fordert für Hafen- und Hochbauten zunächst nur weitere Raten für Dockbauten in Kiel und Wilhelmshaven, ferner für Erweiterungen der Bau- und Ausrüstungsbassins, für die Verlegung der Torpedoabteilungen usw. von Kiel nach der Wieker Bucht nebst Erbauung von Kasernen und Lazarett dort, Ausbau der Werft zu Danzig (900000 Mark), die ersten Raten zum Bau eines Schwimmdocks für Torpedoboote auf der Werft zu Kiel und einer Kaserne für 1200 Mann in Wilhelmshaven, ferner Geländeerwerb dort für die Erweiterung der Marineanlagen 500000 Mark.

Ein weiterer interessanter Posten ist die erste Rate von 500000 Mark zur Einrichtung von Liegeplätzen für die Artillerieschulschiffe bei Sonderburg sowie für die dort nötigen Landbauten. Die Gesamtkosten sind auf 1160000 Mark veranschlagt. Die Flensburger Bucht wird damit völlig in den Betrieb der Marine einbezogen. Wie die Torpedoschulschiffe nach Mürwik, sollen die Artillerieschulschiffe nach Sonderburg verlegt werden, da die Kieler Bucht mehr und mehr durch die Schlachtflotte in Anspruch genommen wird. Die Artillerieschulschiffe sind infolgedessen genötigt, andre Schießplätze aufzusuchen, und es soll ihnen demzufolge bei Sonderburg hierfür ein Stützpunkt geschaffen werden. Auch sonst mögen Gründe vorliegen, die technischen Schulschiffe der Flotte und ihren Betrieb aus der von Jahr zu Jahr in steigendem Maße von fremden Kriegsschiffen besuchten Kieler Bucht zu verlegen. An Festungsbauten ist der Fortgang der Verbesserungen an

der Hafenbefestigung der untern Elbe und der Ersatz einer Küstenbatterie an der untern Weser zu verzeichnen. Das Terrain der bisherigen Batterie (Brinkamerhof I) ist vom bremischen Staate für 500000 Mark angekauft worden. — So zeigt sich auf allen Gebieten der Marineverwaltung ein reges Leben, das u. a. sich auch in der Zunahme der Marinegarnisonen und -Stützpunkte zu erkennen gibt. In der Nordsee haben sich zu Wilhelmshaven noch Kuxhaven, Lehe und Geestemünde gesellt, mit der Zeit wird auch Emden dazu kommen; zu Kiel ist die Wicker Bucht, Flensburg und Sonderburg hinzugetreten, Danzig erfährt eine bedeutende Erweiterung.

Der Voranschlag für 1904 gewährt somit von neuem die erfreuliche Gewißheit, daß unser deutsches Kriegsseewesen mit Umsicht und Voraussicht geleitet wird. Die Finanzlage gebot auch der Marineverwaltung, sich auf das Notwendigste des Notwendigen zu beschränken, eine Zwangslage, der manche berechtigte Wünsche haben weichen müssen. Eine Forderung für den Neubau des Reichsmarineamts, den der vorige Reichstag bekanntlich abgelehnt hat, ist nicht wieder beantragt worden. H. J.

Ist Pius der Zehnte ein „politischer" Papst? Wer sich unter einem „politischen" Papst einen Mann nach der Weise Leos des Dreizehnten vorstellt, der in dem Verhältnis des Zweibundes zum Dreibunde für den ersten Partei ergriff, der den Polen aus diesem Grunde 1895 riet, ihr Schicksal zu tragen, der die französischen Katholiken aufforderte, die Republik ehrlich anzuerkennen, und immer als das letzte Ziel die Wiederherstellung des Kirchenstaats im Auge hatte, der darf seinen Nachfolger nicht als „politischen" Papst bezeichnen. Wer freilich von einem „religiösen" Papst verlangt, daß er sich nur um seine „religiösen" Pflichten kümmere und nicht um „politische" Dinge, der verkennt das Wesen des Papsttums und der katholischen Kirche, die es beide als ihre selbstverständliche Aufgabe betrachten, die Laien in allem, was Religion und Sitte betrifft, zu leiten, die also einen gewissen Einfluß auch auf die innerpolitischen Verhältnisse zu üben gar nicht unterlassen können, und der vergißt, daß Joseph Sarto schon als Bischof und Patriarch diese Aufgabe in sehr eingreifender Weise angefaßt hat, also der Welt gar keine Veranlassung gegeben hat, einen Verzicht auf diesen für ihn selbstverständlichen Einfluß von ihm zu erwarten. Gegen eine solche Auffassung hat er ja nun auch bei seinem ersten Konsistorium nachdrücklich protestiert. Der einzige Punkt, der zweifelhaft sein konnte, war sein Verhältnis zum Königreich Italien. Daß er sich auch in dieser Beziehung vor seiner Wahl, wenn er sich in Mantua und Venedig freundlich zu den königlichen Behörden und zum Hause Savoyen stellte, nicht präjudiziert hat, ist klar, denn Venezien ist niemals päpstlicher Besitz gewesen und durch europäische Verträge an das Königreich Italien gekommen. Nun hat er jetzt allen Zweifeln über seine Haltung ein Ende gemacht, indem er von einer „schweren Beleidigung der Kirche" gesprochen hat, was sich nur auf den „Raub" des Kirchenstaats und ähnliches beziehen kann. Grundsätzlich hat er sich damit also auf den Standpunkt seiner Vorgänger gestellt, aber er hat das in der mildesten Form, ohne jede herausfordernde Schärfe getan. Es wird also vorläufig bei dem für deutsche Logiker und Prinzipienreiter freilich ganz unverständlichen Verhältnis zwischen Quirinal und Vatikan bleiben, daß der eine die Existenz des italienischen Königtums in Rom und der andre die politischen Ansprüche des Papsttums ignoriert, daß aber beide sich praktisch ganz gut vertragen, daß königliche Truppen auf dem Petersplatz und in der Peterskirche vorkommendenfalls die Ordnung aufrechterhalten, und daß die römische Feuerwehr bereitwillig einen Brand im Vatikan löschen hilft. In diesem sonderbaren Verhältnis ist der uralte Gegensatz zwischen dem weltlichen Papsttum und der italienischen Nationalidee zu der harmlosesten Formel abgeschwächt. Ob und wann sich dieser Gegensatz einmal prinzipiell ausgleichen wird, wer will das sagen? Parteien denken sich langsam um, und Kirchen noch unendlich viel lang-

samer. Wenn man aber den Italienern vorhalten wollte, ohne das Papsttum würde Rom eine Landstadt geworden und nicht die ewige Stadt geblieben sein, sie hätten also wohl Grund zu einer dankbaren Schonung, ja zu Zugeständnissen, der würde wohl die kühle Antwort erhalten, daß das Papsttum außerhalb Roms und ohne Rom ganz undenkbar sei, daß also sein eigenstes Interesse es in Rom festhalte.

Zum Schluß sei noch aus bester römischer Quelle mitgeteilt, wie es mit den Sprachkenntnissen des gegenwärtigen Papstes wirklich steht. Er ist des Deutschen soweit mächtig, daß er ein deutsches Buch zu lesen, also in unmittelbare Verbindung mit dem deutschen Geistesleben zu treten vermag; eine deutsche Unterhaltung dagegen würde er nicht imstande sein zu führen, schon wegen der schwierigen Aussprache. Das Französische ist ihm geläufiger, als er selbst gesagt hat; auch mit dem Slawischen hat er sich beschäftigt. Unter seinen Vorgängern dürfte selten einer zu finden sein, der ihm in dieser Beziehung gleich käme. •

Krauskopf geschoren! Den Rezensenten der Kölnischen Volkszeitung befriedigt H. Wettes „Krauskopf," der den Lesern der Grenzboten warm empfohlen worden ist, nicht. Da das sein Geschmack und sein Urteil ist, wird es jedermann in der Ordnung finden, daß er sein Urteil abgibt und seinen Geschmack motiviert. De gustibus non est disputandum, und es würde mich nicht wundern, wenn so manches, wofür er eine Lanze bricht, mir nicht, nein wirklich gar nicht gefiele. Aber das jedem zustehende Recht, nach seinem eignen Geschmack zu urteilen, darf, das wird man allseitig zugeben, nicht dahin ausgedehnt werden, daß man sich hinter dem Schilde der eignen, mit Recht oder Unrecht festgehaltnen Meinung deckt, um Dinge zu behaupten, deren möglicher Sinn sich mit dem besten Willen nicht ergründen läßt, und die eine schärfere Polemik als die meine nicht mit Unrecht als Unsinn bezeichnen könnte.

Der unparteiische Leser urteile selbst. Der Titel „Krauskopf," sagt der Rezensent, „kennzeichnet treffend 1. den Verfasser, 2. den allem Anschein nach mit ihm identischen Helden dieses »Romans« und 3. das Buch selbst." Gegen den witzigen Einfall, das Wort Krauskopf in böslicher Absicht in demselben Sinne zu verstehn, wie man von jemand zu sprechen pflegt, in dessen Kopf es kraus aussieht, soll kein Einwand erhoben werden. Wer lang hat, läßt lang hängen, und wer als Witzbold geboren ist, braucht sein Licht nicht unter den Scheffel zu stellen. Daß der Titel für den unzufriednen Rezensenten den Verfasser bezeichnet, ist verständlich, auch daß er für den Helden bezeichnend sei, kann man mit Freuden acceptieren, obwohl die Bemerkung non sine malitia gemacht sein dürfte und vielleicht nicht die Glorifizierung des krausen Haares des kleinen Helden, sondern ebenfalls eine Anspielung auf innere „Krausigkeit" in Absicht hat. Dieses beides aber zugegeben, was in aller Welt kann dann der Sinn der Behauptung sein, daß drittens der Titel auch das Buch treffend bezeichne? Wenn der Verfasser unter 1, der Held unter 2 eliminiert ist, so bleibt doch — das muß mir der Feind zugeben — für 3 nur der Stil und der Einband des Buches übrig, und für sie ist, solange wir Deutsch und nicht Portugiesisch schreiben, der Tadel Krauskopf selbst dann nicht am Platze, wenn man — was ja Geschmacksache ist — den Stil unruhig und den Einband sezessionistisch fände.

Gleich in den nächsten Sätzen zeigt der Rezensent, daß wenn er es mit der Logik nicht zu genau nimmt, dafür sein Herz um so wärmer und mitfühlender ist. Er fürchtet, man werde mit dem Krauskopf zu streng ins Gericht gehn, weil er gleich von vornherein zu stark gelobt worden sei. Der liebe gute soll sich darüber keine Sorge machen. Daß es Leute gibt, die jedes nicht von ihnen angestimmte Lob verstimmt, und die jedes Lob, das sie nicht selbst erteilen, mit der Bemerkung: „was zuviel ist, ist zuviel," abweisen, weiß man ja, und die drei Bände Krauskopf — denn es werden nicht viere sein, wie der Rezensent, der ein besserer Mathematiker als Logiker zu sein scheint, auf Grund einer richtig aufgestellten Proportion zu befürchten geneigt ist —

werden, denke ich, mit dem lauten Lob ebensogut fertig werden wie mit dem nicht weniger lauten, fürs erste noch mit keinem Beispiel erhärteten Tadel des Rezensenten. Und wenn dieser, nicht gerade in wohlwollender Absicht, die Vermutung ausspricht, die — mit vollem Bedacht gemachte — Reklame werde den Nachteil haben, daß „der Leser etwas ganz Extrafeines erwarte," so braucht er sich auch in dieser Beziehung keinerlei Sorge zu machen. Von ihm wird ja nicht erwartet, und von ihm kann nicht erwartet werden, daß er das ihm vorgelegte Buch als etwas besonders gutes ansehe, im Gegenteil, seine „Verstimmung" und sein „Erstaunen" sollen ihm, wenn er es wünscht, als Ausfluß freien persönlichen Rechts gutgeschrieben werden. Aber man kann nun einmal nicht contenter tout le monde et son père, und so wird sich Krauskopf bescheidnerweise mit dem Beifall derer begnügen, die ihn als eine hervorragende Schöpfung „voll Urwüchsigkeit und urgesunden Humors" ansehen.

Aber diese teilnahmvollen Befürchtungen des Rezensenten sind es nicht, die ich für das Merkwürdigste in dem besagten kritischen Artikel über „schöne Literatur" ansehe. Viel merkwürdiger erscheint mir der sonderbare Gegensatz zwischen dem widerwillig erteilten Lob und dem freigebig, aus vollstem Herzen gespendeten Tadel. Wenn „das warme Heimatgefühl, das gute Herz, das Charakterisierungstalent und die humoristische Anlage" des Verfassers anerkannt werden, so konnte, scheint es, die Überzeugung von dem Vorhandensein dieser nicht gar so häufigen Vorzüge doch nur aus dem Buche selbst gewonnen werden, und mit welchem Rechte kann da der Rezensent den Inhaber dieser Gaben in grundgütiger Weise zu Hansjakob in die Lehre schicken? Wenn „der gute alte Pastor samt Schrumpel ein Prachtmodell," der Ohm und Pate Detmar „trotz seiner Schwächen ein Prachtkerl" ist, so muß doch das Verdienst hiervon dem Verfasser, der das Prachtmodell und den Prachtkerl entweder geschaffen oder so lebenswahr geschildert hat, zugesprochen werden, und man sieht nicht recht ein, warum unter solchen Umständen von den beiden weitern, noch zu erwartenden Bänden in ironischer Weise als von einer „netten Perspektive" gesprochen wird. Freilich heißt es in der Rezension: „Wenn der Verfasser nur einigermaßen Sinn für Takt und Maß hätte"; „es werde alles durch das geschmacklose Beiwerk und die schreckliche Breite verdorben"; ein feinfühliger Leser werde „allerhand Grobschlächtigkeiten, die sich der Verfasser zu schulden gebracht habe, ablehnen," aber, den Geschmack und das Urteil des Herrn Rezensenten in Ehren, sind wir, die wir Krauskopf bewundern und nicht zu breit finden, von dem geschmacklosen Beiwerk nichts sehen, keine Grobschlächtigkeiten abzulehnen finden, so allen feinern Gefühls und Geschmacks bar, daß wir uns erst durch den Rezensenten der Kölnischen Volkszeitung belehren und auf die richtige Fährte bringen lassen müßten? Ist, wenn Urteil anderm Urteil, Geschmack anderm Geschmack gegenübersteht, nicht eine gewisse Zurückhaltung im Tadel am Platze, damit man, wenn im Laufe der Jahre das Urteil der Mit- und der Nachwelt, dem ich für Krauskopf getrost entgegensehe, feststeht, nicht das schwarz genannt habe, was dann allgemein für weiß anerkannt wird, damit man sich nicht lächerlich gemacht habe, weil man „mit Sorge" der Fortsetzung und Beendigung eines Buchs entgegengesehen hat, das weder Mitleid noch Bejammerung braucht?

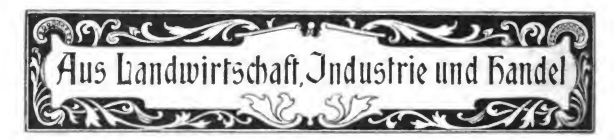
Etwas lang und ungewöhnlich mag ja die von dem Ohm und Paten gehaltne Wiegenrede sein, aber wo sind die ähnlichen, angeblich „in allen Ecken und Enden anzutreffenden Mißgriffe," und was soll einem Werke gegenüber, das es mit Jugenderinnerungen zu tun hat, die grätige Bemerkung, „überall finde sich die Verwechslung des Affektionswertes der persönlichen Erinnerung mit dem Interesse des Lesers, dem die ersten Höschen und die Kinderreime des Herrn Krauskopf vollkommen gleichgiltig seien"? Von gewonnenen Schlachten und geschriebnen bissigen Rezensionen kann doch bei einem liebenswürdigen acht- bis zehnjährigen Knaben nicht die Rede sein: warum also dem Verfasser etwas zum Vorwurf machen, was in der Natur des von ihm behandelten Stoffes liegt?

Ob H. Wette von seinen „literarischen Freunden“ oder Gegnern des Hinweises darauf bedarf, „daß bei der Selbsterzählung mehr als bei jeder andern literarischen Gattung Selbstzucht und Beschränkung die Vorbedingung des Erfolgs ist,“ und ob der Rezensent der Kölnischen Volkszeitung der Mann ist, aus dessen Munde eine solche Ermahnung angebracht erscheint, mag dahingestellt bleiben: über „die pomphafte Ankündigung an den Kölner Plakatsäulen“ und über das Urteil des Verlegers braucht er sich keine Sorge zu machen. Die Berechtigung der Reklame wie der Kritik hängt ausschließlich von dem Werte des Buchs, nicht von dem Geschmack, von der „Verstimmung“ und dem „Erstaunen“ des einen oder des andern Lesers ab. Mehr als ein gutes Buch hat unberechtigtem Tadel dem Garaus gemacht, und — Urteil gegen Urteil, Geschmack gegen Geschmack gestellt — es bangt mir für das Schicksal des dreifachen Krauskopfs, wie ihn der Rezensent zu nennen beliebt, ganz und gar nicht. St.

Gehirn und Seele. Paul Schultz, Doktor der Medizin, Privatdozent und Assistent am physiologischen Institut der Universität Berlin, hat im letzten Wintersemester eine öffentliche Vorlesung über Gehirn und Seele gehalten, und unter diesem Titel die erweiterte Einleitung dazu (bei Johann Ambrosius Barth in Leipzig, 1903) als Broschüre herausgegeben. Welterklärer, die nicht ganz vernagelt sind, werden, wenn sie das nur 55 Seiten starke Schriftchen aus der Hand legen, gestehn, daß sie nun von der Unmöglichkeit, das Seelenleben mechanisch, chemisch oder biologisch zu erklären, überzeugt seien. Aus der Abhandlung Du Bois-Reymonds über die Grenzen des Naturerkennens wird unter andern folgende Stelle angeführt: „Bewegung kann nur Bewegung erzeugen oder sich in potentielle Energie zurückverwandeln. Potentielle Energie kann nur Bewegung erzeugen, statisches Gleichgewicht erhalten, Druck oder Zug ausüben. Die Summe der Energie bleibt dabei stets dieselbe. Mehr als dies Gesetz bestimmt, kann in der Körperwelt nicht geschehn, auch nicht weniger. Die mechanische Ursache geht rein auf in der mechanischen Wirkung. Die neben den materiellen Vorgängen im Gehirn einhergehenden geistigen Vorgänge entbehren also für unsern Verstand des zureichenden Grundes. Sie stehn außerhalb des Kausalgesetzes,*) und schon darum sind sie nicht zu verstehn, so wenig wie ein Mobile perpetuum es wäre.“ Schultz fügt hinzu: „Auch hier wieder fassen wir das Problem tiefer. Nicht an und für sich besteht die Unmöglichkeit, daß in der Natur Bewegung und Empfindung als Ursache und Wirkung auftreten, und daß wir uns beide durch das Kausalgesetz verbunden denken. Aber für die Naturwissenschaft besteht die Unmöglichkeit, weil das eine Element kein *πόσον* [keine Quantität], nur ein *ποῖον* ist, nur eine intensive Größe.**) Wir können die beiden Glieder mathematisch nicht in einen Ansatz bringen, wir können sie nicht miteinander messen, sie sind inkommensurabel. Damit ist ausgeschlossen, daß sie wissenschaftlicher Betrachtung und Untersuchung zugänglich sind.“ Denn jede Naturlehre (soweit sie nicht bloße Beschreibung ist) enthält nach Kant nur soviel eigentliche Wissenschaft, als Mathematik in ihr angewandt werden kann. Die kleine Schrift zeigt, daß exakte Naturwissenschaft nur nach den von Kant verkündigten Grundsätzen betrieben werden könne, und gibt auf den letzten Seiten einen vortrefflichen kurzen Abriß der kantischen Erkenntnistheorie.

*) Vielmehr nur außerhalb des Kausalnexus der Körperwelt; auch die seelischen Ereignisse verlaufen nach dem Gesetz von Ursache und Wirkung.

**) Die Übersetzung des *ποῖον* mit Intensität — auch Intensitäten sind meßbar, wie schon der Ausdruck: intensive Größe besagt — erscheint uns ebensowenig glücklich wie die Auffassung, daß Körperliches und Seelisches einander wie Quantität und Qualität gegenüberstünden. Das Raumfüllende und sich im Raum Bewegende auf der einen, Empfindung und Bewußtsein auf der andern Seite sind unvergleichbare Erscheinungen verschiedner Art, von denen jede ihr eignes Quantum und ihr eignes Quale hat. Die Energieformen: mechanische Bewegung, Wärme, Licht, Elektrizität, Magnetismus, Chemismus sind doch verschiedne Qualitäten des räumlichen Geschehens.



Die Goldproduktion der Erde und der jüngste Aufschwung und Abfall im deutschen Wirtschaftsleben. In der diesjährigen Generalversammlung des Vereins für Sozialpolitik ist lebhaft darüber gestritten worden, ob die Goldproduktion der Erde einen wesentlichen Einfluß auf den wirtschaftlichen, d. h. hauptsächlich den industriellen Aufschwung von 1895 bis 1900 und die darauffolgende Krisis gehabt habe. Die Verhandlungsberichte liegen noch nicht vor, wohl aber eine in den Schriften des Vereins (Band 110) veröffentlichte Abhandlung Dr. Karl Helfferichs über den deutschen Geldmarkt 1895 bis 1902, in der der verdienstvolle Verfasser, übereinstimmend mit den Ausführungen in seinem etwas früher erschienenen Werk Geld und Banken (I. Teil: Das Geld),*) einen solchen Einfluß so gut wie ganz bestreitet.

Die Goldproduktion der Erde betrug nach Helfferich (S. 5) jährlich:

	Kilogramm	1000 Mark
1894	272 591	760 529
1895	299 060	834 377
1896	304 317	849 044
1897	355 202	991 014
1898	431 219	1 203 101
1899	461 296	1 287 016
1900	387 456	1 081 002
1901	396 288	1 105 644
1902	450 000	1 255 000

Dem gegenüber weist Helfferich Seite 38 ganz besonders auf folgende Bewegungen des Wechselumlaufs und des Markt- und Bankdiskonts im Vergleich mit der Mehreinfuhr von Gold in Deutschland hin:

	Mehreinfuhr von Gold	In Umlauf gesetzte Wechsel	Durchschnittlicher Bankdiskont	Durchschnittlicher Marktdiskont
	Millionen Mark	Millionen Mark	Prozent	Prozent
1894	251,1	17 748	3,12	1,74
1895	15,1	15 241	3,14	2,01
1896	29,4	16 386	3,66	3,04
1897	35,9	17 529	3,81	3,09
1898	104,4	19 374	4,27	3,55
1899	135,5	20 937	5,07	4,45
1900	127,4	23 304	5,33	4,41
1901	205,2	22 966	4,10	3,06
1902	34,1	21 505	3,32	2,19

In diesen Zahlen trete, meint er, die durchschlagende Wirkung des auf der Entwicklung der allgemeinen wirtschaftlichen Konjunktur beruhenden Geldbedarfs deutlich zutage. Die innere Steigerung der Zinssätze 1897 bis 1900 habe sich im Zusammenhang mit der sich in der Zunahme des Wechselumlaufs ausdrückenden Steigerung des Geldbedarfs vollzogen, obwohl die Goldzufuhr gerade in diesen Jahren eine ungewöhnliche Steigerung erfahren habe. Im Jahre 1901 sei zufällig einmal eine weitere Steigerung der Goldzufuhr mit einer Abnahme des Geldbedarfs und infolgedessen auch mit einem Rückgang des Diskontsatzes zusammengefallen. Im Jahre 1902 jedoch habe der Rückgang des Zinsfußes einen weitern starken Fortschritt trotz der starken Abnahme der Goldzufuhr von 205 auf 34 Millionen Mark gemacht, weil eben die rückläufige Konjunktur den Geldbedarf der deutschen Volks-

*) Leipzig, 1903, C. L. Hirschfeld. (Band VIII der 1. Abteilung des Hand- und Lehrbuchs der Volkswirtschaft in selbständigen Bänden. Gegründet von Kuno Frankenstein, fortgesetzt von Max v. Heckel.)

wirtschaft stark einschränkte. Im übrigen müssen wir wegen der einschlägigen, im allgemeinen noch sehr strittigen Fragen auf die Ausführungen Helfferichs in seinem oben erwähnten Werk „Geld und Banken" — namentlich auf Seite 517 und die folgenden — verweisen, auf alle Fälle aber davor warnen, den Einfluß einer erhöhten Goldproduktion in der nächsten Zukunft auf die deutsche Volkswirtschaft in der Richtung einer neuen industriellen Hausse zu überschätzen.

Der Seeverkehr Großbritanniens und Irlands mit dem Auslande. (b. Der Anteil der britischen Flagge am Auslandverkehr nach Herkunfts- und Bestimmungsländern.) In Nr. 44 der Grenzboten sind die Hauptzahlen aus der Statistik des Seeverkehrs Großbritanniens und Irlands mit dem Auslande nach Flaggen mitgeteilt, ohne Rücksicht auf die Herkunfts- und die Bestimmungsländer der Schiffe. Es wurde dabei schon auf die Ausbeutung dieser Zahlen durch den Chamberlainismus zur Erregung von Eifersucht und Neid gegen das Ausland in den an der Seeschiffahrt interessierten Volksteilen hingewiesen. Wir knüpfen heute daran an und führen dem Leser zunächst die Entwicklung von 1860 bis 1902 kurz nochmals vor Augen.

In den Häfen des Vereinigten Königreichs sind im Auslandverkehr angekommne und abgegangne Schiffe — ohne Kriegsschiffe und Kriegszwecken dienende Transportschiffe — der Nettotonnage nach gezählt worden:

(Angekommne und abgegangne Schiffe sind zusammengezählt; die Zahlen bedeuten 1000 Registertons)

	1860	1870	1880	1890	1902
Britische Schiffe	13914,9	25072,2	41349,0	53973,1	64902,9
Fremde Schiffe	10774,4	11568,0	17387,1	20310,8	34969,8
Zusammen	**24689,3**	**36640,2**	**58736,1**	**74283,9**	**99872,7**
Anteil der britischen Schiffe	56,4%	68,4%	70,4%	72,7%	64,9%
Zunahme in 1000 Tons:					
Britische Schiffe	—	+11157,3	+16276,8	+12624,1	+10929,0
Fremde Schiffe	—	+ 793,6	+ 4819,1	+ 2923,7	+14659,0

Die den fremden Flaggen auffallend günstige Entwicklung hat sich, wie man sieht, erst in der Zeit von 1890 bis 1902 vollzogen. Die Zunahme der britischen bleibt auch absolut berechnet hinter der der fremden Flaggen zurück. In Prozenten haben die fremden Flaggen um 72,2, die britische dagegen nur um 14,7 zugenommen. Wenn die Chamberlainisten die englischen Reeder mit solchen Prozentzahlen aufzuregen suchen, so hatte der Londoner „Economist" vom 31. Oktober Recht zu sagen: It is fallacious to compare percentage increase on thousands with percentage increase on millions." Aber will man schon mit Prozenten operieren, so ergibt sich, daß von 1890 bis 1902 zugenommen hat der Anteil der österreichischen Flagge um 585 Prozent; der nicht besonders genannten, also unbedeutendsten Flaggen um 435 Prozent; der spanischen um 217; der schwedischen um 131; der italienischen um 108; der russischen um 95; der dänischen um 90; der belgischen um 87; der französischen um 67; der deutschen um 40 und der norwegischen Flagge um 35 Prozent. Auch die absoluten Zunahmezahlen verlieren bei näherer Betrachtung viel von ihrem Schrecken. Von den 14659000 Tons Zunahme von 1890 bis 1902 kommen

auf die	Tons	auf die	Tons
schwedische Flagge	2063800	französische Flagge	1133900
spanische „	2020900	österreichische „	686100
norwegische „	1727200	russische „	524700
dänische „	1709700	italienische „	479400
deutsche „	1603800	amerikanische (V. St.) Flagge	94200
niederländische „	1422200	andre fremde Flaggen	569100

Es handelt sich also hauptsächlich um Handelsflotten dritten und vierten Ranges, die sich in den Verkehr in den Häfen des Vereinigten Königreichs neuerdings stark eingedrängt haben. Am allerwenigsten ist Grund da, auf die deutsche Flagge eifersüchtig zu sein, obwohl Chamberlain überall darauf hinauskommt.

Betrachtet man die britische Schiffahrtstatistik auf ihre Angaben über den Anteil der verschiednen einzelnen Flaggen an dem Verkehr mit den verschiednen Herkunfts- und Bestimmungsländern, so ist das Hauptergebnis, daß sie davon überhaupt kein brauchbares Bild gibt. Es gilt für sie nämlich die Vorschrift, daß ankommende (britische wie fremde) Schiffe als von dem entferntesten Hafen angekommen angeschrieben werden, wo sie Fracht für das Vereinigte Königreich geladen haben, und abgegangne Schiffe als nach dem entferntesten Hafen abgegangen, wo vom Vereinigten Königreich mitgenommne Fracht gelöscht werden soll. Wenn also ein Schiff in Jokohama für London einige Tonnen Fracht ladet, dann zehn Häfen in China, Indien, Ägypten, im Mittelmeer, in Portugal und in Frankreich anläuft und in ihnen mehrere tausend Tonnen für England ladet, so wird das Schiff im englischen Ankunftshafen nur als aus Japan angekommen gerechnet, von seinem Verkehr mit den Zwischenländern aber gar keine Notiz genommen. Dabei kennen die Engländer keine Statistik der Reisen britischer Schiffe zwischen fremden Häfen, durch die wir Deutschen die Lücke mangelhaft genug auszufüllen suchen. Je mehr die sogenannte Linienschiffahrt mit langen Reisen und vielen fahrplanmäßigen Stationen überhand genommen hat, je mehr auch die freie oder wilde Schiffahrt Englands zu größern Schiffen und längern Reisen hinneigt, um so mehr fällt in der englischen Statistik der Verkehr, namentlich britischer Schiffe, mit europäischen Häfen einfach unter den Tisch. Wir begnügen uns deshalb hier mit den Zahlen, die die britische Statistik über den Verkehr des Vereinigten Königreichs mit den britischen überseeischen Besitzungen und mit den Vereinigten Staaten von Amerika aufweist.

Auf die britische Flagge kommen von den im Vereinigten Königreich von und nach britischen Kolonien und andern Besitzungen angekommenen und abgegangnen Schiffen aller Flaggen (mit Ladung und in Ballast zusammen)

	1000 Registertons					
1860	4335,9	von	5069,3,	also	85,5	Prozent
1870	5495,0	„	6044,0	„	90,9	„
1880	8264,6	„	9432,1	„	87,6	„
1890	9137,5	„	10467,6	„	87,3	„
1902	11877,5	„	13224,6	„	89,8	„

Dagegen kamen im Verkehr mit den Vereinigten Staaten von Amerika von den mit Ladung angekommenen und abgegangnen Schiffen auf die britische Flagge:

	1000 Registertons					
1860	945,7	von	3356,6,	also	28,1	Prozent
1870	2626,0	„	3740,0	„	70,2	„
1880	6939,0	„	8993,8	„	77,2	„
1890	7884,8	„	8894,7	„	88,6	„
1902	11320,3	„	12892,9	„	87,8	„

Hier ist von einem Rückgang der britischen Flagge nicht die Rede.

Will man aus den Schiffahrtstatistiken andrer am Ozeanverkehr beteiligter Staaten den Anteil der britischen Flagge an dem Seeverkehr in den Häfen dieser Staaten feststellen, so ergibt sich auch hier, soweit Europa in Betracht kommt, fast durchweg eine kleine Abnahme. Wir haben darauf schon gelegentlich hingewiesen. Die eignen Flaggen dieser Länder haben eben fast überall dank den gewaltigen Fortschritten der Schiffahrttechnik und ihres Anteils am Welthandel auch einen größern Anteil an dem überseeischen Verkehr der eignen Häfen — namentlich an dem mit Großbritannien — erlangt. Die Verschiebungen zu ungunsten der britischen Flagge sind aber weder stetig noch groß genug, daß sie ehrlichen Schiffahrtpolitikern ernstlich Grund geben könnten, auf einen krankhaften Schwund der britischen Seeschiffahrt und des britischen Seehandels zu schließen. Die statistischen Manipulationen Chamberlains verdienen als „Fallacy“ bezeichnet zu werden, wie es im Londoner „Economist“ geschieht. Was die britische wie die nicht britische Statistik über die Entwicklung des britischen Seeverkehrs lehrt, läuft — um das nochmals zusammen zu fassen — für den objektiven Beurteiler einzig und allein darauf hinaus, daß die Seeuferstaaten der ganzen Welt neuerdings angefangen haben, endlich einen bescheidnen Anteil an der so gewaltig entwickelten Seeschiffahrt zu

nehmen, wogegen auf der andern Seite sich natürlich der ungeheure Löwenanteil der britischen Flagge verhältnismäßig etwas langsamer vergrößert hat. Dem durch eine verschärfte Navigationsakte Einhalt zu tun, ist unmöglich. Sie könnte wohl dazu führen, der britischen Flagge in den Häfen des britischen Reichs ihren Anteil zu vergrößern, in den Häfen der ganzen übrigen Welt aber würde sie das Gegenteil bewirken. Der Verlust für die britische Seeschiffahrt wäre wahrscheinlich ungeheuer.

Die Kohlenförderung und die Kohlenausfuhr Großbritanniens und Irlands. Im Interesse einer richtigen Beurteilung der starken Kohlenausfuhr Deutschlands ist es von Wert, einen Blick auf die Verhältnisse Großbritanniens und Irlands zu werfen. Es ist im Vereinigten Königreich die Förderung, der Verbrauch und die Ausfuhr an Kohlen wie folgt berechnet worden:

	Förderung (1000 Tons)	Verbrauch (1000 Tons)	Ausfuhr (1000 Tons)
1893	164326	126863	37488
1894	188277	145597	42687
1895	189661	146768	42907
1896	195361	150790	44587
1897	202130	154010	48128
1898	202055	153798	48267
1899	220095	164286	55810
1900	225181	166786	58405
1901	219047	161271	57783
1902	227095	166698	60400

Im Verbrauch ist die unbedeutende Einfuhr mit berechnet, weshalb die Summen der zweiten und der dritten Spalte größer sind als die Zahlen der ersten Spalte. Im Jahre 1893 betrug die Einfuhr 25000 Tons und 1902 sogar nur 7000 Tons, die Förderung ist von 1893 bis 1902 um 62769000 Tons oder 38,9 Prozent gewachsen, die Ausfuhr um 22912000 Tons oder 61,1 Prozent. Von der Förderung machte die Ausfuhr im Jahre 1893 aus 22,8 Prozent, 1902 dagegen 26,6 Prozent. Die Ausfuhr umfaßt Koks und Patentfeuerung und auch die für die Bunker der Dampfer gelieferten Kohlen, die aus britischen Häfen nach dem Ausland abgehn, d. h. zumeist britischer Dampfer. Für 1902 wird die Menge der für den Foreign Trade gelieferten Bunkerkohlen auf 15148015 Tons berechnet. Die Eisenbahnen im Vereinigten Königreich verbrauchten 1902 11336500 Tons, sodaß der Verbrauch in der Industrie, in der Küstenfrachtfahrt und im Haushalt auf jährlich 155000 Tons zu schätzen ist.

Der auch in England mehrfach erhobnen Forderung, die Kohlenausfuhr einzuschränken, begegnet der Londoner „Statist" vom 31. Oktober mit dem Hinweis darauf, daß das Gewicht der gesamten Warenausfuhr 1902 nicht viel größer gewesen sei als 67 oder 68000000 Tons, wovon 60000000 allein auf die Kohlen gekommen wären. Hätte man keine Kohlen verschifft, so hätte man nur für den sechsten oder den siebenten Teil der britischen (34000000 Registertons) und fremden (15000000 Registertons) Schiffsräume, die 1902 von britischen Häfen abgegangen wären, Ladung bieten können. Man hätte dann das Doppelte für diese britischen und fremden Schiffsräume bezahlen müssen, die aus allen Teilen der Welt dem Vereinigten Königreich die unentbehrlichen Lebensmittel und industriellen Roh- und Hilfsstoffe zugeführt hatten. Vor allem ist aber zu bemerken, daß die britische Kohlenausfuhr auch die Versendung nach den britischen Kolonien und nach den Kohlenstationen in fremde Länder umfaßt, die vornehmlich die britische Handels- und Kriegsflotte versorgen.

Die deutschen Verhältnisse liegen insofern anders, als wir eine starke Produktion und Mehreinfuhr von Braunkohlen haben. Läßt man die Braunkohlen unberücksichtigt und rechnet — wie die Engländer — mit der Ausfuhr, nicht mit der Mehrausfuhr, von Steinkohlen, so ergeben sich folgende Zahlen. Von 1893 bis 1902 ist die Steinkohlenförderung von 73852000 Tonnen auf 107436000 Tonnen, also um 33584000 Tonnen oder 45,5 Prozent gestiegen, dagegen die Steinkohlenausfuhr — mit Einschluß von Koks — von 11580000 Tonnen auf 18284000 Tonnen,

also um 6704000 Tonnen oder 57,9 Prozent.*) Von dieser Förderung macht die Ausfuhr im Jahre 1893 15,8 Prozent aus gegen 17 Prozent im Jahre 1902. Die Entwicklung der Produktion und der Ausfuhr ist bei uns, zumal wenn man die Braunkohlen mit berücksichtigt, immer noch viel günstiger für den Inlandverbrauch als in England, wobei andrerseits freilich berücksichtigt werden muß, daß die britische Kohlenausfuhr nach den Kolonien, den Kohlenstationen und den Bunkern der von britischen Häfen ins Ausland gehenden Schiffe ganz vorwiegend britischen Interessen zugute kommt, während bei unsrer Kohlenausfuhr von etwas ähnlichem noch kaum die Rede ist.

*) Braunkohlen, Torf, Preß- und Torfkohlen, Feueranzünder sind hier in die Ausfuhr nicht eingerechnet, während die britische Statistik, wie wir oben sahen, die Patentfeuerung (Patent fuel) einrechnet.



Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

Alle für die Grenzboten bestimmten Aufsätze und Zuschriften wolle man an den Verleger persönlich richten (J. Grunow, Firma: Fr. Wilh. Grunow, Inselstraße 20).
Die Manuskripte werden deutlich und sauber und nur auf die eine Seite des Papiers geschrieben mit breitem Rande erbeten.



Die Grenzboten

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

Jährlich 52 Hefte

62. Jahrgang

Nr. 50

Ausgegeben am 10. Dezember 1903

Inhalt:

Fr. Wilh. Grunow

Leipzig





Unser Freund der Sultan



Von Zeit zu Zeit verwandelt sich der europäische Seniorenkonvent der Türkei gegenüber in ein medizinisches Kollegium, das zu einer Konsultation über das Befinden des kranken Mannes zusammentritt. Wenn es dabei ohne Operation und Amputation abgeht, mag die Türkei von Glück sagen. Zeitweilig greifen auch nur die Spezialisten ein, Rußland und Österreich, ihr neuestes Rezept ist das Mürzsteger Programm. Sein Inhalt ist aus der Tagespresse genügend bekannt. Bei genauerer Prüfung stellt sich heraus, daß die Schwierigkeiten, über die es hinweghelfen sollte, für Rußland mindestens ebensogroß waren und heute noch sind, wie für die Türkei. Hätte man dieser freie Hand gelassen, das Übel an seiner Wurzel aufzusuchen und abzuschneiden, so würde es dem türkischen Heere wahrscheinlich weniger schwierig gewesen sein, die bulgarische Armee zu schlagen und in Sofia ein Exempel der oberlehnsherrlichen Gewalt des Sultans zu statuieren, als auf unwegsamen Gebirgspfaden mit den bulgarischen Banden einen mörderischen Guerillakrieg zu führen. Der türkische Soldat ist ein Soldat für die Feldschlacht, da kann geschickte Führung viel aus ihm machen. Das bulgarische Heer ist noch unerprobt, wenigstens den Türken gegenüber. Fürst Alexander hat seinerzeit die Serben zu Paaren getrieben und würde sie völlig niedergeworfen haben, wenn Österreich nicht die schützende Hand darüber gehalten und den siegreichen Einbruch des Bulgarenfürsten in die österreichische Machtsphäre bei Pirot verhindert hätte. Jedoch, die Serben zu besiegen war nicht sehr schwer, auch fiel der Löwenanteil wohl der heldenmütigen Soldatennatur des Fürsten Alexander zu und der Schule des deutschen Heeres, aus dem er hervorgegangen war. Er hat das noch in den letzten Jahren seines Lebens als österreichischer Regiments- und Brigadekommandeur bewiesen. Als bei den Günser Manövern von 1893 vieles drunter und drüber ging, und Kaiser Franz Joseph erregt und ungehalten wurde, hatte Graf Hartenau, der Sieger von Sliwnitza, seine Truppen so fest und sicher in der Hand, daß der deutsche Kaiser und König Albert von Sachsen zu ihm heranritten und ihm Worte höchster Anerkennung sagten, denen dann auch Kaiser Franz Joseph beistimmte. Unter solcher Führung würde die bulgarische Armee auch vielleicht gegen das türkische Heer der acht-

ziger Jahre siegreich gewesen sein. Heute ist die türkische Armee, wie der griechische Krieg erwiesen hat, eine wesentlich andre, während dem bulgarischen Heere der Hauch soldatischen Geistes und soldatischer Treue fehlt, die moralischen Potenzen, ohne die ein dauernder Erfolg nicht denkbar ist. Die Neigung zum Verschwörertum, das sich einst an der Person des Fürsten Alexander vergriff, der seine Offiziere zu früh mit deutschem Maßstabe gemessen hatte, ist schwerlich durch eine Regierung beseitigt worden, bei der durch allen Wechsel der Ministerien der Geist der Verschwörung fast allein das bleibende ist. Der makedonische Aufstand hat das von neuem bestätigt.

Nach dem gesamten Gange der russischen Politik seit 1878 konnte Kaiser Nikolaus einen Zusammenstoß zwischen der Türkei und Bulgarien nicht zulassen, Rußland wäre unvermeidlich zur Parteinahme gezwungen gewesen in einem Augenblick, wo es seine ganze Aufmerksamkeit auf Asien richtet; dort hat es weit mehr zu verlieren, als im Orient jetzt zu gewinnen wäre. Die bulgarische Agitation in Makedonien, die da eigentlich zu den ständigen Einrichtungen gehört, hatte schon im März 1902 den Vertretern Rußlands und Österreichs Anlaß zu Vorstellungen in Sofia geboten, die zur Folge hatten, daß die bulgarische Regierung die makedonischen Komitees in Sofia mit Auflösung bedrohte, sofern sie sich nicht in den gesetzlichen Grenzen hielten. Bald darauf erließ sie jedoch an ihre Vertreter im Ausland ein Zirkular, worin sie den türkischen Behörden die Schuld an der Lage in Makedonien und im Wilajet Adrianopel beimaß. Im Juni ging dann der Fürst nach Petersburg, um sich der russischen offiziellen Beteiligung an der Schipkafeier zu vergewissern. Obgleich sich der Vertreter des Zaren, Großfürst Nikolaus, bei dieser Feier — wohl unter dem Einfluß der rechtzeitigen Entdeckung eines beabsichtigten Attentats — ziemlich kühl verhielt und seinen Rückweg über Konstantinopel nahm, um einen ungünstigen Eindruck, den die Feier auf den Sultan gemacht haben mochte, zu verwischen, so war es doch zweifellos, daß der Glaube an eine wohlwollende Unterstützung der bulgarischen Pläne durch den Zaren in ganz Bulgarien aus dem Vorgange neue Nahrung erhielt; die Eröffnungsrede an die Sobranje am 28. Oktober wies auf dieses Wohlwollen des Zaren ganz ausdrücklich hin. Es konnte unter solchen Umständen nicht wunder nehmen, daß der Aufstand in Makedonien um jene Zeit sehr viel lebhafter wurde, sodaß der Petersburger amtliche Regierungsbote am 13. Dezember die Regierungen von Bulgarien und Serbien ernstlich warnte, „im eignen Interesse“ die gefährliche Agitation zu verhindern. Acht Tage später machte sich Graf Lamsdorff selbst auf den Weg über Sofia und Belgrad nach Wien, um an jenen Orten energisch Ruhe zu gebieten, in Wien aber die nötigen Schritte zu vereinbaren, ein Weitergreifen des makedonischen Brandes unter allen Umständen zu verhindern.

Inzwischen war im November das erste türkische Reform-Iradé ergangen. Es beruhte auf einem Vorschlage des russischen Botschafters Sinowjew in Konstantinopel, der als einer der besten Kenner des Balkans und des türkischen Reichs gilt. Kaiser Nikolaus hatte in Livadia Turkhan Bey, der als außerordentlicher Botschafter zur Begrüßung im Namen des Sultans erschienen war,

empfangen. Turkhan Bey hat dann den russischen Vorschlag mit nach Konstantinopel genommen, und die Pforte war gegenüber den bulgarischen Kriegstreibereien widerwillig darauf eingegangen.

Die Reise des russischen Ministers des Auswärtigen, zumal gerade um solche Jahreszeit gewiß ein außerordentlicher Schritt, war verursacht durch die Erkenntnis, daß es einer sehr starken Aktion bedürfen werde, einmal um jenen bulgarischen Kriegstreibereien ein Ende zu machen, die — unter welchen Einflüssen, mag dahingestellt bleiben — offenbar darauf ausgingen, einen Krieg zwischen der Türkei und Bulgarien herbeizuführen, der dann die Einmischung der Mächte und die Vereinigung Makedoniens mit Bulgarien zur Folge haben sollte. So leicht bauten sich die bulgarischen Luftschlösser. Wollte man aber dieser Agitation gegenüber zu einem Resultat kommen, so mußte die Pforte zu Reformen genötigt werden, die den Bulgaren jeden ernsten Vorwand zu weitern Unruhen und auch gewissen europäischen Mächten jeden Vorwand nahmen, die türkischen Konzessionen für unzureichend zu erklären.

So standen die Dinge, als Graf Lamsdorff am 29. Dezember vorigen Jahres in Wien eintraf. Von langer Hand her hatte die russische Politik in dem Augenblick, wo sie sich zum Vorgehn im großen Stil in Asien entschloß, sich der österreichischen Rückendeckung in den Balkanfragen versichert. Die kretische Frage und der griechisch-türkische Krieg hatten Rußland und Österreich im Jahre 1897 bewogen, ihre beiderseitigen Interessen einer gemeinsamen Prüfung zu unterziehn; das Ergebnis war eine Übereinstimmung auf der Basis des status quo auf dem Balkan. Somit konnten bei Ausbruch des Krieges die Vertreter aller Mächte in Athen der griechischen Regierung eine Note überreichen, worin erklärt wurde, die Mächte würden dem Angreifer nicht erlauben, auch nur den geringsten Vorteil aus dem Angriff zu ziehn. Vier Wochen später sah sich Griechenland genötigt, die guten Dienste der Mächte zur Beendigung des Krieges anzurufen. Inzwischen war Kaiser Franz Joseph vom 27. bis zum 29. April zum Besuch in Petersburg gewesen, der sehr glänzend verlief. Kaiser Nikolaus, der seine Worte genau zu wägen versteht, betonte in einem Trinkspruche „die Gemeinsamkeit der Ansichten und Grundsätze" sowie „die vollkommne Solidarität" unter ihnen. Kaiser Franz Joseph erwiderte mit einer Betonung der engen Freundschaft und der „Gefühle gegenseitiger Achtung und Loyalität." Noch am Tage der Abreise des Kaisers, 29. April, richteten Graf Goluchowski und Graf Murawiew identische Noten nach Belgrad, Bukarest, Cetinje und Sofia, worin sie die korrekte Haltung dieser Staaten „in der gegenwärtigen Phase der europäischen Türkei" anerkannten und betonten, daß beide Souveräne fest entschlossen seien, den allgemeinen Frieden, das Prinzip der Ordnung und den status quo aufrecht zu erhalten. In Bukarest empfand man es mit Recht peinlich, daß Rumänien in diesem Erlaß mit den kleinen Balkanstaaten auf eine Stufe gestellt wurde, zumal da Kaiser Franz Joseph erst im Sommer zuvor dort als Gast geweilt hatte. Die Erwiderung lautete höflich, die Politik Rumäniens sei stets dahin gegangen, den Bemühungen der Großmächte zur Erhaltung des allgemeinen Friedens dienlich

zu sein. Im Dezember erklärte dann Minister Stourdza in der Kammer, Rumänien gehöre nicht zu den Balkanstaaten und nehme nicht an deren Gärungen teil; es gehöre zur europäischen Familie und unterstütze die Mächte in dem Bestreben, den Frieden zu erhalten. Ein Besuch des rumänischen Königspaars im September in Pest beim Kaiser Franz Joseph hatte inzwischen durch die Herzlichkeit des Empfangs und namentlich durch einen für den König Karl sehr ehrenvollen und warmen Toast des Kaisers den verstimmenden Eindruck beseitigt.

Im November 1897 betonte die Ansprache des österreichischen Monarchen an die Delegationen, daß zu den Bürgschaften des Friedens, die der Dreibund biete, „die freundschaftliche Ausgestaltung des Verhältnisses zu Rußland" hinzugetreten sei, das als „ein Verhältnis gegenseitigen Vertrauens" charakterisiert wurde. Wenig Tage später äußerte sich Graf Goluchowski über die Grundlagen des neuen Verhältnisses. Eine offne loyale Aussprache habe zu der Überzeugung geführt, daß keine unausgleichbaren Differenzen zwischen beiden Reichen vorhanden seien, solange beide für die Aufrechterhaltung des status quo einträten, jeden Eroberungsgedanken auf der Balkanhalbinsel weit zurückwiesen und ebenso fest entschlossen seien, die Unabhängigkeit und das Selbstbestimmungsrecht der einzelnen Balkanstaaten mit Ausschluß jeder präponderierenden Einflußnahme auf deren innere Geschicke zu respektieren. Von den orientalischen Wirren in erster Linie berührt, hätten beide Mächte allen Grund, zusammenzuhalten und in beständiger Fühlung zu verbleiben, um jede Ausartung entstehender Bewegungen zu verhindern „und dem bisherigen Treiben der spekulativen Geister am Balkan, die beide Mächte gegeneinander auszuspielen suchten, ein Ende zu machen."

Es sind dies die Grundlagen der im April 1897 in Petersburg geschlossenen Konvention, die immerhin noch Abmachungen für besondre Fälle enthalten mag. Auf dieser Grundlage ist um die Jahreswende 1902/03 zwischen dem Grafen Lamsdorff und dem Grafen Goluchowski in Wien ein neuer, weitergehender Reformentwurf vereinbart worden. Im Laufe des Januars wurde der Entwurf dann von den Botschaftern beider Mächte in Konstantinopel im Detail ausgearbeitet. Nachdem er das Einverständnis beider Kabinette gefunden hatte, wurde er am 4. Februar dieses Jahres den Großmächten, die den Berliner Vertrag unterzeichnet haben, mit dem Ersuchen um Unterstützung mitgeteilt, die allseitig zugesagt wurde. Die Überreichung an die Pforte erfolgte am 21. Februar in Form einer gemeinsamen Note Rußlands und Österreichs. Fünf Tage später erging eine „Mitteilung in Angelegenheiten Makedoniens" im Petersburger „Regierungsboten," die diesen Schritt allgemein bekannt gab und erläuterte. Es wurde darin nochmals ausgesprochen, daß Rußland „weder einen einzigen Blutstropfen seiner Söhne, noch den allerkleinsten Besitzteil des russischen Volks" opfern werde, falls die slawischen Staaten den ihnen gegebnen Ratschlägen zuwider den Entschluß fassen sollten, durch revolutionäre und Gewaltmittel eine Veränderung des gegenwärtigen Regimes auf der Balkanhalbinsel herbeizuführen.

Trotz der auch diesesmal wiederum erklärten prinzipiellen Bereitwilligkeit

des Sultans sind diese Vorschläge doch in der Hauptsache auf dem Papier geblieben. Der Terrorismus, den die bulgarischen Revolutionskomitees ausübten, die Dynamitverbrechen in Salonichi und gegen die Eisenbahnlinien mußten es der türkischen Regierung schwer machen, Reformen durchzuführen, zumal in einem revolutionierten Lande, wo sie zunächst doch erst ihre Autorität herzustellen hatte, die diese Reformen einleiten und durchführen sollte. Der bulgarische Terrorismus, der vor nichts zurückschreckte, rief schließlich auch den mohammedanischen Fanatismus wach, und die türkischen Behörden hatten die größte Mühe, die Truppen auf die Beine zu bringen, die zur Beruhigung des Landes gebraucht wurden, um den Ausbrüchen des Fanatismus vorzubeugen. So geschah es, daß die Reformen wenig von der Stelle kamen und wenig wirksam wurden. Die eine Zeit lang sehr bedrohliche und zweifelhafte Haltung der bulgarischen Regierung, während der Fürst auf eine längere Reihe von Wochen außer Landes ging, mußte der Pforte allerdings alles andre nahelegen, als Reformen, zu denen sie doch Geld brauchte, das nicht einmal für die militärischen Zwecke vorhanden war. Das Zögern der Pforte veranlaßte aber, daß bei andern Mächten, namentlich bei England, allmählich die Neigung hervortrat, eine weitergehende Politik einzuschlagen und deren Durchführung selbst in die Hand zu nehmen, namentlich die Herstellung lokaler, von der türkischen Herrschaft unabhängiger Autonomie herbeizuführen. Es gewann eine Zeit lang den Anschein, als ob man in Sofia auf diese Aktion warte. Infolgedessen haben sich Österreich und Rußland bei dem Besuch, den Kaiser Nikolaus dem Kaiser Franz Joseph auf dem steirischen Jagdschlosse Mürzsteg abstattete, zu einem neuen Reformentwurf, dem Mürzsteger Programm, geeinigt, dessen Kern allerdings die Herstellung, lokaler wenn auch nicht unabhängiger Autonomien bildet. Es ist das freilich eine Form, die das Aufhören der türkischen Herrschaft auf dem Balkan ebenso beschleunigen wie auf längere Zeit hinaus verhindern kann, das letzte allerdings nur bei großer Geschicklichkeit der Türkei. Der Pforte ist ausgesprochen worden, es handle sich hierbei um das Minimum dessen, was die Mächte zu verlangen entschlossen seien, durch eine Weigerung werde sie nur bedeutend weitergehende Ansprüche hervorrufen. In diesem Sinne hat sich auch Deutschland der Unterstützung des russisch-österreichischen Vorschlags in Konstantinopel angeschlossen, dabei aber die ihm angesonnene Ernennung eines Befehlshabers der zu errichtenden internationalen Gendarmerie, sowie überhaupt die Stellung von Offizieren zu dieser abgelehnt. Deutschland hätte davon nur eine Verwicklung in die orientalischen Händel zu besorgen gehabt; man würde in den deutschen Offizieren Agenten der deutschen Politik gesehen und dieser daraufhin alles mögliche angedichtet haben. Im Interesse der Türkei selbst wäre die Stellung deutscher Offiziere für diese Gendarmerie freilich vielleicht das vorteilhafteste und nützlichste, weil sie ohne jeden politischen Hintergedanken kämen, denn Deutschland ist die einzige Großmacht, die mit der Türkei territoriale Berührungen weder hat noch anstrebt, auch ohne Ansprüche auf das dereinstige türkische Erbe ist.

Deutschland hat im Gegenteil an der Erhaltung der Türkei nicht geringes Interesse. Zunächst das politisch-militärische. Seit den Tagen Friedrichs des

Großen ist in Berlin eine militärisch in die Wage fallende türkische Macht immer als ein nützliches Gegengewicht gegen Österreich wie gegen Rußland angesehen worden. Gegen Österreich käme die Türkei heute in diesem Sinne nicht mehr in Betracht, wohl aber könnte das bei einem russischen Angriff auf Deutschland der Fall sein. Auch ist für den Frieden Europas eine kriegsbrauchbare türkische Armee sehr viel nützlicher als die vielen kleinen unbeschäftigten und von allerlei politischen Intriguen durchsetzten Heere der Balkanstaaten, die noch auf lange Zeit hinaus ein Element der Beunruhigung sein werden, wie wir das fortgesetzt an Serbien sehen; in Bulgarien ist es nicht viel anders.

Sodann kommt das wirtschaftliche Interesse, die Erhaltung des Marktes für Deutschland in Betracht. Bei einer Eröffnung der türkischen Erbschaft in Europa würden die wirtschaftlichen Interessen der einzelnen Balkanstaaten zunächst ihrer politischen Anlehnung folgen, d. h. den verschiedensten europäischen Mächten, die dort unmittelbar eingreifen. Deutschland hat somit im Hinblick auf diese dereinstige Eventualität keinen Grund, die einzelnen Völkerschaften dauernd gegen sich einzunehmen, da sie doch Käufer deutscher Waren auch nach dem Erlöschen der türkischen Herrschaft bleiben sollen. Deutschland ist ferner interessiert an dem Schiffahrtswege auf der Donau, der heute, sobald er die ungarische Grenze überschritten hat, in den Händen von Serbien, Bulgarien und Rumänien ist und die türkische Suzeränität über Bulgarien jedenfalls lange überdauern wird. Gegenwärtig laufen die bulgarischen Aspirationen: Königswürde und Erwerb von Makedonien, zunächst dem status quo zuwider, denn beide Aspirationen sind nur im Kampfe gegen die von Europa anerkannte, 1878 noch einmal feierlich sanktionierte türkische Oberherrschaft zu verwirklichen. Ein bulgarischer „König" könnte nicht Lehnsmann der Pforte sein. Die Erschütterung der Türkei durch den damaligen Krieg hatte freilich dazu geführt, daß das Verhältnis Bulgariens zur Pforte ein viel loseres wurde, als in dem Berliner Vertrage vorgesehen war, auch die Persönlichkeit des Fürsten Alexander hatte dazu viel beigetragen. Da sich aber auch Rußland und Österreich für den status quo verbündet haben, so ist nach gewöhnlicher menschlicher Logik die Türkei der Dritte in diesem Bunde, da sie ihrerseits gewiß nichts sehnlicher wünscht, als die Erhaltung dieses status quo. „Wir verlangen ja weiter gar nichts, also laßt uns doch in Ruhe!" können die Türken mit einigem Recht zu Rußland wie zu Österreich sagen. Aber da die Erhaltung des jetzigen Herrschaftszustandes nur unter ziemlich weitgehenden Konzessionen möglich ist, an deren Notwendigkeit die türkische Mißwirtschaft, zumeist der Provinzialbehörden, die Schuld trägt, so wird die Türkei Opfer bringen müssen, wenn sie verhindern will, daß die westmächtliche Gruppe nicht mit viel weitergehenden Forderungen auftritt, die vielleicht nur um den Preis eines großen Krieges verhindert werden könnten. Den Rat, von zwei Übeln das kleinere zu wählen, hat auch Deutschland in Konstantinopel gegeben. Sowohl die persönliche Freundschaft Kaiser Wilhelms für den Sultan als das deutsche Interesse an der Erhaltung des türkischen Besitzstandes geboten diesen Schritt, entgegen der Annahme, daß Deutschland auf Rußland und Österreich hätte einen abmahnenden oder doch modifizierenden Druck ausüben sollen.

Deutschland ist nicht mit allen Einzelheiten des Mürzsteger Programms einverstanden, die es zum Teil als undurchführbar betrachten mag. Aber die nötige Modifikation darf es getrost der Praxis überlassen, „denn hart im Raume stoßen sich die Sachen," und am diplomatischen Schreibtisch in Wien oder in Petersburg sieht sich immerhin manches anders an als in den elenden Gebirgsdörfern des Balkans; auch die europäischen Mitregenten, die den türkischen Behörden an die Seite gesetzt werden sollen, werden sich in mancher Beziehung vor der Macht der Tatsachen beugen müssen.

Deutschland kann hier nur der ernste Zuschauer bleiben. Das bekannte Bismarckische Wort, „daß Bulgarien uns nicht die Knochen eines pommerschen Musketiers wert ist" (die Presse zitiert meist unrichtig „Grenadiers"), bleibt auch fernerhin die Richtschnur der deutschen Politik, sogar in dem erweiterten Sinne: der ganze Balkan ist uns nicht die Knochen eines deutschen Soldaten wert. Geht die Unfähigkeit der türkischen Regierungskunst soweit, daß sie trotz des Wohlwollens Rußlands und Österreichs diese Gebiete nicht behaupten kann, so kann sich Deutschland nicht in einen Gegensatz zu den beiden andern Kaisermächten stellen, hinter denen obendrein England, Frankreich und Italien stehn würden. Dann müssen sich eben die Geschicke der Türkei erfüllen. In Konstantinopel sollte man einsehen, daß Deutschlands Rat, den russisch-österreichischen Forderungen bis an die Grenze des Möglichen Folge zu leisten, ein wahrer Freundesrat ist, den Deutschland erteilen müßte, auch wenn es nicht in so nahen Beziehungen zu den beiden andern Kaisermächten stünde. Aber auch die Freundschaft mit diesen gebietet uns diese Stellung. Je schneller und vollständiger der Sultan die politische Zahlung leistet, desto billiger wird er davon kommen; je länger er säumt, desto teurer wird die Sache unvermeidlich für ihn werden. Die allgemeine Situation ist jetzt der des Krimkrieges gerade entgegengesetzt. Diesesmal sind es die Westmächte, die das Türkische Reich — wenigstens in Europa — mit einer Auflösung bedrohen, während Rußland zurzeit ehrlich um die Konservierung der türkischen Herrschaft, wenigstens der türkischen Oberhoheit bemüht ist. Da es nicht zulassen kann, daß die Bulgaren usw. durch England emanzipiert werden, würde es sich an die Spitze weitergehender Forderungen stellen, d. h. die Auflösung der türkischen Herrschaft in Europa betreiben müssen, wenn seine jetzigen im Verein mit Österreich unternommenen Vorschläge scheitern sollten. Dem Fürsten Alexander hat es Land und Thron und infolge der schweren seelischen Erschütterung auch wohl schließlich das Leben gekostet, daß er unter englischem Protektorat die Annexion Ostrumeliens vollzog, und daß der englische Hof für seine Vermählung mit einer Berliner Enkelin der Königin Viktoria tätig war. Auch wenn der Petersburger Hof sich über den Verlust des russischen Einflusses in Bulgarien hinwegsetzen wollte, das russische Volk würde es nicht tun. Eine kluge türkische Politik wird also unabweisbar die Freundschaft zu Rußland so pflegen müssen, daß dieses sich nicht dazu gedrängt sieht, mit dem bulgarischen Hebel die türkische Herrschaft in Europa aus den Angeln zu heben. Bei dem schweren Liquidationsprozeß, der sich dann ergeben würde, wäre es die Türkei, die unter allen Umständen verlöre, es wäre sogar fraglich, ob sie auch nur die asiatische Herrschaft zu retten vermöchte. Auch in Konstantinopel scheint man sich dieser

Einsicht nicht zu verschließen in der Erkenntnis, daß England sonst unvermeidlich das türkische Feuer anzünden würde, schon um dem russischen Vordringen in Asien Halt zu gebieten.

Die Lage fordert die schweigende aber geschärfte Wachsamkeit auch der deutschen Politik heraus. H. J.



Vom Wettbewerb der Lebensversicherungsanstalten in Deutschland



In Deutschland bestehn 45 Lebensversicherungsanstalten. Die Auswahl, die dem Publikum zu Gebote steht, ist also groß genug, zumal da neben den einheimischen auch noch eine Reihe ausländischer Anstalten in Deutschland Geschäfte abschließt. Obwohl nun die Kreise, an die sich die Angebote der Lebensversicherungsunternehmungen wenden, den ganzen Bevölkerungstatus umfassen, sodaß fast alle Gesellschaften Jahr für Jahr reiche Ausbeute erzielen, so hat sich doch der Wettbewerb unter den Versicherungsanstalten gerade in Deutschland immer schärfer gestaltet. Man kann wohl sagen, daß in keinem andern Lande der Welt die Konkurrenztätigkeit der Lebensversicherer so heftige Fehden, dann aber auch einen so hohen Grad von Leistungen hervorgerufen hat.

Gewöhnlich pflegen sich die Produzenten, wofür in unserm Falle die Lebensversicherungsanstalten anzusehen sind, nach Aufgebot der stärksten Kampfmittel gegeneinander zu einem Ring, Syndikat oder Trust zusammenzuschließen, um dem Konsumenten als „gemeinsamem Feind" geschlossen gegenüber zu treten. In andern Ländern, wie z. B. in Frankreich, besteht unter den Lebensversicherern eine Uniformierung ebenso in bezug auf die Tarife wie auf die Versicherungsbedingungen, sodaß — da alle Gesellschaften fast genau dasselbe bieten — für einen heftigen Konkurrenzkampf der Anlaß fehlt. Daß eine solche Übereinkunft in Deutschland nicht möglich ist, liegt erstens daran, daß die Verschiedenheit der einzelnen Anstalten in ihren Leistungen sehr groß ist, und zweitens an dem Prinzipienstreit zwischen „Aktie" und „Gegenseitigkeit," der sich wie ein roter Faden durch die deutsche Assekuranzgeschichte zieht. So wenig sich äußerlich der Betrieb einer Gegenseitigkeitsanstalt von dem einer Aktiengesellschaft unterscheidet (viele Versicherte wissen überhaupt nicht, welcher Gruppe ihre eigne Anstalt angehört!), so scharf werden die Unterschiede von beiden Lagern betont. Die Gegenseitigkeit, die in den übrigen Kulturländern (mit Ausnahme der nordamerikanischen Union) eine mehr oder weniger untergeordnete Rolle spielt, ist in Deutschland zu einer höchst bedeutungsvollen Entwicklung gelangt; da sie die Form des genossenschaftlichen Betriebsunternehmens darstellt, bei dem die Versicherten zugleich die Gesellschaftseigentümer sind, widerstrebt sie ihrer Natur nach einem Zusammenschluß mit den reinen Erwerbgesellschaften, die von Aktionären gegründet und betrieben werden. Die mächtige Stellung der großen Gegenseitigkeitsanstalten in Deutschland

verhindert so die Syndizierung der Versicherungsproduktion zum Vorteil des sich versichernden Publikums.

Scharfer Wettbewerb bringt immer zwei Dinge zur besondern Ausbildung, die Qualität der Leistung und ihre Propaganda. Wo der Antrieb durch Konkurrenz fehlt, tritt Stagnation ein; die französischen Gesellschaften, die sich gegenseitig keine Konkurrenz machen, begnügen sich seit Jahren, ihren Bestand zu erhalten; große Vermehrungen weist keine von ihnen auf. Es liegt auf der Hand, daß das kein Vorteil im volkswirtschaftlichen Sinne ist. Die Lebensversicherung muß bis in die letzten Kreise der Bevölkerung getragen werden, wenn sie wirklich erziehend wirken soll, und die Gesellschaften verkennen ihre Aufgabe, die nur auf die Wahrung ihres Besitzstandes bedacht sind, um in den Erträgnissen für die Unternehmer keine Einbuße zu erleiden. Die Konkurrenz ist eine der mächtigsten Triebfedern, diese sozialpolitische Aufgabe der Lebensversicherungsanstalten erfüllen zu helfen.

Die Mittel, die die Propaganda anwendet, um eine möglichst große Zahl von Versicherungen herbeizuschaffen, sind von der verschiedensten Art. Die außerordentlich große Unkenntnis, die im Publikum über das Versicherungswesen herrscht, begünstigt es, daß nicht immer die wirklich besten Anstalten die meisten Abschlüsse machen, sondern die, die die Reklame am ausgiebigsten handhaben, und namentlich die, die am meisten für ihre Acquisition aufwenden. Wer die Praxis des Versicherungswesens kennt, der weiß, welche unwesentlichen Punkte häufig den Ausschlag bei der Wahl einer Versicherungsanstalt geben. Da ist zunächst das besonders von den Amerikanern beliebte Paradieren mit den großen Zahlen der Geschäftsabschlüsse. Die drei „Giants," wie sich die großen Newyorker Anstalten „Equitable," „Mutual" und „Newyork" nennen, haben vermöge ihres internationalen Geschäftsgebiets eine weit größere Ausdehnung als jede deutsche, überhaupt jede europäische Anstalt. Der Sachverständige weiß natürlich, daß die bloße Ausdehnung einer Gesellschaft nichts mit ihrer Güte, ihrer Solvenz und ihrer Billigkeit zu tun hat. Es kommt nicht darauf an, sagt schon Lichtenberg, ob in einem Reiche die Sonne nicht untergeht, sondern darauf, was sie auf ihrem Wege zu sehen bekommt. Im Punkte der Qualität hüten sich die Amerikaner vor einem Vergleich mit den guten deutschen Anstalten, um so mehr als ihre prunkenden Riesenzahlen beim Publikum viel mehr „ziehen" als die von deutschen Gesellschaften mit geringerm Tamtam gebotne bessere Qualität.

Eine andre Art, Kandidaten zu fangen, die ebenfalls nur durch die allgemeine Unwissenheit in Versicherungsdingen möglich ist, besteht in der Abgabe eines Teiles der Agentenprovision an den sich Versichernden. Vielfach wird eine förmliche Auktion veranstaltet, und die Versicherung der Gesellschaft zugewandt, deren Agent den meisten „Rabatt" bewilligt. Wer auch nur einigermaßen darüber nachdenkt, der muß sich sagen, daß Gesellschaften unmöglich billig versichern können, die ihren Agenten so hohe Provisionen zahlen, daß diese unbedenklich bedeutende Summen davon abgeben können. Der Agent muß von seiner Provision doch immer soviel übrig behalten, daß sich das Geschäft für ihn lohnt, denn er lebt ja davon. Da aber eine Ver-

sicherungsgesellschaft alle ihre Ausgaben nur aus den eingehenden Prämiengeldern der Versicherten bestreitet, so liegt klar zutage, daß sie den sogenannten „Rabatt," der für sie einen Ausfall bedeutet, in den spätern Jahren irgendwie wieder hereinbringen muß. Das geschieht dadurch, daß dann eben die Dividenden an die Versicherten niedriger ausfallen. Der Rabattunfug ist in Deutschland neuerdings so zu einem Grundübel des Lebensversicherungsbetriebs geworden, daß alle Anstrengungen der soliden Gesellschaften, ihn einzudämmen, fruchtlos erscheinen; hier kann nur ausführliche Belehrung des Publikums helfen. Die Provisionsabgabe ist meist das Konkurrenzmittel der kleinern und weniger leistungsfähigen Anstalten; ein Agent, der Rabatt anbietet, kompromittiert seine Gesellschaft dadurch sofort als von geringem Wert.

Das dritte Lockmittel, und zwar das bestechendste, das der unbekümmerten Acquisition zur Verfügung steht, sind die sogenannten Kostenberechnungen, die unter Annahme eines mehr oder weniger hohen Dividendensatzes angeben sollen, wieviel der Kandidat insgesamt für seine Versicherung zu leisten haben wird. Diesen Berechnungen werden die gegenwärtig von den Gesellschaften verteilten Dividenden zugrunde gelegt. An und für sich ließe sich nichts gegen solche Kostenvoranschläge sagen, wenn nicht häufig — mit oder ohne Absicht — viel zu hohe Dividenden in Aussicht genommen würden. Das gilt namentlich von der sogenannten „steigenden Dividende." Dabei sollen die Gewinnanteile der Versicherten im Anfang niedrig sein und von Jahr zu Jahr nach einem bestimmten Satze steigen. Nun kann man bei einer solchen Einrichtung, die die Erfüllung der versprochnen Leistungen sehr weit hinausschiebt, lange Zeit mit viel höhern Sätzen rechnen, als die finanzielle Lage einer Gesellschaft eigentlich zuläßt. So kommt es, daß die Kostenvoranschläge für Versicherungen mit steigender Dividende vielfach bei finanziell schwächern Instituten, die im Versprechen recht skrupellos sind, viel billiger geraten, als bei soliden und reichen Gesellschaften, die nur so viel in Aussicht stellen, wie sie verantworten zu können glauben.

Dies sind die Schattenseiten, die Unarten, die durch die Konkurrenz auf dem Lebensversicherungsgebiet aufgekommen sind. Von den glänzenden Fortschritten, die die wertvolle Frucht des Wettbewerbs ausmachen, geben dagegen die nachfolgenden Zahlen Zeugnis, in denen der gegenwärtige Stand der deutschen Lebensversicherung nach der geschäftlichen und der finanziellen Seite getrennt zum Ausdruck kommt. Die folgende Übersicht zeigt zunächst die geschäftliche Entwicklung im Jahre 1902.

A. Gegenseitigkeitsanstalten

Gesellschaft	Gründungsjahr	Zu erledigende Anträge Mark	Neue Aufnahmen Mark	Netto-Zuwachs Mark	Versicherungsbestand Ende 1902 Mark
Gothaer	(1827)	52936000	44015800	16767480	824514680
Alte Stuttgarter	(1854)	56366850	44580330	26908013	653473715
Alte Leipziger	(1830)	58137400	46577700	25048300	649125250
Karlsruher	(1864)	41009900	32637614	19397556	495989821
Deutsche Militärdienst	(1878)	17677370	16032860	928687	297907348

Gesellschaft	Gründungsjahr	Zu erledigende Anträge Mark	Neue Aufnahmen Mark	Netto-Zuwachs Mark	Versicherungsbestand Ende 1902 Mark
Preußischer Beamtenverein	(1875)	26558400	19995600	15488800	228874350
Iduna	(1854)	17146380	12140430	2220090	146147344
Potsdamer	(1868)	20196800	15722250	1799703	126629512
Mecklenburger	(1853)	11098938	9708813	3441463	115025838
Bremer	(1867)	10094460	8330770	—1550623	89923223
Stuttgarter Rentenanstalt	(1861)	8055614	6626114	3589095	87518494
Hannoversche	(1829)	10276850	8864275	628629	69267743
Allgem. Deutscher Versich.-Verein	(1898)	?	11061097	7079534	55533276
Armee und Marine	(1871)	1890500	1890500	1191900	30808700
Gegenseitigkeit	(1861)	1391606	1195606	— 90222	14025226
Vesta	(1873)	913685	822228	32461	11384303
Braunschweiger	(1841)	146500	108000	—102410	4822827
Adler	(1899)	1087550	686900	395400	1597200

B. Aktiengesellschaften

Gesellschaft	Gründungsjahr	Zu erledigende Anträge Mark	Neue Aufnahmen Mark	Netto-Zuwachs Mark	Versicherungsbestand Ende 1902 Mark
Germania	(1857)	48965268	39878157	16665776	656574284
Viktoria	(1861)	?	61550719	35657051	604132078
Concordia	(1853)	20932000	16836000	6196784	261477267
Nordstern	(1867)	26715119	20031371	9261150	233274185
Berlinische	(1836)	21853963	17535613	7296994	215044242
Magdeburger	(1855)	25794196	20861724	8259144	210005820
Teutonia	(1852)	23996978	19371465	7313603	197952524
Lübecker	(1828)	16376548	14233323	5267780	190052357
Preußische	(1865)	17837690	13723015	3878203	157490756
Bayrische Hypoth.- und Wb.	(1836)	?	13473363	4945235	153136654
Wilhelma	(1872)	15150816	10935385	4641906	134010158
Janus	(1848)	19645300	17699010	8180518	128790087
Thuringia	(1853)	10312492	8423908	1943558	117740991
Friedrich Wilhelm	(1866)	23037128	17575642	8283380	108155896
Elberfelder	(1872)	12221661	10924610	5603563	106222898
Frankfurter	(1844)	13732378	10738825	4887207	101760649
Providentia	(1856)	8196700	6848914	2759905	81389869
Deutschland	(1889)	15094750	9915900	3755697	63855038
Arminia	(1889)	?	7504958	4443951	52504781
Atlas	(1896)	7147521	5819541	3108539	27718703
Nürnberger	(1884)	3573418	2709418	1022041	21635863
Deutscher Anker	(1898)	8866500	6216200	3235276	20598786
Augusta	(1900)	11908599	8113520	3462723	13585201
Darmstädter	(1855)	989000	793500	199137	12921685
Prudentia	(1899)	4455000	4051659	2473168	6186886
Urania	(1891)	970300	756736	220640	4677872
Vita	(1899)	?	1474755	667205	3866272

Die Gesamtsummen der neuen Aufnahmen beziffern sich auf 648994118 Mark; die Nettovermehrung betrug 286803990 Mark, der Versicherungsbestand am Ende des Jahres 1902 7787330652 Mark. Davon entfallen

auf die 18 Gegenseitigkeitsanstalten 3902568850 Mark und auf die 27 Aktiengesellschaften 3884761802 Mark.

Den Hauptteil des ganzen Bestandes machen die Versicherungen auf den Todesfall aus; sie beliefen sich Ende 1902 auf 6999101708 Mark. Die Versicherungen auf den Todesfall teilen sich wieder in zwei Hauptgruppen, nämlich die lebenslänglichen und die abgekürzten (gemischten) Versicherungen. Es werden heutzutage nicht mehr lebenslängliche Versicherungen vor allem abgeschlossen. Die Aufmerksamkeit, die viele Gesellschaften der „Rentabilität" der kurzzeitigen Versicherungen zugewandt haben, hat es ermöglicht, daß tatsächlich bei den abgekürzten Versicherungen eine angemessene Verzinsung der Einlagen sogar für den Fall hat geboten werden können, daß die Versicherten den Ablauf erlebten. Damit war ein neues sehr zugkräftiges Acquisitionsmittel gewonnen; während früher die lebenslängliche Versicherung fast ausschließlich gewählt wurde, herrscht jetzt trotz der höhern Prämien die abgekürzte Form vor, die mit dem Versicherungsschutz auch eine günstige Kapitalanlage verbindet. Von dem obengenannten Bestand an Todesfallversicherungen entfielen Ende 1902 33,4 Prozent auf lebenslängliche, 65,4 Prozent auf abgekürzte und 1,2 Prozent auf sonstige Versicherungen.

Die Todesfallversicherungen werden in Deutschland fast nur mit Anspruch an den Geschäftsgewinn abgeschlossen. Bei den Gegenseitigkeitsanstalten ist das in der Natur der Sache begründet; da bei diesen die Versicherten zugleich die Geschäftsinhaber sind, kommt ausschließlich ihnen der Ertrag des Geschäfts zu, wie sie andrerseits auch für Verluste gemeinsam aufzukommen haben. Die Aktiengesellschaften boten ursprünglich die Versicherung zu festen Prämien, wogegen sie sich verpflichteten, etwaige Verluste selbst zu tragen. Als aber die Entwicklung zeigte, daß das Risiko des Verlustes bei gut geleiteten Anstalten verschwindend gering ist, mußten die Aktiengesellschaften, um die Konkurrenz der Gegenseitigen aushalten zu können, dazu übergehn, auch ihren Versicherten Anteil am Geschäftsgewinn einzuräumen; denn der Vorteil, der im Ausschluß möglicher Verluste bestand, erwies sich gegenüber den hohen Dividenden der Gegenseitigen als sehr geringfügig. Heute schließen darum auch die Aktiengesellschaften zum weitaus größten Teil Versicherungen mit Dividendenanspruch ab. Im ganzen sind von den Todesfallversicherungen nur 437281405 Mark ohne Gewinnanteil abgeschlossen worden.

Neben der Todesfallversicherung bestehn die Versicherungen auf den Erlebensfall in Höhe von 761124699 Mark. Dieser Versicherungszweig, der früher als Aussteuer- und Militärdienstkostenversicherung vielfach benützt wurde, ist im Rückgang begriffen, da an die Stelle der Erlebensfallversicherung fast überall die abgekürzte Versicherung auf den Todesfall getreten ist.

Ein geringer Bestand ist ferner noch an sogenannten Sterbegeldversicherungen vorhanden; das sind lebenslängliche Versicherungen zu sehr kleinen Beträgen, meist mit unvollständiger ärztlicher Untersuchung. Ende 1902 betrug der Bestand an solchen Versicherungen 27104245 Mark.

Die im geschäftlichen Teil erlangten Erfolge der einzelnen Gesellschaften lassen ohne weiteres keinen Rückschluß auf ihre Güte zu; sie sind vielmehr

zunächst nur ein Beweis der Güte ihrer Werbeorgane. Eine einzige Zahl wirft ein Streiflicht auf die innere Beschaffenheit der Bestände, nämlich das Prozentverhältnis der vorzeitigen Austritte und Kündigungen. Eine Gesellschaft, die jährlich große Abgänge durch vorzeitige Aufgabe von Versicherungen erleidet, muß keine großen Vorzüge aufweisen können, die die Versicherten festzuhalten geeignet wären, und dann in der Auswahl ihrer Risiken wenig wählerisch sein. Im großen und ganzen sind die vorzeitigen Austritte bei den deutschen Anstalten niedriger als bei den meisten ausländischen, doch herrscht auch unter ihnen große Verschiedenheit. Die Gegenseitigkeitsanstalten haben im Durchschnitt 2,0 Prozent ihres im Jahre 1902 versicherten Bestandes durch vorzeitige Aufgabe verloren, die Aktiengesellschaften 3,3 Prozent. Bei den vier größten Anstalten jeder der beiden Gruppen stellt sich das Verhältnis wie folgt:

Gegenseitigkeitsanstalten		Aktiengesellschaften	
Gothaer	1,0 Prozent	Germania	1,5 Prozent
Alte Stuttgarter . . .	1,0 „	Viktoria	3,0 „
Alte Leipziger	1,3 „	Concordia	1,7 „
Karlsruher	1,2 „	Nordstern	2,4 „

Was die finanziellen Erfolge anbetrifft, so sind diese für einen Vergleich natürlich viel wichtiger als die rein acquisitorischen. Darum ist auch der Ehrgeiz der Gesellschaften ersten Ranges vorzugsweise auf einen in dieser Hinsicht günstigen Jahresabschluß gerichtet. Allerdings sind die Lebensversicherungsgesellschaften in vielen Dingen den Zeitverhältnissen unterworfen; die Höhe des Zinssatzes — für deutsche Gesellschaften kommt dabei namentlich der Hypothekenzins in Betracht — sowie außergewöhnliche, den Gang der Sterblichkeit ungünstig beeinflussende Geschehnisse, wie Kriege, Epidemien usw., liegen natürlich ganz außerhalb des Machtbereiches der Gesellschaften. Es lassen sich aber durch Sparsamkeit, Vorsicht in der Auswahl der Risiken und in der Anlage des Vermögens sehr starke Wirkungen auf den finanziellen Gang der Geschäfte erreichen, und die Unterschiede zwischen sparsam und vorsichtig geleiteten Anstalten gegenüber solchen, bei denen diese Tugenden wenig oder nicht geübt werden, sind sehr groß. Was zur Erreichung günstiger finanzieller Erfolge beiträgt, sind „überrechnungsmäßige" Zinseinnahmen, Ersparnisse an den für die Verwaltungskosten bestimmten Prämienzuschlägen und Minderausgaben für Sterbefälle; abgesehen davon zeigt sich eine gute Verwaltung vornehmlich auch in der Vermeidung von Verlusten in der Vermögensanlage, und diese Seite — die häufig viel zu gering eingeschätzt wird — ist gerade bei den besten unsrer Anstalten von großer Wichtigkeit für ihre heutige finanzielle Stärke gewesen.

Überrechnungsmäßige Zinseinnahmen nennt man solche, die über das nach den Voranschlägen Notwendige hinausgehn. Die meisten Gesellschaften nehmen bei ihren Grundlagen einen Zinssatz von $3^1/_2$ Prozent an; was sie darüber hinaus erreichen, ist Gewinn und fließt in den Jahresüberschuß. Da die hauptsächlichste Vermögensanlage die hypothekarische Ausleihung ist, steht der effektive Zins noch auf 4 Prozent und darüber, es werden also gegenwärtig



meist Überzinse von 0,5 bis 0,6 Prozent erreicht, und zwar — da sich die Gesellschaften in ihren Anlageweisen wenig unterscheiden — ziemlich gleichmäßig, sodaß im Zinsgewinn keine großen Differenzen zu verzeichnen sind. Um so stärker variieren dagegen die mit dem Verlauf der Sterblichkeit und der Höhe der Verwaltungskosten zusammenhängenden Zahlen.

Die Prämien- und Reserveberechnungen der Lebensversicherungsanstalten beruhen bekanntlich auf dem Material umfassender statistischer Untersuchungen über die Sterblichkeit der einzelnen Lebensalter. Verläuft die Sterblichkeit unter den Versicherten einer Anstalt genau nach diesen Annahmen, so tritt weder Gewinn noch Verlust ein; aber das Bestreben der Gesellschaften muß darauf gerichtet sein, durch Fernhaltung Kranker und Verdächtiger auf den Verlauf der Sterblichkeit verbessernd einzuwirken, sodaß ein Gegengewicht gegen die Gefahr unvorhergesehener starker Sterblichkeit durch Epidemien usw. vorhanden ist. Außerdem ist die stete Erneuerung des Versicherungsbestandes von großer Wichtigkeit. Durch den Zuzug vieler vom Arzt untersuchter, also in ihrer Gesundheit einwandfreier Personen wird die Gesamtsterblichkeit verbessert. Solange ein starker Zugang gewonnen wird, bleibt der Verlauf der Sterblichkeit unter dem rechnungsmäßigen und ergibt Gewinn. Freilich darf dabei nicht die Höhe der Zugangszahl auf Kosten der Gründlichkeit in der Auslese gesteigert werden. Die Ersparnis an der Sterblichkeit im Jahre 1902 belief sich bei den Gegenseitigkeitsanstalten auf 9,6 Prozent, bei den Aktiengesellschaften auf 8,3 Prozent der Prämieneinnahme in der Todesfallversicherung.

Die Verwaltungskosten (mit Einrechnung von Tantiemen und Gratifikationen) beanspruchten bei den Gegenseitigkeitsanstalten 6,8 Prozent, bei den Aktiengesellschaften 11,3 Prozent der baren Jahreseinnahme, im Durchschnitt 9,2 Prozent. Im Vergleich zu den meisten ausländischen werden die deutschen Gesellschaften, namentlich die auf Gegenseitigkeit, billig verwaltet. Der Bericht des eidgenössischen Versicherungsamts in Bern über das Jahr 1901 enthält über die Höhe der Verwaltungskosten bei den in der Schweiz konzessionierten Gesellschaften folgende Angaben, die unter der Berücksichtigung, daß es sich hierbei zumeist um die bessern Anstalten der Länder handelt, zu betrachten sind; danach betrugen die Verwaltungskosten bei den

deutschen	schweizerischen	französischen	englischen	amerikanischen Anstalten
6,4	8,8	7,2	11,4	19,1

Prozente der Einnahmen an Prämien und Zinsen.

Entsprechend dem Ausfall von Überzins, Sterblichkeitsverlauf und Verwaltungskostenersparnis gestaltet sich der finanzielle Abschluß, der Jahresüberschuß einer Gesellschaft. Im Jahre 1902 hatten die deutschen Gesellschaften einen Gesamtüberschuß von 69098099 Mark; davon entfällt auf die

18 Gegenseitigkeitsanstalten	39580464 Mark
27 Aktiengesellschaften	29517635 „

Nachstehende kleine Übersicht veranschaulicht den Zusammenhang zwischen der Höhe der Betriebskosten und dem Sterblichkeitsverlauf einerseits und dem Jahresüberschuß andrerseits für Gegenseitigkeits- und Aktiengesellschaft getrennt, sowie für die vier größten Vertreter beider Gruppen.

	Verwaltungskosten in Prozent der Jahreseinnahme	Sterblichkeitsersparnis in Prozent der Prämieneinnahme	Jahresüberschuß in Prozent der Jahreseinnahme
Gegenseitigkeitsgesellschaften			
insgesamt	6,8	9,6	19,6
Gothaer	4,9	8,0	24,9
Alte Stuttgarter	5,0	12,4	25,4
Alte Leipziger	5,2	7,8	22,1
Karlsruher	6,0	12,1	22,9
Aktiengesellschaften			
insgesamt	11,3	8,3	14,0
Germania	7,4	9,0	14,4
Viktoria	7,8	10,8	21,6
Concordia	9,1	7,0	17,3
Nordstern	11,5	7,1	12,8

Aus den Jahresüberschüssen werden die Dividenden bezahlt; die Versicherten erhielten 1902 überwiesen: von den Gegenseitigkeitsanstalten 37312053 Mark (der Rest des Überschusses diente zur Erhöhung der Sicherheitsreserven), von den Aktiengesellschaften 26072507 Mark. Die Aktionäre der Aktiengesellschaften empfingen 5121234 Mark als Aktiendividende; dieser Betrag, der jedoch nicht nur aus dem Lebensversicherungsgeschäft, sondern teilweise auch aus dem Ertrag der von verschiednen Aktieninstituten zugleich betriebnen Unfall-, Feuer- und andern Versicherungen stammt, repräsentiert eine durchschnittliche Verzinsung der Aktien von 14 Prozent.

Das Vermögen der deutschen Lebensversicherungsanstalten ist Ende 1902 auf 2944483712 Mark angewachsen. Die Anlage geschieht fast durchweg nach denselben Grundsätzen; 81 Prozent nehmen die Hypotheken ein, Wertpapiere nur 3 Prozent, Grundbesitz 2 Prozent, Darlehen auf eigne Versicherungen $6^1/_2$ Prozent. Für die Prämienreserven hat das Reichsgesetz die Mündelsicherheit vorgeschrieben, sodaß das Zeugnis der Vermögenssicherheit den Gesellschaften wohl ohne Ausnahme zuerkannt werden darf, was man von vielen ausländischen, namentlich von den amerikanischen Anstalten, die einen großen Teil ihres Vermögens in Eisenbahnobligationen und ähnlichen spekulativen Papieren anlegen, nicht sagen kann. Unterschiede bestehn allein in der Höhe der besondern Extrafonds, die über den rechnungsmäßigen Bedarf hinaus angesammelt sind.

So hat der Wettstreit auf dem Lebensversicherungsgebiet für den Ausbau der Finanztechnik der Gesellschaften in hohem Grade befruchtend gewirkt. Man kann hoffen, daß sich unter der Ägide des kaiserlichen Aufsichtsamts, das seit kurzer Zeit die Lebensversicherungsgesellschaften überwacht, die Auswüchse des Konkurrenzkampfs mildern werden, und daß die glänzenden Erfolge der Mehrzahl unsrer deutschen Gesellschaften auch im Publikum eine verständnisvollere Anerkennung als bisher finden. Gerade auf diesem Gebiete hat Deutschland einen gewaltigen Vorsprung vor seinen sonstigen Konkurrenten, England und Amerika, errungen. Möge, was auf andern Gebieten Schutzzoll und Prämien-

politik vielleicht vergeblich erstreben, hier einfache Kenntnis der tatsächlichen Verhältnisse erreichen, nämlich daß in Deutschland ausschließlich deutsche Versicherung genommen wird!



Die älteste Heimatskunde Westfalens

Von Julius Pistor



Man hat vom deutschen Humanismus gesagt, er sei mit der äußern Form, in der er fast ausschließlich zum Ausdruck kam, der lateinischen Sprache, seinem ganzen Wesen nach ein Kind des klassischen Altertums und vertrete überhaupt eine undeutsche Richtung. Und doch ist nichts so einseitig und so wenig gerechtfertigt wie dieser Vorwurf. Unter den mancherlei Einwänden, die sich gegen eine solche Auffassung machen lassen, mag hier nur auf den Umstand hingewiesen werden, daß gerade der Humanismus als der Begründer einer nationalen Geschichtsschreibung in Deutschland anzusehen ist, die in den Werken eines Franz Irenicus, Jakob Wimpheling, eines Beatus Rhenanus u. a. m. ihre schönsten Blüten trieb. Aber damit sind seine nationalen Verdienste noch nicht erschöpft. Waren die Jünger des Humanismus auch von der lebhaftesten Teilnahme für die Altertümer und die Landeskunde Italiens erfüllt, so wandten sie sich, angeregt durch die wieder aufgefundnen Geschichtswerke des Tacitus, bald mit gleichem, wenn nicht mit noch größerm Eifer der Erforschung der Heimat zu. Zunächst galt es, den Spuren der römischen Eroberer auf deutschem Boden nachzugehn, die Wohnsitze der germanischen Völkerschaften zu ermitteln, die Lage der geschichtlich wichtigen Örtlichkeiten festzustellen. Aber hierbei blieb es nicht. Bald führte lebhafte Vaterlandsliebe zur Abfassung zahlreicher Lobreden und Lobgedichte auf einzelne Städte und Länder, denen sich dann eine ganze Reihe höchst wertvoller Landesbeschreibungen anschloß. Mögen übrigens auch auf diese lobrednerischen Darstellungen antike Vorbilder stark eingewirkt haben, auf dem Gebiete der Landesbeschreibung, die ihrer Natur nach eine individuelle Behandlung des Gegenstandes verlangt, ist eine größere Abhängigkeit von jenen Mustern nicht erkennbar.

Diese Selbständigkeit und eigentümliche Art zeigt sich besonders stark ausgeprägt in Werner Rolevincks „Lob Westfalens“ (De laude veteris Saxoniae, nunc Westphaliae dictae), einer Landes- und Volkskunde aus der Zeit des Frühhumanismus, die zuerst um 1478 in Köln erschien.*) Rolevinck war selbst Westfale und stammte aus einer, wie es scheint, begüterten Meierfamilie. Geboren 1425 in Laer bei Horstmar im Münsterlande, verblieb er bis zum zwölften Lebensjahr im Elternhause und besuchte dann auswärts, vermutlich in Münster, eine Schule. Von da ging er nach Köln, wo er Ende 1443 oder Anfang 1444 als Angehöriger der juristischen Fakultät der dortigen Universität

*) Herausgegeben und übersetzt von L. Troß (Köln, 1865), an dessen wohlgelungne Übertragung ich mich im folgenden zumeist anlehne.



seine Studien begann. Nach ihrer Beendigung trat er drei Jahre später in das angesehene Kölner Kartäuserkloster St. Barbara ein, wo er bis zu seinem Tode im Jahre 1502 blieb, ohne jedoch die Beziehungen zu seiner geliebten Heimat abzubrechen.

Der beste Beweis für seine Anhänglichkeit an die Heimat ist sein „Lob Westfalens,“ das er den geistlichen und den weltlichen Herren, sowie allen übrigen Bewohnern des Landes widmet. Er hat, wie er schreibt, nichts besseres in die Heimat zu senden als diese bescheidne literarische Gabe, in der alles zusammengefaßt ist, was er in alten Chroniken Bemerkenswertes über Westfalen gefunden, was er selbst dort beobachtet und erlebt hat.

Das Werk besteht aus drei Büchern, von denen die beiden ersten in der Hauptsache historischen Inhalts sind; sie beschäftigen sich mit der Geschichte des Stammes von den ältesten Zeiten bis zur Bekehrung durch Karl den Großen und haben, so wertvoll sie auch für Rolevincks Freunde und Zeitgenossen sein mochten, für uns, wenn man von einigen Bemerkungen geographischer und wirtschaftsgeschichtlicher Art absieht, keinerlei Bedeutung. Um so höher ist das einzuschätzen, was das dritte Buch bietet: es enthält eine von ausgezeichneter Beobachtungs- und Darstellungsgabe zeugende, mit liebevoller Hand entworfne westfälische Volkskunde, wie sie keine andre deutsche Landschaft in jener Zeit aufweisen kann.

Obwohl der Verfasser in den Schriften der Alten gut bewandert ist und sein klassisches Licht nicht gerade unter den Scheffel stellt, trägt die Arbeit im Grunde doch einen durchaus volkstümlichen Charakter: sie soll ja eine Gabe an seine lieben Stammesgenossen sein. Die Begeisterung für sein Westfalenland führt dem wackern Manne die Feder; sie tritt auch in der schwungvollen, rhetorisch gefärbten Sprache unverkennbar zutage. Weniger angenehm für uns macht sich hier und da eine gewisse Weitschweifigkeit und ein etwas salbungsvoller Ton bemerkbar, der aber nirgends geradezu aufdringlich wird und es nie dazu kommen läßt, daß wir in dem geistlichen Herrn nicht auch den liebenswerten Menschen zu erkennen vermöchten.

Das rein Geographische wird übrigens von Rolevinck nicht gebührend berücksichtigt. Er begnügt sich mit der Angabe der natürlichen und der politischen Grenzen, sowie der geistlichen und der weltlichen Herrschaften seiner Heimat, die er, nebenbei bemerkt, treffend ein Reckenland, kein Rebenland (terra non vinifera, sed virifera) nennt; nicht übel ist auch die Bemerkung, daß Westfalen eine annähernd kreisförmige Gestalt mit einem Durchmesser von fünf Tagereisen habe, er weiß aber die allgemeine Charakteristik von Land und Leuten nicht besser als mit den Worten des englischen Minoriten Bartholomäus von Glanvilla zu geben, der hundert Jahre vor ihm schrieb. Allerdings fügt er mancherlei wertvolle eigne Bemerkungen wirtschaftlicher Art hinzu. Während Westfalen sich nach der Darstellung des Engländers mehr zur Viehzucht als zum Ackerbau eignet, macht Rolevinck auf die kornreiche Umgegend von Münster, Soest und Paderborn aufmerksam, wo man auf Getreideeinfuhr nicht angewiesen ist und nur einige Genußmittel wie Wein und Gewürzwaren von auswärts bezieht. Von England kommen ferner hin und wieder feinere Tuche, Käse und allerlei

Hausrat ins Land. Zur Ausfuhr, die zum Teil über das Meer — wohl nach England — geht, gelangen dagegen Rindvieh und Schweine, Wolle, Lein und Weizen, Nutzholz, Metalle und Steine zu Bildhauerarbeit und zum Häuserbau, auch zur Herstellung von Mühl- und Schleifsteinen.

Allerdings gibt es auch ausgedehnte schluchtenreiche Wälder und unfruchtbare Striche genug, wo ein Raubvogel kaum seine Brut großfüttern kann; doch wohnt dort ein gesunder, kräftiger und schöner Menschenschlag, der sich durch seiner Hände Arbeit den Unterhalt verschafft und die Lebensmittel aus benachbarten Gebieten bezieht. Da überhaupt Westfalen keineswegs als ein reiches Land gelten kann — schiffbare Flüsse, besuchte Märkte, ergiebige Zollstätten fehlen ihm —, dafür aber äußerst volkreich ist, so wandern viele Einwohner aus, nicht nur nach Köln und nach andern rheinischen Orten, sondern auch nach den Niederlanden, nach Friesland, Hessen, Thüringen und Schwaben, ja nach dem fernen Preußen, nach Livland, Rußland, Skandinavien, Dänemark und England. Überall in der Welt sind also die Westfalen zerstreut: kaum eine Stadtschule gibt es, wo nicht Westfalen als Lehrer oder Schüler die Wissenschaften pflegten, kaum ein Kloster, wo man nicht westfälische Mönche anträfe, kaum einen Friedhof, auf dem nicht die Gebeine von Westfalen ruhten. Rolevinck selbst ist seinen Landsleuten mehrmals im Auslande begegnet; ein auf der Heimreise von einer Palästinafahrt begriffner westfälischer Edelmann stößt in Venedig auf einen reichen, angesehenen Handelsherrn, der sich bei näherm Zusehen als ein ehemaliger Leibeigner des Edelmanns herausstellt; ein Mönch von Unna ist erstaunt, auf einsamer Klippe im nordischen Meere eine von einem Westfalen aus dem Münsterlande geführte Seemannsherberge zu finden; ein frommes Mütterchen, das ebendaher stammte, trieb es hinaus nach dem fernen Jerusalem: hier wusch es den Pilgern ihre Gewänder und kehrte erst in hohem Alter in die Heimat zurück. Kurz und gut, in allen Winkeln der Welt leben Westfalen und gewinnen dort ihr Stücklein Brot und oft noch mehr als dieses.

So wird die Welt zu einer Versorgungsstätte für die überschüssige Bevölkerung des Landes. Aber es ist kein Geschenk, was hier geboten wird, es handelt sich vielmehr nur um einen Austausch zwischen Arbeitsleistung und Darbietung materieller Güter, wobei Westfalen sogar das kostbarste Gut, Menschenmaterial, hergibt. Denn der Westfale ist für die Welt unentbehrlich: „Gesetzt, der Dienst und die schwere und mühselige Arbeit, die die Westfalen in der Welt verrichten, hörte auf: ich glaube, davon würden alsbald gewaltige Klagen unter den Menschen entstehn. Wie viele Klöster, in denen strenge Zucht herrscht, würden eingehn; wie viele Städte würden bei schwierigen Geschäften und Beratungen einen Rückgang verspüren und von ungewohnten Sorgen heimgesucht werden; wie mancher Prälat würde ein minder gutes Bett und Roß besteigen; wie viele Schiffe blieben im Hafen zurück; wie viele Arme und Bekümmerte würden der Almosen und des Trostes entbehren; wie viele Kirchen, Kollegien, Hospitäler, Klöster, Prälaturen bei mehreren Nationen würden auf die gewohnten Hilfeleistungen verzichten müssen! Wollte jemand sagen, wenn die Westfalen es nicht täten, würden andre statt ihrer es tun, so erwidre ich: Warum tun sie es denn jetzt nicht in ausreichendem Maße, sodaß sie die Hilfe dieser Fremdlinge missen und sie selbst ausschließen könnten?“

Die Armut ist es hauptsächlich, die den Westfalen in die Ferne treibt, denn daheim ist nicht viel zu erwerben, wie Rolevinck höchst anschaulich ausführt: schon früh müssen die Kinder das Vieh auf dem Felde hüten; barfuß laufen sie auf den harten Erdschollen umher; die noch zarten Glieder decken grobe Kleider von Hanf; Schwarzbrot und dünne Suppen müssen den Hunger vertreiben. Mit dem Hausrate sieht es auch nicht besonders gut aus: Betten gibt es nicht oder doch nur solche, wo das Lager aus hartem Stroh oder Heu besteht; derbe Leinwand oder grobes Tuch dient als Bekleidungsstoff; Kessel, Topf, Napf, Löffel, Becher, Schüssel, Faß, Korb, Spind, Kiste usw. sind nur in einem Stück oder in geringer Anzahl vorhanden und dienen zu jeglichem Gebrauche: in demselben Eimer wird Wasser geholt, werden die Füße gewaschen und die Speisen zubereitet. Es wäre ein Kapitalverbrechen, wenn jemand hiervon abwiche. Schon mit dem fünften Lebensjahre fangen die Knaben an schwerere Arbeit zu tun: sie führen den Pflug, fahren Lastwagen und Kutschen, schaffen Dünger auf den Acker, kurz, sie machen sich in der elterlichen Wirtschaft nützlich, wo und wie sie können.

Ist der Knabe so weit herangewachsen, daß er das Vaterhaus verlassen kann, dann wird ihm von den Eltern der Abschied nicht allzuschwer gemacht. Im Gegensatz zu der heimischen Armut preist der Vater das Glück, das in der Ferne winkt, wo zudem die Arbeit nicht halb so hart ist wie zu Hause, und gibt ihm einige gute Lehren mit auf den Weg: „Sei redlich und fromm, treu und fest, dienstfertig und willig, fleißig und arbeitsam. Sei vorsichtig im Reden und halte die Hände rein, dann kommst du durch die ganze Welt.“ Mit dem Wunsche, er möge seine Angehörigen nicht vergessen, wenn es ihm in der Fremde wohlergehe, wird der Sohn dann entlassen.

Verwöhnt ist also der junge Westfale nicht, und er weiß sich zu helfen. Aus der nächsten Hecke schneidet er sich den Wanderstab, und ohne einen roten Pfennig in der Tasche, aber mit gutem Mut macht er sich auf den Weg, obgleich er keine Ahnung hat, wo er die erste Nacht verbringen wird. Auch sein Äußeres bekümmert ihn wenig: Gesicht und Hände sind von der Sonne verbrannt, sein Haar hängt ihm wild und struppig ins Gesicht, sein Rock ist nicht vom feinsten Stoff und neusten Schnitt, und sein Schuhwerk ist grob und mit Nägeln beschlagen; aber er denkt nicht daran, daß das anders sein könnte.

Mancher zieht so ohne Wegzehrung aber arbeitsfroh und lernbegierig hinaus, um eine Schule zu besuchen. Kommt das Frühjahr herbei, dann nehmen die Scholaren ihre Säcke auf die Schulter und bitten bei Bürgern und Bauern um Korn. Sind diese Gaben eingeheimst, dann greifen sie zu den Kiepen und wandern auf die Dörfer und Gehöfte, um Eier zu betteln. Im Frühherbst geht es auf die Felder hinaus zum Ährenlesen. So überstehn sie des Winters Not und teilen oft noch den bedürftigen Eltern von ihren Vorräten mit. In der Regel kommen sie vorwärts, und mehr als einer dieser armen Schlucker hat es zum Prälaten mit fetter Pfründe, zum Rentmeister, Kämmerer, Bürgermeister oder Kanzler gebracht.

Aber nicht jeder eignet sich zu gelehrten Studien und macht doch sein Glück in der Welt. Schon manchem, dem das Vaterhaus nichts weiter mitgeben konnte als gesunde Knochen und ein gutes Maß von Arbeitswilligkeit, ist es

draußen gut gegangen, mag sein tölpelhaftes Wesen ihm anfangs auch manchen Verdruß bereitet haben. Kommt so ein Bauernlümmel in ein feines Haus, dann ist er die Dienstfertigkeit selbst. Er rennt, mehr willig als brauchbar, hierhin und dorthin und ist dabei so ungeschickt, daß seine Hände nicht einmal ein Gefäß mit Wasser tragen können, ohne es zu verschütten, und dabei zeigt er eine ganz ergötzliche Unbekanntschaft mit allen Gegenständen, die zu einer einigermaßen guten Lebenshaltung gehören. Eine silberne Schale hält er zur allgemeinen Heiterkeit für eine eiserne Schüssel, kostbares Pelzwerk für ein Katzenfell, und die Figur des Löwen in einem Wandgemälde scheint ihm ein langgeschwänzter Hund zu sein; soll er für den Herrn eine Bartschere holen, flugs läuft er in den Stall und bringt eine Pferdeschere; gießt er gewürzten Wein aus, so erschrickt er und meint, es sei Sand im Kruge gewesen; rasch sucht er ein leinenes Tüchlein und will die Flüssigkeit durchseihen.

Diese und tausend andre Ungeschicklichkeiten machen dem ganzen Hause, den Gästen und den Nachbarn Vergnügen. Bald aber ist der westfälische Tölpel dem Hausherrn unentbehrlich, wenn er Gäste hat, und sogar die Hausfrau, die anfangs untröstlich war über sein ungehobeltes Wesen, wird dem treuherzigen und willigen Burschen schließlich zugetan. Sie läßt ihm bessere Kleider machen; sein langes Haar wird geschnitten; sie gibt ihm gute Worte, droht und schlägt, um ihm Anstand und Lebensart beizubringen. Allmählich haben diese Bemühungen auch Erfolg, und da es der dankbare Westfale, was Treue, Eifer und Umsicht anlangt, an nichts fehlen läßt, so steigt er von Stufe zu Stufe und hat am Ende als Verwalter das ganze Hauswesen unter sich.

Ein andrer geht zum Goldschmied in die Lehre, um mit den plumpen Händen, die bisher nur grobe Landarbeit getan haben, Edelmetall und Edelsteine zu bearbeiten. Aber wieviel verkehrte Schläge donnert der Lehrling auf das geduldige Metall, wieviel Linien zieht er schief, wieviel Edelsteine beurteilt er falsch! Bald fliegt ihm des Meisters Faust auf den Rücken, die flache Hand auf die Backen; seine Finger zwicken die Ohrläppchen, raufen ihm das Haar. „Geh heim, schilt er, du dummes Vieh, du trauriger Esel, und hüte wieder die Schweine!“ In diesem Tone geht es weiter, aber der unbeholfne Westfälinger hält unerschütterlich aus und arbeitet unverdrossen Tag und Nacht, bis er die Zufriedenheit des Meisters erlangt hat. Auf diese Weise legt er den Grund zu seinem Glücke und lebt schließlich als reicher und angesehener Mann in der Fremde, während er zu Hause kaum etwas zu beißen und zu brechen gehabt hätte.

Nicht minder gut als auf den Bauernhöfen hat sich Rolevinck auf den Edelsitzen Westfalens umgesehen. So sehr, wie er den ehrenwerten landsässigen Adel schätzt, so sehr bedauert er dessen wirtschaftlichen Niedergang. Von Haus aus ist dieser Stand nach Rolevincks Ansicht gar nicht schlecht gestellt: die geistliche und die weltliche Gewalt sind größtenteils in seinen Händen, auch die Mehrzahl der Meier steht in Abhängigkeit von ihm, aber schlechtes Wirtschaften und wüstes Leben haben den Adel zurückgebracht, sodaß Bauern oft eine zehnmal größere Einnahme haben als mancher Edelmann. Dringend mahnt er darum zu anständiger Lebensführung und zu engem Zusammenschluß des Standes:

alljährlich sollen die Edelleute zur Beratung ihrer Interessen zusammenkommen, sollen Beiträge zu Standeszwecken zahlen usw. Auf der andern Seite warnt er vor Heckenreiterei. So ungern er es tut, er muß zugeben, daß der westfälische Adel keineswegs immer echt ritterliche Sitte pflegt. Denn:

Reiten und rauben, das ist keine Schande,
Das tun die Besten in dem Lande,

ist sein Wahlspruch, wogegen der geplagte Landmann erwidert:

Hängen, rädern, köpfen, stöcken ist keine Sunde;
Wäre das nicht, wir behielten nichts in dem Munde.

Diese gefährlichen Schnapphähne sind meist hoch gewachsne, kräftige und geistig aufgeweckte Leute, die auch ihren Freunden gegenüber auf Treue halten; allein die leidige Armut ist es, sagt Rolevinck zur Entschuldigung seiner Landsleute, die sie zum Raube treibt. Denn ihre Äcker sind so unfruchtbar, daß sonst kein Mensch sie bebauen würde. Nicht ohne Bedauern, meint er weiter, sieht man unter ihnen schöne Junkerlein, die um geringe Nahrung und Kleidung tagtäglich Galgen und Rad entgegengehn. Ihnen gilt es als unbestreitbares Recht, den Nachbarn Fehdebriefe zu senden, und dann ist alles wohlgetan und ehrenwert, was sie verüben. Nach Blut dürsten sie nicht; großer Grundbesitz, Renten, Turniere und üppiges Leben sind ebensowenig das Ziel ihres Strebens: nur ihren Lebensunterhalt wollen sie gewinnen. So kann man denn mancherlei in ihren Behausungen finden, was anderwärts abhanden gekommen ist.

Höchst lebenswahr ist das Bild, das Rolevinck von der Erziehung der jungen Strauchritter entwirft. Ihre Lehrzeit ist ein reines Märtyrertum. Aus der Wiege gerissen, werden fünfjährige Bürschchen auf große Gäule gesetzt und auf dem Sattel festgebunden. Dann sprengt man davon. Nach einem ausgedehnten, höchst anstrengenden Ritt ruhen die Erwachsnen im Bette aus, die Kinder aber werden unbarmherzig im Stalle untergebracht, wo sie sich aus dem Miste und der Jauche nicht eher erheben dürfen, als bis der Stallmeister kommt. Dann erscheint auch der gnädige Herr und befiehlt, daß die Kerlchen exerzieren sollen, um zu sehen, ob einmal etwas aus ihnen werden kann. Hierbei werden sie weidlich gedrillt, und Schläge und Schimpfworte fallen hageldicht. Sind sie etwas herangewachsen und kräftiger geworden, dann gibt man ihnen Schild und Schwert, Lanze und Armbrust, und bald ziehen sie, gleichsam dem Galgen geweiht, mutig ins Feld. Haben sie Glück, gut; werden sie aufgeknüpft, kräht kein Huhn und kein Hahn danach.

So sehr Rolevinck auch das Treiben dieser „Märtyrer des Teufels" mißbilligt, so ist es ihm doch ein Trost, daß sie nicht die Nachkommen uransässiger Westfalen, sondern zur Zeit Karls des Großen eingewanderter Franken sind. Diese haben, so meint er, ohne freilich einen stichhaltigen Grund dafür anzuführen, das Land, soweit es nicht vertragsmäßig den ansässigen Bewohnern verblieb, aufgeteilt; da aber der Grundbesitz der zahlreichen Nachkommenschaft schließlich nicht mehr genügte, auch das hörige Volk so viel Junker nicht füttern konnte, mußten diese ihre unfruchtbare Scholle mit Raub düngen. Das würde unterblieben sein, wenn ihre Voreltern im blühenden Frankenreiche geblieben

und nicht in dieses rauhe und dürre Land gekommen wären. Aus diesen Worten spricht ganz der Westfale; von seinem geistlichen Standpunkt erkennt Rolevinck aber sogleich auch die gute Seite der fränkischen Einwandrung: wären die Ahnen dieser Buschklepper nicht mit Karl dem Großen in das Land gezogen und hätten ihr Leben nicht daran gewagt, dann würde Westfalen im finstern Heidentum geblieben sein.

Gute Bemerkungen enthält Rolevincks Buch auch über den in Westfalen stark vertretnen bäuerlichen Stand der Meier, dem er seiner Geburt nach selbst angehörte, wenn auch hier wie überall die historische Seite seiner Betrachtung große Schwächen aufweist. Denn diese Meier hält er irrtümlich für die Nachkommen des alten landbürtigen Adels, der infolge bereitwilliger Annahme des Christentums auf seinen Höfen sitzen blieb, dessen edle Abkunft aber allmählich in Vergessenheit geriet. Die wirtschaftliche Lage dieser Bevölkerungsklasse hält er — ganz im Einklang mit den Ergebnissen der modernen agrarhistorischen Forschung — für durchaus zufriedenstellend, und er warnt die Bauern auf der einen Seite vor Ungenügsamkeit, auf der andern vor Überhebung. Er kennt zahlreiche Meier, die schöne Höfe besitzen, Töchter von Edelherren heiraten, Gerichte innehaben und Renten und Dienste in ihren Bezirken genießen wie ihre Voreltern vor Einführung des Christentums. Klagen sie aber dennoch, so mögen sie, meint er, wissen, daß sie die uralten Höfe, Kämpe, Äcker, Waldungen und andres, was ihnen geblieben ist, einzig der christlichen Nachsicht Karls und seiner Bischöfe gegenüber ihren rebellischen Vorfahren zu verdanken haben. Mit wie wenig Grund man dem Christentum Schuld an der Verschlechterung der Lage des Meierstandes gibt, ergibt sich auch daraus, daß zahlreiche seiner Angehörigen aus der Bekanntschaft Rolevincks als Bürgermeister, Ratsherren und Richter in namhaften Städten, als Schulten, Hogreven, Drosten, Rentmeister und fürstliche Räte höchst angesehene Stellen bekleiden. Freilich sind nicht alle Bauern wirtschaftlich so gut gestellt, und auch nicht alle erfreuen sich persönlicher Freiheit, aber gegen die Berechtigung solcher Klagen weiß Rolevinck von seinem historischen Standpunkt aus Gewichtiges einzuwenden. Ein gelehrter und landkundiger Prälat hat ihm nämlich mitgeteilt, daß die Leibeigenschaft schon lange vor der fränkischen Invasion dort bestanden, und daß gerade Karl der Große die Lage der Eigenhörigen gemildert habe.

Nur ganz kurz befaßt sich Rolevinck mit dem Handwerkerstande, dem ja auch in einem ganz agrarischen Lande ohne größere Siedlungen und nennenswerten Handelsverkehr keine große Bedeutung zukommt. Im allgemeinen leben die Handwerker von der Hand in den Mund; ist ihr Verdienst einmal gut, dann vergeuden sie das Erworbne schnell und sinken bald wieder in die alte Dürftigkeit zurück.

Übrigens weiß unser Gewährsmann diesem Bilde noch zahlreiche interessante Züge hinzuzufügen. Auf dem Lande herrschen die einfachsten Verhältnisse. Hier ist der Pastor ziemlich unbeschränkter Herr in allen geistlichen, der Schulte in allen weltlichen Dingen. Hausvater und Hausmutter sorgen für Ehrbarkeit auf dem Hofe und halten Söhne und Töchter, Knechte und Mägde in strenger Zucht; wehe dem Mädchen, das Schande über die Familie

bringt! Dort herrscht auch noch Treue und Glauben: Haus, Stube, Vorratskammer, Kisten und Kasten sind in der Regel unverschlossen. Kommt hin und wieder einmal ein Diebstahl vor, so ist der Schuldige gewöhnlich kein Westfale. Doch läßt Rolevinck durchblicken, daß im Laufe der Zeiten die alte gute Sitte langsam schwinde: nach der Mitteilung einer alten Dame, sagt er, habe man zu der Zeit von deren Großeltern weder Brief noch Siegel gekannt, und alle Rechtsgeschäfte seien auf das bloße Wort hin abgeschlossen worden.

Es wurde schon hervorgehoben, daß die geographische Seite in Rolevincks Schilderung Westfalens durchaus nicht zufriedenstellend ausgefallen ist; bei näherm Zusehen wird man auch finden, wie wenig seine der Volkskunde gewidmete Darstellung Anspruch auf Vollständigkeit machen kann, wie manches der Forscher heute schmerzlich vermißt. Aber daraus darf man billig dem Verfasser keinen Vorwurf machen. Er will ja seinen lieben Landsleuten nur eine bescheidne Gabe darbringen, will ihnen zeigen, wie herzlich er, der Mönch in seiner fernen, einsamen Zelle, der Heimat zugetan ist, will raten, helfen und bessern. Im übrigen aber sind seine lebensvollen Ausführungen tatsächlich ein so schätzbarer Beitrag zur Volkskunde, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte Westfalens am Ende des Mittelalters, daß man dem Verfasser des für jene Zeit in seiner Art geradezu einzigen Werkes zu lebhaftem Danke verpflichtet ist.



Zwei Emigrantengeschichten



Die Mitwelt und die Nachwelt haben den französischen Emigranten der neunziger Jahre des vorvorigen Jahrhunderts vielfach Unrecht getan. Man hat es bei der Beurteilung der Gründe, die damals so viele Franzosen bestimmt haben, ihr Vaterland zu verlassen, nicht für der Mühe wert gehalten, sich in die Lage derer zu versetzen, die mit einemmal den Umsturz alles bisher Bestandnen vor sich sahen und sich nicht überzeugen konnten, daß dieser Zusammenbruch etwas Unwiderrufliches sei. Zu weit darf man ja auch mit der Entschuldigung dieses erklärlichen Irrtums nicht gehn, und es ist gut, sich daran zu erinnern, daß aus der kurzsichtigen und an dem Überlieferten hängenden Menge überlegne Geister und umsichtige Persönlichkeiten hervorragen, die, das Unrettbare der Verhältnisse erkennend, sich dem Neuentstehenden, in der Entwicklung Begriffnen mit hellem Blick und richtigem Verständnis zuwandten. Auch die Anhänglichkeit an das des Thrones beraubte Königshaus und an den feudalen, überaus verrotteten Rahmen der damaligen Gesellschaft wurde durch die Mißerfolge des Regimes in den Herzen vieler so gründlich ausgerottet, daß sie sich entweder wie Mirabeau an die Spitze der gesamten auf Neuerung ausgehenden Bewegung stellten oder ihr, wie unzählige andre, aus Gewinnsucht, Ehrgeiz oder Bequemlichkeit folgten. Daß wir der französischen Revolution geistige und soziale Errungenschaften verdanken, die keiner von uns Nachgebornen missen möchte, steht fest; ebensowenig kann über die Unhaltbarkeit der zum Sturz gekommnen Sitten, Anschauungen und Einrichtungen ein Zweifel herrschen. Aber den Einzelnen, der damals ohne rechten Einblick in die Verhältnisse darüber Entschließung fassen mußte, wie er sich der Revolution und deren Folgen gegenüberstellen

wollte, können wir in Gerechtigkeit und Billigkeit auf keine andre Weise beurteilen, als indem wir uns an seine Stelle setzen und uns vergegenwärtigen, was für ein Urteil ein Mensch, der die Anschauungen und die Gefühle der ihn umgebenden Kreise teilte, haben konnte, und wie er, wenn er seinem Zeitalter nicht voraus war, was man ja von niemand verlangen kann, über die Beseitigung des Königtums und der von ihm getragnen und andrerseits ihm als Stütze dienenden Stände denken und fühlen mußte.

Und da müssen wir bekennen, daß es keineswegs unerhört erscheint, wenn ein Mitglied des damaligen Adels oder der sonst herrschenden Klassen von der Umsturzpartei ungefähr so dachte, wie wir heutzutage von der sozialdemokratischen denken, und daß es das Heil des Landes von einer bewaffneten Dazwischenkunft des Auslands erwartete. Von Recht und Moral soll und kann dabei nicht die Rede sein, denn die Mißwirtschaft der letzten Jahrzehnte war so arg gewesen, daß weder das Königtum, noch der Adel, noch die Priesterschaft, noch der größte Teil der höhern Beamtenwelt auf Schonung, geschweige denn auf Unterstützung Anspruch hatte. Ebensowenig sollen die völlig unerwarteten Siege und Erfolge der jungen französischen Republik, die sie der Begeisterung und dem Opfermute des Volks wie dem Genie Bonapartes verdankte, ohne weiteres als beklagenswerte Fügungen, als Kalamitäten des Völkerlebens hingestellt werden, denn auf friedlichem Wege wäre die unter allen Umständen nötige Umgestaltung der sozialen und politischen Verhältnisse Europas nicht möglich gewesen. Aber vom rein politischen Standpunkt aus, mit andern Worten, wenn man sich fragte, was eine Intervention der mit dem Königshause verwandten oder ihm geneigten gekrönten Häupter für eine Chance hatte, so konnte man weder den Mißerfolg der stehenden Heere, noch die beispiellosen durch das Volksaufgebot und eine geniale Kriegführung errungnen Siege voraussehen. Ich mache zum Beispiel kein Hehl daraus, daß ich mich aller Wahrscheinlichkeit nach unter den Kurzsichtigen und deshalb in den Reihen der Emigranten befunden haben würde. Daß weder die Volksversammlungen noch die französischen Geschichtsschreiber diesen Standpunkt gelten lassen, noch ihm, wenn auch widerwillig, gerecht werden, ist menschlich. Die Phrase, deren man sich in den Konventen bediente, und die auch in vielen Geschichtswerken herhalten muß, ist die, daß dem Franzosen das Vaterland — das war die Republik und sogar eine Zeit lang die Schreckensherrschaft — über die Interessen des Königtums und des eignen Standes habe gehn müssen.

Das läßt sich hören, aber man darf dabei doch nicht vergessen, daß den führenden Klassen ein objektives Urteil und opferfreudige nationale Gesinnungen durch das Funktionieren der Ausnahmegerichte und der Guillotine einigermaßen erschwert und getrübt wurden. Wer nicht sicher war, ob ihm der Sieg der vaterländischen Gesinnung in seinem Herzen für voll angerechnet, und ob er nicht vielmehr wegen seines Namens, seines Titels, seiner Verwandtschaft, seiner Vergangenheit als verdächtig eingezogen, verurteilt und brevi manu hingerichtet werden würde, für den war es natürlich, daß er mit seinem baren Gelde, seinen Pretiosen und möglichster Beschleunigung die Landesgrenze zwischen sich und die „blutige Witwe“ zu bringen suchte, auch wenn er weder den Wunsch noch die Hoffnung hegte, daß fremde Armeen die seines Vaterlands besiegen und einen Sprossen des Königshauses mit Gewalt wieder auf den Thron setzen möchten.

Man findet auch, daß man in den Nachbarländern die Berechtigung einer solchen Anschauung und der durch sie hervorgerufnen Handlungsweise durchaus anerkannte. Nicht bloß die mit den Bourbonen verschwägerten Häuser Habsburg und Wettin haben die Partei der Vertriebnen ergriffen: diese fanden auch an Preußen, an den geistlichen Kurfürsten und an einigen Reichsstädten einen anfänglich mit größerer, später mit geringerer Bereitwilligkeit gewährten Rück-

Liebespaar, deutsche Literaten, deutsche Bürger und last, not least ein Övelgönner Bootsjunge, Fite Rink, den nur Charlotte Niese — unsre Charlotte, wie wir sie bisweilen unter der Hand mit freventlicher Vertraulichkeit zu nennen wagen — so treffend, so possierlich, so rührend darstellen konnte.

Wenn für mich viel darauf ankäme, sagen zu können, welches von beiden Büchern mir die meiste Freude gemacht hat, welchem von beiden ich den Vorrang geben möchte, so wäre ich in der größten Verlegenheit, denn es geht mir mit diesen beiden Büchern wie dem Manne, der Wein probierte, mit den beiden ihm vorgesetzten Sorten: von denen war allemal die zuletzt geschmeckte die beste, und damit mir nicht das Schicksal des Weinkosters zuteil werde, den sie hatten nach Hause tragen müssen, ohne daß er mit sich darüber ins reine gekommen war, welcher nun eigentlich von beiden Weinen der aller-allerbeste war, will ich die beiden Bücher einzeln vornehmen und es dem Leser überlassen, mir, wenn auch er sie gelesen haben wird, seinen Geschmack mitzuteilen. Darin wird er wohl mit mir übereinstimmen, daß gute Weine kosten und gute Bücher lesen ein Vergnügen ist, das man nie satt bekommt. Wenn es sich um Säuerlinge handelt, ist es freilich etwas andres, aber der Furcht vor Säuerlingen enthebt uns in diesem Falle schon die Marke. Da uns „Vergangenheit" nach Norddeutschland führt, so trinken wir da aus bester Quelle bezognen Bordeaux, Schatoh Langkork, während uns mit dem Marquis von Marigny eine feine Bowle von Moselwein und echtem Schlampagner vorgesetzt wird. Aber nicht bloß seine Keller-, sondern auch seine Küchenkenntnisse kann man bei beiden Büchern nützlich erweitern: in „Vergangenheit" werden die Geheimnisse des Back-, im „Marquis von Marigny," der ein doppeltes Cordon bleu ist, die des Bratofens enthüllt. Wo fände man für die Weihnachtszeit etwas Geeigneteres? Das Wasser läuft einem bei den Beschreibungen im Munde zusammen, und man kann die Ankunft des Knecht Ruprechts mit seinem Sack voll Süßigkeiten und Delikatessen kaum erwarten.

Nachdem so dem Nebensächlichen Rechnung getragen ist, kommen wir zur Hauptsache: zur Schilderung der Personen und Ereignisse, die in beiden Büchern mit gleicher Meisterschaft geleistet ist, obgleich man keine drei Zeilen des einen Buchs in das andre versetzen könnte, ohne daß jedermann ausrufen müßte: Der Fleck paßt nicht zur Hose.

Mit „Vergangenheit" anzufangen, denn es ist das zuerst erschienene Werk, und den Damen gebührt ja ohnehin der Vortritt, so ist hier Kaspar Hinrich Birkenfeld, der Sohn der reichen Madame Birkenfeld in Neumühlen, die nebst den Damen Reimarus und Sieveking in der Hamburg-Altonaer Gesellschaft la pluie et le beau temps macht, das Pivot, um das sich alles dreht. Er ist mit Ludmilla Diederichs verlobt, aber man ersieht aus einigen Andeutungen, daß das, was sich mit dieser Verlobung angebahnt hat, eine Konvenienzheirat sein wird; denn während Kaspar Hinrich und dessen Mutter von der echten Sorte sind, werden uns die Geldprotze Madame Diederichs und deren Tochter, die in komischster Weise etwas snobby ist, als Ware zweiter Güte geschildert. Die wahre Liebe und Leidenschaft entbrennt in dem Herzen des jungen Mannes erst in dem Augenblicke, wo er die Bekanntschaft von Regina Pappelius, einem Engel in Menschengestalt, macht, und sie ist es auch, die er am Ende heimführt, nachdem die Verlobung mit Fräulein Diederichs bei Gelegenheit der die romantische Beigabe des Buchs krönenden großen Katastrophe — der Auferstehung des totgeglaubten Gatten und Vaters Birkenfeld — mit einem großen Krach zurückgegangen ist.

Der Vater Pappelius, ein anspruchsloser Magister und Philosoph, der in seiner Bescheidenheit immer mit sicherm Gefühle das Rechte trifft und durch eine Menge beigegebner Züge wahrhaft erheiternd wirkt, ist eine köstliche Figur;

Jahren um ihre Gunst beworben hatte, in der steten Angst lebt, sie werde, da sie spökle, ihn nach ihrem Tode aufsuchen und ihm wegen seiner Wortbrüchigkeit Vorwürfe machen. Des Gastwirts Töchterlein, die liebliche Juliane, ist zwar mit Claus Clausen, dem Sohn eines reichen Fuhrherrn in Itzehoe, verlobt, aber das hält sie nicht ab, mit jedem jungen Fremden, der sich im Hause sehen läßt und nach ihrem Geschmack ist, anzubändeln, weil sie gern Schmeicheleien und zärtliche Versicherungen hört.

Außerordentlich starken Ankratz hat der junge Marquis von Blavard, denn es empfinden nicht bloß Juliane Pflock und Ludmilla Diederichs zärtliche Neigung für ihn, sondern er steht auch dem Herzen der Frau von Genlis, die als Demoiselle Clarke im Pflockschen Gasthof inkognito lebt, ganz besonders nahe, obwohl er viel jünger ist als diese erfahrene Dame, der man allerhand Liebes- und andre Abenteuer nachsagte, und die ihn mon enfant nennt, aber von mehr als mütterlicher Zärtlichkeit für den jungen Landsmann erfüllt ist. Er hat bei seinem Erscheinen in der Altonaer Gegend sogleich damit begonnen, dem Bäckermeister Witzig, der in die Elbe gefallen ist, das Leben zu retten, und Fite Rink, aus dessen Boot der Bäckermeister ins Wasser gefallen war, hat auf eigne Verantwortung den ganz durchnäßten und unbemittelten jungen Franzosen mit in das mütterliche Häuschen genommen: eine Eigenmächtigkeit, die nicht im Sinne der Mutter Rink gewesen war, und der junge Samariter war nur, dank der Menschenfreundlichkeit einer Nachbarin, der Mutter Braasch, vor einem völligen Fiasko bewahrt worden. Die brave Frau, „die immer im Bett lag, und wenn sie aufstand, nur Nachtjacke und Unterrock brauchte," hatte dem jungen Franzosen ihren ältesten Beiderwandrock und ein Umschlagetuch für — zwei Stunden geliehen. Der Franzose würde aber, wie uns versichert wird, vielleicht auch heute noch nicht trocken sein, wenn der aufopfernde Fite „den klammen Kerl," seinen Franschen, wie er ihn von nun an nennt, nicht aus den nassen Sachen ausgeschält und in sein eignes Federbett gepackt hätte.

Der Gräfin Genlis ist der junge Marquis, den seine drei Gönnerinnen nach Kräften mit Geld und Lebensmitteln zu unterstützen bemüht sind, ein für allemal durch einen schlechten Streich dieser Dame gründlich entfremdet worden. Er sucht allerorten nach seiner Mutter, der Herzogin von Blavard, die sich gleichfalls nach Deutschland geflüchtet haben soll, nachdem ihr Schloß auf Anstiften der Frau von Genlis geplündert und angesteckt worden ist. Nachdem der Sohn lange Zeit vergeblich nach der alten Dame gesucht hat, und von der Gräfin Genlis in unverantwortlicher Weise auf falsche Fährten gesetzt worden ist, da diese, von ihrem schlechten Gewissen gewarnt, ein Wiedersehen von Mutter und Sohn unter allen Umständen verhindern zu müssen glaubt, wird uns von einer geisteskranken alten Frau erzählt, die von Fite Rink, dem echten zweibeinigen Bernhardiner, auf der Straße gefunden und vorläufig bei einem alten Drachen, der Mutter Martens, untergebracht wird, wo der gute Magister Pappelius, der auf der Suche nach seinem durchgebrannten Igel ist, ihrer ansichtig wird und sie, da sich Mutter Martens weigert, die mittellose Fremde länger zu behalten, mit sich nach Hause nimmt und in einem Dachstübchen seines kleinen Häuschens auf der Papagojenstraße ehrbar unterbringt. Natürlich ist die arme Frau niemand anders als die Herzogin von Blavard, Gastons Mutter. Sie erlangt ihr rechtes Bewußtsein, das sie bei dem Brand ihres Schlosses vor Schreck verloren hatte, erst wieder infolge eines Sturzes und der Kopfwunde, die sie sich dabei zugezogen hatte, und stirbt in den Armen ihres Sohnes. Diese Emigrantenepisode ist sehr geschickt mit andern und mit der Haupthandlung, den Schicksalen der Birkenfeldschen Familie, durch viele die Wahrscheinlichkeit des Ganzen erhöhende Fäden verknüpft, und der Leser wird namentlich an dem koboldartigen, wenn auch freilich niemals recht einwandfreien Treiben der Gräfin Genlis, an den wiederholt mißglückenden, schließlich

Kamine sitzt, und daß man eine Geschichte zu hören bekommt, die sich so, wie er sie erzählt, jeden Tag ereignen könnte, und die einen doch entweder wegen der Art, wie sie erzählt wird, oder infolge andrer unfehlbar wirkender Geheimmittel so interessiert, daß man um keinen Preis aufstehn und seiner Wege gehn möchte, ehe sie zu Ende ist. Haarhaus ist trotz seiner Ironie so nachsichtig und gutmütig, daß man von ihm nicht einmal sagen kann: ridendo castigat; nein, ridens pingit, er erzählt und beschreibt lächelnd, und sein Lächeln ist das eines wohlwollenden, über dem Alltäglichen stehenden Mannes.

Der Marquis von Marigny ist eigentlich ein halber Narr, aber ein liebenswürdiger, und trotz seiner Sonderbarkeiten, Launen und Vorurteile ist er kein elender Egoist, sondern ein braver, warmherziger Mann, der es in der Regel nach einiger Zeit einsieht, wenn er sich verrannt hat, und seinen Irrtum dann auf einem Umwege wieder gut zu machen sucht. Er hat sich beim Ausbruch der bekannten Versailler und Pariser Unruhen, wie die meisten seiner Bekannten, aus dem Staube gemacht, mehr um den Unbequemlichkeiten als den Gefahren des sich vorbereitenden Umsturzes aus dem Wege zu gehn. Für die eigentlichen Gefahren, von denen das Königtum, die Priesterschaft, der Adel und die Beamtenwelt bedroht waren, und für die gründlichen Umwälzungen, denen man entgegenging, fehlt ihm der Blick und das Verständnis. Seiner Meinung nach handelt es sich für ihn und seine einzige Tochter, die ihn begleitet — er ist Witwer —, nur um eine Spritztour von wenig Wochen: wenn der König das irregeleitete Volk wieder in das richtige Gleis zurückgeführt haben wird, werden er und seine Tochter zurückkehren, und es wird alles wieder sein wie vorher. Mademoiselle Marguerite, die in einem Kloster erzogen worden ist, und der man dort neben andern guten Regeln auch die der blinden Unterwerfung unter den väterlichen Willen eingeschärft hat, erscheint auf den ersten Blick überaus botmäßig und gefügig, so botmäßig und gefügig, daß einem dadurch die den Willen des Individuums grundsätzlich brechende klerikale Erziehung fast ein wenig verleidet wird. Aber die weibliche Nachgiebigkeit hat, wie man sehen wird, ihre Grenzen: sobald ein junger Mann und die allgewaltige Liebe zu ihm in Frage kommen, flattern alle guten Lehren im Winde, wie vom Sturm zerrissene Segel, das Steuer versagt, und das Boot folgt willenlos der unwiderstehlichen Strömung.

Die Ankunft des Marquis und seiner Tochter in Koblenz und ihre Verquartierung bei der Witwe Haßlacher, in den Mansarden des ihr gehörenden Hauses „Zum englischen Gruß" entspricht ganz der Exposition eines Lustspiels, um nicht zu sagen einer komischen Oper. Man hat alles mitgebracht, was nach damaligen Begriffen für den Sport und die Toilette nötig war, und der alte Herr, der nicht bloß ein Feinschmecker, sondern, wie schon erwähnt worden ist, ein cordon bleu in kulinarischer Beziehung ist — in der ersten Gesellschaft von Frankreich und Italien bekanntlich eine geringere Seltenheit als bei uns in Deutschland — schickt sich, nachdem er der Form halber die Wünsche seiner Tochter gehört hat, an, ein Filet à la Pompadour herzustellen. Zu diesem, wie er behauptet, sehr einfachen Gericht, für das man nur eines Stückchens guter Rindslende, einer oder zweier Hühnerlebern, einer Handvoll Perigordtrüffeln oder zur Not einiger Champignons bedarf, vermag Frau Haßlachers Speisekammer nur Mehl, Salz, Eier, Butter und — gedörrte Zwetschen beizutragen; auch das Handwerkszeug, das nur aus ein paar Töpfen, einer Bratpfanne, einem Quirl und einem Reibeisen besteht, erscheint dem Marquis so lächerlich unzureichend, daß er die Vermutung ausspricht, „wenn man zu den Wilden von Isle-de-France oder Florida gekommen wäre, würde man mehr Zivilisation angetroffen haben, als diesen guten Deutschen eigen sei."

In demselben Augenblick kommt ein an Mademoiselle Marguerite gerichtetes Briefchen des ihr von der Vorsehung beschiednen, unwiderstehlichen jungen

lichen Zug nach Frankreich mit einem verwundeten Arm, also mit einem Zeugnis für seine königstreuen Gefühle und Gesinnungen zurückgekehrt ist, gibt ein in due time erschienener Villeroischer Sprößling — ein Junge, der, wie der Großvater meint, drei Viertel von einem Marigny ist — den von beiden Seiten ersehnten und nur aus falsch verstandnem Stolz immer wieder abgewehrten Bindestrich ab, und man versöhnt sich, nachdem der totgeglaubte Marquis von seiner Fahrt nach Frankreich lebend und gesund gerade in dem Augenblicke zurückgekehrt ist, wo seine Tochter und sein Schwiegersohn mit gerührtem Herzen sein Testament geöffnet haben, aus dem hervorgeht, wie viel Zärtlichkeit für die Tochter und wie viel wirkliche Achtung für den Schwiegersohn im Herzen des alten Herrn lebte.

Und nun geschieht das Allersonderbarste, ein Schluß, der schon lange mit vielem Geschick vorbereitet worden ist: die jungen Leute kaufen mit dem Erlös der Familienjuwelen, die ihnen der Marquis vermacht hatte, und die er, obwohl noch lebend und darum nicht beerbungsfähig, nicht wieder an sich nehmen will, in schönster Lage am Fluß ein stattliches — Gast- und Logierhaus, das sie, unbekümmert um das, was die Welt dazu sagen kann und wird, selbst zu bewirtschaften entschlossen sind. Der Großvater des jungen Villeroi aber, unser guter alter, ein wenig närrischer, aber im Grunde kreuzbraver Marquis, nimmt nicht bloß an der table d'hôte des allerdings sehr patenten Etablissements eine ornamentale Stellung ein, sondern macht sich auch in der Küche verdient, als ob seine Ahnen, die Kreuzritter, nie mit etwas anderm als mit dem Kochlöffel und dem Reibeisen zu tun gehabt hätten.

Mehrere kleine Episoden, die sich darauf beziehn, daß der alte Herr unter der Hand am kurfürstlich trierischen Hofe den Mundkoch macht und damit nicht bloß Geld sondern auch Ruhm verdient, sind köstlich geschildert. Wie gesagt, der Marquis ist ein durch und durch närrischer Kauz, aber man gewinnt ihn doch lieb. Und so geht es einem nicht bloß mit den andern Figuren, sondern auch mit dem Erzähler selbst: man wird nicht müde, ihm zuzuhören, man fühlt keinen Zwang, keine Vergewaltigung, wie sie einem der moderne Romanschriftsteller so gern anzutun pflegt, und wenn man am Ende ist, fragt man sich verwundert, welches die Mittel sind, mit denen der Erzähler eine so schlichte und unromantische Geschichte zu einer entzückenden, immer neu anregenden Reihe von Bildern zu gestalten vermag.

Der Verleger hört es nicht gern, wenn von der gewählten äußern Erscheinung seiner Bände die Rede ist: die Schale, so sehr es ihm auch gelingt, sie geschmackvoll und gediegen zu gestalten, ist für ihn Nebensache und nur der Kern, das Buch selbst, die Hauptsache. Er würde mir, wenn ich von der gediegnen und geschmackvollen Ausstattung etwas sagte, meine aufrichtig gemeinte Bemerkung streichen. Es sei also nur bemerkt, daß der „Marquis" in Flaschengrün mit einem dekorativ stilisierten Weinstock und bordeauxfarbigem Schnitt gebunden ist, während man auf dem elfenbeinfarbigen Einbande von „Vergangenheit" die Papagojenstraße sieht und den Engel in Menschengestalt, der sich an der Haustür von dem noch völlig hoffnungslosen Kaspar Hinrich verabschiedet.



gekommen sein, daß ich in jenen Tagen weder Zeitungen gelesen, noch bei Tisch durch die Gespräche des Vaters von der Vertreibung Louis Philipps etwas gehört hatte. Als ich zum erstenmal wieder zur Schule kam, las vor dem Eintritt des Lehrers in die Klasse ein etwas früh- und überreifer Sekundaner, Richard Weyhe, den übrigen eine Zeitung vor. In dem Artikel, der von Paris handelte, wurde in allen Tonarten das Lob Lamartines gesungen. Ich hatte den Namen Lamartine noch nie gehört und fragte ganz unbefangen dazwischen: Wer ist Lamartine? Kinder! schrie Richard Weyhe, hier ist einer unter uns, der nicht weiß, wer Lamartine ist. Ich will es dir sagen, Bosse, Lamartine ist der größte Mann des Jahrhunderts, einer der größten und edelsten Menschen aller Zeiten, Mitglied der provisorischen Regierung in Paris. Ich wußte dadurch zwar noch immer nicht viel mehr als vorher, kam mir aber ungeheuer dumm vor, während mir Richard Weyhe, der mir in der Klasse nichts weniger als überlegen war, in einer Strahlenkrone politischer und staatsmännischer Weisheit erschien. Natürlich verschlangen wir die Zeitungen. In Frankreich und Paris war ja schon wiederholt Revolution gewesen. Daß aber ähnliche Dinge auch bei uns passieren könnten, hielt, soviel auch über die französische Republik geschwatzt wurde, niemand für möglich.

In jener Zeit — das ist doch auch charakteristisch für die Zeit wie für uns — gründeten wir in der Sekunda ein geschriebnes Schülerblatt, „Die Pennallampe.“ Pennäler nannte man die Gymnasiasten, und wenn wir uns selbst als Pennäler bezeichneten, so lag darin eine gewisse Selbstironisierung. Oswald Schmidt, ein Sohn des Superintendenten, zeichnete sehr hübsch, namentlich höchst ähnliche und witzige Karikaturen. Er schmückte jede Nummer der „Pennallampe“ vorn mit einer hübschen Schiebelampe als Titelvignette und ließ dann auf der ersten Seite meist das wohlgetroffne Bildnis eines Lehrers oder Mitschülers mit witzigen Bemerkungen oder Versen folgen. Dann zirkulierte das angefangne Manuskript jeder Nummer bei den einzelnen Mitarbeitern, die ihre Beiträge, meist Schulanekdoten, hinzuschrieben. Die gefüllte Nummer zirkulierte dann nochmals, damit jeder ihren vollen Inhalt lesen konnte. Ein höchst primitives Unternehmen. Es hielt sich aber doch wohl ein oder gar zwei Semester lang.

Der Winter von 1847/48 bot mir auch sonst etwas völlig Neues und Interessantes, die Tanzstunde. Denn vorher hatte ich wegen der bevorstehenden Konfirmation am Tanzunterricht noch nicht teilnehmen dürfen. Darauf hielt man in den Quedlinburger Bürgerhäusern, daß Konfirmandenunterricht und Tanzstunde miteinander unverträglich seien. Nur ganz einzelne vornehme Beamtenfamilien machten davon eine Ausnahme. Leider auch die Frau Superintendent, wahrscheinlich ohne daß ihr Mann darum wußte. Wir Bürgerjungen lernten den Zauber der Tanzstunde erst nach der Konfirmation kennen. Dieser Zauber war sehr groß, glücklicherweise aber harmlos.

Unser Tanzlehrer, Herr Weber, wohnte in Halberstadt und kam zur Tanzstunde von dort jedesmal mit der Post nach Quedlinburg. Er war damals schon nicht mehr ganz jung und mochte in seiner Jugend wohl Balletttänzer gewesen sein. Denn er machte auch jetzt noch, wenn er besonders guter Laune war, uns Jungen eine ganz tadellose und graziöse Pirouette vor. Er zog sich mit Sorgfalt an, trug sein dunkles Haar lang bis auf die Schultern und in der Mitte gescheitelt. Das gab ihm ein künstlerartiges Ansehen. Sobald wir den allgemeinen und vorbereitenden Teil seines Unterrichts überwunden hatten und wirklich zu tanzen anfingen, spielte er die Tanzmusik dazu auf der Geige. Natürlich hatte dieser erste Verkehr mit den gleichaltrigen Mädchen für uns einen großen Reiz, und jeder Junge — in der Tanzstunde wurden wir natürlich Herr genannt — begünstigte — mehr oder weniger heimlich — eins der Mädchen, eine der Damen vor den andern. Diese Tanzstundenflamme wurde auf der Straße mit besondrer Höflichkeit gegrüßt. Es mag auch vorgekommen sein, daß der eine oder der andre Junge auf die Erkorne seines Herzens ein paar Verse gemacht hat. In ihre Hände sind

dabei in Bier und Schnaps ein großes Geschäft zu machen. Später mußte sich dieser gnomenhafte Rummel als nicht lenksam genug erwiesen haben. Denn auch in den politischen Versammlungen war seine Rolle bald ausgespielt. Nur in der freien Gemeinde galt er noch als Führer. Er geriet in Vermögensverfall und verschwand bald von der Bildfläche.

Die Bürgerwehr wählte ihre Offiziere natürlich selbst. Sie hatte sich auch selbst uniformiert, d. h. die Bürgerwehrmänner trugen schwarze Mützen mit blauem Rande. Die Offiziere trugen sämtlich einen schwarzen einreihigen Rock mit einem blauen Stehkragen. Dazu die Bürgerwehrmütze und eine Art Schärpe von weißer Leinwand. Wenn die Leute, was freilich zuweilen vorkam, nicht gerade ihre bunten oder schmutzig gewordnen Sommerhosen zu dieser Uniform anzogen, so sah das Kostüm wenigstens anständig und solid aus. Aus den Primanern und Sekundanern des Gymnasiums wurde eine besondre Bürgerwehrkompagnie gebildet. Sie hieß die Blusenkompagnie. Wir trugen statt der Uniform eine blaue Leinwandbluse, wie sie von den Fuhrleuten und Bauern der Umgegend getragen zu werden pflegte. Dazu legten wir als Halstuch ein rotseidnes Tüchelchen an und trugen unsre Schülermützen. Gewehre hatten sich die meisten von uns selbst beschafft. Ich exerzierte mit einer einläufigen Schrotflinte, die mein Schwager Oberförster mir gepumpt hatte. Zum Leutnant hatten wir uns einen Gärtnergehilfen Tegtmeyer, der gedient und die Qualifikation zum Landwehroffizier erworben hatte, gewählt. Er war auch als Führer der Blusenkompagnie bestätigt worden und hatte als solcher eine höchst bedenkliche Gewalt über uns. Bedenklich namentlich vom Standpunkte der Schule aus. Denn deren Ordnung und Disziplin drohte in der Tat aus allen Fugen zu gehn. Sämtliche Mitglieder des Lehrerkollegiums gehörten gleich uns der Bürgerwehr an. In der ersten Zeit nach den Märztagen versammelten sich die eifrigern Bürgerwehrmänner — als die eifrigsten natürlich wir Schüler der Blusenkompagnie — jeden Abend auf der Bürgerwehrhauptwache. Diese war in dem Saale einer Bierstube. Die Anwesenden wurden dann zum Patrouillendienst in drei Haufen geteilt. Diese Patrouillen sollten angeblich die Sicherheit der Stadt gewährleisten. Sie waren aber in Wirklichkeit nichts weiter als amüsante Spaziergänge, deren Teilnehmer entweder eine ungeladne Flinte oder einen Säbel trugen. In diesen Patrouillen gingen wir also neben unsern Lehrern, von denen einige, zum Beispiel Professor Schumann, als Bürgerwehrmänner höchst abenteuerlich aussahen. Schon das war nicht unbedenklich. Denn bei dem Patrouillieren ging es meistens recht lustig her. Noch schlimmer aber war das Kameradschaftsverhältnis zwischen den auf der Hauptwache zurückbleibenden Lehrern und Schülern. Dort gab es allabendlich eine große Kneiptafel, an der die nicht gerade im Patrouillendienst tätigen Bürgerwehrmänner bunt durcheinander saßen, Lehrer, Schüler, Richter, Referendare, Subalternbeamte, Geschäftsleute. Unter dem Vorsitze eines Baumeisters und eines Referendars, die am 18. und 19. März mit in Berlin gewesen waren und angeblich vor den Barrikaden bis an die Knöchel in Blut gewatet hatten, wurde dort gekneipt, geraucht und politisiert, und man kann, so harmlos im allgemeinen auch alles verlief, doch nicht behaupten, daß jedes der dort gesprochnen Worte gerade für Schülerohren berechnet und geeignet gewesen wäre. Auf den Patrouillengängen kamen die wunderlichsten Szenen vor. So hieß es eines Abends plötzlich auf dem Markte: „Patrouille halt!“ Wir standen still, und jeder fragte, was denn los sei. Da erklärte der Führer der wohl vierzig bis sechzig Mann starken Patrouille, ein Kolonialwarenhändler: „Der Bürgerwehrmann, Herr Gerichtsrat Klein, hat seine Säbelscheide verloren.“ Unter Gelächter machte die Hälfte der Patrouille kehrt, um die verlorne Säbelscheide des alten Gerichtsrats Klein zu suchen. Sie wurde auch herbeigebracht, und dann erst marschierte die Patrouille weiter. Immerhin war das tägliche Kneipen der Bürgerwehrmänner deren Frauen und Müttern bald ein Dorn im Auge. Allerdings machten die meisten Männer damals den Eindruck, nicht ganz normal zu sein. Es war, als

sie solche gehabt hatte, damit nicht in den im Grunde harmlosen, in der Hauptsache aus Neugierigen bestehenden Volkshaufen schießen, diesen auch nicht mit Bajonetten oder Säbeln ernstlich angreifen würde. Späths pathetische, drohende Anrede mit dreimaligem Trommelwirbel machte keinen Eindruck, sondern wurde mit Hohn beantwortet. Man schrie: „Kuckt Späthen! Hei deiht sek dicke. Hei will scheiten laten. Hei hett nischt drinne. Späth soll leben, hoch!“ Es war ein Mordskandal, das „Volk“ lachte, die Bürgerwehr lachte mit. Nur Späth war in einer übeln Lage. Seine Leutnants waren an ihn herangetreten und suchten ihn zu beschwichtigen. Er könne das Volk unmöglich ernstlich angreifen lassen. Das könne ja Verwundungen geben. Späth aber bestand darauf, daß die Aufrechthaltung seiner Autorität gebiete, Ernst zu machen. Da kam vom Kornmarkte her eine andre Bürgerwehrkompagnie angerückt. Ihr Hauptmann, ein Restaurateur namens Bahr, begrüßte zunächst den Hauptmann Späth durch offiziermäßiges Salutieren mit dem Säbel. Schon diese Ehrenbezeugung tat Späthen wohl. Dann ging Bahr, ein älterer, in der Stadt wohlgelittner Mann, an die vor uns stehenden Leute heran und redete ihnen nicht gerade militärisch, aber väterlich und freundschaftlich zu, nach Hause zu gehn. Man rief: „Hei hett Recht, et is jo hier gar nischt los.“ Und so löste sich die Menge allmählich auf und verlor sich einzeln nach Hause. Die Bürgerwehr machte noch einige Patrouillengänge durch die Straßen der Stadt. Dann aber schloß sich auf der Hauptwache noch eine Kneiperei an, bei der die Ereignisse des Abends lebhaft besprochen wurden. Späths Löwenmut und Bahrs vernünftiges Einschreiten wurden in feierlichen Reden verherrlicht, und nachdem am Abend danach die Kürassiere durch die Straßen geritten waren, war die Revolution in Quedlinburg zu Ende.

Freilich existierte die Bürgerwehr noch. Sie übte sich im Exerzieren und besonders im Parademarsch. Unsre Blusenkompagnie zeichnete sich durch ihre Felddienstübungen aus. Wenn das Wetter sehr schön und unsre Lust, hinter den finstern Schulmauern zu sitzen, sehr gering war, dann ging heimlich einer von den Primanern zum Leutnant Tegtmeier und kam mit dem schriftlichen Befehl zurück, daß die Kompagnie, jeder Mann mit fünfzig oder hundert Platzpatronen, um zwei Uhr auf dem Moore, einem weiten Anger vor der Stadt, zur Felddienstübung zu stehn habe. Mit dem Zettel gingen einige Primaner zum Direktor, und es verstand sich von selbst, daß der ernste Dienst der Bürgerwehr im Interesse des Vaterlandes der Schule vorging. Die Schule fiel dann Nachmittags aus, und die Lehrer machten einen Spaziergang nach dem Steinholze. Die Mehrzahl der Lehrer war anfangs, bewußt oder unbewußt, von dem allgemeinen Taumel mit ergriffen. Das freilich sahen sie bald genug ein, daß dieser Bürgerwehrschwindel, und namentlich die ausdrücklich zur Umgehung der Schule angeordneten, auf die durchsichtige Initiative der Schüler zurückzuführenden Felddienstübungen, die Kneipereien auf der sogenannten Hauptwache und die Patrouillengänge handgreiflicher Blödsinn seien, unter dem die Schule, ihre Aufgaben und ihre Autorität schwer leiden mußten. Den Mut aber, dies offen zu sagen und mit dem Blödsinn zu brechen, hatte damals kein einziger. Immerhin zogen sich unsre Lehrer stillschweigend von den Übungen der Bürgerwehr mehr und mehr zurück, und schließlich wurde auch uns Schülern der Leutnant Tegtmeier mit seinen ewigen Felddienstübungen und den vielen teuern Platzpatronen langweilig. Bald gingen wir so fleißig zur Schule und arbeiteten für diese wieder so emsig, wie vor dem Ausbruch der Bewegung.

Die Bürgerwehr fühlte begreiflicherweise bald selbst heraus, daß ihr Dienst höchst überflüssig sei. Aber die Organisation war doch nun einmal da, und die schönen Uniformröcke und Bürgerwehrmützen hatte man sich für gutes Geld angeschafft. Da kam man nach dem Vorgange der Nachbarstädte auf den Ausweg, die Bürgerwehr für ruhige Zeiten als Vergnügungsinstitut anzusehen. Jede Bürgerwehrkompagnie hielt ihren besondern Kompagnieball ab. Dazu wurden auch von andern Kompagnien Gäste eingeladen. Unsre Blusenkompagnie aber durfte bei

zeitig auf dem Osterberge bei dem Freudenfeuer. Auch dort war von der Bürgerwehr nichts mehr zu merken. Das Bürgerwehrspielen hatte aufgehört.

Im Laufe des Sommers trat dagegen das politische Interesse stark in den Vordergrund. Schon dadurch, daß die Presse seit dem März ein ganz andres Gesicht bekommen hatte. In der am 20. März in Berlin ausgegebnen Gesetzsammlung war ein neues „Gesetz über die Presse“ veröffentlicht worden, dessen erster Paragraph lautete: „Die Zensur wird hiermit aufgehoben. Alle auf die Zensur bezüglichen Bestimmungen, Anordnungen, Einrichtungen und Strafvorschriften treten außer Kraft.“ Man wird sich heute kaum eine Vorstellung von dem ungeheuern Umschwunge machen können, der wie mit einem Schlage im gesamten öffentlichen Leben eintrat. Und doch war dieses Preßgesetz schon vom 17. März datiert und noch von dem sogenannten vormärzlichen Staatsministerium gegengezeichnet. An der Spitze steht der Prinz von Preußen. Dann folgen die Minister von Rother, Eichhorn, von Thile, von Savigny, von Bodelschwingh, Graf zu Stolberg, Uhden, Freiherr von Canitz, von Düesberg, von Rohr. Übrigens erhielt schon dieses Preßgesetz vom 17. März 1848 im Paragraphen 8 die Verheißung der Vereinbarung eines allgemeinen deutschen Preßgesetzes, ein Beweis, wie weit den freiheitlichen Forderungen entgegenzukommen der König und das Staatsministerium schon vor dem 18. März entschlossen gewesen waren. Auch die am 31. März 1848 ausgegebne Nummer der Gesetzsammlung enthält ausschließlich ältere, noch von vormärzlichen Ministern gezeichnete Verordnungen oder Verfügungen. Erst am 6. April erschien die mit gesperrten Lettern gedruckte Nummer 10 der Gesetzsammlung mit der provisorischen Verordnung vom 4. April über Aufhebung der Mahlsteuer und deren Ersatz durch eine direkte Steuer. Diese Verordnung war von den Ministern Camphausen, Graf von Schwerin, von Auerswald, Dr. Bornemann, von Arnim, Hansemann und von Reyher gegengezeichnet. Sie warf einen die einzelnen Bürger unmittelbar am Geldbeutel interessierenden Diskussionsstoff in die Städte, da die Beseitigung der Mahlsteuer nur von dem Antrage der betreffenden Stadt bei der Provinzialregierung abhing. Gleich nachher erschien die königliche Verordnung vom 6. April über einige Grundlagen der künftigen preußischen Verfassung. Sie hob die in dem neuen Preßgesetz vom 17. März vorgesehene Kautionsbestellung für die Herausgabe neuer Zeitungen ohne weiteres wieder auf, führte ein fast unbeschränktes Vereins- und Versammlungsrecht ein, sicherte die Unabhängigkeit der Ausübung staatsbürgerlicher Rechte vom religiösen Bekenntnis zu und verhieß, daß „den künftigen Vertretern des Volks jedenfalls die Zustimmung zu allen Gesetzen, sowie zur Festsetzung des Staatshaushaltsetats und das Steuerbewilligungsrecht zustehen“ solle. Man sieht, wie eilig es das Staatsministerium hatte, diese zu Schlagworten geprägten, freiheitlichen Forderungen im voraus gesetzlich festzulegen. Man gedachte damit den extremen, revolutionären Bestrebungen, die jeden Tag wieder in offener Empörung zu explodieren drohten, die Spitzen abzubrechen. Gleich nachher erschienen die Wahlgesetze für die zur Vereinbarung der preußischen Staatsverfassung zu berufende Versammlung und für die Wahl der preußischen Abgeordneten zur deutschen Nationalversammlung.

Es liegt auf der Hand, daß diese Wahlen in Verbindung mit dem neuen Geiste, der durch die Welt brauste, für das Land und den einzelnen Durchschnittsmenschen weit mehr bedeuteten, als die ganze Bürgerwehrspielerei. Jedoch anfangs lag in dieser gewissermaßen offiziellen Bewaffnung der Massen ein gewaltiger Zauber und auch ein Stück politischer Macht, auf die man den äußersten Wert legte. Wie hoch auch die Regierung diesen politischen Wert der Bürgerwehr schätzte, ergibt sich daraus, daß das Staatsministerium es für geboten oder wenigstens für ratsam hielt, die Bürgerwehr förmlich mit einem gesetzlichen Schutze zu umgeben. Der König erließ auf das Drängen des Staatsministeriums die Verordnung vom 19. April 1848 über die Befugnisse der Bürgerwehr des Inhalts: „Nachdem Wir die Bildung von Bürgerwehren genehmigt haben, so verordnen Wir zur Beseitigung

Solche Schnurren über Minister und auch Abgeordnete schwirrten damals in der Luft und wurden natürlich auch in der Provinz kolportiert. Charakteristisch genug, daß sie selbst unter uns Jungen mit einer Art von Behagen weiter erzählt wurden. Immerhin waren sie uns noch interessanter als die eigentliche Politik selbst, von der wir nichts verstanden. Nur für Schleswig-Holstein interessierten wir uns. Sonst waren uns die Reden, die im Frankfurter Parlament und in der Berliner Nationalversammlung gehalten wurden, ebenso gleichgiltig wie die Personen der Minister.

Erst als im November in Berlin ein Umschwung eintrat, wurden auch wir wieder hellhörig. Inzwischen war im Laufe des Sommers auf dem Moore vor Quedlinburg eine große Volksversammlung abgehalten worden, bei der Uhlich aus Magdeburg, der bekannte freigemeindliche Sprecher, als Hauptredner auftrat. Natürlich waren wir Gymnasiasten auch dabei gewesen und hatten auch mitgeschrien. Uhlich war ein ziemlich langer Mann, grundhäßlich und durch eine unnatürlich große, dicke und rote Kartoffelnase entstellt. Er sprach aber äußerst gewandt und die Massen fesselnd. Er hatte eine kräftige, angenehm klingende Stimme, die auch im Freien weithin verständlich war. Er verstand es, den Leuten nach dem Munde zu reden und den Minderbegüterten Aussicht auf staatliche Verbesserung ihrer wirtschaftlichen Lage zu machen, ohne die wohlhabenden Klassen direkt anzugreifen. Dennoch hatte er bei jener Volksversammlung nur einen mäßigen Erfolg. Er versprach den armen Leuten, daß jeder von ihnen von der allgemeinen Weide (Allmende), die damals meist noch im Gemeindebesitz war, sein Stück Gänseweide bekommen müsse. Das mochte in vielen Gemeinden der Provinz Sachsen ein durchschlagendes und die Gemüter bewegendes Thema sein. In Quedlinburg zog es nicht. Dort wurden — namentlich von kleinen Leuten — wenig Gänse gehalten. Die vorhandnen Gänse wurden von einem Gänsemädchen ausgetrieben und fanden auf den vorhandnen Angern ausreichendes Futter. Jedenfalls war man in Quedlinburg mit diesem Zustande ganz zufrieden. So gingen denn die flüssigen Reden Uhlichs hier in die Luft, und es bedurfte aller Mühe seiner politischen Freunde, am Schlusse das übliche Bravo zu erzielen. Als nach Uhlich ein benachbarter Landgeistlicher das Wort erhielt, wurde es ihm leicht, unter den zustimmenden Zurufen vieler Anwesenden darzutun, daß bei uns die Gänseweide keine Rolle spiele. Genug, Uhlich machte an jenem Tage in Quedlinburg nur ein sehr mäßiges politisches Geschäft.

Als aber Wrangel in Berlin einzog und das Ministerium Brandenburg-Manteuffel ans Ruder kam, da regte sichs auch in Quedlinburg wieder mächtig. Unser Abgeordneter zur Nationalversammlung in Berlin war der allgemein beliebte Kreisgerichtsdirektor, ein Vater von sieben Kindern und ein sehr humaner und gewissenhafter Richter, der wohl besser getan hätte, die Hand von der Politik zu lassen. Er war durch und durch Jurist und Geschäftsmann. In dieser seiner amtlichen Tätigkeit erschöpften sich aber auch seine Interessen. Er war ein vollkommen loyaler und königstreuer Mann. Aber im Frühjahr 1848 hatte mancher sonst recht gescheite Mann Mühe gehabt, in der allgemeinen Erregung und Verwirrung den seiner innersten Neigung und Denkungsweise entsprechenden Fraktionsstandpunkt zu finden. Unser Abgeordneter war unter das linke Zentrum geraten. Als die „Reaktion" in Gestalt des alten Wrangel und der in Berlin einrückenden Truppen, sowie des Ministeriums Brandenburg-Manteuffel herannahte, als man sich in Berlin die ersten Gerüchte von einer Verlegung der Nationalversammlung nach Brandenburg zuraunte, und als die Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit eines Steuerverweigerungsbeschlusses am Horizont auftauchte, da erschien eines Tages unser Abgeordneter in Quedlinburg, und noch an demselben Abend fand in dem dortigen politischen Verein eine Wählerversammlung statt, an der aber auch Gymnasiasten und andre junge Leute teilnahmen, bei denen von Wahlberechtigung keine Rede sein konnte. Der Kreisgerichtsdirektor berichtete — übrigens sehr vorsichtig — über

und geraucht hatten. Unsre frühern Heimlichkeiten waren öffentlich geworden. Das gereichte uns zu großem Nutzen. Die früher verbotnen Vergnügungen erschienen uns kindisch und schal. Ein Begriff aber hatte in uns eine viel lebendigere Gestalt gewonnen, das war der Begriff des Vaterlandes, des Staats, des Gemeinwesens oder, wie ich wenigstens von mir sagen kann, des Königtums. Das aber kam der Aussaat, die Professor Goßrau in unsre Gemüter streute, sehr zu statten. Für Plebejer und Optimaten und deren Kämpfe hatten wir lebendige Analogien aus der Gegenwart bei der Hand, und für manche politische Tollheit waren uns die Augen aufgegangen. Einer unsrer Primaner, der — natürlich heimlich — mit dem brutalsten Radikalismus seiner demokratischen und revolutionären Utopien renommierte, trug in seinem Notizbuch eine Liste der Quedlinburger mit sich herum, die bei einem neuen und sieghaftern Ausbruch der Revolution guillotiniert werden müßten. An der Spitze dieser Liste standen unser Gymnasialdirektor und die Mehrzahl unsrer Lehrer. Dieser angeblich blutdürstige, rote Republikaner, noch dazu der Sohn eines Lehrers, stand ganz allein. Er wurde mit seiner Proskriptionsliste verlacht. Auch die Studenten, die in den großen Ferien, also gegen Ende August von den verschiednen Universitäten in die Heimat kamen, brachten allerhand Schnurren mit, die nicht gerade geeignet waren, für das souveräne Volk und die Revolution Begeisterung zu erregen. Ich entsinne mich einer solchen, die von Marburg erzählt wurde. Dort in Hessen waren die Wogen der revolutionären Bewegung unter Professoren, Bürgern und Studenten recht hoch gegangen, freilich nicht ohne einen gewissen Widerstand „reaktionärer“ Elemente. Infolge der Wiener Maivorgänge war dort unter zahlreicher Beteiligung von Studenten eine große Volksversammlung abgehalten und auf dieser der Antrag gestellt worden, das Haus Habsburg der Krone für verlustig zu erklären. Eine beträchtliche Anzahl norddeutscher Studenten unter Führung des Mecklenburgers Rudolf Elvers — er ist später ein ungewöhnlich tüchtiger Mann geworden und als Landrat und Geheimer Regierungsrat in Wernigerode gestorben — hatte diesem Antrag alle nur erdenkliche Opposition gemacht. Elvers hatte auf die Unzuständigkeit der Versammlung und die völlige Unwirksamkeit, ja Lächerlichkeit eines solchen Beschlusses hingewiesen. Natürlich vergeblich. Mit erdrückender Majorität wurde wirklich beschlossen, das Haus Habsburg der Krone für verlustig zu erklären. Da meldete sich der Studiosus Elvers nochmals zum Wort und bekam es auch. Er erklärte, er habe dem Beschlusse nicht zugestimmt, sondern — freilich vergeblich — davon abgeraten. Nachdem aber der Beschluß einmal gefaßt worden sei, müsse man sich ihm selbstverständlich loyal unterwerfen, nun aber auch vollen Ernst damit machen. Er beantrage deshalb eine Kommission zu ernennen, die mit der alsbaldigen Ausführung des Beschlusses beauftragt werde. Natürlich entstand ein ungeheures Hallo und Gelächter. Das Präsidium aber ließ den Studiosus Elvers gewaltsam aus der Versammlung entfernen. Er wurde an die Luft gesetzt.

Zu Michaelis 1848 hatte ich meinen zweijährigen Kursus in Sekunda vollendet und wurde als Erster nach Prima versetzt. Das sogenannte „tolle Jahr“ war kalendermäßig noch nicht völlig abgelaufen. Aber die Unregelmäßigkeiten, die es für das Schulleben im Gefolge gehabt hatte, waren damals schon wieder abgetan. Das Idyll der Schule trat wieder in sein Recht. Die beiden letzten Jahre, die ich auf dem Gymnasium zubrachte, verliefen still und friedlich. Mit heiterer Dankbarkeit denke ich an sie zurück.

(Schluß folgt)



zurecht, und für einen Augenblick öffnete sich das Fenster nach dem Ewigen hin, das ich all die Zeit über, so gut es ging, verhängt hatte. Aus meinem Herzen rang es sich heraus: Hier laß mich Ruhe finden. Schenke mir noch eine gute Zeit. Stürme und brause um mich her, wenn du willst, ich will dir still halten und will nicht klagen. Nur gib mir eine Aufgabe, eine Aufgabe groß und schwer und anstrengend genug, daß ich mich darüber vergessen kann.

Mit freierm Herzen schritt ich weiter und gelangte, da ich meinen Weg schon über das Ziel hinaus verfolgt hatte, oberhalb des Dorfes, jedoch nahe bei dem ersten Hause in den frühlingsschönen Grund hinein. Ich hatte das Dorf jetzt von einer andern Seite vor mir. Die Häuser waren über die Matten verstreut, und einige von ihnen lagen schon hoch im Walde und in angrenzenden Tälern. Aber auch die übrigen, die dichter zusammenlagen, waren so weit auseinander gebaut, daß jedes Hauswesen eine Welt für sich war. Es war auch hier im Tal ganz wundersam still und einsam, die Luft voll köstlichen Duftes, und die Welt voll unbeschreiblicher Ruhe. Dazu kam noch das sanft verglimmende Sonnenlicht und die fernen Gipfel, die aus dem Abendrot in diese Bergeinsamkeit sahen. Auch das Rauschen des Baches und der kerzengerade von den Häusern aufsteigende Rauch gehörte in diese Stille hinein.

Da war es nun eine seltsame Fügung, daß das einzige, was in all dieser Schönheit das Zeichen der Zerstörung an sich trug, mir sogleich an der Schwelle der neuen Heimat entgegentreten und also ein Unglück sogleich zum andern kommen mußte. Wie ich das Bild des im Abendglanz ruhenden Dorfes noch betrachtete, sah ich seitwärts von dem ersten Hause, da wo der Weg am Waldesrande hinführte, eine Frauengestalt sitzen, neben der ein Kind im Grase spielte, ein Mädchen, das einen Blumenstrauß band. Als ich nun näher trat, und mein Schritt auf dem harten Wege hörbar wurde, richtete sich die Gestalt auf und sah mir unruhig entgegen. Es war ein zartes feines Antlitz, das sich mir da zuwandte, und seltsam hatte es sich ausgeputzt. Ein schwerer Kranz von Frühlingsblumen lag über ihrem Haar, und die blauen und roten Glocken und Sterne hingen tief hinab in das marmorblasse Gesicht. In derselben Weise hatte sie sich auch sonst mit Blumen geschmückt und zum Überfluß noch ein mit grellen Farben bedrucktes Tuch um die Schultern gelegt. Voll Verwundrung und ungewiß, was ich von ihr zu halten hatte, blieb ich stehn und sah betroffen auf dieses bunte Blumenwunder. Da kam plötzlich Leben in die Gestalt, und während das Kind mit dem Ruf: Maria! zu dem Hause hinunterlief, trat sie auf mich zu und streckte mir in überquellender Freude beide Hände entgegen. Ich hatte mich nicht von der Stelle regen können und schaute erschrocken auf das mit der holden Frühlingsblüte geschmückte Unglück, das sich zärtlich an meine Brust schmiegte, und in die von rinnenden Tränen verschleierten Augen.

Unterdessen kam ein andres Mädchen über die Wiese gelaufen und rief von weitem: Veronika!

Jetzt endlich duldete es das arme Weib, dessen trauriger Zustand leicht zu erkennen war, daß ich mich von ihr frei machte, und rief der Schwester zu: Er ist gekommen, er ist wieder gekommen!

Meine arme Veronika, sagte die Schwester freundlich, was hast du wieder aus dir gemacht! Komm, laß mich die Blumen abnehmen, hier werden sie nur verwelken. Wir stellen sie in ein Glas und lassen sie da weiterblühn.

Darauf wandte sie sich zu mir und entschuldigte die Schwester. Sie sei gegenwärtig nicht wohl und hätte mich mit einem andern, auf dessen Wiederkommen sie beständig warte, verwechselt.

Veronika hörte das alles, ohne etwas dazu zu sagen, ruhig an und ließ sich auch geduldig die Blumen abnehmen, worauf sie, als der phantastische Putz beseitigt war, als ein bleiches Weib vor mir stand, in dem rührenden Schmerz eines verdunkelten Geistes und mit den betrübten Augen eines Kindes, dem eine Freude verdorben ist. Als ich mich jedoch, verlegen über das seltsame Abenteuer, entfernen

Während die Frau ihr Klagelied sang, hatte ich mich im Zimmer umgesehen. Tisch und Dielen waren blitzblank, und das ganze Zimmer war aufgeräumt und feiertagsmäßig hergerichtet. Und dann hatte ich meine Blicke auf das verfallne Antlitz des Meisters geworfen, der in seinem Bett lag und mich mit unruhigen Augen beobachtete. Die Frau sprach jetzt eigentlich anders, als sie geschrieben hatte, und ich war schon im Begriff gewesen, meine Unzufriedenheit zu äußern und ihnen zu sagen, daß man einen Gesellen doch nicht erst weit herhole und ihm dann schon bei seinem Eintritt wieder die Ausgangspforte zeige. Nachdem ich aber in das sorgenvolle Gesicht der Frau, auf das Trüpplein der Kinder, das mit großen Augen nach dem fremden Menschen herüberschaute, und endlich auf das stille und stumme Sterben auf dem Krankenbett gesehen hatte, schluckte ich den Verdruß hinunter und mußte in mich hineinlächeln, als ich die Ursache dieses unfreundlichen Empfangs erkannte. Ich war in meiner städtischen Kleidung und im Sonntagsrock zu ihnen gekommen, auch mochte wohl noch ein Schimmer von dem Glücksgefühl, worin ich vorhin gewandert war, auf meinem Gesicht zu sehen gewesen sein. Obgleich also an mir nichts mehr von der Pracht war, die dem Meister Liebezeit vormals fröhliche Stunden bereitet hatte, keine Blume mehr in meinem Knopfloch blühte, auch keine silberne Kette mehr an mir funkelte, so war mein Aufzug für dieses arme Haus dennoch zu prächtig ausgefallen, und die Leute waren im Rechte, wenn sie bei sich überlegten, wie der Bruder wohl dazu komme, ihnen eine solche Herrlichkeit von Gesellen auf den Hals zu schicken. So beruhigte ich sie also, und da ich für niemand als mich zu sorgen hatte und mich auf Zukunftspläne nicht mehr einlassen konnte, so setzte ich den mit meinem vorigen Meister verabredeten Lohn aus eigner Macht sogleich um ein beträchtliches herunter. Zur Erklärung meiner niedrigen Forderung aber murmelte ich mit dem Hinweis auf meine Papiere, die mich als einen brustkranken Menschen schilderten, etwas davon, daß ich die Stelle nur angenommen hätte, um ebenso wie die reichen Leute einmal etwas für meine Gesundheit zu tun, mußte diese Erklärung freilich sofort wieder abschwächen, da sich die Eheleute, denen offenbar mit der Aussicht auf ein zweites Krankenbett nicht sonderlich gedient war, von neuem verlegen ansahen. So sagte ich ihnen denn, sie hätten nicht zu befürchten, daß ich ihnen mit meinem Leiden zur Last fallen würde, und wir könnten es getrost auf eine Weile miteinander versuchen. Es gefalle mir in dem Dorf und bei ihnen gut, und ich würde keine Ansprüche machen, sondern mit dem guten Willen zufrieden sein. Als die Meisterin gewahr wurde, daß sie es mit einem ganz bescheidnen Menschlein zu tun hatte, das es noch dazu für ein Glück und eine Gnade ansah, hier oben in den Bergen die Nadel führen zu dürfen, wurde sie über dem angenehmen Gefühl, eine Wohltat auszuüben, die gute Zinsen tragen werde, froh und munter, zeigte mir freundlich mein Stübchen im obern Stockwerk und brachte den Tag zu einem so guten Ende, als ich es nur wünschen konnte.

Dennoch konnte ich, so müde ich war, lange keinen Schlaf finden. Das Herz klopfte mir unruhig in der Brust, die Augen wollten nicht zufallen und gingen, wenn ich sie mit Gewalt schloß, immer wieder auf. Und endlich zog meine Seele wie wachend in die Traumwelt hinein, eine wunderbare, große wirre Welt, in der mir nichts vertraut war, sondern mich alles fremd und seltsam anmutete. Ich erwachte bald wieder. Draußen rauschte der Wildbach dicht unter dem Hause durch die mondbeglänzten Wiesen, und langsam löste sich vor meinen Augen aus Nebelschleiern der Silberglanz eines Schneeberges heraus, der nur in weiter Ferne und still wie ein Traumbild zwischen den goldnen Sternen schwebte. Mit großen Augen schaute ich in diesen Glanz und bedachte dabei, wer ich selber war, bis mir die Augen übergingen, und ich mit wehem Herzen einschlief.

Mit meinen Schneidersleuten kam ich schnell in ein gutes Verhältnis. Der Meister war wohl einmal ein hübscher und fröhlicher Mann gewesen, wie es sein Bruder, der freilich auch auf eine nahrhaftere Stelle geraten war, noch immer

denn wie man es mir am ersten Abend gesagt hatte, floß sie die meiste Zeit über nur eben tropfenweise, und nur in wenig Wochen wurde sie ergiebig, strömte dann aber auch in einer stärkern Fülle, als es der Meister vertragen konnte, sodaß auch die Tage des Überflusses nur halb ausgenützt vorübergingen. Nachteiliger als die Kärglichkeit der Einnahmen war jedoch dem Hauswesen die Unsicherheit des Hausregiments gewesen. In dieser Beziehung war es in der Schneiderfamilie nach Art der Wetterhäuschen hergegangen, bei denen sich das einemal der Mann, das andremal die Frau in der Tür zeigt. Wenn die schöne Zeit gekommen war, so hatte der Meister das Wetter angegeben; dann war das Haus voll Lust und Freude gewesen, die Frau hatte backen und sieden müssen, und der Meister war alle Abend ins Wirtshaus gegangen. Was die Frau an Putz und Tand und schönen Kleidern hatte, das stammte aus diesen fröhlichen Wochen, wo sich ein immer blauer Himmel über dem Häuschen ausspannte.

Mit dem Schwinden der angenehmen Zeit hatte sich dann der Meister in seinen Nähwinkel, wo er seinen betrübten Gedanken ungestört nachgehn konnte, zurückgezogen, und die Frau war damit betraut worden, das Regiment zu übernehmen, sodaß also das weibliche Regiment gleichbedeutend mit einer Zeit der Dürre und Teuerung gewesen war, ihr Haushalten in einem Abknapsen und ihr Kasseführen in einer verzagten und verzweifelten Pfennigreiterei bestanden hatte. Jetzt, wo der Meister ein stiller Mann geworden war, und an seiner Stelle ein fremder Mensch, der nicht das Recht hatte, mit dem Geldchen umherzuschwirren, dem Broterwerb unverdrossen nachging, war die gute Frau in einer wunderlichen Verfassung, in der sie zwischen sauer und süß nicht mehr zu unterscheiden wußte. Denn sie hatte nun wirklich einmal Geld in der Hand und konnte einmal nach Herzenslust wirtschaften. Weil sie aber bisher immer nur die trübe Stunde angezeigt hatte, so blieb sie auch jetzt noch, wenigstens im Anfang dabei, wandelte fast noch sorgenvoller und melancholischer durchs Haus und ging mit dem Geld noch ängstlicher um als zuvor. Aber sie verspürte doch auch das Prickeln, das das Geld in den nicht daran gewöhnten Fingern hervorzurufen pflegt, und es mochte ihr auch zuweilen einfallen, daß sie nun auch ihres Mannes Stelle mit zu versehen habe. So geriet

ihr Geld zusammenhalten. Der Meister hatte währenddessen still in seinen Kissen gelegen und sich scheinbar nicht um die Sache bekümmert. Dennoch hatte er sein Auge darauf gehabt und bemerkt, wie seine Eva ein seidnes Tüchlein begehrlich in die Hand genommen, es sanft, als täte ihm das wohl, gestreichelt, darauf es zurückgelegt und es nachher wieder aufgenommen, endlich aber, indem sie es unter andern Dingen vergrub, vor sich selber in Sicherheit gebracht hatte. Jetzt wo sich der Handel zerschlagen hatte, rief er die Krämerin mit ihrem Kasten an sein Bett, suchte das Tuch wieder hervor und legte es seinem Weibe mit einem stillen Lächeln um den Hals. Darauf handelte er auch für jedes der Kinder eine Kleinigkeit ein, vielleicht um die Aufmerksamkeit von dem, was sich zwischen ihm und seinem Weibe abgespielt hatte, abzulenken. Unter dem Jubel, der nun das Zimmer erfüllte, ging die Meisterin hinaus und verblieb da, bis ihre Augen wieder hell geworden waren.

Ruhig floß nun mein Leben hin. Ich lebte unter armen Leuten, die keine Zeit für große Dinge hatten, sondern froh waren, wenn sie ihr tägliches Brot von einem Tag zum andern gewannen. Ich teilte Freude und Leid mit ihnen und ging dennoch als eine fremde Gestalt zwischen ihnen her. Ich kleidete mich wie sie und war im Äußern bald nicht mehr von ihnen zu unterscheiden, und dennoch lag etwas zwischen uns, was es mir unmöglich machte, unter ihnen aufzugehn und mich unter ihnen zu verlieren. Nicht einmal über den Unterschied der Sprache konnte ich wegkommen. Ich verstand sie ja bald recht gut, war aber nicht imstande, in ihrer Art zu reden. Anfänglich hatte ich das wohl versucht und ihnen also die eine oder die andre Wendung abgelauscht. Als ich aber das Fremde in meine Redeweise hineinflicken wollte, glaubte ich zu sehen, daß man über mich lächelte, und so ließ ich es fortan sein. Die Zeit war vorüber, wo ich Freude daran hatte, mich mit unechtem Flimmer zu behängen. Manches Falsche mußte ich notgedrungen mit mir herumschleppen, ja meine Person, das, was ich vorgab zu sein, war eine grobe Fälschung. Daran läßt sich nichts ändern, aber es sollte auch daran genug sein, und unnötigerweise wollte ich nichts Falsches mehr hinzutun. Es lag mir überhaupt nicht daran, ein unechter Älpler zu werden, wie deren in jedem Sommer viele in den Bergen herumliefen, sondern unter der Larve, mit der ich notwendigerweise mein wahres Wesen bedecken mußte, wollte ich mich zu einem Menschen auswachsen und ein Mann werden. So blieb ich ihnen also im innersten Wesen fremd, weil ich sie nicht noch mehr, als es ohnehin geschehn mußte, belügen wollte. Sehnsüchtig habe ich dennoch nach ihnen die Hände ausgestreckt, und ach, was hätte ich darum gegeben, hätte ich zu ihnen aus freiem Herzen heraus sprechen dürfen. Aber ich war einsam geworden, und einsam mußte ich bleiben, auch wenn ich unter ihnen lebte. So hatte ich es gewollt, und so wollte ich es noch immer.

Unser Häuschen lag auf einer erhöhten Wiesenplatte, und man mußte, um zu ihm zu gelangen, in das Bett des Baches hinabsteigen, dann über ein hölzernes Brückchen, das fast in jedem Jahre zerstört wurde, hingehn und an einem Hügel steil hinaufsteigen. Stand man dann vor dem Hause, so hatte man das ganze Tal vor sich, man sah hinüber auf eine dunkle Bergwand und nach der andern Seite auf sanft gewellte Hügel, auf die blaue Linie entlegner Höhenzüge und auf den leuchtenden Schneeberg. Die Straße, auf der sich der Verkehr bewegte und der Zusammenhang mit der übrigen Welt bewahrt wurde, lief auf der andern Seite des Tals, und man hörte nichts davon, sah vielmehr die Menschen und die Wagen wie Schatten still und leise vorüberziehn. Man hörte selten eine Stimme herübertönen, aber sanftes Herdengeläute zog an jedem Morgen und Abend an unserm Hause vorüber. Ein Schwalbenpärchen nistete auch an unserm Dache; und ein Rotschwänzchen saß zuweilen vor meinem Fenster, während ich dahintersaß und das Sonnenlicht von einem Berg zum andern wandern sah. Oft, wenn ich über meine Arbeit gebeugt auf meinem Platze saß, mußte ich mich fragen: Bin ich es, der so friedlich im Sonnenschein sitzt, oder ists ein andrer? Dann trat wohl die Meisterin zu mir herein und fragte, wie es mit der Arbeit stünde. Und sie sagte dann wohl auch: Die Leute haben mir grausam zugesetzt.

Das soll immer wie der Blitz gehn, und ich meine, das Geschäft wäre noch nie so gut gegangen. Aber mit einem Gesellen, wie du einer bist, kann man schon ein Versprechen geben. Und nicht wahr, Reinhold, du tust mir den Gefallen und schaffst es bis zum Abend?

Reinhold! Ja richtig, das war jetzt mein Name. Es saß also doch ein andrer im Sonnenlicht. Die stille lichte Stunde war wieder einmal vorüber, eine Wolke ging über mir hin.

28

Der Weidhof war ein stattlicher Bau, hochgezimmert und schön gemalt, weiße Vorhänge wehten hinter den Fenstern, vor denen dunkelrote Blumen blühten. Die Frauen kleideten sich in der landesüblichen Weise, aber mit einem Geschmack, für den ich von meinem Berufe her ein Auge haben mußte. Der Weidhofer war ein Bauer und wollte nichts andres vorstellen, aber eine Bauernfamilie, die auf altererbtem Besitz wohnt, hat, wenn man ihr auf ihrem eignen Grund und Boden begegnet, immer etwas freies, würdiges und vornehmes in ihrem Wesen, und dem Weidhofer gehörte von der schönen Welt, in der ich lebte, ein gutes Stück, sowohl unten im Tal, wie hoch oben im Gebirge, bis dahin, wo die Wolken gingen. Er war ein Mann von gewaltigem Körperbau, kühn und verwegen, wenn er sich einer Gefahr gegenüber sah, für gewöhnlich aber ungelenk und zurückhaltend, und so beteiligte er sich auch an dem Gespräch meist mehr mit einem freundlichen Mienenspiel und einem treuherzigen Lächeln als mit Worten. Seine Frau war viele Jahre im Dienst einer Professorenfamilie gewesen und hatte sich dort eine feine Art angeeignet, die ihr auch in dem rauhen Leben in diesen Wäldern und Bergen nicht verloren gegangen war. Veronika, die älteste Tochter, war schon ein schwächliches und reizbares Kind gewesen, nachher ein zartes und feines Mädchen geworden und endlich eine noch zartere und feinere Frau, als sie einem Maler, der einen Sommer bei ihren Eltern gewohnt hatte, in seine Heimat folgte. Als sie von dort nach einigen Jahren als Witwe mit einem Kinde heimkehrte, war sie in eine tiefe Traurigkeit und ein schwermütiges Sinnen geraten, und es war trotz aller Anstrengungen nicht gelungen, sie aus dem dunkeln Ring, der ihre Gedanken gefesselt hielt, zu erlösen. Gewöhnlich war sie ruhig und machte sich im Hause so gut als möglich nützlich, doch folgten auf die stillern Tage immer wieder unruhige Zeiten, in denen sie von Sehnsucht verzehrt wurde und nicht mehr an den Tod ihres Mannes glauben wollte. Dann saß sie wohl stundenlang auf dem Platz, wo sie ihm zum erstenmal begegnet war, und schaute träumerisch ins Weite. Der bunte Blumenputz, worin ich sie zuerst gesehen hatte, war auch eine Erinnerung an die vergangne glückliche Zeit ihres Lebens. Mit einem solchen Blumenkranz auf dem Haar hatte sie ihr Mann einst in der Brautzeit gemalt, und wer das Bild aufmerksam betrachtete, der sah wohl schon in dem schüchternen Lächeln des jungen Weibes den ersten Hauch der dunkeln Wolke, von der ihr Geist nun für immer überschattet war. Ihre jüngere Schwester Maria hatte dieselben schönen dunkeln Augen und dasselbe freundliche Antlitz, nur daß ihre kraftvolle Gestalt in Gesundheit blühte, und noch kein Reif auf ihr blühendes Leben gefallen war. Seit dem Unglück der Veronika nahm der Weidhof keine Fremden mehr bei sich auf, nur der Professor kam zuerst mit seiner Familie und später, als seine Frau gestorben war, und sich seine Tochter verheiratet hatte, allein und verlebte in dem stillen Hochtal einige Wochen, zuweilen den ganzen Sommer.

Zum Weidhofer ging ich so oft, als ich es ohne die Furcht, mich lästig zu machen, wagen zu können glaubte. So einfach und leichthin mit den Leuten zu verkehren, wie mit den andern Dorfbewohnern, das brachte ich, wie freundlich sie mir auch begegneten, nicht fertig, hatte vielmehr immer erst einen Widerstand in mir zu überwinden, bevor ich mich zu einem Gang nach dem Gehöft, das so friedlich und lockend unter schönen alten Bäumen lag, zurecht machte. Es war mir, als hielte mich etwas zurück, und doch zog es mich zugleich mit Gewalt zu ihnen hin, und der Abend schien mir verloren, wo ich nicht wenigstens einen Augenblick

mit ihnen zusammen gewesen war. Wenn ich von dem Schneiderhäuschen da hinauf ging, so war es mir, als träte ich aus einem Stübchen in einen Saal und aus einem engen Tälchen auf eine lichte Höhe. Außer dem Kummer um die unglückliche Tochter war hier von keiner andern Sorge etwas zu spüren, und das Leben floß frei und fröhlich dahin. Was mich aber besonders anzog, das war der vornehme Sinn, das freie und reine Gefühl und die köstliche Ruhe, die ich bei ihnen fand. Das Tagewerk war auf dem Weidhof wie überall, ja es wurde da wohl am meisten und am mühsamsten geschafft, und jeder mußte zugreifen. Der Weidhofer war selber sein bester Knecht, auch Maria mußte mit den angenommenen Leuten in Reih und Glied arbeiten, und nur die Mutter, die mit einer treuen Magd die häuslichen Dinge besorgte, durfte sich schonen. Aber wie verstand man es auch, nach der heißen Tagesarbeit zu ruhen und den Abendfrieden zu genießen. Es hat gewiß zu der festlichen Stimmung, in der ich jedesmal war, wenn ich auf dem Weidhofe war, nicht wenig beigetragen, daß ich immer erst zu ihnen hinauf kam, wenn eine goldne Abenddämmerung über dem Tale lag, und der Feierabend eingeläutet worden war.

Mit dem Weidhofer selbst kam ich bald zurecht; er war eben ein Mann, und zwar ein schlichter, gutherziger Mann, der wenig sprach, noch weniger fragte, den man aber nie vergeblich und ohne Nutzen um Rat ansprach. Anders erging es mir mit der Frau. Sie zeigte mir die Freundlichkeit, die die Familie gegen mich hegte, wohl am deutlichsten, und sie war mild und sanft, aber ihre Augen schauten mich fast zu klar und fragend an, sie wollten mehr wissen, als ich sie wissen lassen durfte. Sie fragte mich nach meinem frühern Leben und zwang mich also vor ihr zu lügen. Ich mußte meine Eltern totsagen, von meinem Aufenthalt im Waisenhaus erzählen und wurde dabei, während ich diesen Trug vorbrachte, gewiß rot, wie ich denn wenigstens im Herzen darüber Scham empfand. Sie sah wohl meine Verlegenheit, und auch die Hitze, die mir ins Gesicht kam, konnte ihren Augen nicht entgangen sein, aber gewiß verfiel sie nicht mit einem Gedanken darauf, daß ich sie anlügen könne und eine schlimme Sache mit vorsichtigen Worten zu verdecken habe, sondern da sie erkannte, wie es mich bedrückte, von diesen Dingen zu erzählen, errötete sie nun selber und rührte nie wieder an diese Fragen. Seitdem war ich vor ihr ängstlich auf der Hut, obwohl ich wußte, daß sie nur aus Zartgefühl schwieg, und gleichwohl gab es keinen Menschen, dem ich so gern mein Herz ausgeschüttet hätte, und dessen Vertrauen zu erringen mir so wertvoll gewesen wäre, als sie, in der ich alles verehrte, was man an einer Mutter schön und lieblich findet. Und noch eine gab es, ihr im Glanze der Jugend schimmerndes Ebenbild, Maria. Daß ich auch vor der lügen mußte, das war das schwerste und schmerzlichste.

Wenn wir so im Abendschatten unter den Bäumen saßen, dann rückte Veronika noch immer ihr Schemelchen an meine Seite. Sie hatte sich jedoch schon nach kurzer Zeit an mich als eine alltägliche Erscheinung gewöhnt, die also auf ihren dunkeln Geist keine Wirkung mehr ausübte; vielmehr saß sie meist teilnahmlos und vergrämt unter uns und wählte ihren Platz wohl nur noch nach einer einmal angenommenen Gewohnheit und ohne sich etwas dabei zu denken. Ihr Töchterchen, ein pausbäckiges, schwarzäugiges Kind, das eine seltsame tiefe Stimme hatte und von einer drolligen Ernsthaftigkeit war, spielte dann, ohne daß die Mutter dafür einen Blick hatte, neben ihr auf der Erde oder spazierte gravitätisch und in lautem Selbstgespräch mit einem roten Sonnenschirmchen durch die grüne Wiese.

So dazusitzen, von den gewöhnlichen Dingen, die um uns her geschahen, zu reden, das Vorübergehn und Versinken des Abends und das Aufblitzen der Himmelslichter über den hohen Bergen zu erleben, auf das Wehen der Abendluft und das Murmeln des Wassers zu lauschen und dazwischen den Ton der süßen und lieben Stimme zu vernehmen, die einen so fremden Klang hatte und doch traut war wie die Sprache einer gemeinsamen Heimat, das war meine Freude und all mein Glück geworden, und ich glaubte, dieses goldne Abendläuten würde mir erhalten bleiben. Erst als ich merkte, daß ich schon zu sehr mit dem Herzen auf die Stimme hörte, und als mich Marias Augen schon bis in meine Träume verfolgten, fing ich an zu fürchten,

ich könne auch diese letzte Zuflucht meines Lebens wieder verlieren und auch aus diesem Paradiese ausgestoßen oder gezwungen werden, mich selbst daraus zu verbannen.

Vorläufig wurden meine Gedanken jedoch noch von mir selber abgelenkt und auf das kümmerliche Lebenslicht im Schneiderhäuschen gerichtet, dessen baldiges Erlöschen sich immer deutlicher ankündigte. Der Zustand des Meisters war allmählich so qualvoll geworden, daß der Tod als milder Erlöser angesehen und erwartet wurde. Die Meisterin wollte nun noch einmal einen Arzt zu Rate ziehn, aber der Sterbende wehrte entschieden und fast ärgerlich ab, indem er erklärte, ein Gesunder habe neunzig Wünsche, der Kranke nur einen, und um dieses einen willen einen gelehrten Doktor von weit her heranzuschleppen, lohne sich nicht, den könne vielmehr das Kräuterlenerl ebensogut und wohl noch besser erfüllen. So wurde also das Lenerl aus ihrem Häuschen, das einsam am Walde lag, zu uns heruntergeholt und unter vielen Entschuldigungen, daß man sie nicht schon früher begehrt hätte, darum gebeten, an dem Kranken ihr bestes zu versuchen. Dieses Kräuterweib war eine wilde und sonderbare Person, außergewöhnlich mager und groß, sodaß ihr dünner Schatten, als sie bei uns im Zimmer war, fast über das halbe Zimmer reichte. Ihr Kopf war mit dichtem schwarzem und verworrenem Haar bedeckt, schwarze finstre Augen funkelten wie dunkelglühende Kohlen unter den zusammengewachsenen Brauen, und schwarz ging sie auch zwischen den Menschen her, eine düstre und unheimliche Erscheinung, der der Abergläubische nicht gern an einem Kreuzweg begegnete. Und doch hatte auch dieses gespensterhafte Weib einmal in der Sehnsucht nach Liebe geglüht und sich damals so schön herausgeputzt, als sie es nur immer vermochte, aber die Männer, denen sie so freundlich zulächelte, hätten sich wohl lieber in einen Abgrund als in ihre Arme gestürzt. Nur einmal wäre sie fast an das Ziel ihres Liebeswerbens gekommen, indem ein Knechtlein, ein armer und verwachsener Mensch, der jetzt noch bettelnd in der Gegend umherstrich, über der Aussicht, in den Besitz des Häuschens, worin das Lenerl mit ihrem Vater, einem Wurzelgräber und Murmeltierjäger, wohnte, zu gelangen, bereit war, ihre Größenverhältnisse und sonstigen Eigentümlichkeiten zu vergessen und allen andern Hoffnungen zu entsagen. Er drückte also, wenn er sich zu einem Schäferstündchen einfand, beide Augen zu und versetzte sich dann in die Einbildung, die hübsche aber bettelarme Hütedirne, mit der er so gern zusammengekommen wäre, säße neben ihm und sage ihm angenehme Dinge. Aber das Lenerl mochte wohl hinter sein Geheimnis gekommen sein, und in der Wut, daß auch dieser krüppelhafte Mensch sie im Herzen verschmähe, hatte es einen Zaunstecken genommen, den ungetreuen Liebhaber über ihr spitziges Knie geworfen und ihn unter einem Hohnlachen zu seiner Liebsten, der jedoch nun alle Lust nach ihm vergangen war, zurückgesandt. Seitdem war sie für ihre Person mit der Liebe fertig gewesen, blieb jedoch auch ferner mit dem zarten Gefühl ihrer Jugend in vertraulichen Beziehungen, insofern als sie sich nun darauf warf, kräftige Tränklein zu bereiten, deren Wirkung auf laue und widerspenstige Herzen trotz der trüben Erfahrungen, die sie selber auf ihren Liebeswegen gehabt hatte, in einem unbezweifelten Rufe stand.

Dieser Zweig ihrer Tätigkeit war jedoch in Wahrheit nur ein Zweig, und zwar ein unbedeutendes Nebenästlein, das ebensogut hätte fehlen können, ohne daß dann ihr Ansehen weniger bedeutend gewesen wäre, und sie betrieb die geheimnisvolle Zauberküche wohl auch weniger wegen der damit verbundnen Einkünfte, als wegen des Einblicks, den sie dabei in mancherlei zarte Geheimnisse gewann, wegen der Wichtigkeit, die ihr dieses Wissen verlieh, und weil sie sich dabei unvermerkt an der fremden Leidenschaft ein heimliches Sinnenräuschchen antrinken konnte.

Ihr eigentlicher Beruf war, Kräuter und Wurzeln für die Apotheken zu sammeln und dazu, soviel sich die Gelegenheit bot, auch selber an Menschen und Vieh herumzupraktizieren. Sie kochte süße Kräutersäfte, bereitete Tinkturen, die wie Feuer brannten, sott die Murmeltiere, denen ihr steinalter Vater noch immer nachging, und dazu auch, was sich sonst noch an medizinischen Tieren in der Gegend vorfand. Katzen und Hunde wichen ihr als hätten sie geheime Nachrichten über ihr

Treiben empfangen, scheu und mit gesträubten Haaren aus. Sie arbeitete aber auch mit Rezepten so fein und überirdisch wie Mond- und Sonnenschein und so klar und unschuldig wie der Morgentau. Ohne Zweifel hatte sie sich schon manchem krankhaften Menschen nützlich gemacht, und ihr Ruhm war nicht unverdient, galt aber mehr in einer gewissen Entfernung, als unter ihren Dorfgenossen, die vielmehr ihre Hilfe nur im äußersten Notfall, und wenn alles andre durchprobiert war, in Anspruch nahmen und sie wohl für ein verdächtiges Höllenweib gehalten haben würden, hätte sie es nicht auch verstanden, den Ruf einer auserwählten Frömmigkeit, deren Hauptbestandteil allerdings ein dunkelglühendes Höllenfeuer war, an sich zu bringen. In Wirklichkeit hatte sie wohl keine eigentliche Religion, sondern wandelte im dunkelsten und tiefsten Aberglauben, wie sie denn auch das Schneiderhäuschen sofort bei ihrem Eintritt in einen abergläubischen Nebel hineinversetzte.

Sie stellte sich, nachdem sie den Meister abgehorcht hatte, an das Kopfende des Krankenbettes, hielt sich dort lange regungslos und sprach endlich über dem Meister, der mit weit geöffneten Augen an ihr hinaufsah, unverständliche Worte. Als die Meisterin über diesen Anblick, bei dem ihr zumute sein mochte, als stünde der Tod von Ypern an dem Bette, in ein lautes Weinen ausbrach, verbot das Weib ihr jedes laute Wesen, weil der Tod dadurch gereizt werde, den Kranken noch härter und schmerzhafter, als er es sonst in der Absicht habe, anzufassen. So legte sich denn eine Totenstille über das Gemach, die Frau wagte kaum noch aufzutreten, die Kinder saßen scheu und mit erbleichten Gesichtern in dem Winkel, wohin sie sich vor der schreckhaften Figur geflüchtet hatten, und es dauerte lange, bis sie sich wieder beruhigten. Das Lenerl hatte zuletzt noch ein Kräuterbündel unter des Meisters Kopfkissen geschoben und ihm einen bittern Tee verordnet, den er sich, wenn er wolle, mit etwas Zucker und Branntwein schmackhaft machen dürfe. Das geschah denn auch und verschaffte ihm Erleichterung, denn da er fortwährend behauptete, der Tee schmecke noch immer vor, so war die Zugabe allmählich zur Hauptsache geworden, und er lag nun die meiste Zeit über in einer Betäubung, in der er seine Schmerzen vergaß und schneller in den Tod hinüberschlummerte.

(Fortsetzung folgt)



Die zwölf Nächte

Weihnachtsgeschichte von Georg Stellanus

Wehlen — „wenn Sie auf die Bastei wollen, würde ich Ihnen als Ausgangspunkt Rathen raten, Sie können aber auch Wehlen wählen" —, also Wehlen war in Aufregung. Auf dem Wege zum Kirchhofe in der Nähe des Mergnerschen Grundstücks hatte sich ein Gespenst gezeigt. Zu wiederholten malen. Ein richtiges, mannslanges, in weißem bis über die Knie herabreichendem Hemd, mit einem Laken darüber.

August, der Mergnersche Bootsjunge, der das Gespenst gesehen hatte, wollte nicht recht mit der Sprache heraus, weil er dem Hemd und dem Laken zu einer Zeit begegnet war, wo ihn der „Alte" im Bett glaubte, eine Junge ihn aber unterwegs wußte. In Schiffer- und Fischerkreisen geht das Verliebtsein sehr früh los, und August, der erst sechzehn Lenze zählte, hatte schon seine Erlebnisse gehabt. Keine so lange Liste wie Don Giovanni — in Spanien tausend und drei —, aber immerhin der Anfang zu einer Liste, eine bescheidne Bootsjungenliste, mit der er dem nur bei vollem Sonnenlicht von der Seite sichtbaren blendend weißen Oberlippenflaum doch schon voraus war, wie das Schneeglöckchen dem Frühjahr.

Die Zeit der gesehenen und erlebten Gespenstererscheinung anzugeben, dazu war er nicht zu bringen gewesen, denn wenn er gesagt hätte, wie spät oder eigentlich wie früh es gewesen war, hätte ihm der „Alte" wegen Auslatschens eine neingelangt. Als die Klippe der genauern Zeitbestimmung mit Hilfe eines ausgesucht dummen, hoffnungsloses Nichtwissen ausdrückenden Gesichts glücklich umschifft war, ging es besser.

E Hemde hatt' es an? fragte der alte Mergner.

E Hemde un e Laken driewer.

Was hatt' es denn vor Beene?

Beene hatt' es keene.

Hier wäre dem Jungen beinahe die gefürchtete „Eene" doch noch neingeflogen, wenn er nicht zum Glücke das Zucken der Mergnerschen Hand wahrgenommen und rechtzeitig hinzugefügt hätte: De Beene konnt ich nich sehen, Meester, die sahen schwarz.

Von etwas, was man nicht hat sehen können, zu behaupten, es habe schwarz „gesehen," kennzeichnet den leichtfertigen und deshalb nicht sehr glaubwürdigen Zeugen. Aber so genau nahm es der alte Mergner nicht. Wenn das Gespenst schwarze Beine gehabt hatte, so war es entweder ein Mohren- oder ein bekleidetes weißes Fleischgespenst und kein Knochenmann gewesen. Und das war die Hauptsache, denn vor Gerippen, die im Grabe keine Ruhe fanden, fürchtete sich Vater Mergner mehr als vor andern unheimlichen Wesen.

Was tats denn? fuhr er in seinem Verhör Augusts fort.

Es schwiemelte.

Vater Mergner verstand sofort, was August meinte. Schwiemeln sollte das im Zickzack Vorwärtsstreben eines Wesens schildern, das, wie Mephisto vom Irrlicht sagt, nur ein Flackerleben führt. Eine andre Art von Schwiemeln und Verschwiemeltsein waren zwar Aufführungsweisen und Zustände, die in dem fidelen Wehlener Städtchen nicht unbekannt waren, aber der alte Mergner wußte, daß von diesem Schwiemeln, das als das Vorrecht richtiger Mannsbilder in Fleisch und Blut angesehen wurde, bei Gespenstern nicht die Rede sein konnte: das Gespenst mußte also irrlichteriert oder, wie der schiffmäßige Ausdruck war, gekreuzt haben.

Wo ist es denn hingemacht?

Bei Hodewitschens is es nein, durchs Pförtchen.

Da Hodewitschens — die Hodewitschs sind eine weitverzweigte, überaus prolefaktorisch angelegte Elbschifferfamilie — eine dralle unverheiratete, aber im heiratfähigen und heiratlustigen Alter stehende Tochter hatten, so wären einige Zweifel an der durchaus ätherischen Beschaffenheit des mit Hemd und Laken angetanen schwarzbeinigen Gespenstes nicht unerhört gewesen, aber dem alten Mergner, der sich sehr früh verheiratet und deshalb die Schule der Verliebten nur mit seiner spätern Eheliebsten unter der durchaus beifälligen und wohlwollenden Aufsicht und Beteiligung der künftigen Schwiegereltern durchgemacht hatte, fehlte es im Punkte der Verkleidungen und sonstigen Listen, zu denen ein dem Elternpaare des geliebten Wesens nicht genehmer junger Fischer notgedrungen seine Zuflucht nehmen muß, an persönlicher Erfahrung. Er hielt das Gespenst, dessen Hemd und Laken August gesehen hatte, für Wirklichkeit — eine solche war es ja auch gewesen, und zwar eine kerngesunde, halb prosaische, halb romantische —, und August, den seine Liebesabenteuer bisher nur einen beim Überklettern eines Stakets ernstlich beschädigten Hosenboden, sonst aber weder Opfer noch Metamorphosen, etwa nach Sir Johns bedauerlichem Vorgange, gekostet hatten, waren auch keine Bedenken beigegangen, sondern er schwelgte wie sein Herr und Meister in dem gruseligen Gefühle, daß es ganz in der Nähe scheeche, oder wie man in Norddeutschland sagt, spölle, und daß sich damit eine angenehm anregende Abwechslung in das graue Einerlei der letzten Tage vor Weihnachten eingeschmuggelt habe.

Denn grau war für einen Bootsjungen, der noch nirgends für voll galt, das Einerlei des Wehlener Lebens, sobald nach den ersten nebligen Herbsttagen die Fremden und die vierbeinigen Esel von der Bildfläche verschwunden waren und die eingebornen Zweibeiner ihrem Winterschlafe überlassen hatten.

Wenn nun gar aus Böhmen die ersten Treibeisschollen verschmutzt oder weiß beschneit heruntergeschwommen gekommen waren, und wenn wegen „eingetretnen Eisgangs" weder „Kaiser Wilhelm," noch „König Albert," noch sonst einer der

muntern, buntangestrichnen Dampfkähne mehr das öde Gestade durch das helle Gebimmel seines Landungsglöckchens oder durch ein berlinisches „Jott, wie winzig." belebte, wurde es in Wehlen ein bißchen sehr still, für August und seine Altersgenossen sogar viel zu still, solange der Himmel noch kein Einsehen gehabt und noch keine Eis- oder Schlittenbahn, am liebsten beides, gesandt hatte. Dann allerdings, wenn es tüchtig geschneit und gefroren hatte, sodaß man überall Schlitten und auf der zugefrornen Elbe Schlittschuh — in Wehlen sagte man Schrittschuh, weil das besser zu kratzen und zu fluschen schien — fahren konnte, hatte es keine Not mehr. Wo es sich um das Schlittschuhlaufen und den Käsehitschensport handelte, war es nicht wie in der Schenke, wo man nur geduldet war, und auf dem Tanzsaal, wo man hinter den erwachsnen Burschen zurückstehn mußte und von den Mädels nur unter der Hand als Notbehelf für einen reifern Liebhaber, mit dem sich wirklich Staat machen ließ, zugelassen wurde. Auf dem Eise und auf dem Rutschberge — in Wehlen wurde nach dem ersten Schneefall bei der Erde weg jede abschüssige Ebne, die der Käsehitsche keine ganz unüberwindlichen Hindernisse, wie Mauern oder Stakete, entgegensetzte, zum Rutschberg —, auf dem Eise und auf dem Rutschberge war der Junge, wenn er auch nur hinter der Scheune Strohzigarren rauchen konnte, und bei ihm von Schnurrbart auch mit einem Vergrößerungsglase nichts zu sehen war, unumschränkter Herr und König. Sobald das „Schindern" auf allen Straßen und unter allen Dachtraufen losgegangen war, und sich die Botenfrau mitsamt ihrem Korbe und einigen Schachteln zum erstenmal auf der spiegelglatt geschinderten Straße unsanft niedergesetzt hatte, hatte der Schul-, Boots- und Hofejungenkarneval seinen Anfang genommen, allerdings ohne Kirchengeläute und Böllerschießen, aber deswegen nicht weniger gründlich. Fußgängern, Hunden und Gänsen spielten die Schindernden mit, als wenn sie als offizielle Sturmböcke konzessioniert gewesen wären oder die Radfahrerkarte, die bekanntlich ein analoges Recht gibt, in der Tasche gehabt hätten. Ja, wenn gerade Schneebataille „gemacht" wurde, war sogar das geheiligte Haupt des Herrn Pfarrers nicht so sicher, wie der benachbarte Königstein, der bekanntlich, wie eine alte Jungfer, deshalb für uneinnehmbar gilt, weil niemand an seiner Gewinnung gelegen ist. Aber eine Schlittschuhfahrt stromaufwärts bei schöner Eisbahn nach dem am Fuße der jungfräulichen Festung schlummernden Städtchen „Quirlequitsch" ist unter allen Umständen nicht zu verachten. Wenn sich der Bootsjunge bei einer solchen Gelegenheit die eigentliche Krönung der Festfeier, wie sie für den ausgewachsnen Fischer, Schiffer, Knecht oder Steinbrecher zu einer wirklich gelungnen Eispartie gehört, nicht leisten kann und von einer fidelen Hauerei mit den Quirlequitschern oder dem aus der Festung „nach der Stadt beurlaubten" Militär Abstand nehmen muß, da ihm weder die Quirlequitscher noch die Musketiere oder Artilleristen Satisfaktion geben würden, so gibt es in Quirlequitsch Quetschen — sah man je eine feinere Alliteration? —, wo man in höllisch heißen Lokalen höllisch heißen Grog bekommt und dann mit höllischer Geschwindigkeit wieder nach Hause fährt? nein wieder nach Hause oder in die die Bahn begleitenden Schneehaufen fliegt.

Gespenstern, erwachsnen Fischer-, Schiffer-, Knechts- und Steinbrechergespenstern, die geheimnisvoll in einem Gehöfte zu verschwinden und daraus erst kurz vor Ablauf der Geisterstunde oder später wieder zum Vorschein zu kommen wünschen, ist wegen der Fährte, die kein Gespenst hinterlassen darf, und die gesunde Liebhaber um so deutlicher hinterlassen, je schwerer sie und ihre Stiefeln sind, der Schneefall leicht unerwünscht. Denn wenn der Schnee zu fallen aufhört, während sie unterwegs zum Spökeln sind, und wenn der Himmel, der wohl wußte, was er tat, als er die Kraniche des Ibykus zu Zeugen der an diesem begangnen Mordtat machte, auch später noch während der ganzen Nacht keinen Schnee sendet, der die verräterischen Spuren zudecken könnte, so weiß am nächsten Morgen ganz Wehlen, daß Nachts zuvor nicht ein wesenloses Gespenst, wie man ihm hatte glauben machen wollen, bei Uhlemanns Karline zu Besuch gewesen war, sondern Kleinpauls Wilhelm, der mit Rücksicht auf wiederholte Verhandlungen vor dem Pirnaischen Amtsgericht nicht als ätherisches Wesen gelten kann, eher als das Gegenteil.

Röberkarl, dessen Hemd und Laken August gesehen hatte, dessen „Beene" ihm aber, nicht weil Karl ein Mohr gewesen wäre, sondern weil er unter dem Spökelhemd dunkle Hosen angehabt hatte, entgangen waren, hatte ein ähnliches Geschick gehabt wie die Mörder des Ibykus. Der Himmel hatte den Wehlenern das Geheimnis seines Besuchs bei der drallen Helene Hodewitsch verraten, indem er, während

Karl im Innern des Grundstücks spökelte, Schnee gesandt hatte, über den Karl, wenn er keinen Ballon hatte oder sonst fliegen konnte, nach Ablauf der Gespensterstunde — die Franzosen, die überhaupt sparsamer sind als wir, sprechen nur von einem quart d'heure du berger — mit seinen strammen Fischerbeinen und seinen ebenso gewaltigen Fischerstiefeln auf dem Nachhausewege weggemußt hatte. Der Jurist sieht eine solche Fährte als wertvolles Material für einen Indizienbeweis an, und die alten Hodewitschens, die längst Lunte gerochen hatten und Röberkarl nicht als einen wünschenswerten Freier für ihre Tochter ansahen, weil er weder auf ein Haus noch auf einen Kahn, eine Zille, wie man in Wehlen sagt, Anwartschaft hatte, hatten Helenchen gegenüber nicht ganz ohne Berechtigung das Rauche rausgekehrt.

Was sie an dem Windhund, der kein ganzes Hemd anzuziehn habe, für einen Narren gefressen habe? hatten sie gefragt, und warum sie, statt mit diesem Süßholzraspler Narretei zu treiben, nicht lieber den Werbungen Löseremils ein williges Ohr leihe, der schon ein eignes Haus habe und von dem Bruder seiner Mutter noch oben auf dem Berge die beiden nach Rathewalde zu gelegnen Felder erben werde, die so schön seien, daß der frühere Besitzer mehrere Jahre Raps darauf gebaut habe?

Die Felder hätten sein mögen, wie sie gewollt hätten; wenn Löseremil selbst ein wenig mehr nach Helenens Geschmack gewesen wäre, hätte sie ja, da sie ein braves Mädchen und eine gute Tochter war, ihren Eltern gern den Willen getan. Aber der Gedanke, bis an ihr seliges Ende jahraus jahrein mit Löseremil, der nicht recht symmetrisch gebaut war und im Gesicht wie gebleichtes Stroh aussah, Haus zu halten, wollte ihr gar nicht in den Sinn. Da war Röberkarl doch ein andrer Kerl. Dem war sie wirklich gut, und wenn er einen bessern Ruf und ein Haus gehabt hätte, so hätte sie ihm gleich ihr Jawort gegeben. So, wo man immer allerhand von ihm hörte, und wo er nicht recht wußte, wo er eine Frau, wenn er eine bekam, hintun sollte, war sie geteilten Herzens. Sie hörte Röberkarl gern zu, wenn er ihr von seiner Liebe zu ihr erzählte, und sah ihm mit Vergnügen in die Augen, die dann besonders dunkel und zärtlich glänzten, und zog auch ihre Hand nicht weg, wenn er sie faßte: aber das rechte Vertrauen zu ihm fehlte ihr, und so gern sie mit ihm zusammen war, so sehr sein Äußeres und sein Lächeln ihrem Auge schmeichelte, so wenig konnte sie sich eine ruhige, gesicherte Zukunft mit ihm ausmalen. Ihre Bedenken waren mehr instinktiv, als auf einer klaren Überlegung begründet, und was sie von ihren Eltern und von andern über ihn hörte, trug noch mehr dazu bei, sie kopfscheu zu machen. Er konnte gut reden, und wenn er es auf ein Frauenzimmer abgesehen hatte, so war er mit seiner Beredsamkeit und seinen Vertraulichkeiten gefährlich genug, im Städtchen waren auf ihn schon zwei Mädchen reingefallen, denen er seine feurigen Schwüre ewiger Liebe nicht gehalten hatte, und die nun, wo ihr einstmaliges Verhältnis zu ihm jedermann in Wehlen bekannt war, Mühe hatten, einen ordentlichen Mann zu bekommen.

Es war schade, daß man nicht einen soliden Mann heiraten und nebenbei einen angenehmen Schwerenöter wie Röberkarl lieben konnte. Gestern, wie er beim Schein der Stallaterne mit dem Spökelhemd und dem Laken vor ihr gestanden hatte, während draußen, ohne daß er es ahnte, in schweren Flocken der Schnee fiel, der ihm den verschwiegnen Rückweg unmöglich machen mußte, war er ganz besonders dringlich und, das mußte sie sagen, recht unwiderstehlich gewesen. Aber sie hatte ihm doch nicht recht über den Weg trauen können, und da war er denn, ohne ihr Versprechen und den gewünschten Kuß erhalten zu haben, abermals unverrichteter Sache abgezogen.

Was sie schon eine Weile dunkel empfunden hatte, hatte sie gestern besonders deutlich gefühlt, daß es so zwischen ihnen nicht weiter gehn könne, und heute, nachdem man die Fährte im Schnee entdeckt hatte, hatten ihr dies ihre Eltern auch gesagt, und ihre Freundin, Minna Kegel, hatte ihr die Gefahr, in die sie sich begebe, indem sie seine heimlichen Besuche bei nächtlicher Weile empfange, recht klar gemacht.

Wenn nur nicht, da man schon Anstands halber und wegen der andern Mädchen einen Schatz haben mußte, Löseremil der gewesen wäre, auf den sie zurückfallen mußte, wenn sie sich ein für allemal von Karl trennte. Für Löseremil, das war ihr klar, konnte sie nie auch nur die mindeste Neigung empfinden, und Minna, die ein verständiges Mädchen war, hatte ihr ganz richtig gesagt, wenn es durchaus nicht Löser-

emil sein solle, und den würde sie selbst nicht nehmen, so gebe es doch noch andre, die ihr besser gefallen würden als der und vielleicht auch besser als Röberkarl. Sie solle nichts Übereiltes tun und fürs erste nur Röberkarl verabschieden: das Weitere werde sich dann im Laufe der Zeit finden. Die Fährte im Schnee, die ja recht fatal sei, weil es den Leuten zu reden geben werde, habe doch auch ihr Gutes, denn sie biete eine gute Gelegenheit, Karl zu zeigen, welchen Redereien man sich mit seinem Spökeln aussetze, und von ihm das Versprechen zu verlangen, daß er nicht mehr spökeln, noch sonst auf irgend eine Weise den Versuch machen wolle, sie heimlich aufzusuchen.

Minna hatte geglaubt, sie würde ohne jede Mühe mit Röberkarl fertig werden, aber darin hatte sie sich gründlich getäuscht. Es wäre leichter gewesen, einen mit Öl bestrichnen Aal festzuhalten, als Röberkarl etwas einzureden, was er sich nicht einreden lassen wollte. Den beiden Mädchen gegenüber, die sich in ihm geirrt hatten, hatte er nur als Don Juan gehandelt, und es war ihm dabei nur um den Spaß und das Vergnügen zu tun gewesen. Helenchen dagegen, die für Wehlener Verhältnisse ein Goldfisch war, wollte er heiraten, denn er hatte das Junggesellenleben, dem er den Staub von den Schmetterlingsflügeln ohnehin gründlich heruntergewischt hatte, satt. Die alten Hodewitschens, dachte er, sollten die Federbetten, das Küchengeschirr und die nußbaumfarbig gebeizten Möbel geben, und er, er wollte, da er wirklich nur zwei Hemden hatte, diese und den schönen Karl in die andre Schale der Ausstattungswage legen, und da würde, so schmeichelte er sich, in Helenchens Augen der schöne Karl mit Zubehör Federbetten, Küchengeräte, die nußbaumfarbig Gebeizten und sogar noch eine Kuh oder eine Ziege aufwiegen. Nicht, daß er viele und gute Gründe vorzubringen vermocht hätte, warum er fortfahren wollte zu spökeln und sich um Helenchen, die kleine feiste Amsel, zu bewerben, er ließ vielmehr, von dem Bewußtsein seiner Unwiderstehlichkeit durchdrungen, alle seine Künste los, um Minna regelrecht zu rollen, sie mit Blätterteig zu überziehen und das gelungne Backwerk mit Zimt und Zucker zu bestreuen.

Ganz konnte ihm keine widerstehn, das lag an seinen verliebten Augen, an seinem einnehmenden Lächeln und an seiner weichen Stimme. Und obendrein war er, was auch nichts verdarb, ein gutgewachsener breitschultriger Kerl mit einem von Sonne und Wind geröteten und gebräunten Gesicht, dessen Ausdruck mehr zum Herzen eines jungen Mädchens als zu dem erfahrnen Auge eines alten Heuerbases sprach. Die alten Heuerbase schienen ihn, der Himmel weiß, warum, und wo sie das helle Verständnis her hatten für das, was Röberkarl ihnen gegenüber zu verbergen bemüht war, alle zu durchschauen und hielten ihn für einen Windhund, einen Fahrtenmacher, einen Lumig, mit dem sie sich, obwohl er groß und stark und der Arbeit gewachsen war, nicht gern einlassen wollten. Und gar so unrecht hatten sie nicht, denn der schöne Karl hatte, er mochte „fahren" oder an Land sein, von einer Mitternacht zur andern nichts andres im Kopfe als Frauenzimmer, Schwieten, Grogrunden, und was sonst das Leben des jungen Schiffers mit natürlichen oder künstlichen Blumen schmückt.

Minna — wie es zugegangen war, kann ich nicht recht sagen — kam von ihrer Mission ein wenig anders zurück, als sie gegangen war, und die Wahrheit ist, daß mit Rücksicht auf Röberkarl ihre eigne Zukunft sie mit einemmal mehr beschäftigte als die Helenchens. Sie hatte sich breitschlagen lassen, nicht ganz wie es Röberkarl gemeint hatte, sondern ein bißchen anders. Einen nettern, zutulichern Kerl, dachte Minna, könnte sie nicht finden, und was ihm an Solidität fehlte, würde sie ihm in kleinen Dosen beibringen. Daß er gesiegt hatte, sah Karl an Minnas Erregung, denn für so etwas hatte er einen scharfen Blick, aber er dachte, Minna, die mit jeden fünf Minuten ihrer Besprechung weicheres Wachs in seinen Händen geworden war, würde Helenchen zu seinen Gunsten zureden, während sich Minna längst nicht mehr um Helenchens Auftrag kümmerte und sich nur überlegte, wie sie ihren Eltern zu seinen Gunsten zureden wollte. Sie ließ sich sogar, wie er sagte, weil sie so nett sei, beim Abschied einen Schmatz von ihm geben und träumte dann in der Nacht, ihre Eltern hätten ihr blau und weiß karierte Bettbezüge zur Ausstattung mitgegeben, und Karl drehe ihr die Mangel, während sie die Bettbezüge glattzustreichen bemüht war, die sich immer schief um das Mangelholz wickelten und deshalb allerhand verpönte Falten bekamen. Amor hatte zwischen den drei Spielern, Karl, Helenchen und Minna, die Karten nach seiner übermütigen Art bunt durcheinander

gemischt, und nur er, weil er ein kleiner Gott war, konnte sagen, wie das Spiel enden würde. Es macht ihm wenig Ehre, aber es ist so: Leuten von Karls Schlag ist er immer besonders gewogen und zieht für sie, sie mögen es noch so wenig verdienen, die goldnen Lose.

* * *

Bis dat qui cito dat, heißt es in Wehlen auch vom Himmel, wenn er gleich mit einemmal, und ohne sich lange zu besinnen, seinen ganzen Kältevorrat über das Tal ausschüttet; denn bei so einem plötzlichen Frost friert die Elbe glatt und spiegelblank zu, ehe die alten Schmutzbarthel, die böhmischen Eisschollen Zeit haben, heruntergeschwommen zu kommen und aus dem sich schäumenden und sträubenden Fluß einen Eissturzacker zu machen, den keines Menschen Hand auf längere Strecken durch Gießen und Abhacken zu einer auch nur halbwegs brauchbaren Schlittschuhbahn umwandeln kann. Die nächste Nacht nach dem Schneefall, der das Gespenst entlarvt hatte, und ehe man recht Zeit gehabt hatte, sich am wärmespendenden Kachelofen oder in frischer Luft auf der Türschwelle darüber schlüssig zu werden, wer Recht hatte, ob die, die noch immer an ein Gespenst glaubten, oder die, die unbesehens Röberkarl den schönen, aufregenden Spuk zuschrieben, war es mit einemmal mordskalt geworden: in den Kammern und Schlafstuben war das Wasser in den Waschbecken und in den Krügen gefroren, und an den Fenstern hatte es dicke, schwere Eisblumen gegeben; die Elbe stand, und als man sich auf ihren stahlblanken Spiegel wagte, trug sie. Das war ein Jubel! Schule war ohnehin keine, weil die Weihnachtsferien schon angefangen hatten, und das junge Mannsvolk, nach dem die Mädchen mit besonders warmer Teilnahme ausschauen, die Altersklassen von achtzehn bis mit fünfundzwanzig, war gerade jetzt, so kurz vor Weihnachten, und wo Schiffahrt, Steinbrucharbeit und Zimmermannswerk im Freien ruhten, besonders zahlreich und unternehmungslustig vertreten. Es waren sogar ein paar Pontoniere da, deren grün und rote Mützen da mit Liebe, dort mit Neid betrachtet wurden. Überall wurden die Schlittschuhe vom Boden geholt, morschgewordne Riemen wurden durch neue ersetzt, verrostete Schnallen und Eisen wurden mit Glaspapier gescheuert, und ehe die Sonne noch recht über die kleinen niedrigen Hügel, die das Tal einschließen, gestiegen war, tummelte sich jung und alt auf dem Eise. Sogar der Herr Pfarrer und der Herr Schulmeister hatten angeschnallt und sahen mit ihren langen schwarzen, im Winde flatternden Rockschößen zwischen der kleinern, buntern Jugend wie ein paar sehr unternehmende Krähen aus.

Röberkarl und seine nähern Bekannten — sie waren alle von derselben leichten, etwas verschwiemelten Sorte, obgleich keiner von den Beiden es mit der selbstbewußten Siegesgewißheit des Propheten aufnehmen konnte — hatten sofort erkannt, daß sich für den Nachmittag eine beschlittschuhte Anabasis nach dem traulichen Quirlequitsch, das in allen geographischen Leitfäden und Reisehandbüchern als an der Mündung des Bielatales liegendes Städchen Königstein erscheint, um so mehr empfehle, als der Eissport mehr als jeder andre die Gelegenheit sofort beim Schopfe ergreifen müsse und man nicht wissen könne, ob nicht schon über Nacht Tauwetter eintreten und die in einer Nacht gebaute Diamantstraße wieder ebenso schnell zu Wasser machen werde.

Quirlequitsch, um das größerer Vorsicht halber gleich von vornherein zu erwähnen, ist ein in dem Koblenz des Bielatales verpönter und, so oft er gebraucht wird, überaus mißfällig empfundner Spitzname. Wen das Fell juckt und wem es deshalb um einen tüchtigen Buckel voll Prügel zu tun ist, der braucht nur innerhalb des Weichbildes der Stadt von Quirlequitsch zu reden oder mit beiden flach gegeneinander gedrückten innern Handflächen die Pantomime des Breiquirlens auszuführen, so wird er, wenn ihm nicht als Sommergast oder als vermeintlichem Lord ausnahmsweise Schonung zuteil wird, für längere Zeit genug haben.

Wenn es doch möglich wäre, dem Leser die hahnige Haltung und die abenteuerlichen Kostüme des Röberkarlschen Streifkorps einigermaßen zu schildern. Dessen laisser-aller, dessen Mützen- und Hutformen, dessen Renommierhosen würde er vergeblich wo anders als an den Ufern der Wehle suchen. Die Nähe von Böheim macht das Auge für die sogenannten giftigen Farben und die Mestizen der Konfederatka unempfindlich, und daß vor Jahrhunderten Tschechen auf diesem heimlichen Fleckchen Erde gehaust und geherrscht haben, erkennt man noch heutigentags am

„Schmiß,“ mit dem sich der Wehlener Dandy gibt, und an den „Schlipsen,“ die er zu tragen den Mut hat, und mit denen ihn sein Pirnaer Hoflieferant in immer gesteigerter Farbenpracht versorgt. Wenn infolge einer kosmischen Katastrophe das Rezept des Regenbogens verloren ginge, am Halse des Wehlener Beau wäre es wiederzufinden. Blaue, rote und grüne „Effekte“ sind sein Steckenpferd, und die Badine schwingt kein andrer mit so verkommner Frechheit als er.

Bedarf es der Erwähnung, daß außer dem Blech, das man redete und machte, auch noch besondre zu musikalischen Kunstleistungen verwendbare Blechinstrumente mitgenommen wurden, unter denen das Waldhorn den Ehrenplatz eingenommen haben würde, wenn bei Instrumenten, die durch Mißhandlung entwürdigt werden, überhaupt noch von Ehre die Rede sein könnte?

Quirlequitsch war über den Wehlener Besuch erfreut; die Gastwirte, bei denen Röberkarl und die Seinen einzukehren gewohnt waren, gossen schnell noch etwas Sprit in ihr Bier und überzeugten sich, daß noch Rum, genug Rum im Hause war, die Fleischer-, Bäcker-, Schmiede- und Böttchergesellen prüften im Hinblick auf den Bedarf am Abend die Härte ihrer Oberarmmuskeln, indem sie sie bei zurückgehobnem Unterarm schwellen und spielen ließen, und die Haustöchter und Dienstmädchen, die wehlenophil waren, verschoben das Mangeln und Plätten auf den nächsten Tag.

Hauereien werden eigentlich immer extemporiert — oder muß man sagen improvisiert? —, wie ja auch von den Gefechten und Schlachten der jüngsten europäischen Kriege etwas ähnliches behauptet wird. Hatte einer von Röberkarls Genossen mit der Karline im blauen Affen, auf die ein blonder Böttchergeselle privilegierte Ansprüche zu haben glaubte, in zu vertraulicher Weise scharmutziert, oder hatte sich einer der Eingebornen, der natives, wie der Engländer sagt, über die Leistungen des Wehlener Blechquartetts lustig gemacht, oder war gar der Hohn- und Schlachtruf Quirlequitsch gefallen? Mit einemmal hatten in dem niedrigen, rauchverdunkelten, dichtbesetzten Lokal Tische und Stühle nur noch drei Beine, Gläser, Zylinder und Lampenglocken schwirrten in Scherben durch die Luft, ein kämpfendes Paar lag unter dem von der Wand abgerissenen Tellerbrett, und ein herkulischer Königsteiner Schmiedegeselle, der mit dem nackten linken Arm in das abgerissene Ofenrohr gefahren war und es als Schild handhabte, hatte eben mit Hilfe eines Bierglases, von dem er nur noch den Henkel mit daran gebliebnen zwei scharfen Glaszapfen in der Hand hatte, Röberkarl regelrecht erlegt. Daß dieser ausgiebig — der beleidigte Böttchergeselle sagte wie ein Schwein — blutete, hätte niemand an der Fortsetzung des Kampfes behindert, da in solchen Fällen, wie in einer schönen Tragödie, „Schluß“ erst stattfindet, wenn niemand mehr übrig ist als der Hausknecht und die Biermamsell, die einander gerettet und gerührt in die Arme sinken: nein, die Ankunft zweier Patrouillen, einer von der hohen städtischen Obrigkeit und einer zweiten von dem Festungskommando abgesandten, war es, was den Kampf unterbrach.

Als man die Scherben weggekehrt, die abgewürgten, arg bosselierten Stuhl- und Tischbeine auf einen Haufen geschichtet und die Verwundeten aufgelesen hatte, stellte sich heraus, daß Röberkarl nicht bloß mit dem einen Glaszapfen das Schädelfell arg lädiert, sondern auch mit dem andern die Oberlippe und das obere Zahnfleisch durchgeschlagen worden waren, was ja nicht viel zu bedeuten gehabt hätte, da man die Risse wieder zunähen konnte, wenn sich Karl nicht noch obendrein — wie es geschehen war, konnte er nicht angeben — entweder beim endlichen Zusammenbruch oder schon vorher beim Umwuchten des Büfetts den linken Fuß ausgerenkt hätte, was bei rasch eingetretner Verschwellung so schmerzhaft war, daß er überhaupt nicht auftreten und nur mit zusammengebissenen Zähnen eine einigermaßen würdige Haltung zur Schau tragen konnte.

Naive Leser — wenn es überhaupt denkbar wäre, daß solchen die allerdings „auf dem Familientische liegenden“ Grenzboten in die Hände kämen — könnten vielleicht glauben, daß, wie dies nach Duellen stattzufinden pflegt, zwischen den Kombattanten nur eine formelle, jeden nähern Verkehr ausschließende Waffenruhe eingetreten wäre, aber sie würden sich, wenn sie das glaubten, sehr täuschen. Wenn Wehlen und Quirlequitsch miteinander fechten, ist mit dem letzten Faustschlag sofort jede Beleidigung vergessen, jeder Zorn verraucht. Zwei freundschaftliche Croquetparteien können sich, wenn das Spiel zu Ende ist, nicht friedlicher und mehr wie ein Herz und eine Seele dem Luncheon zuwenden, als nach einer solchen Hauerei

die getrennten und mit einemmal völlig beruhigten Kämpfer den sofort gemeinsam bestellten, wie durch ein Wunder aus den Ruinen hervorsprießenden Groggläsern. Die Gerichtsämter und die städtischen Polizeibehörden sollten solche Zwischenspiele, wenn durch sie die öffentliche Ruhe und Sicherheit auf den Straßen nicht gestört und nur das Lokal devaschtiert und zum Trümmerhaufen gemacht worden ist, nicht mit Geld= und Gefängnisstrafen heimsuchen, da es sich dabei nur um einen von Zeit zu Zeit nötigen Aderlaß handelt. Freilich wollten, als die Gläser auf dem durch das Unterschieben eines Bierfasses und einer Zigarrenkiste gestützten Tisch standen, sowohl die Königsteiner wie die Wehlener gesiegt haben, aber die Verhandlung darüber, wem der Lorbeer gebührte, wurde zwar mit äußerst schnoddrigen Redensarten und vielem gegenseitigem Sichaufziehen, jedoch in allergemütlichster, kameradschaftlichster Stimmung geführt. Als man sich genügend ausgeschwitzt und ausgesprochen und wieder gestärkt hatte, und die Wehlener ans nach Hause fahren dachten — ein weiterer Vorzug einer solchen Hauerei ist der, daß sie alle Teilnehmer mit Ausnahme der Gewohnheitssäufer nüchtern macht —, boten die Königsteiner Schiffer, die alljährlich die zu Füßen der Stadt liegende Elbeisbahn gemeinsam bewirtschaften, zum Transport Röberkarls ihren besten gepolsterten Stuhlschlitten an, und die beiden beurlaubten Pontoniere, Johannes Krüger und Max Hodewitsch — der war nur ein Namensvetter, kein Verwandter von Helenchen — übernahmen, da ihnen als Mitgliedern der aktiven Armee von allen Beteiligten besondres Vertrauen geschenkt wurde, und sie auf dem Kopf Militärmützen und auf dem Leib Uniformen trugen, den Transport. Johannes Krüger, dem man eine brennende Laterne auf dem Rücken angebracht hatte, sollte als Leuchtkäfer vorausfahren, damit der Stuhlschlitten mit dem Verwundeten nicht in unpassierbare Stellen geriet, und Max Hodewitsch, der ein paar Schultern wie der heilige Christophorus und ein paar Beine wie ein Herkules hatte, versprach zu folgen und sachte und vorsichtig zu schieben. Ich will Matz heeßen, sagte er mit einem überaus wackern Leuchten aus seinen dunkelblauen Augen, wenn ich ihn nicht so dusemang heemschaffe, daß er denkt, er liegt im Bett. Das traute ihm jeder zu: er trank noch einen Grog, damit es recht boomeelig gehn sollte, und die Rückfahrt, mit Johannes Krüger und dem Stuhlschlitten an der Spitze, begann, nachdem es noch vieles und langes treuherziges Abschiednehmen zwischen den durch Wunden und Brauschen frisch zusammengekitteten Königsteiner und Wehlener Freunden gegeben hatte, schweigend und geisterhaft. Nur das Schleifen der im Takte über das Eis dahingleitenden Eisen war wie der Flügelschlag eines auf einsamer Bahn seinem Ziele zusteuernden Riesenvogels vernehmbar, und der goldne Mond spiegelte sich in der stillen kalten Nacht friedlich und hell auf der stahlblanken Eisfläche des unter ihr lautlos schlummernden Stroms.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. „Das rote Gespenst bei Licht" in Heft 48 der Grenzboten hat weithin in der deutschen Presse Beachtung gefunden, allerdings zum Teil mit einer Oberflächlichkeit, die wir im Interesse der betreffenden Zeitungen sehr bedauern. Zunächst haben die „Schlesische Zeitung" vom 28. und das „Posener Tageblatt" vom 29. November einen fast gleichlautenden Artikel über „die Sozialdemokratie in Sachsen" gebracht, der auf der Annahme fußt, daß die von uns gegebnen Zahlen, trotz der mehr als neun Millionen Wähler, sich nur auf Sachsen beziehn! Soviel Kenntnis der deutschen Landeskunde sollte doch sowohl in Breslau als in Posen vorhanden sein, daß man dort nicht dem Königreich Sachsen mit seinen viereinhalb Millionen Einwohnern neun Millionen Wähler zuschreibt! Im Königreich sind 750798 giltige Stimmen abgegeben worden, davon 441764 für die Sozialdemokratie, so daß der Überschuß der nicht sozialdemokratischen Stimmen für Sachsen 309034 beträgt, während der Mehrzuwachs an sozialdemokratischen

Stimmen für das ganze Reich, nicht für Sachsen, wie die beiden Blätter annehmen, auf 64496 Stimmen berechnet ist. Das „Posener Tageblatt“ und die „Schlesische Zeitung“ schreiben aber: Für Sachsen verbleiben als Vermehrung der Sozialdemokratie netto 64496 Stimmen! Die „Schlesische Zeitung“ kommt sogar am 1. Dezember noch einmal an der Hand von Zitaten aus der „Deutschen Tageszeitung“ und den „Hamburger Nachrichten“ auf dieses angebliche „Wachstum der Sozialdemokratie im Königreich Sachsen“ zurück.

Nun kommt eine Reihe andrer Blätter, die unsre Arbeit, wenn sie sie überhaupt genauer gelesen, jedenfalls völlig mißverstanden haben. Zu ihnen gehört das „Leipziger Tageblatt,“ das von Rechenkunststücken, einem künstlichen Sandhaufen usw. schreibt.

Hier sind gar keine Kunststücke, sondern die nackten amtlichen Zahlen, die für sich selbst sprechen. Es war auch durchaus nicht unsre Art, „eine so ernste Sache mit Rechenkunststücken abzutun.“ Wir hielten es aber für geboten, den überlaut verkündeten Wahlsieg der Sozialdemokraten, der namentlich im Auslande sehr ernst genommen wurde, auf seinen wahren innern Wert zurückzuführen. Das war auch wohl der Zweck jener reichsstatistischen Veröffentlichung.

Die Sozialdemokratie hat bekanntlich einen scheinbaren Zuwachs von rund 903000 Stimmen zu verzeichnen und hat wegen dieser Zahl die Trompete so laut geblasen, daß alle Welt darüber in Schrecken geraten ist, als ob die Mauern von Jericho zum zweitenmal umfallen sollten. Eine Wahlzahl muß man sich aber immer genauer ansehen und sie auf ihre chemische Zusammensetzung prüfen. Der also verkündete Zuwachs war bei den Wahlen von 1898 schon zu einem Drittel vorhanden, nur wurde damals nicht, wie diesesmal am 16. Juni, der letzte Mann durch Parteibefehl aufgeboten. In diesen 903000 Stimmen steckt also:

1. der Zuwachs an Wählern auf dem Wege der Volksvermehrung,
2. der Zuwachs infolge verminderter Wahlenthaltung,
3. der Zuwachs infolge der Wahlzelleneinrichtung,
4. der Zuwachs infolge der von sechs bis sieben Uhr verlängerten Wahlzeit,
5. der Zuwachs aus andern Parteien.

Diese fünf Umstände begründen den Zuwachs von 903000 Stimmen, von denen wir die zu 1. auf 540000, zu 2. und 4. auf 300000 Stimmen angegeben haben (S. 534), und wir werden abwarten, ob das „Leipziger Tageblatt“ uns das Gegenteil nachweist.

Wir kommen nun zu den konservativen Kritikern, von denen sich das „Deutsche Tageblatt“ am eingehendsten mit dem „roten Gespenst“ beschäftigt hat. Es erachtet die Aufstellung als irreführend und meint, „nicht auf die absoluten, sondern auf die relativen Zahlen komme es an.“ Ganz richtig, das ist auch unsre Meinung. Nur zieht das „Deutsche Tageblatt“ eine irrige Schlußfolgerung, indem es schreibt: „Wenn man die Vermehrung der sozialdemokratischen und der nichtsozialdemokratischen Stimmen miteinander vergleicht, so ergibt sich, daß die sozialdemokratischen Stimmen um 43 Prozent ihres frühern Bestandes zugenommen haben, während diese Zunahme bei den nichtsozialdemokratischen Parteien nur 15 Prozent betrug.“ — Das wäre allerdings eine ungeheuerliche Lage. Nun steht aber zum Glück fest, daß das Plus von 903000 Stimmen höchstens zu zwei Dritteln einen Zuwachs bedeutet, weil davon 300000 Stimmen auf die diesesmal verminderte Wahlenthaltung, d. h. auf solche Sozialdemokraten fallen, die im Jahre 1898, wo die Parteiparole noch keinen Zwang vorschrieb, wegen absoluter Aussichtslosigkeit eines sozialdemokratischen Kandidaten bei der Hauptwahl nicht gestimmt haben. Damit würden die 43 Prozent schon unter 30 Prozent sinken. So kann aber überhaupt nicht gerechnet werden. Es kommt doch darauf an, festzustellen, wie groß der Anteil der Sozialdemokratie an der deutschen Wähler-

schaft tatsächlich ist. Dazu muß man auch die Zahl der Wahlberechtigten in Betracht ziehn. Das Ergebnis ist nach den amtlichen Zahlen folgendes:

	Wahlberechtigte	giltige Stimmen	davon Sozialdemokraten	Prozent
1898	11441034	7752693	2107076	27,2
1903	12531248	9495587	3010771	31,7

Also 1903 mehr: 4,5 Prozent.

Rechnet man zu den Sozialdemokraten von 1898 mit	2107076
1. 10 Prozent Wahlenthaltungen als Minimum (Tod, Krankheit, Abwesenheit)	210707
2. Von dem damaligen Mehr an Wahlenthaltungen gegen 1903 . . .	300000
so kommt man für 1898 auf eine Parteistärke von	2617783

gleich 22,88 Prozent der damaligen Wählerschaft.

Für 1903 stellt sich das Verhältnis wie folgt:

Sozialdemokratische Stimmen	3010771
Als Minimum (Tod, Krankheit, Abwesenheit) 10 Prozent Wahlenthaltungen	301077
Zusammen als Parteistärke	3311848

gleich 26,45 Prozent der diesmaligen Wählerschaft.

Dies ergibt einen Stimmenzuwachs von . . . 26,45
— 22,88
3,57 Prozent in der Wählerschaft.

Nicht mathematisch festzustellen ist der Anteil, den die Sozialdemokratie über 10 Prozent hinaus an den 2997454 diesmaligen Wahlenthaltungen, sowie über 10 Prozent + 300000 hinaus an denen von 1898 hat. — Rechnet man 10 Prozent Enthaltungen für alle Parteien als dauernde Minimalenthaltung, so bleiben darüber hinaus rund 2 Millionen unter alle Parteien zu verteilen. Davon die Hälfte auf die Sozialdemokraten bei den diesmaligen Wahlen zu verrechnen, wäre wohl entschieden zu hoch gegriffen; nimmt man 700000, so wäre der Anteil der Sozialdemokratie an der Wählerschaft rund 4 Millionen, etwas mehr als $33^{1}/_{3}$ Prozent.

In der Bevölkerung, nicht in der Wählerschaft, ist die Partei natürlich noch weit stärker, weil der sozialdemokratische Nachwuchs dazukommt, der das 25. Lebensjahr noch nicht erreicht hat, und dessen Prozentsatz allerdings von Jahr zu Jahr stärker zu werden droht.

Das ist die vom „Deutschen Tageblatt" und auch von den „Hamburger Nachrichten" gewünschte „Verhältniszahl." Sie ist ja auch noch immer bedauerlich groß genug, aber doch noch nicht so, daß für die Sozialdemokraten, wie die „Hamburger Nachrichten" meinen, der Augenblick nicht mehr fern ist, wo sie die Mehrheit im Reichstage erreicht haben werden. Die Sache ist hinreichend ernst, daß man ihr ohne Rechenkunststücke fest ins Gesicht sehen soll, aber andrerseits besteht doch die Pflicht, die anscheinend so beunruhigende Zahl nach ihrem wirklichen Wert zu bemessen. Tun die andern Parteien in Zukunft mehr ihre Wahlschuldigkeit, so ist die Gefahr noch mit gutem Erfolg zu bekämpfen. Freilich dürfen sie sich einem Gegner gegenüber, der jederzeit in mobilem und kriegsbereitem Zustand ist, nicht darauf einlassen, ihre Mobilmachung erst beim Beginn der Schlacht anzufangen. Dann würden sie selbstverständlich zu spät kommen. Auch für die Wahlschlacht ist „bereit sein — alles." Das sollte man endlich von einem Feinde lernen, der alle von der Gesetzgebung geschaffnen oder ermöglichten sozialpolitischen Organisationen und Einrichtungen rücksichtslos, rastlos und mit großer Voraussicht in den Dienst seiner Sache stellt. Dagegen hat es keinen Sinn, sowohl vor dem Auslande als vor der eignen Wählerschaft die Zahl dieser „feindlichen Armee im Lande" stärker hinzustellen, als sie tatsächlich ist, damit dient man doch nur dem Gegner! Auch nach Entlarvung der sozialdemokratischen Flunkerei bleibt an bitterer Wahrheit immer noch genug übrig. Discite moniti!



Berichtigung. In Heft 49 (S. 659) ist der Kohlenverbrauch in der Industrie, in der Küstenfahrt und im Haushalt für Großbritannien und Irland mit jährlich 155000 Tons angegeben. Das war ein Druckfehler. Es muß, wie sich aus den sonst noch mitgeteilten Zahlen ergibt, 150000000 Tons heißen.

Nach der Eröffnung des neuen Reichstags. Die wirtschaftspolitischen Fragen — wozu auch die sozialpolitischen zum guten Teil gehören — stehn im Vordergrunde des allgemeinen Interesses. Wie sie bei den letzten Wahlen zum Reichstag den Ausschlag gegeben haben, so werden sie auch bei den Beratungen und den Beschlüssen dieses Parlaments die Hauptrolle spielen, und wir sehen deshalb mit einer gewissen Sorge in die Zukunft. Es kann nicht bestritten werden, daß man aus den Parteiverhältnissen des neuen Reichstags eine unerwünschte Einseitigkeit in der Behandlung der Wirtschaftspolitik befürchten muß, die durch das Anwachsen der Zahl und des Selbstbewußtseins der Sozialdemokraten wesentlich verschärft zu werden droht, denn die Herren Genossen sind am wenigsten geeignet und imstande, reaktionären Übergriffen der rechtsstehenden Parteien den Wind aus den Segeln zu nehmen. Wer in der Weiterentwicklung unsrer Wirtschafts- und Sozialpolitik in liberaler Richtung — das Wort ohne Rücksicht auf heutige Parteifirmen, im alten, wohlberechtigten Sinne verstanden, den alle verstehn, wenn sie ihn zu verstehn auch bestreiten — das rechte Ziel sieht, der wird sich sagen müssen, daß sich für die nächste Zukunft seine Hoffnung mehr als je allein auf das Verhalten der verbündeten Regierungen und der obersten Stelle stützen kann, die in der Thronrede am 3. Dezember zum Reichstag und zum Volk gesprochen hat. Die wirtschafts- und sozialpolitische Bedeutung dieser Thronrede soll unter Berücksichtigung des bald darauf bekannt gewordnen Inhalts einiger wichtiger einschlägiger Regierungsvorlagen auch an dieser Stelle kurz registriert werden.

Mit Recht ist an erster Stelle in der Thronrede die Reichsfinanzreform genannt. Das Bedürfnis einer bessern Ordnung der Reichsfinanzen — heißt es in ihr — und des finanziellen Verhältnisses zwischen dem Reich und den Einzelstaaten habe sich immer mehr geltend gemacht. Wenn auch eine „durchgreifende organische Reform" zurzeit noch nicht erfolgen könne, so solle sie doch „einstweilen durch Beseitigung der bestehenden größten Mißstände wenigstens angebahnt werden." Dadurch ist Zweck und Sinn des schon dem Reichstage vorgelegten „Entwurfs eines Gesetzes betreffend Änderungen im Finanzwesen des Reichs" scharf begrenzt. Die Verabschiedung der Vorlage wird voraussichtlich glatt vor sich gehn, ihre Bedeutung soll in Verbindung mit der Frage der durchgreifenden organischen Reichsfinanzreform, die zweifellos auch noch diesen Reichstag beschäftigen wird, im nächsten Heft der Grenzboten ausführlicher, als hier möglich ist, besprochen werden.

Von hoher rein wirtschaftspolitischer Bedeutung ist ferner die Ankündigung der Börsengesetzreform in der Thronrede. Es wird beklagt, daß unter dem Schutz einzelner Bestimmungen des Börsengesetzes vom 22. Juni 1896 „sich Mißbräuche herausgebildet haben, die Treu und Glauben verletzen und hierdurch den volkswirtschaftlich berechtigten und notwendigen Börsenverkehr empfindlich schädigen." Um diese Erscheinungen zu beseitigen, werde eine Änderung dieser Bestimmungen zur Beratung gestellt. Ferner solle versucht werden, durch eine Änderung der Reichsstempelgesetzgebung berechtigten Interessen des Börsenverkehrs entgegenzukommen. Daß damit eine Milderung der gehässigen Schärfe des ab irato von der Reichstagsmehrheit formulierten Gesetzes von 1896 beabsichtigt ist, muß dankbar anerkannt werden, obgleich auch hier nicht entfernt von einer dauernd befriedigenden Abstellung der tendenziösen Chikanen, denen der Börsenverkehr seit 1896 unterworfen ist, die Rede sein kann. Die in Heft 48 (S. 589) ausgesprochne Ansicht, die zu erwartende Regierungsvorlage werde wohl weniger

dem Reformbedürfnis selbst als dem entsprechen, was von diesem Reichstag vielleicht erreicht werden könne, scheint sich zu bestätigen. Aber konnte das sogenannte „mobile Kapital“ jetzt von der Regierung mehr erwarten? Nur ein völliger Narr könnte verlangen, daß die Regierung um das bißchen Börsenregister und um den Terminhandel in Industrieaktien u. dergl. einen parlamentarischen Konflikt heraufbeschwören sollte. Obgleich sich die Herren vom „mobilen Kapital“ und von der Börse — wunderbar genug! — der Bundesgenossenschaft der Sozialdemokraten auch in dieser Frage für sicher halten dürfen, werden sie gut tun, ernstlich an eine loyale und sachliche Unterstützung der Regierungsvorlage — so wenig sie bringt — gegen den vielstimmigen Ruf nach Verschärfung der Chikanen zu denken, an dem es nicht fehlen wird. Sie werden ihrer Sache dabei am besten dienen, wenn sie endlich den Unfug an der Börse nicht mehr wie bisher wegzuleugnen oder zu beschönigen für die einzig mögliche Taktik halten, sondern der Regierung und der Nation die Überzeugung beibringen, daß sie sogar im Börsenverkehr auch noch andre Grundsätze hochgehalten wissen wollen als die nackte, rücksichtslose Gewinnsucht oder das „enrichissez vous.“ Die Herren Bankiers haben viel zu lange geglaubt, mit ihren alten ausgefallnen Ladenhütern ihre Verteidigung führen zu können. Heute ists mit deren Zugkraft endgiltig vorbei.

Von dringender praktischer Wichtigkeit erscheint die glatte Erledigung des von der Thronrede kurz angekündigten und schon in einem Gesetzentwurf vorgeschlagnen Handelsprovisoriums mit England. Der Gesetzentwurf lautet: „Der Bundesrat wird ermächtigt, den Angehörigen und den Erzeugnissen des Vereinigten Königreichs von Großbritannien und Irland, sowie den Angehörigen und den Erzeugnissen britischer Kolonien und auswärtigen Besitzungen bis auf weiteres diejenigen Vorteile einzuräumen, die seitens des Reichs den Angehörigen oder den Erzeugnissen des meistbegünstigten*) Landes gewährt werden. Dieses Gesetz tritt mit dem 1. Januar 1904 in Kraft.“ Auch diesem ganz selbstverständlichen und unabweisbaren Verlangen der Regierung wird wohl von agrarischer und alldeutscher Seite mit den bekannten abgedroschnen Vorwürfen entgegengetreten werden. Natürlich ohne Erfolg und ohne die leiseste Andeutung, wie es von einer pflichtbewußten, für leichtfertig heraufbeschwornes Unheil verantwortlichen Regierung anders gemacht werden könnte. Denn das Verlangen, jetzt einen Zollkrieg schärfster Form mit dem britischen Reich vom Zaun zu brechen, ist einfach Unsinn. Chamberlains Geschäfte wollen die agrarischen und die alldeutschen Heißsporne doch nicht besorgen oder vom Grafen Bülow besorgt wissen. Aber die Redereien von der Rückgratlosigkeit der deutschen Regierung gegen die britische Politik sind auch ohne diese böse Absicht schon unstaatsmännisch und unpatriotisch genug. Die Reichstagsmehrheit hat allen Grund, sie sich endlich ganz energisch zu verbitten, wenn schon leider die Parteien ihre Presse nicht von derlei Taktlosigkeiten zurückzuhalten vermag. Daß über den guten oder den schlechten Fortgang der Handelsvertragsverhandlungen die Thronrede gar nichts sagt, ist in der Presse viel besprochen worden. Es ist eben vorläufig offenbar nichts rechtes zu sagen gewesen. Daß diesesmal die Handelsverträge nicht im Handumdrehen fertig sein würden, konnte sich jeder an den Fingern abzählen, der es weiß, wie viele schwer miteinander verträgliche Interessen berücksichtigt werden sollen. Die Regierung wird sich hüten, etwas übers Knie zu brechen, und sie hat auch nicht den geringsten Grund dazu, dem Auslande gegenüber ganz gewiß nicht, und den Agrariern gegenüber, die lieber heute als morgen die höhern Zölle oder wohl gar den Zollkrieg haben möchten, erst recht nicht. Hoffentlich werden die Herren die bekannte Interpellation über das Inkrafttreten des neuen Zolltarifs nicht im Reichstag wiederholen, sie könnten damit nur einen noch unangenehmern, weil weniger formellen, Abfall erleben, als im preußischen Abgeordnetenhause. In der Thronrede ist bei Berührung der sozialpolitischen Lage zutreffend ausgesprochen, die verbündeten Regierungen gäben sich der Hoffnung hin, in allen Kreisen volles Verständnis dafür zu finden, „daß durch das schnelle Anwachsen unsrer Bevölkerung und durch die allgemeine Entwicklung unsrer Erwerbsverhältnisse die Tätigkeit der Regierungen

*) Der Gesetzentwurf sagt: „meistbegünstigsten,“ wozu ein Berliner Blatt nicht mit Unrecht bemerkt, daß „Wustmanns Sprachdummheiten“ auf den Regierungsschreibtischen ganz am Platze wären.

und die Opferfreudigkeit des deutschen Volkes noch vor große Aufgaben gestellt sind, wenn wir den Aufgaben steigender Kultur gerecht werden sollen." Das trifft auf die Handelsvertragspolitik zu.

Unser Geburtenüberschuß scheint neuerdings in raschem Steigen zu sein; er beläuft sich für 1902 schon auf 900000, also 100000 mehr als die vielgenannten 800000. Das mahnt gebieterisch, unsre Erwerbssphäre durch eine liberale Handelspolitik mit Verträgen auszudehnen, statt sie im einseitigen und dazu recht fragwürdigen Interesse der Landwirtschaft immer mehr einzuengen. Oder sollen wir es etwa gar nur noch mit der imperialistischen Handelspolitik, mit weiterm Kolonialerwerb und Eroberungskriegen versuchen? Es darf von dem ruhigen Blick und dem Patriotismusgrade der Parteien auf der Rechten sicher erwartet werden, daß sie sich dieser Aufgabe der verbündeten Regierungen, auch wenn es Opferwilligkeit voraussetzt, nicht länger verschließen werden.

Den soeben mitgeteilten Worten schickt die Thronrede folgende voraus: „Die sozialpolitische Gesetzgebung auf den in frühern Kundgebungen vorgezeichneten Grundlagen fortzuführen, den Bedürftigen erweiterte Fürsorge, den Schwachen erhöhten Schutz zu gewähren, sind die verbündeten Regierungen — unbeirrt durch politische Strömungen — fest entschlossen." Wenn es nicht eine so überaus ernste Seite hätte, so wäre es zum lachen, mit welcher Berserkerwut Blätter einer bekannten Richtung sich beeilt haben, über diese Behandlung der Sozialpolitik herzufallen. Charakterisiert wird diese Richtung und ihre Kampfart am besten durch folgende Auslassung der „Hamburger Nachrichten": „Zum entschiedensten Widerspruch nötigt uns die Erklärung der Thronrede, daß die sozialpolitische Gesetzgebung, wie wir sie in den letzten Jahren gehabt haben, unbeirrt durch politische Strömungen fortgesetzt werden soll. Wir halten es für nutzlos, der Regierung weitere Vorstellungen über die Gefährlichkeit ihres Tuns zu machen; sie will nicht hören, weil sie sonst gegen die Sozialdemokratie kämpfen müßte, und das will und darf sie nicht, weil Attentate oder dergleichen befürchtet werden. Nur weiter so: quem deus perdere vult, prius dementat." Die Herren dieser Richtung kennen also das Wort: quem deus perdere vult, prius dementat. Wir haben ihnen weiter nichts zu sagen: Dementati sunt!

Über die Sozialpolitik der nächsten Zukunft und die nach der entgegengesetzten Seite liegenden Illusionen der Herren v. Berlepsch, Rottenburg und Genossen wird demnächst an andrer Stelle ausführlicher gesprochen werden.

Arbeitlosigkeit und Arbeitlosenversicherung. Gott sei Dank scheint die Krisis, die unsre Industrie 1900 nach dem beispiellosen Aufschwung seit 1895 heimgesucht hat, ohne eine ernsthaftere Katastrophe des Arbeitsmarkts überwunden zu sein. Die Nachrichten vom Arbeitsmarkt, die wir seit dem Frühjahr 1903 auf Grund der amtlichen Arbeitsmarktstatistik gebracht haben, zeigten, daß sich eine ununterbrochne Besserung vollzogen hat, und wenn auch der Winter, wie immer, in einer Reihe von Gewerbzweigen Einschränkungen der Gelegenheit zu Arbeit mit sich bringen wird, so ist doch auch in ihm ein außergewöhnlicher Grad der Arbeitlosigkeit kaum zu erwarten. Trotzdem beschäftigt das Problem der Bekämpfung der Arbeitlosigkeit mit Recht fortdauernd alle Menschenfreunde und Sozialpolitiker, namentlich soweit sie an der Reichs-, Staats- und Gemeindeverwaltung beteiligt sind. Die dabei auftauchenden Projekte und Bestrebungen sind freilich, wenn sie auch alle Gutes wollen, von sehr verschiednem Wert, und je länger und je eifriger sie diskutiert werden, um so mehr drängt sich dem unbefangnen, auf das Praktische gerichteten Beurteiler die Notwendigkeit auf, statt Zeit und Mühe mit doktrinärem Experimentieren zu verlieren, erreichbaren Zielen auf sichern Wegen zuzustreben. Wenn wir dazu zunächst den Ausbau des Arbeitnachweises und der Arbeitsmarktstatistik durch das Reich und die Staaten auf der Grundlage von Ort und Gemeinde rechnen, so werden wir wohl wenig Widerspruch finden. Schon mehr, wenn wir den noch vor einem Jahr allgemeinen Ruf nach Notstandsarbeiten als verkehrt zurückweisen, und vollends, wenn wir raten, das Projekt der sogenannten Arbeitlosenversicherung von Reichs, Staats oder Gemeinde wegen endlich als ein unklares und unfruchtbares Bemühen ad acta zu legen.

In der Überzeugung von der Unfruchtbarkeit dieses Projekts hat ein uns

von befreundeter Seite zur Verfügung gestelltes, im Druck erschienenes Gutachten noch mehr bestärkt, das im Auftrage des Magistrats von München ein offenbar vom wärmsten Interesse für den Gegenstand beseelter Statistiker, Dr. Karl Singer, über die Schaffung eines Gemeindefonds zur Förderung der Arbeitlosenversicherung verfaßt hat, und dessen Inhalt es verdient, einem weitern Kreise von Interessenten bekannt zu werden.

Vor allem ist für die Beurteilung des Projekts die Erörterung des Verfassers über das Versicherungstechnische wichtig, das dabei in Frage kommt. Die am tiefsten gehenden Unterschiede einer Arbeitlosenversicherung gegenüber der Kranken-, Invaliden- und Lebensversicherung sieht er in folgenden Umständen: den Gefahren der Krankheit, der Invalidität, des Betriebsunfalls, des Todes sei mit gewissen Abstufungen nach Alter, Beruf usw. jeder Arbeiter ausgesetzt, wobei der individuelle Wille völlig zurücktrete. Bestimmte und in der Hauptsache sich gleichbleibende Erfahrungen böten bei diesen vier Gefahren den Anhalt für die Wahrscheinlichkeit des Eintritts bestimmter Ereignisse und danach für die Bestimmung der Prämientarife und der Beiträge. Die Gefahr der Arbeitlosigkeit dagegen sei nicht nur nach Alter und Beruf, körperlichen und geistigen Fähigkeiten individuell verschieden, sondern hänge zum Teil auch von dem persönlichen Willen, von Jahreszeiten und Witterungsverhältnissen, von Technik, Konjunktur und Mode ab. Die Aufstellung von allgemeinen, rechtlich bindenden, bestimmte Anwartschaften gewährenden Prämientarifen müsse also hier viel größere — der Verfasser hätte ruhig sagen können: unüberwindliche — Schwierigkeiten bieten, auch wenn, wie bisher meist geschehn wäre, die Versicherung nur auf kurze Zeiträume erfolge. Eine Arbeitlosenversicherung auf kurze Zeiträume habe aber bei fakultativem Beitritt den großen Nachteil, daß nur „die ungünstigsten Risiken beiträten,“ die bei der Lebensversicherung zum Beispiel von vornherein ausgeschlossen würden. Der Zwangsbeitritt der großen Mehrzahl der arbeitstüchtigen — der Verfasser hätte hier vielleicht hinzufügen können: und arbeitswilligen — Arbeiterschaft, die innerhalb kurzer Frist, vom Saisongewerbe abgesehen, voraussichtlich nicht betroffen würden, hätte diese Arbeiterschaft selbst mit Recht fast einmütig verworfen. Der Eintritt von Krankheit, Invalidität, Unfall und Tod und damit die Grundlage für die Ansprüche aus der Versicherung lasse sich in der Regel mit praktisch hinreichender Sicherheit feststellen. Dagegen fehlten für den Eintritt und besonders für die Fortdauer der Arbeitlosigkeit die äußern Kriterien, die einer Behörde eine sichere Beurteilung des einzelnen Falls ermöglichten. Trotz der Versuche mit „Wiederholung des täglichen Appells“ seien Täuschungen sehr häufig. Die größte Schwierigkeit der allgemeinen Arbeitlosenversicherung auf längere Zeitdauer, die auch die tüchtigen Arbeiter einbegreifen könnte, sieht der Verfasser aber darin, daß, während bei Krankheit, Invalidität, Unfall und Tod die Wahrscheinlichkeit des Eintritts ungünstiger Ereignisse durch die Fortschritte innerhalb einer Nation allmählich vermindert oder hinausgeschoben würden, die Wahrscheinlichkeit des Eintritts umfassender Arbeitlosigkeit in einem längern Zeitraum nicht allein von der Tätigkeit der eignen Nation, sondern von dem Verhältnis der Bevölkerungszahl zu den Erwerbtätigkeiten, dem Verhältnis der eignen zur fremden Erwerbtätigkeit usw. abhänge. Jeder Anhalt für die Beurteilung der Stärke und der Dauer einer zukünftigen allgemeinen Arbeitlosigkeit fehlte aber, und damit fehlten auch „alle Grundlagen für die Berechnung der notwendigen Reserven.“

Nach diesen Erörterungen kann es fast überraschen, daß der Verfasser schließlich meint, es könne also für jetzt eine Arbeitlosenversicherung, falls sie diese Bezeichnung solle beanspruchen dürfen, nur innerhalb ganz genau abgesteckter Grenzen nach Beruf und Zeit in Betracht kommen. Wir meinen, von einer von Reichs, Staats oder Gemeinde wegen durchgeführten und gewährleisteten Arbeitlosenversicherung, die diese Bezeichnung verdient, kann danach wohl überhaupt nicht die Rede sein.

Daran wird auch durch die Empfehlung, die der Verfasser — nachdem er alle übrigen Versuche ablehnend kritisiert hat — dem in Gent gemachten Versuch, oder wie er sagt: dem „Genter gemischten Zuschußsystem in Anlehnung an die Arbeiterberufsverbände mit der Förderung des Sparfonds“ zuteil werden läßt, wenig geändert. In Gent sind die Arbeiter nicht ganz zur Hälfte „organisiert,“ und zwar in „Syndikaten,“ die verschiednen Parteirichtungen angehören und meist

auch für Arbeitlosenunterstützungen, wenn auch mit „minimalen Leistungen“ sorgen. Die Gemeindeverwaltung hat sich nun entschlossen, den Gewerkschaften auf Zeit Subventionen zuzusichern, um ihre Arbeitlosenunterstützung zu erhöhen. Um aber die nicht organisierten Arbeiter nicht leer ausgehn zu lassen, ist eine besondre Sparkasse errichtet, an der sie sich mit Einlagen bis zu fünfzig Franken beteiligen, und aus der sie „nur im Falle erklärter Arbeitslosigkeit“ bis sechs Franken für die Woche abheben können. Dieser Sparkasse solle grundsätzlich dieselbe Subvention gewährt werden wie den Syndikaten. Der Erfolg ist allerdings eine starke Entwicklung der Arbeitlosenversicherung der Gewerkschaften gewesen, während die Einrichtung der Sparfonds überhaupt kaum ins Leben getreten ist. Dem der Unterstützung bedürftigsten Teil der Arbeiterschaft wird damit gar nicht geholfen, und wir vermögen das „Genter System“ auf keinen Fall als einen Weg anzuerkennen, auf dem durch die Reichsgesetzgebung zu einer Arbeitlosenversicherung, die eine solche wirklich wäre, gelangt werden könnte. Es gibt eben keinen Weg zu diesem illusorischen Ziel, es sei denn, man begnüge sich damit: ut aliquid fieri videatur. Und das würde mehr schaden, als es nützte.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

Alle für die Grenzboten bestimmten Aufsätze und Zuschriften wolle man an den Verleger persönlich richten (J. Grunow, Firma: Fr. Wilh. Grunow, Inselstraße 20).
Die Manuskripte werden deutlich und sauber und nur auf die eine Seite des Papiers geschrieben mit breitem Rande erbeten.



Die Grenzboten

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

Jährlich 52 Hefte

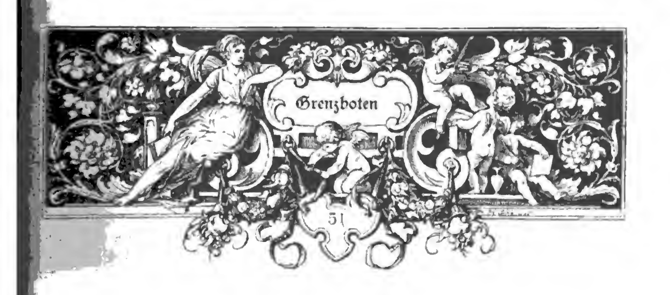
62. Jahrgang

Nr. 51

Ausgegeben am 17. Dezember 1903

Inhalt:

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig



Zur Reichsfinanzreform

Die Thronrede, mit der am 3. Dezember der Reichstag eröffnet wurde, sagte über die Reichsfinanzreform: „Das Bedürfnis einer bessern Ordnung der Reichsfinanzen und des finanziellen Verhältnisses zwischen dem Reiche und den Einzelstaaten hat sich immer mehr geltend gemacht. Wenn auch eine durchgreifende organische Reform zurzeit noch nicht erfolgen kann, so soll sie doch einstweilen durch Beseitigung der bestehenden größten Übelstände wenigstens angebahnt werden. Zu diesem Zwecke wird dem Reichstag ein Gesetzentwurf, betreffend die anderweite Ordnung des Finanzwesens des Reichs, zugehn.“ Dieser Gesetzentwurf ist dem Reichstage schon zugegangen.

Paragraph 1 des Gesetzentwurfs hat folgenden Wortlaut:

Die Vorschriften über die Überweisung eines Teils des Ertrags der Zölle und der Tabaksteuer, dann des Ertrags der Stempelabgaben an die Bundesstaaten (§ 8 des durch die Bekanntmachung vom 24. Mai 1885, Reichsgesetzbl. S. 111, veröffentlichten Zolltarifgesetzes, § 55 des durch Bekanntmachung vom 14. Juni 1900, Reichsgesetzbl. S. 275, veröffentlichten Reichsstempelgesetzes) sowie die Bestimmung § 2 des Gesetzes, betreffend Verwendung von Mehrerträgen der Reichseinnahmen und Überweisungssteuern zur Schuldentilgung, vom 28. März 1903 (Reichsgesetzbl. S. 109), werden aufgehoben.

Die hohe Bedeutung dieses Paragraphen liegt in der durch ihn beabsichtigten Aufhebung der Franckensteinschen Klausel — wonach bisher die Erträge der Zölle, der Tabaksteuer, der Stempelabgaben und der Branntweinverbrauchsabgabe nebst Zuschlag, soweit er 130000000 Mark übersteigt, den Bundesstaaten überwiesen wird —, was die Zölle, die Tabaksteuer und die Stempelabgaben betrifft, während die Branntweinverbrauchsabgabe nebst Zuschlag fernerhin ganz den Bundesstaaten überwiesen werden soll. Die Überweisungen auf Grund der Franckensteinschen Klausel beliefen sich im Etatsjahr 1880/81 auf 38,2 Millionen, im Rechnungsjahr 1903 werden sie voraussichtlich 542 Millionen ausmachen, und für 1904 sind sie auf 553,9 Millionen berechnet. Der Ertrag der Branntweinverbrauchsabgabe ist dabei für das Rechnungsjahr 1904 mit 106 Millionen angenommen. Daraus geht die kalkulatorische Tragweite des Entwurfs ohne weiteres hervor. — Die in Paragraph 1 des Entwurfs außerdem ausgesprochne Aufhebung von Paragraph 2 des Gesetzes betreffend Verwendung von Mehrerträgen der Reichs-

einnahmen und Überweisungssteuern zur Schuldentilgung vom 26. März 1903 ergibt sich, wie die Begründung sagt, als Konsequenz die Einschränkung der Franckensteinschen Klausel auf die Branntweinverbrauchsabgabe, da danach nicht mehr darauf gerechnet werden könne, daß die rechnungsmäßigen Überweisungen das Etatssoll noch wesentlich übersteigen werden.

In Paragraph 2 des Entwurfs wird für den Artikel 70 der Verfassung folgende wesentlich veränderte Fassung vorgeschlagen:

Artikel 70. Zur Bestreitung aller gemeinschaftlichen ordentlichen Ausgaben dienen zunächst die aus den Zöllen und gemeinsamen Steuern, aus dem Eisenbahn-, Post- und Telegraphenwesen sowie aus den übrigen Verwaltungszweigen fließenden gemeinschaftlichen Einnahmen. Insoweit die Ausgaben durch diese Einnahmen nicht gedeckt werden, sind sie, solange die erforderlichen Deckungsmittel nicht auf andre Weise, insbesondre durch Einführung weiterer Reichssteuern beschafft werden, durch Beiträge der einzelnen Bundesstaaten nach Maßgabe ihrer Bevölkerung aufzubringen, welche in Höhe des budgetmäßigen Betrags durch den Reichskanzler ausgeschrieben werden. Insoweit diese Beiträge in den Überweisungen keine Deckung finden, sind sie den Bundesstaaten am Jahresschluß in dem Maße zu erstatten, als die übrigen ordentlichen Einnahmen des Reichs dessen Bedarf übersteigen.

Etwaige Überschüsse aus den Vorjahren dienen, insoweit durch das Gesetz über den Reichshaushaltsetat nicht ein andres bestimmt wird, zur Deckung gemeinschaftlicher außerordentlicher Ausgaben.

Für die Beurteilung der materiellen Bedeutung des Gesetzentwurfs ist die Hauptsache der Verzicht auf alle Vorschläge zur Erhöhung der Reichseinnahmen, d. h. neuer Steuerprojekte, die bei den frühern Versuchen einer Reichsfinanzreform gerade die Hauptsache waren. In der Tat hat auch der Entwurf mehr einen formellen Wert, der aber durch den Zweck, die fast ganz verloren gegangne Klarheit und Durchsichtigkeit im Reichshaushalt zu schaffen, sehr groß wird. Es ist das der erste Schritt dazu, die materielle Reichsfinanzreform „anzubahnen." In diesem Sinne wird man es auch verstehn müssen, wenn die Begründung es an der neuen Vorlage lobt, daß sie die unleugbar vorhandnen Übelstände „an der Wurzel fasse" und sie von dort aus zu heilen suche, während die frühern Entwürfe sich mehr zur Aufgabe gestellt hätten, die nachteiligen Folgen tiefer liegender Ursachen möglichst aufzuheben. Die Begründung erkennt allerdings auch an, daß es nahe gelegen habe, auch diese Reformvorlage mit Steuervorschlägen zu verknüpfen. Bei der augenblicklich noch bestehenden Ungewißheit, ob und welche Mehrerträge von dem neuen Zolltarif zur Herstellung des Gleichgewichts zwischen Einnahmen und Ausgaben im Reichshaushalt erwartet werden könnten, sei es angemessener erschienen, davon abzusehen. Zur Beurteilung des zu erwartenden materiellen Effekts der Vorlage ist es ferner von Wert, was die Denkschrift zur Begründung des dem Reichstag zugleich zugegangnen Etatsgesetzentwurfs für das Rechnungsjahr 1904 über die tatsächliche Lage der Reichsfinanzen ausführt, wie sie auch nach Annahme des Finanzreformentwurfs, dessen Inkrafttreten zum 1. April 1904 vorgesehen ist, im wesentlichen fortbestehen wird. Schon in den Jahren 1902 und 1903 hatten sich die Bundesstaaten außerstande erklärt, eine höhere Summe als je rund 24 Millionen an „ungedeckten" Matrikularbeiträgen zu tragen. Werde berücksichtigt, daß die Bundesstaaten in den Jahren 1899 bis 1903

einschließlich dem Reich schon über 95½ Millionen an ungedeckten Matrikularbeiträgen zugeführt hätten, und daß sich die Schwere einer solchen Leistung um so drückender fühlbar mache, je länger sie Jahr für Jahr an die Bundesstaaten herantrete, so ergäbe sich ohne weiteres, daß insbesondre die finanziell Schwächern unter ihnen in eine ungemein schwierige und bedenkliche Lage geraten müßten, wenn ihnen für 1904 höhere Beträge als in den Jahren vorher aufgebürdet würden. Daraus folge, „daß das Reich ohne eine Besserung in seinen Einnahmen seine steigenden Bedürfnisse nicht bestreiten könne, und daß bis dahin zur Herstellung des Gleichgewichts zwischen Ausgaben und Einnahmen nochmals auf die Anleihe zurückgegriffen werden müsse, so unerwünscht eine solche Maßnahme auch vom Standpunkt einer gesunden Finanzwirtschaft sei." — Vermag an dieser im höchsten Grade ungesunden Lage das Inkrafttreten des vorgeschlagnen Reformgesetzes so gut wie nichts zu ändern, so ist doch auch schon jetzt die Möglichkeit ins Auge zu fassen, daß auch durch das Inkrafttreten des neuen Zolltarifs an ihr wenig oder nichts geändert wird. Auf einen großen Teil der Mehrerträge aus dem neuen Zolltarif hat das Tarifgesetz selbst schon für die Witwen- und Waisenversicherung Beschlag gelegt, und auf den mehr als problematischen Rest der überhaupt problematischen Mehrerträge darf man sich bei so fatalen Mißständen, wie sie bestehn, nicht verlassen. Der Wert der „Zusage" von Paragraph 3 des Entwurfs für die Finanzen der Einzelstaaten wird dadurch recht eng begrenzt, wenn eben nicht neue eigne Einnahmequellen für das Reich erschlossen oder wesentliche Einschränkung der Ausgaben in Aussicht genommen werden.

Gegenwärtig lautet dieser Artikel wie folgt: „Zur Bestreitung aller gemeinschaftlichen Ausgaben dienen zunächst die etwaigen Überschüsse der Vorjahre, sowie die aus den Zöllen, den gemeinschaftlichen Verbrauchssteuern und aus dem Post- und Telegraphenwesen fließenden Einnahmen. Insoweit dieselben durch diese Einnahmen nicht gedeckt werden, sind sie, solange Reichssteuern nicht eingeführt sind, durch Beiträge der einzelnen Bundesstaaten nach Maßgabe ihrer Bevölkerung aufzubringen, welche bis zur Höhe des budgetmäßigen Betrags durch den Reichskanzler ausgeschrieben werden."

Die Veränderungen sind in der Tat wesentlich, wie der Leser sofort beim Vergleich des Wortlauts der alten und der neuen Fassung erkennen muß. Es werden sich wohl daraus auch für die spätere „durchgreifende organische" Finanzreform einige Konsequenzen ergeben, auch wo die Abänderungen zunächst nur als rein redaktionelle Verbesserungen der bisherigen Fassung erscheinen. Ihre Erörterung würde hier zu weit führen. Von unmittelbar praktischer Wichtigkeit ist die veränderte Behandlung der „Überschüsse aus den Vorjahren." Sie sollen künftig nicht mehr als „ordentliche" Deckungsmittel behandelt, sondern dem „außerordentlichen" Etat zugeführt werden, wo sie, wie die Begründung hervorhebt, zur Verminderung des Anleihebedarfs oder zur Schuldentilgung zu verwenden wären, soweit im Etatsgesetz nicht anders bestimmt wird. Um die wirksame Anwendung der neuen Bestimmungen auch verfassungsmäßig zu sichern, soll — nach der Begründung — zugleich durch die weitere Änderung des Artikels 70 außer Zweifel gestellt werden, „daß die Bundesstaaten eine Erstattung der über den rechnungsmäßigen Bedarf

geleisteten Matrikularbeiträge nur insoweit beanspruchen können, als sie die Mittel zur Leistung dieser Beiträge aus ihrem eignen Haushalt geschöpft und nicht in der Form von Überweisungen vom Reiche selbst empfangen haben."

Paragraph 3 des Entwurfs lautet:

Der budgetmäßige Betrag der von den Bundesstaaten aufzubringenden Matrikularbeiträge soll in der Regel den Betrag der von ihnen in den fünf Vorjahren durchschnittlich empfangnen Überweisungen nicht übersteigen.

Die Begründung bemerkt zu diesem Paragraphen im besondern folgendes: Er gebe eine „Direktive für die Aufstellung und Finanzierung der künftigen Reichsetats," und zwar in einer Art, die der verfassungsmäßigen aushilfsweisen Belastung der Bundesstaaten mit Matrikularbeiträgen durch das Etatsgesetz auch für die Folge in keiner Weise vorgreife. Daß nach dem Inkrafttreten des neuen Gesetzes unter den „Überweisungen" nur noch die Erträge der Branntweinverbrauchsabgabe samt Zuschlag zu verstehen seien, werde einer besondern Hervorhebung kaum bedürfen. — Die Matrikularbeiträge sollen also nicht abgeschafft werden, und ihre Beschränkung auf die Höhe der Erträge der Branntweinverbrauchsabgabe — nach dem Etatsvoranschlag für 1904 auf 106 Millionen — soll nur die „Regel" sein, von der im Notfall abgewichen werden kann. Die allgemeine Begründung äußert sich noch ausführlicher über diese in Paragraph 3 des Gesetzentwurfs den Einzelstaaten gegebne „Zusage," die sie um so mehr „erwarten" dürften, als ihnen der Gesetzentwurf durch die Einschränkung der Franckensteinschen Klausel ein gesetzlich zustehendes Recht und zugleich die Aussicht entziehe, für die in den letzten Jahren geleisteten Zubußen in spätern Mehrüberweisungen wiederum einen Ersatz zu erlangen. Diese Zubußen, d. h. das Mehr der Matrikularbeiträge über die Überweisung, sind für die Zeit von 1899 bis zu dem Etatsjahr 1904 einschließlich mit 120 Millionen berechnet, wobei aber durch Zuschußanleihen — eine solche ist auch für 1904 in Aussicht genommen — den Einzelstaaten ein großer Teil ihrer verfassungsmäßigen Beitragspflicht erspart worden ist.

Es ist bemerkenswert, daß in den Besprechungen des neuen Entwurfs in der Presse der verschiedensten Parteien Vorwürfe über Mangel an Sparsamkeit in der Vergangenheit gegen Bundesrat und Reichstag und natürlich auch gegen die Vertreter der Reichsregierung erhoben werden und für die Zukunft die größte Sparsamkeit verlangt wird. Man kann fast in Versuchung kommen, das für communis opinio und für unbestreitbare Wahrheit zu halten. Bei gewissenhafter Prüfung scheint aber dieser Vorwurf wie dieses Verlangen von recht zweifelhafter Berechtigung zu sein. Die für die Reichfinanzen ausschlaggebenden Ausgaben liegen auf dem Gebiet der Landesverteidigung. Daß hier verschwenderisch gewirtschaftet worden sei, muß in der Hauptsache entschieden bestritten werden — mögen einzelne Ausgaben auch hinterher vielleicht als zu reichlich bemessen erscheinen können —, und von nennenswerten Einschränkungen für diesen Zweck kann in Zukunft nach Lage der politischen Verhältnisse ganz gewiß nicht die Rede sein, nicht einmal wenn man alle imperialistischen Abenteuer weit von sich weist und nur die Landesverteidigung im richtigen Sinne des Worts ins Auge faßt. Die neuen Ausgaben sozialpolitischer Natur mögen ebenso außer

Betracht bleiben wie viele andre zum Teil sehr dringende Mehraufwendungen von kleinerm Betrage. Es kann hier nicht ausführlich auf diese Frage eingegangen werden, aber ernstlich muß davor gewarnt werden, die Möglichkeit und die Notwendigkeit weitgehender Sparsamkeit zur fable convenue werden zu lassen. Sowohl der vorläufige Finanzreformplan als auch der endgiltige würden sonst wahrscheinlich erschwert und geschädigt werden. Und wenn gespart werden soll und kann, so wird man weniger Schulden machen und trotzdem höhere Einnahmen brauchen. Die Reform, um die es sich handelt, liegt auf der Einnahmeseite, auf der die Anleihen natürlich abgesetzt werden müssen, wenn man ein richtiges Bild von Soll und Haben gewinnen will.

Im übrigen wird man der Erledigung des Gesetzentwurfs im Reichstage trotz aller vorläufigen Kritik der letzten Tage wohl günstige Auspizien stellen dürfen. Der Druck, den die Ära der ungedeckten Matrikularbeiträge auf die Finanzen der Einzelstaaten ausübt, macht sogar in partikularistischen Kreisen die Reform willkommen, und die Ära der Zuschußanleihen tut das Weitere. Sollten später auch nur vorübergehend einige Mehreinnahmen aus dem neuen Zolltarif diesen Druck mildern, so könnte sehr leicht die Hauptsache der vorläufigen Reform, das ist die Aufhebung der Franckensteinschen Klausel, und damit zugleich die Hauptsache für die Anbahnung der endgiltigen Reform auf viel größere Schwierigkeiten stoßen. Der Vorwurf, daß der Entwurf das Budgetrecht des Reichstags beeinträchtigen könne, ist schon deshalb hinfällig, weil schon bisher die Ausschreibung der Matrikularbeiträge ohne besondern Beschluß des Reichstags durch den Reichskanzler erfolgt ist. Darauf kommt es an, und daran soll nichts geändert werden. So muß man nicht nur wünschen, sondern man darf auch hoffen, daß der Gesetzentwurf zur Verabschiedung gelangt, und damit die Lösung der großen Frage der Reichsfinanzreform auch gesetzlich eingeleitet wird. Sollte freilich das Inkrafttreten des jetzt vorgeschlagnen Reformgesetzes dahin führen, daß man die Hände wieder in den Schoß legte, daß man mit ungedeckten Matrikularbeiträgen weiter zu wursteln versuchte, dann wäre die Annahme des Entwurfs ein Unglück. Das aber scheint nach der ganzen Lage der Sache und den ausdrücklichen Erklärungen der Regierung ausgeschlossen zu sein.

Aus dem Gesagten folgt die Berechtigung der nachstehenden Betrachtungen über die endgiltige, die „durchgreifende organische" Reichsfinanzreform, die nach wie vor die Hauptsache bleibt, von selbst. Sie können natürlich nicht den Anspruch auf Erschöpfung der Frage erheben, aber sie wollen auf einige wichtige Punkte die Aufmerksamkeit lenken, über die Klarheit zu schaffen gar nicht zeitig genug versucht werden kann. Mit veranlaßt sind sie durch die treffliche Behandlung der Frage, die ein bewährter theoretischer und praktischer Sachverständiger, der frühere Oberbürgermeister von Leipzig, Geheimrat Dr. Otto Georgi, in einem noch vor der Veröffentlichung des Gesetzentwurfs erschienenen Buche*) über den Staatshaushalt des Königreichs Sachsen der Reichsfinanzreform gewidmet hat. Auf seine Ansichten muß zunächst etwas näher eingegangen werden.

Natürlich legt der Verfasser großes Gewicht auf den Wortlaut des Ar-

*) Leipzig, Duncker und Humblot.

tikels 70 der Reichsverfassung, der oben mitgeteilt ist, aber wie wir sahen, zum Teil wesentlich verändert werden soll.

Mit Recht rückt er dabei den sich daraus ergebenden, übrigens auch im Entwurf gewahrten, „in doppelter Beziehung subsidiären" Charakter der Beiträge der Bundesstaaten stark in den Vordergrund: „sie dürfen nur ausgeschrieben werden, insoweit die gemeinschaftlichen Ausgaben nicht durch die gemeinschaftlichen Einnahmen gedeckt werden, und nur solange Reichssteuern nicht eingeführt sind." Dieser subsidiäre Charakter sei durch die Franckensteinsche Klausel vollständig in das Gegenteil verwandelt worden, „wonach vom jährlichen Ertrage der Zölle und der Tabaksteuer nur der feste Betrag von 130000000 Mark dem Reiche verbleibt, der Überschuß aber den Einzelstaaten überwiesen wird, und zwar nach Maßgabe des Maßstabes für die Aufbringung der Matrikularbeiträge, also nach der Kopfzahl der Bevölkerung." Dadurch seien die Matrikularbeiträge nicht nur zur „ordentlichen" sondern sogar zur „unentbehrlichen" Einrichtung des Reichshaushalts gemacht worden. Die übeln Folgen, die diese Einrichtung für die Einzelstaaten durch das starke Schwanken im Verhältnis der Beiträge zu den Überweisungen — trotz der an sich beträchtlichen Summen, die ihnen in den zwanzig Jahren von 1880/81 bis 1898/99 an Überschüssen der Überweisungen über die Beiträge zugeflossen sind — gehabt haben, sind bekannt; sie geben den Hauptgrund ab für die Dringlichkeit, mit der jetzt die Reichsfinanzreform gefordert wird. Georgi gelangt aus der ganzen Rechts- und Sachlage zu dem Schluß: „Jede Reichsfinanzreform hat daher bei der clausula Franckenstein einzusetzen," und zwar ist ihm dabei der „Verzicht" auf die Klausel und die Überweisungen tatsächlich die conditio sine qua non der endgiltigen Reichsfinanzreform überhaupt. Es scheint ihm kein Zeitpunkt geeigneter zu sein, „einen solchen Verzicht auszusprechen," als der jetzt gegebne, wo faktisch das Reich Kostgänger der Einzelstaaten geworden sei.

Nachdem er so den Verzicht auf die Überweisungen, d. h. die Aufhebung der Franckensteinschen Klausel, als Voraussetzung der Reichsfinanzreform festgelegt hat, geht der Verfasser mit den Matrikularbeiträgen mit berechtigter Schärfe ins Gericht. Ihnen haften, sagt er, die beiden Kardinalfehler an, erstens daß sie nach der Kopfzahl repartiert werden, und zweitens daß sie zum ganz mechanischen Rechenexempel geworden sind. Der erste Fehler und seine allen Grundsätzen einer gerechten und auf die Dauer erträglichen Finanzpolitik widersprechenden Wirkungen sind so oft gerügt worden, daß ein weiteres Eingehn darauf hier überflüssig ist. Leider wird die Lex Stengel daran vorläufig nichts ändern. Den zweiten Fehler charakterisiert der Verfasser in der Hauptsache mit dem Satze: „Die Organe des Reichs wälzen ihre Verantwortlichkeit auf die Einzelstaaten ab und überlassen es diesen, zu sehen, wie sie fertig werden." Um ihn zu vermeiden, wäre nach seiner Ansicht nötig, daß die Matrikularbeiträge nur auf besondern Beschluß von Bundesrat und Reichstag erhoben würden. Der Verfasser scheint danach unter den „Organen des Reichs," die ihre Verantwortlichkeit auf die Einzelstaaten in nicht zu billigender Weise abwälzen, den Bundesrat und den Reichstag nicht zu verstehn. Wegen des „ersten Kardinalfehlers" — der Umlage der Beiträge nach der Kopfzahl auf

die einzelnen Staaten — weist Georgi auf die Bestimmung der eidgenössischen Bundesverfassung hin, wonach die subsidiär zur Deckung der Bundesausgaben vorgesehenen Kantonalbeiträge nach der Leistungsfähigkeit der einzelnen Kantone in acht Klassen — mit zehn Rappen auf den Kopf bei Uri beginnend bis neunzig Rappen bei Basel-Stadt — umgelegt werden sollen. An eine solche Einschätzung der Leistungsfähigkeit der Einzelstaaten könne jedoch in Deutschland nicht wohl gedacht werden, und darum werde ein legislatorischer Ausbau der Matrikularbeiträge aus dem Problem der Reichsfinanzreform ausscheiden und damit — sollten nicht die alten Mißstände fortdauern — das Institut der Matrikularbeiträge überhaupt aus der Reichsverfassung verschwinden müssen. Wie sei das aber möglich?

Die Beantwortung dieser Frage, bemerkt Georgi, werde gewöhnlich verquickt mit der Frage, ob direkte oder indirekte Steuer, und es würden ihr dadurch nicht geringe Schwierigkeiten bereitet. Aber um die Stellung der Frage: ob direkte oder indirekte Steuern, kommt auch er nicht herum, und er beantwortet sie unsers Erachtens im wesentlichen richtig. Zunächst hat er Recht, von vornherein zu betonen, daß in Artikel 70 der Reichsverfassung mit dem Ausdruck: solange „Reichssteuern" nicht eingeführt sind, nur an „direkte" Steuern gedacht sein kann; das ergebe sich aus dem Gegensatz zu „Verbrauchssteuern" im ersten Satz des Artikels 70 und aus seiner ganzen Entstehungsgeschichte. Nach der im Entwurf der Regierung vorgeschlagnen neuen Fassung des Artikels 70 wird die Lage allerdings anders beurteilt werden können.

Sehr mit Recht will er ferner die Frage: Soll die augenblickliche Notlage durch Zölle oder durch indirekte Abgaben gehoben werden? von der Frage getrennt wissen: Soll auch die Sicherung der Zukunft auf dem Wege der indirekten Besteuerung gesucht werden? Die erste Frage wird mit der an sich unanfechtbaren Bemerkung etwas kurz erledigt, daß in dem Augenblicke, wo eine Belastung notwendiger Nahrungsmittel durch Zölle im Werke sei, die Einführung andrer indirekter Abgaben absolut ausgeschlossen erscheine, und bei der zweiten Frage führt die Erwägung, daß sich jede indirekte Steuer als unzureichend erweisen könne, die Ausgaben zu decken, den Verfasser zu dem Verlangen, einen „beweglichen Faktor" zu schaffen, der den Ausgleich biete. Daß dieser bewegliche Faktor in Zuschlägen zu den indirekten Steuern und Zöllen gewonnen werden könne, glaubt Georgi — obgleich er die Erhöhung gewisser Verbrauchssteuern, wie z. B. der Tabaksteuer, für sehr erwägenswert hält — entschieden verneinen zu müssen, insoweit man damit die Matrikularbeiträge aus der Welt schaffen zu können glaube und zugleich einen Verzicht auf direkte Reichssteuern aussprechen wolle. Ein Reich wie das Deutsche könne sich nicht in die Zwangslage bringen, nur auf indirekte Abgaben oder Anleihen verwiesen zu sein. Würden direkte Reichssteuern eingeführt, so müßten nach der Reichsverfassung die Matrikularbeiträge verschwinden, und wolle man zu einer Abschaffung der Matrikularbeiträge kommen, so müsse man der Ausgestaltung einer direkten Reichssteuer ins Gesicht sehen. Die Forderung einer „direkten Reichssteuer" also ist das Ergebnis der bisherigen Ausführungen Georgis. Das ist vorläufig festzuhalten.

An eine solche direkte Reichssteuer stellt er aber nun folgende zwei Anforderungen: sie müsse erstens so beschaffen sein, daß sie nur subsidiär eintreten könne, und sie müsse zweitens einheitlich für das ganze Reich sein. Die erste Anforderung ergebe sich schon aus dem Artikel 70 von selbst, seine entsprechende Abänderung aber sei ausgeschlossen. — Das wird auch durch den neuen Gesetzentwurf nicht dementiert. — Damit falle aber auch die Forderung nach einer Reichserbschaftssteuer, denn es sei bei einer solchen nicht möglich, den budgetmäßigen Bedarf abzumessen, und ebensowenig, in einem Jahre, wenn der Bedarf vorliege, eine Erbschaftssteuer zu erheben, in einem andern, wo kein Bedarf sei, sie unerhoben zu lassen. — Es wäre sehr gut, wenn dieser Einwand endlich gehörig berücksichtigt würde. Das Schwärmen für die Reichserbschaftssteuer droht die ganze Reichsfinanzreform zu stören. — Es würden also nur Einkommensteuer, Grundsteuer, Rentensteuer und dergleichen in Betracht kommen, und da die erste zugleich die beweglichste sei, würde man sich wohl für diese zu entscheiden haben. Also eine Reichseinkommensteuer. Die zweite Forderung — die der Gleichmäßigkeit für das ganze Reich — folgt für den Verfasser aus dem Prinzip der Gerechtigkeit. Es sei ganz undenkbar, daß ein Bürger des Reichs (Georgi sagt: Bundes) nach dem Landesgesetz, ein andrer nach jenem herangezogen werde, und es sei auch absolut ausgeschlossen, daß die Einzelstaaten ihr Steuersystem so uniform einrichteten, daß sie darauf hin Zuschläge für das Reich erheben könnten. Die Voraussetzungen einer „direkten Reichsbesteuerung" faßt er danach in folgenden Sätzen zusammen: „Also das Reich müßte sich entschließen, ein eignes Reichseinkommensteuergesetz zu erlassen, das so beweglich zu gestalten wäre, daß nur dann und nur so weit eine solche Steuer zur Erhebung gelangte, als die Ausgaben die gemeinschaftlichen Einnahmen übersteigen. Und wenn auch die untern Organe der Steuererhebung vielleicht aus den Landes- und Gemeindebeamten gewonnen werden könnten, obere Organe, die eine gleichmäßige, gerechte Durchführung im Reiche gewährleisteten, müßte das Reich auch haben, wie die Vereinigten Staaten von Nordamerika sie besitzen."

Und zum Schluß spricht der Verfasser sich noch folgendermaßen aus. Man werde zugeben müssen, daß diese Voraussetzungen schwer zu erfüllen wären, aber die Übelstände der heutigen Lage seien so groß und schädlich, daß man doch an die Lösung der Frage werde gehn müssen. Diese müsse aber eine „rechtliche," nicht „bloß eine tatsächliche" sein. Es dürfte erwartet und gehofft werden, daß mit dem Recht zur Erhebung direkter Steuern noch nicht die Erhebung tatsächlich verbunden sei, sondern daß die Entwicklung der Dinge bei uns ebenso sein werde, wie in den Vereinigten Staaten und in der Schweiz, daß man nämlich von diesem Recht nur einen äußerst sparsamen und vorsichtigen Gebrauch machen werde. Das werde für die Bundesleitung wie für den Reichstag ein sehr wünschenswertes Korrektiv der Finanzpolitik sein. Man werde bereitwilliger sein, die Quellen indirekter Besteuerung nutzbarer zu machen, die eine solche schärfere Heranziehung vertragen, wie der Tabak, man werde aber auch vorsichtiger sein, Ausgaben zu machen, die eine Erhebung direkter Reichssteuern notwendig machten.

Soweit Georgi. Wenn auch seine Ausführungen der wiederholt in den Grenz-

boten eingenommnen Stellung zu der Frage der „durchgreifend organischen“ Reichssteuerreform im ganzen entsprechen, und ihnen nur die weiteste Beherzigung gewünscht werden kann, so scheinen doch einige Bemerkungen zu des Verfassers Gedankengang hier am Platze. Zunächst eine Bemerkung zu einer beiläufigen Polemik Georgis gegen die Grenzboten. Er schreibt einem Artikel in Heft 7 von 1903 die Forderung zu, daß die Einzelstaaten ihr Steuersystem so uniform einrichten sollten, daß darauf Zuschläge für das Reich erhoben werden könnten, was er, wie oben schon mitgeteilt worden ist, für absolut ausgeschlossen erklärt, und fügt dann folgende Sätze hinzu: „So sehr man auch auf Kirchturmpolitik, jämmerliche Kleinstaaterei usw. schimpfen mag, es hat noch kein Bundesstaat unternommen, der Landesgesetzgebung in bezug auf innere Besteuerung bindende Normen vorzuschreiben, und es wäre in der Tat ein Eingriff der bedenklichsten Art, wenn er dies tun wollte. ... Mit einer freiwilligen Gleichmäßigkeit aber, selbst wenn eine solche zustande kommen sollte, könnte der Gesetzgeber im Reiche gar nichts anfangen, denn wer bürgt dem Reiche dafür, daß diese Gleichmäßigkeit erhalten bleibt? Und selbst gleichmäßige Gesetze, würden dieselben nicht in verschiednen Ländern verschieden wirken?“ Wer das liest, muß es so verstehn, als ob die Grenzboten über Kirchturmpolitik und jämmerliche Kleinstaaterei „geschimpft“ — um Georgis Ausdruck zu brauchen — hätten, weil das Reich der Landesgesetzgebung in bezug auf innere Besteuerung nicht bindende Formen vorschreibe. Dem gegenüber sei es erlaubt, die Grenzbotenleser an das, was in Heft 7 von 1903 (S. 391) wirklich gesagt worden ist, zu erinnern. Dort heißt es ausdrücklich: „Um einen Eingriff des Reichs in die Finanzhoheit der Bundesstaaten handelt es sich bei dem, was verlangt werden muß, ganz und gar nicht. Durch ein Reichsgesetz den Einzelstaaten vorzuschreiben, wie sie ihre Steuerverfassung einrichten sollen, ist nach der Verfassung unmöglich. Aber daß die im Reich nun doch einmal zu einer sehr weitgehenden gemeinsamen Finanzwirtschaft vereinigten Bundesstaaten dieser Tatsache zum Besten auch ihrer eignen Finanzen Rechnung tragen und sich untereinander und mit dem Reich über das notwendig herbeizuführende Maß der Staatssteuerreform verständigen, kann doch verlangt werden, kann doch auch von dem empfindlichsten partikularistischen Gewissen nicht als eine Schande, nicht als ein tadelnswertes Preisgeben berechtigter Stammeseigentümlichkeiten empfunden werden. Stecken wir denn immer noch so ganz und gar in der jämmerlichen Kleinstaaterei des achtzehnten Jahrhunderts drin, die wirklich eine Schande und eine Schmach für das deutsche Volk war?“ Auch nicht ein Wort ist darin zu viel gesagt, und zwar gerade dann, wenn man sich Georgis Forderung einer Reichseinkommensteuer ganz zu eigen macht. Ganz Recht hat er, wenn er sagt: „Und selbst gleichmäßige Gesetze (der Einzelstaaten), würden dieselben nicht in verschiednen Ländern verschieden wirken?“ Das gilt aber erst recht für ein vom Reich erlassenes und durchgeführtes einheitliches Reichseinkommensteuergesetz. Es müßte gerade durch seine Einheitlichkeit die Reichsbürger in den verschiednen Bundesstaaten wegen der so ganz verschiednen, zum Teil unvollkommnen und unbilligen Staatssteuerverfassungen verschieden und deshalb ungerecht belasten. So weit hat der bayrische Staatsrechtslehrer Max von Seydel von seinem föderalistischen Stand-

punkt aus Recht, wenn er — was in Heft 48 der Grenzboten von 1902, die Georgi nicht gelesen zu haben scheint, hervorgehoben ist — die Befugnis des Reichs, für seine Zwecke auch direkte Steuern zu erheben, zwar anerkennt, aber seine Anwendung rechtlich und wirtschaftlich für nicht unbedenklich erklärt, denn die Erhebung direkter Reichssteuern enthalte einen „bedeutenden Eingriff in die innere Verwaltung und insbesondre in den Haushalt der Bundesstaaten.“ Auf diesem Wege könne in mittelbarer Weise das ganze Steuersystem des Staats vom Reiche beeinflußt werden, und es setze eigentlich eine direkte Reichssteuer — wenn sie eine bedeutende sein und nicht wirtschaftlich nachteilige Folgen erzeugen solle — eine gleichmäßige Ordnung des Steuersystems in allen Bundesstaaten voraus. Noch schärfer äußert sich Köppe in seinem von Georgi wiederholt zitierten Buche: „Die Reichsfinanzreform.“ Er erklärt — wie gleichfalls in Heft 48 der Grenzboten von 1902 mitgeteilt worden ist — die Einführung direkter Reichssteuern für ein aussichtsloses Projekt, worauf die Einzelstaaten nicht eingehn könnten, „ohne eins der wesentlichsten ihnen verbliebnen Souveränitätsrechte, das Finanzhoheitsrecht, zum Opfer zu bringen.“ Dieses „nahezu selbstmörderische Opfer“ komme für sie absolut nicht in Frage. Auch das von Miquel seinerzeit im Reichstage gestreifte Projekt, die direkte Besteuerung zwar nicht formell zur Reichssache zu machen, sondern nur eine einheitliche Kodifizierung der sämtlichen direkten Besteuerungen auf dem Wege der Reichsgesetzgebung herbeizuführen und auf Grund dieser Vereinheitlichung die Matrikularbeiträge durch kontingentierte Zuschläge zu den solchergestalt gleichartig gemachten direkten Landessteuern zu ersetzen, erklärt Köppe (1902) als ganz unverträglich mit dem „unbeschränkten finanziellen Selbstbestimmungsrecht, das staatlicherseits — namentlich besonders nachdrücklich kürzlich vom bayrischen Finanzminister — für die Einzelstaaten als unbedingte Notwendigkeit gefordert worden“ sei. Die neuste Zeit hat noch weitere Äußerungen von amtlichen Stellen in diesem Sinne gebracht.

Erspart der Georgische Vorschlag den Einzelstaaten sicher nicht die in den Grenzboten (Heft 7 von 1903) geforderte Verständigung untereinander und mit dem Reich über das notwendige Maß der Steuerreform, so ergibt sich doch aus diesen Zitaten auch — wenn man es nicht sonst schon wußte —, daß seiner Verwirklichung der „föderalistische Zug,“ wie Köppe sagt, der seit 1880 das Reich beherrscht, unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenzusetzen geneigt und geeignet ist. Ohne offnen, energischen, zähen Kampf gegen die Übermacht dieses „Zuges“ ist jede Hoffnung auf das Zustandekommen eines Reichseinkommensteuergesetzes, wie wir es brauchen, das namentlich die Matrikularbeiträge verschwinden machen kann und doch auch wachsenden Ansprüchen des Reichs genügt, eitel.

Und nur ein solches Reichseinkommensteuergesetz kann doch auch Georgi wollen — trotz der oben mitgeteilten Schlußsätze seiner Abhandlung, wo er erwartet und hofft, daß mit dem Rechte zur Erhebung direkter Reichssteuern noch nicht die Erhebung tatsächlich verbunden sein werde. Daß die Einnahmen des Reichs durch die erhöhten Schutzzölle des neuen Tarifs nach der Beschlagnahme eines großen Teils der Mehrerträge für großangelegte neue Sozial-

reformen wesentlich größer werden, ist kaum anzunehmen. Der Wegfall der Überweisungen würde wett gemacht durch dieses Verschwinden der Matrikularbeiträge. Die Erbschaftsteuer ist für das Reich nicht brauchbar. Das Terrain der indirekten Steuern ist abgegrast, wenn auch die Zigarren — deren Verbrauch eingeschränkt werden sollte — immer noch ein erkleckliches Sümmchen mehr als heute abwerfen könnten. Das Kraut werden sie auf die Dauer nicht fett machen.

Eine Reichseinkommensteuer, die halbwegs reichliche und ohne Nachteil bewegliche, dabei — was wohl erwartet werden kann — an sich wachsende Erträge lieferte, wäre das Wünschenswerteste, und über kurz oder lang wird wohl auch das partikularistische non possumus als Vorurteil erkannt werden. Können wir zu einer solchen Reichseinkommensteuer nicht gelangen, dann werden wir eben immer wieder zu Matrikularbeiträgen oder Zuschußanleihen zurückkommen. Die Lex Stengel geht solchen Erwägungen jetzt freilich mit gutem Grund aus dem Wege. Eine Reichseinkommensteuer ist bei der herrschenden Strömung nun einmal unmöglich.



Luther vor dem Inquisitor haereticae pravitatis



Eine Friedensstörung konnte man die Gründung des Evangelischen Bundes nicht wohl nennen, weil der Konfessionskrieg, die kurze Periode der napoleonischen Kriege abgerechnet, in Deutschland niemals aufgehört hat. Trotzdem habe ich diese Vereinsstiftung und die polemische Tätigkeit der Vereinsmitglieder immer lebhaft bedauert, weil sie den Haß auf beiden Seiten schürt und die vernünftige Entwicklung um Jahrhunderte zurückzuschrauben bemüht ist. Hundertfünfzig Jahre ist es her, daß die protestantischen Dichter, Philosophen und Historiker unsers Volks angefangen haben, die Überzeugung von der historischen und der ideellen Berechtigung der Konfessionen zu verbreiten; vor 250 Jahren hat Not die feindlichen Brüder gezwungen, einander die politische Daseinsberechtigung zuzugestehn. Der Evangelische Bund aber verweigert dem andern Teil beide Arten von Berechtigung: er nennt es schon römische Herrschaft in Deutschland, wenn die Katholiken fordern, daß die Beschränkungen aufgehoben werden, denen ihre Religionsübung in Braunschweig, Mecklenburg und im Königreich Sachsen noch unterliegt. Die Rückschläge konnten nicht ausbleiben, und jetzt ist ein recht wuchtiger erfolgt, in Gestalt eines großen Werkes, das auf wissenschaftliche Bedeutung Anspruch macht: Luther und Luthertum in der ersten Entwicklung quellenmäßig dargestellt von P. Heinrich Denifle O. P. Erster Band (Main, Franz Kirchheim, 1904 [!]; XXX und 860 Seiten). Der Verfasser ist nach Kürschner Generaldefinitor des Dominikanerordens und Archivar des Heiligen Stuhles; er hat eine Reihe kirchengeschichtlicher Arbeiten herausgegeben, deren wissenschaftlicher Wert, wie er selbst Seite 829 mitteilt, von Fr. Zarncke und andern protestantischen Gelehrten anerkannt worden ist. Entrüstung über die Be-

überschwer, sondern unerfüllbar fanden. Er war nicht ohne gute Regungen und gehörte anfangs der Reformpartei an. Aber Hochmut, Eigensinn und Rechthaberei hielten ihn ab, das richtige Mittel zur Überwindung von Versuchungen, demütiges Gebet, zu gebrauchen, er unterlag seinen starken Begierden, und so glitt er denn allmählich abwärts in die Strömung der Verkommenen hinein. Er machte die Erfahrung aller schlechten Mönche und Priester und zog denselben falschen Schluß wie sie: weil mir Enthaltsamkeit unmöglich ist, ist sie überhaupt unmöglich. Von dieser seiner persönlichen Erfahrung aus konstruierte er seine Theologie, deren Mittelpunkt nicht Gott, nicht Christus ist, sondern der Mensch, und zwar der Mensch Luther. Die Kirche lehrt, daß die Konkupiszenz zwar im Getauften zurückbleibt, als eine Folge der durch die Taufe getilgten Erbsünde, daß sie aber an sich nicht Sünde ist, daß auch ihre einzelnen Regungen nicht Sünde sind, daß diese erst Sünden werden durch die Beistimmung des Willens. Weil für Luther die Nichtbeistimmung ausgeschlossen war, mußte ihm nun die Konkupiszenz selbst als Sünde erscheinen. Er identifizierte sie demnach mit der Erbsünde, lehrte, diese bleibe auch im Getauften, jeder Mensch sei in Grund und Boden verdorben, der Willensfreiheit, der Kraft zum Guten gänzlich beraubt, lege die Sünde erst mit dem sterbenden Leibe im [illegible] nur durch die Gerechtigkeit Christi gerettet.

seien, habe Döllinger anderthalb von seinen drei Bänden angefüllt. Die sogenannte Reformation sei also nur die Vollendung des Niedergangs und ein Verderben bringender Abfall von der Kirche gewesen. Es gebe nur eine Kirche, die katholische, die alleinseligmachende Kirche. Der Ausdruck Katholizismus, den man dem Worte Protestantismus nachgebildet habe, sei zu vermeiden; er erwecke den falschen Schein, als handle es sich um zwei gleichwertige verschiedne Auffassungen derselben Sache, etwa wie in dem Märchen von den drei Ringen. Toleranz üben heiße nicht, weil staatliche Parität garantiert ist, die andre Konfession als religiös gleichwertig anerkennen. (S. XV.) Und er schließt diesen ersten Band mit der Mahnung: „Mögen sich [die protestantischen Theologen] ernstlich zu Gott kehren mit der heißen Bitte um graden Sinn, um Erleuchtung, um wahren, echten Glauben, um Mut und Kraft; mögen sie anfangen, das Christentum zu üben, das wahre, unverfälschte, nicht Luthers verzerrtes und gefälschtes Evangelium, in ihrem Leben auszuprägen; ich bin gewiß, daß, da die Hand Gottes nicht verkürzt ist, sie einmal in meinen Ruf einstimmen werden: Los von Luther, zurück zur Kirche!"

Dieser Darstellung des Dominikaners gegenüber fasse ich meine eigne, den Grenzbotenlesern bekannte Auffassung noch einmal kurz zusammen.

Jesus hat die Überzeugung der erhabensten Geister des Heiden- und des Judentums, daß im Grunde des Weltalls Vernunft und Güte wohnen, daß wir uns diese Vernunft und diese Güte als eine allumfassende, persönliche, väterlich waltende Macht vorstellen und von dieser Macht vertrauensvoll die Leitung und die Entscheidung unsers Schicksals, im Jenseits aber unsre persönliche Vollendung und die Erfüllung der hienieden unvollkommnen Gerechtigkeit

Gottes bei ihm einen besondern Sinn haben müsse, und daß seine Erscheinung und sein Wort, ebenso wie die darauf vorbereitenden Prophetenworte und die Führung des jüdischen Volks eine sich von der allgemeinen Offenbarung Gottes in Natur, Menschenvernunft und Geschichte abhebende besondre Offenbarung genannt werden müssen, die man als Befreiung von Ungewißheit, Angst und vielen Hindernissen des sittlichen Lebens und als eine kräftige Anfeuerung, Unterstützung und Wegweisung des sittlichen Strebens Erlösung nennen darf. Da das jenseitige Leben, wenn man an ein solches glaubt, nur als Fortsetzung und Vollendung des diesseitigen gedacht werden kann, jede Besserung des diesseitigen also einen glücklichern Zustand im Jenseits verbürgt, so darf man die von Jesus gewirkte Erlösung auch als eine Errettung von jenseitiger Pein bezeichnen. Nur nicht in dem Sinn des kirchlichen Höllendogmas. Ein Gott, der einen Teil, ja den bei weitem größten Teil seiner vernünftigen und fühlenden Geschöpfe, viele Milliarden Menschenseelen, zu ewigen Qualen erschaffen haben soll, ist das Produkt einer durch die Greuel- und Henkerszenen wilder und grausamer Zeiten verderbten Phantasie und eine Gotteslästerung. Welche ärgere Lästerung ließe sich denken, als Gott eine Handlungsweise zutrauen, die ein mittelmäßig guter Mensch mit Abscheu zurückweisen würde ... sich Schriftstellen, die das schreckliche

von dem Unwißbaren durchaus etwas wissen zu wollen und darüber zu spekulieren, und die alten Theologen haben diesen Drang befriedigt. Die Kirchenväter haben dabei die unvermeidliche Auseinandersetzung mit den Philosophemen ihrer Zeit vollzogen, die Scholastiker aber haben sich das große Verdienst erworben, ihren sich aus der Barbarei herauswickelnden Zeitgenossen eine Philosophie zu geben: sie logisch denken und methodisch forschen zu lehren. Dabei haben sie denn im Verlauf ihrer Systembildung neben unhaltbaren und irrigen Ansichten auch eine Menge nützlicher Kenntnisse teils aus den Alten geschöpft, teils aus Eignem hinzugetan und zu den einzelnen Wissenschaften den Grund gelegt, wie es denn überhaupt der Gang der geistigen Entwicklung ist, daß sie mit der Theologie beginnt und diese sich zur Philosophie läutern läßt, die sich dann in die Fachwissenschaften verzweigt.

Verhängnisvoll wurde es nun für die Scholastik und noch mehr für die Christenheit, daß sich die Kirchenobern, die als inappellable Instanz bei Lehr- und andern Streitigkeiten ganz nützlich wirken können, einbildeten, mit dem heiligen Geist ausgerüstet zu sein zu dem Zwecke, solche Streitigkeiten unfehlbar entscheiden und die gebilligte Lehre als Glaubenssatz vorschreiben zu können. Zwar das christologische und das Trinitätsdogma haben kein Unheil angerichtet; sie sind müßige Gelehrtenspekulationen geblieben. Desto unheilvoller haben die Dogmen von Sündenfall und Erlösung gewirkt, die Paulus, der erste christliche Theologe, aus der schönen biblischen Sage vom Paradiese herausgesponnen hat. Zwar sind diese Sage und die paulinische Spekulation schöne Symbole, die mit Nutzen für die Erbauung und die Besserung der Gläubigen verwandt werden können und tatsächlich oft verwandt werden; aber

aus der heroischen Frömmigkeit ein Handwerk gemacht wird, und Krethi und Plethi ins Kloster strömen. Auch die Behauptung, der Ordensstand werde nicht als ein Stand der Vollkommenheit angesehen, sondern nur als der kürzere und sichrere Weg zu ihr, mag dogmatisch korrekt sein; aber diese dogmatisch korrekte Auffassung ist so unbekannt, daß ich selbst, obgleich von Haus aus katholischer Theologe, sie erst jetzt aus diesem Buche erfahre. Dem Volke und sogar den Theologie studierenden wird der Ordensstand in einer Weise angepriesen, daß der Glaube allgemein geworden ist, der Mönch sei schon als solcher Gott angenehmer als der Laie. Und auf welche Weise soll der Weg zur Vollkommenheit abgekürzt und gesichert werden? Ich will den gelehrten Pater nicht zu den Zeloten rechnen, die sich einbilden, durch die Anlegung des Skapuliers vor der Verdammnis geschützt zu sein, mit Ekel habe ich — noch gläubiger katholischer Priester — ein solches Kattunläppchen am Halse eines Doktors der Theologie gesehen. Aber ohne Zweifel faßt er die Sache so auf, daß der Mönch durch die Absperrung von den Versuchungen der Welt und den Gehorsam gegen seinen Obern vor vielen Sünden bewahrt bleibt. Dieser Irrtum ist eine Wirkung des unseligen Höllendogmas! Aus törichter Angst vor der nur in verdorbnen Phantasien existierenden Hölle entzieht man sich seinen Verpflichtungen, deren Erfüllung natürlich mit hunderterlei Versuchungen verbunden ist, und flieht an einen Ort, wo man freilich von tausend Gelegenheiten zur Sünde aber auch von ebensoviel Gelegenheiten, zu nützen und Gutes zu wirken, abgesperrt ist, und man wirft das edelste der von Gott verliehenen Güter weg, den selbständigen Gebrauch seiner Vernunft und seiner Kräfte, um die Verantwortung für sein Handeln auf einen Obern abwälzen zu können. Das ist die größte aller denkbaren Sünden! Der Vernünftige scheut zwar den Frevel, wie ihn schon die edeln Heiden gescheut haben, aber er fürchtet sich nicht vor Sünden, den unvermeidlichen Hobelspänen und Schmutzflecken der Werkstatt. Er weiß, daß Gott kein Unhold ist und nicht für Begehungen und Unterlassungen peinigt, die schon durch die zahlreichen Pflichtenkollisionen unvermeidlich werden, wohl aber ein wirtschaftlicher Hausvater, der die faulen und feigen Knechte bestraft, die aus Furcht vor Mühe, Gefahren und Risiko das anvertraute Pfund vergraben. Zudem ist die Bewahrung vor Sünden eitle Einbildung, wie die periodische Verderbnis der Mönche beweist. Wenn sich ein Denifle rein erhält, so ist das nicht der Ordensregel zu verdanken, nicht der heiligmachenden, nicht der helfenden Gnade (sofern unter dieser eine magische Einwirkung verstanden wird), sondern entweder seinem angebornen Naturell, oder dem regen Interesse für die Wissenschaften und dem Umstande, daß jeder seiner Tage ganz mit Arbeit ausgefüllt ist. Und wenn heute in Deutschland bei weitem die meisten katholischen Geistlichen und Mönche keinen Anstoß geben durch ihren Wandel, so ist das nur zum allergeringsten Teil den Exerzitien und sonstigen geistlichen Zuchtmitteln zu verdanken, hauptsächlich aber dem Umstande, daß außer den Wächtern des Strafgesetzes der ganze feindselige Protestantismus und eine skandalsüchtige Presse sie aufmerksam und argwöhnisch beobachten. Darin, wie überhaupt in äußerlichen Veranstaltungen, besteht die Gnade, nicht in magischen, die Seele umwandelnden Einflüssen. Und glaubt

denn Denifle, daß außerhalb des engen Kreises katholischer Bigotten und Fanatiker irgend jemand die Heiligkeit der Leute anerkennt, die der Papst sich törichterweise anmaßt heilig zu sprechen? Einzelne wohl, wie Franz von Assisi, natürlich nicht um des päpstlichen Spruchs willen. Dagegen erklären wir, d. h. alle vernünftigen und humanen Menschen, einen Arbues, einen Johann Capistran, alle Dominikaner, die sich mit den Greueln der Inquisition befleckt haben, für Verbrecher, einen Aloysius, einen Labre für verschrobne Menschen, die kein verständiger Pädagog seinen Zöglingen als Muster empfehlen wird.

Die Orden sind Produkte der historischen Entwicklung und durch sie wie die Hierarchie, das Papsttum und das Priesterzölibat gerechtfertigt. Das zuletzt genannte hat in den Zeiten der Feudalität Europa vor der Erblichkeit der geistlichen Lehen und einem christlichen Kalifat gerettet: das Klosterleben war die einzige denkbare Veranstaltung zur Erhaltung und Verbreitung von Kultur in den Jahrhunderten nach dem Untergange des römischen Reichs. Gesellschaften von Männern und Frauen, die sich einem Obern unterordnen, um zu einem gemeinnützigen Zweck zusammenzuwirken, werden immer empfehlenswert bleiben, aber der Gehorsam muß sich, wie beim Militär, auf die zur Erreichung des gemeinsamen Zwecks notwendigen Handlungen beschränken, darf nicht das ganze Leben umfassen und nicht als etwas an sich Gott Wohlgefälliges angesehen werden. Und wenn die katholische Kirche den Verzicht auf Ehe und Erwerb als etwas Ruhmvolles hinstellend eine philisterhafte Lebensauffassung ablehnt, so erwirbt sie sich auch damit zweifellos ein Verdienst, das jedoch bis jetzt durch die sich daran hängenden Mißverdienste arg verdunkelt wird. Gründlich zerstört werden muß zunächst das in manichäischen Anschauungen wurzelnde Vorurteil, als ob der Mensch durch die Nichtausübung physiologischer Funktionen oder durch eine gewisse anatomische Beschaffenheit dem Schöpfer wohlgefällig werden könne. Der Verzicht auf die Ehe ist nur in den übrigens sehr seltnen Fällen löblich, wo ein gemeinnütziger (wissenschaftlicher, politischer, philanthropischer) Zweck erstrebt wird,*) dessen Verfolgung sich nicht mit den Familienbanden verträgt, und in solchen Fällen haben auch viele edle Heiden und Protestanten das Opfer gebracht. Um des Himmelreichs willen (Matth. 19, 12) kann vernünftigerweise nicht anders gedeutet werden als: zu einem idealen Zweck. Die paar leichten Amtsverrichtungen eines Dorfpfarrers aber sind wahrhaftig nicht unvereinbar mit den Pflichten eines Gatten und Familienvaters. Und da die oben angedeutete historische Berechtigung des Zwangszölibats heute wegfällt, so sollte es um so mehr dem freiwilligen Platz machen, weil es, wie in den letzten Jahren wiederholt hervorgehoben worden ist, hauptsächlich an der katholischen Inferiorität schuld ist, indem es die geistige Elite des Bauern- und Kleinbürgerstands zum Aussterben verurteilt, anstatt sie, wie im Protestantismus geschieht, durch das Pfarrhaus der Entfaltung zu einer zahlreichen gebildeten Nachkommenschaft entgegenzuführen.

Um das Jahr 1500 war nun noch in einem weit höhern Grade als heute Vernunft Unsinn, Wohltat Plage geworden, und Luther sah sich dem Zustande

*) Auch löbliche Privatzwecke können den Verzicht rechtfertigen, z. B. die Versorgung armer Eltern und Geschwister.



der Christenheit gegenüber, der aus der Geschichte der ergebnislos verlaufnen Reformkonzilien und der Reformation allgemein bekannt ist, und den man mit dem Satze charakterisieren kann: die Kirche war in jeder Beziehung das gerade Gegenteil von dem geworden, was sie sein sollte, und was sie zu sein vorgab. In seiner Schrift an den christlichen Adel deutscher Nation entwarf Luther ein großartiges Reformprogramm, das der Hauptsache nach mit der Zeit in der protestantischen Welt durchgeführt worden und auch dem katholischen Teil zugute gekommen ist, und in den Thesen sowie in dem Sermon von der Freiheit eines Christenmenschen entwickelte er die ursprüngliche und ideale christliche Heilslehre in einer Form, gegen die vom tridentinischen Standpunkt aus höchstens einzuwenden wäre, daß die Liebe, die in dieser Darstellung des rechtfertigenden Glaubens eingeschlossen erscheint, nicht ausdrücklich hervorgehoben wird. Daß Denifle diesen Gegensatz der grundlegenden Schriften Luthers zu seinen spätern polemischen und ausführenden verschweigt, ist nicht ehrlich.*) Die Ausführung ist unglücklich ausgefallen, die Rechtfertigungslehre der symbolischen Bücher des Protestantismus ist verschroben und unhaltbar. Das Mißlingen läßt sich begreifen und verzeihen. Luther und Melanchthon konnten, in wütenden Streit verwickelt und mit Arbeit überlastet, nicht eine so schöne Fassung zustande bringen wie die tridentinischen Väter, die die Ausarbeitungen der größten Geister mehrerer Jahrhunderte zur Unterlage nahmen. Und die schroffe Fassung lag Luther so nahe. Es handelte sich für den Augenblick noch nicht darum, die richtige Fassung zu finden, sondern vorerst nur darum, mit dem katholischen Irrtum zu brechen. Dazu war nicht patristische und scholastische Gelehrsamkeit nötig, wie der päpstliche Archivar meint, sondern ein von der Gelehrtenbrille befreites Auge, das sich nicht in alte Schmöker vertieft, sondern auf das Leben und auf die Wirklichkeit schaut. Mit solchen hellen Augen erkannte Luther: da die Christen insgesamt schlimmer leben als viele rechtschaffne Türken und Heiden, so kann ihnen bei der Taufe keine heiligmachende Gnade eingegossen worden sein, und da die Klostergelübde aus der ungeheuern Mehrzahl der Mönche nicht Heilige sondern arge Schelme und Verderber des Volkes machen, so sind sie verwerflich. Zu unsrer heutigen Erkenntnis konnte er noch nicht durchdringen. Wir wissen heute: alle menschlichen Triebe, sowie die mit ihrer Befriedigung oder Nichtbefriedigung verbundnen Lust- und Unlustgefühle sind biologisch notwendig und nicht Folgen einer vermeintlichen Erbsünde. Das Paradies im dogmatischen Sinne und der heilige Urzustand sind undenkbare Utopien. Weder sind die Triebe selbst Sünde, noch die Lust an ihrer Befriedigung, noch die Einwilligung in die Befriedigung. Sündhaft wird die Befriedigung nur dadurch, daß sie die von Vernunft, Liebe und Gesetz gezognen Grenzen überschreitet. Es geht auch nicht an, mit einigen Scholastikern das Unordentliche der Konkupiszenz darin zu finden, daß sie über diese Grenzen hinausstrebt. Das muß sie, wenn der Mensch ein Mensch bleiben soll. Nur beim instinktiv handelnden Tier findet der Trieb sein Maß in sich selbst. Der Mensch wird eben dadurch zum Menschen, daß seine Vernunft dem Triebe die

*) Ebenso, daß er das gewaltige Werk der Bibelübersetzung und die übrigen später flüchtig zu erwähnenden Leistungen der Reformatoren nicht würdigt.

Grenzen der Befriedigung vorzuschreiben hat. Daß er die Grenze oft verfehlt, ist nach dem oben über die Sünde gesagten nicht tragisch zu nehmen. In scholastischen Anschauungen wider Willen noch immer befangen und von anerzogner Furcht vor der Hölle geplagt, wußte sich Luther nicht anders zu helfen, als mit dem Generalpardon durch die sola fides. Die Hauptsache war, daß er seine weltgeschichtliche Aufgabe vollbrachte.

Diese war eine doppelte. Die negative bestand darin, daß er, da sein Reformprogramm nicht allgemein durchgeführt werden konnte, wenigstens den Norden von Rom, dem Sitze des Verderbens, losriß. Dazu gehörte eine gewaltige Kraft, die ohne gewaltige Leidenschaft nicht denkbar ist, weshalb wir ihm sein unbändiges Wüten und Toben nicht übel nehmen dürfen. Auch der Haß gegen Rom, den er dem größern Teile der Deutschen eingepflanzt hat, gehörte dazu, als Schutzwehr gegen Wiedervereinigungsbestrebungen. Damit war aber zugleich schon Positives, und zwar ein gewaltiges Positives geleistet. Es war die Möglichkeit gegeben, daß sich die Nordländer, für die sich der von Rom ausgestaltete Kultus nicht eignet, einen ihren Bedürfnissen angemessenern schufen, und daß überhaupt das Kirchenwesen in Fluß geriet, beweglich und bildsam wurde und von da ab den Bedürfnissen der Völker, Zeiten, Individuen angepaßt werden konnte. Ausführlich habe ich in den Geschichtsphilosophischen Gedanken gezeigt, daß die Wiedervereinigung der Konfessionen weder möglich noch wünschenswert ist, und wie diese Konfessionen einander ergänzen und brauchen. Soweit Einigung möglich ist, haben wir sie heute schon. An die Gegensätze in der Rechtfertigungslehre denkt kein Mensch mehr. Alle vernünftigen katholischen und evangelischen Pfarrer sind Tröster der Betrübten, Helfer in Armut und Not, Ordner ihrer Gemeinden, predigen Gottvertrauen, Liebe, treue Pflichterfüllung, und der Wert dieser wesentlichen Leistungen wird dadurch nicht beeinträchtigt, daß die eine Konfession mehr das Wort, die andre mehr das Symbol zur Erbauung verwendet. Eine weitere positive Leistung war die Verbesserung der Sitten, des Schulwesens und der Armenpflege. Denifle sagt, nicht die Reformation, sondern der Staat habe das später besorgt. Das ist richtig, aber der Staat hätte es nicht besorgen können, wenn ihm Luther nicht die Bahn frei gemacht und die Mittel verschafft hätte durch Beseitigung des schmarotzenden Mönchsschwarms, durch Erlösung von der römischen Aussaugung, durch Zuweisung der geistlichen Güter und durch Übertragung der bischöflichen Jurisdiktion auf den Landesherrn. Daß die Reformation auch den katholischen Klerus reformiert hat, gibt Denifle zu. Um die Sache genau auszudrücken, muß man sagen: weil der große Abfall die Hierarchie mit dem Untergang bedrohte, sah sie sich gezwungen, sich zu einem leidlich rechtschaffnen und anständigen Wandel aufzuraffen, was bis dahin weder die vermeintliche göttliche Gnade, noch die Bußpredigten zelotischer Mönche, noch die vermeintlichen Heiligen im Himmel zuwege gebracht hatten. Das Allerpositivste aber war die Zurückführung der Kirchenlehre auf ihren neutestamentlichen Kern, der darin besteht, daß sich das Heilswerk im Innern des Menschen, nicht durch Kulthandlungen vollzieht, daß die einzige äußerliche Brücke zwischen Gott und dem Menschen das Wort ist, und daß Zeremonien nur als Symbole, niemals

in heidnischer Weise als Zaubermittel angesehen werden dürfen. Zur Annahme dieses wesentlichen Teiles der Reform muß sich auch die katholische Kirche bequemen, wenn sie sich nicht mit Kindern, Bauern und Betschwestern begnügen, sondern auch in Zukunft noch denkende Menschen in ihrem Schoß haben will.

Das Buch von Denifle wird ja vorläufig den Zank vermehren, aber ich begrüße es trotzdem als sehr nützlich, weil es durch die sehr ausführliche und gründliche Darlegung der sogenannten Unterscheidungslehren den Konfessionsstreit, soweit er dogmatischer Natur ist, ad absurdum führt. Kein Mensch glaubt heute mehr an diese Dogmen, kein Mensch — mit Ausnahme der Theologen, deren gedruckte Monologe bedeutungslos sind — kümmert sich darum. Lebensfragen werden nicht mit Folianten und gelehrtem Krimskrams entschieden. Die evangelischen Theologen sollten endlich von ihren vergeblichen Versuchen abstehn, mit Advokatenkünsten dem unhaltbaren Rechtfertigungsdogma eine annehmbare Fassung zu geben. Wenn man die Protestanten überhaupt noch mit Ausdrücken der dogmatischen Terminologie bezeichnen dürfte, müßte man sie Pelagianer nennen. Die Katholiken aber sollten aufhören, dieses unglückliche und heut ganz bedeutungslose Nebenprodukt des Reformwerks als seinen wesentlichen Inhalt zu behandeln. Und beide Parteien könnten bei der Gelegenheit einsehen, daß sie in ihrem wilden Kriege fortwährend daneben hauen und stechen und ihre krachenden schweren Geschütze ohne Ziel in die Luft abfeuern. Der durchschnittliche heutige protestantische Laie ist ein Weltmensch, ganz angefüllt mit mannigfaltigen weltlichen Interessen. Der Mensch ist ihm alles, der irdische, diesseitige Mensch; Gott Vater ist ihm im besten Fall ein Notnagel, an den man in außerordentlichen seltnen Fällen denkt, oder ein zur Erhöhung einer Feiertagsstimmung zu verwendendes Ornament, Jesus aber, dieser sagenhafte Judenrabbi, ist ihm gar nichts. Der fromme Katholik dagegen, und auch der bäurische Gewohnheitschrist katholischer Konfession, wird auf allen Wegen und Stegen an Christus erinnert, grüßt ihn ehrfurchtsvoll und lebt das ganze Kirchenjahr lang in und mit ihm; in der Phantasie natürlich nur, aber an der Phantasie hängt doch auch ein Stück Gemüt, Vernunft und Wille. Wenn nun der so beschaffne Protestant zum so beschaffnen Katholiken kommt und ihm: Los von Rom! zuruft, so wird der Anruf zwar nicht sehr freundlich aufgenommen, weil sein durch Gewohnheit ihm lieb gewordnes Kirchenwesen so eng mit Rom zusammenhängt, aber der Ruf läßt sich rechtfertigen und ist wenigstens keine Absurdität. Wenn jedoch beigefügt wird: „und hin zu Christus!“, so kann diese Naivität nichts andres hervorrufen als mit Entrüstung gemischte Heiterkeit. Nicht schwächer aber muß die Heiterkeit und die Entrüstung ausfallen, wenn ein päpstlicher Archivar und weltfremder Stubengelehrter den deutschen Protestanten zuruft: Los von Luther, zurück zur Kirche! Was? Diese römische Kirche will uns die Seligkeit garantieren, die deutsche Kaiser zweimal, im zehnten und im elften Jahrhundert, aus dem Schlamme der Laster und Frevel emporheben und mit deutschem Blute verjüngen mußten, und die nur durch den von Luther drohenden Untergang bewogen werden konnte, endlich einmal den Anforderungen gewöhnlicher Vernunft und bürgerlicher Rechtschaffenheit zu entsprechen? Zu dieser Kirche sollen wir zurück, die in ihrem eigen-

lichen Gebiete, bei den Romanen, jetzt eben den moralischen und den intellektuellen Bankerott erlebt? Italien und Frankreich haben atheistische Volksvertretungen und Regierungen, was in Frankreich um so mehr zu bedeuten hat, als Regierung und Kammer Produkte des allgemeinen Wahlrechts sind, und der Antiklerikalismus in demselben Maße gewachsen ist wie die Zahl der Mönche und der Nonnen! Und sind denn die politischen, volkswirtschaftlichen und sittlichen Zustände der katholischen Länder, z. B. Galiziens, so gar einladend? Welche Unklugheit es war, bei der gegenwärtigen Lage der katholischen Kirche in der Heimat der Reformation, wo die Katholiken in der Minderheit sind, jenen Ruf zu erheben, die katholische Kirche als die alleinseligmachende zu proklamieren und den protestantischen Religionsgemeinschaften die Würde von Kirchen abzusprechen, das werden wohl die deutschen Katholikenführer dem römischen Pater schon gesagt haben; den Rezensionen des Buches in der Kölnischen Volkszeitung und in der Germania sieht man die Verlegenheit deutlich an, in die sie der fanatische Dominikaner versetzt hat.

Zu den Hindernissen, die einer Verständigung der Konfessionen im Wege stehn, gehört die Pietät. Das Volk ist gegen nichts empfindlicher als gegen eine kritische Beleuchtung seiner Helden und seiner Heiligen, und auf beiden Seiten wird man in diesem Punkte vorsichtig sein und Nachsicht üben müssen. Aber die wissenschaftlich Gebildeten dürfen nicht empfindlich sein wollen. Die katholischen müssen anerkennen, daß die meisten ihrer sogenannten Heiligen nicht viel, eine große Anzahl ihrer Hierarchen und Klosterleute gar nichts wert, und viele ihrer Päpste, Kirchenfürsten und Mönche nichtswürdig gewesen sind. Die Protestanten aber dürfen wenigstens den wissenschaftlich Gebildeten nicht mehr mit einem schön frisierten und geschminkten Luther kommen. Ein verkommener Mensch, wie ihn Denifle nennt, ist er natürlich nicht gewesen; daß ein solcher nicht so Großes hätte leisten können, sieht der des Wirklichkeitssinns bare Stubengelehrte nicht ein. Verehrungswürdig bleibt er auf alle Fälle, und seine Gemütstiefe und Gemütlichkeit lassen ihn mitunter liebenswürdig erscheinen. Aber für das heutige Familienzimmer, für den Salon und für die Kirche — etwa als Altarschmuck — läßt er sich nun einmal nicht zurechtstutzen. Er ist ein dämonischer Mensch und ein ungeschlachter Riese — ein Gelehrter, ein sanftmütiger Heiliger, ein korrekter und respektabler Gentleman hätte das seit einem Jahrtausend Deutschland umwuchernde Schlinggewächs nicht zerreißen und den Augiasstall nicht ausräumen können.

Die scharfe Kritik zu prüfen, der Denifle die angesehensten protestantischen Theologen, besonders Harnack, unterwirft, bin ich als Nichtfachmann nicht berufen.

K. J.



Eine Inselreise durch das griechische Meer

Von Friedrich Seiler

4. Kreta und Melos

Während Thera in landschaftlicher Beziehung die interessanteste Insel des griechischen Meeres ist, ist es geschichtlich betrachtet Kreta. Kreta hat, schon weil es die bedeutendste und wichtigste der hellenischen Inseln ist, die längste, verwickeltste, an blutigen Umwälzungen, heroischen Taten und erschütternden Katastrophen reichste Geschichte. Sie hat, ähnlich wie Sizilien, einen schweren Leidensweg durch die Jahrtausende gehn müssen, hat es nur in den ältesten Zeiten zu Selbständigkeit und Macht gebracht, ist dann immer der Zankapfel Fremder gewesen und in allen ihren Teilen überreichlich mit Blut getränkt worden.

Die ältesten Bewohner, die sogenannten Eteokreter oder „echten Kreter," waren unbekannter Herkunft. Unser Reisegenosse, der Professor der antiken Geographie Sieglin, der sich zu ethnographischen Zwecken ganz besonders das Studium der Haare und des Teints angelegen sein ließ, nicht nur bei den lebenden Menschen sondern auch bei bemalten Statuen — er erklärte die echten alten Griechen für ein blondes Volk —, war entzückt, in dem Teile der Insel, den wir besuchten, fast ausschließlich schwarz- und straffhaarige Menschen zu sehen, und glaubte an diesen und ähnlichen Kennzeichen die alte eteokretische Rasse zu erkennen. Die griechischen Kolonisten, die später die Insel besiedelten, waren zuerst achäischen, dann dorischen Stammes. Die Dorier bildeten eine eigentümliche Staats- und Lebensverfassung aus, die später der bekannten spartanischen, die den Namen Lykurgs trägt, zum Muster diente.

Unter den zahlreichen einzelnen Königreichen war im heroischen Zeitalter das mächtigste das des Minos in Knossos, der die Seeherrschaft der Phöniker brach und eine eigne an deren Stelle setzte. Er war „der Gerechteste der Sterblichen" und wurde zum Lohne dafür in der Unterwelt zum Totenrichter ernannt. Bekanntlich ist er auch der Erbauer des Labyrinths, worin der schreckliche „Minosstier," der Minotauros — halb Stier, halb Mensch — hauste, dem die Athener jährlich sieben Jünglinge und sieben Jungfrauen opfern mußten, bis der wackre Theseus seiner Menschenfresserei mit Hülfe der nachher so treulos verlassenen Ariadne und ihres sprichwörtlich gewordnen Fadens ein Ende bereitete. Der Baukünstler, dessen sich Minos bediente, war der berühmte Dädalos, den Minos später, weil er der Ariadne den rettenden Faden gegeben hatte, selbst in das vielverschlungne Gebäude einschloß. Der König ahnte ja nichts von seinem wahrhaft künstlerischen Flug und konnte also nicht vermuten, daß ihm sein Gefangner mit wachsgefügten Flügeln durch die Luft davongehn würde, wobei freilich sein Sohn Ikaros, weil er der Sonne zu nahe kam, mit aufgelösten Flügeln ins Meer stürzte — ein das echte und das unechte Künstlertum in unübertrefflicher Weise symbolisierender Mythus.

Diese Andeutungen mögen genügen, zu zeigen, welcher reiche Sagenflor auf dem Boden der „hundertstädtigen" Insel erblühte. Denn so viele Städte

hatte sie im homerischen Zeitalter. Wer, wie etwa Odysseus, seine wahre Herkunft verheimlichen wollte, der konnte deshalb nichts besseres tun als sich für einen Kreter ausgeben. Es war unmöglich, all die Adelsgeschlechter der hundert Städte auch nur dem Namen nach zu kennen.

Das war die einzige Periode der Geschichte, in der Kreta glücklich, mächtig und reich war. Ihm wurde damals sogar der Beiname „Insel der Seligen" gegeben. Während der Blütezeit des griechischen Volkes tritt es dann in den geschichtlichen Hintergrund. Die Stadtrepubliken verkümmern, man hört wenig von ihnen. Ihr tiefer Verfall springt aber in die Augen, wenn man bedenkt, daß die felsenreiche Insel mit ihren zahlreichen Schlupfwinkeln im ersten Jahrhundert v. Chr. die Hochburg des Seeräuberunwesens wurde, bis die Römer im Jahre 67 das Land eroberten und die Piraten ans Kreuz schlugen.

Die unehrliche Hantierung, der leichte und große Gewinn und das gute, bequeme Leben vom Verdienste andrer hatte die Kreter verdorben und zu „Lügnern, argen Tieren und faulen Bäuchen" gemacht, wie sie der Apostel Paulus dem Titus vorstellt.

Auf die römische Herrschaft folgte die byzantinische, dann kamen die Sarazenen und entrissen das Land zeitweilig, aber nicht auf die Dauer den byzantinischen Kaisern. Im dreizehnten Jahrhundert legte der herrschgewaltige Löwe von San Marco seine Tatzen auch auf Kreta und behauptete es bis zur Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, wo die Türken in langwierigen, erbitterten Kämpfen den Venetianern einen der festen Plätze nach dem andern abnahmen. Seit dieser Zeit ist die Insel nie mehr recht zur Ruhe gekommen. Das Türkenjoch lastete schwer auf den Bewohnern, und die bis 2470 Meter hohen Gebirge, die sehr wild und schwer zugänglich sind, ermöglichten eine Art dauernden Guerillakriegs und hielten so den Freiheitssinn der Bevölkerung rege. Im vorigen Jahrhundert gab es auf Kreta eine ganze Reihe größerer Aufstände mit den üblichen Blutbädern, und bisweilen schien es, als sollte von dort aus die ganze orientalische Frage aufgerollt werden, aber die Staatskunst der europäischen Diplomaten hat das Umsichgreifen des Brandes immer wieder zu verhindern gewußt.

Gegenwärtig herrscht unter dem Regiment eines griechischen Prinzen, der unter internationalem Schutz, das will sagen Kontrolle, steht, endlich einmal Ruhe auf der Insel, die Wunden fangen an zu verharschen, und der Wohlstand hebt sich. Freilich ist durch die dritthalb Jahrhunderte währende Türkenherrschaft ein schlimmer Riß in die Bevölkerung hineingekommen. Etwa ein Drittel der Einwohner ist, um sich dem schlimmsten Druck zu entziehn, zum Mohammedanismus übergetreten. Diese Renegaten nennen sich Türken, obwohl sie ebensogut griechischen Stammes sind wie ihre christlichen Landsleute. Im Orient dienen die Völkernamen überhaupt mehr zur Bezeichnung der Religion als der Nationalität. Auch in andern Gegenden, z. B. in Bosnien, sind solche Bekehrungen vorgekommen, aber der Haß zwischen den Übergetretnen und denen, die Christen geblieben sind, ist nirgends größer als auf Kreta. Mit welcher schonungslosen Erbitterung haben sich noch in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts türkische und griechische Kreter gegenseitig massakriert!

Seitdem nun das Land eine christliche Regierung bekommen hat, wandern die Mohammedaner massenhaft aus. Denn der Islam gehört zu den Religionen, die nur herrschen können; das bloße Geduldetwerden widerspricht seinem innersten Wesen. Als das Schiff, das mich von Sizilien nach Athen brachte, vor Kanea, der Hauptstadt der Insel, vor Anker ging, wurde es von auswandernden „Türken" und deren armseligem Hausgerät förmlich überschwemmt. Die Leute suchten am Bosporus eine neue Heimat, wo die türkische Regierung sie anzusiedeln versprochen hatte. Namentlich vom Lande, wo sie sich weniger

sicher fühlen, soll die Abwanderung recht stark sein, während sich in den Städten noch überall ein fester Kern mohammedanischer Einwohner behauptet.

Kanea hatte ich nur von der Reede aus gesehen; nun sollte ich die zweite Hauptstadt des Landes betreten, das ehemalige Kandia, das jetzt wieder offiziell seinen altgriechischen Namen Herakleion (sprich: Iraklion, Stadt des Herakles) erhalten hat. Es war ein trüber Morgen, als wir vor der schmalen Hafeneinfahrt Anker warfen. Ein starker Chamsin trieb hohe Wogen aus Süden gegen die Molen und das festgemauerte Hafenkastell zur Rechten, an dessen Front ein großer, schöngemeißelter Reliefslöwe den Ankommenden kund tat, daß Venetianer es gewesen sind, die diese Meeresburg erbauten. Der Hafen von Herakleion ist so klein, daß unser Dampfer neben den Barken und den Segelschiffen, die schon darin lagen, keinen Platz mehr gefunden hätte. Er blieb darum auf der Reede liegen; wir mußten auf starkschaukelnden Booten unter dem Markuslöwen hindurch an Land fahren. Gleich hinter den Hafenkneipen fingen die Spuren der jüngsten verheerenden Kämpfe an. Wir gelangten rechtsherum durch ein zerschossenes Tor in eine Straße, deren Häuser fast alle noch in Trümmern lagen und ihre angekohlten Dachsparren melancholisch gen Himmel streckten, während in den öden Fensterhöhlen das Grauen wohnte. An einem dieser Häuser hing noch ein halb losgerissenes Schild mit der verlockenden Inschrift: Birra di Vienna (Wiener Bier). „Ja, wenns das hier noch gäbe, seufzte mein österreichischer Freund neben mir, oder auch an G'spritzten."

Dieses ganze Hafenquartier, das fast ausschließlich von Christen bewohnt war, war von den Türken — so hörten wir — angegriffen und zerstört, die Einwohner, meistens Frauen und Kinder, an Zahl etwa fünfhundert, waren abgeschlachtet worden. Zuletzt konnten die im Hafen liegenden Engländer das Gemetzel nicht mehr mit ansehen, schossen das gesperrte Tor ein und retteten den Rest, etwa hundert Personen.

Dann kamen wir in die belebte Hauptstraße und auf die Platia und erhielten hier zum erstenmal den Eindruck einer wenigstens zur Hälfte orientalischen Stadt. Zahlreiche Fenster waren mit schmalen Holzlatten dicht vergittert, damit kein Männerauge in diese Harems hineinschauen könne, die Holzbuden der Händler und der Handwerker klebten an den Häusern und verengten die Straßen, auf den Plätzen rauschten Brunnen, die durch breitblättrige Platanen geschützt waren. Und nun kam auch eine Moschee, ein graues, schmuckloses Gebäude. Ich näherte mich dem Eingang. Ein Türwächter öffnete mir mit einem gravitätischen „oriste" (bitte) die Pforte; drinnen war kein Schmuck, kein Zierat, graue Teppiche aus Stroh bedeckten den Boden, grau waren auch die Wände gekalkt, während das Dach mit dunkelm Holze getäfelt war. In der Apsis links hing an einem langen Stricke die ewige Lampe herunter. Ich wagte mich nicht recht hinein in diesen kalten, unheimlichen Raum, da ich wußte, daß es als ein Verbrechen gilt, eine Moschee mit Schuhwerk zu betreten. Es schien mir, als mustere der einzige Gläubige, der auf einem mitgebrachten Teppich knieend sein Gebet verrichtete, mich schon mit fanatischen Blicken. Ich zog mich also leise wieder zurück und folgte den Genossen, die schon in dem Gewühl des Basars untergetaucht waren.

Hier waren Decken quer über die Straße gespannt, unter denen köstliches Obst, besonders reife Kirschen, Gemüse, Salat, aber auch abgehäutete Arnakis (Schafe), Fische, Pantoffeln, Stoffe und Geräte aller Art verkauft wurden. Reihen von Eseln mit Körben oder Reitern brachen sich mühsam durch die lungernde und schwatzende Menge Bahn. Neben den europäischen Kopfbedeckungen und den niedrigen Kappen der Griechen erschien auch der Turban und noch mehr der rote Fes. Für die Fesse standen auf den Straßen Messingzylinder, die durch glühende Holzkohlen in ihrem Innern warm gehalten werden. Über sie werden die Fesse gezogen und dann aufgebügelt. Ich machte mir das kindliche Ver-

gnügen, mir alsbald auf dem Basar einen Fes zu kaufen und ihn sofort aufbügeln und betroddeln zu lassen. Auf der Straße trug ich ihn nicht, aber Abends auf dem Schiff bei unsern Gesangübungen und kleinen Konvivien setzte ich ihn auf und erfreute mich infolgedessen der ehrfurchtsvollen Betitelung „Effendi" durch das Aufwärterpersonal.

Bei den verschiednen Handelsgeschäften, die wir auf dem Basar machten — einer kaufte sogar Schuhe zu einem fabelhaft billigen Preise, wie er behauptete —, lernten wir natürlich auch das kretische Geld kennen. Es ist kein Papiergeld, sondern vollwertiges Metall, Silber, Nickel und Kupfer, und zwar ist die kretische Silberdrachme fast doppelt so viel wert als die griechische Papierdrachme. Demgemäß ist auch die kretische Zehnleptabriefmarke fast um das Doppelte teurer als die griechische, obwohl im amtlichen Verkehr beide gleich viel gelten. Man sieht daraus, daß es mit den kretischen Finanzen fast noch einmal so gut bestellt ist wie mit den griechischen, was auch kein Wunder ist, weil die Kreter kein Heer und keine Flotte zu unterhalten brauchen. Darum ist nach meiner Überzeugung die Agitation für den Anschluß an das Königreich durchaus nicht echt. Die praktischen Kreter, die Geschäftssinn haben, wollen ihr Ländchen nicht hineinstürzen in das unermeßliche Schuldenmeer, worin das Königreich jeden Augenblick zu ertrinken droht. Nur die Ideologen, die Panhellenisten streben aus nationaler Begeisterung die Vereinigung an, und diese werden schließlich trotz Geld und Geschäft, trotz Hoher Pforte und noch höherer Großmächte den Sieg gewinnen. Denn wie sagt Fichte? Es siegt allemal und zu allen Zeiten die Begeisterung über den, der nicht begeistert ist.

Nachdem wir uns durch das laute Gedränge des Basars hindurchgearbeitet hatten, kamen wir in eine breitere, ruhigere Straße. Hier überraschte uns der militärische Massenschritt einer im Tritt marschierenden Abteilung junger Leute, offenbar höherer Schüler, denen man den innern Stolz auf diese Leistung vom Gesicht ablesen konnte. Sie schwenkten rechts und zogen in die geöffnete Pforte eines großen, gelblichen Gebäudes ein. Das war das Gymnasium. Nichts blüht ja in Griechenland und der griechischen Diaspora mehr als das höhere Schulwesen. Ehe man für Wege und Eisenbahnen sorgt, schafft man Gymnasien, Lyceen, Akademien. So rühmenswert dieses ideale Bildungsstreben ist, so hat es doch auch seine Kehrseite. Griechenland wimmelt von einem mißvergnügten, gelehrten Proletariat, besonders von Advokaten und Ärzten. Wir folgten dem Schülerzuge und stiegen in den Oberstock des Gymnasiums hinauf, um dort das Museum, das eine der beiden Hauptziele unsrer kretischen Fahrt, zu besichtigen.

Im Altertum lag nämlich etwa zwei Stunden von Herakleion landeinwärts die Stadt Knossos, „woselbst Minos, der Vertraute des großen Zeus, König war" (Od. 19, 179). Die Städte pflegten ja zur größern Sicherheit gegen die Seeräuber nie unmittelbar am Meere angelegt zu werden. Das alte Herakleion war also nur die Hafenstadt von Knossos. Knossos selbst aber war ein Zentralpunkt der Kultur im vorhomerischen und homerischen Zeitalter, wurde dann zerstört und lag Jahrtausende unter einem grünbewachsenen Hügel begraben. Es war klar, daß, wenn irgendwo, sich hier eine regelrechte Ausgrabung verlohnen würde. Schon Schliemann hatte beabsichtigt, hier den Spaten einzusetzen. Er konnte sich aber mit den Eigentümern des Terrains nicht über den Kaufpreis einigen. Dann begann ein Grieche namens Kallikerinos, gerade während der Zeit der schlimmsten Wirren, mit Ausgrabungen. Er wurde 1897 ermordet. Jetzt nun, nachdem Ruhe und Ordnung wieder hergestellt sind, hat ein Engländer, A. J. Evans, das ganze Terrain angekauft und die Trümmerstätte aufzudecken energisch begonnen. Im Jahre 1900 eröffnete er die erste Kampagne seiner Ausgrabungen. Man las damals in

den Zeitungen, daß er das Labyrinth wieder ausgegraben habe, aber es waren vielmehr Teile des Königspalastes. Die wertvollern Einzelfunde, die dabei zutage kamen, wurden in die Stadt gebracht, und aus ihnen wurde ein neues Museum geschaffen, das schon jetzt in seiner Art zu den wichtigsten gehört, die es gibt, und in den nächsten Jahren mit dem Fortschreiten der Arbeiten ohne Zweifel noch sehr an Bedeutung gewinnen wird.

Es war ein großer, speicherartiger, aber gut erleuchteter Raum, den wir betraten. Alles war offenbar noch unfertig und im Werden begriffen. Auf großen Holztafeln lagen Platten, Gefäße, Geräte aller Art, andres lehnte an den Wänden. Dennoch war schon eine gewisse Ordnung hergestellt. Ein junger Archäologe, Herr Karow, der Herrn Evans bei seinen Arbeiten unterstützt hatte, übernahm liebenswürdigerweise unsre Einführung in diese merkwürdige, neuentdeckte Denkmäler- und Kulturwelt.

Die Funde gehören drei wesentlich verschiednen Perioden an, die sich scharf voneinander abheben. Die erste ist die einer Niederlassung, die viele Jahrhunderte vor der mykenischen Zeit auf dem Hügel von Knossos bestanden hat und der jüngern Steinzeit angehört, und zwar einer Periode, in der es noch keine festen Häuser, sondern nur Lehm- und Strohhütten gab. Es ist die einzige Ansiedlung aus dieser Zeit, die bis jetzt auf griechischem Boden gefunden worden ist. Die zweite und die dritte Periode werden durch den sieben Meter über der ersten Ansiedlung liegenden Palast bezeichnet. Sie unterscheiden sich untereinander durch die Töpferwaren. Die zweite Periode nämlich lieferte Waren ohne Firnis mit Mattmalerei und einer eigentümlichen Technik, die sonst nur aus späterer Zeit bekannt ist. Man nennt diese Gefäße kurz Vasen von Kamares, sie sind vor Ankunft des herrschenden Stammes von den Eingebornen, also vermutlich von den Eteokretern, hergestellt und wurden wahrscheinlich auch noch in den Beginn der dritten Periode hinein eine Zeit lang angefertigt. Diese dritte Periode ist die sogenannte mykenische, dieselbe, deren glänzende Reste Schliemann in Tiryns und Mykenä entdeckt hat. Nur fehlen hier in Knossos gänzlich die kostbaren Sachen aus Edelmetall, wie sie den mykenischen Schachtgräbern entstiegen sind. Dies erklärt sich ganz natürlich daraus, daß der Palast von Knossos, ebenso wie der von Mykenä, von Feinden geplündert und zerstört worden ist, daß er aber keine durch Zuschüttung geschützten Gräber gehabt hat. Was es also an eigentlichen Kostbarkeiten dort gab, „den Edelstein, das allgeschätzte Gold," das hat der siegreiche Zerstörer mitgenommen. Im übrigen haben wir hier die Kultur des herrschenden griechischen Stammes, dieselbe, die wir in Tiryns, Mykenä und an so vielen andern Orten des Festlandes finden, aber individuell ausgestaltet und so reich und prächtig entwickelt, daß man in Knossos einen ihrer Haupt- und Mittelpunkte sehen muß.

Einen ganz neuen Einblick in diese Kultur gewähren uns die zahlreichen Freskomalereien, die einst die Wand des Königspalastes schmückten, dann bei der Zerstörung auf ihre farbige Seite fielen und deshalb im ganzen recht gut erhalten sind. Bis jetzt kannte man die Malerei des mykenischen Zeitalters fast nur durch den Stier von Tiryns; in Knossos haben sich nun die mannigfaltigsten Gemälde gefunden. Eine Prozession von lebensgroßen Figuren, ein nur mit einem Lendenschurz bekleideter Jüngling, der eine blau gemalte Vase vor sich trägt und mit den feinsten Schmucksachen, einem goldnen Halsband, einem schönverzierten Metallgürtel und Ohrgehängen geschmückt ist. Sodann ein langer Fries kleiner miniaturartiger Gestalten, die Männer braun, die Frauen weiß gemalt mit schwarzen Konturen sowohl außen wie innen. Die Toiletten der Frauen sind so frei, daß man deutlich sieht, wie viel sittlicher die Menschheit seit jener verderbten Zeit geworden ist. Die wohlfrisierten Haare fallen in langen Locken auf Schultern und Nacken herab, aber der ganze Oberkörper

bis zum Gürtel ist nackt, nur die Arme sind von ungeheuern Keulenärmeln bedeckt, die durch ein schmales, sie verbindendes Band gehalten werden. Vom Gürtel abwärts folgen dann Kleider, die wie durch Reifröcke aufgesteift und mit Volants geschmückt erscheinen. Die Dekolletierung dieser Hofdamen des Minos geht also bis auf den Gürtel hinunter und wird durch die starke Verhüllung der Arme noch in einer geradezu raffinierten Weise gehoben. Die Tracht der Hofdamen Ludwigs des Vierzehnten war gegen die dieser Damen eine wahrhaft nonnenhafte, und unsre Balleteusen machen gegen sie fast einen matronenhaften Eindruck. Man sieht diese würdigen Insassen des Palastes zu Knossos teils in Reihen zu einem Tanze geordnet, teils auf Balkonen sitzend sich unterhalten, teils zum Fenster hinausschauen. Die Polizei im Staate des Königs Minos muß recht duldsam gewesen sein.

Ferner konnte man hier sehen einen Stier im Schilf, zwei Greifen, die ehemals den Thronsaal zierten, geometrische Vasen, die aber nicht aus Knossos, sondern von der Südküste her aus Phästos stammen, Votivschilde, überhaupt Votivgegenstände aus der diktäischen Grotte, in der es einen vorhellenischen Kultus des Zeus gegeben hat. Ferner an verschiednen Orten gefundne Terrakotten und Vasen von der mykenischen Periode an bis ins siebente Jahrhundert, wobei das siebente deutlich als orientalisierend hervortrat. Unter den Terrakottasachen war eine Lampe, die offenbar einst einem jungen Ehepaare gedient hatte, so zwei- oder vielmehr eindeutig war die Szene, die auf ihrer obern Fläche höchst elegant in rötlichem Ton dargestellt war. Unsre Damen pflegten, nachdem sie dieses saubere Lämpchen einmal gesehen hatten, an der Fensterecke, in der es stand, scheu vorüberzugleiten. Auf dem Korridor draußen standen einige der bauchigen Riesengefäße, in denen die Könige von Knossos ihre Vorräte aufbewahrten; die meisten freilich sind noch an Ort und Stelle. Eine ganz besondre Merkwürdigkeit waren die zahlreichen schwärzlichen Tontäfelchen, die mit einer noch nicht entzifferten Schrift beschrieben sind. Damit ist die so lange umstrittene Frage, ob es zu Homers Zeiten auf griechischem Boden schon eine Schrift gegeben habe, gelöst. Freilich ist damit keineswegs bewiesen, daß sie auch dem Dichter oder den Dichtern der homerischen Gesänge bekannt gewesen ist.

In diesem jungen kretischen Museum gab es also recht viel zu sehen, und viel sehen macht müde und hungrig. Wir verzogen uns einer nach dem andern und fanden uns, während viele zum Schiff zurückfuhren, doch auch in nicht geringer Anzahl in einem Hestiatorion zusammen, das am Basar lag und uns als das beste bezeichnet worden war. Wie im eigentlichen Griechenland viele Wirtschaften zum syntagma, „zur Verfassung," heißen, weil diese dem Griechen das höchste Idol seiner politischen Herrlichkeit ist, so hieß diese kretische Wirtschaft „zur Autonomie," weil diese das höchste, neueste, schwer errungne Gut des Kreters ist. In dieser aftonomia gab es außer Arnaki wunderbarerweise auch moschidi, Kalbsbraten, über den wir mit wahrem Heißhunger herfielen. Es gab zwar wenig, aber mit Liebe und mit Knochen; immerhin war das Wenige weich. Deshalb verzehrte mancher zwei, einer sogar drei Portionen. Auch der kretische Wein war unreziniert und nicht übel; so wurde die Stimmung bald recht gemütlich.

Für den Nachmittag war ein Ritt auf die Ausgrabungsstätte selbst angesagt. Bis dahin schlenderte man gruppenweise in der Stadt herum und besuchte verschiedne Kaphenia. Ich begab mich, um in aller Ruhe ein Tier aussuchen zu können, schon eine halbe Stunde vor der bestimmten Zeit mit vier Genossen nach der Sammelstelle. Als solche war uns der freie Platz zwischen Gymnasium und Stadtmauer bezeichnet worden. Als wir dort erschienen, sahen wir, daß schon drüben, die Mauer entlang, die Agojaten mit ihren Pferden, Eseln und Maultieren in großer Zahl auf uns warteten.

Kaum erblickten sie uns, so stürzten sie mit ihren Tieren quer über den ganzen Platz weg auf uns los. Jeder wollte der erste sein. Es sah genau so aus, als würde eine Kavallerieattacke auf uns gemacht, sodaß wir uns schleunigst rückwärts flüchteten bis zur Mauer des Gymnasialhofs. Dort wurden wir, um mit Bismarck zu reden, „an die Wand gedrückt, daß wir quietschten.“ In einem Nu waren wir umdrängt von stampfenden Beinen, behaarten Köpfen mit mehr oder weniger langen Ohren, von schreienden, gestikulierenden, Arme und Stöcke schwingenden Menschen, die sich gegenseitig wegstießen, um an uns zu gelangen. Ich sehe noch dicht vor mir das zähnefletschende, unholde Gesicht eines pechschwarzen Negers, der mir grinsend und schreiend die Trefflichkeit seiner zwei Mularia anpries. Nachdem wir uns von der ersten Verblüffung über diesen Überfall einigermaßen erholt hatten, wurde uns klar, daß wir in dieser drangvoll fürchterlichen Enge sehr bald eine höchst lächerliche Rolle spielen würden. Wir mußten unbedingt aus der Quetsche hinaus, und da wir noch nicht, wie später, durch schlimme Erfahrung gewitzigt waren, so gingen wir den Tieren rücksichtslos zu Leibe, rissen an den Zügeln die Köpfe herum, schoben die Hinterleiber mit Gewalt zur Seite, stießen die schreienden Führer unsanft in die Rippen und arbeiteten uns auf diese gewaltsame Weise ziemlich rasch durch das Tier- und Menschengewirr hinaus ins Freie. Nun verstummte das Geschrei, und die Agojaten sahen sich ziemlich verdutzt nach uns um. Wir aber stiegen lachend einen Erdwall in die Höhe, der auf die Stadtmauer führte, und warteten oben in aller Seelenruhe, bis Dörpfeld und die Hauptmasse unsrer Gesellschaft erschienen.

Ich wählte mir einen hübschen jungen Kerl zum Führer, der durch seinen Fes als „Türke“ kenntlich war — die Griechen tragen rote Kappen —, sich mir als „Achmed“ und sein Maultier als Mavro-Ali, den „schwarzen Ali,“ vorstellte. Bald trotteten wir alle im Gänsemarsch über das holprige Pflaster der engen gewundnen Gassen mit den zahlreichen holzvergitterten Haremsfenstern. Gegen das Tor zu sah man wieder einzelne zerstörte Häuser. Draußen im Freien standen auf dem Felde abseits von den Wegen einige Gruppen zerlumpter, kranker Gestalten, die uns als Aussätzige bezeichnet wurden. Das war also der rechte, echte, biblische Orient. Dann ritten wir an ausgedehnten türkischen Friedhöfen vorbei, über deren Mauern ernste Zypressen ragten, und kamen bald zu einer vom winterlichen Berggewässer tief eingerissenen Schlucht, wie solche die alten Griechen charadra nannten, während mein Achmed sie als refma (rheuma) bezeichnete. Ein prachtvoller Feigenbaum strebte aus ihrer dunkeln Tiefe dem Licht entgegen und entfaltete seine breitfingrigen Blätter neben der Brücke, die wir passierten. Nun öffnete sich vor uns eine leicht gewellte Fruchtebne, wo Getreidefelder mit Öl- und Weinpflanzungen abwechselten. Mittelhohe Kalkberge umgaben sie in weitem Halbkreis, während im Hintergrunde das wolkenumhüllte Hochgebirge des Ida ragte.

Hier lag der Ausgrabungsplatz. An seiner Grenze empfing uns Herr Evans und übernahm freundlichst die Führung des englisch verstehenden Teils der Gesellschaft. So wurde ein allzugroßes Gedränge vermieden, und der Einzelne kam mehr zu seinem Rechte. Unsre englische Archäologin jedoch, die schon ein Buch über Athen geschrieben hatte, war durch nichts in der Welt, nicht einmal durch „den lockenden Silberton“ ihrer herrlichen Muttersprache, zu bewegen, sich ihrem Landsmann anzuschließen. Sie folgte Dörpfeld und seiner deutschen Schar, obwohl Evans doch als Leiter des ganzen Unternehmens die genauste Kenntnis haben mußte von allem, was es hier zu sehen gab. Ich führe diesen kleinen Zug hier an, weil daraus hervorgeht, welches Ansehen Dörpfeld und die deutsche Wissenschaft auch im Auslande genießen.

Auch zu den Seiten dieses Stuhls stehen Steinbänke. Holzsäulen hatten einst die Decke des Gemachs getragen, roter Stuck seine Wände geziert. Neben dem Sessel hatten die beiden Greifen Wache gehalten, die uns im Museum der Stadt aufgefallen waren. Hier also hatten die alten Könige von Knossos vor und nach dem Bade gesessen, hier hatte der weltberühmte Minos Gericht abgehalten, ehe er in der Unterwelt dasselbe Geschäft begann. Natürlich wollte jeder von uns auf diesem „Stuhle des Minos" sitzen. Der Reihe nach taten wir uns dort als Totenrichter auf, vor allem natürlich die Damen. Eine von ihnen fand den Sitz so unsagbar bequem und zugleich würdevoll, daß sie meinte, dieser Stuhl würde sehr bald einen Siegeslauf um die Welt machen, man werde ihn in Nachbildungen aus Stein und Holz unter dem Namen „Minosstuhl" bald in allen Salons beider Hemisphären finden, die irgendwie auf Chic und Modernität Anspruch machten. So berühren sich die Extreme: Minos wird wieder modern.

Ein Universitätsprofessor aber bekam auf diesem Sessel eine Art historischer Inspiration. Indem er von ihm aus das Gemach überschaute, sagte er zu uns, die wir auf den Bänken vor seinen Füßen lauschend saßen:

Ich getraue mich, aus der Beschaffenheit dieses Raumes die ganze Staatsverfassung des Königreichs Knossos zu rekonstruieren.

Wie wollen Sie das wohl machen, Herr Professor?

Sehr einfach! Dieser Sessel, auf dem ich sitze, war offenbar der des Königs, die Bänke, auf denen Sie sitzen, waren zweifellos für die Vertreter des Volkes oder des Adels bestimmt. Sie bieten aber nur zwölf bis fünfzehn Personen Platz. Die Vertretung des Volkes war also sehr gering an Zahl. Die Beratungen fanden nun ferner, wie Sie sehen, in demselben Raume statt, wo der Herrscher zu baden pflegte. Es läßt sich wohl mit Sicherheit annehmen, daß die Männer des Rats ihm auch beim Bade helfen oder wenigstens seinem Aus- und Ankleiden beiwohnen mußten. Das läßt auf eine niedrige Stellung und verächtliche Behandlung der Volksvertreter schließen. Hier in Knossos war also eine absolute Monarchie die herrschende Staatsverfassung. Die Vertreter des Volkes oder des Adels hatten nur eine untergeordnete Stellung und mußten sich eine der Würde eines freien oder gar edeln Mannes nicht entsprechende Behandlung gefallen lassen. Da nun der Palast mit Gewalt zerstört worden ist, so dürfen wir ferner mit Sicherheit schließen, daß die unwürdige Stellung der Beherrschten den Anlaß zu dieser Katastrophe gegeben hat. Das Volk hat entweder aus eigner Kraft oder im Bunde mit äußern Feinden — denn Feinde gab es im Altertum immer und überall — die Alleinherrschaft gestürzt und die verhaßte Zwingburg zerstört. Sehen Sie, meine Herren, dies predigen hier die Steine.

Wir staunten ob dieser Kombinationsgabe, und ein gewisser Skeptizismus wurde auf den Gesichtern der meisten Zuhörer sichtbar. Aber ein Widerspruch vermochte sich nicht mehr zu entwickeln. Denn ein Regenguß begann die Badestube des Königs Minos unter Wasser zu setzen, und zugleich wurde uns eine Einladung des Herrn Evans überbracht, ihn in seinem Hause zu besuchen. Dieser hat nämlich bei seinem Terrainkauf auch mehrere Bauernhäuser an sich gebracht und eins von ihnen zu seinem Kampagneheim umgestaltet.

Wir überschritten also auf einer kunstlosen Holzbrücke einen tiefeingerissenen Bach und betraten dann das kretische Bauernhaus. Auf der Terrasse standen wahre Batterien von Limonadenflaschen, und in der von dem jetzigen Besitzer durchaus städtisch möblierten Wohnstube erwartete uns ein richtiger fife-o'clock-tea. Blechkästen mit englischen Cakes, feinste Orangemarmeladen, mächtige Apfelsinenberge erquickten zunächst das Auge, dann auch den Gaumen der Besucher. Seine nur wenig deutsch redenden Assistenten und Diener nötigten auf das liebenswürdigste, und niemand war, der nicht tüchtig zugelangt hätte.

dann endlich alle glücklich wieder an Bord waren, mußten wir uns in unsern nassen Kleidern zum Abendbrot im Salon zusammenpferchen, der viel zu klein für die ganze Gesellschaft war, sodaß die Hälfte von uns in der noch viel engern zweiten Kajüte speisen mußte.

(Schluß folgt)



Aus der Jugendzeit

Erinnerungen von D. Dr. Robert Bosse

(Schluß)

13. Bis zur Reifeprüfung

ie zwei Jahre, die ich noch auf dem Gymnasium verbleiben mußte, gehören zu den besten Zeiten meines Lebens. Während im Sommer 1848 die Zügel der Zucht einigermaßen locker geworden waren, gewann nunmehr das Leben in und außerhalb der Schule wieder das Gepräge größerer Ordnung und Ruhe. Der schäumende Most hatte sich einigermaßen beruhigt. Nicht daß mit einemmal der Charakter reifer und fester geworden wäre. Gerade daran fehlte noch viel. Aber das ganze Leben verlief wieder ruhiger. Lehrer und Schüler waren der Emotionen und Extratouren satt. Als im November mit dem „Ministerium der rettenden Tat" eine politische Reaktion eintrat, war es psychologisch ganz natürlich, daß sich auch im täglichen Leben nach der Überreizung des Sommers ein Rückschlag bemerkbar machte.

Der Schritt von Sekunda nach Prima war, mit Schüleraugen angesehen, sehr groß. Nicht nur, daß die Primaner ganz als Erwachsene behandelt wurden, auch die Art des Unterrichts, wie ihn der Direktor Richter in Prima erteilte, war von der Auffassung und Methode des Professors Goßrau grundverschieden. Der äußerlich unscheinbare, fast ein wenig linkische Goßrau erreichte alles durch Vertiefung seiner eignen Arbeit. Durch das, was er den Schülern gab, wirkte er auf ihr Gemüt, ihre Persönlichkeit. Er vermahnte nicht, er schalt auch nicht, er lobte wenig und äußerst selten; aber er brachte das, was er lehrte, so interessant, so warm, so vollendet vor, daß es von selbst das Interesse und den Eifer der Schüler erweckte. Ganz anders der Direktor, oder, wie die Schüler ihn ausschließlich nannten, Franz. Er hatte die Manieren des wohlerzognen Weltmanns, kleidete sich sorgfältig, trieb mit seiner Leibwäsche einen gewissen Luxus und machte vor den Schülern durchaus kein Hehl daraus, daß gute, äußere Manieren, elegante Kleidung und schöne, saubere Wäsche sein besondres Wohlgefallen erregten. Er mag darin wohl hie und da ein wenig zu weit gegangen sein, denn es gab Primaner, die weiße, steif gestärkte sogenannte Vatermörder und Manschetten von demonstrativer Länge zeigten, immer mit Glacéhandschuhen in der Schule erschienen und eine Art von Patentmeierei zur Schau trugen, die darauf berechnet war, sich dem Direktor bemerklich zu machen. Die Primaner sprachen darüber, wenn sie unter sich waren, ganz offen. Dennoch war die Sache — wenigstens zu meiner Zeit — keineswegs so arg, wie sie vom Schülerklatsch dargestellt wurde. Denn die Patentfexe blieben doch immer nur vereinzelt, und niemand konnte behaupten, daß der Direktor uns andern, die wir nicht mitmachten, merklich schlechter behandelt hätte als jene. Daß aber eine gewisse Aufmerksamkeit auf gute, äußere Haltung bei der männlichen Jugend gerade in den Jahren vor der Universitätszeit ganz am Platze sein kann, namentlich in einer kleinen Provinzialstadt, in der sich für junge Leute Gelegenheit zu gesellschaftlicher Erziehung nur in sehr beschränktem Umfange darbietet, wird von keinem Ver-

davon bekommen sollten. Das war aber in den für die Iliaslektüre bestimmten lehrplanmäßigen zwei Stunden nicht möglich, um so weniger als wir bei dem alten Professor Ihlefeldt in Sekunda zwar viel über die griechischen Partikeln geredet hatten, aber sonst nur langsam vorwärts gekommen waren. Eines Tags machte uns der Direktor den Vorschlag, Sonntags nach der Vormittagskirche freiwillig eine Stunde Ilias zu lesen. Natürlich schloß sich keiner aus. Wir gingen vorher, wie der Direktor gleichfalls vorgeschlagen hatte, zur Kirche; dann trafen wir uns mit der Ilias in der Prima. Natürlich blieb das nicht unbemerkt. Manche Eltern und Leute, die dem Direktor nicht recht grün waren, mochten wohl Anstoß daran nehmen. Die Sache wurde auch heimlich dem Provinzialschulkollegium in Magdeburg angezeigt. Ich entsinne mich aber nicht, daß diese sonntäglichen Iliasstunden inhibiert worden wären. An und für sich war die Sache wirklich nicht so schlimm. Von einer Sonntagsentheiligung konnte gar keine Rede sein, denn das Iliaslesen war weit mehr Vergnügen als Arbeit, und jedenfalls doch ein edles Vergnügen, gegen das um so weniger einzuwenden war, als ja die Kirche vorher besucht wurde. Nur daß dieses freiwillige Lesen eines griechischen schönen Heldengedichts zugleich in die Aufgaben der Schule fiel, und daß gerade der Direktor es einführte, dessen Vorschlag ein einzelner Schüler nicht füglich widerstreben konnte, gab der Sache einen wenigstens leicht mißzuverstehenden Anstrich. Unser Direktor, der freilich nicht gerade als kirchlich galt, behandelte diese Angelegenheit mit ungefärbter kindlicher Harmlosigkeit. Er hatte nicht entfernt daran gedacht, daß irgend ein Mensch darin etwas finden könnte. Aber gerade diese Harmlosigkeit wurde ihm verübelt.

Während ich in Prima saß, kam eines Tags der Provinzialschulrat Dr. Schaub vom Schulkollegium in Magdeburg, um das Gymnasium zu revidieren. Diese Revision nahm ihren geregelten Gang, wie alle Revisionen, und wir Schüler hatten den Eindruck, daß der Schulrat zufrieden sei und auch allen Grund habe, zufrieden zu sein. Da erzählten am dritten oder vierten Tage der Revision einzelne Schüler der höhern Klassen, daß der Schulrat sie über Worte, die der Direktor gesprochen, oder Handlungen, die er getan haben sollte, einzeln vernommen habe. Es hieß, daß ein früherer Schüler der Anstalt, Dr. G., der sich inzwischen in Halle als Privatdozent habilitiert habe, den Direktor Richter beim Schulkollegium oder Ministerium denunziert habe, daß der Direktor namentlich auch der ungerechten Parteilichkeit gegen Goßrau beschuldigt sei, und daß im Lehrerkollegium die unerquicklichsten Spaltungen und gegenseitigen Anfeindungen bestünden. Glücklicherweise kam bei der Untersuchung nichts heraus. Der treffliche Goßrau wenigstens war an der Denunziation gegen den Direktor völlig unschuldig. Aber die Autorität des Lehrerkollegiums hatte in den Augen der Schüler durch diese Untersuchung stark gelitten. Nichtsdestoweniger freuten wir uns, daß Franz (der Direktor) aus dieser gegen ihn angesponnenen Intrigue siegreich hervorging. Wir alle taxierten ihn als einen vornehm denkenden Mann und wurden uns damals erst recht darüber klar, mit welcher Dankbarkeit und Liebe wir an ihm hingen.

Der „Alte," Professor Ihlefeldt, gab in Prima nur zwei Stunden französischen und ebensoviel Geschichtsunterricht. Beides war nicht mehr auf der Höhe. Im Französischen wurde ein Abschnitt aus dem gar nicht übeln Lesebuch von Ideler und Nolte gelesen. Dabei hörte außer dem Schüler, der an der Reihe war, zu übersetzen, und dem Nachbar, der demnächst folgte, niemand zu. Man machte entweder andre Schularbeiten oder las heimlich Romane unter der Tafel. Namentlich die Geheimnisse von Paris von Eugène Sue, Dumas des Ältern Graf von Monte Christo und einige Romane der George Sand waren damals unter den Schülern en vogue. Wir lasen sie aber nicht französisch, sondern verschlangen sie in deutschen Übersetzungen. So gering dachten wir von dem französischen Unterricht des Alten, daß uns der Gedanke, man könne darin Französisch lernen, ganz fern lag. Es kam damals ein junger Franzose aus Genf nach Quedlinburg und erbot sich im amtlichen Wochenblatt zur Erteilung französischer Konversationsstunden. Mein Vetter

Neigung zum Versemachen angeregt worden. Wir lasen in der Klasse fast ausschließlich Lessing. Aus ihm entnahm Professor Schumann auch die meisten seiner Aufsatzthemata. Privatim aber schwärmten wir für Lenau, Anastasius Grün, Geibel, Karl Beck, Heine, Freiligrath und allenfalls auch Platen. Heimlich versuchten wir uns in kleinen lyrischen Gedichten, in denen wir die inzwischen erwachsenen ehemaligen Tanzstundenflammen platonisch ansangen. Diese kleinen und völlig harmlosen poetischen Versuche führten dahin, daß meine beiden nächsten Freunde Karl Lange und Ludwig Kramer, von denen namentlich der erste eine wirkliche poetische Ader hatte, sich mit mir zusammen taten, uns unsre poetischen Ergüsse und Arbeiten gegenseitig vorzulesen und zu kritisieren. Alles, was die einstimmige Billigung aller drei „Dichter" erlangt hatte, wurde höchst sauber von mir in ein dickes Quartbuch eingetragen, und wir dachten alles Ernstes daran, daß diese unsterblichen Poesien gedruckt werden müßten und der Welt nicht verloren gehn dürften. Als ich im Herbst 1850 die Reifeprüfung bestanden hatte und nach Heidelberg ging, nahm ich auf Verlangen meiner beiden noch „auf der Falle" zurückbleibenden Mitdichter das inzwischen gefüllte, ziemlich starke Buch mit nach Heidelberg. Von dort sandte ich es an die Cottasche Buchhandlung in Stuttgart und bot es ihr für ihren Verlag an. Nach vierzehn Tagen bekam ich es mit einem höflichen Schreiben zurück. Cotta bedauerte, die von Talent zeugenden Gedichte nicht verlegen zu können, da der Büchermarkt gerade damals mit Erzeugnissen der lyrischen Muse überfüllt sei. Dann sandte ich das Manuskript an Brockhaus. Dessen Antwort war der Cottaschen fast so ähnlich, wie ein Ei dem andern. Wir mußten uns also überzeugen, daß die bedeutendsten Firmen des deutschen Buchhandels — für uns kamen natürlich nur solche in Betracht — für unsre bahnbrechende, neue Poesie noch nicht das genügende Verständnis hatten. Ich nahm das Manuskript, als ich Heidelberg verließ, wieder mit nach Hause, und wir beschlossen, es nochmals einer gemeinsamen Sichtung und vielleicht Ergänzung zu unterwerfen. Arglos hatte ich das Buch auf meinem Arbeitspult liegen lassen. Von da war es noch vor Beginn meines dritten akademischen Semesters spurlos verschwunden. Alle Nachforschungen blieben vergeblich. Erst später bin ich auf den Gedanken gekommen, daß mein guter Vater das Buch wohl einmal auf meinem Tische hat liegen sehen, daß er den gesamten Inhalt, da ich ihn sauber abgeschrieben hatte, als ausschließlich auf mein Konto kommende Produkte meiner Mußestunden betrachtet haben und auf die Idee gekommen sein mag, daß es für seinen einigermaßen impulsiven Sohn geratener sei, sich mit prosaischer Rechtswissenschaft als mit poetischen Liebesliedern, Romanzen und Balladen zu befassen. Ich bin überzeugt, daß mein Vater das Manuskript damals in aller Stille unter unsern Dampfkessel gesteckt und verbrannt hat. Gesprochen wurde davon nicht. Ich hatte auch nicht recht den Mut, meinen Vater direkt zu fragen. Vielleicht hatte ich schon damals eine Ahnung davon, daß diese unsterblichen Lieder von recht geringem Werte waren. Genug, sie waren und blieben für immer verschwunden.

Doch ich habe vorgegriffen. Als wir drei Freunde unsre „poetischen Arbeiten" sammelten und sichteten, kamen wir auf den Gedanken, daß vielleicht auch noch andre Primaner „ganz nette" Gedichte machen könnten, und daß man solche literarischen oder poetischen Passionen pflegen müsse. Karl Lange schlug vor, einen „Musenbund" zu gründen. Niemand sollte Mitglied werden können, der nicht ein eignes, von ihm herrührendes Gedicht vorlegen konnte. Dieses Gedicht sollte dann im Musenbunde vorgelesen werden, und dieser sollte durch Stimmenmehrheit entscheiden, ob der Verfasser aufgenommen werden solle. Die Sache schien in der Tat zu gelingen. Es fanden sich noch einige dichtende Primaner, die zugelassen wurden. Wir erweiterten das Programm dahin, daß wir wöchentlich oder aller vierzehn Tage einmal in dem Saale eines Restaurants zusammenkamen, daß dort ein Mitglied einen literarischen Vortrag halten sollte, daß dann die Probegedichte neu Angemeldeter vorgelesen und beurteilt werden, und daß jedes Mitglied das Recht haben sollte, ein von ihm geschaffnes Gedicht vorzulesen. Die ersten Abende verliefen ganz ver-

hat er sogar eigenhändig dazu gedichtet. Buddelmeyer, du sollst leben und der ganz verrückte Musenbund daneben." Das gab dann begreiflicherweise eine ungeheure Heiterkeit. Es gab aber auch dem Musenbunde den Todesstoß. Er schlief allmählich ein. Wir erkannten die Torheit des Versuchs, Dichter zu züchten, zu deutlich, als daß wir ihn ernstlich hätten fortsetzen sollen. Nur wir drei Freunde trieben unsre poetischen Privatvergnügungen weiter und übersetzten namentlich auch einzelne Stellen aus Virgil und Homer in Alexandrinern oder auch Ottaverimen.

Für die Schule wurde fleißig gearbeitet. Namentlich war es der Direktor, dessen Sinn für klassische Schönheit und Poesie uns fesselte. Nur in der griechischen Prosa traf er nicht immer den rechten Ton, uns für die gelesenen Schriftsteller zu interessieren. Isokrates war für uns der Gipfel der Langweiligkeit. Wir präparierten uns mit Hilfe einer Übersetzung, aber der Inhalt dieser formvollendeten Reden blieb uns gleichgiltig, ja im Grunde ebenso verschlossen, wie die verständnisvolle Empfindung für die Schönheit der Sprachform. Zu unsrer Schande muß ich bekennen, daß es uns mit Demosthenes nicht viel besser ging. Für die Person des berühmten Redners hatten wir vielleicht etwas mehr übrig als für Isokrates; aber der Inhalt der Demosthenischen Reden ließ uns genau ebenso kalt. Ich kann mir das nur daraus erklären, daß unser Direktor es unterließ, uns für den geschichtlichen Hintergrund dieser Reden, die Zeit Philipps und die nationalen Gefahren des Griechentums, lebendig zu interessieren. Eine Unterlassung, die ich mir bei dem mit einem ziemlich sichern pädagogischen Instinkt ausgerüsteten geistvollen Manne nicht zu erklären vermag. Vielleicht waren Isokrates und Demosthenes ihm selbst zu trocken.

Völlig anders war unser Verhältnis zu Plato. Ihn lasen wir mit dem lebhaftesten Interesse und mit Lust. Ich kann nicht behaupten, daß wir zu unsrer Vorbereitung für die Klasse nicht auch bei der Lektüre des Plato eine deutsche Übersetzung benutzt hätten. Aber die philosophischen Ideen Platos, das Daimonion des Sokrates und dessen ganze Persönlichkeit interessierten uns und vielleicht auch den Direktor bis ins Innerste. Die Stunden wurden zu lebhaften Disputatorien. Ich behaupte nicht, daß diese Platostudien die Lücken ausgefüllt hätten, deren wir uns in bezug auf eine einheitliche, ich will nur sagen plausible Weltanschauung wohl bewußt waren. Dazu reichte der subjektivistische, ästhetisierende Theismus und Idealismus unsers Direktors nicht aus. Aber es war doch ein heißes Verlangen in uns, auf dem Wege philosophischer Spekulation der Erkenntnis der Wahrheit nachzujagen. Diesem Verlangen trug der Direktor in den Platostunden Rechnung. Daß uns diese Dinge wirklich interessierten, war, pädagogisch angesehen, schon ein großer Gewinn. Freilich standen wir zum Direktor auch nicht so, daß wir ihm mit unsern Zweifeln und innerlichen Nöten direkt auf den Leib gerückt wären. Dazu taxierten wir seine religiöse Stellung — damals vielleicht nicht ganz mit Unrecht — nicht als sicher und tief genug. Wir achteten ihn als Lehrer, wir respektierten seinen Idealismus, uns gefielen seine weltförmigen, guten Manieren und die Gewandtheit seines Auftretens, wir liebten seinen Humor und seine witzigen Bemerkungen, wir waren ihm dankbar zugetan für die reichen Gaben, die wir von ihm empfingen; aber unser eigentlicher Vertrauensmann für unsre Zweifel und Gewissensnöte war er nicht. Professor Goßrau hätte vielleicht dieser Vertrauensmann für uns werden können; aber er unterrichtete in Prima überhaupt nicht, und wenn wir ihm auch nicht gerade völlig entfremdet waren, so war er uns doch nicht mehr nahe genug, daß wir uns mit unsern persönlichsten Gewissensgeheimnissen an ihn herangewagt hätten. So hatten wir keinen einzigen vollen Vertrauensmann unter den Lehrern. Das war nicht gut. Wir waren gesunde, fröhliche und recht leichtsinnige Jungen. Aus Weltschmerz und Pessimismus hätte sich damals keiner von uns eine Kugel durch den Kopf gejagt. Aber schade war es doch, daß wir niemand hatten, dem wir selbst unsre Führung durch das Labyrinth der eigentlich großen, entscheidenden Lebensfragen anzuvertrauen uns getrauten.

Außerdem hatten wir Primaner und Sekundaner noch einen besondern Schülergesangverein. Auch hier sangen wir, ähnlich wie im „Arion," Lieder für vierstimmigen Männergesang. Dirigent war ein Primaner, der musikkundige Sohn eines Kantors auf dem Lande, und die Übungen wurden im Hause des Kaufmanns Ramdohr gehalten, dessen älteste Söhne Mitglieder waren. Bier getrunken wurde dabei nicht, wohl aber geraucht. Der Gesang war etwas rauher und roher, als der im „Arion," jedoch sind niemals irgendwelche Unordnungen in diesem Gesangvereine vorgekommen.

Endlich aber waren die sangeskundigen Primaner und Sekundaner sämtlich Mitglieder des sogenannten Singvereins. Er hieß eigentlich „Allgemeiner Gesangverein" und war ein Oratorienverein, der Vorzügliches leistete. Ihm gehörten die Familien der besten Quedlinburger Gesellschaft als zahlende Mitglieder an, und wer irgend den Anspruch erhob, musikalisch zu sein, Männlein wie Weiblein, nahm an den Übungen und Aufführungen des Singvereins teil. Dort sahen wir denn auch aus der Ferne unsre einstigen Tanzstundendamen wieder, und die Dichter unter den Gymnasiasten begeisterten sich hier zu den Oden der Bewunderung, die sie an die eine oder die andre der singenden Damen richteten. Von Zeit zu Zeit erschien anonym auch ein solches Gedicht im „Quedlinburger Wochenblatt" oder in dessen Konkurrenzblatt, dem „Volksboten," der seit dem Jahre 1848 die freiere Richtung der Quedlinburger Journalistik vertrat. Leiter des Singvereins war der Organist Hermann Bönicke, ein hochbegabter, liebenswürdiger Mensch, der mit den ihm zu Gebote stehenden musikalischen Kräften Großartiges leistete. Als Begründer des Singvereins galt Bönickes Vorgänger, der Organist Liebau, der auch als Komponist in weitern Kreisen eines verdienten Ansehens genoß. Dieser Singverein war für das feinere Kulturleben der Stadt von großer Bedeutung. Er befaßte sich statutenmäßig nur mit ganz ernster Musik. Diese aber wurde mit einer Hingebung, einem Verständnis und einem Erfolge gepflegt, wie es in einer kleinern Provinzialstadt mit kaum 14000 Einwohnern nicht leicht wieder vorkommen dürfte. Wir führten alle berühmten Oratorien auf: Beethovens Missa solemnis, Mozarts Requiem, die Bachschen Passionen, Händels Messias, Samson und Judas Makkabäus, Haydns Schöpfung und Jahreszeiten, Mendelssohns Paulus, Elias und Athalja, kurz alles, was auf diesem Gebiete irgend von Bedeutung war. Das war für die Richtung unsers musikalischen Geschmacks natürlich von Wert. Ich empfinde die Frucht davon noch heute mit tiefer Dankbarkeit. Aber auch die Übungen in Gemeinschaft mit den Damen hatten für uns junge Leute etwas Erziehendes.

Daneben liefen wir Primaner, soweit die Schule uns irgend Zeit ließ, viel in den Harz. Das war unser Sport. Wie oft warf ich Nachmittags, wenn ich nach vier Uhr aus der Klasse nach Hause kam, meine Bücher hin und lief dann los nach dem Hexentanzplatz oder der Roßtrappe, einen Weg, zu dem ich heute mindestens drei Stunden gebrauchen würde. Ich brachte es damals ohne Überanstrengung fertig, Punkt sechs Uhr auf dem Tanzplatz zu sein. Dort wurde ein Glas Milch getrunken, im Winter auch wohl ein Glas Grog, und dann unverzüglich der Rückweg angetreten. Wenn ich dann kurz nach acht Uhr wieder zu Hause war und zum Abendtisch kam, so gereichte es mir zu nicht geringer Genugtuung, auf die Frage: „Wo bist du denn heute Nachmittag gewesen?" gleichmütig zu antworten: „Ich war ein wenig auf dem Hexentanzplatz." Das war wirklich eine Leistung.

Unsre musikalischen Interessen trieben uns auch zuweilen in das Hoftheater nach Ballenstedt. Ich wurde ohnehin ziemlich oft von meiner Mutter dorthin mitgenommen und habe dort treffliche Aufführungen vieler guter Opern gehört. Wenn aber der musikalische Teil unsrer Prima nach Ballenstedt in die Oper ging, so wäre ich um keinen Preis davon zurückgeblieben oder mit meiner Mutter gefahren. Zuweilen gab dort der Dresdner Tenorist Tichatscheck Gastrollen. Wir Primaner brachten es bei ziemlich hohem Schnee fertig, Nachmittags nach der Schule nach

Quedlinburg zu. Einige waren wieder aufgestiegen, andre gingen, mitleidig den Wagen schiebend, hinter diesem her. Endlich kamen wir an den Johannishof vor Quedlinburg und waren froh, den Cousin mit seiner alten Kracke ablohnen und ziehn lassen zu können. Das waren ja Extratouren, und ganz korrekt waren sie, vom Gesichtspunkte der Schule angesehen, sicherlich nicht; aber im Grunde war doch unser ganzes Treiben harmlos und dem übermütigen Primaneralter ganz entsprechend.

Meine Ferien verlebte ich fast immer bei meinen Geschwistern in der Oberförsterei Tilkerode. Das Dörfchen liegt fast am Rande des Ostharzes zwei Stunden östlich von Harzgerode, ein kleines Idyll nahe am Walde. Schon der Marsch von Quedlinburg dorthin, mitten durch den schönen Harz, war eine Lust. Die Entfernung von Quedlinburg aus betrug reichlich sechs Stunden. Es gab einen doppelten Weg. Entweder ging man über Gernrode, am Stubenberge vorbei, über das Haferfeld, das Sternhaus, über die alte Erichsburg oder auch über die Heinrichsburg, den Mägdesprung, Harzgerode, Schielo, Steinbrücken und Abberode, oder man wandte sich gleich von Quedlinburg mehr östlich nach Ballenstedt, kam dort in den Wald, ging über den Kohlenschacht hinab in das schöne Selketal, dann hinauf nach dem Schloß Falkenstein, von da über das Gartenhaus und Pansfelde an Molmerswende, dem Geburtsorte des Dichters Gottfried August Bürger, vorbei und kam dann fast von Norden her auf das Forsthaus zu. Beide Wege waren landschaftlich gleich schön. Beide führten zuerst zwei Stunden lang durch flache Felder, aber angesichts der grünen Harzberge, dann durch herrlichen Wald über Berg und Tal, sodaß der sechsstündige Marsch mir und dem Kameraden, den ich meistens mitnahm, niemals eintönig, langweilig oder zuviel wurde. Wenn ich mit den Eltern hinauffuhr, wurde in der Regel der besser chaussierte Weg über Gernrode, Mägdesprung und Harzgerode gewählt. Beide Wege bin ich aber auch unzähligemale zu Fuß gewandert. Von meinen Freunden begleiteten mich oft entweder Julius Engel oder Ludwig Kramer. Unterwegs sahen wir Hirsche und Rehe, einmal in der Nähe des Mägdesprungs dicht am Wege, nicht zehn Schritte von uns entfernt, eine leibhaftige starke Wildkatze auf einer jungen Eiche. Mein Schwager ließ mich zuweilen wohl einmal Tabellen und andre amtliche Schriftstücke abschreiben; auch wurden die Ferienarbeiten eben gewissenhaft angefertigt. In der Hauptsache aber waren die in Tilkerode zugebrachten Wochen doch nur Tage der glücklichsten, freiesten Erholung. Tilkerode lag vom großen Verkehr ein wenig abseits. Meinen Geschwistern war deshalb jede Unterbrechung ihrer Einsamkeit — sogar durch ein paar Jungen — willkommen. Obst gab es dort oben in Hülle und Fülle. Im Baumgarten hatte mein Schwager für uns ein Reck und einen Barren zimmern lassen, und zum Klettern war uns kaum ein Baum zu hoch. Die größte Herrlichkeit für uns aber war der Wald. Wir durften mit zu den Holzschlägen oder Forstkulturen wandern, den Dohnenstieg absuchen, in der „Köte," einer aus Birkenstämmen für die Holzhauer im Walde hergestellten Hütte, am Feuer sitzen und Kartoffeln braten. Zu Pfingsten war unter der Dorflinde vor dem Forsthause großes Tanzvergnügen. Da schwangen wir als Sekundaner und Primaner mit den Bauernmädchen und den Waldarbeiterinnen das Tanzbein. Im Revier Tilkerode lag eine berühmte alte Richtstätte, auf der alljährlich das „Rügegericht" gehegt wurde, ein uralter, deutscher Brauch, dem der treffliche anhalt-bernburgische Minister von Schätzell durch Landesgesetz neue rechtliche Geltung verschafft hatte. In diesem Rügegericht wurde unter einer alten Eiche vor versammelter Gemeinde unter bestimmten Rechtsformen über Holz- und Waldfrevel verhandelt und abgeurteilt. Natürlich war auch das für uns Jungen vom höchsten Interesse.

Eine Stunde Wegs von Tilkerode lag das Städtchen Wippra. Dort war vor der Stadt ein prächtiges Sturz- und Wellenbad. Dahin wanderten wir im Sommer gegen Abend, badeten und verzehrten auf dem Rückwege im Walde das mitgenommene Vesperbrot.

Inzwischen nahte allmählich die Zeit der Prüfung heran. Daß ich besondre Furcht davor gehabt hätte, kann ich nicht sagen. Im Lateinischen war ich völlig sicher, im Griechischen mindestens nicht schlechter als irgend ein andrer Primaner, im Deutschen galt ich bei Lehrern und Schülern als der Klasse voraus. In der Mathematik war ich freilich schwächer, als Professor Schumann ahnte; aber in der Klasse hatte ich doch so viel geleistet, wie die andern Primaner auch. Meine Schwächen in der Geschichte und Geographie waren mir nicht verborgen; aber da die Schule uns in diesen beiden Wissenschaften mit einer, wie mir schien, unerhörten, fast demonstrativen Stiefmütterlichkeit behandelt hatte, so vermochte ich mir nicht vorzustellen, daß man im Abiturientenexamen mehr verlangen werde, als man uns gelehrt hatte. Das schriftliche Examen verlief denn auch ohne jede Schwierigkeit. Ich schrieb damals den lateinischen Aufsatz mit nahezu gleicher Leichtigkeit und Sicherheit wie eine deutsche Abhandlung. In der Mathematik begnügte ich mich, von den gestellten vier Aufgaben drei zu lösen. Das genügte vollkommen. Das mündliche Examen verlief viel harmloser, als wir zu hoffen gewagt hatten. Um zwei Uhr wurden wir hinausgeschickt und nach fünf Minuten wieder hineingerufen, um die Eröffnung zu vernehmen, daß wir das Examen bestanden hätten. Wir waren vier Abiturienten: Wahlstab, ein gescheiter, aber in sich verschlossener Bauernsohn aus der Magdeburger Börde. Er hat Medizin studiert und ist, obwohl körperlich ein Hüne, früh gestorben. Sodann P., der Sohn eines Geistlichen, äußerlich und innerlich einigermaßen verwöhnt. Er ist ein sehr angesehener und wohl situierter Arzt geworden. Der dritte war Armin Brode, der Sohn eines ehrenwerten und tüchtigen Rektors in dem Städtchen Ermsleben am Harz, ein blasser, mangelhaft ernährter, aber solider Junge mit dem besten Herzen von der Welt, nicht übermäßig begabt, aber einer von denen, die nach dem Maße ihrer Kraft immer ihre Schuldigkeit tun. Wir waren ihm alle gut, und jeder rechnete ihn zu seinen besten Freunden. Wahlstab und P. hatten sich von uns andern isoliert. Sie ließen sich auch am Abend des Examenstages bei unserm sogenannten Abiturientenkommers nicht sehen. Da Armin Brode zahlreiche unversorgte Geschwister hatte, so hatte ich die Kosten dieses Kommerses, die übrigens nur in der Bezahlung von zwei Fäßchen Bier und einigen zerbrochnen Gläsern bestanden, allein übernommen. Meine Eltern fanden das ganz in der Ordnung. Freude habe ich an diesem Abiturientenkommerse wenig gehabt. Als ich um acht Uhr in das Lokal trat, fand ich die meisten Primaner und Sekundaner schon im Stadium einer unnatürlich lauten Ausgelassenheit, wie wir sie in den letzten beiden Jahren gar nicht mehr gekannt hatten. Einer meiner nächsten Freunde vom Musenbunde her sprach nur noch in Dithyramben, die sich teils gegen die „Falle" (das Gymnasium), teils gegen die Lehrer, teils gegen die Welt im allgemeinen wandten. Er umarmte mich stürmisch und dichterisch zugleich, sodaß ich ihn, ohne weiter ein Wort zu sagen, unter den Arm nahm und nach Hause führte. Damit war er auch ganz einverstanden. Als ich wiederkam, war die Hälfte der Eingeladnen verschwunden. Sie hatten gleichfalls gefühlt, daß es Zeit für sie sei, sich schlafen zu legen. Wir andern saßen noch bis zehn Uhr zusammen und plauderten; aber von rechter Freude oder gar Weihe war an jenem Abend keine Rede mehr. Der Verlauf des Abends zeigte deutlich, wie wenig wir in den letzten Jahren seit 1848 gekneipt oder gar kommersiert hatten. Primaner und Sekundaner konnten kaum noch ein oder zwei Glas Bier vertragen.

Viel netter war die Gastlichkeit, die uns mein Mitabiturient Armin Brode erwies. Er hatte im Auftrage seiner Eltern eine kleinere Zahl unsrer nähern Freunde und mich eingeladen, am nächsten Sonnabend mit ihm nach dem etwa vier Stunden entfernten Ermsleben zu wandern und dort bei seinen Eltern Kaffee zu trinken und einfach zu Abend zu essen. Das war eine fröhliche Wanderung, und als wir mit dem Herrn Rektor, der Frau Rektorin und ihren Kindern bei Kaffee und Kuchen um den großen Tisch herumsaßen, wurden dort unter der sehr geschickten Leitung des Vaters Brode ebenso nützliche wie fröhliche Gespräche geführt.

brochen zu sein, es war zuweilen ein dumpfes Grollen zu hören. Als ich einmal dicht an das Haus heran kam, beteten sie darin, ich konnte die Stimmen deutlich unterscheiden, die laute und feierliche Stimme der Kräuterfrau, den Ton der Meisterin, worin man Tränen zu hören meinte, und die hellen Kinderstimmen. Das alles klang durcheinander, schwoll an, versank dann wieder wie in eine Tiefe und erhob sich wieder wie ein Glockenläuten, das der Wind aus einer Ferne über den Wald treibt. Endlich waren sie fertig, und nun trat auch ich wieder in das Sterbezimmer. Der Meister, über dessen Antlitz jetzt ein friedlicher Ausdruck lag, redete gerade mit seinem Weibe und hielt ihre Hand in der seinigen. Wie er mich hereinkommen sah, winkte er mich mit den Augen heran, und seine Lippen murmelten etwas, was ich nicht verstehn konnte. Da ich aber nicht im Zweifel war, was er mir sagen wollte, so antwortete ich ihm, er möge sich keine Sorgen machen, ich würde die Seinigen nicht verlassen, sondern ihnen meine Dienste, solange sie danach verlangten, widmen. Er nickte und gab mir die Hand.

Endlich war der Kampf zu Ende, der Kranke streckte sich friedlich aus, seufzte noch einmal, und dann zog seine Seele in die andre Welt hinüber. Wir standen erschüttert und zugleich wie von einer schweren Last befreit vor dem Geheimnis des Todes und sahen bewegt auf das still gewordne Antlitz, worüber sich, als der Schatten am Kopfende des Bettes seinen Platz verließ, ein sanfter Schimmer des fernen Abendrots ergoß. Die Kinder wurden nun hinausgeschickt, der Knabe und die beiden ältesten Mädchen faßten sich an der Hand und verließen zusammen das Zimmer; ich nahm mir das kleinste, das Mariannele, ein freundliches und rosiges Blondköpfchen, das von allen am zutraulichsten gegen mich war, und trug es auf dem Arm in die Wiesen hinaus. Bald darauf brach die Dämmerung herein; das Gewitter war in der Ferne vorübergegangen, und die Luft ging kühl und erfrischend zwischen den Bergen. Zwischen den Wolken wurde ein schöner Stern sichtbar, der mit der wachsenden Dunkelheit an Glanz und Feuer zunahm. Den zeigte ich dem Kinde, und ich sagte ihm, sein Vater sei nun in eine Welt gegangen, wo diese Sterne zuhause wären und ihre Heimat hätten, ja er sei selbst ein Stern in dieser Welt geworden und blicke jetzt ganz glücklich und erfreut auf uns nieder. Und was mir sonst einfiel, erzählte ich dem Kinde, das, obwohl es von Tod und Sterben noch keine deutliche Vorstellung haben konnte, doch mit den andern herzbrechend geweint hatte und nun auch, obgleich es, was ich ihm zum Troste sagte, ebensowenig verstand, dennoch davon getröstet und aufgeheitert wurde.

So wandelten wir eine Weile im Abenddunkel hin und her, freuten uns über einige rosige Wölkchen, sahen dann dem Monde zu, wie er hinter den Bergen emporkletterte, zuerst nur mit Augen durch die Tannenwipfel sah, dann aber mit der ganzen Gestalt hervorkam und hinter den Sternen herlief, und schritten endlich wieder dem Hause zu, das jetzt hell erleuchtet war. Da das Lenerl noch nicht gegangen war, so blieben wir noch draußen und setzten uns einstweilen auf eine Bank, die unter dem Zimmer, worin der Tote lag, an der Wand angebracht war. Das Kind war von der Erregung und vom Weinen müde geworden, lehnte sein Köpfchen an meinen Arm und schlief sanft ein. Um mich her war die tiefe Ruhe des Abends. Da das Fenster offen stand, um die Seele des Entschlafnen herauszulassen, damit sie ihren Weg durch die Sterne in die Ewigkeit finden könne, so konnte ich hören, wie die Frauen drinnen hantierten und geschäftig hin und her gingen, und ich verstand auch, was sie zusammen sprachen. Sie redeten von ganz gewöhnlichen und gleichgiltigen Dingen, was mich zuerst wunderte, es mochte der Meisterin aber wohl nach der gewaltsamen Spannung, in der sie während der letzten Tage und Stunden gewesen war, eine Wohltat sein, sich wieder einmal auf eine ruhige Art zu unterhalten und ihre Gedanken auf Verhältnisse zu richten, bei denen ihr Gefühl unbeteiligt war. Ich hörte schon nicht mehr zu, als das Gespräch plötzlich eine Wendung nahm, die mich veranlaßte, wieder aufzuhorchen und mit wachsender Unruhe und Sorge zu lauschen.

wie möglich und bis auf den letzten Tropfen auszuschütten. Das Mariannele schlief noch immer, so nahm ich es auf und trug es sachte ins Haus hinein, behielt es auch, während ich mit der Meisterin sprach, in meinem Arm.

Als ich aber der Frau in dem einsamen Zimmer, neben dem das Totenlicht still brannte, gegenüberstand und ihr bedrücktes und gedemütigtes Gesicht vor mir hatte, das blutrot und mit dem Ausdruck eines Kindes, das gescholten zu werden erwartet, an mir vorbeisah, vergingen mir plötzlich die Worte, die ich draußen zurechtgelegt hatte, und ich geriet in ein Zittern und in eine Schwäche, als wankte der Boden unter meinen Füßen. Die Müdigkeit, die schon vorher über mich gekommen war, kehrte wieder, und mir wurde dunkel vor den Augen. Was sträubst du dich denn, klang es in mir, die Hand anzunehmen, die man dir anbieten will? Was willst du mehr? Hier hast du ein warmes Haus, und Frieden und Menschen, die dich lieben werden. Tauch hier unter und vergiß, was hinter dir liegt, vergiß auch, was du sonst im Herzen trägst.

Es war ein Glück, daß ich das Kind in meinen Armen hielt, und daß es mich mit seiner Schwere zwang, meine Kraft zusammenzunehmen und mich aufzuraffen. Es war aber nur ein Augenblick des Schreckens, nur ein Augenblick, wo ich von einer Welle heißen Blutes, die über mich wegging, mit fortgerissen wurde, da erhob sich aus dem Dunkel meiner Seele zum erstenmal in erschreckender Deutlichkeit die Gestalt, die zwischen mir und jeglichem Glück, auch dem ärmsten und niedrigsten stand, und alles Blut stockte mir in den Adern. Und dann blickte mich hell wie der Mond, der durch das offne Fenster hereinschien, ein Antlitz an, dessen Bild ich tief, ach schon allzu tief in meiner Seele trug. Ja du schwebst über mir, unerreichbar wie dieses wandelnde Licht da droben. Dich kann ich nicht erlangen, und andres will ich nicht. Außerhalb des Pfades, wo glückliche Menschen wandeln, geht mein Weg. Ich kann nur von ferne stehn, mehr ist mir nicht geblieben, mehr will ich nicht.

Meisterin, sagte ich, ich muß Euch sagen, ich bin kein Hund, den man an die Kette legen kann, ich denke nicht an Heiraten, weder jetzt noch später, ich bin dafür nicht geschaffen. Und auch Ihr werdet wohl nicht daran denken, am wenigsten jetzt, wo Euer Mann noch nicht aus dem Hause getragen ist. Soll ich bei Euch bleiben, dann darf von einer solchen Angelegenheit nicht wieder zwischen uns die Rede sein. Ihr müßt dem Weibe, das Euch zu solchem Geschwätz verlockt hat, sagen, daß es zwischen uns bleibe, jetzt und immer, wie es gewesen sei: Ihr seid die Meisterin, und ich bin der Geselle. Und Ihr müßt ihm sagen, leicht könne es geschehn, daß nicht sie mir, sondern daß ich ihr den Pfarrer zusenden würde, denn das mit dem Tränklein habe ich auch vernommen. Wenn es Euch so recht ist, dann bleibts bei dem, was ich dem Meister noch zuletzt in die Hand versprochen habe, und ich werde Euch mit allen meinen Kräften, und so gut ich es immer vermag, zur Seite stehn. Wollt Ihr es anders, so müßt Ihr Euch nach einem andern Gesellen umsehen.

Die Frau hatte mit abgewandtem Antlitz am Tisch gesessen, nun erhob sie sich und schaute mich frei und offen an. Es ist schon recht, Reinhold. Hast du das Gespräch gehört, so weißt du, wie wir darauf gekommen sind, und ich sage dir jetzt, daß es mir längst leid geworden ist. Ich habe meinen Mann lieb gehabt und habe ihn noch immer lieb, werde mich auch nicht wieder verändern. Und wenn du einer Witwe mit ihren Kindern so treulich über den Berg hinüberhelfen willst, so danke ich dir. Ich danke dir vielmals, und ich werde auch alles tun, was du verlangt hast.

Darauf nahm sie mir das Kind aus den Armen, und nachdem sie es vorläufig auf seinem Bettchen niedergelegt hatte, sahen wir uns auch nach den andern Kindern um, die über dem, was im Hause geschehen war, ganz vergessen worden waren. Sie hatten sich in den Stall begeben, wo wir sie eng aneinander geschmiegt in tiefem Schlafe und noch mit den Spuren von Tränen, die sie in ihrer Verlassenheit geweint hatten, vorfanden.

lieren. Nun verstand ich, daß sie ihn alle liebten; ich liebte ihn gleichfalls und beklagte es, daß mir früher kein solcher Mann auf meinem Lebenswege begegnet war. Auch der Pfarrer kam häufig zu dem Weidhofe herauf, gleichfalls eine vornehme und bedeutende Erscheinung, und die beiden Herren ergingen sich nun zuweilen in religiösen Erörterungen. Obwohl sie verschiednen Kirchen angehörten, und jeder von ihnen zu der seinigen stand, verstanden sie sich doch und verkehrten auf eine vertraute Weise miteinander. Sie hatten wohl beide die Treppe gefunden, die von jeder der beiden Kirchen nach dem ihnen gemeinsamen Turm hinaufführt; dort in der Höhe trafen sie zusammen und schauten einträchtig in die Gotteswelt hinaus.

An einem solchen Abend erzählte der Pfarrer auch von dem Kräuterlenerl, sie bereite ihm mit ihrem verworrenen und lichtscheuen Wesen jetzt manchen Verdruß. Er habe jedoch einmal viel von ihr gehalten und Gutes von ihr erwartet. Vor Jahren, als eine schlimme Seuche in der Gegend gewütet habe, da sei sie unter den Kranken wie ein Engel der Barmherzigkeit herumgegangen und habe sie treu und hingebend verpflegt. Wenn die Leute auch sagten, sie hätte diesen barmherzigen Eifer nur aus Ehrgeiz entfaltet, nämlich um es in der Ewigkeit einmal zu großer Herrlichkeit zu bringen und also, was eine Lieblingsvorstellung von ihr sei, mit einem Krönlein auf dem Haupte und einer Harfe im Arm am gläsernen Meer zu sitzen und zu singen, so könne er ihr dennoch ihre damals bewiesne Tapferkeit und Bravheit nicht vergessen und sehe ihr also in manchem durch die Finger. Doch stimme er allerdings den Leuten zu, wenn sie sagten, was das Lenerl koche und was es rede, das müsse man beides immer erst, ehe man davon koste, vorsichtig untersuchen.

Dies sagte er mit einem auf mich gerichteten Lächeln, woraus ich schloß, daß das Lenerl trotz der Warnung, die ich ihm hatte zukommen lassen, den Versuch gemacht hatte, den Pfarrer gegen mich in den Harnisch zu bringen, und daß ihr dieser Versuch mißglückt war. Beim Weggehn gab der Pfarrer auch mir die Hand und sagte: Es hat mich gefreut, von Ihnen Gutes zu hören. Witwen und Waisen zum Troste handeln und sich vor der Welt unbefleckt erhalten, das ist gewiß ein Werk, an dem Gott im Himmel und die Menschen auf Erden ihr Wohlgefallen haben."

Er sah mich dabei ernst und mit einem forschenden Blick an, als wolle er seine Augen in den innersten Grund meiner Seele tauchen und die Wasser, die da verborgen rannen, auf ihre Lauterkeit prüfen, und er sprach die Worte, vor allem die, die sich auf das Reinhalten von Befleckung bezogen, in einer so eigentümlich nachdrücklichen Weise, daß ich plötzlich erkannte, auch über das, was in der einsamen Totennacht zwischen mir und der Meisterin vorgefallen war, sei er unterrichtet. Da sich dieser Vorgang nur zwischen drei Personen, von denen die dritte ein schlafendes Kind gewesen war, abgespielt hatte, so mußte also die Meisterin gebeichtet und mich, weil sie ja nicht wissen konnte, wie armselig es in Wirklichkeit um meine Festigkeit bestellt gewesen war, in einem heroischen Lichte gezeigt haben. Das Blut stieg mir ins Gesicht, und beschämt über das so wenig verdiente Lob, das mir im Kreise der besten Menschen und vor der, die mir am höchsten stand, zu teil geworden war, wandte ich mich zur Seite. Da aber fiel mein Blick auf Maria, deren Gestalt an dem Stamme des Baumes, worunter wir standen, lehnte, und nun strahlte mir plötzlich eine so helle Freude entgegen, und in den dunkeln Augensternen, die mich mit einem stillen Lächeln ansahen, schimmerte so warme Teilnahme und ein so zärtliches Licht, daß ich mich vollends verloren fühlte, und es fehlte nicht viel, so hätte ich mich wunderlich benommen.

Es war kein Zweifel mehr, daß ich Maria liebte, und daß mir in dieser Liebe eine neue und schmerzliche Prüfung auferlegt worden war.

Konnte ich denn nochmals lieben? Hatte ich denn das arme Marthchen vergessen, und liebte ich sie denn nicht mehr? Ich liebte sie immer noch. Wenn ich

habt ganz Recht, ich darf nicht mehr in der Nacht umhergehn, es bekommt mir nicht. Ich werde künftig zuhause bleiben. Macht Euch nur keine Sorge um mich, es geht vorüber, und morgen bin ich wieder wie der Fisch im Wasser. Und nun will ich schlafen.

Sie nickte freundlich: Tu das, Reinhold. Wir werden uns freuen, wenn du einmal Abends bei uns bleibst. Das Mariannele sagt schon immer: Warum der Reinhold immer zu andern Menschen geht! Sie hat dich lieb, das kleine gute Herz.

Der Schlaf kam jedoch nicht auf meine Lider, lange lag ich mit wachen Augen. Das Wasser rauschte durch die Nacht, und der Mond zog durch unruhige Wolken; bald lag die Welt vor mir in Finsternis, bald schimmerte sie und funkelte im Licht.

Ich darf es nicht mehr wachsen lassen, ich muß es herausreißen, ich muß es verbergen vor mir und ihr. Ein Mensch, der soviel Qual in sich verbergen kann, wird doch auch eine Liebe verbergen können. Ich will ja nichts, ich will sie nur von ferne sehen, nur dann und wann ihre Stimme hören, in ihr Antlitz schauen, nur in ihrer Nähe weilen, mich an ihrem Glück freuen und mein Glück darin suchen, daß sie glücklich ist, und daß sie glücklich bleibt. Nun fing ich an, mir jede Stunde, die ich mit ihr zusammen gewesen war, ins Gedächtnis zurückzurufen, von der ersten Begegnung an bis zu dieser Abendstunde, wo das Licht aus einem zarten Morgenschein schon zu einer heißen Sonne geworden war. Und dann sprach es wieder in mir: Wandre, wandre, so weit dich deine Füße tragen!

Die Sache ist sehr einfach, sagte ich endlich; ich werde mich zurückhalten und nicht mehr nach dem Weidhof hinaufgehn. Unter diesem verständigen Entschluß schlief ich endlich ein und wachte erst wieder auf, als der schönste Morgensonnenschein über den Bergen lag, und von der Kirche das Glöcklein durch die goldne Frühe läutete. Den ganzen Tag arbeitete ich fleißig und mit frischer Kraft, und am Abend zog ich mit den Kindern durch die Wiesen nach dem Walde hinauf, wo wir uns auf einer freien Höhe niedersetzten und zusammen das stille Abendrot betrachteten, das in fernen Wolken glühte. Als dann die ersten Lichter im Dorf angezündet wurden, gingen wir nach Hause und saßen noch ein Stündchen um die Lampe.

Es war ein schöner Abend, sagte ich, als ich auf mein Zimmer ging; aber als ich nun wieder mit mir allein war, war es mir, als ob trotz des vielen Sonnenscheins an diesem Tage die Sonne nicht geschienen hätte.

Auch am folgenden Tage ging ich nicht zu dem Weidhof hinauf; dann überschlug ich gleich mehrere Tage und endlich eine ganze Woche. Zuerst hatte ich Sorge, man könne eine Veränderung an mir wahrnehmen und nach der Ursache meines Fernbleibens fragen. Als das jedoch nicht geschah, Maria mir vielmehr immer in derselben Weise, gut und freundlich, ohne Befangenheit und scheinbar ohne alle Erregung entgegentrat, fing ich an zu glauben, das Kunststück, den Uhrzeiger, der schon die Mittagsstunde angegeben hatte, unvermerkt zurückzudrehen und das ruhige und klare Verhältnis der ersten Tage wiederherzustellen, sei wirklich gelungen.

Langsam wurde es Herbst. Die schönen grünen Höhen trugen freilich kein welkes Laub, aber auf der Talsohle zeigten sich doch welke Blätter. Die Brombeerhecken färbten sich rot und gelb, die Nacht kam früh, und der Himmel war oft trüb und mit Wolken überzogen. Doch kehrte der Sommer, bevor er für immer Abschied nahm, noch einmal zurück und brachte heiße und schwüle Tage.

An einem solchen gewitterschwülen Sonntagnachmittag war ich auf dem Weidhofe. Der Professor war mit einem Freunde ins Dorf gegangen, auch der Weidhofer war abwesend, und die Mutter im Hause beschäftigt. So saß ich mit den Schwestern allein unter den Bäumen, in einer Stille und einem Schweigen rings umher, das uns den Atem nahm. Veronika ließ den Kopf hängen, und

Da saß ich nun, die Augen mir mit beiden Händen verhüllend. Und wieder und wieder fragte ich verzweiflungsvoll: Gibt es denn keinen Frieden? Führt denn kein Weg aus meinem Elend hinaus?

Von neuem flammte es auf, und noch einmal, von allen Seiten stürzten sich Feuerströme nieder. Das Licht war so grell und blendend, daß auch die Zweige vor mir in ihm vergingen. Nur eins stand noch in diesem geisterhaften Schein, hoch und gewaltig, ein schwerer ernster Schatten in dem Feuermeer, das Kreuz.

Entsetzt schaute ich zu ihm auf. Du düstres Bild, was hast du mir zu sagen? Du, das einzige, das ich noch sehe, was willst du mir verkünden?

Ich fuhr auf. Denn es war mir, als ob jemand zu mir redete. Eine Stimme aus weiter Ferne, eine Stimme, die aus meiner tiefsten Seele hervorklang: Gib den Kampf auf, ergib dich. Längst bist du müde. Nimm dein Kreuz auf dich und sühne dein Unrecht. So wirst du Frieden haben.

Als stünde wirklich jemand vor mir, wehrte ich mit den Händen ab. Nein nein, nur das nicht. Alles will ich tun, alles leiden, alles tragen, alles hingeben, nur dies eine fordre nicht von mir!

Ich reckte mich empor, und mir wurde feierlich ums Herz, als ich nun in die Finsternis hinaussprach zu dem, den ich nicht sah, und von dessen Gerechtigkeit ich mich doch bedrängt wußte:

Noch liegt keine neue Schuld auf mir; die tiefen Wasser rinnen noch zwischen ihr und mir, und nur mit den Augen haben wir uns gegrüßt, nur die Hand uns darüber gegeben. Ich danke dir, daß du mir Hilfe gesandt hast, als ich mich vergessen wollte. Aber nun zwinge ich es allein. Das Träumen ist vorüber, ich werde stark sein. Und sollte ich dennoch schwach werden, höre es, du Erhabner und Unsichtbarer, der du mit deinen Blitzen drohst, dann werde ich, ich gelobe es dir, mich selber wie einen Hund an die Kette nehmen und mich in deine Hände liefern.

Der Sturm sauste durch die Tannen, die Bäume ächzten, Wasserfluten ergossen sich über mich, und ich sah nichts mehr als Nacht und Feuergluten. Aber mitten in den Stürmen und in der Bewegung, in die die Natur hineingezogen wurde, überkam mich tiefe Ruhe und eine kraftvolle Zuversicht, und in dieser ganzen langen, schweren Nacht, während der ich im Kampfe der Elemente lag, ging die wiedergewonnene Ruhe nicht wieder von mir. Mir konnte ja nichts geschehn; den Tod fürchtete ich nicht, aber ich fürchtete auch das Leben nicht mehr.

Es wird eine Linie nach der andern in uns getilgt, und es werden andre Linien darüber hingezogen, bis unvermerkt das Alte gelöscht ist, und etwas Neues an seiner Stelle steht.

30

Die Nacht ging endlich vorüber. Das Flammenmeer ergoß sich über andre Berge und Täler, dann hörte auch der Sturm auf, und endlich brach ein bleicher Schein durch die Wolken. Ich raffte mich auf und suchte in dem spärlichen Lichte, das fast noch Dunkelheit war, Schritt für Schritt meinen Weg. Der Pfad war vielfach zerrissen, reißende Bäche schossen darüber hin, und da und dort hing ein niedergeworfner Baum kopfüber am Berge. An einer Stelle war der Pfad gänzlich versunken, in eine tiefe Schlucht hineingestürzt, die über Nacht entstanden mich daran erinnerte, daß mitten im Donner der Wolken einmal ein Dröhnen zu hören gewesen war, als fiele der Berg in sich zusammen. Ein Stück des Geländes mußte sich oben gelöst haben und alles mit sich fortreißend, die Bäume vor sich her entwurzelnd und den Boden bis auf den Felsgrund aufwühlend, in die Tiefe gestürzt sein. Oder war vielleicht der zerklüftete Fels selbst, der sich einer altersschwachen Menschengestalt von riesenhaften Formen ähnlich von der Höhe nach dem Tale herunterneigte, in sich zusammengebrochen und hinabgestürzt? Die Leute sprachen zuweilen als von einer uralten Rede davon, daß er wohl dem Dorf noch einmal gefährlich werden würde.

Der Gedanke riß mich aus der Betäubung, in die ich mich, nur immer mit

Ich erklärte, daß ich nicht irre rede, und daß das Lenerl überflüssig sei, aber der Knabe war schon unterwegs, und es war schließlich gut, daß er gegangen war, denn ich wurde wirklich krank und versank unter der großen Angst, ich könne mir in meinem kranken Zustande das Geheimnis, das ich so lange gehütet hatte, entreißen lassen, in eine tiefe und lange Dunkelheit, und diese Angst war vielleicht das letzte Licht, womit mein Verstand in die wirren Träume, von denen ich gequält wurde, hineinleuchtete. Noch einmal und immer wieder durchlebte ich die schreckliche Nacht. Ich stand auf einsamer Klippe, unter mir wurde hin und wieder, wenn ein Blitz die Wolken spaltete, zwischen jagenden Nebeln das Dorf sichtbar. Der Sturm brauste, da und dort brannte in dunkelglühender Flamme eine vom Blitz getroffne Föhre im Walde, und aus den Nebeln klang ängstlich die Glocke herauf. Man läutete in der letzten Not und betete zu Gott; auch ich betete und rief: Mußt du sie vor mir retten, so vernichte mich, aber schone der Unschuldigen. Aber trotz aller Bitten geriet der Berg in Bewegung und fiel und fiel. Dann wurde es still, die Glocke schwieg, alles war begraben. Verzweiflungsvoll wollte ich mich in die Tiefe, in der alles, was schön und gut war, verschüttet war, hinabstürzen, aber der Baum, an den ich mich geklammert hatte, hielt mich fest und drückte mich zu Boden.

So begann es immer wieder. Doch endlich wurde es heller um mich her, die roten Flammen erloschen, und an ihrer Stelle leuchtete die Sonne freundlich durch die Fenster. Das Klagen der Glocke wurde zu einem sanften Abendläuten und der Sturm zu lieblicher Stille.

Höre, du kannst einem aber zu schaffen machen, sagte das Lenerl, aber jetzt sind wir über den Berg.

Ich genas nun schnell, blieb aber noch lange schwach, und eine große Weichheit, in der ich jedoch eine neue Kraft spürte, kam über mich, verließ mich auch nicht wieder. Ich konnte nun wieder an Begebenheiten denken, an denen ich sonst mit geschlossenen Augen vorübergegangen war; es stiegen alle guten Sterne, die mir geleuchtet hatten, aus ihrem Dunkel hervor und schienen wieder, und mit ihnen löste sich auch der liebe Gott aus den Nebeln, die ihn mir verschleiert hatten, und ich sah nun, daß ich schon lange und ohne es zu wissen in seinem Lichte gewandelt war. Nun tauchte auch die dunkle, noch ungerächte Schuld aus den verschlossenen Tiefen meiner Seele auf, ich gedachte ihrer mit Tränen und fragte mich, wie ich sie sühnen solle. Ich will selbst nichts mehr sein. Armen Leuten das tägliche Brot verdienen, ihnen die letzte Kraft widmen, das ist wohl Reue, die vor Gott gilt. Das war damals meine Entscheidung.

(Schluß folgt)



Die zwölf Nächte

Weihnachtsgeschichte von Georg Stellanus

(Fortsetzung)



Weihnachten hätte sich für die Wehlener nicht schöner anlassen können: Schnee, Schlittschuhbahn, ein Verwundeter, den man aufsuchen, und dessen Heldentaten man lobpreisend ins großartige aufbauschen konnte, elf Urlauber mit Einschluß der beiden Pontoniere und — sollte man es glauben — sogar ein Gespensterpaar, aber kein verliebtes, fleischernes, sondern eins, das sich nur in der Nähe des Kirchhofs sehen ließ, und bei dem an Röberkarl nicht zu denken war, denn der saß bei seinen Eltern, mit kalten Kompressen zugedeckt, im Lehnstuhl und konnte sich nicht rühren. Wenn man die Möglichkeit von Gespenstern einräumte — und wer hätte das zu

noch vorbeirasen konnte? Doch, aber Minna Kegel hatte Recht gehabt, als sie gesagt hatte, vielleicht könne sich einer finden, der Helenchen nicht bloß besser gefiele als Löseremil, wozu nicht viel gehörte, sondern auch besser als Röberkarl, was ihr, als Minna diese Äußerung getan hatte, sehr unwahrscheinlich vorgekommen und doch eingetroffen war. Damit soll, was Helenchen anlangt, nicht darauf angespielt werden, daß das Frauenherz unbeständig wie die hin- und herspringenden Frühjahrslüftchen wäre, mobile come il vento: die Sache hing vielmehr so zusammen: Röberkarl war trotz seines berückenden Lächelns, seiner feurigen Augen und seiner ansehnlichen Gestalt für Helenchen nicht der Rechte gewesen, und der Rechte war am Tage nach der Quirlequitscher Hauerei gekommen, von Röberkarl selbst unvorsichtigerweise gesandt, und der ganze in Helenchens Herzen aufgehäufte Zündstoff, den Röberkarls Gegenwart immer nur zu sanftem „Schwelen" gebracht hatte, war mit einemmal lichterloh in Brand geraten. Karl war mit seinem Elefanten, wie der Großpapa Undertaker — so erzählt uns ja Dickens — seine schiebende Enkelin zu nennen pflegte, sehr zufrieden gewesen. Max Hodewitsch, der dicke Hodewitsch, wie sie ihn alle nannten, hatte den Stuhlschlitten, auf dem der Verwundete saß, so sorgsam und stetig geschoben, daß Röberkarl, wenn ihm der Wind nicht etwas kühl um die Nase gepfiffen hätte, wirklich hätte glauben können, er läge in seinem Bett, und da der dicke Max sich nicht auf das Nachhausebringen beschränkt, sondern mit kameradschaftlicher Aufopferung auch die ganze Nacht den Krankenpfleger gemacht hatte, so hatte ihn Röberkarl gebeten — er konnte wegen seiner Lippenwunde die Worte nur mit vieler Mühe herausbringen —, früh zu Hodewitschens, die, wie gesagt, glücklicherweise mit Max in keiner, einer Verehelichung des braven Pontoniers mit Helenchen irgend im Wege stehender Nähe verwandt waren, zu gehn und ihnen zu sagen, daß es „so gut wie nichts" sei, und daß der Arzt gesagt habe, in sechs bis acht Wochen werde nur noch eine schmale Narbe zu sehen sein, und auch diese werde von dem Schnurrbart fast ganz verdeckt werden.

Max war denn auch zu Hodewitschens gegangen und hatte, da er „ganz zufälligerweise" nicht den Alten, sondern der Jungen in den Weg gelaufen war, seinen für die ganze Familie bestimmten Auftrag an Helenchen bestellt, und es war ihm im Laufe des Gesprächs gegangen wie der treuen Minna, er hatte unwillkürlich das Interesse seines Kommittenten aus den Augen verloren und sich überaus warm mit der Tatsache beschäftigt, daß Helenchen zwar kaum das militärische Maß hatte, aber eine entzückende kleine feiste Wachtel war, wie er noch keine mit so reizenden rosenroten Lippen und schalkhaft blickenden „wirklich gar zu netten" Augen gesehen hatte. Wie die Leserin, die sich auf die Liebe versteht und es weiß, daß ein Mädchen nichts dafür kann, wenn ihm der Schatz seiner Freundin so gefällt, als wäre es der eigne, die treue Minna des Verrats an der Freundin nur unter ausdrücklicher Zubilligung mildernder Umstände geziehen haben wird, so wird auch der Leser unsern Pontonier entschuldigen, der nicht Zeit gehabt hatte, unter seinem grünen Rock ein Panzerhemd anzulegen, und der nun, ohne daß er gewußt hatte, wie ihm geschah, weit ernstlicher verwundet worden war, als sein leichtsinniger, nicht bloß mit Helenchen, sondern auch mit der Ziege, den Federbetten und den nußbaumfarbig Gebeizten liebäugelnder Auftraggeber.

Wenn Helenchen für Röberkarls Schicksal mehr Herzensanteil gezeigt hätte, als man möchte sagen, kameradschaftliche Teilnahme, so wären die Ziege, die Federbetten und die nußbaumfarbig Gebeizten vielleicht noch zu retten gewesen. Aber so, wo Helenchen die Botschaft zur Neben- und den Boten zur Hauptsache zu machen keinen Anstand genommen hatte, hatte der dicke Pontonier, nachdem er seine Ausrichtung gemacht hatte, die übernommne Prokura ganz vergessen und in die niedliche kleine Festung glühende Brandpfeile in Gestalt von verliebten Blicken auf eigne Rechnung zu werfen begonnen. Als er weggegangen war, um Karl auszurichten, daß Helenchen und deren Eltern an der erlittnen ehrenvollen Niederlage den größten Anteil nähmen, und daß der alte Hodewitsch — das hatte das gute Kind auf seine eignen Hörner genommen — ihn besuchen würde, war Maxens Verrat an den Plänen des Freundes kein unvollendeter Versuch mehr, sondern ein wirklich verübtes Delikt gewesen. Helenchen schwebte ihm mit allen ihren Reizen und ohne jede Umrahmung mit Ziegen, Federbetten und nußbaumfarbig Gebeizten als die Seine vor. Er hatte ein kleines Kapital zurückgelegt, mit dessen Hilfe er, sobald er im nächsten Herbst den Dienst hinter sich haben würde, rot- und weißkarierte Inletts — die Geschmäcke

seien auf dem Kirchhofe in der Gruft des Mergnerschen Erbbegräbnisses verschwunden. Es sind zwei Frauen gewesen, fügte Helenchen hinzu, denn sie haben Mützen mit langen Schleierbändern aufgehabt, und Krügerhans hat auch gesehen, daß sie überlaufende Tränenkrüglein im Arme getragen haben.

Dem alten Mergner, der zwei Gattinnen überlebt hatte, denn er hatte nach dem Tode der schon erwähnten ersten eine zweite geheiratet, war diese Nachricht ziemlich unheimlich: wenn es seine Anna und seine Luise waren, die mit Tränenkrügen umherzogen, so hatte das vielleicht seinen baldigen Tod zu bedeuten, und vor dem Tode fürchtete er sich. Recht hell und freudenreich war ja sein Leben in den letzten Jahren nicht gewesen, aber doch auch nicht unbehaglich: seine Schwester, die ein paar Jahre älter war als er, führte ihm die Wirtschaft, und wenn er seine Launen, mit denen er bei ihr nicht ankam, durchaus an jemand auslassen mußte, war August, der Bootsjunge, da, der sich so ziemlich alles gefallen ließ und ihn aus angeborner Gutmütigkeit wie ein Sohn pflegte. Ja, Augusts Anhänglichkeit an den „Meester" ging so weit, daß er ein für allemal dessen Partei dem alten Fräulein gegenüber ergriffen hatte und diese Parteinahme in mancherlei Weise entgelten mußte; namentlich strafte ihn die alte, von Charakter nicht sehr bequeme Jungfer für jede Rebellion durch irgend eine Kostentziehung.

Wo will en denn Krügerhans begegnet sein? fragte der alte Mergner etwas kleinlaut.

Das ist ja eben das närrische: er will gesehen haben, daß sie bei dir aus dem Gehöfte gekommen sind, Pate Mergner, und von da sind sie direkt in ihre Gruft zurückgeflattert.

Geflattert? fragte der alte Herr entsetzt.

Geschwebt, heißt das. Johannes Krüger hat gesehen, daß sie den Boden nur mit der äußersten Schleppe ihrer weißen Gewänder berührt haben, nicht mit den Füßen.

Der alte Mergner hätte nicht der alte Mergner sein müssen, wenn er sich hätte enthalten sollen, zu fragen: Wie sollen denn die Fiße ausgesehen ham, mit denen se den Erdboden nich beriehren taten?

Nu doch ganz wahrscheinlich weiß, wie Knochen „sehn." Gerippe sinds gewesen, sagt Johannes Krüger: an denen ist nichts übrig als die Knochen, die bei jeder Bewegung ein unheimliches Geräusch machen.

Das war zuviel für den alten Mergner: er konnte seinen Kaffee nicht austrinken, wurde schwiemlig, mußte mit einem größern Glase Wacholderschnaps aufgerichtet werden und gewann seine Fassung erst nach einiger Zeit und da nur in sehr unvollständiger Weise wieder.

Was Helenchen, die von Johann Krüger wie von einem Fremden sprach, mit ihm aber als Maxens Intimus auf ganz vertrautem Fuße stand, nicht gesagt hatte. war, daß dieser tags zuvor, am ersten Feiertag, keine Gespenster gesehen, sondern den Abend ruhig bei Max Hodewitschs Eltern verbracht hatte. Von den beiden Gespenstern, auf deren Erscheinen es Helenchens Eltern und den alten Mergner vorzubereiten galt, wollte er das eine selbst vorstellen, und eine der Mägde des Löserschen Guts, die er schon vor seiner Einziehung zum Militär gekannt hatte, und der er womöglich noch besser gefiel, seitdem er die grüne und rote Uniform trug, sollte das andre Gespenst „machen." Ein recht solides Gespenst, wie es sich für eine ehrbare Grenzbotengeschichte eignet, war das zweite Gespenst allerdings nicht, denn die Magd, die mit dem Urlauber wieder angebandelt hatte, hatte ohnehin einen Verehrer, dessen Eifersucht, wenn er sie zu zweit mit Krügerhans gesehen hätte, sie mit Recht fürchtete. In der Verkleidung glaubte sie nach dieser Richtung hin so ziemlich sicher zu sein. und das Erscheinen der beiden Gespenster war nicht bloß ein loser Streich, mit dem man den alten Mergner ins Bockshorn jagen wollte, sondern man hatte damit eine weitere Absicht, die, wenn es gelang, Max Hodewitsch und Helenchen zugute kommen sollte. Wenn nämlich alles so ging, wie man hoffte, so würde der alte Hodewitsch mit dem alten Mergner den Gespenstern auflauern gehn, und da Helenchens Mutter einen gesegneten Schlaf hatte, und wo sie auch sein mochte, von sieben Uhr Abends an sofort vom Schlummer überwältigt wurde, sobald sie das letzte Stück Arbeit im Stall und im Hause hinter sich hatte, so hatte dann Max freies Feld und konnte mit Helenchen besprechen, was noch zu besprechen war. Und wie jedermann weiß. ist unter solchen Umständen immer soviel zu besprechen, daß man damit auch nicht

Nun wurde es dem alten Hodewitsch und Gottlieb mit einemmal klar, daß man Mergner seinen August vor sich hatte, den man ohne alle Not und gegen allen Sinn und Verstand für nichts und wieder nichts ganz gottserbärmlich durchgewalkt hatte. Freilich wäre es besser gewesen, wenn sich August gleich von vornherein zu erkennen gegeben hätte, da er aber auch seinerseits die beiden in der Dunkelheit nicht erkannt und sie irgendwie für Frevler angesehen hatte, so war er bemüht gewesen, ihnen einen Denkzettel anzuheften, der für die Kräfte und die Entschlossenheit eines sechzehnjährigen Jungen aller Ehren wert war. Als ihn nun die beiden fragten, warum er sein Maul nicht eher aufgemacht hätte, und eine Art Bedauern darüber aussprachen, daß sie dem Abgesandten einer befreundeten Macht so übel mitgespielt hätten, sagte August ganz vergnügt und als wenn die Prügel an seinem Pelze abgetroffen wären wie das Wasser von einem Hundefell: Ich war nur froh, daß se zuhauen taten, und daß ich doch wenigstens wissen tate, s waren keene Gespenster nich.

Als man sich ausgesprochen und einigermaßen beruhigt hatte, gab der alte Hodewitsch dem Jungen die Weisung, dazubleiben und sich mit in den Hinterhalt zu legen: er hatte von ihm einige Faustschläge und Fußtritte erhalten, um die er die Gespenster nicht bringen wollte, und Gottlieb, der seinen Ärger schon halb verwunden hatte und sich wieder im rechten Fahrwasser fühlte, wiederholte ein paarmal bewundernd: Nee, so e Junge, so e Junge!

Aber es war gut, daß sie zu dritt waren, und daß sich die beiden Männer vor dem Jungen schämten, denn als nun wirklich die Gespenster kamen, ganz wie sie Krügerhans beschrieben hatte, mit großen Weiberhauben auf dem Kopf und den Tränenkrüglein im Arme, tief verschleiert, geräusch- und wesenlos über den Boden hingleitend, die Knochenfüße durch die langen Schleppkleider verhüllt, wären Gottlieb sowohl als der alte Hodewitsch am liebsten ausgerissen und hätten sich auf dem nächsten Wege über die Kirchhofsmauer aus dem Staube gemacht. Aber der Junge, der wie das Pferd und die Hunde des heiligen Ritters Georg einem Drachen, dem Fräulein Mergner, standzuhalten gewohnt war, fiel, statt von den wirklich unheimlichen Erscheinungen überwältigt zu sein, mit solcher Leidenschaft über die beiden Gespenster her, daß auch diese sich ihrer Haut wehren mußten, wobei denn jedem, auch dem unerfahrensten Ohre klar werden mußte, daß dem Jungen seine Faustschläge sich nicht in der Luft verflüchtigten, sondern auf wirklichen Menschenleibern saßen. Natürlich kam es nun zu einer regelrechten Schlacht, bei der es den beiden Gespenstern, die zwei gegen drei waren und sich in ihren schleppenden Gewändern nicht frei bewegen konnten, herzlich schlecht ging, aber das war alles nur Kinderspiel im Vergleich zu der Paukerei, die zwischen Gottlieb und den beiden Gespenstern losging, als er gemerkt hatte, wer ihm gegenüberstand: „das Schandmensch, die Mine" und „der elende Hund," der sie ihm am zweiten Weihnachtsfeiertag abwendig gemacht hatte. Erst als Wilhelminchen vor Schmerz laut zu heulen anfing und sich aufs Bitten legte, ließ Gottliebs Wut allmählich nach: er war im Grunde kein böser Kerl, kein Wüterich, und nun, wo er seinem Grimme nach Herzenlust Luft gemacht hatte, war er nicht bloß zu verzeihen geneigt, sondern war sogar erbötig, die Schuldige, nachdem sie ihre Gespenstertracht abgelegt haben würde, mit sich zu Tanze zu nehmen, unter der ausdrücklichen Bedingung selbstverständlich, daß sie Krüger „und seinen Werken" — diese Wendung war ihm vom Katechismus her geläufig — ein für allemal und allen Ernstes entsage. Krügerhans, der zwar seine Dresche weg hatte und um das erhoffte Tanzvergnügen mit Wilhelminchen gekommen war, war doch, was der alte Hodewitsch freilich nicht ahnen konnte, nicht ganz ohne Erfolg gewesen. Denn während er den alten Hodewitsch außer dem Hause festhielt, konnte er hoffen, daß Max seine Worte bei Helenchen angebracht und nach Herzenslust Süßholz für sie geraspelt habe. Er, Hans, mußte freilich dem alten Hodewitsch als dessen Gefangner zum alten Mergner folgen und sich von ihm einiges sagen lassen, was er lieber nicht gehört hätte, aber der alte Mergner war zu froh, daß es nicht seine beiden Gattinnen gewesen waren, die ihn nach dem Jenseits hatten einladen wollen, als daß er wirklich lange hätte zürnen können. Da Fräulein Mergner, die keinen Spaß verstand und kein Tröpfchen Branntwein in seinem Glase sehen konnte, ohne stundenlang darüber zu schimpfen, glücklicherweise schon zur Ruhe gegangen war, als Hodewitsch mit seinem Gefangnen eintraf, so wurde ihre Kammertür von außen abgeschlossen und ein gewaltiger Versöhnungsgrog gebraut, dem die beiden alten Herren so kräftig zusprachen, daß August den „Meester" zu Bett und Krügerhans den alten Hodewitsch zuhause bringen mußte.

schlagfähigen Großmacht, wenn auch eine Unterströmung vorhanden ist, die den Imperialismus bekämpft, weil sie als seine Folge den Militarismus fürchtet. Sie bietet alles auf, die Republik bei den Friedenstendenzen festzuhalten, unter denen sie seit ihrem Entstehen gestanden hat, wird aber zur Zeit offenbar überwältigt durch die imperialistische Strömung, die durch die Eroberung von Portoriko, von den Philippinen und von Hawai stark angefeuert ist, die in der alleinigen Herstellung des Panamakanals und in der Entstehung der Republik Panama Triumphe feiert, und die die Erwerbung Kubas als einen weitern Schritt zur Beherrschung Amerikas durch die Vereinigten Staaten ansieht.

Präsident Roosevelt ist ein zu vorsichtiger und zu kluger Politiker, als daß er in seiner Kongreßbotschaft auf diese Dinge irgendwie einginge. Er hat sich immer als ein loyaler Mann bewiesen, es liegt also nicht die geringste Notwendigkeit vor, zu glauben, daß er seine frühere feierliche Versicherung mißachten werde, nämlich daß seiner Regierung nicht gelüste nach Herrschaft über andre Staatsgebilde des Weltteils; sein Staatssekretär Hay ergänzte das in einer Rede dahin, daß „uns so wenig nach ihnen der Sinn steht wie nach dem Besitz der Gebirge auf dem Monde." Auch die chauvinistische Richtung, deren wir soeben gedachten, wird nur von einer ganz allmählichen Ausführung ihres Programms träumen. Denn das den Vereinigten Staaten nicht gehörende Amerika ist dreimal so groß als diese und hat annähernd dieselbe Einwohnerzahl, nämlich siebzig Millionen gegen sechsundsiebzig Millionen. Dazu die Unterschiede der Rasse, der Religion und der Sprache. Auch wenn die Vertreter der Mischlingsnationen in Süd- und in Mittelamerika gutwillig nach Washington kommen wollten, um im Senat und im Repräsentantenhause über das Wohl des Weltteils mitzuraten und mitzustimmen, würde man sie wohl nicht gebrauchen können.

Der Präsident schlägt deshalb durchaus nicht einen chauvinistischen Ton an. Er sagt von der Alaskagrenzfrage: „Die schiedsrichterliche Entscheidung hat einen redenden Beweis geliefert von dem Billigkeitsgefühl und dem guten Willen, womit zwei befreundete Völker sich nahe kommen und Streitigkeiten beendigen können, die, weil sie Fragen der nationalen Hoheit einschließen, dem Schiedsspruch einer dritten Macht unzugänglich sind." Wegen Panamas betont er die alten Verträge mit Neu-Granada und den Übergang des Namens Kolumbia auf das ehemalige Gebiet von Neu-Granada. Dann fährt er fort: „Eine neue Republik, die von Panama, ist jetzt in die Rechte eingerückt, die früher die beiden andern über den Isthmus hatten. Aber solange der Isthmus besteht, verewigt auch das bloße geographische Dasein dieser Landenge und das durch unsre eigentümliche Position hervorgerufne Interesse daran den feierlichen Vertrag mit den Besitzern des Landes und nötigt sie, unser Recht auf freien Verkehr anzuerkennen; wir dagegen werden gezwungen, für den Isthmus und für die Welt den Gebrauch des unschätzbaren Vorrechts zu sichern. Die Regierung von Kolumbia verschmähte nicht nur unsern neuen Kanalvertrag mit ihr, sondern verschmähte ihn in einer Weise, die es offenbar machte, daß keine Hoffnung bleibt, mit ihr jemals zu einem befriedigenden Vertrag zu kommen. Das Volk von Panama ist lange mit der Republik Kolumbia unzufrieden gewesen, es blieb nur ruhig in der Hoffnung auf den Abschluß eines Vertrags über den Kanal. Als dieser hoffnungslos verloren war, erhob es sich buchstäblich wie ein Mann. Kein Schuß zugunsten der kolumbianischen Regierung wurde abgefeuert. Die Pflicht der Vereinigten Staaten war klar. In strenger Übereinstimmung mit den von den Staatssekretären Caß und Seward dargelegten Grundsätzen gaben sie bekannt, daß sie die Landung eines bewaffneten Expeditionskorps nicht dulden würden, weil dessen Ankunft ein Chaos und die Zerstörung der Panamaeisenbahn, sowie des projektierten Kanals und eine Unterbrechung des Güterverkehrs bedeuten würde. Die de facto bestehende Regierung Panamas wurde dann anerkannt."

Die Loyalität der Begründung läßt nichts zu wünschen übrig. Auch die andern Regierungen haben ja Panama anerkannt. Die spätere Geschichte wird zeigen, was

Clique folgen, die sich in eine Sprache gegen Amerika hineinredet, wie sie sie nur allzulange gegen England geführt hat, so sind große Nachteile möglich. Wir haben keinerlei kollidierende Interessen mit den Vereinigten Staaten, traditionell ist vielmehr alte Freundschaft. Möge es nicht von uns einst heißen:

So ein verliebter Tor verpufft
Euch Sonne, Mond und alle Sterne
Zum Zeitvertreib dem Liebchen in die Luft.

In der innern Politik der Vereinigten Staaten ist unter den von Roosevelt berührten Punkten der wichtigste das Verhalten des Staats gegen die Trusts. Hierin hat der Präsident offenbar große Wandlungen durchgemacht. Anfänglich war er von kühnem Kampfesmut gegen die Gebilde des Riesenkapitals beseelt. Er kündigte eine reelle Staatsaufsicht an, um sie zu zwingen, ihre Dienste zu allgemeinem Besten zu verwenden. Damit stieß er in ein Wespennest. Die Spender der größten Beiträge zu den Parteikassen erklärten, streiken und einer Wiederaufstellung Roosevelts als Präsidentschaftskandidaten Hindernisse in den Weg legen zu wollen. Seitdem ist Herr Roosevelt zahmer geworden. Von dem Ei der Staatskontrolle über die Trusts ist nichts mehr geblieben als die Schale. Es wird ein Bureau eingerichtet, das die Regierung mit zuverlässiger Nachricht über das Gebrechen der großen kapitalistischen Verbindungen versehen soll. Ehrliche Gesellschaften hätten dergleichen nicht zu fürchten, und auf solche, die sich vor dem Licht fürchteten, sollte man keine Rücksichten nehmen. — Nun, die Regierung wird nicht viel zu hören bekommen, was den Trusts nachteilig wäre. Der Präsident vertraut auf Fortdauer der allgemeinen Wohlfahrt. Solange diese herrscht, wird in der Tat das Unwesen der Trusts wohl ertragen werden.

Kalthoff. Gelehrter als der bremische Prediger mögen sie sein, die Herren von der ältern und der jüngern Tübinger Schule, samt ihrem Vollender Harnack, aber in der genialen Kombinationsgabe und in der poetischen Gestaltungskraft erreichen sie ihn nicht. Er macht ganze Arbeit. Die Bibelkritik der liberalen Theologie, lehrt er in seiner Schrift: Das Christusproblem (Leipzig, Eugen Diederichs, 1902), hat in Beziehung auf das Neue Testament bisher nur ein rein negatives Ergebnis zuwege gebracht. Es fehlt ein Wellhausen, der auch den Ursprung der christlichen Religion in den natürlichen Gang der Geschichte einordnet, den unsre Theologen immer noch in einen dogmatischen Schleier hüllen. Der armselige „exzerpierte“ Christus, den sich jeder der Herren nach seinem Geschmack zurecht macht, hält vor der Wissenschaft so wenig stand wie der kirchliche, denn um die sogenannte Echtheit der Stellen, die dieser oder jener gelten läßt, steht es nicht besser als um die der als eingeschoben verworfnen. „Der Name Jesus ist für die protestantische Theologie ein leeres Gefäß geworden, in das jeder Theologe seinen Gedankeninhalt hineingießt“ (einen Gedankeninhalt, der politisch nicht unbequem sein darf, wie spottend gegen Harnack bemerkt wird). Der Grundirrtum besteht in dem protestantischen Schriftprinzip. Die Kirche ist nicht auf die Schrift gegründet, sondern die Schrift ist (wie bekanntlich schon Lessing deutlich erkannt und gelehrt hat, was Kalthoff auch ausdrücklich hervorhebt) ein Erzeugnis der Kirche und der erste literarische Niederschlag ihres Ideengehalts und ihres Gemeindelebens. Der jüdische Messianismus war nichts andres als die religiöse Ausprägung des sozialen Rechtsgedankens, der seiner Natur nach universalistisch im Gegensatz zum Nationalstaat, demokratisch und kommunistisch ist. Dieser Gedanke ergriff mächtig das Proletariat der jüdischen Diaspora, besonders der römischen Judengemeinde, und von Rom aus wurde die Bewegung organisiert. Die sozialen Zustände, die das Neue Testament, besonders in den Gleichnissen, voraussetzt, sind nicht palästinensisch, sondern italisch. Petrus ist wirklich in Rom gewesen, denn er ist nichts andres als die Personifikation der römischen Gemeinde. Die Gewohnheit der jüdischen Lehrer, Zustände, Ereignisse, Völker zu personifizieren und die

Sättigung, alle Wunder der Physik so gleichgiltig sind wie die Unendlichkeit der Welt, auf deren Entdeckung durch Giordano Bruno als auf die entscheidende Wendung zur neuen Weltansicht Kalthoff das größte Gewicht legt, während andre Vertreter der monistischen Diesseitigkeitsreligion wie Eugen Dühring und Eduard von Hartmann als gewiegte Mechaniker und Mathematiker beweisen (ohne mich zu überzeugen), daß die Welt endlich ist und einen Mittelpunkt hat. Der moderne Mensch „singt nicht mehr von der Stadt der goldnen Gassen, von der Sehnsucht nach einem himmlischen Zion, er singt ein Lied vom ewigen Menschen, vom Helden, in dessen Brust auch sterbend [?] noch unersättlicher Lebenshunger sich regt," und der deshalb, muß man hinzufügen, verzweifelnd stirbt, weil diesem Lebenshunger durch die Vernichtung des Jenseits die Aussicht auf Befriedigung genommen ist: denn daß seine Werke, wenn er welche aufzuweisen hat, in andern Menschen fortwirken werden, ist ihm gleichgiltig, und daß er in den aus seinem Leichnam kriechenden Tierchen fortleben wird, ist ihm ein ebenso greulicher Gedanke wie jedem andern vernünftigen Menschen. Über echte Religiosität und über Idealismus lesen wir bei Kalthoff manches schöne Wort, z. B.: „Das Leben ist die einzige stichhaltende Glaubensprobe"; aber all dieses Schöne ist nicht neu, sondern stammt aus Plato und aus der christlichen Kirche. „Der mittelalterliche Idealismus wurzelt in dem Glückseligkeitsstreben des Menschen, der moderne dagegen gründet sich auf die Pflicht." Eine Umfrage bei einigen tausend modernen Menschen, ob in ihren Herzen der Durst nach Glück oder das Pflichtgefühl überwiegt, würde besonders dann ein für den Bremer Optimisten niederschlagendes Zahlenverhältnis ergeben, wenn die Befragten anonym antworten dürften. Kalthoffs Ideal ist nämlich Kants kategorischer Imperativ. „Notwendig in der Welt ist nicht unser Vergnügen, unser Glück, denn die Welt geht über unser Glück, ja selbst über unsre Gräber hinweg; notwendig ist nur, daß das Gute geschehe, das uns allen erst den Stempel eines vernünftigen Menschen aufdrückt." Notwendig? Wieso notwendig, wenn wir auf dem Boden des entwicklungstheoretischen Monismus stehn? Wenn ich ein Mädchen verführen will, so hat die Natur nicht das geringste dagegen einzuwenden. So etwas liegt vielmehr ganz in ihrem Lauf, und wenn sie Bewußtsein hätte, würde sie es billigen. Ob ich einem Ertrinkenden die Hand reiche oder ihn mit einem Fußtritt in den Strom zurückschleudre, das ist der Natur so gleichgiltig wie diesem ihrem Teile, dem Strome, der auch ohne Beihilfe des Menschen Menschenleben und Menschenwerke oft zerstört. Die geistige Menschennatur, die durch Wohlwollen und Gerechtigkeitsgefühl dazu treibt, Gutes zu tun und Böses zu unterlassen, ist etwas von der physikalischen Natur grundverschiednes, mit ihr nicht vergleichbares, aus ihr nicht zu erklärendes. Aber auch diese höhere Natur der Trieb zum Guten enthält noch keine Verpflichtung. Wenn ich diesem Triebe widerstehe, so macht mir das an sich so wenig ein böses Gewissen, wie es mir ein gutes macht, wenn ich einem sinnlichen Triebe Widerstand leiste. Verpflichten kann nur eine Person, und noch nie hat ein Mensch in seinem Innern einen kategorischen Imperativ vernommen, der nicht der Widerhall der Stimme einer andern Person, eines selbstbewußten Wesens gewesen wäre. Der Poet fliegt über all solche Klüfte, die sich dem Blick des Denkenden öffnen, sorglos hinweg. Nun darf sich freilich gerade Kalthoff dem Fluge seiner Phantasie nicht nach Belieben überlassen. Er hat ein Amt, das ihn zwingt, andre Leute mitzunehmen. In der Predigt hat das keine Schwierigkeit. Die Zuhörer sind entzückt von den schönen Worten, glauben mitzufliegen und bleiben dabei sitzen, wo sie ihr Geschick hingesetzt hat, in ihren Familienzimmern, ihren Rechenstuben, ihren Werkstätten und Fabriken. Aber er hat in seiner Gemeinde Kinder und Konfirmanden; die muß er katechesieren und erfährt dabei, ob und wie weit sie mitkommen. Er beweist ausführlich die Notwendigkeit des Religionsunterrichts. Man darf gespannt darauf sein, welche Erfahrungen er damit im Laufe der Jahre machen wird; ob es ihm gelingen wird, seine Religion lehrbar zu machen, und welche Früchte er erzielen wird. Als ein grundehrlicher Mann, der er ist, wird er mit seinen Erfahrungen nicht hinter dem Berge halten.

armen Damen früh, ohne sich vorher im Spiegel betrachtet zu haben, in solchem Fastnachtaufputz in der Kapelle erschienen, war natürlich die allseitige Entrüstung groß, und Frau von Genlis hatte ihre Absicht erreicht.

Die auf dem Gute ihrer Schwiegereltern versammelten Gäste hatten sie als „Pariserin" aufgezogen, weil sie, um im Park spazieren zu gehn, gestickte weiße Atlasschuhe angezogen hatte. Um ihnen zu beweisen, daß sie unverfeinert sei wie ein Hurone, holte sie aus dem Bassin, vor dem man gerade stand, mit der Hand einen Goldfisch heraus und verschluckte ihn lebendig. Das hätte jedem wilden Mann in einer Tierbude Ehre gemacht.

Über Rom, wohin sie im Gefolge der Herzogin von Orleans, der Mutter des spätern Königs Louis Philippe, gereist war, enthalten ihre Niederschriften nur folgende Zeilen: Ich badete sehr häufig in Rom, und stets gegen Abend. Sowie ich im Bade war, ließ ich den Kardinal Bernis verständigen, der gleich mit seinem Neffen kam und drei Viertelstunden mit mir plauderte. Man weiß nicht, ob man mehr die Unverfrorenheit des Kardinals oder die der Prinzenerzieherin bewundern soll.

Die Verfasserin des Galanten Jahrhunderts teilt uns ferner mit, daß Barbey d'Aurévilly Frau von Genlis wie folgt charakterisiert habe: In der Jugend läppisch, im Alter eine Klatschbase. Die beiden Goncourts haben ihr mit Rücksicht auf ihre moralischen Abhandlungen den Beinamen der „Fee der Pedanterie" gegeben, und Lamartine, dem in seiner Geschichte der Girondisten die Ernennung der Genlis zur Erzieherin der orleansschen Prinzen als Heuchelei des Herzogs verdächtig erscheint, sagt, es habe nie eine Frau besser verstanden, Sittenstrenge (?) mit Intrigantentum zu vereinen.

Anmerkung zu dem Artikel: Luther vor dem Inquisitor haereticae pravitatis. In der Kreuzzeitung (Nr. 569 bis 573) liefert R. Seeberg eine sehr gute, wirklich unparteiische Kritik von Denifles Buch. Er prüft auch einige der Lutherzitate des Dominikaners und weist nach, daß dieser den Reformator das Gegenteil von dem sagen läßt, was er hat sagen wollen. Seeberg beschuldigt aber Denifle nicht, wie dieser in jedem ähnlichen Falle mit Luther tut, der Fälschung, sondern nennt das nur allzu temperamentvolle Polemik. Daß es eine unglaubliche Torheit ist, sich einen Mann von der weltgeschichtlichen Größe Luthers als Lumpen vorzustellen, hebt auch Seeberg gebührend hervor.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

Die Grenzboten

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst

Nr. 52

Inhalt:

Fr. Wilh. Grunow

Leipzig

nicht gefallen lassen wollen, vielmehr Gegenorganisationen schaffen, die sich erfreulicherweise in vielen Fällen siegreich erwiesen haben, kein gutes Haar. In seiner Rede vom 10. Dezember hat Bebel nun einen seiner intimsten Gedanken ausgeplaudert, nicht über den Zukunftsstaat, wohl aber über den kürzesten Weg zu diesem. Er sagte wörtlich:

> Wenn es nach mir ginge — ich spreche in diesem Falle in meinem Namen, nicht im Namen meiner politischen Freunde, denn wir haben uns darüber noch nicht verständigt (!) —, wäre zugleich mit dem Gesetz über die Regelung der öffentlich-rechtlichen und privatrechtlichen Stellung der Berufsvereine eine Bestimmung einzuführen, wonach jeder deutsche Arbeiter, ohne Unterschied seiner Stellung, genau so wie zu einer Krankenkasse auch zu einem Berufsvereine gehören müßte.

„Sehr richtig, links“ verzeichnet der stenographische Bericht, aber dieses „sehr richtig“ stammt wohl von einem parlamentarischen Neuling. Die parlamentarischen Veteranen der Sozialdemokratie werden diese Enthüllung Bebels, die Enthüllung eines seiner geheimen Gedanken vor dem Parlament, bedauern, weil die Gimpel in den bürgerlichen Parteien, die sich in Anträgen auf Anerkennung der Berufsvereine nicht genug tun könnten, doch stutzig werden müßten über das Ziel, wohin diese Reise geht. Bebels Gefolgschaft darf sich die Sorge ruhig ersparen: unsre liberalen Weltverbesserer und Volksbeglücker lernen nichts. Bebel spottet mit Recht über den Regen von sozialpolitischen Volksbeglückungsanträgen, der schon wieder auf den Reichstag niedergegangen ist. Es findet bei den meisten Fraktionen in dieser Beziehung ein förmliches Wettlaufen statt — „Wettlaufen,“ weshalb nicht „Wettkriechen“? —; dem Bundesrat und dem Reichstage werden da die unglaublichsten Dinge zugemutet.

Der Abgeordnete Schrader hat am 12. Dezember im Reichstag erklärt, daß die Erteilung der Rechte an die Berufsvereine, die Ausbildung der Koalitionsfreiheit, die Arbeiterkammern (im Bericht steht „Arbeitskammern“) und eine Verbesserung des Vereins- und Versammlungsrechts von größerer Bedeutung seien als alle Wohlfahrtsfragen. Damit ist deutlich genug ausgesprochen, daß es sich viel weniger um eine wirtschaftliche als um eine politische Frage handelt, mit einem Wort um die Macht im Staate. Der Abgeordnete Schrader hat zwar versichert, daß es zu einer Revolution nicht kommen werde, und daß wir uns davor nicht zu fürchten brauchten. Aber auf der nächsten Seite des stenographischen Berichts (Seite 123) findet sich dann doch der Satz, daß es besser sei, „die Opfer“ freiwillig zu bringen, „als wenn sie demnächst einmal erzwungen werden.“ Also doch „demnächst erzwungen.“ Die Sozialdemokratie ist heute schon dadurch, daß sie die rohe Kraft der Massen in ihren Dienst gestellt hat und über sie fast mit uneingeschränktem Absolutismus gebietet, bei weitem stärker, als mit einer friedlichen innern Entwicklung verträglich ist, und nun muten Liberale und Zentrum um die Wette dem Reichstage zu, der Sozialdemokratie den Strick auszuliefern, mit dem sie die andern am schnellsten und sichersten erwürgen kann!

Die Sozialdemokratie kann sich ins Fäustchen lachen, wie ihre Geschäfte von den liberalen bürgerlichen Parteien mit Einschluß des Zentrums besorgt werden. Haben wir erst einmal die öffentlich-rechtlichen und privatrechtlichen Berufsvereine, die öffentlich anerkannten Kadres der sozialdemokratischen Armee,

der Interessengemeinschaft zu werden. Man hat diesen Keim verdorren lassen; statt zu einer Quelle reich pulsierenden sozialpolitischen Lebens sind die Berufsgenossenschaften zu einem bureaukratischen Kassen- und Rechnungswesen verkümmert. Unsre seitdem geschaffnen oder angestrebten sozialpolitischen Organisationen einigen nicht, sondern trennen, sie laufen alle auf eine Kriegsorganisation der Arbeiter gegen die Unternehmer, und damit auf eine ebensolche Kriegsorganisation der Massen gegen die heutige Staats- und Gesellschaftsordnung hinaus. Die obligatorische Mitgliedschaft der Berufsvereine würde für die deutschen Arbeiter gleichbedeutend sein mit der obligatorischen Zugehörigkeit zur Sozialdemokratie. Die Berufsvereine sind, wie gesagt, nur deren Kadres.

Hier sollte der Hebel angesetzt werden. Die verbündeten Regierungen sollten allen Organisationsanträgen, die dieser Tendenz dienen, auch wenn der Reichstag kurzsichtig genug wäre, sie anzunehmen und zu beschließen, die Zustimmung versagen. Will man sozialpolitisch organisieren, dann muß nach einem großen, einheitlichen Plane vorgegangen, und muß dieser auf Grund von Vorberatungen aufgestellt werden, an denen Arbeiter, Unternehmer, der Staat und Vertreter der Gemeindeinteressen teilnehmen. Es hat keinen Sinn, wenn in dieser Session ein Antrag, in der nächsten ein andrer, der mit dem ersten in gar keinem organischen Zusammenhange steht, von einer Zufallsmehrheit beschlossen, und unser ganzes sozialpolitisches Leben der Agitation und der Planlosigkeit preisgegeben wird. Sollte das Land, das die beste Heeres- und Flottenorganisation der Welt geschaffen hat, so unfähig sein, nicht auch eine sozialpolitische Organisation zu schaffen, die nicht staatszerstörend, sondern staatserhaltend und das Gemeinwohl wirklich fördernd wirkt? Seit Abschluß der großen Versicherungsgesetze, bei denen der schaffende sozialpolitische Gedanke schließlich sehr ins Hintertreffen geraten ist, erschöpfen wir uns in Experimenten und Schlagworten, die sozialpolitische Werkstube ist zu einem großen chemischen Laboratorium geworden, das mit unzähligen Probiergläsern angefüllt ist. Die sozialpolitische Gesetzgebung darf nicht von Fall zu Fall, je nach Laune und Zusammensetzung der kleinen Minderheit, die als Mehrheit des Reichstags zu handeln pflegt, gestaltet werden, sie muß einheitliche und feste Ziele haben, die sich unserm Staatswesen einfügen, mit seiner Erhaltung und mit der Erhaltung seiner großen geschichtlichen Grundlagen vereinbar sind. Das wirklich Notwendige soll man aus dem Ideenwust und Ideenüberschwang ausscheiden und ehrlich tun, alles nicht Notwendige, Überflüssige, Schädliche ebenso bestimmt abweisen. Schädlich ist jedenfalls alles, was die historischen Grundlagen unsrer nationalen Existenz berührt, notwendig und nützlich ist alles, was die Klassengegensätze dauernd mindert, dem Frieden und dem loyalen Zusammenarbeiten der Söhne des gemeinsamen Vaterlandes wirklich dient. So lange die Welt besteht, wird jederzeit eine große Mehrheit der Unternehmer geneigt sein, weniger zu zahlen und mehr zu verlangen, als die große Mehrheit der Arbeiter fordert und leisten will. Aber dieser Gegensatz, der so alt ist wie die Welt und so lange bestehn bleiben wird wie die Welt, darf niemals dazu ausarten, die Grundlagen unsers bürgerlichen und unsers Staatslebens in Frage zu stellen. Die Sozialdemokratie fordert im Namen der Arbeiter Gleichberechtigung, während sie schon ein Übergewicht hat. Geht es so weiter wie

meindehaus stellte und eine Rede studierte. Aber wir haben andre Mittel der Verbreitung, die viel wirksamer sind; sie sollten nicht unangewandt bleiben dem Umstande gegenüber, daß die Sozialdemokraten viel weniger zum Reichstag als zu der Masse da draußen sprechen, der allein schon das Schimpfen von der Tribüne des stolzen Reichstagshauses herab gewaltig imponiert, und die weder in der Lage ist noch das Bedürfnis hat, sich über den wirklichen innern Wert dieser Bebeliaden Aufklärung zu verschaffen. Die Worte des Grafen Bülow: „Reden Sie uns von allem, nur nicht von Freiheit! Die Freiheit, die Sie meinen, das ist die Willkür für Sie, der Terrorismus für andre, und willst du nicht mein Bruder sein, so schlag ich dir den Schädel ein" — sollten von Haus zu Haus und von Hütte zu Hütte widerklingen!

Graf Bülow hat schon manchen guten Tag als Redner gehabt. Ein Beifall wie an diesem 10. Dezember ist ihm noch nicht zuteil geworden; er darf daraus mit Sicherheit die Richtung des Weges entnehmen, auf der ihm die Unterstützung der Mehrheit des Hauses nicht fehlen wird. Es ist schwer verständlich, wie Bebel behaupten konnte, daß sich der Reichskanzler auf eine andre Rede vorbereitet habe; Graf Bülow ist ihm nicht nur Zug um Zug keine Antwort schuldig geblieben, sondern er hat für diese sicherlich völlig improvisierten Ausführungen eine Zustimmung gefunden, wie sie auch für die bestvorbereitete Rede nicht hätte lebhafter sein können.

Dieser Beifallssturm und die zwei Tage später den Wortführern des Frankfurter Kongresses erteilte Antwort des Reichskanzlers haben Bebel auf seinen Rednerlorbeeren nicht ruhn lassen, er hat sich am 14. Dezember eine zweite, wenn auch wesentlich kürzere Abfertigung des Grafen Bülow geholt. Die Erwiderung an die Abordnung des Frankfurter Kongresses steht selbstverständlich mit der drei Tage zuvor an Bebel erteilten Antwort nicht nur im engsten Zusammenhang, sondern sie ist eine Ergänzung zu ihr. Der Kanzler sagte dabei:

Nur auf gesetzlichem Wege, unter dem Schutz der Monarchie und auf dem Boden der Solidarität aller Staatsbürger ist ein wirklicher und dauernder Fortschritt für die deutschen Arbeiter möglich. Unbeirrt durch Gegenströmungen von links und rechts hält das Oberhaupt des Reiches daran fest, daß es zu seinen für Deutschlands Zukunft wichtigsten Aufgaben gehört, die Wohlfahrt der deutschen Arbeiter zu fördern und ihr Vorwärtsstreben innerhalb der notwendigen Unterordnung auch der Arbeiterinteressen unter das Gemeinwohl mit kaiserlichem Gerechtigkeitssinn zu unterstützen.

Die innezuhaltenden Grenzen sind hierin in einer ebenso feinen und niemand verletzenden wie bestimmten Weise gezogen. Gegen „die Unterordnung auch der Arbeiterinteressen unter das Gemeinwohl" sollte eigentlich auch der rabiateste Sozialdemokrat nichts einzuwenden haben. Die schließliche Zusage des Grafen Bülow, daß er „die Bestrebungen verstehe und würdige, die Gleichberechtigung der Arbeiter auf dem Boden der Selbsthilfe und in staatlich geordneter Interessenvertretung noch mehr zur Geltung zu bringen," ist zwar unverbindlich gegeben, enthält aber immerhin eine gewisse Ermutigung. Man kann hier nur wiederholen: Vor allen Dingen unter Mitwirkung aller Berufnen die Aufstellung eines festen Planes, wie das künftige sozialpolitische Gebäude aussehen soll und darf! Wenn dieser Plan definitiv feststeht, dann mit voller Kraft an die Arbeit! Vorher aber einzelne Säulen,



Biologische Ethik und Politik



Am 1. Januar 1900 haben die Professoren Haeckel in Jena, Conrad in Halle und Fraas in Stuttgart bekannt gemacht, daß ihnen 30000 Mark zur Verfügung gestellt worden seien, die für die besten Bearbeitungen der folgenden Preisfrage gezahlt werden sollten: „Was lernen wir aus den Prinzipien der Deszendenztheorie in Beziehung auf die innerpolitische Entwicklung und die Gesetzgebung der Staaten?“ Von den sechzig eingegangnen Arbeiten sind acht prämiiert worden (die gestiftete Summe war mit Rücksicht auf die große Zahl der Bewerber erhöht worden). Den ersten Preis hat der Münchner Arzt Dr. Schallmayer erhalten. Der Verfasser der unten genannten Philosophie der Anpassung ist einer der mit dem zweiten Preise belohnten, und die im 28. Heft besprochne Politische Anthropologie von Dr. Woltmann gehört zu den an dritter Stelle prämiierten Schriften. Der zuletzt genannte hat sein Werk selbst herausgegeben. Die übrigen sieben und drei der nicht prämiierten Schriften werden als ein Sammelwerk veröffentlicht, dessen Redaktion Professor Ziegler übernommen hat.*)

Matzat entwickelt zuerst eine Ethik, aus dieser dann das Recht und den Staat. Seine Ethik und Rechtslehre sind gut idealistisch, und seine Politik ist idealistisch und praktisch zugleich. Er weist alle sozialistischen und anarchistischen Phantastereien ab, stellt mit gesundem historischem Sinn in einem kurzen Überblick die Entwicklung der Staaten dar, zeigt, daß das, was wir heute Staat nennen, keineswegs uralt, sondern ein ziemlich junges Gewächs ist, entwickelt verständige Ansichten über das Verfassungsleben, hebt als wichtigste Funktion des Staates den Schutz seiner Angehörigen hervor, verspottet Virchows Abrüstungsantrag, wie sichs gebührt, und spricht sehr vernünftig über den Volkswillen, den er einen ganz phantastischen Begriff nennt. Weniger erbaut werden manche Staaterhaltende sein von seiner Beurteilung des Erbrechts.

*) Natur und Staat. Beiträge zur naturwissenschaftlichen Gesellschaftslehre. Eine Sammlung von Preisschriften, herausgegeben von Professor Dr. H. E. Ziegler in Verbindung mit Professor Dr. Conrad und Professor Dr. Haeckel. Erster Teil, enthaltend: Einleitung von Professor Dr. Ziegler; 2. Philosophie der Anpassung mit besondrer Berücksichtigung des Rechtes und des Staates von Heinrich Matzat, Direktor der Landwirtschaftsschule in Weilburg an der Lahn. Jena, Gustav Fischer, 1903. — Sittlichkeit und Darwinismus. Drei Bücher Ethik von B. Carneri. Zweite, überarbeitete Auflage. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller, 1903. — Aus zuverlässiger Quelle erfahren wir, daß sich Professor Haeckel an der Begutachtung der Preisschriften nur wenig beteiligt hat und mit den Entscheidungen der Mehrheit der Preisrichter nicht einverstanden ist, darum die Verantwortung für diese ablehnt. Aus derselben Quelle erfahren wir, daß der Spender des Geldes Krupp gewesen ist.

neunzehnten Jahrhunderts sahen Landwirtschaft und Gewerbe einen ungeahnten Aufschwung nehmen. Ganz ebenso wird es jetzt gehn. Die Leistungen des Reiches und der Staaten sind bereits jetzt so großartig und werden es immer mehr werden, daß es immer weniger nötig sein wird, ein reicher Mann zu sein, um leidlich angenehm zu leben." Dagegen wird mancherlei eingewandt werden, unter anderm, daß heute zu einem gesicherten und angenehmen Leben nicht weniger sondern mehr Vermögen nötig ist als früher, daß auf dem Millionärssohn eine weit schwerere Verantwortung lastet als auf dem Arbeitersohn, dem der Zwang der Verhältnisse eine so enge Marschroute vorzeichnet, daß für freie Selbstbestimmung sehr wenig Raum und Gelegenheit übrig bleibt, daß die Verantwortlichkeit jenes selbst dann noch sehr groß erscheint, wenn man von den höhern Pflichten, die der Reichtum auflegt, ganz absieht, und daß ein Erbe, der ein Dummkopf oder liederlich ist, gewöhnlich verarmt und der Auslese ganz gründlich verfällt. Jedoch auf die Einzelheiten dieser Politik wollen wir nicht eingehn, sondern begnügen uns damit, zu konstatieren, daß sie von den meisten Mitgliedern der bürgerlichen Parteien im allgemeinen gebilligt werden wird.

Was nun aber den Zusammenhang der Politik und der Moral Matzats mit seiner Biologie (und Physik) betrifft, so müssen wir ihm ungefähr dasselbe sagen, was wir Woltmann gesagt haben: Deine Ethik ist gut, deine Politik ist gut, deine Biologie ist interessant und deine Physik ist plausibel, aber daß deine praktische Philosophie mit der theoretischen logisch zusammenhinge, bildest du dir bloß ein; Stammler, gegen den du soviel polemisierst, hat Recht, wenn er auf die Frage, was wir aus der Deszendenztheorie für die Politik lernen können, die kurze Antwort gibt: Nichts! Und wir können uns dieses mal sogar noch auf das Geständnis berufen, das die Prüfung der Preisschriften dem Berichterstatter, Professor Ziegler, abnötigt. „Wenn wir die ganze Reihe der eingesandten Arbeiten überblicken, so sehen wir, wie verschiedenartig die praktischen Folgerungen sind, die man aus den Prinzipien der Deszendenztheorie abgeleitet hat. Nahezu alle politischen Richtungen sind vertreten mit Ausnahme der ultramontanen. Daraus geht hervor, daß keine der bestehenden politischen Parteien das Recht hat, ihre Prinzipien als die Konsequenzen der Deszendenztheorie hinzustellen, wie dies manche Sozialdemokraten in populären Schriften zu tun versucht haben." So ists! Mit jeder beliebigen Naturphilosophie verträgt sich jede beliebige Politik, jede beliebige Moral und Unmoral; was die logisch sein sollende Verbindung herstellt, das ist nicht der tatsächliche Zusammenhang, sondern die Einbildung der Philosophen, sie hätten eine das ganze Universum umfassende folgerichtige Weltansicht, und ihr Bedürfnis, ihre Moral vor ihrer Naturphilosophie, und ihre Naturphilosophie vor ihrer Moral und — vor der Moral des Publikums und der herrschenden Mächte zu rechtfertigen. Wie unbequem den Gelehrten die Tatsache wird, daß sich die Sozialdemokraten rühmen, die einzigen zu sein, die den Mut hätten, aus der modernen Wissenschaft die praktischen Folgerungen zu ziehn, läßt das Geständnis Zieglers deutlich durchblicken. Ein Geständnis nennen wir es, weil damit die gestellte Preisfrage im Sinne Stammlers

ableiten will, den Weltzweck, die Wertsumme, oder wie es sonst heißen mag, nicht kennen lernen. Der gewöhnliche gute Mensch begnügt sich damit, Wohlwollen und Gerechtigkeit zu üben, wahrhaft zu sein und seine Begierden durch die Vernunft zu zügeln, d. h. die uralte Moral zu üben, an der, wie Buckle richtig bemerkt hat, alle Religionen und philosophischen Systeme nichts ändern können und niemals etwas ändern werden, wenn auch die Anwendung der feststehenden Grundsätze je nach Umständen verschieden ausfällt, und der Einzelne je nach dem Grade seiner Erkenntnis seine Pflichten bald verständiger bald unverständiger erfüllt.

Auch das Christentum hat nun zwar am unveränderlichen Inhalte der Ethik nichts geändert, sie aber für jedermann zur Philosophie oder zu einem Bestandteil seiner Philosophie erhoben, indem es ihm Gott als das absolut Wertvolle vorstellt, worin alle Einzelwerte: die zu einem vollkommenen und seligen Leben bestimmten Menschenseelen, eingeschlossen seien, woraus folge, daß man sich bei der Erfüllung seiner Pflichten nicht ausschließlich seinen persönlichen Antrieben hinzugeben, sondern gewisse in Geboten formulierte Regeln zu befolgen habe, die auf die Herstellung einer allgemeinen Ordnung gerichtet sind. Denn die Moral hängt allerdings mit dem allgemeinen Nutzen zusammen, wenn uns auch der größte Teil des Zusammenhangs verborgen bleibt, und der irdische Bestand des Menschengeschlechts vielleicht durchaus nicht durch alle moralisch guten, ja manchmal mehr durch moralisch schlechte oder böse Handlungen gestützt und gefördert wird. (1. Mose 50, 20.)

Matzat ist übrigens scharfsichtig genug, zu erkennen, „daß, wie man gesehen hat, die Wertethik keineswegs aus der Deszendenztheorie abgeleitet ist, daß vielmehr die Übereinstimmung der Prinzipien beider sich immer erst am Schlusse jedes Abschnitts ergeben hat," d. h. daß zwischen den unabhängig voneinander bestehenden und erkannten ethischen und den Naturerscheinungen Analogien hervorgehoben worden sind, die ja in der Tat auch vorkommen. Den Weg zur Politik bahnt sich dann Matzat durch die Ermittlung des Begriffs der Anpassung nicht sowohl auf dem biologischen als auf dem physikalischen Wege, denn er führt auch die Biologie auf die Physik, genauer gesprochen auf die Mechanik, und zwar auf die von Heinrich Hertz zurück. Der für Matzat wichtigste der von dem berühmten Physiker formulierten Grundsätze lautet: Jedes System materieller Punkte führt seine Bewegungen auf dem kürzesten Wege, in der kürzesten Zeit, mit dem kleinsten Aufwand von Energie und mit dem kleinsten Zwange aus, soweit es daran nicht durch innere oder äußere Ursachen gehindert wird. Daraus leitet nun Matzat den Begriff der Anpassung ab. „Ein System hindert oder stört ein andres, wenn es dieses nötigt, seine Bewegungen auf längerm Wege, in längerer Zeit, mit größerm Aufwand an Energie und mit größerm Zwange auszuführen. Ein System fördert ein andres, wenn es dieses veranlaßt, seine Bewegungen auf kürzerm Wege, in kürzerer Zeit, mit kleinerm Aufwande an Energie und mit kleinerm Zwange auszuführen. Zwei Systeme passen um so mehr zusammen, je weniger sie einander stören oder hindern, und je mehr sie einander fördern." Je vollkommener benachbarte Systeme aneinander angepaßt sind, desto weniger

ökonomie in den Sonnensystemen seine Richtigkeit. Dagegen sehen wir schlechterdings nicht ein, wie Sauerstoffatome dazu kommen, sich mit solchen Bewegungen, deren Abschluß anorganische Verbindungen sind, nicht mehr zu begnügen, sondern mit Wasserstoff, Kohlenstoff und Stickstoff organische Verbindungen einzugehn. Wenn von kürzerm Wege, kürzerer Zeit, geringerm Kraftaufwand und kleinerm Zwange gesprochen werden soll, so muß doch gefragt werden: Wozu? Für Leute, die ohne Zweck bummeln, ist kein Weg und keine Zeit zu lang, und daß die Atome, wenn sie eine Eiweißzelle bilden, in kürzerer Zeit in ihre Endstellung hineinkommen, als wenn sie bloß unorganische Kohlensäure gebildet hätten, das müßte uns doch erst vorgerechnet werden. Die Anpassung soll den dauerhaftesten Bestand erstreben! Bitte um Entschuldigung! Erstreben setzt ja Absicht, Zweck und Ziel voraus, ist also verboten! Sagen wir also: Das soll dauern, was der den Atomen innewohnende Bewegungsantrieb am besten für einander angepaßt hat. Aber dann ist ja der Übergang zum Organischen ein für allemal versperrt! Denn die unorganischen Verbindungen sind die dauerhaften, auf absolut vollkommner Anpassung beruhenden, die organischen sind die wandelbaren, leicht verletzlichen, zerstörbaren, rasch der Auflösung verfallenden. Der kohlensaure Kalk im Innern der Berge liegt seit Jahrtausenden unverändert da, dagegen der phosphorsaure Kalk in unsern Zähnen! ach du lieber Himmel! Vom Zellgewebe und andern feinen und weichen Teilen der organischen Geschöpfe, von diesen selbst, deren viele kaum einen Tag leben, gar nicht zu reden! Hätte nicht eine nach Zwecken handelnde mächtige Intelligenz die Atome gezwungen, ihnen selbst wäre es nicht eingefallen, etwas von ihrem Standpunkt aus so unzweckmäßiges — bitte um Entschuldigung, aber es ist wirklich schwierig, von einer aus lauter Zwecken und Mitteln gewebten Welt zu sprechen, ohne das Wort Zweck zu gebrauchen —, etwas so kausalitätswidriges, so ursachloses, so sich gegen die mechanische Ursachenverkettung auflehnendes zu tun, wie die Schaffung der Organismen ist. Innerhalb des Reichs dieser wiederholt sich die Ursachwidrigkeit, denn wie wir schon oft hervorgehoben haben, die niedrigsten Organismen sind die dauerhaftesten, und Darwin selbst hat gestanden, er könne nicht einsehen, was es für ein Vorteil für einen Wurm sein könnte, höher organisiert zu sein. Um noch einmal an die Bienen und die Wespen zu erinnern: so gut wie sich die Wespen als Wespen erhalten haben, die heute noch leben, würden auch die unverändert fortbestanden sein, die sich in Bienen verwandelt haben, wenn nicht die Intelligenz, die den Menschen Honig und Wachs bereiten wollte, ihre Verdauungswerkzeuge, ihre Zeugungsorgane und ihre Gliedmaßen umgebildet hätte. Bloße Kausalität hätte für sich allein niemals über das Unorganische und innerhalb des Organischen niemals über die untersten Stufen hinausgeführt.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir auch noch Matzats Versuch prüfen, das geistige Leben: das Lernen, die Entwicklung der Ethik und des Staates in das Anpassungsschema hineinzupressen. Was bei lauter Anpassung und nichts als Anpassung für die Gesellschaft herauskommt, haben wir schon oft gesagt. Vor allen Völkern zeichnen sich die Chinesen dadurch aus, daß sie

es in der Anpassung am weitesten gebracht haben, und die sind nicht unser Ideal. Ideal ist freilich nach Matzat ein Unbegriff, den man nicht brauchen kann, aber nach dem Zeugnis der Weltgeschichte ist alles Große und Gute durch das Streben nach Verwirklichung von Idealen zustande gekommen. Wenn alle Menschen immer so ideallos und ihrem Milieu so vollkommen angepaßt wären, wie die heutigen Bewohner der Londoner Slums es sind, so hätte niemals höhere Kultur entstehn können. Diese ist geschaffen worden von Menschen, die eher alles kurz und klein geschlagen oder sich selbst entleibt als sich unwürdigen Lebensbedingungen angepaßt hätten, und die, wo solche eintraten, entweder sie bekämpften oder auswanderten. Aller Kulturfortschritt vollzieht sich bei den Völkern, in deren Schoße beständiger Kampf wütet, wo also dem Zwange zur Anpassung allseitig widerstrebt wird, nicht bei den geduldigen Chinesen, die es im Anpassen zur Virtuosität gebracht haben. Es klingt ja ganz plausibel und wird sogar manchem Idealisten erbaulich klingen, wenn Matzat nicht als Ziel — Ziele gibts ja nicht! —, aber als ein die schönsten Aussichten eröffnendes Ergebnis der heutigen Entwicklung die stetig zunehmende, mehr und mehr alle Einzelnen einfangende und einspinnende Tätigkeit des Staates und die Häufung der Pflichten hinstellt. Das Leben werde mehr und mehr Rechtsleben. Rechtsverhältnisse seien dann gerecht, wenn die Rechte und Pflichten auf beide Seiten gleichmäßig verteilt seien, sodaß keiner mehr zu leisten habe als sein Kompaktant. Je gerechter und je umfangreicher sie seien, d. h. je mehr Pflichten sie auflegten, desto vollkommner sei die Anpassung, desto verbürgter die Dauer der Verhältnisse. Je zahlreicher in einer Rechtsordnung die Pflichten und die Rechte, und je gleichmäßiger beide verteilt sind, desto mehr werde die äußere Gewalt durch die innere ersetzt, mit der sich die Anpassung selbst erhalte. Aber so wenig man die Vorteile und die Annehmlichkeiten eines solchen Zustands leugnen kann (den übrigens nicht irgendwelcher sittlicher oder intellektueller Fortschritt, sondern die Anhäufung der Menschen auf engem Raume und die den Zwang erleichternde Verkehrstechnik ganz mechanisch — hier tritt die Mechanik in der Tat einmal in Wirksamkeit — erzeugt), so dürfen wir doch auch seine Schattenseite: die Verkümmerung der Persönlichkeit durch äußerste Einschränkung der Selbständigkeit, die Matzat freilich nicht zugeben will, nicht übersehen. Auch das ist richtig, daß die Gerechtigkeit erst aus Ungerechtigkeit entsteht (die Parallele mit dem Entstehn des Bewußtseins aus Unbewußtem bei Matzat ist falsch), aber nicht in der Weise, daß ehedem lauter Ungerechtigkeit geherrscht hätte, heute aber durch Anpassung die Gerechtigkeit hergestellt worden sei. Sondern es könnte weder der Begriff der Gerechtigkeit noch sie selbst vorhanden sein ohne ihr Gegenteil; das Wort Gerechtigkeit hätte gar keinen Sinn, wenn in der Wirklichkeit keine Ungerechtigkeiten vorkämen. Aus deren Bekämpfung entspringt die Gerechtigkeit täglich aufs neue, und darum sind beide entgegengesetzten Eigenschaften und Zustände immer vorhanden gewesen und werden bestehn bleiben, so lange es Menschen auf Erden gibt. Eine vollkommen gerechte Weltordnung würde eine große Maschine und die vollkommen gerecht handelnden Menschen darin würden Maschinenteile sein oder solche Automaten

wie die Arbeitbienen. Ein Reich der Gerechtigkeit, wo es keine Ungerechtigkeit gibt, ein Reich der vollendeten Anpassung oder, wie man ehedem lieber sagte, der vollkommnen Harmonie und des ewigen Friedens, dessen Bürger durch die Anpassung ihre Persönlichkeit nicht einbüßen, kann, wenn es überhaupt möglich ist, nur unter ganz andern Daseinsbedingungen gedacht werden, von denen wir keine Vorstellung haben; der christliche Glaube verlegt es deshalb mit Recht ins Jenseits.

Carneri behauptet, die Gerechtigkeit sei schon verwirklicht in der Welt und sei es immer gewesen (S. 362 bis 363). Wenn er die Schilderung der Lage kleiner lombardischer Ackerbausklaven läse, die nach Nummer 248 der Frankfurter Zeitung die Ärzte entwerfen, deren Spezialität die Pellagra ist, und daneben die Schilderung des Lebens und Treibens der Sommerfrischlerinnen am Bosporus in Nummer 634 der Schlesischen Zeitung, so würde er diese Ansicht nicht aufrecht zu erhalten vermögen, denn er ist ein edler Mensch, den man schon lieb gewinnt, wenn man nur die rührende Zueignung seines Buchs an seine Frau liest. Seine Moralpredigten würden jede Kanzel zieren, und zwischen seinem und unserm Idealismus ist — bis auf die beiderseitige Ansicht von der Entstehung der Ideale — gar kein Unterschied. „Wer das, was die Tätigkeit des Geistes erhöht und erweitert, und die diesem Grundsatze [?] entsprechenden Sittengesetze nicht als gut erkennt und den Blutdurst des Wilden höher stellt als den Wissensdurst des Gebildeten, der hat so wenig ein Recht, über Ethik mitzureden, wie der einen Anspruch auf ein ästhetisches Urteil erheben darf, der einen Hamlet nicht schön findet, oder die Göttin Siwa der mediceischen Venus vorzieht." Er preist die platonischen Ideen des Wahren, des Schönen und des Guten und erklärt den sittlich freien Menschen für das ethische Ideal. Wie kommt nun dieser Mann dazu, die Teleologie zu verwerfen und seine Ethik auf den Darwinismus zu gründen? Durch sein Vorurteil gegen den „anthropomorphen" Gott des Christentums und durch die ganz unbegründete Einbildung, die christliche Moral sei ein unlogisches Konglomerat von Vorschriften und noch dazu mit ihren Drohungen und Verheißungen bloß auf die niedrige Selbstsucht des Menschen berechnet. Er verwirft demnach das „Soll" und will seine Moral auf das gründen, was *ist*; dieses aber habe Darwin richtig beschrieben. Das konnte einer im Jahre 1870, wo Carneris Buch erschienen ist, allenfalls glauben; heute nicht mehr. Sein körperliches Befinden hat ihm verwehrt, bei der Veranstaltung der vorliegenden zweiten Auflage „nochmals die Feile zu ergreifen"; so wird er denn auch die weitere Entwicklung der Deszendenztheorie, die mit allem spezifisch Darwinischen so ziemlich aufgeräumt hat, nicht haben verfolgen können; hätte er es gekonnt, so würde er wohl bemerkt haben, daß gröbere Werkzeuge als eine Feile nötig gewesen wären. Strenge Logik ist übrigens nicht seine starke Seite, und so hat er es denn fertig gebracht, eine den Gattungsbegriff vernichtende Naturphilosophie zur Begründung der platonischen Ideenlehre, die auch nach ihm zunächst Lehre von den Gattungsbegriffen ist, zu verwenden.

In der Besprechung des Buchs von Woltmann haben wir die Berechtigung

der philosophischen Versuche der Deszendenztheoretiker, die aus dem Bedürfnis eines einheitlichen Weltbildes entsprüngen, vollauf anerkannt. Sie sind ja dasselbe, was die Naturphilosophien aller Zeiten gewesen sind, was namentlich die Schellings gewesen ist, nur eben mit dem Wissensmaterial unsrer Zeit ausgestattet. Wir haben uns für unsern persönlichen Bedarf auch eine zurechtgemacht — in Anlehnung an Lotze, sind aber nicht so verwegen, weder unsre Hypothese für unfehlbare und unumstößliche Wahrheit und Gewißheit zu halten und andern aufdrängen zu wollen, noch auf solchen schwankenden hypothetischen Boden die Moral zu gründen. Die beiden Bücher, die uns diesesmal beschäftigt haben, legen uns noch eine andre Bemerkung nahe. Beide verkünden die allerstrengste Moral u. a. auch in Beziehung auf das Geschlechtsleben und die Ehe und wollen die Selbstsucht vernichten. „Mit dem ersten Begriff, der ihn erleuchtet, hat der Mensch den Wert des Allgemeinen und die Nichtigkeit des Einzelnen erkannt,“ meint Carneri. (Daß dem Menschen mit dem ersten klaren Gattungsbegriff, den meint er nämlich, gerade diese Erkenntnis aufgehe, widerspricht aller Erfahrung, und wenn jeder Einzelne ein Nichts ist, dann sind auch alle Einzelnen zusammen nichts wert; da endlich auch kein Gott vorhanden ist, so ist Matzats Wertsumme eine unendlich lange Reihe von Nullen, der die wertverleihende Eins fehlt. Dies nur nebenbei.) Matzat aber hofft, es werde eine Zeit kommen, wo schon eine fahrlässige Unwahrheit streng bestraft werden werde, und schreibt: „Jesus hatte sich aus verschiednen Stellen des Alten Testaments die Meinung gebildet, daß der Messias ein Mensch sein werde, der für das Volk stirbt. Dieser Mensch beschloß er zu sein. Das ist die Gesinnung Jesu gewesen; und mich dünkt, diese Gesinnung ist das diametrale Gegenteil von jener Gesinnung, mit der jeder beliebige Einzelne seiner werten Persönlichkeit, mit naivem Egoismus, einen unendlichen Wert beilegt, was doch schließlich auf den Glauben hinausläuft, daß die Welt nur seinetwegen da sei. Ist dem aber so, dann ist diese Gesinnung Jesu und nur sie das Wesen des Christentums, und diesen Boden glaubt die vorliegende Philosophie der Anpassung nicht verlassen zu haben, sondern festigen zu können.“ Das ist gegen die Kirchenlehre gesagt; aber gilt es nicht in weit höherm Maße gegen die Sozialdemokraten, im allerhöchsten Maße gegen das in der Mehrheit der Zeitungen vertretne Publikum, das die moderne Wissenschaft preist, weil sie die Noras, die „sich ausleben“ und vor allem die vermeintlichen Pflichten gegen ihre eigne werte Person erfüllen wollen, aus den Fesseln befreie, in die sie die Dunkelmänner im Bunde mit der politischen Reaktion geschmiedet hätten? Der Gegensatz zwischen Individualismus und Sozialismus oder Universalismus (der politisch organisierte Sozialismus steht in unserm Falle auf der Seite des Individualismus; die vereinigten Arbeiter erstreben das vermeintliche Gemeinwohl nur, weil jeder von ihnen für sich etwas davon erhofft) — dieser Gegensatz ist natürlich so alt wie die Kulturmenschheit und kann niemals verschwinden, denn er gehört zu den polaren Gegensätzen, deren Spiel die Weltgeschichte hervorbringt. Sehr schön ist er einmal im Anfang des vorigen Jahrhunderts ausgesprochen worden.

Wir lassen Kuno Fischer erzählen (Geschichte der neuern Philosophie, 1. Teil des 8. Bandes, S. 263): „Bei Kant und Fichte ist das Thema des Glaubens das Absolute und Ewige, worin alles Einzelne und Zeitliche verschwindet und, wie Hegel sagt, die Mücken der Subjektivität verzehrt werden; bei Jacobi ist das Thema des Glaubens die Realität der Sinnenwelt, der weltlichen und auch der göttlichen Dinge, des Absoluten und Ewigen, worin er seine eigne Subjektivität vernichtet und zugleich gerettet fühlt, sich selbst fühlt als eine von Gott ergriffne Persönlichkeit, die ungeschriebnen Gesetze des Guten im Herzen, eine sittlich schöne Individualität, erhaben über die gemeine Pflichtenlehre und die Tyrannei kantischer Sittengebote: Du sollst nicht lügen, betrügen, morden, eidbrüchig werden! In seinem Briefe an Fichte hat Jacobi diese sittliche Seelenschönheit in einer antikantischen Weise ausgesprochen und bekannt, die auch Hegel schön und ganz rein findet: »Ja, ich bin der Atheist und Gottlose, der dem Willen, der nichts will, zuwider lügen will, wie Desdemona sterbend log; lügen und betrügen will, wie der für Orest sich darstellende Pylades; morden will, wie Timoleon; Gesetz und Eid brechen, wie Epaminondas, wie Johann de Witt; Selbstmord beschließen, wie Otho; Tempelraub begehn, wie David — ja, Ähren ausrufen am Sabbat, auch nur darum, weil mich hungert, und das Gesetz um der Menschen willen gemacht ist, nicht der Mensch um des Gesetzes willen. Denn mit der heiligsten Gewißheit, die ich in mir habe, weiß ich, daß das privilegium aggratiandi [Begnadigungsrecht] wegen solcher Verbrechen wider den reinen Buchstaben des absolut allgemeinen Vernunftgesetzes, das eigentliche Majestätsrecht des Menschen, das Siegel seiner Würde, seiner göttlichen Natur ist«. Wir haben, fügt Hegel hinzu, »diese Stelle Jacobis ganz rein genannt, denn das Sprechen in der ersten Person: Ich bin und ich will, kann ihrer Objektivität nicht schaden«. Doch findet Hegel, wenn auch nicht an der angeführten Stelle, dieses Hervorheben der eignen Person, dieses Nichtloskommenkönnen von sich selbst und der eignen Individualität für den Standpunkt Jacobis überhaupt wie auch für die Art seiner Romanhelden, Allwill und Woldemar, durchaus bezeichnend und charakteristisch. Diese ewige Selbstbeschauung, dieses Behaftet- und Beflecktsein und -bleiben mit sich selbst hat Hegel als einen innern Götzendienst, als eine Hölle des Bewußtseins bezeichnet und sich auf die großen Dichter berufen, die erkannt haben, was ewig, und was endlich und verdammt ist: die Alten, Dante und Goethe in seinem schon im Leben eine Zeit lang der Hölle hingegebnen Orest. Diese Hölle ist nichts andres als »das ewige Verbundensein mit der subjektiven Tat, das Alleinsein mit seinem eignen sich selbst Angehörigen und die unsterbliche Betrachtung dieses Eigentums«.“ Also nicht darin besteht das Eigentümliche dieser Partie der gegenwärtigen geistigen Gärung, daß in ihr diese beiden entgegengesetzten Richtungen, deren Versöhnung bisher keiner Lehre so vollkommen gelungen war wie der christlichen, aufs neue einander in heftiger Feindschaft begegnen, sondern daß die neuen Vertreter der feindlichen Richtungen beide vom Darwinismus ausgehn, sich beide auf ihn berufen, und daß „die Moderne“ von der modernen Wissenschaft so grausam enttäuscht wird; gerade die Entwicklungstheorie, sagen die

wissenschaftlichen Anhänger des Darwinismus, zeige ja, wie der Weg vom Tier zum Geiste geht, und daß der Geist gewordne Mensch nicht mehr Tier sein, nicht mehr auf die Stufe der Tierheit zurücksinken dürfe.



Neue Literatur über Amerika

n der Geistesgeschichte Nordamerikas bildet die Sitte der Reisen junger Nordamerikaner nach Deutschland, und besonders der Besuch deutscher Universitäten, eine Epoche; damit beginnt nicht bloß der Einfluß des deutschen Geistes und vor allem Goethes auf die erst werdende amerikanische Literatur, deren größte und fortwirkendste Erscheinung, Ralph Waldo Emerson, an Goethe groß geworden ist, sondern auch die amerikanische Wissenschaft macht unter diesem Einfluß ihre ersten Schritte, und zwar allen voran die Geschichtswissenschaft, die ihre Anregungen von Göttingen erhielt. Dereinst wird man auch von den geradezu Mode gewordnen Reisen der Deutschen nach Nordamerika eine Epoche in der wirtschaftlichen und der sozialen Entwicklung Deutschlands datieren; denn diese Reisen, die den ausgesprochnen Zweck haben, Einrichtungen der Neuen Welt mit solchen der Alten zu vergleichen, um aus jenen zu lernen, wie diese etwa anders zu gestalten wären, werden zur Beurteilung und zur Weiterbildung unsrer wirtschaftlichen, sozialen und am letzten Ende auch politischen Verhältnisse ohne Zweifel wichtige Anregungen und Beiträge liefern. Gerade daß diese Anregungen und Beiträge nur einen kleinen Teil der Einwirkungen zurückerstatten, die die transatlantischen Länder als europäische Kolonien und Tochterstaaten seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts empfangen haben, gibt ihnen einen besondern Wert, denn was sind sie in Wirklichkeit anders als ein Teil der großen Bewegungen, die von nun an ununterbrochen von Ost nach West und von West nach Ost das nordatlantische Becken durchpulsen werden, so wie im Altertum durch das Mittelmeer die Ströme der Reisenden, des Handels, des Ideentausches von Gestade zu Gestade zogen! Die rege Teilnahme Gesamteuropas an den Geschicken und Entwicklungen Amerikas wird dazu beitragen, das nordatlantische Becken immer mehr zu einem neuen Mittelmeer zu machen, dessen Gestadeländer in Übereinstimmung und Gegensatz eine große Gemeinsamkeit der Kultur auf ähnlicher geographischer und ethischer Grundlage ausbilden werden. Es läßt sich leicht absehen, daß dieses Meeresbecken ebenso im Mittelpunkt der Geschichte des neuen Jahrhunderts liegen wird, wie um das Mittelmeer die Geschichte von Ägypten und Griechenland, von Karthago und Rom, von Byzanz, Venedig und vielen andern Mächten und Völkern des Altertums und des Mittelalters geworden, gewachsen und dahingegangen ist. Und auch das darf schon heute vorausgesagt werden, daß unter den alten Völkern Europas das den größten Einfluß auf diesen Wechselverkehr üben und den größten Gewinn daraus

ziehen wird, das sich ihm am unbefangensten aufnehmend und austeilend hingibt. Jeder denkt natürlich zuerst an England mit seinem alles überragenden Austausch und Verkehr und dem ungeheuern Vorzug engster Stammverwandtschaft mit der herrschenden Mehrheit der Bevölkerung Nordamerikas. Gewiß hat England einen Vorsprung, und wie sehr es sich der Bedeutung dieses Vorsprungs bewußt ist, zeigt wohl am allerbesten die Sorgfalt, mit der es jegliche Minderung vermeiden will. Die Bürger der Vereinigten Staaten sind die einzigen in der Welt, denen gegenüber der Anglokelte vorsichtig bis zur Ängstlichkeit ist. Das jüngste Schiedsgericht über die kanadische Grenzfrage hat es aller Welt gezeigt, daß England an dieser Stelle zurückweicht, soweit es kann. Vielleicht wird es sich so noch längere Jahre das Vorrecht wahren, mit am häuslichen Herd des nordamerikanischen Volks zu sitzen. Aber gleich dahinter käme Deutschland, so im Grade der Bluts- und der Geistesverwandtschaft wie in der Innigkeit des Verkehrs und dem Werte des kaufmännischen Austauschs. Und Deutschland hat den Vorzug, frei von politischen Grenzfragen, ohne Narben alter Kämpfe, die doch immer wieder einmal aufbrechen könnten, als Weltmacht fast so neu wie die Vereinigten Staaten selbst, auf der transatlantischen Schwelle zu erscheinen. Es hat sich lange mit dem geistigen und dem Gütertrag seiner Beziehungen zu Nordamerika begnügt, ehe es daran dachte, politisch Gewinn daraus zu ziehen. Seine Freundschaft wird gerade darum den Vereinigten Staaten nicht minder wertvoll erscheinen. Wir Deutschen aber gestehn gern zu, daß wir mit einem Gefühl der Erleichterung die transatlantische Republik unter den Mächten sehen, die uns zunächst stehn. Denn die Luft in Alteuropa, immer geschwängert mit der gespannten Elektrizität der Konflikte, die sich nicht ausgleichen lassen wollen, wie das so die Art unter gedrängt wohnenden alten Parteien ist, ist manchmal doch so, daß sie dem Ruhigstdenkenden den Atem nehmen mag. Der Yankee ist auch keiner von denen, mit denen es sich leicht lebt, aber ein so verbohrter Kerl wie der Gallier oder ein so trübseliger Kumpan wie der Bruder Wiener ist er doch nicht, wird er auch niemals werden.

Ist es unter solchen Verhältnissen zuviel gesagt, wenn wir behaupten, daß uns die ziemlich reiche deutsche Literatur über Nordamerika noch immer nicht reich genug sei, daß wir noch immer mehr von drüben hören und lernen wollen, und daß wir uns mindestens doppelt so herzlich über ein gutes Buch über Amerika freuen, wie über die gründlichste Abhandlung über Babel und Bibel, über Ophir oder über den Burenkrieg? Glücklicherweise bringt uns jedes Jahr ein paar beherzigenswerte Schriften über Nordamerika und die Nordamerikaner, und daß sie auch gelesen werden, zeigt uns die soeben in neuer Auflage erscheinende handliche Geographie von Nordamerika in der schönen Bändereihe der Sieversschen Länderkunde,*) die ein Gesamtbild der Landeskunde von Nordamerika geben will, für dessen Treue und Gründlichkeit uns der Name des Verfassers Gewähr bietet. Deckert hat sich jahrelang in

*) Nordamerika. Zweite Auflage. Von Dr. Emil Deckert. Mit 140 Abbildungen im Text, 12 Kartenbeilagen und 18 Tafeln in Holzschnitt, Ätzung und Farbendruck. Leipzig, Bibliographisches Institut, 1903.

Nordamerika aufgehalten und gehört zu den besten Kennern der Geographie dieses Teils der Erde. Das Buch wird immerhin mehr Studien- als Lesebuch sein.

Wir möchten hier gleich ein andres geographisches Werk anreihen, das mehr Tabellen- als Textwerk ist und auch darin ein besondres Ziel verfolgt, daß es an der Hand der Ergebnisse statistischer Aufnahmen der Vereinigten Staaten, besonders der von 1900, ein Bild der innern Unterschiede des weiten Landes geben will. Es behandelt die Bevölkerung nach Geschlecht, Rasse, Abkunft, Sterblichkeit, die größern Städte bis 1790 zurück, Landwirtschaft, Bergbau, Handel und Industrie. Einige Kärtchen verdeutlichen die Darstellung.*)

Ganz anders spricht uns das Werk des leider früh verstorbnen Wilhelm von Polenz**) an, ein Buch ohne Inhaltsverzeichnis und Register, fast ohne Zahlen, aber von einer freien, geistvollen Sprache, die uns sofort gewinnt. Wilhelm von Polenz ist kein Geograph und kein Statistiker, wohl aber ein geborner Beobachter der Menschen und ihrer Werke, auch ihrer Umgebungen. Als Naturschilderer von feinem Blick und großer Macht des Worts zeigt ihn seine letzte Erzählung „Wald," die kurz nach dem Buch über Amerika erschienen ist. Die Überraschung, den Romanschriftsteller unter den Schilderern Amerikas zu sehen, verschwindet bald beim Lesen seines Buchs. Er hatte sich einen tüchtigen Sack von Kenntnissen erworben, ehe er hinüber ging, besonders die Geschichte, die Literatur und die Kunst der Amerikaner waren ihm wohlvertraut. Die Hauptsache ist aber sein Beobachtungsvermögen.

Er hat seinen Blick für das Leben an engern Verhältnissen geübt und seine Fähigkeit, ungeblendet vom Engen ins Weite zu schauen, nicht erst in Amerika erworben. Aber die Herz und Sinn erweiternden Wirkungen des weiten Raumes, der großen Verhältnisse hat er drüben unbefangen und empfänglich auf sich wirken lassen, und so ist sein Buch ganz frei von Neid und Kleinlichkeit. Er sieht die Fehler, nennt sie ehrlich beim Namen, er sieht und nennt sie aber auf beiden Seiten gleich offenherzig und vergißt nie das Licht, dessen Schatten er schildert. Ich rechne ihm besonders eine Auffassungsweise hoch an, zu der sich bisher wenige Beobachter aufgeschwungen haben. Er wendet sich gegen das pharisäische Hinuntersehen auf amerikanische Mißstände ebensogut wie gegen das philiströse Indieknìesinken vor amerikanischen Erfolgen, er will sich nicht durch das beständige Hinsehen auf amerikanische Zustände das gerechte Urteil über die heimischen benebeln lassen. „Amerika ist ein Teil der zivilisierten Welt, und es liegt im gleichmäßigen Interesse aller Kulturnationen, daß das Gute überall gefördert werde, daß Recht, Sitte, Ordnung mehr und mehr die dunkeln Schatten des Egoismus, der Anarchie, der Sittenlosigkeit aus dem öffentlichen Leben der einzelnen Länder und aus den internationalen Beziehungen aller Nationen verdrängen." Das ist eine

*) Richard Blum, Die Entwicklung der Vereinigten Staaten von Amerika. Ergänzungsheft Nr. 142 der Geographischen Mitteilungen. Herausgegeben von Professor Dr. A. Supan. Gotha 1903.

**) Das Land der Zukunft. Berlin, F. Fontane & Co., 1903.

große Auffassung, und man muß gestehn, sie ist für diesen Schilderer der Vereinigten Staaten nicht etwa bloß Phrase, wie denn Phrasen überhaupt nicht seine Sache sind. Er verwirklicht sie und hat in diesem Sinne die Natur und das Volk, die Gütererzeugung und das geistige Leben, die Kunst und die Roheit, den Humor und die Grausamkeit transatlantischen Lebens angesehen, studiert und dargestellt. Es liegt ja nahe, das „Land der Zukunft" mit Paul Bourgets „Outre Mer. Notes sur l'Amérique" zu vergleichen. Ich habe diese mit dem Vergnügen gelesen, mit dem man einem scharfblickenden und schön erzählenden Reisenden zuhört; aber wie kapriziös ist Bourget neben Polenz, der es versteht, ernst zu sein, ohne schwerfällig zu werden, der niemals nur darum erzählt, weil er sich gern reden hört. Polenz ist nach Amerika gegangen, weil er sich selbst und andre klar machen wollte über das, was dort ist und kommen wird, und was es für uns bedeutet; Bourget hat ein Buch machen wollen, das seine Leser amüsiert. Auch als Naturschilderung steht Outre Mer weit hinter desselben Verfassers Sensations d'Italie zurück, und Polenz ist auf diesem Gebiet besonders durch eine gewisse Größe der Auffassung und eine Zurückhaltung ausgezeichnet, die nicht mehr gibt, als für den Hauptzweck nötig ist, der doch immer bleibt, eine Volkspersönlichkeit zu porträtieren.

Ganz vortrefflich ist von Polenz die Schilderung des Volkscharakters der Amerikaner gelungen, für dessen anglokeltische Züge er ebensogut die rechten Worte findet, wie für seine deutsche Beimischung und seine amerikanischen Besonderheiten. Ich weiß nicht, ob die Bezeichnung gerade gut gewählt ist für den neuen Typus von Mann, der drüben im Begriff steht, sich auszubilden, smartman; seine Schilderung ist jedenfalls gut gelungen, und die Auffassung, daß er sich nicht europäerähnlicher gestalten, sondern seine besondern Merkmale noch schärfer ausbilden wird, ist zutreffend. Wie Beispiel, öffentliche Meinung, Schulunterricht, Zeitungen, die negativen Wirkungen der viel weitern Entlegenheit des klassischen Altertums und des Mittelalters, die positiven der Naturschätze, des großen Raums, der weiten Perspektiven, der Demokratie, der großartigen Arbeitsleistungen an der Ausbildung eines neuen Typus von Kulturmensch überhaupt arbeiten, wird überzeugend dargestellt. Ich betone das „überzeugend," weil der Verfasser mit seiner scharfen Beobachtung einen Ernst des Urteils verbindet, der auch dann für ihn einnimmt, wenn man mit seinen Schlüssen nicht einverstanden ist. Er findet von vornherein den richtigen Ausgangspunkt, indem er als Merkmale des Nordamerikaners Beweglichkeit und Vielseitigkeit hervorhebt und dem Deutschen den Ruhm der Originalität und der Tiefe zuspricht. Die freundlichen Züge in jenem sind hauptsächlich Großmut, Ritterlichkeit, Humor und die den ganzen Menschen durchdringende Vaterlandsliebe, die ebensowohl der Größe, dem Reichtum und der Entwicklungsfähigkeit des Landes als seinen freiheitlichen Institutionen gilt und in nicht wenig Fällen, besonders von den Neueingewanderten, um so lauter bekannt wird, je früher sie eingesehen haben, daß die Wasser auch in Amerika bergabwärts fließen. Die günstigen Wirkungen der Höherstellung der Frau, der Temperenzbewegung und der körperlichen Übungen auf die Erziehung der

jungen Männer werden bereitwillig anerkannt, im Gegensatz zu dem „Schliff,“ den deutsche Jünglinge am Biertisch bei zotengewürzter Unterhaltung empfangen. Von Optimismus beseelt, der das Gegenteil der bei uns weite Kreise durchseuchenden pessimistischen Verdrossenheit ist, drücken die Züge des Durchschnitts der Bevölkerung Energie und Zuversicht aus, und diese kommen in knappen, rüstigen Bewegungen zum Ausdruck. Dieser Optimismus ist aber schon der Übergang zur Waghalsigkeit, zur Übertreibung in Mitteln und Zielen, zur prahlerischen Überhebung; und unbegreiflicherweise erträgt er die politische Korruption, der die Vernachlässigung der öffentlichen Ordnung und Reinlichkeit in Städten, auf Wegen, an Flüssen, sogar die sträfliche Vernachlässigung von Gesundheitsvorkehrungen an erster Stelle zur Last zu legen ist.

Goldbergers Buch*) ist das Werk eines großen Geschäftsmanns, der vor allen mit seinesgleichen in Amerika in Berührung gekommen ist. Er hat seine Studienreise 1901 und 1902 gemacht, und da er zu den Vorbereitern des großartigen Empfangs gehörte, den die großen Geschäftsmänner der Vereinigten Staaten, die Captains of Industry, dem Prinzen Heinrich am 26. Februar 1902 in Newyork bereiteten, hat er uns auch über die Reise dieses Prinzen Zuverlässiges mitzuteilen. Auch in andern Abschnitten ist das Buch ganz Zeugnis und Erzeugnis der wirtschaftlichen Wechselbeziehungen zwischen Deutschland und Nordamerika und wird auch in künftigen Jahren als ein wertvolles Dokument für die Kenntnis der Gründe und der Erscheinungen des mächtigen Aufblühens dieser Beziehungen seit dem Ende des neunzehnten Jahrhunderts gelten. Nicht viel Rückblicken und Umblicken, wohl aber scharfes Drauf- und Dreinblicken ist das Merkmal der Beobachtungen, die es bringt. Es ist alles greifbar, und an manchen Stellen begegnen wir praktischen Ratschlägen in sicherer Formulierung. Das bezieht sich nicht auf rein wirtschaftliche Fragen.

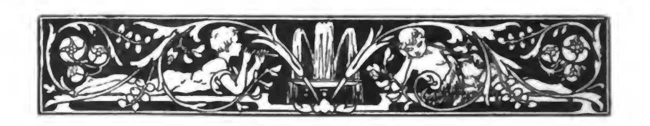
Goldberger hat den deutsch-amerikanischen Preßbeziehungen die Aufmerksamkeit gewidmet, die sie beide verdienen. Es ist ja ein offnes Geheimnis, daß die Abhängigkeit des deutsch-amerikanischen Drahtnachrichtendienstes von London die Ursache einer systematischen Fälschung und Herabsetzung deutscher Verhältnisse und Bestrebungen in der öffentlichen Meinung von ganz Nordamerika, ja, man kann sagen, ganz Amerikas und darüber hinaus der angelsächsischen Welt ist. Die Verträge, die diesem Mißstand zugrunde liegen, werden eines Tages zu lösen sein, und Deutschland hat ein noch größeres Interesse daran als die Vereinigten Staaten. Als diese Verträge geschlossen wurden, nahmen beide Länder nicht die Stellung ein, die sie jetzt errungen haben. Es war eine der Kurzsichtigkeiten der deutschen Diplomatie Bismarckischer Erziehung, daß sie sich diese fremde Vermittlung einschieben ließ. Goldberger bespricht diese Dinge Seite 186/7 und dann noch einmal Seite 289/90 mit der Ruhe, mit der man sie behandeln muß. Es ist sehr gut, daß er den Finger auf diesen wunden Punkt gelegt hat. Wäre er ins einzelne gegangen, dann hätte er wohl auch noch deutlicher Licht und Schatten verteilen können.

*) Ludwig Max Goldberger, Das Land der unbegrenzten Möglichkeiten. Berlin, F. Fontane & Co. 1903.

Wir möchten aus eigner Erfahrung nur auf zwei Punkte hinweisen, die nicht unbedeutend sind, wenn sie auch von manchem Beobachter kaum gesehen werden. Die großen deutsch-amerikanischen Blätter erhalten dieselben Nachrichten aus Europa wie die englisch-amerikanischen, nur schlecht übersetzt. Zur Zeit des Samoarummels konnte man sich davon überzeugen, daß unsre deutschen Landsleute in Amerika mit denselben Lügen und Verleumdungen traktiert wurden, die aus englischen und französischen Quellen in alle Welt gingen. Dazu kamen dann noch die viel kräftigern Aufschneidereien aus unbekannt gebliebner Fabrik, angeblich San Francisco. Wie soll dabei deutsche Gesinnung, ja auch nur billige Schätzung des Wertes und der Absichten des alten Landes aufkommen? Der andre betrifft den starken Einfluß der französischen Presse und Literatur in Nordamerika, der sich an den der englischen unmittelbar anschließt und für den der deutschen fast nur das rein wissenschaftliche Feld übrig läßt. Gewöhnlich macht man die große amerikanische Kolonie in Paris dafür verantwortlich, aber es spielt auch hier eine Mache hinein, für deren Natur und Zweck der zweideutige Pariser Newyork Herald einen Fingerzeig gibt.

Wie schon gesagt worden ist, liegt der Hauptwert dieses Buchs im Wirtschaftlichen, dann aber überhaupt im Praktischen. Auch in den politischen Abschnitten werden dem Leser nicht Theorien und Meinungen vorgetragen, sondern Tatsachen, manchmal, amerikanischer Gewohnheit folgend, nur zuviel und zu wenig verarbeitet. Die statistischen Auszüge im ersten Kapitel hätten z. B. ganz anders, lehrreicher gegeben werden können. Sehr wichtig ist es, daß der Leser überall mit den führenden Männern des amerikanischen Gewerbfleißes selbst bekannt gemacht wird. Goldberger hat sie alle kennen lernen, den Präsidenten, die Industrieherren, die Politiker, die Trustfreunde wie die Trustgegner, die Arbeiterführer, das schaffende Volk in den Werkstätten wie während der Muße, den Newyorker Bankier, den Goldgräber in Cripple Creek, den kalifornischen Obstzüchter und die Mormonen in Salt Lake City. Das ist von besondrer Bedeutung in einem Lande, wo mehr als anderswo und heute mehr als je die Persönlichkeit in den Vordergrund tritt. Es war doch ein großer Irrtum, wenn man früher glaubte, die Republik und die Jugend des Landes müßten unbedingt nivellierend wirken. Statt dessen welche Reihe von Persönlichkeiten unter den Präsidenten und Feldherren, wie unter den Pionieren der Westwanderung, der Landesdurchforschung, des Eisenbahnbaus, der Industrie und des Handels! Man vergleiche damit Länder wie Spanien oder Italien. Gerade die intimen Bemerkungen Goldbergers über Einzelmenschen sind oft besonders treffend.

Es kann ja nicht anders sein, als daß in einer so großen Reihe von Beobachtungen, die von den Höhen der nordamerikanischen Gesellschaft aus angestellt worden sind, manches in schönerm Lichte erscheint wie von unten. Optimistische Urteile überraschen uns nicht. Wir unterschreiben nicht den Satz: „Man spricht mit Unrecht von einer Nervosität des erwerblichen Hastens auf der andern Seite des Ozeans. Das Gegenteil ist der Fall. Nur unendliche Regsamkeit nimmt man dort wahr, angestrengten Fleiß und immer wieder Fleiß; aber die Nerven der Fleißigen sind wie von Stahl und unzerrüttbar."



Eine Inselreise durch das griechische Meer

Von Friedrich Seiler

4. Kreta und Melos

(Schluß)



Für den nächsten Tag lautete das Programm: Fahrt an der Nordküste der Insel entlang bis Kanea. Aber Dörpfeld erklärte, hier in Kandia könne man soviel sehen und studieren, daß wir noch den ganzen nächsten Tag hier zubringen würden. Ihm selbst konnte man diese Änderung nicht verdenken. Denn er hatte die neusten kretischen Ausgrabungen früher auch noch nicht gesehen und wollte sie nun natürlich möglichst genau kennen lernen. Herr Evans aber hatte ihn und Herrn Brückner, für den nächsten Tag zu einer nochmaligen Besichtigung und einem darauf folgenden Frühstück eingeladen. Uns dagegen traf diese plötzliche Programmänderung wie ein Blitz aus heiterm Himmel. Das allgemein Interessante hatten wir zur Genüge betrachtet, was sollten wir nun den ganzen langen Tag in Kandia anfangen? Schließlich bekommt man sogar die Tänze antiker Freskodamen satt. Mich persönlich und die andern drei Herren, die von Sizilien nach Athen gefahren waren, traf dieser Schlag noch am wenigsten, denn wir hatten ja Kanea wenigstens vom Meere aus betrachtet und sogar photographiert. Von den übrigen aber waren viele sehr ärgerlich. Professor Sieglin, der gern die Haarfarbe auch der Westkreter festgestellt hätte, sagte entrüstet:

Ein Land kennt man erst dann, wenn man seine Hauptstadt kennt; um diese werden wir nun gebracht. Ein Programm sollte überhaupt nie ohne zwingenden Grund geändert werden.

Auf seine Anregung wurde noch ein schwacher Versuch gemacht, Dörpfeld zur Wiederherstellung des ursprünglichen Programms zu bewegen. Der scheiterte aber gleich in seinen Anfängen. So mußten wir uns in unser Schicksal fügen.

Ich hatte nach dem Abendbrot auf Deck an einer vor Wind und Regen geschützten Stelle noch ein langes Gespräch mit der jungen österreichischen Dame, die aus dem parischen Marmorblock ihren Amor herausmeißeln wollte, und staunte über die Kraft ihres Gedächtnisses und die Stärke ihres archäologischen Interesses. Ich examinierte sie förmlich über die Bauwerke und Trümmerfelder, die wir bis dahin gesehen hatten. Sie verwechselte nichts, und das will etwas sagen, wenn tagelang eine solche Fülle der Gesichte an den leiblichen und geistigen Augen des Menschen vorübergezogen ist, ja sie hatte noch mehr Einzelheiten im Kopfe behalten als ihr gestrenger Examinator. Glückliche Jugend, wo die Tontafeln des Gedächtnisses noch nicht zu einer starren Masse erhärtet sind, in die nur noch der spitze Griffel starker seelischer Erregungen Buchstaben einzuritzen vermag!

Der nächste Tag also war von vornherein für die meisten von uns zum Totgeschlagenwerden verurteilt. Dörpfeld und Brückner verschwanden am Morgen und wurden erst am Abend wiedergesehen, wo sie hochbefriedigt vom Ausgrabungsfelde zurückkehrten, wir andern dagegen irrten ohne Weisel einzeln und in Gruppen in der Stadt umher und suchten uns zu beschäftigen und zu unterhalten, so gut es ging.

So gelangten wir also zu einem ganz andern Tore hinaus und an einen ganz andern Strand, als wir beabsichtigt hatten. Zwei düstre Bastionen schoben sich gegen das Meer vor. Eine hohe Mauer verband sie, aber so, daß sich vor ihr noch ein ziemlich breiter Strand dehnte. Dieser so abgeschlossene Ort schien uns einsam und zum Baden geeignet.

Wenn es hier nur keine Seeigel gibt, sagte mein Genosse, indem er anfing, sich auf dem weißen Ufersande auszuziehn.

Sind die gefährlich? fragte ich unbefangen, denn ich ahnte nicht, daß ich bald in unerwünschter Weise die Eigenschaften dieser Stachelhäuter an mir selbst erfahren sollte.

Besser wäre es gewesen, wir hätten uns erst einmal erkundigt, ob es hier Seeigel gibt, fuhr er fort; wenn man nämlich auf einen tritt, ist das recht unangenehm.

Ja, wer würde das hier wohl wissen, die Kerls baden ja doch nicht, und wissen Sie denn, wie der Seeigel auf griechisch heißt?

Doch schon lagen unsre Kleider auf dem Sande, und frohgemut stiegen wir in unsrer ganzen, unverhüllten, natürlichen Schönheit in die blaue Salzflut hinunter, wo uns bald so wohlig wurde, wie dem Fischlein bei Goethe. Da mir nun der Himmel die Gabe des Schwimmens verliehen hat, so schwamm ich, des Watens im seichten Wasser bald müde, zu einem aus dem Meere ragenden kleinen Riff hinüber, setzte mich wie der Meergreis Proteus auf diesem nieder und rief, um mich schauend, meinem am Strande herumplätschernden Genossen zu, er solle auf unsre Kleider achten. Denn durch eine Pforte in der Festungsmauer war eine Anzahl Kinder herausgekommen, die mit dem größten Interesse jede unsrer Bewegungen verfolgte und sich, zunächst noch scheu und zaghaft, dem Platze näherte, wo unsre Kleider lagen. Nachdem ich noch eine Weile die düstern Bastionen betrachtet und auf das „grenzenlose Meer" hinausgestarrt hatte, schwamm ich zurück. Kaum aber tat ich die ersten Schritte auf dem Trocknen, so empfand ich im rechten Hinterhacken einen stechenden Schmerz. Ich zeigte ihn also meinem schon wieder mit dem Anziehn beschäftigten Badegenossen.

Dieser rief halb mitleidig, halb belustigt: Na, da haben wir ja die Bescherung, Sie sind richtig in einen Seeigel getreten. Habe ich Sie nicht gewarnt?

Ja, was wird denn nun, und wie siehts denn aus?

Es sind etwa dreißig kleine Stacheln abgebrochen und stecken in Ihrer Haut. Wenn man die nicht herauszieht, eitern sie heraus.

Angenehm! Dann seien Sie doch so gut, bitte, und holen Sie sie mir mit einer Stecknadel heraus.

Ich legte mich also in den heißen Sand auf den Rücken und mein rechtes Bein vertrauensvoll in seine Hände. Die kretische Jugend drängte nun, von unwiderstehlicher Neugier getrieben, nahe heran und umstand uns bald in dichtem Kreise. Auch Erwachsene hatten sich eingefunden, und sogar oben auf der Mauer sahen wir menschliche Gestalten, die zu uns herüberschauten. Unter dieser zahlreichen Assistenz begann der Freund seine Operationen an meinem Fuße. Er stach mit der Nadel darin herum und entfernte wenigstens die schlimmsten Stacheln. Alle herauszuholen, hätte indessen gar zu lange gedauert. Als ich die Stiefel wieder am Leibe hatte, tat mir jeder Schritt weh, aber der Mensch gewöhnt sich an alles, auch an Seeigelstacheln im Fuß.

Während mein freundlich stechender Samariter wieder dem Museum zustrebte, um dort seine Gattin aufzusuchen, schlug ich den Weg zur großen Kathedrale ein. Es war uns gesagt worden, daß es hinter dieser noch einige wohlerhaltne Statuen gebe. In der Tat fand ich dort auf einem kleinen Platz im Winkel an die Häuser gedrückt drei Bildsäulen, eine Panzerstatue

Ein beinahe stolzes Gefühl beschlich mich dabei. Denn wie viele meiner Amtsgenossen im weiten deutschen Lande können sich wohl rühmen, in einem kretischen Gymnasium hospitiert zu haben? Es mochten wohl dreißig bis vierzig Schüler in der Klasse sitzen, und zwar waren sie von auffallend verschiednem Alter, sodaß es fast so aussah, als wäre die Klasse aus mehreren kombiniert. Die kleinen Schüler saßen vorn, die großen hinten. Der Gegenstand war Latein. Die Schüler hatten ein Lesebuch, das den Titel führte: Latinikón anagnosmatárion hypo Zangogiani pros chrisin tis III taxeos tôn ellinikôn scholíon, Athen, 1897 (Lateinisches Lesebuch von Zangogiannis zum Gebrauch der dritten Klasse der griechischen Schulen). Die Methode des Unterrichts möchte ich die interlineare nennen. Der Schüler las ein paar Worte lateinisch vor und übertrug sie dann gleich in sein geliebtes Griechisch, z. B. clamore anserum = ti krafgî tôn chinôn — das Stück behandelte nämlich die Rettung des Kapitols von den Galliern. Der Lehrer wiederholte jede Übersetzung des Schülers und gab ihr dadurch seine autoritative Weihe. So ging es ohne weitere Erklärung und ohne alle grammatischen Zwischenfragen immer weiter. Stockte der Schüler, so half der Lehrer nach. Den Kretern fehlt ganz offenbar noch ein Seminar für Kandidaten des höhern Lehramts. Hätten sie ein solches, so würde der Betrieb bald rationeller, erziehender, mit einem Wort herbartischer werden. Auch beschäftigte sich der Lehrer ausschließlich mit einigen der vornsitzenden Schüler. Die großen Schlingel auf den hintern Bänken konnten machen, was sie wollten, und benutzten die Gelegenheit zu lachen, sich anzustoßen und ihre Bemerkungen über uns auszutauschen, sodaß für unsre deutschen Begriffe eine riesige Unruhe während der Lektion herrschte. Doch ist sehr wohl denkbar, daß eben wir die Ursache dieser Unruhe waren, und daß auch der Lehrer uns absichtlich nur seine besten Lateiner vorführte. So ein einmaliges Hospitium reicht ja nie aus, sich ein begründetes Urteil zu bilden.

Inzwischen hatte der Schuldiener den Direktor benachrichtigt, und als wir nach Schluß der Stunde wieder hinunter gingen, empfing uns dieser in der Vorhalle mit freundlichen Begrüßungsworten in fast fehlerlosem Deutsch. Er lud uns ein, doch anderntags wiederzukommen, da könnten wir am Vormittag Homer und Herodot hören, am Nachmittag mit der ersten Klasse sogar Livius. Leider konnten wir ja von dieser freundlichen Einladung keinen Gebrauch machen, aber wir schüttelten dem wackern Scholarchen mit herzlicher Dankbarkeit die Hand. Man stelle sich vor, daß plötzlich an einem deutschen Gymnasium ohne Vorwissen des Direktors zwei Damen und acht Herren während des Unterrichts in eine Klasse eindrängen. Da würde der Schuldiener eine ganz andre Rolle übernehmen, und der Herr Direktor ein Gesicht machen ganz anders als dort in Kandia, wo die Philoxenie die Disziplin bei weitem überwog.

Nun hatten wir aber auch alles besichtigt, was es in der Stadt nur irgend zu sehen gab, sodaß wir nach dem Mittagessen, das diesesmal auf dem Schiff eingenommen wurde, schlechterdings nicht mehr wußten, was wir anfangen sollten. Wir gingen natürlich wieder an Land, da wir doch nicht den ganzen Nachmittag auf dem Schiffe bleiben mochten, und trieben uns ohne jedes bestimmte Ziel in den Straßen und den Kneipen umher. Ich fand zum Glück in einem sogenannten „Hotel zur Stadt London" eine hochgelegne Terrasse, von der aus man in die belebteste Straße hinunterschauen konnte. Es saß sich dort ganz gut, und der dänische Genosse unsrer Gesellschaft unterzog sich hier liebenswürdigerweise der Mühe, mir noch eine ganze Anzahl Seeigelstacheln aus dem Hacken herauszustechen. Immerhin blieben noch mehrere darin stecken, die in den nächsten Wochen dann allmählich herausschworen. Noch in Troja fühlte ich die Tücke des kretischen Meerbewohners bei jedem

und man fing allmählich an, sich nach zivilisiertern Verhältnissen und einem ruhigern Leben zurückzusehnen.

Aber es stand uns noch das Allerunangenehmste bevor, was man, abgesehen von einem Schiffbruch, auf einer Seereise überhaupt erleben kann. Wir erwachten am Morgen größtenteils mit echter und rechter Seekrankheit. Obwohl wir nämlich noch im ersten Drittel des Mais standen, erhoben sich in der Nacht die sogenannten Etesien, die „Jahreswinde," die im Sommer regelmäßig wehen. Dieser Passat ist ein kräftiger Nordwind — man könnte ihn fast Sturm nennen —, der bis gegen drei Uhr Nachmittags immer stärker wird, sich aber gegen Abend legt. Der Himmel ist, solange dieser Wind weht, immer klar, und das Meer hat hohe blaue Wogen mit weißen Schaumkämmen. Es war an sich kein übler Anblick, wenn nur das fürchterliche Stampfen des dem Wind und den Wellen entgegenarbeitenden Schiffes nicht gewesen wäre.

Infolgedessen erwachte ich gegen vier Uhr Morgens mit einem nicht zu beschreibenden Gefühl. Eilig warf ich mich in die Kleider und wankte auf Deck, wo ich schon mehrere Leidensgenossen antraf, deren Zahl sich rasch vermehrte. Während ich dann bei grauendem Tageslicht frostdurchschauert und schattenbleich in völliger Apathie auf einem Triumphstuhl lag, erschien Dörpfeld. Er hatte, da er ebenfalls nicht seefest ist, die Nacht in der Kapitänskabine auf Deck zugebracht und sagte im Vorbeigehn mitleidig zu mir:

Wir fahren gleich in den Hafen von Melos ein, da wird Ihnen dann besser werden.

Eigentlich hatten wir an der Westküste bei Plaka anlegen wollen, um die dort in der Nähe liegende mykenische Burg zu besuchen. Der starke Wind zwang uns aber, statt dessen in die große Bucht der Insel hineinzufahren. Sie bildet den geräumigsten Hafen der Kykladen, aber dieser hat nur wenig Verkehrsbedeutung, weil die ganze Insel nur etwa fünftausend Einwohner hat, und die Ausfuhr (Schwefel, Ziegenkäse, Mühlsteine und Porzellanerde) nur gering ist. Als wir um ein Vorgebirge herum in diesen Hafen einbogen und dem Winde die Breitseite boten, brach die Seekrankheit nochmals in einem letzten Anfalle aus, dann empfing uns auf dem weiten Wasserspiegel der Bucht eine wohltuende Ruhe. Das Übel verschwand nun rasch, und viele bekamen sogar noch Lust, etwas zu frühstücken.

Bei dem Dorfe Adamas in der Nordostecke der Bucht legten wir an und booteten aus, um es zu besehen. Weiße Häuser mit flachen Dächern zogen sich einen sanft gewölbten Höhenzug hinan, den eine Kirche mit weißer Kuppel krönte. Ein alter, würdiger Mann führte uns unter starker Begleitung der Ortseinwohner in zwei unten liegende Gotteshäuser und zu Handwebstühlen. Unser Seidenfabrikant hoffte hier, ebenso schöne alte Gewebe zu finden wie in Hermupolis, aber vergebens.

Die interessanteste Erscheinung war unser Führer selbst. Er trug eine fesartige hohe rote Kappe mit Troddel, einen breiten Gürtel, eine Weste mit blanken Kugelknöpfen und vielgefaltete Pumphosen. Sein intelligentes, verwettertes und doch freundliches Gesicht, sein im Passatwinde wehender, langer, weißer Bart gaben ihm das Ansehen eines rechten Inselpatriarchen. Ich konnte mich nicht enthalten, ihn zu photographieren, wozu er sich sehr bereitwillig in Positur stellte. Jetzt ist sein Bild eine Zierde meines Reisealbums.

Da wir zum Mittagessen wieder an Bord mußten, so konnten wir für diesesmal nur kurze Zeit am Lande bleiben. Um zwei Uhr Nachmittags sollten wir zum zweitenmal an Land gehn und dann in das Innere der Insel wandern. Ich fuhr jedoch mit einigen andern schon gleich nach Eins wieder hinüber und wandte mich links von dem Orte den Bergen zu, wo auf schönen Terrassen alte Ölbäume grünten. Hier legte ich mich, durch die Schaukelnacht, die hinter mir lag, ermüdet, zu einem sanften Schlummer nieder und sah noch

zu Leibe gehn, und werden unruhig" und: „Nach menschlicher Denkart wird die Gerechtigkeit nur da in Betracht gezogen, wo sich auf beiden Seiten die Machtmittel die Wage halten; der Mächtige aber setzt durch, was durchzusetzen möglich ist. Denn wir wissen, daß die Menschen aus einem Zwange der Natur das beherrschen, worüber sie Macht gewinnen können." Damit proklamierten sie offen und frei, daß in der Politik nur die Macht etwas gelte, und hüllten sich nicht, wie die christliche Nation der Gegenwart, als sie sich zu der geplanten Gewalttat anschickte, in einen schillernden Trugmantel schöner Worte von Recht, Ehre und Gewissen. Da sind mir die „alten Heiden" doch lieber.

Mit stiller Wehmut betrachtete ich die gebrochne Mauer der tapfern Stadt, von der mehrere Stücke und besonders ein runder Turm noch ziemlich gut erhalten waren. Schöne sorgfältig behauene polygonale Steine bildeten den sauber gefügten Bau da, wo er noch stand; das übrige lag in Trümmern. Wildes Gestrüpp wucherte zwischen den schwärzlichen Steinhaufen. Über diese Trümmermassen arbeitete sich ein Teil von uns zum alten Kastell der Stadt hinauf, das jetzt den Namen „heiliger Elias" führt. Hier konnte man unter dem wuchernden Buschwerk und zwischen dem wüsten Steingewirr eine Tempelterrasse noch notdürftig erkennen. Lohnend war dagegen der Umblick, den wir von dieser Höhe hatten. Nach Norden zu sahen wir Plaka samt dem hochragenden Kastro und weiter unten Etimomeli; dazwischen trieben zahlreiche Ziegenherden ihr Wesen, nach Süden schauten wir über die große Bai hinweg auf das spitze Hauptgebirge der Insel, das ebenfalls den Namen agios Elias trägt. Der heilige Elias ist in Griechenland eben der Berg- oder Höhenheilige, die nach ihm benannten Gipfel kann man kaum zählen, denn sie finden sich überall, wo Griechen wohnen. Da er mit einem feurigen Wagen gen Himmel gefahren ist, so ist er wohl vielfach an Stelle des blitzenden und bergbewohnenden Vater Zeus getreten.

Dicht bei der alten Stadt Melos, aber nicht innerhalb ihrer Mauern liegt jetzt das Dorf Tripiti. In dessen Nähe gibt es gewölbte Höhlengräber, in denen die Melier ihre Toten bestatteten; eine ganze Talschlucht ist zu beiden Seiten des Wegs mit solchen Gräbern besetzt, die wir anfänglich für natürliche Höhlen hielten. Aus ihnen sind eine Menge Vasen, Gemmen, Münzen und andre Gegenstände herausgeholt worden, und noch jetzt werden immer neue gefunden. Deshalb wurde uns hier auf Melos eine solche Fülle „archaea" (Altertümer) angeboten, wie sonst nirgends während der ganzen Reise. Fast in jedem Bauernhause gab es dergleichen zu kaufen, lauter echte, schöne Sachen, sodaß mancher der Versuchung nicht widerstehn konnte. Billig waren freilich diese Altertümer nicht. Für eine kleine Gemme wurden zum Beispiel 60 Drachmen (32 Mark) verlangt. Ein Engländer, auf den sich die Melier als auf den „Kyrios Smithios" beständig beriefen, hatte kurz vorher durch Bezahlen der geforderten Summen, ohne vorher zu handeln — was ganz gegen die Landessitte verstößt —, die Preise hinaufgeschraubt. Seine Landsmännin, unsre archäologische Miß, traf ich mit ihrem breiten Schleierhut in einer Bauernstube, wie sie ein weißes, schlankes Gefäß mit kleinen, schwarzen Figuren in der Hand hielt und liebäugelnd betrachtete. Die Vasen aus den melischen Gräbern gehn von der sogenannten geometrischen Zeit bis ins fünfte Jahrhundert, das heißt bis zur Zerstörung der Stadt. Aus der letzten Zeit mochte auch die stammen, die der englischen Archäologin so sehr gefiel. Die schwarzen Figürchen waren tanzende Satyrn, die nach Art dieser lüsternen Waldgottheiten ihre Liebessehnsucht nach fliehenden Nymphen auch körperlich nur allzu deutlich offenbarten. Über diese Gestalten fuhr die zarte Hand der englischen Dame wie liebkosend hin, was einer gewissen Komik nicht entbehrte. Dann sagte sie:

etwas sei ja im Lande der Nymphen und Satyrn durchaus stilgemäß. Sie meinte jedoch, da wir zwar Satyrn, sie aber keine Nymphe sei, so wolle sie es doch lieber lassen. Damit ging sie zur Rechten ins Kaphenion, wir aber zur Linken zwischen Berg und Meer, bis wir auf einige Felsgrotten mit hölzernen Türen trafen. Da wir in diesen einige Nägel eingeschlagen fanden, so hängten wir unsre Kleider daran und stiegen dann, die Leiber verklärt vom goldnen Abendschein, ins Wasser. Ich warnte meine Badekameraden nachdrücklich, den Felsboden zu betreten, wo die heimtückischen Seeigel darauf lauern, ihre Stacheln in die zarten Fußhäute mitteleuropäischer Kulturmenschen zu bohren. Wir blieben also auf dem Sandboden oder schwammen, gleich Delphinen, jauchzend in der lauen, durchsichtigen Bläue. Als wir zu unsern Kleidergrotten zurückkehrten, fanden wir auf den Felsen eine ganze Schar Kinder, Knaben und Mädchen, die mit ehrfürchtiger Scheu und tiefem Schweigen von oben herab zusahen, wie sich die fremden Herren wieder anzogen.

Nach dem Abendbrot, wobei die üblichen Schlußtoaste stiegen, fand in der Kajüte große Abrechnung statt. Es rauschte von Drachmenscheinen. Auf die Person kamen alles in allem 245 Drachmen, das machte auf den Tag etwas über 27 Drachmen, ungefähr 15 Mark — für das Gebotne gewiß ein billiger Preis. Als wir wieder zur Bucht hinausdampften, wehte der Wind noch stark, und man fürchtete allgemein einen Wiederausbruch der Seekrankheit. Wir suchten uns diese Besorgnis durch Singen zu vertreiben, Frau Brückner dirigierte zum letztenmal ihren kleinen Verein. Aber alles ging gut. In der Nacht legten sich Wind und Wellen, und als wir schön ausgeruht am nächsten Morgen auf Deck kamen, waren wir eben im Begriff, in den Piräus einzulaufen. Die Sonne strahlte auf die blendend weißen Schiffskörper zweier russischer Kreuzer, und gerade, als wir an diesen vorbeifuhren, ertönte auf ihnen ein Signal, und dann schwebten die feierlich getragnen Klänge der russischen Nationalhymne auf dem Wasser zu uns herüber. Dies war die Begrüßung, die uns nach der Inselreise im Hafen zuteil wurde, und sie erweckte wohl in uns allen Gefühle des Dankes für das viele Große, Schöne und Einzige, was wir hatten sehen und erleben dürfen.



Zwei Seelen

Ein Lebensbild von Wilhelm Speck

(Schluß)

Als es mir schon besser ging, erzählte mir die Meisterin, es hätten sich viele Leute nach mir erkundigt. Auch die Maria sei gekommen und habe mich durchaus zu sehen verlangt, das Lenerl habe es jedoch mit Recht nicht zugelassen.

Eines Tags suchte mich der Weidhofer auf, und es war merkwürdig, so wie ich ihn eintreten sah, mußte ich an meinen Lehrer Horst denken und an die heftige Auseinandersetzung, in der unsre Freundschaft begraben wurde. Der Weidhofer war wie immer freundlich, aber in seiner Teilnahme war Verlegenheit. Er ging in der Stube auf und ab, und es war ihm leicht anzusehen, daß er noch etwas zu sagen habe und nur noch nicht wisse, wie er es am besten vorbringen solle. Endlich sagte er: Ich habe dir auch einen Packen Bücher mitgebracht und sie deiner Meisterin übergeben. Maria hat sie noch ausgesucht und sendet sie dir mit einem Gruße und dem Wunsche, daß du bald wieder gesund werden möchtest. Sie ist mit dem Professor abgereist.

Maria abgereist! Das ist die Reitpeitsche, dachte ich.

Ja es ist uns freilich hart angekommen, sie wegzugeben, fuhr der Weidhofer fort, aber der Professor hielt es auch für gut, und am Ende mußten wir ihm Recht geben. Sie wird doch bald unser einziges Kind noch sein, und sie ist auch zart wie die Veronika, besonders in der letzten Zeit hat sie uns viel Sorge gemacht. Mit der Veronika aber steht es so, daß wir das Ende erwarten müssen. Da halten wir für gut, daß Maria das Letzte nicht mit ansehen soll. Wir beiden Alten müssen es ertragen, sie aber könnte davon Schaden erleiden. So haben wir sie dem Professor mitgegeben, der sie in die Familie seiner Tochter bringt. Im Frühling, wenn Gott uns wieder ruhige Zeiten schenkt, wird sie dann wiederkommen.

Es bedarf vieler Worte, das Bittere, das man sagen muß, in freundlicher Weise auszusprechen, dachte ich und gab dem Weidhofer die Hand: Wenn Ihr schreibt, dann grüßt sie auch von mir. Ich wäre wieder gesund geworden und wünschte, daß sie recht fröhlich wieder heimkehren möge.

Als der Weidhofer gegangen war, floß es dunkel und schmerzlich durch meine Seele, aber doch nicht lange, der Friede kehrte bald wieder, und nur eine weiche Rührung blieb zurück, in der ich, als nun die Meisterin mit den Büchern heraufkam, ihre Hand ergriff und zu ihr sagte: Ihr habt mit mir große Last gehabt, aber ich werde mich dankbar erweisen. Ihr sollt mir keinen Lohn mehr geben, ich habe Geld genug und brauche nicht mehr. Wie ein Sohn will ich Euch dienen und die Schuld, in der ich bei Euch stehe, so gut ich es vermag, abzutragen bemüht sein.

O Gott, rief die Meisterin erschrocken. Was ist das nun wieder? Meine Pflegerin jedoch, die inzwischen eingetreten war und meine letzten Worte gehört hatte, beruhigte sie, indem sie sagte: Laß dich nicht ängstlich machen, es ist nur noch eine Schwäche. Wenn die Männersleut keine Kräfte mehr haben, dann stehn ihnen solche Flötentöne zu Gebote. Jedoch laß den erst mal ein Dutzend Suppen gelöffelt haben, so wird er dir wieder so grantig, wie die Schwerenöter alle.

Das Lenerl täuschte sich, was ich nie gewesen war, konnte ich auch jetzt nicht werden.

Allmählich wurde es Winter. Der Herbst ging auf diesen Höhen schnell vorüber, bald fing es an zu schneien. Eines Morgens horchte ich verwundert in die Winterlandschaft hinaus, in der etwas fehlte. Die Meisterin lächelte: Der Bach ist zugefroren. Wir hören ihn nun erst im Frühling wieder. Die Stille war nun von gewaltigem Ernste und doch wieder, wenn nach einem hellen Wintertage die leuchtenden Höhen vom Abendgold angehaucht waren, von überwältigender Schönheit.

Eines Tages fühlte ich mich so gekräftigt, daß ich mich ein wenig weiter ergehn wollte. Das Mariannele, das sich ganz an mich gewöhnt hatte und mit tausend kleinen Handreichungen um mich gewesen war, entschied sich, mich zu meinem Schutze zu begleiten, und trappelte neben mir im Schnee durch die Wintersonne. Zuletzt suchten wir auch den Weidhof auf, der einsam und ernst unter den kahlen Bäumen lag. Die liebe Gestalt, die ihm ehemals in meinen Augen Sonne und Licht verliehen hatte, war in der Ferne, Veronika ließ sich nicht sehen, und die Mutter war traurig und erzählte unter Tränen, das arme Weib sei nun ganz und gar schwermütig geworden, erkenne ihr eignes Kind nicht mehr, sondern sage, es sei ihr alles gestorben, was sie einmal lieb gehabt habe. Man müsse immer um sie sein, aus Furcht, sie tue sich ein Leid an. Wie war das alles anders geworden, seit dem goldnen Sommertage, an dem ich zuerst in diesem Hause geweilt hatte! Und wie still und einsam war es geworden. Auch der Weidhofer war nicht daheim, wir sahen ihn aber noch mit einer Last Heu, die im Sommer auf seiner Alm gemäht worden war, in schwindelnder Fahrt den Berg herunterkommen. Als wir uns verabschiedeten, öffnete die Weidhoferin eine Truhe und entnahm ihr ein buntes Tüchlein, das sie dem Mariannele schenkte. Das Kind nahm die glänzende Gabe mit strahlenden Augen entgegen und trug sie so vorsichtig, als

könne sie ihm in der Hand zerbrechen, nach Hause. Dort schmückte es sich damit, und nachdem es sich in einem Spiegel beschaut und betrachtet hatte, stellte es sich auch vor mich hin und fragte an sich heruntersehend: Reinhold, möchtest du ich sein?

Ja, mein liebes Kind, antwortete ich, sie an mich ziehend, und brachte die Worte so gewaltsam und heftig hervor, daß das Kind ängstlich wurde, sich fast in Tränen zu seiner Mutter flüchtete und erst langsam wieder zu mir Vertrauen faßte.

Meine Arbeit kam nun wieder in Gang und wurde nicht nur in unserm Dorf, sondern weit hinab bis in manches fremde Dorf hinein begehrt. Zu einzelnen Höfen, auf denen man an dem alten Gebrauch festhielt, mußte ich auch hinaufsteigen und meine Arbeit an Ort und Stelle verrichten. Wenn ich dann am Abend von dunkeln Höhen herabkam und die Lichter über das Schneefeld schimmern sah, dann ging es mir warm und hell durchs Herz. Wie lieblich war doch jetzt mein Leben geworden! Eine warme Heimat, voll Liebe und voll goldnen Kinderlachens hatte ich gefunden und gewann dazu in fleißiger Arbeit, deren Nutzen der Armut zugute kam, Trost und Erquickung. Und es war Segen in meiner Arbeit, man merkte im Hause die Freude an dem ununterbrochen und in reichlicher Fülle fließenden Einkommen, und da auch der Schwager seinen Verwandten mit seiner Wohlhabenheit zu Hilfe kam, so trug sich die Meisterin, die immer unternehmender wurde, schon mit dem Gedanken, in ihrem Häuschen ein paar Stuben auszubauen und zur Aufnahme fremder Gäste herzurichten. Sobald die Frühlingssonnenstrahlen leuchteten, wurde auch damit begonnen, und als das erste Sommerlüftchen wehte, lag das Schneiderhaus neu geschmückt im Sonnenschein, und weiße Vorhänge hingen hinter blanken Scheiben.

Jedoch noch war es Winter. Die wunderhelle Adventszeit kam heran. Ich hatte den Kindern erzählt, wie bei mir daheim das Weihnachtsfest begangen würde, und ihnen einen Baum mit funkelnden Lichtern versprochen. Darüber war große Freude im Hause und eine Erwartung, an der auch die Nachbarschaft teilnahm. Der Weidhofer versprach, ein Tannenbäumchen herzugeben, und als sein Enkelkind, die kleine Stasi, mit ihren stillen Augen sehnsüchtig zu ihm aufblickte, entschloß er sich, trotz der Trauer, die über seinem Hause schwebte, auch selbst ein solches Bäumchen herzurichten. Wir sammelten nun Fichten- und Lärchenzapfen, und die Kinder brachten davon so viel zusammen, daß man einen halben Wald hätte behängen können. Auch die Lichter und Gold- und Silberschaum, wie alles übrige, was zum Weihnachtsschmuck gehört, wurde beschafft, und wir saßen manchen Winterabend um den Tisch und malten die braunen Waldfrüchte fein golden und silbern an. Wenn dann die Kinder zur Ruhe gebracht waren und nach all der freudigen Aufregung endlich ihre strahlenden Augen schlossen, dann saß ich noch eine Stunde über meinen Büchern, in denen Maria zu mir aus der Ferne herübergrüßte. Auch ein Neues Testament war darunter, der Professor selbst hatte es dazugelegt, und so ging nun mit all den erfundnen Gestalten auch die reinste und erhabenste Gestalt durch meine Gedanken. Vergessene Worte wurden wieder lebendig, erloschnes Licht brannte wieder auf, und ich sann oft darüber nach, wie es doch komme, daß ich wohl immer Augen für das Licht gehabt hatte, worin die Höhen der Erde leuchteten, während ich an dem Lichte, das über die Höhen der Menschheit wandelte, blind vorübergegangen war. Es rinnen die stillen Wasser, Tropfen auf Tropfen fällt nieder, und jeder erfüllt seinen Zweck. Aber sie rinnen so leise und in solcher Verborgenheit, daß der, auf dessen Seele sie fallen, es kaum merkt, wie sich rings um ihn her das Erdreich löst.

So kam das Christfest heran. Auf dem Weidhof wurden die Weihnachtslichter nun doch nicht angezündet, da die arme Veronika tags zuvor die Augen zugetan hatte. Wir aber brannten die Kerzen an und ließen sie in die heilige Nacht hinausscheinen, wodurch das Schneiderhäuschen in solch helles Schimmern

und Glänzen geriet, daß manch krauses Kinderköpfchen und auch manches faltige Greisenantlitz davon angezogen wurde. Sie standen erst in der Tür, und als sie sich endlich entschlossen, näher heranzukommen, taten sie es in solcher Scheu und gingen so behutsam und still um den Baum, als wäre es das Wunder aller Wunder, ein Licht brennen zu sehen. Als sie dann gegangen waren, und die Stube leer geworden war, löschten wir die Lichter, da sie uns noch einen Abend erhellen sollten, wieder aus.

Das war jedoch kaum geschehn, so wurden vor der Tür wieder Schritte laut, und auf dem Rücken seiner treuen Paulina, der Magd des Weidhofs, wurde uns die kleine Stasi gebracht, deren Sehnsucht, den strahlenden Weihnachtsbaum anzusehen, man hatte nachgeben müssen. So mußten wir also die Lichter wieder anzünden, und das Kind sah nun mit seinen ernsten Augen in den goldnen Schimmer, ernsthafter noch als sonst, wie wenn es die Trauer, die über sein junges Leben gekommen war, schon mit dem tiefsten Herzen fühle. Die Magd eilte nach Hause zu kommen, so versprach ich, da das Kind sich noch nicht von den Lichtern trennen wollte, es nach dem Weidhof hinaufzubringen, und wir ließen nun die Kerzen bis auf die grünen Zweige, von denen ein sanfter Waldgeruch aufstieg, niederbrennen.

Unter all dem Leuchten und Glänzen begehrten die Kinder auch von dem Christkind zu hören, und es wurde ihnen also erzählt, wie es mit seinen Lichtern durch den Wald geht und allenthalben die Menschen segnet, selbst aber arm und gering ist, wie es denn auch als erstes Bett statt einer Wiege nur eine Krippe hatte. Damit waren die Kinder jedoch nicht zufrieden, sondern erzählten nun selbst und versetzten das Christkind aus seiner Armut und Niedrigkeit in die größte Pracht und Herrlichkeit. Golden war nun sein Kleid und golden die Krone auf seinen Locken, es fuhr auf goldnem Wagen und war so unermeßlich reich, daß es jedem eine herrliche Gabe bringen konnte. Als das nun richtig gestellt war, wurde weiter gefragt, was es wohl den Menschen bringe, und man erging sich in mancherlei Vermutungen.

Was mag es dem Kaiser bringen? fragte eins der ältern Kinder, das wohl besorgte, daß das Christkind in einem Fürstenhaus, worin ohnehin alle Herrlichkeit vorhanden war, seine liebe Not haben werde, noch einen Mangel aufzufinden.

Man sah mich erwartungsvoll an. O, sagte ich, es wird schon wissen, was der Kaiser gern haben möchte.

Vielleicht ein Krawatterl, rief der Johannes, der ein solches an einem Fremden sehr bewundert hatte.

Das ist wohl möglich, gab ich zu.

Und der Frau Kaiserin? hieß es dann weiter. Darüber waren sie nun alle einig, daß sie eine goldne Krone und einen Prinzen bekommen werde.

Und was erhält der Reinhold? fragte mein Mariannele.

Ich? rief ich und dachte nach. Was werde ich bekommen? Und unwillkürlich antwortete ich: Vielleicht ein neues Herz. Da ich den Kindern jedoch ansah, daß sie unzufrieden waren, fuhr ich fort: selbstverständlich ein goldnes Herz. Ein andres habe ich selbst. Jetzt waren sie einverstanden.

Die Meisterin hatte am Spinnrad gesessen und still zugehört. Nun mischte sie sich in das Gespräch und sagte: Ich meine, auch ein goldnes Herz sei dir nicht mehr vonnöten. Ja manchmal hab ich den Gedanken, du wärest gar kein Mensch, sondern der Herrgott hätte mir einen Engel zu beherbergen gegeben.

Oho, Meisterin, hört auf, rief ich. Ein Engel bin ich leider nicht, und es ist noch weit hin, bis mir Flügel wachsen.

Wenn dem Reinhold erst Flügel wachsen, sagte nun das ernste Kind der Veronika mit seiner ernsten Stimme, dann fliegt er uns auch davon, wie meine Mutter.

Betroffen und mich fragend, aus welcher Weisheit heraus das Kind wohl dieses Wort geschöpft haben möchte, sah ich es an, und zum erstenmal ging mir eine Ahnung durch die Seele, daß mein Leben auszulöschen beginne.

Das letzte Licht ging aus, und der Baum stand nun dunkel in der Weihnachtstube.

Ich nahm das Kind auf und trug es durch die sternhelle Winternacht nach dem Weidhofe. In grüne Tannenzweige gebettet sah ich da noch der Verschiednen schneebleiches Haupt. Lange hatte ich sie nicht mehr gesehen und staunte nun über die sanfte Stille und den goldnen Frieden, der über ihrem Antlitz ruhte. Nicht einen Augenblick empfand ich Betrübnis, sondern licht und hell ging es mir durch die Seele. Sie hatte ja auch in der dunkeln Nacht, worin sie nun schon so lange lebte, die Stimme gehört, die jetzt zwischen Erde und Himmel klang: Mache dich auf und werde Licht, denn dein Licht kommt, und die Herrlichkeit des Herrn geht auf über dir.

31

Wieder wurde es Frühling. Mit Sturmesgewalt, das Heer jagender Wolken vor sich hertreibend, so kam der Frühling zu uns herauf und scheuchte uns in unsre Häuser. Dort saßen wir, schauten hinaus in das wilde Treiben, horchten ängstlich auf das Dröhnen und Tosen, den Donner herabstürzender Schneelawinen, das dumpfe Rauschen und Stöhnen der Wälder. Wir lauschten bange und zugleich in ungeduldiger Freude, wir wußten es ja, daß der Frühling in unsre Eiswelt nicht anders als mit Gewalt und Zerstörung eindringen könne.

Es wurde jetzt dunkler um uns her, der Himmel war wolkenverhüllt, und von den Hängen schwand der altersgraue Schnee. Schwarz und finster erhoben sich die Berge, nur hier und da noch ein weißer Fleck, und nur die fernen ewig gebundnen Gipfel schimmerten bleich durch die Trübe.

Die Wiesenmatten warfen die einst so prächtige und schillernde Decke von sich und kamen gelb und braun hervor, aber bald wurde ihnen wieder der sammetgrüne, blumendurchwirkte Frühlingsmantel gegeben. Eines Morgens war ein lange nicht gehörtes Tönen in der Luft, das leise anhob, stärker anschwoll und endlich zu einem wilden Rauschen wurde: der Bach hatte sich von seinen Fesseln freigemacht und warf sich nun wie in heftigem Zorn über die Steinblöcke, die ihm in sein Bett geworfen waren. Darauf sang an einem Morgen eine feine Stimme ein erstes zartes Frühlingslied, aber noch an demselben Abend grüßte voll und tief und mit weithin schallendem Klang eine Amsel das Abendrot.

Schritt für Schritt mußte sich der Frühling das erstarrte Land erobern. Was er aber in seine Gewalt gebracht hatte, das erhob er auch zu unbeschreiblicher Pracht.

An unserm Hause war es zuerst der Kirschbaum, der das Feierkleid anlegte, ein armer magrer und unzuverlässiger Bursch, der manchen Tadel hören mußte. Er mochte denken: Meine Frucht mögt ihr wohl schelten, ich kann sie nicht besser hervorbringen, aber blühen will ich euch, daß euch die Augen übergehn. Und das tat er, der Birnbaum machte es ihm nach, und alles, was ein Feierkleid tragen darf, säumte nun nicht länger. Als das die dunkeln Berge sahen, schüttelten sie sich, daß alle Wipfel rauschten und das Ächzen weithin gehört wurde, und nun, nachdem das Rauschen vorüber war, stand auch der Wald in frischer Schönheit, und auf den finstern Tannen brannten helle Lichter.

Jetzt aber fing es erst an zu klingen und zu singen. Aus dem Schoß der Erde zogen die lieblichen Blumenkinder in unabsehbarem Festzuge hervor: dunkelblaue Genzianen, das sanfte Alpenglöcklein, die glühende Alpenrose, Aurikeln und Anemonen und das silberne Edelweiß. Wer nennt die Glocken alle, die da läuteten, und wer nennt die Sterne alle, die nun aufleuchteten? Die bunten Guirlanden zogen sich durch die ganze schimmernde und leuchtende Frühlingswelt, durch das Wiesengrün liefen sie nach dem Walde hin und vom Walde bis hinauf zu dem letzten einsamen Fels. An jedem Tage wurden ihrer mehr, und die Sonne konnte sich fast nicht mehr von ihrem Anblick trennen. Unschlüssig, ob sie noch verweilen oder untergehn solle, blieb sie mit jedem Tage länger am Himmel, und wenn

sie endlich sank, verwandelte sie die Wölkchen, in denen sie verschwand, in feurige Rosen.

Und als nun alles aufs schönste geschmückt war, kehrte auch Maria wieder.

Es ist nicht zu sagen, wie schön die Welt schon war, man konnte nicht glauben, daß es noch schöner werden könnte, aber als nun Maria wieder durch die Frühlingsherrlichkeit wanderte, schien mir doch alles noch schöner geworden zu sein. Ich prüfte mich, als ich ihr zuerst wieder gegenübertrat, ob mein Herz auch fest und stark wäre, und reckte mich empor, um ihr gefaßt und gesammelt zu begegnen. Eine Wolke kam doch über meine Augen, ich konnte es nicht verhindern, nur eine einzelne Wolke, und sie zog schnell vorüber.

Es geht dir wieder gut? fragte Maria und sah mir warm und freudig in die Augen.

Recht gut, Maria, antwortete ich. Und als ich die feine und reizende Gestalt in aller ihrer Reinheit und sanften Güte anschaute, sagte ich: Auch du bist frisch und fröhlich zurückgekommen?

Sie antwortete nur mit einem Lächeln. Nach diesen Worten, die so unverfänglich klangen, und in denen doch leise und nur uns vernehmbar die Vergangenheit noch einmal zitterte, führte mich Maria zu dem Ruheplatz im Schatten der alten Bäume, deren Kronen nun auch stolz in ihrem frischen Laube rauschten.

Mit Maria waren auch die Leute, in deren Hause sie den Winter über gewesen war, gekommen, und ich fand sie im Abendschatten mit den Leuten vom Weidhof versammelt. Die Tochter des Professors saß auf dem Platze, den auch ihr Vater, wenn er hier verweilte, regelmäßig für sich mit Beschlag belegte, wodurch sie bewies, daß sie ihres klugen Vaters kluge Tochter war, denn während wir andern von unsern Plätzen aus nur die Wiesenflur mit dem massigen Hintergrund der Bergwand vor uns hatten und erst wenn wir uns aufrichteten und zur Seite wandten oder aufstanden, mehr von der Landschaft zu sehen bekamen, konnte sie die Schönheit der Gegend immerfort bequemlich genießen und hatte also die duftigen Wiesenmatten mit den überragenden Bergen, dazu die fernen blauen Höhenzüge, die weißleuchtenden Gipfel und die goldne Abendröte in einem Blicke vor sich. War sie von einer mehr innerlichen und ernsten Art, so hatte der Doktor, ihr Mann, ein überaus fröhliches und sonniges Temperament, von dem er auch in der ganzen Zeit, wo ich ihn kannte, nicht verlassen wurde, höchstens daß seine Stimmung einmal gedämpft wurde, wenn ihm ein altes Magenübel Entsagung auferlegte. Dann saß er wohl betrübt und gedrückt wie ein Rotschwänzchen während eines Regenschauers beiseite, erholte sich jedoch immer schnell und war bald wieder so aufgeräumt, als hinge ihm der Himmel voller Geigen. Man war mit ihm schon nach einer Stunde so bekannt, als kennte man ihn seit Jahren, ohne daß er jedoch bei näherer Bekanntschaft verlor, vielmehr erfreute man sich immer mehr an seiner glücklichen Natur und ließ sich willig von dem Zauber seines frischen und ursprünglichen Wesens mit fortreißen. Es gehörte zu seinen Eigentümlichkeiten, daß er nicht lange auf einer Stelle bleiben konnte, sondern immer umherschwirren mußte. Bald von dieser, bald von jener Seite faßte er die Gegend ins Auge und machte immer neue Entdeckungen, die er uns dann zu betrachten nötigte, als wären wir bis dahin blind umhergegangen, und er müßte auch an uns seinen Beruf ausüben und uns also den Star stechen. Und er sang mit schöner Stimme und jubelte so hell und in solcher Dankbarkeit über all das Herrliche, das um ihn war, daß die alten Bäume über die unerhörte Lust wohl die Häupter geschüttelt haben mögen.

Ob die Leute wußten, was sich zwischen mir und der Maria einmal hatte anspinnen wollen, blieb mir bis zuletzt verborgen. Wenn ich die fremde Dame ansah, deren nachdenkliche Augen oft fragend und forschend auf mich gerichtet waren, so war ich geneigt, es zu glauben. Sprach ich dagegen mit dem Doktor, der mir ununterbrochen vollkommen harmlos und freundlich begegnete, so zweifelte

ich wieder. Später stellte sich heraus, daß er ebenso wie seine Frau in das Geheimnis unsrer Herzen eingeweiht gewesen war, es jedoch entweder für unsinnig gehalten hatte, sich an fremder Liebestorheit den Humor zu verderben, oder aber, was wahrscheinlicher ist, auch mit uns nach einem Grundsatz verfuhr, den er einmal seine silberne Lebensregel genannt hatte: man dürfe unerwünschten Verhältnissen nicht ängstlich ausweichen, sondern müsse sie in einem fröhlichen Lachen ersäufen. War dies seine Meinung, so behandelte er uns gewiß auf eine kluge Weise und verhalf uns zu einem unbefangnen Verkehr. Er würde vielleicht auch Recht behalten haben, gäbe es nicht eine Grenze, über die auch die größte Klugheit nicht hinüberzugreifen vermag.

So waren jetzt auf dem Weidhofe fröhliche Tage angebrochen, denen glückliche Abende, woran auch ich zuweilen teilnahm, folgten. Ich sah Maria auch häufig von ferne, wenn sie etwa mit ihren Leuten über die Wiesen zur Arbeit ging, und erkannte sie dann schon, wenn ihre Gestalt kaum etwas mehr als ein dunkler Punkt war, der sich über eine grüne Fläche hinbewegte. Ihr Herankommen und allmähliches Größerwerden zu beobachten war dann für mich das schönste und wunderbarste Morgenschauspiel. Aus dem Punkte wurde nach und nach ein Mensch, und der Mensch verwandelte sich in das allerfreundlichste Menschenbild, das wenn es unter den Fenstern, hinter denen ich saß, angelangt war, immer einen Augenblick verweilte und dann mit einem hellen Lächeln vorüberschwebte. Darauf saß ich den Tag über meiner Arbeit und wartete auf den Sonnenuntergang, wo sich dasselbe Schauspiel, jedoch in umgekehrter Weise wiederholte, und also die liebe Gestalt aus dem Waldesdunkel hervorkam, freundlich an mir vorüberzog, weit und weiter ging und endlich in den Abendschatten versank. Wurde mir dabei schwer zumute, und mußte ich mit Schmerzen ringen, so preßte ich die Hand gegen das Herz: brenne, aber bewahre deine Glut. Es gelang mir auch vor Maria ruhig und mit hellem Antlitz zu erscheinen. Ich brauchte mir keine Vorhaltungen zu machen, und auch die andern, wenn sie überhaupt die Absicht hatten, fanden keine Ursache, trennend zwischen uns zu treten.

Die Wochen vergingen, und schon sprach man auf dem Weidhofe von der Heimreise der liebgewonnenen Gäste, da stieg ein Tag über uns auf, so strahlend wie noch keiner. Mit einer stillen Morgenröte, in der sich die Erde aus ihrem Schlummer löste, hob er an und führte Glanz über Glanz herauf. Die hohen Berge reckten sich frei und stolz in der Sonnenflut, und silberne Nebel wehten über den taufeuchten Wiesen. Ich hatte Maria mehrere Tage nicht gesehen, aber an diesem Morgen kam sie wieder daher. Weil aber die leichten Schleier, so zart und durchsichtig sie waren, den Wiesenpfad verdeckten, so erblickte ich sie erst, als sie schon dicht unter unserm Hause, rosig wie die Frühe selbst, aus dem Nebel hervortrat. Die Erde war so schön, das ferne Land schwebte in blauem Duft, auf jedem Blatt und an jedem schwankenden Halm blitzte ein Tautropfen, und jubelnd sang die Lerche in den Lüften, da konnte auch Maria nicht wie sonst still vorübergehn, sondern jauchzte freudig auf, und die andern, die mit ihr waren, und mancher, der das in seinem Hause hörte und neugierig hervorkam, stimmte fröhlich ein. Darauf, als die letzten Stimmen im Walde, in dessen Hallen das lichte Morgenbild hineingezogen war, verklangen, breitete sich über dem Tale eine wundersame und fast unbegreifliche Stille aus. Und doch war es nicht eigentlich still, vielmehr flogen die Schwalben unaufhörlich zwitschernd hin und her, das Rotschwänzchen verstummte nicht einen Augenblick, der Brunnen murmelte bedächtig, und in tiefen Tönen rauschte der Bach in seinem verborgnen Bett; vom Walde her läuteten einzelne Herdenglocken, die Kinder sangen und plauderten um das Haus her, und über der Flur war ein beständiges Summen und Zirpen, aber das alles schwebte doch nur wie ein Hauch durch die Größe und Weite dieser gewaltigen Welt. Beklommen und bedrückt saß ich in diesem Glanz und in dieser Stille, und es war mir ums Herz, als balle sich ein Gewitter über mir zusammen, und doch stieg

nirgends eine Wolke auf, hoch und immer höher wandelte die Sonne über den glänzend blauen Himmel.

Am Nachmittag rief mich ein neues Jauchzen, das von den Wiesen her klang und von den Stimmen unsrer Kinder beantwortet wurde, wieder ans Fenster. Unser fröhlicher Doktor war es, der den Bergstock in der Hand den Wiesenhang heraufkletterte und von den Kindern, die ihn alle kannten und ihm sehr zugetan waren, in Empfang genommen wurde.

Wohin soll es noch gehn, Herr Doktor? rief ich ihm zu. Er hob den Stock mit so großartigem Schwung, daß man annehmen mußte, er wolle bis zur obersten Zinne hinaufklimmen, und erzählte dann, die Leute vom Weidhof beabsichtigten, während der kurzen Sommernacht auf ihren Almwiesen zu bleiben, um so die Arbeit vor Sonntag zu vollenden. Er wolle deshalb noch ein wenig in den Bergen herumspazieren, den Abend und die Nacht aber auf der Alm verleben und am andern Morgen, wenn es sich füge, den Sonnenaufgang anschauen.

Ein Sonnenaufgang auf den Bergen! sagte ich.

Ihr habt das wohl noch nicht gesehen, Meister Reinhold. So werft euer Zeug in die Ecke und geht mit.

Ich zauderte. Da kam auch die Meisterin und sagte: Das ist recht, Herr Doktor. Nehmen Sie ihn nur mit. Er sitzt den ganzen Tag schon mäuschenstill, es ist zum bange werden. Mit Ihnen in den Bergen herumzusteigen, das wird ihn aufheitern, und seine Arbeit drängt nicht.

Aber der Hochzeitsrock für den Trosthof! warf ich ein.

Den bringst du auch morgen noch fertig.

So nahm ich denn ebenfalls den Bergstock in die Hand und stieg glücklich zu dem Wald hinauf.

Wir gingen durch dunkle Tannen und unter lichten Lärchenwipfeln, wir hörten verborgne Wasser rauschen und stiegen immer weiter hinauf, bis dahin wo alles Rieseln verstummte und nur noch einige zerzauste und gebeugte Wettertannen im Winde wehten. Wir schauten über duftige Höhen, in schwarze Schluchten und auf lichtbeglänzte smaragdne Matten, wir freuten uns an den zarten Wolkenbildern, die der Abend über den Himmel ziehn ließ. Und als dann die Dämmerung hereinbrach, und der Mond, dessen Scheibe schon lange matt und bleich über uns schwebte, seinen Silberglanz über die Berge warf, stiegen wir zu der Alm nieder, wo Maria weilte.

Man stellte gerade die Arbeit ein, neben einer hölzernen Hütte brannte zwischen Steinen ein helles Feuer, und Rauchwolken zogen in der linden Abendluft dahin. Mein Begleiter grüßte mit einem Jauchzer hinab, des Weidhofers Leute antworteten ebenso, und ich hörte auch Marias Stimme. Sie hatte, als sie uns auf dem Felsenstieg herunterkommen sah, die Hand über die Augen gelegt, um sie gegen das Abendleuchten, in dem wir niederstiegen, zu schützen. Nun aber, da sie uns erkannte, kam sie uns ein Stück entgegen, und in ihren Augen schimmerte unverkennbare Freude. Auch der Weidhofer begrüßte mich freundlich, und so taten auch alle übrigen.

Es begann nun, nachdem die Abendsuppe genossen war, ein munteres und frohgemutes Treiben, dessen Urheber und eigentliche Seele der Doktor war. Er jubelte und sang in den schönen Abend hinein, sodaß nicht nur ein Weih, der über uns hinsegelte, einen Augenblick verweilte und auf den Lärm in der sonst so stillen Tiefe horchte, sondern auch von benachbarten Almen Leute, die ebenfalls in der Sommernacht auszuharren beschlossen hatten, zu uns herüberkamen. Und als nun verlautete, daß in einer tiefer unten liegenden Sennhütte eine Zither zu haben wäre, kannte des Doktors Freude keine Grenzen; sogleich mußte ein Knecht hinunterlaufen und sie herholen. So ging es unter Gesang und Erzählen mehrere Stunden, bis der Weidhofer den Feierabend ansagte und sich mit seinen Leuten, auch Maria und dem Doktor in der Hütte zu kurzer Ruhe niederlegte.

Ich hatte erklärt, auf der Bank vor der Hütte bleiben zu wollen, und man gab mir eine Decke, in die ich mich gehorsam, trotz der milden und warmen Luft, einhüllte. Es wurde nun still unter dem weiten Himmel, eine Zeit lang klang es noch von fernher herüber, aber die Stimmen versanken endlich alle im Schweigen der Nacht, und es sprachen nur noch die Sterne und die Stimme in meiner Seele. Da zogen sie hin, die stillen Lichter, und schauten sanft und mit freundlichen Augen auf die dunkle Erde nieder, und zwischen ihnen, zuweilen in silbernen Wolken versinkend, wandelte der Mond und beleuchtete die schwarzen Wälder und die scharf ausgeschnittnen Felsspitzen. Schon lange war über mich eine tiefe Traurigkeit gekommen, unter dem Singen und Jubeln war sie stärker und stärker geworden und füllte jetzt meine ganze Seele. In der Traurigkeit aber war zugleich eine tiefe Sehnsucht nach Frieden und Erlösung. So, denke ich mir, wird es einem Menschen zumute sein, der es fühlt, daß er stirbt, und dessen Seele, nachdem sie sich unter Schmerzen vom Leben losgerungen hat, das Licht einer andern Welt empfangen hat.

Ich schlief endlich ein, erwachte noch einmal und sank dann in einen festen Schlaf, worin ich noch einmal träumte, einen Traum, der, was wohl längst still und unklar durch meine Seele geflossen war, in ein deutliches Licht emporhob. Mir wars, als stiege ich in einem finstern Wald empor, einem Schein entgegen, der über den Wipfeln lag. Ich sah nicht, wo ich ging, wußte nicht, wohin ich wandelte, und verfolgte ein Ziel, das mir unbekannt war, aber ich wußte, daß ich ein Ziel hatte, und daß ich es, wenn ich nur unablässig weiterginge und mich von nichts zurückhalten ließe, auch sicher erreichen würde. Endlich lag die Finsternis hinter mir, und ich betrat eine freie, lichte Höhe, von der das Land nach allen Seiten zu nächtlichen Tiefen abstürzte. Über mir leuchteten die Gestirne in nie gesehener Pracht, und eine fast schmerzhafte Schönheit war in dieser Sternennacht. Wie ich dastand und hinaus in die unendliche Weite sah, entdeckte ich ein Licht, das heller als alle andern leuchtete, strahlend wie die Sonne war und doch in einem Glanze schimmerte, den meine Augen ertragen konnten. Nun erkannte ich es: es war mein Stern, auf dessen Erscheinen ich schon solange gewartet hatte. Langsam kam er näher, wurde immer größer und füllte endlich den ganzen Nachthimmel vor mir aus. Jetzt war er so nahe, daß ich Gestalten in seinem Lichte gehn sah, aber eine tiefe finstre Kluft lag zwischen mir und ihm. Eine der Gestalten jedoch, deren Züge ich kannte, da es das Antlitz der Geliebten war, kettete eine silberne Brücke los und legte sie zu mir herüber. Freudestrahlend betrat ich sie und war nun auch in dem wonnigen Licht, aber die Gestalt, die sich meiner angenommen hatte, war nicht mehr zu sehen. Ich wurde dennoch nicht traurig, sondern sagte: Nun kann ich sie nicht wieder verlieren, sondern werde sie wiederfinden. Geduldig will ich warten, bis ich ihr wieder begegne. Dann zog das Licht weiter in die Unendlichkeit, unter mir aber versank die Erde in Finsternis.

Es rührte mich etwas an, und ich erwachte. Maria stand vor mir.

Ich hörte dich seufzen, so schwer und schmerzlich! sagte sie.

Habe ich geseufzt? Ich war doch so glücklich, ich habe schön geträumt. Auch von dir, Maria.

Sie sah mich schweigend an. Die Nacht war schon im Vergehn, das Sternenlicht erbleichte.

Du siehst so ernst aus, sagte Maria wieder. Und du bist so bleich. Was mag dich nur betrüben?

Es ist die Nacht, Maria. Und das Dunkel und das Schweigen, die Stille um mich her. Laß es tagen, und ich werde wieder wie sonst sein.

Sie sah sich um und schaute mich dann wieder ernst und schweigend an. Der Tag bricht an, sagte sie dann plötzlich. Ich kann nicht mehr ruhn. Laß uns hinaufgehn. Wir wollen die Sonne erwarten.

Ich stand auf und wußte nun schon, daß ich dem Ende zuschreite.

zusammen, und also wünsche ich euch Glück. Nun aber hinunter zum Vater, ich bin neugierig, was er angeben wird.

Der Weidhofer war nicht so überrascht, als ich glaubte. Ich habe es längst kommen sehen, sagte er, und es ist mir anfangs nicht recht gewesen. Nachher habe ich gesagt: Gegen die Liebe kann man nichts tun, sie läßt sich nicht kaufen und nicht zwingen. Und heute sage ich: Es ist mir recht, denn wir haben dich seither lieb gewonnen.

Darauf gab er mir die Hand, und wir waren als Brautleute anerkannt.

In dem frohen Getümmel, das nun unter den Dienstleuten entstand, fand ich Zeit, mich aufzuraffen und Fassung zu gewinnen. Wir setzten uns zum Frühmahl nieder, das die Magd bereitet hatte. Der Doktor nahm jedoch nicht daran teil, sondern erklärte, er müsse nach dem verpfuschten Sonnenaufgang noch ein Stündlein oder zwei schlummern und werde dann in aller Gemächlichkeit zu Tale wandern. So saß ich mit Maria und ihrem Vater noch eine kurze Weile zusammen und hatte die Kraft, mein Weh vor ihnen zu verbergen und das Klirren in meiner Brust nicht hören zu lassen. Darauf erhob ich mich und erklärte, ich müsse nun gehn, die Arbeit warte meiner.

Das ist brav, sagte der Weidhofer. Ich muß es loben, wenn einer mitten in der Freude an seine Pflicht denkt. Auch wir wollen an unser Werk gehn.

Noch einmal trat Maria an mich heran und sah mir liebreich in die Augen: Heute Abend, Reinhold.

Heute Abend, liebe Maria. Behüte dich Gott, du geliebtes Herz.

Wir schieden. Langsam ging ich den Grashang hinunter. Vor dem Walde blieb ich noch einmal stehn und schaute zurück. Maria stand noch auf derselben Stelle und jauchzte nun, da ich mich umwandte, hell auf. Ich wollte ihr antworten, aber die Stimme versagte. So wehte ich mit dem Hute nach ihr hinüber und schwenkte ihn, so lange ich sie noch sah, und bis mir der Schleier, der sich mir vor die Augen legte, die geliebte Gestalt verhüllte.

Im Walde warf ich mich nieder und war mit meinem Gott allein.

Als ich dann weiter ging, war ich ruhig geworden und wußte, wie ich mich verhalten wollte. Der Meisterin teilte ich sogleich nach meiner Heimkehr mit, daß ich mit Maria verlobt wäre, bat sie aber, darüber vorläufig nichts verlauten zu lassen. Daß sie es erfuhr, gehörte zu dem Plane, den ich mir zurechtgelegt hatte. Dann setzte ich mich an die Arbeit, und wenn ich die Frau in der Nähe wußte, pfiff ich mir wohl ein Liedchen, sie durfte nicht merken, daß es mir im Herzen zum Sterben schwer und müde war. Einmal kam mir der Gedanke: daß ich nicht bleiben dürfe, sei freilich ausgemacht, aber vielleicht könne ich anderswo von neuem beginnen und den abgerissenen Faden nochmals anknüpfen. Der Gedanke erlosch jedoch sogleich in einer Flut von Abscheu, die sich über meine Seele ergoß, und um ihm jede Wiederkehr unmöglich zu machen, holte ich die Schriften, die der Ausweis über meine Person waren, hervor, zerriß sie in Stücke und verbrannte sie im Herdfeuer. So war die Lüge meines Lebens vernichtet, und ich selbst nur noch ein Schatten in dieser Welt. Wie hatte das doch geschehn können? Stürmen und brausen sollte es um mich her, so hatte ich es gewünscht, und ich hatte gelobt, was auch über mich käme, wenn nur die Lüge, an der mein Leben hing, erhalten bliebe, mit geduldigem Herzen zu ertragen. Der Sturm war nicht gekommen, ruhig und sanft hatte sich mein Leben gestaltet, aber in diesem sanften reinen Lichte, in das ich hineingestellt worden war, und unter dem Scheinen so vieler treuer Augen, in der Güte und Schönheit und Herzenswärme, von der ich umgeben gewesen war, mußte ja wohl die Lüge wie ein Eisgebilde im Sonnenlicht schwinden und allmählich vergehend zu einem Hauch werden, den eine Morgenröte auslöschen konnte. Da gedachte ich: Der Herr ging vorüber an dem Propheten. Er kam im Sturm, im Feuer, im Erdbeben, aber Elias erkannte ihn nicht. Aber als er nun in einem sanften Wesen vorüberging, verhüllte der Prophet sein Haupt.

Um die vierte Nachmittagstunde war ich fertig und kleidete mich auf meinem

Bin ich nun unglücklich? Man ist nicht unglücklich, wenn man getan hat, was man tun mußte. Meine Bitte hat vielmehr Erhörung gefunden, ich habe mein Kreuz tragen lernen. Wohl habe ich noch kämpfen müssen, aber der Ruhe ist immer mehr geworden. Bin ich vordem durchs Leben gegangen, als trüge ich zwei Seelen in mir, von denen die eine immerfort dem Lichte zustrebte, die andre sich immerfort in die Finsternis hineinziehen ließ, so bin ich jetzt aus diesem Zwiespalt erlöst und habe Frieden. Auch wenn ich mich von neuem in Finsternis stürzen wollte, so könnte ich es nicht mehr, denn ich bin ein gebundner Mann. Aber ich bin auch in andrer Weise als durch Gewalt gebunden, ich habe nicht umsonst gelebt und bin nicht vergeblich durch so viel Finsternis und so viel Licht gewandert. Ich habe die Stimme gehört, die die Mühseligen und die Beladnen zu sich ruft, und das Kreuz, das mir in der finstern Nacht meines Lebens erschienen war, leuchtet mir nun auch am Tage und weist mir meinen Weg.

Mein Leben ist im Vergehn, ich weiß es jetzt und verstehe also, was die Blicke, denen ich zuweilen begegnete, zu bedeuten hatten. Es hat mich erschüttert, dies zu erfahren, und es hat mich zugleich mit unaussprechlicher Freude erfüllt, denn ich sterbe gern. Schon immer wollten mich meine Eltern aufsuchen, aber ich hatte immer abgewehrt. Als ich jedoch vernahm, wie es um mich steht, und zugleich bedachte, daß auch ihre Tage gezählt sein könnten, habe ich sie selbst herbeigerufen. Die Mutter war untröstlich, der Vater still, aber er hat mir seine Hand aufs Haupt gelegt und mich an sein Herz gezogen. Von ihnen habe ich auch erfahren, daß Marthchen verheiratet ist und als eine glückliche Frau in einem glücklichen Hause waltet. Ich habe es mit Freuden gehört und Gott gebeten, daß er sie immerfort segnen möge. Er segne auch die, die mir sonst teuer waren, und die meiner wohl zuweilen als eines längst Gestorbnen gedenken werden. Allen Segen und sein schönstes Glück aber lenke er auf dich, Maria. Mögest du Frieden finden, wie ich ihn gefunden habe.

Es ist Winter geworden. Die Welt liegt verschneit, die heiße Lebensflamme ist niedergegangen, aber sie wird wieder emporschlagen, wenn der Frühling kommt, und dann werden auch die Bäume, von deren Kronen ich jetzt nur einige kahle Reiser sehe, wieder ausschlagen und im Frühlingshauch rauschen. Ich weiß noch immer nicht, von welcher Art sie sind, aber ich frage nicht mehr danach. Meine Seele ist auf andres gerichtet und begehrt Größeres zu erfahren.

Ich sehe meinen Stern in der Ferne aufglänzen. Die Brücke liegt bereit, bald gehe ich hinüber, und die Erde versinkt zu meinen Füßen.



Die zwölf Nächte

Weihnachtsgeschichte von Georg Stellanus

(Schluß)



ährend der alte Mergner und dessen Gäste rücksichtslos dem Rum des in seiner Kammer eingeschlossenen Fräuleins zusetzten, hatte sich Frau Hodewitsch, da im Stall und im Hause alles in Ordnung war, mit einem Apfel und einigen Nüssen auf ihren Lehn- und Arbeitstuhl gesetzt und war da, nachdem sie nur den Apfel ganz, von den Nüssen nur zwei oder drei mit vielem Mumpeln schnabuliert hatte, in den tiefsten Schlummer verfallen. Einen Schlummer, der, wie schon erwähnt worden ist, eine ihrer besondern Eigentümlichkeiten war, denn er pflegte sie mit einer solchen Gewalt zu umfangen, daß sie, wenn sie eingeschlafen war — und das pflegte das Werk eines Augenblicks zu sein —, so lange als abwesend gelten

Die Unterhaltung war schon ganz in die flachen und doch entzückenden Gemeinplätze abgeirrt, auf denen sich zweie, die sich eben erst zusammengefunden haben, ohne Arg ergehn, ja ich wage nicht einmal zu behaupten, daß sie nicht von Zeit zu Zeit in wonnigster Weise ganz ins Stocken geriet, als sich die laute Stimme von Johannes Krüger und die etwas schwächere, seltsam heisere und belegte des alten Hodewitsch von ganz oben in der Straße, näher und näher kommend, hören ließen und Maxens schleunigen Rückzug veranlaßten. Helenchen hatte, nachdem ihr Verehrer durch das Hinterpförtchen, das auf einen Zimmerplatz führte, auf und davon gegangen war, viel zu tun, um Vater und Mutter durch gütliches Zureden aus dem Bereiche der abenteuerlichsten Sinnestäuschungen in das Gebiet der Wirklichkeit zurückzuführen. Der alte Hodewitsch glaubte — das war eine Wirkung des in zu reichem Maße genossenen Grogs —, er steuere. Er hatte ja in der Tat auch auf dem Nachhausewege nach Kräften gesteuert, um nicht von dem Grogorkan überwältigt und umgerissen zu werden: aber nun, wo er wohlbehalten, obwohl etwas erschöpft, zuhause angekommen war, hatte er sich des Spinnrads seiner Frau bemächtigt und drehte es mit ernstem, beinahe sorgenvollem Gesicht nach rechts und nach links, je nachdem er das Dampfboot, das er steuerte, hier vor einer Klippe, da vor einer Sandbank, dort vor einem Zusammenstoß mit einer schwerbeladnen Steinzille zu bewahren bemüht war. An sich war ja der Sport, dem er huldigte, harmlos, wenn man nur nicht hätte befürchten müssen, daß er mit seinen bleiern schweren Armen das gebrechliche Rad, mit dessen Hilfe er steuerte, unversehens, wie man in Wehlen sagte, verurschen möchte. Und dann hätte man ihn gern, so lange Krüger noch zur Hand war, mit dessen Hilfe zu Bett gebracht, während er sonst wahrscheinlich, sehr zum Nachteil seiner Gesundheit, die Nacht am Tische sitzend zugebracht haben würde. Erst als ihm Krüger wiederholt versichert hatte, daß „der Feldmarschall Graf Moltke," den er steuerte, nicht weiter fahre, und daß er, Hodewitsch, eine Treppe hoch im Bureau der Dampfschiffahrtgesellschaft mit Ungeduld erwartet werde, war er dazu zu bringen, sich hinauf in seine Kammer führen zu lassen, und es ist wahrscheinlich, daß er sich von Krüger nur um deswillen willig entkleiden und ins Bett legen ließ, weil ihm dieser mit dem ernstesten Gesicht von der Welt versichert hatte, die Direktion könne ihn für den übrigen Teil der Nacht entbehren und habe ihm deshalb ausdrücklich Urlaub erteilt. Denn wenn ich dächte, murmelte er einmal über das andre beim Einschlafen, daß dem Moltke in meiner Abwesenheit etwas zustoßen könnte, würde ich nie wieder meines Lebens froh werden.

Frau Hodewitsch hatte zwar einen gesunden Schlummer, aber ihr Erwachen, wenn sie jäh aus ihm herausgerissen wurde, war von sehr beunruhigenden Symptomen begleitet. Sie glaubte dann jedesmal bestohlen, wenn nicht gar beraubt und vergewaltigt worden zu sein, und konnte nur beruhigt werden, wenn man mit ihr sämtliche Winkel des Hauses, in denen sich der Täter hätte verborgen haben können, durchsuchte. Ihre Aufregung legte sich dann allmählich, und wenn sie einigermaßen wieder beruhigt war, mußte sie eiligst zu Bett gehn, da sich dann der Schlaf ihrer wieder mit einemmal bemächtigte.

Als die alten Leute, sowie die leichtfertigen Truggeister, die mit ihnen ihr Spiel trieben, endlich zur Ruhe gebracht waren, suchte auch Helenchen ihr Kämmerlein auf, und obwohl der Versuch, den sie machte, den geheimnisvollen Zauber der zwölf Nächte zu benutzen, um im Spiegel hinter ihrem Kopf das Antlitz ihres künftigen Verlobten zu sehen, auch diesesmal wieder mißglückte, schlief sie doch vertrauensvoll und wohlgemut ein, denn Max, ob nun sein Antlitz im Spiegel erschien oder nicht, war doch, das fühlte sie, der Rechte, der Einzige, dessen Antlitz sich in ihrem Spiegel hätte zeigen können, wenn die Nacht vom zweiten zum dritten Feiertag ihre Sache verstanden hätte und Liebenden einen Ausblick in die Zukunft zu gewähren bereit gewesen wäre. Max, davon war Helenchen überzeugt, war durch die gütige Vorsehung eigens für sie so geschaffen worden, wie er war, und wie sehr auch bezüglich des Wäscheschranks ihr Geschmack mit dem seinen übereinstimmte, wußte sie noch nicht einmal, denn auch sie gab den rotkarierten Überzügen vor den blaukarierten den Vorzug. Der Liebesgott war also — diese eine Gerechtigkeit muß man dem oft angefeindeten widerfahren lassen — diesesmal nicht blind gewesen, indem er nicht bloß zwei brave verläßliche Herzen, sondern auch zwei Paar Augen zusammengebracht hatte, die, was ihre Lieblingsfarbe betraf, desselben Geschmacks waren.

Helenchen, was Max anlangte, einer solchen Gefahr nicht besser aus dem Wege gehn, als indem sie sich ihrer Freundin gegenüber den Anschein gab, als hinge sie nach wie vor an dem schönen Karl. Auf diese Weise konnte ihre kaum erwachte und doch schon so ernste Neigung für den strammen Pontonier am leichtesten und sichersten unbesprochen bleiben. Wenn du Karl heiratetest, sagte sie schalkhaft, würde ihm das Fahrtenmachen schon vergehn. Aber du machst dir ja nichts aus ihm, und mit unsereiner macht er, was er Lust hat.

Warum soll ich mir denn nichts aus ihm machen? sagte mit kaum verhehltem Eifer Minna, der das ein Zug nach der rechten Richtung zu sein schien. Aber er ist ja dein Schatz, nicht meiner, wenigstens war er das, bis du ihm selber den Laufpaß gegeben hast.

So wirst du meinen Auftrag doch nicht ausgerichtet haben, Minna? Freilich habe ich ihn durch dich bitten lassen, nicht mehr Abends um unser Haus herumzulungern, aber der Liebe tut das doch keinen Eintrag, meinst du nicht auch, Minna?

Nu, wie gesagt, wie einer, der für dich durch dick und dünn zu gehn bereit wäre, sah er nicht gerade aus, aber mich hat er die Bestellung, die ich ihm machte, nicht entgelten lassen; er war im Gegenteil ganz nett, und ich glaube, wenn ich gewollt hätte, wäre er geradezu zärtlich geworden.

Aber das wolltest du doch nicht, nicht wahr, Minna? Denn du machst dir ja nichts aus ihm, und meinen Schatz möchtest du mir doch nicht abspenstig machen, was?

Nee, das schon nich, aber zu en Entschlusse, was der machen wollt, solltest de doch balde kommen. Bis in die blaue Pechhütte wird der auch nich warten wollen, und wenn 's deine Alten nu eemal partout nich zulassen wollen, da is der erste Verdruß am Ende doch besser als der letzte, und wenn ich wie du wäre, hielt ich en nich.

Du meinst doch nicht, daß es ganz und gar alle sein sollte? Was sollte denn da aus ihm werden?

Der findt schon ene andre, da brauchst de nich bange zu sein. So einer braucht nur die Hand auszustrecken, da hat er an allen fünf Fingern eene ...

Am Ende hinge deinen Vater seine Tochter auch irgendwo mit dran, vielleicht gar am Goldfinger, was, Minna?

Nu, warum denn nich, wenn ich dir damit nich in de Quere käme?

Das hättest du mir doch sagen sollen, da hätte ich lieber ene andre geschickt oder hätte selber mit ihm gesprochen.

Das kannst de ja noch. E Besuch würd 'en freuen, jetzt, wo er feste liegt; da wirst du ja hören, was er sagt, und ob ich Recht habe, wenn ich denke, daß er sich aus eener, die er nich besuchen kann, ehm nich soviel macht, wie aus eener, wo er hindarf.

Würde er denn hindürfen zu dir?

Das käme noch drauf an; wenn er mich heiraten wollte, und ich sähe, daß er Ernst machte, da wollt ichs meinen Alten schon plausibel machen, daß sie nichts dagegen sagen täten. Gehg emal hin und sprich mit en; da wirst de ja sehn, was er dervon denkt.

Das wollte nun Helenchen freilich nicht tun, da es ihr gleichgiltig war, wie Röberkarl übers Heiraten oder sonst etwas dachte, aber das brauchte sie ihrer Freundin nicht auf die Nase zu binden, und die treue Minna ihrerseits nahm sich im stillen vor, daß sie die erste beste Gelegenheit benutzen wollte, mit dem schönen Karl ins reine zu kommen, und wenn sie sie vom Zaune brechen und sich dem jungen Manne halb und halb an den Hals werfen sollte. Wenn sie ihn einmal zum Manne hätte, wollte sie schon dafür sorgen, daß er kein Oberwasser bekäme und nicht, als wäre er noch Junggeselle, überall herumschwärmte. Ganz war sie mit dem Erfolg ihres Zuredens nicht zufrieden, denn aufgegeben, so schien es ihr, hatte Helenchen den schönen Karl nicht, aber sie nahm sich vor, ihr Heu zu machen, solange die Sonne schien, und sich damit so dazuzuhalten, daß Helenchen, wenn sie doch Karl aufzusuchen sich entschlösse, nur das Nachsehen hätte.

* * *

großen Schlitten an der Spitze des Zuges aus. Nicht daß sie trotz der redlichsten Bemühungen auch nur für Augenblicke wirklich zusammengekommen wären, aber sie waren ähnlich wie Husaren gekleidet und hatten rote, schreibe und lies rote Federstütze auf ihren Pelzmützen, die sie, sie mochten aussehen, wie sie wollten, durch die Bank als Kolpaks bezeichneten. Ihre Pferde waren mit Bändern und Schellengeläute besonders reich bedacht worden, und auf ihrem Schlitten war auch das Fäßchen Rum, das man jedes Jahr in weislicher Fürsorge für den Fall mitnahm, daß es in Stolpen an Rum fehlen könnte. Da diese Kalamität den Wehlenern auch dieses Jahr wieder erspart blieb, so mußte das Fäßchen auf der Rückfahrt geleert werden, was den Erfolg hatte, daß der Musikschlitten wie Charons Nachen mit nichts als entseelten Körpern gefüllt in Wehlen eintraf und nur ganz allmählich durch je zwei freiwillige Krankenträger geleert werden konnte. Sie hätten auf dem Rückwege „stille Musik" gespielt, meinte Krügerhans, der auf dem Nachhausewege das Gespenst um so entgegenkommender gefunden hatte, je gründlicher die Wachsamkeit des ihm unbequemen Argus durch Grogrunden beeinträchtigt worden war.

Kegels, Mann und Frau, hatten sich der Fahrt angeschlossen: ihr Schlitten war sogar einer der nettesten und flottesten, aber ihre Tochter, die neunmal genähte Minna, hatte nicht teilnehmen wollen. Sie hatte Unwohlsein vorgeschützt, und da Röbers, die nirgends fehlten, wo es ein Vergnügen gab, sich auch diesesmal nicht ausgeschlossen und den noch immer an den Großvaterstuhl gebannten Sohn seinem Schicksal überlassen hatten, so hatte Minna richtig kalkuliert, daß sie schwerlich jemals eine günstigere Gelegenheit finden könnte, die Sache mit dem schönen Don Juan in aller Stille in Ordnung zu bringen. Ihn aufzusuchen hätte sie sich zwar gescheut, wenn sie hätte voraussehen müssen, daß die Tatsache ihres Besuches bekannt werden und zu allerhand unliebsamen Redereien Veranlassung geben könnte: so aber, wo alle Bekannten außer Fräulein Mergner weg waren, und wo sie sich deshalb unbemerkt zu dem schönen Karl begeben konnte, nahm sie keinen Anstand, den etwas gewagten und für ein junges Mädchen ungewöhnlichen Schritt zu tun und den Patienten in der Dämmerungsstunde aufzusuchen. So schön wie vor der Schlacht sah Karl freilich nicht aus: die Lippen waren noch immer verschwollen und schief, auch wollte es mit dem Reden nicht so flott gehn wie vor der Verwundung. Aber die Augen waren ja die alten geblieben, und die treue Minna stürzte sich mit derselben Leidenschaft in die ihr von dem Patienten entgegengestreckten Arme, mit der der hungrige Tiger in die verlockende Grube springt, auf deren Grund ein appetitliches Lämmlein festgebunden blökt. Sie hätte diesen gewagten Besuch lieber unterlassen und eine günstigere Gelegenheit abwarten sollen, bei der der schöne Karl den ersten Schritt hätte tun müssen und tun können, während er jetzt, durch den noch immer schmerzenden Fuß im Großvaterstuhle festgehalten, sich wie ein wundertätiges Bild verehren und abküssen ließ. Sie hatte durch ihre Eile, die Sache zum Abschluß zu bringen, die leidenschaftlichen Wünsche ihres verliebten Herzens verraten, und Karl, so zärtlich und feurig er sich auch anstellte, hatte von der ersten Minute an ein Oberwasser, aus dem er trotz Minnas spätern Bemühungen nicht wieder zu bringen war. Sie hatte sich in freiwillige Knechtschaft begeben, und so wenig war ihr Wille dem geliebten Despoten gegenüber maßgebend, daß ihr blau und weiß karierter Traum nie in Erfüllung ging, denn die Bezüge mußten, um Karl zu gefallen, rot und weiß sein, und wenn sie beim Mangeln Hilfe brauchte, mußte sie einem der Lehrlinge oder Hofjungen der Nachbarschaft gute Worte geben: Herr Röber war trotz des geringen Wäschevorrats, den er in den neuen Hausstand eingebracht hatte, zu vornehm, die Rolle für seine Frau zu drehn.

Am vierten Feiertage, dem Tage der unschuldigen Kindlein, erfuhr Wehlen, daß Hodewitschens Helenchen mit Max Hodewitsch, dem Pontonier, der ja, wie gesagt, nicht ihr Blutsverwandter, sondern nur ihr Namensvetter war, verlobt sei, und dem Kegelschen Ehepaare wurde durch Fräulein Mergner eine Kunde zuteil, die alle Zukunftspläne für ihre Minna über den Haufen warf. Fräulein Mergner, die ihr Leben lang tugendhaft gewesen und wie der benachbarte Königstein uneingenommen geblieben war, hatte — eine schwache Seite muß der Mensch haben — der Versuchung nicht widerstehn können, sich während der Schlittenfahrt im Orte umzusehen, um zu erspähen, was sich während der Abwesenheit ihrer Bekannten in deren Häusern zutrug. Sie hatte bei Röbers, zu denen sie gleich zuerst gegangen war, weil ja der schöne Karl zuhause sein mußte, durchs Fenster den Tiger in der Falle und mit Verzehrung des blökenden Lämmleins beschäftigt gesehen, und die Zeit bis

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel

Graf Bülow als „Gegner“ von Repressivgesetzen. Die „Frankfurter Zeitung“ stellt die Behauptung auf, daß der Reichskanzler ein Gegner von Repressivgesetzen sei. Eine solche Behauptung in solcher Allgemeinheit auszusprechen, ist wohl weder sachlich zutreffend noch politisch ganz unbedenklich. Vor allem deshalb, weil damit der Sozialdemokratie und dem Anarchismus, der ja auch in Deutschland sein Wesen treibt, ein Freibrief ausgestellt würde, von dem Graf Bülow sicherlich sehr weit entfernt ist. Er hat sich für einen Gegner einer „nervösen Gesetzgebung“ erklärt, d. h. einer solchen, die ab irato gemacht wird. Solche Gesetze leiden meist an dem Fehler, daß die Ausführung eines ihnen zugrunde liegenden an sich richtigen Gedankens schließlich in den Händen des Gendarmen oder des Schutzmanns bleibt. Man hat das an der Maigesetzgebung gesehen, die durch jenen rheinischen Priester zu Fall gebracht wurde, den ein Gendarm an sein Pferd gebunden hatte. — Graf Bülow hat sich ferner dagegen ausgesprochen, seinerseits im Reichstage Repressivmaßnahmen zu beantragen, für die mit Sicherheit nicht auf eine Mehrheit zu rechnen sei. Maßgebend für ihn ist dabei weniger die Abneigung gegen Repressivmaßnahmen an sich als gegen Vorlagen, deren Ablehnung die Regierung der Sozialdemokratie gegenüber von neuem einer Niederlage aussetzen und damit das Übel nur verschlimmern würde. Wenn dagegen ein dahingehender konservativer Antrag die Zustimmung der Mehrheit, des Zentrums und der Nationalliberalen, finden sollte, so besteht gar kein Zweifel, daß der Bundesrat, also auch die durch den Grafen Bülow vertretene Stimme Preußens, ihm zustimmen würde. Aber soweit sind wir noch nicht. Jedenfalls ist es besser, keine solchen Maßnahmen zu beantragen, als gegen eine durch Zentrum, Liberale und Sozialdemokraten gebildete Mehrheit damit zu unterliegen.

Nun kann man ja mit einigem Anschein von Recht einwenden: Fürst Bismarck dachte anders, er stand auf dem Standpunkt, die Regierung habe nach ihrer Überzeugung ihre Schuldigkeit zu tun; lasse der Reichstag sie dabei im Stich, so sei sie doch vor ihrem Gewissen und vor der Geschichte gerechtfertigt und im Besitz einer vollwertigen Quittung. So konnte, so mußte Bismarck handeln. Bismarck blieb eben Bismarck, auch wenn der Reichstag ihm zehn Vorlagen abgelehnt hätte. Solche Stöße konnten ihn in seiner großen historischen Stellung und Bedeutung nicht berühren, er blieb nach wie vor der Schöpfer des Reichs, Deutschlands schaffende Kraft und das Zünglein an der Wage der europäischen Politik. Seine Autorität im Lande hätte nicht die geringste Einbuße erlitten. Das ist noch so geblieben, als er längst nicht mehr im Amte war. Denn als zum achtzigsten Geburtstage der Reichstag ihm den Ehrengruß versagte, wurde Bismarcks geschichtliche Gestalt dadurch nicht verkleinert, sondern sie stieg mächtig in die Höhe, soweit das überhaupt für sie noch möglich war. Aber die Nachfolger Bismarcks sind eben seine Nachfolger. Sie können für sich nicht die welthistorischen Verdienste in Anspruch nehmen, die ihm eine Stellung hoch über allen Staatsmännern und Parlamenten anwiesen. Parlamentarische Niederlagen in so vitalen Fragen haben vielmehr für die heutige Regierung, ganz abgesehen von der persönlichen Seite, haben vor allem auch für die Krone eine schwere sachliche und prinzipielle Bedeutung. Graf Bülow würde schwerlich die bürgerlichen Parteien so fortgesetzt und dringend zur Einmütigkeit und zum Zusammenhalten ermahnen, wenn ihm nicht daran läge, hinter sich endlich eine festgeschlossene und entschlossene Majorität zu wissen, an deren Spitze er im gegebnen Augenblick handeln kann.

Die Regierungsautorität in politischen Existenzfragen schweren Niederlagen auszusetzen, würde sehr unweise sein, jede solche Niederlage bedeutete einen weithin sichtbaren Erfolg der Sozialdemokratie. So lange sich aber im Zentrum noch Leute finden, die für die sozialdemokratischen Angriffsformationen der Berufsvereine und ihre Anerkennung schwärmen, während gerade das Zentrum berufen wäre,

männlichen Bruchteil, der überhaupt raucht. Weshalb dieser Teil der Deutschen, der einen Teil seiner Einkünfte zum Vergnügen in die Luft pafft, nicht eine Abgabe auf Tabak vertragen soll, ist doch ganz unverständlich. Auch in der Tabakbranche verdient die Produktion hinreichend so viel, daß sie eine Mehrauflage tragen könnte. Man bedenke nur, wieviel überflüssiges Geld allein für die Ausstattung der Zigarren- und Zigarettenkisten usw. ausgegeben wird!

Um diese beiden so rationellen Steuern zu verhindern, werden Vorschläge gemacht, deren Durchführung Form und Wesen der Reichsverfassung auf den Kopf stellen müßte. In eine Reichseinkommensteuer wird schwerlich jemals ein deutscher Einzelstaat willigen, Preußen gewiß am allerletzten. Es wäre auch fraglich, ob es vom Reich klug getan wäre, mit direkten Steuererhebungen in den Bundesstaaten herumzulaufen oder sie durch diese auf seinen Namen ausführen zu lassen. Nichts wäre geeigneter, den Reichsgedanken unpopulär zu machen und allen Unwillen, alles Unbehagen auf das Reich abzuschieben, als wenn in jedem Dorfe der Reichssteuerzettel präsentiert würde. Und dazu dann noch der tiefe Eingriff in die Finanzhoheit der Bundesstaaten nicht nur, sondern in deren ganzen innern Organismus, der notgedrungen mehr und mehr davon berührt werden würde! Eine Reichseinkommensteuer wäre eine so unitarische Maßregel, daß schon aus diesem Grunde alle Bundesstaaten ihr principiis obsta! rufen würden. Es wäre der Beginn der Aufsaugung. Eine Reichserbschaftssteuer könnte ein Notbehelf sein, aber auch da ist noch kein brauchbarer Vorschlag gemacht worden, wie die Einzelstaaten für diesen Ausfall ihrer Einnahmen entschädigt werden sollten. Soll sich das Reich aber mit einem Zuschlage begnügen, so müßte zunächst durch Reichsgesetz die Einführung einer gleichartigen Erbschaftssteuer in allen deutschen Staaten ausgesprochen werden, und der Ertrag würde dann doch ziemlich gering ausfallen. Somit ist immer wieder das ceterum censeo, daß sich das Reich seine Einkünfte auf den Gebieten sucht, die ihm verfassungsmäßig gehören. Ob das für alle Zeiten ausreichen wird, ist eine andre Frage, vorläufig würde es aber noch auf längere Zeit hinaus genügen. Je mehr die Massen an den Ausgaben des Reichs partizipieren, zum Beispiel an den Ausgaben für Versicherung, um so gerechtfertigter ist es auch, die Einkünfte durch höhere Besteuerung des Massenkonsums entsprechend zu erhöhen. Ein drittes gibt es nicht, und aller Agitation braucht nur der Hinweis auf die so viel stärkere Besteuerung entgegengehalten werden, die die Sozialdemokratie für ihre Parteizwecke den Arbeitern auferlegt. *§*



Meine Grünen und ich. Wenn dieses Heft in die Welt hinausgeht, hat wieder ein Jahr seinen Kreislauf beschlossen, und es ist das fünfundzwanzigste mit ihm vergangen seit dem Tage, wo ich die Leitung der Grenzboten — damals in Verbindung mit Gustav Wustmann — selbst in die Hand genommen habe. Im Fluß der Zeiten gibt es kein Halten und keinen Einschnitt; die Tage gehn gleichmäßig hin über Sommer und Winter, über Werden und Vergehn, über die Schicksale des Menschenlebens; nichts kann ihren Lauf beschleunigen oder hemmen. Unablässig rinnt der Zeitstrom der Ewigkeit zu, ohne sich um das zu kümmern, was hinter ihm ins Dunkel zurücksinkt. Und doch stehn für jeden Menschen, der seine Strecke Wegs von ihm dahingetragen wird, Merksteine am Ufer des Lebens zwischen den beiden Punkten, wo er zu dem Tage seines Erdendaseins erwacht ist, und wo er die Augen wieder schließt. Danach mißt er seinen Weg, hier hat er seine Ziele gesteckt, nach denen er strebt, und hier hält er bisweilen im Geiste still und schaut auf die Strecke zurück, die er durchmessen hat.

So darf auch dieser Tag des Abschlusses in einer sich immer gleich bleibenden Arbeit einen Augenblick der Ruhe bedeuten, wo das Auge zurücksieht auf das, was getan und was erreicht worden ist.

Alle haben sie die größte Eile, und alle wollen sie auf einmal in das nächste Heft, keines will es einsehen, daß es hinter dem andern zurückstehn muß, und der Herausgeber hat seine liebe Not mit Geduldpredigen und Vertrösten, bis endlich jedes hat daran kommen können. Aber manchmal dauert das eben lange, und da kann es denn zu einem unheimlichen Gewissensdruck für ihn werden, wenn ihn die Manuskripte im Schrank, die nicht zum Leben gelangen können, mit vorwurfsvollen Augen ansehen, wenn nicht gar mit drohenden. Sie denken nicht daran, daß sie für den Leser an dem Tage, wo sie in dem grünen Kleid in die Welt springen, so neu sind, wie am ersten Tag, wo ihr Verfasser den Strich unter sie gemacht hatte, und daß sie vielleicht schon längst vergessen wären, wenn sie sich nicht gerade erst jetzt zum Genusse böten, wo sie erst recht zeitgemäß erscheinen können.

Die Manuskripte? Sind die ungeduldig und ungebärdig? Der Leser hat es schon gemerkt, daß hier nur durch die Blume gesprochen worden ist, und daß er auf eine besondre Seite des Herausgeberberufs gelenkt werden soll, und zwar auf den Verkehr mit den Mitarbeitern.

Es ist die schönste Seite des Berufs! Nichts macht das Leben so reich und so lebenswert als das Zusammenwirken mit geistvollen Männern, mit denen man sich eins weiß in den Zielen, denen man zustrebt, die man um den einen Mittelpunkt sammelt, seine Grünen, denen sie den Charakter und die Persönlichkeit geben. Nichts ist schöner — aber es ist schwierig! Je näher man seinen Mitarbeitern steht, je mehr sie bedeutende und eigentümliche Persönlichkeiten sind, desto mehr macht man die Erfahrung, daß sie alle — ihre Eigentümlichkeiten haben. Man hat das frohe Gefühl: ein Hirt und eine Herde! wenn man die Fäden in der Hand hält, die alle diese Geister zusammenführen, aber man muß manchmal doch sehr fest zufassen, wenn sich die Fäden nicht lösen oder verwirren sollen, oder wenn man nicht umgerissen werden will. Ich weiß nicht, was sich der Leser für eine Vorstellung von einem Hirten und einer Herde macht. Er hat sie vielleicht nur gelegentlich einmal auf einem Bild oder in der Sommerfrische oder von der Eisenbahn aus an einer Berghalde friedlich weiden sehen, und so wird er sich wohl auch einen Herausgeber und seine Mitarbeiterschaft denken, wenn das Bild vom Hirten und von der Herde gebraucht wird. Meine lieben Freunde werden das Bild hübsch finden, und sich vorstellen, wie sie so über die grüne Au der Hefte ziehn, aber heimlich werden sie sich gestehn, daß das friedliche Bild nicht immer den Vorgängen hinter der Bühne entspricht. Was es für Petrus bedeutet hat, als ihm der Herr sagte: Weide meine Lämmer! kann sich jeder denken. Daß auch Böcke unter den ihm anvertrauten Lämmern waren, hat Sankt Petrus bald erfahren — Hans Sachs hat uns berichtet, was für Not der heilige Mann mit einer einzigen Geiß gehabt hat, die er einen Tag lang hüten sollte —; ein schlimmeres Geschick aber ist es noch, wenn man sich als das einzige Lamm unter lauter Böcken fühlt. Das kann dem guten Hirten passieren. Dann aber kann ihn nur, wenn er sie mit gesenkten Köpfen gegeneinander rennen sieht, oder wenn sie auf ihn selbst einstürmen, der Glaube an seine Sache retten: En! Viridi prato consedit Phoebus Apollo!

So sind diese fünfundzwanzig Jahre dahingegangen, mit Freuden und mit Mühen. Beide sind unzertrennbar, und beide erneuen sich jeden Tag. Und die Reihe dieser Jahre umschließt fast ein ganzes Menschenleben. Ich war gerade zum Mann herangereift, als ich die Grenzboten in die Hände nehmen mußte, und jetzt stehe ich an der Schwelle des Greisenalters. Damals waren sie ein krankes Bäumchen, das die Blätter hängen ließ, und es hat der rastlosen Arbeit vieler Jahre bedurft, sie wieder zum Gedeihen zu bringen, aber es ist auch dann noch mancher Sturm gekommen, der sie zu entwurzeln drohte.

Es ist seltsam, wie manchmal ein Wort bestimmend auf ein ganzes Leben wirken kann. Der alte Freund meines Vaters, Julian Schmidt, hatte mich, als ich noch jung war, einmal darauf hingewiesen, wie ein Verleger führend und lenkend auf das geistige Leben des Kreises, in den er gestellt sei, einwirken könne, und daß das seine vornehmste Aufgabe sei. Er hatte damit einen Stachel in

Zur Beachtung

Mit dem nächsten Hefte beginnt diese Zeitschrift das 1. Vierteljahr ihres 63. Jahrganges. Sie kann durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und des Auslandes bezogen werden. Der Preis für das Vierteljahr ist 6 Mark. Wir bitten, die Bestellung schleunig zu erneuern.

Wir machen unsre Leser besonders darauf aufmerksam, daß die Grenzboten regelmäßig jeden Donnerstag erscheinen. Wenn Unregelmäßigkeiten in der Lieferung, besonders beim Quartalwechsel, vorkommen, so bitten wir dringend, uns dies sofort mitzuteilen, damit wir für Abhilfe sorgen können.

In der Woche zwischen Weihnachten und Neujahr erscheint dieses Jahr kein Heft; das erste Heft des neuen Jahrganges wird am 7. Januar ausgegeben.

Alle Freunde der Grenzboten bitten wir auch diesesmal wieder, zur Verbreitung der Zeitschrift mitzuhelfen, durch Empfehlung in Freundeskreisen, durch Mitteilung von Adressen, an die wir ein Probeheft schicken könnten, und wie es ihnen sonst möglich ist. Die Grenzboten haben durch die Ermäßigung ihres Preises einen erfreulichen Aufschwung genommen, aber sie können noch viel größere Verbreitung finden. Mit dem Umfang dessen, was sie bringen, sind sie jetzt die billigste der deutschen Revuen, und sie dürfen wohl die Anerkennung für sich in Anspruch nehmen, daß sie auch die beste sind. Sie werden fortgesetzt bestrebt sein, ihren Lesern fesselnde und anregende Hefte zu bringen, und werden dabei besondres Gewicht darauf legen, allgemein Interessantes zu bieten; eigentlich Fachwissenschaftliches aber werden sie nur soweit zulassen, als es auch für ein allgemeineres gebildetes Publikum von Wert sein kann.

Das Feuilleton wird zunächst einen neuen Roman von Charlotte Niese bringen: Die Klabunkerstraße.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig



